Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte

1. Band

22. Auflage

von

Weber-Baldamus

PROFESSOR E. M. HEICHELHEIM
460 WALMER RD., APT. 1212
TORONTO 10 (ONTARIO, CANADA)

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by

Professor Heichelheim

Fritz Reichelt
16. Mai 1914

Georg Webers

Lehr- und Handbuch

der

Weltgeschichte

In 21. Auflage herausgegeben von Prof. Dr. Alfred Baldamus †

Zweiundzwanzigste Auflage

(Erster Abdruck)

Erster Band

Altertum

bearbeitet

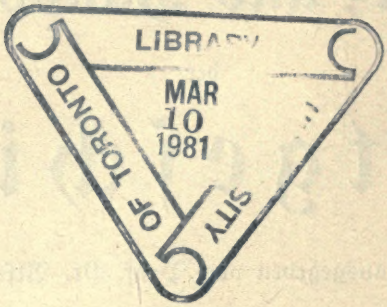
von

Prof. Dr. E. Schwabe

Leipzig und Berlin

Verlag von Wilhelm Engelmann

1913



Copyright 1911 by Wilhelm Engelmann, Leipzig.

D
20
W38
1912
Bd. 1

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Vorwort.

Georg Webers Lehrbuch der Weltgeschichte gehört seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1846 zu den am weitesten verbreiteten und bekanntesten Büchern. Es diente trotz seines Namens nicht eigentlich dem Unterricht, sondern war für die gebildeten Kreise bestimmt und hat sich in diesen sehr viele Freunde erworben. Daß es den Ansprüchen, die man an ein solches Werk zu stellen berechtigt ist, schon seit längerer Zeit nicht mehr entsprach, ist unzweifelhaft. Aus dieser Erkenntnis heraus richtete die Verlagshandlung bereits im Jahre 1890 an den Unterzeichneten das Ersuchen, eine Neubearbeitung des Werkes in Verbindung mit einigen Mitarbeitern zu übernehmen. Eine solche Aufgabe erfordert, wie jeder Kenner weiß, eine große Selbstentsagung und erweckt auch sonst ernste Bedenken. Es ist in mancher Hinsicht leichter, ein neues Buch zu schreiben, als ein altes neu zu bearbeiten, und es kann nach verschiedenen Richtungen nicht gerade erwünscht sein, seine Arbeit mindestens zum Teil unter einem andern Namen in die Welt zu senden. Genau zu bezeichnen, was neu und was alt an dem Buche ist, ist ja natürlich unmöglich, falls das Buch lesbar sein soll. Dazu aber kommt, daß man bei Übernahme einer solchen Arbeit nie weiß, wie durchgreifend die Änderung werden wird, daß man nicht weiß, ob Pietätsrücksichten die Freiheit der Arbeit hemmen werden. Anderseits hat es aber auch zweifellos einen großen Reiz, ein Werk, das für unzählig viele Deutsche eine Hauptquelle ihrer geschichtlichen Kenntnisse gewesen ist, zu übernehmen mit der Hoffnung, durch Umgestaltung ihm auch in Zukunft diese Bedeutung zu erhalten. Dazu kam, daß der Herausgeber, der eine Neigung für universalgeschichtliche Betrachtungen hat und zusammenfassende Darstellungen für sehr wünschenswert hält, an und für sich an die Abfassung einer Weltgeschichte dachte und hier die Möglichkeit der Ausführung dieses Gedankens sah, ohne zu den vorhandenen Weltgeschichten noch eine weitere hinzufügen zu müssen. Da nun die Verlagshandlung betreffs des Umfangs der Umgestaltung keine Schranken setzte, so ging er auf den Antrag ein. Im Laufe der Arbeit, die viele Jahre gedauert hat, ist die Umgestaltung freilich noch viel durchgreifender geworden, als auch die weitestgehende Annahme erwarten ließ: es ist, wie es auch sonst öfter bei Neubearbeitungen geschieht, ein in den meisten Partien ganz neues Buch entstanden.

Über die Grundsätze der Neubearbeitung nur wenige Worte. Wir sind bemüht gewesen, die Fülle des Stoffes dem deutschen Volke in

einem wirklich weltgeschichtlichen Geiste darzustellen. Daraus ergab sich erstens eine Erweiterung des Gesichtskreises. Wir halten zwar prinzipiell an dem üblichen Begriff der Weltgeschichte fest; wir erblicken einen hervorragend einigenden, einen wahrhaft universalgeschichtlichen Zug der Menschheitsgeschichte in der Tatsache, daß allmählich die ganze Erde so oder so in das Machtgebiet der europäischen Nationen hineingezogen wird, und meinen, daß eine Weltgeschichte im wesentlichen die Geschichte der Völker bieten soll, die in irgendeiner Weise zur heutigen Weltkultur beigetragen haben, also die Geschichte der Völker, die wir Kulturvölker nennen. Wir halten auch daran fest, daß in einem zunächst für Deutsche bestimmten Werke vom Mittelalter an der deutschen Geschichte ein verhältnismäßig breiterer Raum als der außerdeutschen zugewiesen werden darf. Aber wir billigen es nicht, wenn die außerdeutsche und noch mehr die außereuropäische Geschichte fast nur als Anhängsel der deutschen und europäischen Geschichte behandelt werden. Wir sind der Ansicht, daß bisher die selbständige Bedeutung der außergriechischrömischen, sodann der außerdeutschen und außereuropäischen Geschichte nicht genügend hervortrat. Deshalb widmen wir nicht nur den europäischen Staaten, sondern auch den außereuropäischen besondere Kapitel; deshalb behandeln wir die mohammedanischen nicht bloß gelegentlich, fast wie in Anmerkungen, bei den Kreuzzügen und an ähnlichen Stellen; deshalb besprechen wir Ägypten und Persien, Indien, China und Japan auch im Mittelalter. Dadurch hat sehr vieles, was bisher fehlte und heute wohl mehr als früher vermißt werden würde, Aufnahme gefunden. Dadurch wird das Werk mehr als bisher zu einer Geschichte der Kulturmenschheit, sucht aber den rechten Maßstab für die relative weltgeschichtliche Wichtigkeit der Völker zu behalten.

Neben dieser Erweiterung des Gesichtskreises sehen wir aber den weltgeschichtlichen Geist der Darstellung zweitens in einer Vertiefung der Betrachtung. Wir haben die Fülle des Stoffes, die Weber auf verhältnismäßig kleinem Raume zu bieten gewußt hatte, zu erhalten, ja zu vermehren gesucht und z. B. nach seinem Vorgange im Rahmen der deutschen Geschichte auch kurze Übersichten über die Geschichte der Einzelstaaten gegeben. Aber wir sind bemüht gewesen, dem universalgeschichtlichen Geiste immer gerecht zu werden; wir versuchen, die leitenden Gedanken, die Hauptzüge der Entwicklung herauszuarbeiten, überall die Einzelheiten unter große Gesichtspunkte zu stellen. Diesem Zwecke dienen insbesondere die Abschnitte der Darstellung, die die Überschriften „Überschau und Vorblick", „Richtlinien der Entwicklung" oder dergleichen tragen. Wir hoffen damit zu erreichen, daß der Leser in der Fülle des Stoffes nicht untergeht, daß ihm die Geschichte vergeistigt wird, daß er den führenden Faden durch die Masse der Einzelheiten behält, daß er sie wahrhaft beherrscht. Neben den erwähnten Paragraphen und der

ganzen Art der Darstellung, bei der wir nur noch hinweisen wollen auf die Vergleichungen verwandter Entwicklungen bei verschiedenen Völkern, dient diesem Zweck auch die Gliederung mit den Buch-, Kapitel- und Paragraphenüberschriften, auf die besonderer Wert gelegt ist.

Nach wie vor steht die politische Geschichte im Mittelpunkte der Darstellung; aber es ist daneben dem, was man unter dem Worte „Kulturgeschichte" zusammenfaßt, ein breiterer Raum als bisher zugewiesen worden. Beide Seiten des geschichtlichen Lebens sind dabei nicht als getrennte Gebiete betrachtet, vielmehr ist auf ihre Wechselbeziehungen hingewiesen. Es ist auch versucht worden, den wirtschaftlichen Kräften, den allgemeinen Ideen und geistigen Strömungen ebenso gerecht zu werden wie dem Wirken großer Persönlichkeiten; beides steht eben in Wechselwirkung. Die Verfassungs- und Wirtschaftsentwicklung ist deshalb schon bei der politischen Geschichte als Entwicklungsfaktor herangezogen; außerdem sind beiden häufig noch besondere Abschnitte, namentlich im Altertum und bei der deutschen Geschichte, gewidmet worden. Literatur und Kunst ist überall gesondert behandelt, vom Mittelalter an durch eigne Bearbeiter, aber auch hier ist der innere Zusammenhang mit den übrigen Seiten des geschichtlichen Lebens zu wahren gesucht.

Festgehalten haben wir an der üblichen Einteilung in Altertum, Mittelalter, Neuzeit und Neueste Zeit. Wir wissen natürlich, daß der Fluß der Geschichte an sich keine Einschnitte kennt, daß die Übergänge sich allmählich vollziehen, aber wir halten diese Vierteilung noch immer für die beste und für innerlich wohlbegründet; nur muß man sich hüten, die Abgrenzung auf bestimmte Jahre festlegen zu wollen. Es handelt sich vielmehr um neue treibende Kräfte, die, wenn auch schon vorher vorhanden, nun den entscheidenden Einfluß gewinnen und damit ein neues Zeitalter heraufführen. Daß dabei ausgegangen wird von der Geschichte der europäischen Völker, ist bei der oben berührten weltgeschichtlichen Bedeutung dieser Völker gewiß berechtigt. Und auch dann behält diese Einteilung als chronologische Gliederung der gesamten Weltgeschichte ihr gutes Recht, wenn die Entwicklungsstufen der einzelnen Völker in vergleichender Betrachtung wieder mit diesen vier Namen belegt werden und eine nach Kulturperioden geordnete vergleichende Geschichte aller Völker erstrebenswert erscheint.

Der festgehaltenen Vierteilung entsprechend sind die bisherigen zwei Bände des alten Weber in vier zerlegt worden; es ergab sich das auch aus der Erweiterung des Umfangs. Der bisherige Titel „Lehrbuch" ist geändert in „Lehr- und Handbuch", weil dieser Titel dem Wesen des für alle Gebildeten bestimmten Werkes besser entspricht. Bemüht sind wir gewesen, die Brauchbarkeit des Buches auch durch Übersichtlichkeit zu erhöhen. Dahin gehört neben der Gliederung in Bücher, Kapitel usw. von äußeren Maßnahmen die Durchführung der besonderen Paragraphenüberschriften, die Beifügung von Marginalien

und die Anwendung verschiedenen Druckes. Der größere Druck ist benutzt für die politische Geschichte, der mittlere für Kulturgeschichtliches und zuweilen für minder Wichtiges, der kleinste endlich für Einzelausführungen. Ein ausführliches alphabetisches Register am Schlusse des Ganzen wird das Nachschlagen erleichtern.

Für die politische Geschichte haben wir auf Bilder leichten Herzens verzichtet, nicht so gerne auf Karten. Ihre Beigabe würde indes den Preis wesentlich erhöht haben; und doch würden sie lange nicht so viel bieten können als der historische Schulatlas von Baldamus, Schwabe und Neubauer (früher Putzger, 35. Aufl. 1911, Verlag von Velhagen und Klasing) auf 240 Haupt- und Nebenkarten für Mk. 2,30 bietet; auf ihn mag deshalb verwiesen werden. Für die Kunst sind ja Bilder an sich sehr nötig, doch gilt hier dasselbe wie von den Karten; wir verweisen auf die vorhandenen reichhaltigen Anschauungsmittel, z. B. die des Seemannschen Verlags.

Die Formen der fremdsprachlichen Namen mögen zuweilen willkürlich erscheinen; wir bekennen offen, daß hier kein Prinzip eingehalten ist; im allgemeinen ist versucht, dem Usus möglichst zu folgen. Zur Rechtfertigung dieses Verfahrens bitten wir in sachgemäßer Anwendung das zu beachten, was E. Meyer in seiner Geschichte des Altertums Bd. II, S. X, sagt: „Eine unlösbare Schwierigkeit hat mir die Transskription der griechischen Namen geboten. Am liebsten würde ich zu den lateinischen Formen zurückgekehrt sein; da das nicht möglich ist und mir die volle Durchführung der griechischen Orthographie barbarisch erscheint, habe ich keinen anderen Ausweg gesehen, als ganz prinzipienlos zu verfahren." Wer je versucht hat, hier Prinzipien durchzuführen, wird ihm zustimmen, zumal wenn es sich um ein populärwissenschaftliches Werk handelt.

Lange geschwankt haben wir betreffs Angabe der benutzten Literatur; schließlich ist darauf wie bisher verzichtet worden. Es ist ungern geschehen, aber eine summarische Titelangabe ist wertlos, und eine Angabe im einzelnen hätte dem Buche einen ganz anderen Charakter gegeben und seinen Umfang bedeutend vergrößert. Wir sind bemüht gewesen, der Forschung sorgfältig nachzugehen und die besten Darstellungen zu benutzen, die großen, umfassenden Werke, wie zahlreiche Darstellungen der Geschichte einzelner Länder, der Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte, einzelner Institute usw.; aber auf nähere Angaben müssen wir leider verzichten. Ausdrücklich wollen wir indes noch betonen, daß wir nicht die anmaßende Behauptung aufstellen, alles benutzt zu haben; hätte dies geschehen sollen, so wäre das Buch nie fertig geworden.

Bearbeitet ist und wird der erste Band von Prof. Dr. Ernst Schwabe, der zweite und dritte von dem Unterzeichneten, der vierte von Prof. Franz Moldenhauer; die Abschnitte über Literatur im zweiten bis vierten Bande stammen von Prof. Dr. Richard Friedrich, die über Kunst von Prof. Dr. Ernst Lehmann. Die Redaktion des Ganzen hat der Unterzeichnete, natürlich so, daß die Mitarbeiter für die Einzelheiten frei und verantwortlich sind.

Und so möge denn das Werk als Ersatz des alten Weber hinausgehen. Hoffentlich findet eine wohlwollende, die großen Schwierigkeiten der Arbeit würdigende Kritik, daß den gesteckten Zielen innerhalb der für ein Handbuch gezogenen Grenzen nicht ganz ohne Erfolg nachgestrebt worden ist; hoffentlich behauptet das Werk in seiner nun völlig neuen Gestalt die Bedeutung, die der alte Weber für weite Kreise des deutschen Volkes gehabt hat, und gewinnt sich auch darüber hinaus neue Freunde.

Leipzig, im März 1902.

Prof. Dr. A. Baldamus.

Vorwort zur 22. Auflage.

Nach neunjähriger Frist erschien es geboten, den ersten Band des Weber-Baldamus, den der Unterzeichnete 1902 in neuer Bearbeitung herausgab und der seitdem mehrfach in veränderten Abdrucken erschienen ist, einer eingehenderen Durchsicht zu unterziehen. Die gewaltigen Fortschritte in der Erkenntnis der vorgeschichtlichen Epochen, die immer weiter vorschreitende Aufhellung der vorderasiatischen und ältesten griechischen Geschichte, die immer stärker hervortretende historische Religionswissenschaft und die damit verbundene Erforschung des hellenistischen Ostens sowie der römischen Kaiserzeit, und nicht zum wenigsten die vielfache Wandlung des historischen Urteils legten dies nahe. Außerdem erschien es wünschenswert, durch eine Erweiterung der Materialaufnahme, besonders nach der kulturhistorischen Seite hin, den ersten Band innerlich und äußerlich den übrigen Bänden des Werkes noch mehr anzugleichen.

Was an Gesamt- und Einzeldarstellungen dem Bearbeiter bekannt geworden ist, hat Berücksichtigung gefunden. Das werden vor allem die kurzen Erörterungen schwebender Streitfragen (besonders hinsichtlich von Schlachten und Ortsbestimmungen, aber auch Verfassungsfragen) lehren, die an vielen Orten eingeschoben worden sind. Doch möge ausdrücklich noch einmal betont werden: eine Vollständigkeit ist hier weder erstrebt worden noch möglich. Zu der immer mehr anwachsenden Literatur auf dem Gebiete der alten Geschichte kommt eine von Jahr zu Jahr sich steigernde Ausweitung der Beobachtungsfelder hinzu, so daß eine gleichmäßige Durchdringung aller historischen Gebiete auch nur für den Abschnitt der Geschichte, den wir Altertum nennen, immer weniger möglich wird und auch hier die Spezialwissenschaft immer mehr die allgemeine Behandlung und Zusammenfassung verdrängt und ersetzt.

Anhangsweise sind dieser Auflage beigefügt worden 1. eine Königsliste der altorientalischen Großreiche, 2. eine Stammtafel der spartanischen Könige, 3. eine Liste der römischen Konsuln bis 31 v. Chr. (als Fortsetzung kann das Liebenam'sche Buch Nr. 41/43 der kleinen Bonner Texte dienen) und 4. eine Übersicht der römischen Kaiser bis auf Theodosius. Für die übrigen Regentenreihen sind nach wie vor die Marginalien benutzt worden.

Bei der Durchsicht des ersten Bandes ist dem Bearbeiter oft genug das Andenken an den Redaktor des Gesamtwerkes, seinen lieben Freund und Arbeitsgenossen Alfred Baldamus, vor die Seele getreten. Seine organisatorische Kraft und sein überschauender Blick sind diesem Werke leider zu früh entrissen worden; denn kurz nach dem vollständigen Abschlusse seines Lebenswerkes raffte ihn der Tod am 30. Dezember 1908 hinweg. Möge die Neuauflage des Weber-Baldamus, die mit diesem Bande beginnt und an deren Gestaltung ihr erster Redaktor leider nicht mehr hat Anteil nehmen dürfen, auch in ihrer mannigfach veränderten Gestalt die alten Freunde finden.

Leipzig, Ostern 1911.

In dem neuen Abdrucke, der sich schon nach zwei Jahren nötig machte, sind nur kleinere Verbesserungen vorgenommen worden.

Oetzsch bei Leipzig, Juli 1913.

E. Schwabe.

Inhalt.

(Die mit ** bezeichneten §§ sind gegenüber der 20. Auflage in wesentlichen Punkten neu, die mit * bezeichneten umgearbeitet.)

Allgemeines.

Seite

** § 1. Der vorgeschichtliche Mensch 1
** § 2. Menschenrassen und Sprachen 11
** § 3. Religionsformen 16
** § 4. Staatsformen 20
** § 5. Wirtschaftsformen 22

Die alte Geschichte.

Erstes Buch: Die morgenländischen Völker.

Einleitung . . . . . 25—35

* § 6. Geographischer Abriß von Asien 25
* § 7. Das Wesen der orientalischen Völker 33

Erstes Kapitel: Die Chinesen . . . . . 35—40

** § 8. Geschichte Chinas 35
* § 9. Das Religionssystem des Konfucius 38
** § 10. Staatsverfassung und Kultur Chinas 39

Zweites Kapitel: Die Inder . . . . . 41—55

** § 11. Die Arier. Begriff und Einteilung 41
** § 12. Das Heroenzeitalter der Arier 43
* § 13. Die Herrschaft der Brahmanen 45
* § 14. Die indische Religion 47
* § 15. Das indische Staatsleben 48
* § 16. Brahmaismus und Buddhismus 49
** § 17. Indische Geschichte nach Buddhas Tode. Eingreifen der Griechen und späteres Kulturleben 52

Drittes Kapitel: Das babylonisch-assyrische Reich . . . . . 55—75

** § 18. Land und Leute 55
** § 19. Das altbabylonische Reich 56
** § 20. Das altassyrische Reich 59
** § 21. Die Sargoniden 64

Seite

** § 22. Verfall des assyrischen Reichs 68
** § 23. Das neubabylonische (chaldäische) Reich 70
** § 24. Kultur und Religion der Babylonier und Assyrier 72
** § 25. Wissenschaften und Künste 73

Viertes Kapitel: Die Ägypter . . . . . 75—107

* § 26. Der Nil 75
* § 27. Einteilung des Landes. Abstammung der Ägypter. 76
** § 28. Die Urzeit. Erste Staatenbildung. Das alte Reich (von etwa 4500—2500 v. Chr.) 78
** § 29. Das altthebanische Reich (mittlere Reich, bis etwa 1540 v. Chr.) 82
** § 30. Die Zeit der Eroberungen (1540—1200 v. Chr.). Die Ramessiden 84
** § 31. Die Zeit des Niederganges (1250—800 v. Chr.) 89
** § 32. Die äthiopische Invasion. Kämpfe mit Assyrien (800—650 v. Chr.) 92
** § 33. Die Restauration des Reichs und sein Untergang durch die Perser 94
** § 34. Ägypten unter persischer Herrschaft 97
** § 35. Religionswesen der Ägypter 98
** § 36. Sitten und Gebräuche der Ägypter 102
** § 37. Wissenschaft und Kunst der Ägypter 103

Fünftes Kapitel: Die westasiatischen Semiten . . . . . 107—112

* § 38. Die Syrier und Phöniker 107
** § 39. Älteste Geschichte Syriens. Das Chetareich 107
* § 40. Die Phöniker unter der Fremdherrschaft 110
* § 41. Religion und Kultur 111

Sechstes Kapitel: Das Volk Israel . . . . . 112—136

** § 42. Geschichte Kanaans bis zur Eroberung durch die Söhne Israels 112
** § 43. Die Söhne Israels bis zu ihrer Festsetzung in Palästina 113
** § 44. Einigung des Volks und Beginn des Königtums 117
** § 45. Das Königtum Davids und Salomos 119
** § 46. Israel unter dem Hause Omri 121
** § 47. Israel unter dem Hause Jehu und dessen Nachfolgern 123
** § 48. Das Reich Juda bis zu seinem Untergang 124
** § 49. Die Wiederherstellung des jüdischen Reiches als persischer Vasallenstaat 127
** § 50. Kultur und Religion der Israeliten 128
** § 51. Die hebräische Literatur 131

Siebentes Kapitel: Die Meder und die Perser . . . . . 136—156

** § 52. Die Iranier und die zarathustrische Religion 136
* § 53. Das medische Reich. Lydien. Vordringen der Iranier. . . . 139
** § 54. Das Perserreich 141
* § 55. Rückblick und Ausblick 151

Zweites Buch: Griechische Geschichte.

Erstes Kapitel: Land und Volk der Griechen . . . . . 157—177

A. Das griechische Land und seine Bewohner.

* § 56. Das Festland 157
** § 57. Die griechischen Inseln 161
** § 58. Die Urbevölkerung Griechenlands 163

B. Religion der Griechen.

* § 59. Das griechische Göttersystem und die ältere Götterwelt 165
* § 60. Die olympischen Götter 167
* § 61. Die chthonischen Götter 169
* § 62. Beziehungen des Menschen zu der Götterwelt 171
** § 63. Die griechische Religion ein Ausdruck der Eigenart des griechischen Volkes 172

C. Die Sagen der Griechen.

* § 64. Stammessagen 172
* § 65. Gemeinsame Unternehmungen der hellenischen Heroen 175

Seite

Zweites Kapitel: Geschichte Griechenlands bis zu den Perserkriegen (etwa 1500—500 v. Chr.) . . . . . 177—243

A. Die älteste Geschichte der Griechen.

** § 66. Überschau und Vorblick. Die kretisch-mykenische Zeit 179
** § 67. Die ältesten griechischen Staaten (Anaktenstaaten) 183
** § 68. Die mykenische Kultur 185

B. Die Ausbildung der griechischen Eigenart.

** § 69. Die dorische Wanderung 186
** § 70. Die griechische Kolonisation 189
** § 71. Die geistige Einheit der hellenischen Nation 193
* § 72. Die epische Poesie (Heldendichtung) der Griechen 196

C. Der griechische Adelsstaat. Die spartanische Hegemonie.

** § 73. Die Ausbildung des Adelsstaates 200
* § 74. Die lykurgische Verfassung 203
** § 75. Die spartanische Hegemonie. Messenische Kriege 206
* § 76. Die Hegemonie über die übrigen Peloponnesier 208

D. Die solonische Verfassung.

** § 77. Die Geschlechterherrschaft in Athen 209
** § 78. Erste gesetzgeberische Versuche. Kylon. Drakon. 211
** § 79. Die solonischen Gesetze 212
** § 80. Solons Ausgang 215

E. Die Tyrannis.

** § 81. Entstehung der Tyrannis 216
* § 82. Die einzelnen Tyrannengeschlechter 219
** § 83. Die Asymneten 221
* § 84. Peisistratos und seine Söhne 222
* § 85. Vollendung der athenischen Demokratie 224

F. Griechische Kultur und Literatur.

* § 86. Anfänge der Lyrik 227
** § 87. Die orphische Theologie 232
** § 88. Die älteste Philosophie. Die ionischen Physiker 234
** § 89. Pythagoras und die Pythagoreer 235
** § 90. Die Eleaten und die Physiker des fünften Jahrhunderts . . . 237
** § 91a. Die älteste Geschichtschreibung 239
** § 91b. Die bildende Kunst der vorperserischen Zeit 240

Drittes Kapitel: Von den Perserkriegen bis zum Tod des Epaminondas . . . . . 243—332

A. Die Perserkriege (494—465).

** § 92. Überschau. Der Aufstand der kleinasiatischen Griechen 243
* § 93. Die ersten Feldzüge unter Dareios (492—490). Themistokles und Aristeides 246
** § 94. Der Feldzug unter Xerxes (480—479) 250

B. Athens Vorherrschaft. Die Pentekontaetie (479—431).

* § 95. Beginn der griechischen Angriffe gegen die Perser und der Seehegemonie Athens 256
** § 96. Der Aufschwung Athens unter Themistokles, Aristeides und Kimon. Der delische Bund 258
** § 97. Wirtschaftliche und politische Gegensätze 261
* § 98. Athens Glanzzeit. Perikles. Erster Zusammenstoß zwischen Athen und Sparta 263
** § 99. Der Sieg des Perikles über seine einheimischen Gegner . . . 267
* § 100. Das perikleische Zeitalter 269
* § 101. Die klassische Zeit der dramatischen Poesie 270
** § 102. Die klassische Zeit der bildenden Kunst 277

C. Der peloponnesische Krieg (431—404).

** § 103. Bedeutung und Veranlassung des Krieges 282
* § 104. Die ersten Kriegsjahre bis zu Perikles' Tod 285

Seite

* § 105. Platää 286
* § 106. Kerkyra, Pylos, Delion, der Friede des Nikias 287
* § 107. Die Zeit des faulen Friedens (421—413). Alkibiades 289
** § 108. Ältere Geschichte Siziliens 291
* § 109. Die sizilische Expedition 293
* § 110. Der dekeleische Krieg. Flottenkämpfe in Kleinasien 295
* § 111. Athens Fall. Agospotamoi, Friede 298
** § 112. Die Verfassung der Dreißig. Wiederherstellung der Demokratie 301

D. Die geistigen Bewegungen seit dem Jahre 450.

1. Philosophie.

** § 113. Die sophistische Bewegung. Beginn der Rhetorik 303
** § 114. Sokrates und seine Schüler 304
** § 115. Die Schüler des Sokrates 306
** § 116. Platon und seine Schüler 307
** § 117. Aristoteles und seine Schule 310

2. Geschichtschreibung.

* § 118. Herodot. Thukydides. 313
* § 119. Die nachfolgenden Geschichtschreiber (Xenophon, Ktesias, Philistos) 315

E. Angriffspolitik gegen Persien. Die zweite spartanische Hegemonie und ihr Sturz (403—362).

* § 120. Rückblick auf die persische Geschichte seit 465. Die Expedition des jüngeren Kyros 316
** § 121. Die Kämpfe der Spartaner in Kleinasien 318
* § 122. Der böotisch-korinthische Krieg. Der Friede des Antalkidas. Spartas Gewaltherrschaft 319
* § 123. Das Emporstreben Thebens. 325
* § 124. Thebens Hegemonie bis zur Schlacht von Mantineia 328

Viertes Kapitel: Die makedonische Zeit (360—190 v. Chr.) . 332—404

A. Philipp von Makedonien (359—336).

** § 125. Überschau und Vorblick. Geschichte Makedoniens bis auf Philipp 335
* § 126. Die Lage der griechischen Staaten. 336
* § 127. Philipps Einmischung in die griechischen Angelegenheiten. Der phokische Krieg 338
** § 128. Philipp und Athen. Demosthenes 340
* § 129. Einigung Griechenlands unter Philipp 342
** § 130. Die griechische Literatur und Wissenschaft des 4. Jahrhunderts 345
** § 131. Die Kunst im vierten Jahrhundert 348

B. Alexander der Große (336—323).

* § 132. Anfänge Alexanders. Vereitelte Aufstände der Griechen . . 352
* § 133. Rückblick auf die persische Geschichte seit 400 354
* § 134. Der Feldzug in Kleinasien 355
** § 135. Issos 357
* § 136. Eroberung Syriens und Ägyptens 358
* § 137. Zerschmetterung des Perserreiches. Gaugamela 359
* § 138. Eroberung der Ostprovinzen. Befestigung des neuen Reiches 360
* § 139. Die Heerfahrt nach Indien (327—325) 363
** § 140. Alexanders Ende und Bedeutung 366

C. Die Kämpfe und Reiche der Nachfolger Alexanders (Diadochen).

* § 141. Griechenlands letztes Ringen 369
* § 142. Das Ringen der Feldherren um das Gesamtreich (323—301) . 371
* § 143. Das makedonische Reich. Athen 375
* § 144. Der ätolische und der achäische Bund. Kämpfe mit Sparta . 378
* § 145. Philopömen und Sparta 382
* § 146. Das Seleukidenreich 384
* § 147. Die kleineren hellenistischen Reiche in Asien 385
* § 148. Das ägyptische Reich der Ptolemäer 387
* § 149. Judäa und die Makkabäer 388
** § 150. Innere Zustände des jüdischen Volkes bis zu Christi Geburt 390

Seite

D. Kunst und Wissenschaft.

** § 151. Allgemeines. Die bildenden Künste 392
** § 152. Die alexandrinische Dichtkunst 394
** § 153. Die alexandrinische Geschichtschreibung 396
** § 154. Die Umformung der Weltanschauung und die Weiterbildung der philosophischen Systeme 396
** § 155. Die exakten Wissenschaften 401
* § 156. Rückblick und Resultate 402

Drittes Buch: Römische Geschichte.

Erstes Kapitel: Land und Völker Italiens . . . . . 405—421

A. Das Land und seine Bewohner.

* § 157. Allgemeine Schilderung des Landes 405
* § 158. Geographischer Abriß von Italien 407
** § 159. Die Bevölkerung Italiens 411

B. Die Religion und älteste Kultur der Italiker.

* § 160. Das altitalische Religionswesen 416
* § 161. Der altitalische und römische Kultus 418
** § 162. Die älteste Kultur der Italiker 420

Zweites Kapitel: Roms Anfänge (bis 366) . . . . . 422—457

A. Die Urgeschichte des römischen Staats (bis 510).

* § 163. Die vier ersten Könige der Sage 422
* § 164. Die drei Etruskerkönige der Sage 424
** § 165. Das Geschichtliche aus Roms Königszeit 425
** § 166. Roms älteste Staatseinrichtungen und Gesetze 427
** § 167. Die servianische Verfassung 431

B. Rom unter der Herrschaft der Patrizier (510—366).

** § 168. Begründung der aristokratischen Republik und deren älteste Verfassung 433
** § 169. Die ersten Kämpfe zwischen den Patriziern und Plebejern. Tribunat 437
** § 170. Kämpfe mit den Nachbarvölkern (494—458) 440
** § 171. Erneute Kämpfe zwischen Patriziern und Plebejern. Koriolan, Viscellinus 442
** § 172. Die Gesetzgebung der Dezemvirn 444
** § 173. Militärtribunat und Zensorenamt 447
* § 174. Die Eroberung des südlichen Etrurien 448
** § 175. Der Keltensturm in Italien 450
* § 176. Roms Not und Errettung 451
** § 177. Wiedererstarkung und Ausbreitung der römischen Macht . . . 452
** § 178. Die politische und wirtschaftliche Reform der Tribunen C. Licinius Stolo und L. Sextius Lateranus 454
** § 179. Das Ende des Ständekampfes 456

Drittes Kapitel: Roms Aufsteigen zur Mittelmeergroßmacht (366 bis 133) . . . . . 457—536

A. Roms Vorherrschaft in Italien (366—272).

** § 180. Überschau und Vorblick. Der sagenhafte erste Samnitenkrieg. 463
** § 181. Der Latinerkrieg (340—338) und die Organisation der römischen Herrschaft in Mittelitalien 464
** § 182. Der zweite Samnitenkrieg, Krieg gegen die Italiker. (326—304) 465
* § 183. Der dritte Samnitenkrieg (298—290) 468
** § 184. Krieg gegen Pyrrhos (282—272). Unterwerfung von Unteritalien
** § 185. Verfassungsgeschichte Roms bis zum Jahre 275 469
** § 186. Die wirtschaftliche und geistige Entwicklung Roms bis zu den Punischen Kriegen 474

Seite

B. Die Begründung der römischen Herrschaft im westlichen Mittelmeer (Kampf mit Karthago 267—201).

* § 187. Karthagos Stellung in Nordafrika und seine Verfassung . . . 479
* § 188. Karthago und Syrakus bis zum Zusammenstoß mit den Römern 481
* § 189. Der erste Punische Krieg (264—241) 484
* § 190. Der Abschluß der Eroberung Italiens 488
* § 191. Die Karthager in Spanien 490
* § 192. Der zweite Punische Krieg bis zur Schlacht am Trasimenischen See 492
* § 193. Das Jahr 216. Schlacht bei Cannä 495
* § 194. Kämpfe in Sizilien und Unteritalien 497
* § 195. Ende des Krieges (Metaurus bis Zama. 207—201). 500

C. Die Unterwerfung des hellenischen Ostens (200—133).

* § 196. Der erste makedonische Krieg (200—197) 504
* § 197. Der syrisch-ätolische Krieg (192—189) 507
* § 198. Der zweite makedonische Krieg (171—168) 510
* § 199. Die Einverleibung Griechenlands (146) 511

D. Die Unterwerfung des Westens (154—133).

* § 200. Der dritte karthagische Krieg (149—146) 516
* § 201. Die Unterwerfung Spaniens (154—133) 519

E. Innere Geschichte Roms bis 133.

** § 202. Verfassung und wirtschaftliche Entwicklung 522
** § 203. Religion und Sitte. Geistige Entwicklung 527
** § 204. Literatur, Kunst und Wissenschaft 529

Viertes Kapitel: Die sozialen und politischen Kämpfe bis zum Ende der Republik (133—30) . . . . . 536—642

A. Die Reformversuche der Gracchen (133—121).

** § 205. Die soziale Lage Roms 536
** § 206. Die Reformversuche des Tiberius Gracchus 539
** § 207. Gaius Gracchus 542

B. Die oligarchische Reaktion. Marius und Sulla (120—80).

* § 208. Die Wiederherstellung der Senatsherrschaft. Der Jugurthinische Krieg (112—105) 546
* § 209. Die Cimbern und Teutonen (113—101) 550
* § 210. Der Versuch der Volkspartei, die Senatsherrschaft zu stürzen 553
* § 211. Der Bundesgenossen- oder marsische Krieg (91—88) 557
* § 212. Das Reich des Mithradates 561
* § 213. Die ersten Kämpfe zwischen Marius und Sulla 563
* § 214. Der erste mithradatische Krieg (87—85) 565
* § 215. Die Niederlage der demokratischen Partei 567
* § 216. Sullas Alleinherrschaft und Ende (83—79) 570
* § 217. Die sullanische Verfassung und ihre Gegner 571

C. Herrschaft und Verfall der Oligarchie. Cn. Pompejus (80—60).

* § 218. Die Niederwerfung der letzten Demokraten. Q. Sertorius (80—72) 574
* § 219. Der Sklavenkrieg (73—71) und das Konsulat des Pompejus und Krassus (70) 576
* § 220. Der Seeräuberkrieg (78—67) 580
* § 221. Beginn des zweiten mithradatischen Kriegs. Lukullus (74—66) 582
** § 222. Ende des Krieges und Organisation Vorderasiens durch Cn. Pompejus 585
** § 223. Die Parteihäupter und die anarchistische Bewegung in Rom 588
** § 224. Die catilinarische Verschwörung. M. Tullius Cicero 589

D. Vorbereitung der Militärmonarchie.

** § 225. Das erste Triumvirat. C. Julius Cäsar 591
** § 226. Die Kämpfe in Rom. Zusammenkunft der Triumvirn in Luca 595
* § 227. Die Kelten. Cäsar in Gallien (58—51) 598
** § 228. Innere Geschichte Roms bis zum zweiten Bürgerkrieg . . . 605
* § 229. Beginn des zweiten Bürgerkriegs 609

Seite

* § 230. Der Krieg in Italien Spanien und auf der Balkanhalbinsel (48) 611
* § 231. Der Krieg in Afrika, im Orient und in Spanien 614
* § 232. Cäsars Reformen und Alleinherrschaft 617
* § 233. Cäsars Tod (44) 621
** § 234. Die Wirren nach Cäsars Tod. Das zweite Triumvirat. Oktavianus und Antonius 623
** § 235. Die Niederwerfung der republikanischen Partei. Philippi (42) 626
** § 236. Die Kämpfe in Italien (perusinischer Krieg) und gegen Sext. Pompejus 627
** § 237. Die Entscheidung zwischen Oktavian und Antonius. Aktium 629

E. Innere Geschichte Roms bis zum Zusammenbruch der Republik.

** § 238. Verfassung und Wirtschaft 633
** § 239. Religion und Sitten 635
* § 240. Literatur und Kunst im letzten Jahrhundert der Republik . . 637

Fünftes Kapitel: Das Kaisertum (30 v. Chr. bis 395 n. Chr.) 642—768

A. Die julisch-claudischen Kaiser (30 v. Chr. bis 68 n. Chr.).

** § 241. Die neue Monarchie. Augustus 642
** § 242. Rom und die Germanen 649
* § 243. Ordnung des Ostens und Ende des Augustus 654
* § 244. Das goldene Zeitalter der Literatur 657
** § 245. Tiberius 665
* § 246. Caligula und Claudius 671
* § 247. Nero 673

B. Die Flavier und Antoninen (68—180).

** § 248. Die Kämpfe um den erledigten Thron (Juni 68 bis Dezember 69) 677
* § 249. Vespasian 678
* § 250. Titus und Domitian 682
* § 251. Nerva und Trajan 685
* § 252. Hadrian 689
* § 253. Antoninus Pius und Marc Aurel 692

C. Kultur und Literatur des silbernen Zeitalters.

** § 254. Verfassung und Wirtschaft 694
** § 255. Sittliche und religiöse Entwicklung. Jesus Christus 697
** § 256. Kunst 704
** § 257. Literatur . . . . . ~~718~~ 708

D. Verfall und Neugründung des Reichs (180—337).

** § 258. Ausblick. Commodus und seine Nachfolger (180—193). . . . 719
** § 259. Die Dynastie des Septimius Severus (193—235). Das Sasanidenreich 721
* § 260. Die Zeiten der Anarchie (235—284) 726
* § 261. Die absolute Monarchie. Diokletian (284—305) 731
* § 262. Constantin der Große (305—337). Sieg des Christentums . 736

E. Von Constantins Tod bis zur Reichsteilung (337—395).

** § 263. Die Söhne Constantins 740
** § 264. Julian der Abtrünnige (361—363) 743
** § 265. Jovian, Die valentinianische Dynastie 746
** § 266. Theodosius der Große (379—395) 750

F. Das untergehende Heidentum.

** § 267. Politische und wirtschaftliche Entwicklung 752
** § 268. Religiöse und sittliche Entwicklung 755
** § 269. Die heidnische Philosophie 757
** § 270. Die heidnische Literatur und Kunst 760
* § 271. Rückblick und Schluß. 764

Anhang . . . . . 769—784

A. Die Fürsten der altorientalischen Großreiche 769
B. Stammtafel der Könige von Sparta 772
C. Liste der römischen Konsuln von 509—31 v. Chr. 773
D. Die römischen Kaiser 783

Allgemeines.

§ 1. Der vorgeschichtliche Mensch. In der Entwicklungsgeschichte des Erdballs waren schon Millionen von Jahren vergangen, als der Mensch auftrat. Woher er kam, wissen wir nicht. Soviel scheint festzustehen, daß eine ungeheure Entwicklungsreihe, beginnend mit den Menschenaffen oder Affenmenschen, den Menschen bis zu dem heutigen Typus heraufgeführt hat. Die ältesten Erscheinungsformen, die den aus dem Tier heraus sich entwickelnden Menschen zeigen, kommen in der Tertiärzeit vor; die Reste des Tertiärmenschen finden sich fast überall auf der Erde vor, deren Gesamtgebiet für diese ältesten Zeiten als Beobachtungsfeld anzusehen ist. Es muß jedoch schon hier bemerkt werden, daß Zentral- und Nordwesteuropa bis jetzt tatsächlich die meiste Beachtung gefunden und die meisten Funde und Ergebnisse geliefert haben. Bei seinem Übergange zum Menschen schuf sich das neue Geschöpf auch das älteste Werkzeug, den Eolithen, (eine Art primitiven Hammer, der bei der Jagd als Waffe und bei der Nahrungsaufnahme und den ersten Wohnungsbauten als Hilfsmittel dienen mußte) und die ersten Schmuckstücke, mit denen er sich und seinesgleichen zu erfreuen suchte.

Die Tertiärzeit, die zunächst ein tropisches (Oligocän), später kühleres Klima zeigte, hatte neben den ersten Affenmenschen als Haupttypen der Tierwelt zunächst große Wiederkäuer und die Mastodonten aufzuweisen, späterhin die ersten Pferde, Hirsche, Bären, Hunde usw., in Formen, die den heute lebenden bereits nahe stehen. Alle diese Tiere wurden von dem Menschen der Tertiärzeit gejagt. Das Instrument, dessen er sich bediente, war gewissermaßen eine Fortsetzung der geballten Faust und stellt sich als einen aus Feuerstein roh zurecht geschlagenen Keil in den allermannigfaltigsten Formen dar. Dieses war das erste menschliche Werkzeug, das „Steingerät der Morgenröte der Kultur", das, oft nur schwer erkennbar, seinen Zweck und seine Benutzung in der Hauptsache durch die Abnutzungsspuren verrät und, um es von Zufallsbildungen zu unterscheiden, eine Griffpartie und eine Schlagseite aufweisen muß. Diese sogenannten Eolithen (Steinwerkzeuge allerältester Form), meist aus Feuerstein, Obsidian oder Nephrit zurechtgeschlagen, sind nur ungefähr ihrem Alter nach durch die geologische Lagerung zeitlich bestimmbar. Die größte Zahl der bisher bekannt gewordenen ist in Nordeuropa (Deutschland, Frankreich, Belgien und Skandinavien) aufgetaucht; doch ist dies wohl nur Zufall, da gerade in diesen Ländern das Studium der sogenannten prähistorischen Zeiten, die hier in Europa am längsten, bis zum Einmarsch der Römer, gedauert haben, am eifrigsten betrieben wird. Auch aus den anderen Teilen der Erde werden immer mehr solche Werkzeuge bekannt, besonders aus der Tropenwelt. Ursprünglich war der Eolith nur ein Hammer, dann aber finden wir ihn als Schaber verwendet, woraus das erste Messer entstand. Gewöhnlich kommen die Eolithen in Massen nebeneinander vor, so daß man an ihrer Eigenschaft als Werkzeug schon öfters gezweifelt hat.

Die ersten menschlichen Werkzeuge

Die interessantesten Fundorte dieser weit zurückliegenden Epoche finden sich in Frankreich (Puy-Courny) und in England (Kalkplateau von Kent); auch die Fundstelle von Pikermi, einer Berghöhle in Attika, scheint hierher zu gehören. Knochenreste eines mit diesen Eolithen gleichzeitigen Menschen haben sich noch nicht sicher identifizieren lassen; daß es jedoch schon damals Menschen gegeben haben muß, wird auch dadurch wahrscheinlich, daß viele der aus der gleichen Periode stammenden Tierknochenreste Spuren von gewaltsamer Behandlung zeigen, die auf Steinwerkzeuge hinweisen.

I. Die Steinzeit
A. Die ältere Steinzeit (Paläolithikum)

Auf dieser Stufe muß der Tertiärmensch lange Jahrtausende stehen geblieben sein, bis die ältere Quartärzeit oder Diluvialzeit eintrat, in der das Klima Europas wesentlich kühler ward und die Abkühlung damit endigte, daß die erste alpine Eiszeit diese Periode abschloß. Mit ihr trat eine Umwandlung des Gesamtcharakters der Landschaft und damit auch eine Veränderung der Tierwelt ein, als deren neuen Repräsentanten in dem Hauptbeobachtungsgebiet wir das Mammut (Elephas primigenius) kennen lernen. Zugleich begegnen wir auch den ersten Veränderungen und absichtlichen Umarbeitungen der Eolithen, die nunmehr ihrer Bestimmung nach differenziert und ganz bestimmten Zwecken, und zwar zu dauernder Benutzung, dienstbar gemacht werden. Die Eolithik hört auf, und es erfolgt der Übergang zur älteren Steinzeit. In diese Periode fällt das erste sicher nachweisbare Auftreten des Menschen. Der homo primigenius tritt an die Stelle des pithecanthropus. Ein 1907 bei Heidelberg (Mauern) gefundener Unterkiefer eines Mannes (des sogenannten homo Heidelbergensis) wird in diese Zeit gesetzt und stellt einen der ältesten, bisher nachweisbaren menschlichen Überreste dar.

1. Die ältere paläolithische Zeit

In Nord- und Westeuropa steht am Anfang dieser Zeit die sogenannte erste alpine Eiszeit (Strépyzeit). Diese und die folgenden Zeiten sind nach den meist französischen Hauptfundorten benannt. Es rückten vom Alpenkamm und von den skandinavischen Gebirgen ungeheure Gletscher vor, die fast die ganze ebene Fläche von Deutschland und Frankreich bedeckten und anstatt der früher vorhandenen Flora und Fauna eine polare erzeugten. In dieser Periode finden wir den ersten hinter den Mammuts- und Pferdeherden herjagenden Menschen. Sein Auftreten wird häufiger in der sich daran anschließenden ersten großen interglacialen Warmzeit (Chelleszeit, genannt nach einem Ort im Departement Seine et Marne,), geht zurück in der zweiten großen Eiszeit (Acheulzeit, genannt nach St. Acheul bei Amiens) und aus der zweiten interglacialen Warmzeit, dem Moustérien, (genannt nach dem Flecken Le Moustier in der Dordogne), stammen die ersten wirklichen Menschenreste. Die paläolithischen Vorfahren der Menschheit lebten in Felsenüberhängen, von denen uns eine ganze Anzahl bekannt geworden sind (die sogenannten abris sous roche), nährten sich von der Jagd und kannten auch bereits die erste und primitivste Form der Totenbestattung.

Die ersten nachweisbaren Menschen

Kultur- und Menschenreste des älteren Paläolithikums

Zu dieser Zeit nahmen die Feuersteinwerkzeuge zum ersten Male konventielle Formen an. Es entstand, besonders in der Chelleszeit, das Feuersteinbeil in sehr verschiedenen Größen, das am Ende dieser Periode mit Bast an einem Schaft befestigt wurde. Möglicherweise sind in jener Zeit auch die ersten Dolche und Lanzen und Pfeilspitzen entstanden. In der Acheulzeit wurde die Technik der Steinbeile feiner; ihre Fundorte sind nicht mehr wie bei den Eolithen und der Chelleszeit im Freien, sondern wir finden diese Werkzeuge meist unter Felsüberhängen, die offenbar von dem Menschen den Tieren abgejagt worden sind. Hier mag sich der Mensch wohl zum ersten Male gegen Wind und Wetter geschützt und durch angelehntes Zweiggeflecht die erste Behausung geschaffen haben. Solche Höhlen kennen wir aus Thayingen bei

Schaffhausen und besonders aus Frankreich. Das größte Aufsehen machte der 1908 in der Höhle von Le Moustier (Vézèretal in der Dordogne) gemachte Fund, des Skelettes eines noch jugendlichen Mannes zugleich mit den Werkzeugen (Artefakten) der Acheulzeit. Der Typus ist noch sehr tierisch: gewaltige Augenwülste, niedrige Schädelkalotte, mangelndes Kinn und außerordentlich entwickelte Kiefer. Der Entdecker (Hauser) meint, daß das Skelett einer Begräbnisstätte mit beigegebenen Werkzeugen entstamme, woraus man auch auf die erste soziale Organisation schließen muß. Nahe verwandt mit diesen ältesten Menschenresten sind die an verschiedenen Stellen Europas gefundenen Schädel- und Knochenreste, die man nach ihren Fundorten (Neandertal bei Düsseldorf und Spy bei Namur) als Neandertal-Spy-Menschenrasse bezeichnet; jedoch scheinen diese Menschen einer etwas jüngeren Zeit anzugehören. Die plumpen Kiefernknochen und die stark gebogenen Speichen (die man früher auf rheumatische Entartung zurückführte) zeigen noch sehr viel Tierisches. Die Neandertalmenschen waren, wie Funde in Kroatien (Krapina) zu bezeugen scheinen, Kannibalen. Die Werkzeuge wurden um ein neues Material bereichert; man verwendete von nun an die Knochen der erlegten Tiere. Schon der Urmensch mag einzelne größere Knochen als Werkzeuge (Keulen) benutzt haben; jetzt zersplitterte man sie und verwendete sie ebenso wie die Feuersteinsplitter in der Chelleszeit. Hauptfundstätten solcher Knochenwerkzeuge sind Taubach bei Weimar, Schussenried in Oberschwaben, die Wildkirchlihöhle am Säntis u. a. Die Höhlenbehausungen hat der Mensch erst im harten Kampf mit den Höhlenbären und anderen großen Raubtieren derselben Epoche sich erworben; in die Ebenen Deutschlands scheint er kaum hinabgestiegen zu sein.

Der homo Mousteriensis

Der Neandertalmensch

Ganz gegen Ende dieser ersten Periode der älteren Steinzeit finden wir auch die erste Verwendung des Feuers, das als Wärmeerzeuger und zu Kochzwecken angezündet wird (Feuergruben bei Achenstein im Elsaß). Mit dieser unendlich wichtigen Erfindung treten wir in die sogenannte jüngere Paläolithik ein, die wiederum in mehrere Perioden zerfällt. Auf die Warmzeit des Moustérien folgte eine erneute (dritte) Kaltzeit (das Montaiglien und Aurignacien), der die meisten Funde der Neandertalrasse angehören. Diese Jägervölker waren die Verfolger des Mammuts und Wildpferdes, die auf mächtigen Lößsteppen von ihnen erbeutet wurden. Es folgte eine vierte Warmzeit (das Solutréen, nach Solutré im Departement Saône et Loire), und diese wurde abgelöst durch die letzte Eiszeit und erste Nacheiszeit, sogenannte Renntierzeit, des Magdalénien (nach La Madeleine in der Dordogne). Hier finden wir bereits mehrere Menschenrassen vor, die neben dem Renntier lebten. Sie wohnen im Sommer in Zelten, im Winter in Höhlen. Wir nähern uns mit der letzten Periode schon, wenn auch nur entfernt, den ersten historisch einigermaßen mit Zahlen bestimmbaren Epochen.

2. Die jüngere paläolithische Zeit

Die Menschen dieser Übergangsperiode, die sich in mannigfache Rassen teilen (so stehen z. B. den Neandertalmenschen die höher entwickelte, langköpfige Crô-Magnon-Rasse [nach dem Hauptfundort im Departement Dordogne genannt; ein Skelettfund vom 12. September 1909, der homo Aurignacensis, zeigt den Übergang von der Neandertalrasse zu diesen Menschen des jüngeren Diluviums], die Rassen der Funde von Gibraltar und die zwerghafte, negroide Grimaldirasse [bekannt durch die Funde des Fürsten von Monaco in der sogenannten Kindergrotte von Mentone] gegenüber), waren schon wesentlich kultivierter. Wir finden bei ihnen besser entwickelte Waffen aus Stein und Knochen: die Höhle aus Thayingen bringt auch Harpunen und Lanzenspitzen aus Horn, die dem Magdalénien angehören. Wir finden die Menschen meist

Die Menschen als Höhlenbewohner

in Höhlen wohnen, und in diesen Wohnungen zeigen sich auch die allerersten Spuren einer Kunst. Meistens aus Knochen geschnitzt finden wir schon früh paläolithische Skulpturen von Menschen und Tieren. Auf größeren Knochen finden sich auch Zeichnungen eingeritzt, vor allen vom Mammut, Renntier, Wisent und Wildpferd, der damals häufigsten Jagdbeute der Menschen. Diese Zeichnungen finden sich später auch auf den Wänden der zu Wohnungen benutzten Höhlen angebracht (Grotten von Altamira und Combarelles). Hier wird auch die Totenbestattung allgemein. Wir lernen die ersten Gräber kennen, in denen die Toten in liegender Hockerstellung bestattet sind, kenntlich und bestimmbar durch die ihnen im Tode beigegebenen Werkzeuge (Gräber von Mentone, Beigaben zum homo Aurignacensis). An den mit Mühe den wilden Tieren abgerungenen Höhlen hielten die Jäger der Solutrézeit und des Magdalénien auf das zäheste fest, deshalb finden sich in diesen Felsenwohnungen meterhohe Schichten mit Abfällen, die mit den Resten der Mahlzeiten und zahllosen Artefakten durchsetzt sind. Die Lebensweise dieser Völker mag vielfach der der heutigen Eskimos geähnelt haben. Mit dem Aussterben des Renntiers, der Hauptjagdbeute, verschwanden auch die Renntierjäger.

Übergang zur jüngeren Steinzeit

Die darauf einsetzende Warmzeit brachte ein starkes Abschmelzen der Gletscher hervor, das günstig auf die Bewaldung des Landes einwirkte und eine Besiedelung mit neuen Tierformen hervorrufen mußte. Wir nennen diese Periode die transneolithische Zeit, die in die drei Stufen des Tourassien (La Tourasse am Nordabhang der Pyrenäen), des Flénusien (Flénu in Belgien) und des Tardenoisien bzw. Campignyen (Orte im Departement Seine inférieure) zerfällt. Während der ältesten Stufe finden wir die Menschen noch immer als Jägervölker vor, aber das jagdbare Wild hat sich geändert. Das Wildpferd ist selten geworden, das Mammut ausgestorben, ebenso der Höhlenbär, dafür treten der braune Bär, der Hirsch und andere noch heute lebende Tierarten ein. Jedoch vermochten diese Wildarten nicht entsprechender Ersatz für das zu sein, was die alten Jagdtiere den Menschen geboten hatten, und so mußten sich diese nach anderen Objekten umsehen, die zu Nahrungszwecken geeignet waren. Einen solchen Ersatz boten die Flüsse, Ströme und Meeresküsten an Fischen, Krebsen und Muscheln. Schon die früheren Perioden hatten Fischnahrung gekannt; jetzt gewann diese eine höhere Bedeutung, und neben die Jäger- tritt jetzt die Fischerbevölkerung. Mit dem neuen Jagdobjekte entstehen auch neue Werkzeuge: Harpunen, Fischhaken und die zum Netzestricken nötigen Dinge. Verkohlte reihenweis liegende Baumstämme scheinen auch auf die erste Stufe jeder Schiffahrt, das Floß, hinzudeuten.

Fischervölker

Kultur der transneolithischen Zeit

Die Spuren dieser Fischerbevölkerung erkennen wir an den Kjökkenmöddinger (Affallsdynger), gewaltigen, hügelartigen Anhäufungen von Muscheln, vermischt mit anderen Abfällen (worunter besonders Hundeknochen auffallen), die über den ganzen Norden Europas, bis an die Küste von Schleswig verbreitet sind. Je weiter die Geschichte vorschreitet, desto südlicher treten die Muschel- und Knochenhaufen auf. Das Flénusien zeigt sie uns in der Bretagne und in Sardinien bis nach Ägypten hinab. Je jünger die Kjökkenmöddinger sind, desto mehr häufen sich die Funde von Knochenüberresten der Haustiere. Neben dem Hunde finden wir gar bald das Hausschwein und ungefähr gleichzeitig auch die Ziege. Etwas später folgten das Rind und das Schaf. In die letzten Zeiten des Paläolithikums fallen auch die ersten Spuren der Töpferei. Man nahm Lehm, der sich in den Wohngruben fand, formte aus ihm, nachdem er im Wasser erweicht war, napfartige Gefäße und trocknete diese an dem Herdfeuer oder in der Sonne, bis die Wandung völlig

hart war. Die ältesten Tonscherben, die gefunden worden sind, sind roh, sehr dickwandig und völlig unverziert: entweder waren es spitzfüßige Krüge oder Schalen mit ovalen Böden.

B. Die jüngere Steinzeit (Neolithikum)

Neben diese Kulturfortschritte tritt in der Behandlung der Steinwerkzeuge als Neues das Schleifen der Schneiden, und wir treten damit in die zweite große Periode der prähistorischen Geschichte ein, in die jüngere Steinzeit. Das eigentlich Unterscheidende von der älteren Steinzeit ist aber die Verlegung der menschlichen Ansiedelungen. Die Ansiedelungen in den Höhlengebieten und an den Meeresküsten verschwinden, und an ihre Stellen treten Wohnstätten im fruchtbaren Ackerland und an den Binnenseen, im Ackerland die Wohngruben und an den Seen die Pfahlbauten.

Neue Formen der Ansiedlung

1. Wohngruben

Der neolithische Mensch legte die ersteren als künstliche Vertiefungen im Boden an, die er mehr und mehr als unterirdische Wohnungen ausgestaltete. Sie finden sich stets in größerer Anzahl beisammen, so daß man schon den Begriff Dorf hierauf anwenden kann. Zum Schutz war die ganze Ansiedelung mit einem Graben und einem Palissadenzaun umgeben. Einzelne dieser Anlagen sind so gewaltig, daß man sie sogar als Erdburgen bezeichnen kann (Hausberg bei Stronegg in Niederösterreich). Die ganze Art der Anlage weist darauf hin, daß die Menschen dieser Zeit durchaus schon zum Ackerbau übergegangen waren: damit ergab sich auch ein größerer Zusammenschluß der einzelnen. Aus der Familie und Sippe entstand als weitere Einheit der Bund der Sippe, d. h. der Stamm oder Gau. — Die Pfahlbauten gehören derselben Zeit an; sie sind fast überall an Binnenseen nachgewiesen und existieren in Indien und auf den Inseln des Großen Ozeans zum Teil noch jetzt. Sie bestanden meist aus einem in den Grund des Sees getriebenen Pfahlrost, auf dem eine Plattform auflag, die als Grundfläche für das Pfahlbaudorf diente. Die Ansiedelung, die wohl um des Schutzes willen im Wasser angelegt war, lag in der Regel ein gutes Stück vom Ufer ab und war nur durch eine Brücke zu erreichen, die in Zeiten der Gefahr schnell abgeworfen werden konnte. Die Pfahlbaubewohner nährten sich hauptsächlich von Fischfang, dem sie in gewaltigen Kähnen, sogenannten Einbäumen, oblagen. In Italien treten diese Ansiedelungen als sogenannte „Terramaren" auf, künstlich angelegten Hügeln, die mit Palissaden, Erdwällen und breiten Wassergräben umgeben waren, und die im Innern eine hölzerne Plattform auf Pfählen zeigten, auf denen die eigentliche Niederlassung sich erhob (§ 162.)

2. Pfahlbauten

3. Terramare

Erste Spuren des Ackerbaues

Aus allen Funden, die man in den neolithischen Niederlassungen gemacht hat, geht unwiderleglich hervor, daß die Neolithiker bereits den Ackerbau und eine gewisse Art landwirtschaftlichen Betriebes kannten. Ob sich die Paläolithiker dazu fortgebildet haben oder die Neolithiker ein neu eingewandertes Volk darstellen, das diese neue Kulturart mitbrachte, ist eine offene Frage. Möglich ist, daß gerade das mächtige Lößgebiet, das sich mitten durch Frankreich, Deutschland, die Donau hinab bis nach Südostrußland zieht, die Hauptfundstätte aller neolithischen Erzeugnisse, hauptsächlich zu diesem Kulturfortschritt die Veranlassung gewesen ist. — Die Neolithiker kannten alle zum Ackerbau benötigten Werkzeuge, besonders Pflug und Sichel, in ihren allerprimitivsten Formen, hielten sich Rinder und Schafe als Haustiere und bildeten das Erbe der früheren Epochen weiter heraus. Eine sehr wichtige Neuerung war, daß man das kunstvolle Durchbohren der Steine lernte und damit die Steingeräte viel fester und handlicher gestalten konnte; die durchbohrten Steinhämmer und -beile mit kunstvoll geschliffenen Schneiden in ihrer erstaunlichen Regelmäßigkeit sind ein bekanntes Charakteristikum dieser Epoche.

Neue Form der Werkzeuge

Eine gleich neue Erfindung war die des Spinnens und Webens, die mit der Einführung des Flachsbaus zusammenhängt. Auf dem Seeboden unter den Pfahlbaudörfern und auch in den Wohngruben haben sich zahllose

Spinnen und Weben

steinerne Spinnwirtel gefunden, die die Spinnstäbe oben und unten abschlossen; ja sogar Reste von Geweben sind aus jenen Tagen auf uns gekommen, die, von ziemlicher Fertigkeit in der Herstellung, auch bereits sich entwickelnden Geschmack in der allerprimitivsten Ornamentierung zeigen. Neben die benutzten Stoffe, wie Stein, Knochen und Horn tritt nun auch das Holz, von dem freilich sich nur in Moorgegenden, und auch da nur spärliche Reste erhalten haben.

1. Ältere neolithische Zeit

Man teilt die neolithische Zeit, die keine oder wenigstens nicht nennenswerte Übergänge von der paläolithischen Zeit her aufzuweisen hat, in die frühneolithische Zeit und die vollentwickelte jüngere Steinzeit. Die ganze jüngere Steinzeit zeichnet sich durch die Sitte der Bestattung unverbrannter Leichen aus; die Leichenverbrennung brach sich erst später Bahn, ohne jedoch überall durchzudringen und gehört hauptsächlich in die Bronzezeit.

Bestattungsformen

In der frühneolithischen Zeit finden wir die Beisetzung in Felshöhlen (so besonders in den bekannten Höhlengebieten der Fränkischen Schweiz, in den Grotten von Mentone, in England usw.). Später suchte man nach einem Ersatz und schuf künstliche Grabhöhlen. Das gab den späteren Neolithikern die Veranlassung, für ihre Toten die sogenannten megalithischen

2. Jüngere neolithische Zeit

Gräber zu schaffen. Sie fehlen in Mitteleuropa, reichen aber in weitem Kreise von Spuren über Nordafrika, Spanien, Frankreich, Norddeutschland und England bis nach Skandinavien. Möglich ist auch, daß die Nuraghen auf Sardinien und die Talayots auf den Balearen und Ustica zu diesen Grabmälern gehören. Sie bestehen aus gewaltigen, unbehauenen Felsblöcken, die die Gestalt einer Hütte mit flachem Dache haben, und werden in Frankreich Dolmen genannt. Häufig sind sie auch mit einem Steinkreis (Cromlech) umgeben und mit einem Erdhügel überwölbt, zu dem ein Korridor vom Eingang zu der eigentlichen Grabkammer führt. In dieser Gestalt führen sie in Deutschland den Namen Hünengräber, in Skandinavien Riesenstuben. Man hat bis jetzt noch keine Erklärung gefunden, wie der neolithische Mensch mit seinen unvollkommenen Werkzeugen diese ungeheueren Steinmassen, die sich noch heute durch ihre eigene Schwere im Gleichgewicht

Andere Denkmäler der jüngeren Steinzeit

erhalten, zu bewegen vermochte. Andere Denkmäler der neolithischen Zeit sind die Menhirs, gigantische, in Obeliskenform aufgerichtete Steine, von denen sich ein mächtiges Feld bei Carnac in der Bretagne (Departement Morbihan) befindet. Vielleicht gehören auch die rätselhaften Mounds hierher, mächtige, aus Stein und Erde aufgeworfene Hügel in Nordamerika, am nächsten den sogenannten „Hausbergen" vergleichbar; sie ahmen in der Regel im Grundriß eine Menschen- oder Tiergestalt nach und mögen als Be-

Erste Spuren einer Religion

festigungen gedient haben. — In Zentraleuropa findet sich von diesen Denkmälern nichts; hier finden wir außer der Höhlenbestattung nur die einfache Beerdigung, wobei die Toten meist in liegender oder sitzender Stellung (als sogenannte liegende Hocker) bestattet wurden. — Überall scheint derselbe Gedankengang vorzuherrschen, den Leib der Heimgegangenen und Begrabenen zu schützen und ihnen durch Anlegung eines Denkmals Ehren zu erweisen. In den Pfahlbauten fanden wir die Anfänge eines staatlichen Lebens und die Organisation der „menschlichen Gesellschaft"; in den verschiedenen Bestattungsarten treten uns die ersten Anfänge eines religiösen Denkens und Fühlens entgegen.

Die neolithischen Menschen in Europa

In die neolithische Zeit fällt auch (wir haben hier ein reiches Schädelmaterial) eine Verschiebung der Menschenrassen. Die Pfahlbaudörfer weisen nur Rundschädel auf, die man in der Regel als Kennzeichen vorarischer Menschenrassen ansieht. Dagegen zeigen die nordischen Steingräber und auch einzelne Nekropolen im Rheinland ausgesprochene Langschädel. Es ist möglich, daß damit in unserem Vaterlande das Eindringen einer nordischen Rasse, die man gern als die Urindogermanen bezeichnet, gekennzeichnet wird. Die

vergleichende Sprachwissenschaft lehrt uns, daß diese Urindogermanen meist Viehzüchter waren, die freilich von sorgsamem Betriebe noch weit entfernt waren, was durch die Minderwertigkeit der von ihnen gehaltenen Haustierrassen bezeugt wird. Vom Ackerbau wußten sie zunächst noch nichts und lernten ihn erst kennen, nachdem sie in Frankreich und Zentraleuropa eingewandert waren. Im Kriege waren sie wild und blutdürstig, und auch ihre sonstigen Lebensformen standen noch auf sehr niedriger Stufe: sie übten Frauenraub und brachten Menschenopfer dar.

Älteste Staatsformen

Wir sehen also die älteste Form des Staates, die Familie, die schon früher vorhanden war, neben dem entwickelteren Staatsleben der Pfahlbauer weiter bestehen, und diese Urindogermanen sind ebenfalls erst nach ihrer Einwanderung in das Pfahlbaugebiet zu höheren Stufen emporgestiegen und haben den Stammesverband gegründet. Zu gleicher Zeit, wo der Neolithiker in Zentraleuropa lebte und seine Niederlassung gründete, war freilich in Ägypten und Mesopotamien der Mensch schon sehr viel weiter gekommen und waren die ersten großen Staaten gebildet und Kulturformen erreicht worden, welche der Zentraleuropäer erst mehrere tausend Jahre später sich aneignen sollte. Im Gegensatz dazu muß betont werden, daß es auch heute noch Steinzeitmenschen in Südamerika und den Polarländern gibt, deren Artefakte und Lebensformen auf das lebhafteste an die Neolithiker in unserem Heimatlande und in der Schweiz erinnern.

Älteste Kunst der Neolithiker

Neben den polierten, geschärften und durchbohrten Steinwerkzeugen sind die Gefäßformen die besten Kennzeichen der jüngeren Steinzeit. Die ältesten Gefäße, die auf uns gekommen sind, haben wir in dem Ausgang der Paläolithik kennen gelernt. Bei der Kunst der Neolithiker finden wir große Fortschritte; sie lernten die Formen der Gefäße vervielfachen, diese selbst verzieren und an ihnen Handhaben (Griffe, Henkel) anzubringen, um so den Gebrauch zu erleichtern. — Die älteste Form war der der hohlen Hand nachgebildete Napf, aus dem nach und nach der Topf, die Schale und der Krug entstanden. Dann gab man den Gefäßen festere Standflächen und versah sie zunächst mit Buckeln (Tonwarzen), um sie besser anfassen zu können, woraus sich zunächst die Öse und dann der Henkel entwickelt haben. Die ersten Verzierungen sind Eindrücke der Fingerspitzen und Fingernägel. Dann folgen Eindrücke von Stäbchen mit eingeschnittenen Preßmustern. An diese erste Punktornamentik reihte sich sehr bald die Linienornamentik, die mit Zickzack und Spiralbändern die Gefäße zu verzieren strebte. Oft füllte man auch die neuentstandenen vertieften Linien mit Farbe aus und schuf dadurch die ersten gemalten (bzw. inkrustierten) Gefäße. Pflanzen-, Tier- und Menschendarstellungen fehlten dieser Tonbildekunst (Keramik) der neolithischen Zeit vollständig; die ganze Ornamentik ist rein geometrisch. Die Gefäße zeigen dabei, je nach den Fundorten, verschiedene Stile; die Schweizer Pfahlbauer z. B. bleiben bei den Nagel- und Stäbchenornamenten, die Bewohner von Süddeutschland liebten dagegen die Band- und die Strichornamente. Daneben taucht auch die Schnurenkeramik schon auf, die dem jüngsten Neolithikum eigen ist und durch Einpressen einer Schnur in den weichen Ton entsteht. — Die zahllosen Gefäße der neolithischen Zeit setzen bei den Menschen eine ganz andere Lebensweise als bei den Jäger- und Fischervölkern der älteren Steinzeit voraus. Die Menschen werden seßhaft, treiben Viehzucht, Ackerbau, verstehen die Gefäße im Feuer zu härten und können kochen und backen. Die Bewohner der Pfahlbauten kultivierten schon mehrere Getreidearten, darunter den aus Ostasien stammenden Weizen und die Gerste. Sie kannten schon die meisten uns bekannten Obstsorten (Apfel in zwei Arten, von denen eine direkt „Pfahlbauerapfel" heißt, Birnen, Pflaumen und sogar Kirschen) und benutzten dieselben Beerenfrüchte (z. B. Himbeeren) als Zukost wie wir. Die neue Kultur weist erstens auf eine sehr starke Vermehrung der Menschen hin, die sie von der Jagd abdrängte und zum Ackerbau nötigte (manche Prähistoriker nehmen eine sehr starke Besiedelung von Mitteleuropa an); und zweitens auf eine große Seßhaftigkeit, die sich in den zahllosen Ansiedelungen und der in ihnen gefundenen geradezu unübersehbaren

Älteste Ornamentik

Seßhaftigkeit der Menschen

Menge von neolithischen Gegenständen kundtut. Ein weiteres Argument sind die damals entstandenen Urtypen unserer Hausgegenstände. Tische, Stühle, Bänke sind den Pfahlbauern schon in roheſter Form bekannt gewesen. Auch zahlreiche Schmuckstücke, die teils an Ort und Stelle gemacht wurden (Steinperlenbänder, Holzkämme, Nadeln), teils von fernher, wie aus dem Material hervorgeht, herbeigebracht worden waren, zeigen uns die Neolithiker auf einer weit höheren Kulturstufe und besseren Entwicklung aller Kulturmittel als die Menschen der vorhergehenden Epochen.

II. Die Metallzeit

An diese lange, nur nach vielen Jahrtausenden zu bemessende Epoche der Steinzeit schließt sich eine noch bis zum heutigen Tage sich fortsetzende Epoche der Menschheit, die Metallzeit.

Schon unter den Funden aus den Pfahlbaudörfern tauchen einzelne Stücke auf, die aus Metall gemacht sind. Sie sind meist aus reinem Kupfer hergestellt (von cuprum, das zuerst auf Kypros, Cypern, gefunden wurde), weshalb man die Übergangszeit zur allgemeinen Verwendung von Metallgefäßen gemeinhin als Kupferzeit bezeichnet.

1. Kupferzeit

Die ersten Gegenstände aus Kupfer, die meist als Besitztum der Reichen zu denken sind, kamen sicher aus dem Südosten zu den Neolithikern Zentraleuropas. Die vielbegehrten Metallgegenstände riefen den Wunsch hervor, sie nicht nur teuer zu kaufen, sondern auch im Lande fabrizieren zu können; in der Tat sind bereits in den Pfahlbauten von Robenhausen (im Kanton Zürich) Gießformen, -muster und -löffel entdeckt worden, die eine heimische Metallindustrie verbürgen. Dazu halfen auch einheimische Kupferfunde, so auf dem Mitterberge bei Bischofshafen (Salzburg). Mit der Entdeckung der Metalltechnik beginnt auch eine sehr starke Erweiterung des Formenkreises. Zunächst hatte man die neueingeführten Formen (darunter die Doppelaxt, die, wie manche Forscher wollen, auch als Gewicht gedient haben und der kretischen Mine entsprechen soll); dann aber ahmt man auch die steinzeitlichen Typen nach und paßt diese der Kostbarkeit und größeren Haltbarkeit des Metalles an. Schließlich kam die Ausbeutung der einheimischen Kupfergruben hinzu, so daß uns kupferreiche Länder, wie Spanien, Ungarn, Irland, zahlreiche Gegenstände derselben Art liefern, während Zentraleuropa daran ziemlich arm ist. — Neben Kupfer finden sich auch Silber- und Goldgegenstände, doch der Schwierigkeit der Erzeugung und Kostbarkeit des Materials entsprechend nur als Schmucksachen. Hierher gehört u. a. der sogenannte „Schatz des Priamos“ in Berlin, der, zur vormykenischen Kultur der „zweiten Stadt“ Trojas gehörend (§ 66), von Heinrich Schliemann gefunden worden ist. Einzelne Goldgegenstände finden sich fast überall in neolithischen Gräbern, meistens Perlen und Röhrchen. Die Führung scheint in der neolithischen Übergangsperiode die ägyptische Kunst gehabt zu haben; in den Menhirs erblicken manche Forscher die rohen Nachbildungen der ägyptischen Obelisken, eine Vermutung, die durch ganz ähnliche Funde roher Steinsäulen in Kanaan gestützt wird.

Silber und Gold

Siedelungen der Kupferzeit

Auf den Dolmen aus dieser Zeit kehrt als ständiges Merkmal die Axt wieder, die wir wohl als besonders heiliges Zeichen anzusehen haben. In die Kupferzeit sind vielleicht auch die großen Tempelanlagen zu setzen, die wir in England finden, der Cromlech des Stonehenge bei Salisbury, der leider nicht mehr ganz erhalten ist, und die gewaltigen Steinkreise von Avebury in Wiltshire in Südengland. Sie zeigen, wenn auch in roherer Form, eine unverkennbare Stilverwandtschaft mit den entsprechenden ägyptischen Tempelbauten (§ 37) und den assyrischen und indischen Anlagen gleicher Art. Vor allen Dingen ist ihnen allen gleich das Streben nach gewaltigen Dimensionen und riesenhaften Türmen.

Auf die Kupferzeit folgt die Bronzezeit, die Kulturperiode, in der der Mensch lernte, dem Kupfer durch Zinnzusatz eine größere Festigkeit zu geben. Wo diese Erfindung zuerst gemacht wurde, ist eine noch offene Frage: denn die frühere Ansicht, daß man zuerst im Orient darauf gekommen sei und dann die neue Erfindung durch eine neue Völkerwelle nach Europa getragen wurde, ist nicht haltbar. Es scheint vielmehr, daß die Einführung der Bronze und die Vervollkommnung der Bronzegeräte sich sehr allmählich vollzog. Denn die ältesten von ihnen zeigen nur 5% Zinnzusatz, der sich erst nach und nach auf 10—12% steigerte, das heißt bis zu der Mischung, die sich auch heute noch als die praktisch brauchbarste herausgestellt hat. Der Fortschritt lag in der größeren Härte, die sich dem Kupfer gegenüber in der neuen Mischung zeigte. Die Formen der neuen Werkzeuge sind immer noch Nachahmungen der neolithischen Zeit. 2. Bronzezeit

Die ältere Bronzezeit hat neben sich noch fast ebensoviel steinerne und kupferne Gegenstände, als Artefakte aus dem neuen Material, das naturgemäß zunächst nur Besitztum der Reichen war. Zuerst entwickelten sich in der neuen Technik die Waffen; Dolche, Kurzschwerter, Messer erhielten neue charakteristische Formen, mit Mittelrippen und schmalen, sehr scharfen Schneiden. Auch die Formen des Beils wurden mannigfaltiger, und das Bronzestück selbst mit den neuerfundenen Schaftlappen wurde an den Holzstock angeschlossen. Sehr stark bildete sich auch der Schmuck aus. Die Gewandnadel (fibula), die von nun an in unzähligen Exemplaren vorkommt, ist eine der ersten Erfindungen der neuen Metallzeit, von den allereinfachsten Formen an bis zu den mit den reizendsten Verzierungen ausgestatteten. Daneben kommen viele spiralenförmige Armbänder und Kreuzräder vor, in denen moderne Forscher (Montelius u. a.) haben religiöse Symbole wiedererkennen wollen. Die Bestattungsform der Bronzezeit ist die gleiche wie in den vorhergenannten Perioden. Doch treten neben die Steinkiste häufig Holzsärge, das heißt rohe behauene und in der Mitte zersägte Stämme, in die ein oder mehrere Tote gebettet wurden. Nach und nach bürgerte sich die Sitte der Leichenverbrennung ein und die Bestattung der Überreste in Urnen, die dann auf ganzen Urnenfriedhöfen beigesetzt wurden, von denen sich in Mitteleuropa fast überall reiche Reste finden, die auf eine sehr starke Bevölkerung hinweisen. — Auch in der Wohnung blieben die Leute zunächst auf dem alten Standpunkt (runde Wohngruben und Pfahlbauten) stehen. Die Terramaren Italiens gehören wohl zum größten Teil in die erste Bronzeperiode. — Desgleichen änderte sich nur auch sehr langsam die Technik in der Keramik: man bleibt zunächst bei den geometrischen Ornamenten, die nur langsam ausgestaltet werden. Neu ist dagegen die Bemalung, die wir besonders in Südeuropa finden. Ältere Bronzezeit

Die mittlere Bronzezeit bringt uns wesentlich vervollkommnetere Produkte, die an Ornamentik geradezu Wundervolles zeigen. Besonders mannigfaltig werden die Waffen. Die als Hiebwaffe benutzten Schwerter erhalten Lorbeerblattklingen, die Lanzen werden in die Länge gezogen, die Pfeilspitzen mit Tüllen an die Holzstäbe befestigt. Sehr stark wurden die Axte umgestaltet, die übergreifenden Randleisten werden durch einen Quersteg verbunden, und es bildeten sich die zwei Hauptformen des Celt auf altkeltischem und des Palstab auf altgermanischem Boden. Das neue gegossene oder geschmiedete Beil ist das Kennzeichen dieser Metallzeit. Mittlere Bronzezeit

Sehr bald wurde diese Periode abgelöst durch die jüngere Bronzezeit, die die Höhe, aber auch das Ende der Bronzekultur darstellt, da sie bereits den Übergang zur Eisenzeit vermittelt. In ihr vervielfältigen und verfeinern sich die Gegenstände immer mehr; in ihr finden wir auch, wenigstens für Mittel- und Norddeutschland und weiter nördlich, das erste Auf- Jüngere Bronzezeit

treten von Schiffen (Felsenzeichnungen von Tegneby in Schweden). Zahlreich sind die Gußformen, die aus dieser Zeit erhalten sind und eine hochentwickelte Technik verraten. Diese finden sich nun über die ganze Erde fast gleichmäßig verstreut, und daraus folgt, daß der Verkehr damals schon sehr ausgebreitet und nachhaltig gewesen sein muß. Es mögen zunächst die großen Flußwege gewesen sein, die als Vermittler dienten, bald aber kam auch die Schiffahrt auf der See dazu; schon die Verwendung des Zinns, das man wohl fast allgemein aus England (Kassiterides = Zinninseln) bezog, weist daraufhin, ebenso die Verwendung des Kupfers, dessen wichtigste Gruben sich auf Cypern befanden. Daraus mag sich auch die dominierende Machtstellung von Kreta erklären, das als Schiffsstation nach dem Westen nicht zu umgehen war und einen mächtigen Stapelplatz darstellte, wo die Kaufleute von allen Seiten her zusammenkamen und ihre Waren tauschten. Auf Kreta weisen auch die allerältesten Gewichte und Maße hin, die wir kennen lernen, die dann später durch die phönikischen Maße und Gewichte ersetzt worden sind. Auch die allerersten Spuren von Geld kommen hier vor, die sogenannten „Seegeldringe" (portemonnaies lacustres) aus den Pfahlbauten, die uns einen Sammelring zeigen, an dem eine Anzahl andere Bronzeringe von ganz gleichem Gewicht und Maßstab aufgereiht sind.

Mit dieser Periode treten wir in den Bereich der eigentlichen Geschichte ein. Die Anfänge sämtlicher alten Kulturnationen, der Ägypter, Babylonier, Assyrier, Griechen und Italiker, gehören hierher. Die Bronzezeit hat sich natürlich an den verschiedenen Punkten der Erde zu sehr verschiedenen Zeiten entwickelt. Für unser hauptsächlichstes Gebiet prähistorischer Forschung, Mittel-, West- und Nordeuropa, setzt man vielfach die ältere Bronzezeit für zirka 1800—1600 v. Chr. (in Südeuropa als die kretische Epoche bezeichnet, auch minoische Zeit genannt) die mittlere für 1600—1200 (frühmykenische Epoche), die spätere für 1200—900 (spätmykenische Epoche) an. Für den Süden Europas wird man sie wohl wesentlich früher annehmen müssen, und für die alten Kulturnationen des Orients verschieben sich die Zahlen wiederum um viele Hunderte von Jahren. Dagegen ist, wie schon oben von der Steinzeit gesagt, an anderen Stellen der Erde die Bronzezeit viel später eingetreten. Als die Spanier auf das Inkareich in Peru trafen, stand dieses in der vollen Bronzezeit und eine Stufe höher als die Azteken in Mexiko, die noch im Übergang von der neolithischen zur Bronzezeit waren, als Cortez sich anschickte, ihr Reich zu erobern.

Die wichtigsten Funde auch für diese Epoche bieten uns wieder die Pfahlbaudörfer. Der schier unerschöpfliche Boden der Seen hat uns Gegenstände aller Art auf das beste erhalten. Die Pfahlbaudörfer dieser Zeit unterscheiden sich, abgesehen von den Funden, nur dadurch von den neolithischen, daß sie weiter in den See hineingebaut sind, größere Häuser haben und zu bedeutenderen Ansiedelungen vereinigt wurden.

3. Die Eisenzeit

Den nächsten bedeutenden Schritt in der Entwicklung der Menschen sehen wir herbeigeführt durch die Entdeckung des Eisens und das Auftreten der sogenannten Eisenzeit. Es scheint zuerst in den Ländern zwischen Kaukasus und Taurus gefunden und bearbeitet worden zu sein; das Volk der Chalyber, die dem Stahl den Namen gegeben haben, weist darauf hin. Von da gelangte es nach Ägypten. Die altkretische und mykenische Kultur hat es nicht gekannt. Die älteren Bestandteile der homerischen Gedichte kennen nur die Bronze und den Schmied als „Erzarbeiter"; aber um das Jahr 900 v. Chr. tritt es auf einmal

massenhaft auf. Die Tributlisten der Assyrier zeigen es häufig, und ebenso erschien es auf dem Boden Zentraleuropas.

Die erste Eisenzeit, die man nach dem Hauptfundorte (der Begräbnisstätte auf dem Salzberge bei Hallstatt im Salzkammergut) die Hallstätterzeit nennt, umfaßt die Kultur von fast ganz Europa. Von allen indoeuropäischen Völkern waren Griechen, Italiker, Kelten, Illyrier und Etrusker längst seßhaft. Die Dipylon- und Villanovazeit im klassischen Süden sind etwa der Hallstätter Zeit in Mitteleuropa entsprechend. In dem Hallstätter Kulturkreise in engerem Sinne (Zentraleuropa nördlich der Alpen) herrschte diese Kultur bis etwa zum Jahre 400 v. Chr. Die Gräberfunde ergeben eine starke Mischung von Bronze- und Eisengegenständen. Die Leichen selbst wurden teils bestattet, teils verbrannt. Stark weitergebildet zeigte sich die Waffentechnik; die Schwerter sind lang geschmiedet, die Helme oft wahre Prunkstücke. Ein besonderes Charakteristikum sind die Gewandnadeln (Fibeln), in ihrer Gestalt der modernen Sicherheitsnadel sehr ähnlich. Sehr reich sind die Gräber auch an Schmuckstücken aller Art. An den Bronze- und auch Tongefäßen, soweit sie einheimisch und nicht südländische Importware sind, herrscht durchaus noch die geometrische Punkt- und Strichkeramik vor. Jedoch tritt bei den Hallstätter Gefäßen eine große Farbenfreudigkeit zutage, bei der oft weiße Einlagen die reichen aufgemalten Muster beleben. In jener Zeit tauchten auch die ersten Spuren der Buchero-Keramik, aus schwarzpolierter Tonmasse mit reichem dekorativen Schmucke, auf. Die Drehscheibe für die Formung der Gefäße war freilich noch immer nicht bekannt und ist erst später aus dem Süden (der sie schon seit mehreren hundert Jahren kannte) importiert worden, wie überhaupt die Einfuhr griechischer Waren seit mindestens dem 7. Jahrh. v. Chr. in Mitteleuropa feststeht und vielleicht schon ein gutes Teil früher eingesetzt hat. Meistens sind es Bronzewaren, dann auch Eisenwaffen und -gefäße, die aber in dem heimischen Handwerk reichliche Nachahmung finden.

Hallstätterzeit

900—600 v. Chr.

Mit dem Ausscheiden des gesamten Orients und Südeuropas verengert sich das Gebiet der vorhistorischen Stufen immer mehr. Ursprünglich über die ganze Erde verbreitet, finden wir die letzte prähistorische Stufe nur noch in Nordeuropa und der Poebene vor.

La Tène-Zeit

Es ist dies die Kultur der Kelten, die vom 5. Jahrhundert an sich durchsetzt, genannt die La Tène-Zeit (nach einem Hauptfundort La-Tène [die Untiefe], am Nordrande des Neuenburger Sees). Mit ihr sterben die Schweizer Pfahlbauten ab, der Leichenbrand wird vorherrschend, die in der Hallstattzeit noch häufigen Bronzesachen treten vollständig zurück, und an ihrer Stelle finden wir nur noch Eisen, besonders als Waffen vertreten. Die Formen sind durchweg neu; Dolch und Pfeil verschwinden, und wir finden fast nur noch das Langschwert und die Lanze. Daneben stehen zahlreiche, hauptsächlich für die Brauchbarkeit berechnete Nutzwerkzeuge, wie Messer, Scheren, Harken, Beile, Pflugschare usw. Alles ist gut und solid und wird fabrikmäßig hergestellt. Neu ist die Erfindung des Schmelzes (Blutglas, Email), mit der die Leute der La Tène-Zeit ihre Waffen zu schmücken pflegten. Die Gräber dieser Zeit zeigen eine sehr reiche Ausstattung; man gab den Toten Gefäße, Waffen und Schmucksachen mit. — Mit der La Tène-Zeit treten wir ein in die rein geschichtlichen Perioden: das Nordwärtsdringen der Römer brachte mit einem Schlage in die La Tène-Zeit einen völligen Umschwung und ersetzte die heimische Kultur durch die vom Süden kommenden griechisch-italischen Formen.

§ 2. Menschenrassen und Sprachen. Seit dem Erstarken der prähistorischen Wissenschaft sind viele Versuche gemacht worden, die Menschen in verschiedene Rassen zu gliedern. Der älteste Versuch (von Blumenbach) teilt die Rassen nach der Hautfarbe in Kaukasier, Mongolen, Neger,

Ältere Versuche, die Menschenrassen zu gliedern.

Indianer und Malayen. Dieser Versuch ist der landläufigste geblieben. Ein zweiter Versuch (Virchow, Lapouge) teilte die Menschen nach der Schädelform in Rundschädel (Brachycephale) und Langschädel (Dolichocephale) mit zahlreichen Unterabteilungen; diese lange Zeit hochgeschätzte Schädeltheorie, die vor allem in Nordeuropa die Langschädel den Ariern, die Rundschädel den Vor- und Nichtariern zuerteilen wollte, ist neuerdings wieder stark angefochten worden. — Ein dritter Versuch ist von der Einteilung nach Sprachen ausgegangen. Die vergleichende Sprachwissenschaft (Bopp, W. v. Humboldt u. a.) hat hier Licht in das Dunkel getragen, jedoch ist dabei noch lange nicht das letzte Wort gesprochen und ein jedes Volk an der Stelle eingegliedert worden, an die es gehört.

Älteste Kulturstufen

Soweit gegenwärtig unser Blick zurückzureichen vermag, gelten folgende Hauptsätze für die Geschichte der älteren Kultur. Ursprünglich waren die Menschen während der verschiedenen Eiszeiten und kurz nach ihnen, während der neolithischen Zeit, sparsam über die ganze Erde verteilt. Ihr erster Hauptsitz mag das innere Asien gewesen sein; denn von dorther stammen die wilden Formen unserer Haustiere und Nutzpflanzen. Als Jägervölker zogen sie den wilden Tieren zunächst der Diluvialepoche, dann der Alluvialzeit nach. Die ersteren gingen unter, die zweiten gewöhnten sich an das Haus. Bei der zunehmenden Fülle der Menschen und der Abnahme des jagdbaren Wildes ergab sich die Notwendigkeit, für beständige Nahrungszufuhr zu sorgen. So wurden aus den Jäger- und Fischervölkern die ersten Viehzüchter. Sie zogen zunächst nomadisierend herum, und dann wendeten sie sich, zuerst aushilfsweise, dann vorzugsweise dem Ackerbau zu. Hierfür eigneten sich naturgemäß am meisten die großen und breiten Flußebenen, in denen sich zuerst größere Menschenmengen zusammenfanden, da hier die Bedingungen einer leichteren Lebensführung gegeben waren. Die Jäger und Fischer zogen sich vor ihnen zugleich mit den Resten der älteren Kultur mehr in die abgelegenen und schwer zugänglichen Gebirgsgegenden zurück. Am deutlichsten hat man diese Beobachtung wieder in Zentraleuropa machen können; hier sind die brachycephalen Bewohner überall vor den dolichocephalen zurückgewichen, und neuerdings geht die Annahme der meisten dahin, daß wir in den letzteren Vorfahren der heutigen Indoeuropäer, sogenannte Arier, zu erblicken haben, während die ersteren gewöhnlich als vorarische Völker bezeichnet werden. Zu diesen rechnet man unter den noch existierenden Nationen die Basken und einige Kaukasusstämme, unter den ausgestorbenen die Ligurer, Korsen, Sarden und die Iberer in Spanien.

Erste Kulturzentren

Solche großen Kulturebenen kennt man sechs: zunächst die beiden breiten Flußtäler des Hoangho und Jangtsekiang in Ostasien, dann das fruchtbare Mesopotamien zwischen Euphrat und Tigris, drittens das Tal des Nil in Nordostafrika, viertens die südosteuropäische Tiefebene, die von den Strömen Dnjepr, Don und Wolga mit ihren Nebenflüssen durchströmt wird, und schließlich die Hochebenen von Mexiko in Nordamerika und von Peru in Südamerika. Daneben mag es da und dort noch kleine Zentren (z. B. in Nordindien) gegeben haben, jedoch kommen für die historische Entwicklung nur die genannten in Betracht. Während in Mexiko und Peru sich die Kulturen der Mayavölker und des Inkareichs entwickelten (I, 1 und III, 9, 10), entstand in Ostasien das chinesische Reich, in Mesopotamien die Kultur der Babylonier und Assyrer, d. h. der Semiten, am Nil die Kultur der Hamiten und in Südostrußlands breiten Ebenen die Kultur der Arier (Indoeuropäer, Indogermanen), die überall die vorarischen Völker zurückdrängten. Auf die Weltgeschichte haben nur die vier Kulturkreise der alten Welt und von ihnen vorzugsweise die der Semiten und Arier, den maßgebenden Einfluß geübt.

Ob diese beiden Völkerstämme aus einer Wurzel stammen, wie die Sage von Noah und seinen Söhnen andeutet, steht dahin. Das ist gewiß, daß wir sie in den ältesten Zeiten der neolithischen Periode schon auf der Wanderung finden, und auch das ist beweisbar, daß sie eine vorarische und vorsemitische Bevölkerung in sich aufgenommen haben (z. B. die Rundschädel Lapouges im Schwarzwald, die Sumerier in Mesopotamien). Daß diese beiden Völkerstämme sich, wenn überhaupt, in einer sehr frühen Periode getrennt haben, geht aus dem Charakter ihrer Sprachen hervor: die arischen Sprachen zeigen Flexion und Umformung des Wortstamms; die semitischen Idiome kennen die letztere nur in sehr beschränktem Maße und helfen sich mit Prä- und Suffixen. Sie stellen gewissermaßen eine mittlere Stufe dar zwischen der reich gegliederten arischen Ausdrucksweise und den agglutinierenden (aneinanderleimenden) Sprachen, die die Worte mechanisch aneinanderfügen (Chinesisch, Japanisch und als merkwürdiger Rest das Baskische in den Pyrenäen, von dem man, wie vom ausgestorbenen Iberischen und Etruskischen, vermuten könnte, daß es Sprachreste der Bevölkerung darstelle, die die Arier vor sich hergetrieben haben). Arier und Semiten

Unter den Kulturzentren hat für den Europäer das südosteuropäische das höchste Interesse. Denn hier suchte man lange Zeit die erste Wohnstätte der Indogermanen, von der infolge der zunnehmenden Bevölkerungszahl die verschiedenen indogermanischen Stämme nach allen Seiten hin ausgewandert seien. Vorher hatte man angenommen, daß ihre Heimat in Indien gewesen sei, bis sich herausstellte, daß das Sanskrit keineswegs die älteste indogermanische Sprache ist. Jetzt sucht man allgemein die Heimat der Indogermanen in Europa, speziell in Norddeutschland und Skandinavien, jedoch, wie E. Meyer gegenüber den zahllosen Hypothesen hervorhebt, ohne zwingende Beweiskraft; weder die sprachlichen, noch die anthropologischen, noch die archäologischen Argumente sind durchschlagend. Um das Jahr 1000 v. Chr. finden wir drei Hauptgebiete der indogermanischen Stämme: 1. die Arier in Asien, 2. die Balkanhalbinsel mit Mittel- und Unteritalien und Vorderkleinasien, 3. die von Germanen, Kelten und Lettoslawen besetzten Länder. Erst in den folgenden Jahrhunderten ist eine Verbindung durch verschiedene Wanderungen hergestellt worden. Nur die zuletzt genannten Länder gelten gegenwärtig als Urheimat der Indoeuropäer. Nach Meyer haben sich nun die Indogermanen in zwei Gruppen geteilt, die sich auch sprachlich differenzierten: die eine wanderte längs der Donau in die südlichen Halbinseln Europas ein, die andere um die Karpathen herum nach Südrußland und von da nach Asien. Das Problem der Heimat und Ausbreitung der Indogermanen

Dem würde die große sprachliche Gliederung entsprechen. Die Gesamtheit der Indogermanen teilte sich zunächst in zwei große Gruppen, die nach dem Zahlwort 100 (centum bzw. satem) als Kentum- und Satem-Völker bezeichnet werden und geographisch sich als Westindogermanen (Gräkoitaliker, Kelten, Germanen und Illyrier) und Ostindogermanen (Arier, Lettoslawen, Armenier) darstellen. Daraus entstanden die weiteren Einzelvölker. 1. Ein Zweig wählte den Weg nach Osten und drang über den Kaukasus bis in die Täler des Indus und Ganges vor, um dort die breiten Massen der Hindubevölkerung zu bilden. 2. Eine zweite Abteilung besetzte die ostwärts vom Tigris gelegenen Bergländer und begründete den Stamm der Perser (Iranier). Zu ihnen mögen auch die Tocharen, ein neuentdeckter Indogermanenstamm in Osturkestan (Tarymbecken) gehört haben, von deren Literatur wir jetzt eine Anzahl buddhistischer Texte kennen. 3. Eine dritte unbedeutend gebliebene Abteilung fand ihren Platz als Armenier und Westasiaten, auch sie in beständigem Kampf mit vorarischen Völkerstämmen, die gewöhnlich als „unsicherer Herkunft" bezeichnet werden. 4. Eine vierte Abteilung, die wohl in den Anfängen der Bronzezeit aufbrach, waren die Kelten, die die Donau hinaufzogen, die Iberer und Ligurer vor sich hertrieben und zunächst in Süd- und Westdeutschland saßen, dann aber vordrangen bis an den Atlantischen Ozean, ja sogar die britischen Inseln besetzten und in Spanien sich mit der Urbevölkerung vermischten. 5. Von ihnen sonderten sich die Gräkoitaliker, die zunächst lange Zeit, wie ihre Sprache zeigt, bei einander blieben, bis sie sich trennten; der eine Stamm besetzte Griechenland und nahm dessen Inselwelt ein, der andere überstieg die Alpen, trieb die voritalischen Völker (Etrusker, Japygen, Sikaner, Elymer) vor sich her, wie die Griechen die vorhellenischen Völker (Tyrsener, Dolopen, Leleger usw.) und nahm die Apenninhalbinsel in Besitz. 6. Dann entstiegen der arischen Völkerwiege die Germanen, die ebenfalls dem Zug nach Westen folgten, wie die Kelten, bereits in historisch erkennbaren Zeiten bis an den Rhein gedrungen waren und sich dann anschickten, die alten Völkergrenzen zu übersteigen und nach Süden in Italien und Griechenland einzudringen. 7. Der letzte Sproß des arischen Stammes waren die Slawen, denen die kleineren Gruppen der Littauer und Letten nahe stehen. Sie entwickelten sich zuerst nach Norden hin, wo sie Sprachliche Gliederung der Indogermanen

die vorarische Bevölkerung der Finnen usw. vor sich herschoben. Später begann auch bei ihnen der Zug nach Westen, der sie bis in das Saaleland führte.

Ausbreitung der Arier

Zahlreiche Wanderungen haben diese arischen Stämme, die man gewöhnlich Indoeuropäer (oder Indogermanen) nennt, über die ganze alte Welt verbreitet, und ihnen, wo sie hinkamen, den Herrscherplatz unter den Menschen gesichert; nur der kräftige semitische Stamm hat sich erfolgreich neben ihnen zu behaupten, ja bisweilen sogar den Ariern seine Gedankenfolgen aufzuzwingen verstanden; vor allem geschah dies, wo es sich um Fragen religiöser Natur handelte, dann auch, wenn Handelsinteressen wichtiger Art in Frage kamen. Neben den Indoeuropäern und den Semiten treten alle anderen Menschenrassen weit in den Hintergrund. Einen bestimmenden Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte im eigentlichen Sinne haben sie nur vorübergehend gehabt. Selbst der mongolische Stamm, der in China sein Hauptzentrum hat (§ 9), hat über die Heimat hinaus nur hin und wieder große Erschütterungen (Hunnen, Dschingiskhan) verbreitet, aber keine bleibenden Veränderungen hervorgerufen.

Gemeinsame Abstammung aller Menschen

Aus den Rasseverschiedenheiten kamen viele Gelehrte zu dem Schluß, daß jeder Erdteil seine eigentümlichen Einwohner (Autochthonen) habe und darum die Lehre von der Abstammung der Menschen von einem Elternpaar unhaltbar sei. Andere wieder schlossen daraus, daß sich aus der Übereinstimmung aller Menschenrassen in Knochen- und Gliederbau und aus der Fruchtbarkeit der Verbindung zwischen den verschiedenen Rassen (Mulatten, Mestizen, Halbblut) ergäbe, daß alle Rassen nur verschiedene Varietäten eines Grundtypus seien, und die Abänderungen der Rassen sich durch Anpassung an die jeweilige Natur des Landes erklärten. Eine vermittelnde Ansicht leugnete die Einheit der Abstammung, gab aber wenigstens die Einheit der Art zu. — Die Frage wird sich nie entscheiden lassen; naturgeschichtliche und sprachliche Merkmale führen uns auf gesonderte Wege. Während die erstere Betrachtung das Einigende hervorhebt, wird die Sprachgeschichte stets nur dazu führen, uns die Vielheit des Menschengeschlechts zu lehren.

Überblick über die nichtarischen Sprachen

Die wichtigsten Sprachformen der Erde sind (nach J. N. Finck):

I. Die Sprachen der kaukasischen Rasse (außer den indoeuropäischen):

1. Der semitische Sprachstamm. Er teilt sich in zwei Zweige, das Ostsemitische und Westsemitische. — Zu dem Ostsemitischen rechnet man Babylonisch, Assyrisch, und zu dem Westsemitischen Kanaanäisch und Aramäisch. Vom Kanaanäischen ist uns am besten der hebräische Dialekt bekannt. Ihm stand das Phönikische sehr nahe, das im Mutterlande etwa im 2. vorchristlichen Jahrhundert zugleich mit dem Hebräischen dem Aramäischen weichen mußte, in Nordafrika aber als Punisch noch ziemlich lange fortbestand. Das Aramäische (das auch in Palmyra und dem Nabatäerlande weiter herrschte) hat sich lange erhalten; das Westaramäische ist die Sprache der Bibelerklärungen, die in den Midraschim und Targums vorliegen, und starb im 7. Jahrhundert ab; das Ostaramäische (später Syrisch genannt) ist die Sprache der monophysitischen Christen (II, 28) und als Gelehrtenidiom noch heute erhalten. — Allen diesen Sprachen steht das Arabische gegenüber, das in eine nördliche und südliche Mundart zerfällt. Das Nordarabische oder klassische Arabisch ist heutzutage die Weltsprache geworden, die fast den ganzen Orient umfaßt. Südarabisch ist durch den Islam fast ganz verdrängt und herrscht nur noch auf den südlichen Teilen der Halbinsel. — Schließlich finden wir einen Zweig der Semiten im Hochland von Abessynien, die Äthiopisch (Geez) reden, und mit deren Idiom das Tigre und das Amharische nahe verwandt sind.

2. Der hamitische oder nordafrikanische Sprachstamm. Seine ältesten Denkmäler liefert uns das Ägyptische, das sich im Laufe der langen Regierung der Pharaonen in Alt-, Mittel- und Neuägyptisch gliederte. Aus ihm ging in christlicher Zeit das Koptische hervor, ein ägyptischer Dialekt, der mit griechischen Buchstaben geschrieben wird und seit 1600 n. Chr. ausgestorben ist. Andere hamitische Sprachen sind die Berbern sprachen am Rande von ganz Nordafrika, die Nachkommen der altlibyschen Idiome, bis zu dem der ausgestorbenen Guanchen auf den kanarischen Inseln, und die kuschitischen Sprachen der Urbevölkerung von Abessynien, die in mannigfachen Abstufungen sich bis tief in den Süden hinein verbreitet haben.

3. Der kaukasische Sprachstamm, ein noch ziemlich unbestimmter Begriff, genannt nach dem Gebirge, um das alle die in Betracht kommenden Sprachen gelagert sind. Er teilt sich in das Nord- und Südkaukasische. Zu dem ersteren gehören

die Abchasen und Tscherkessen (Cirkassier), die freilich jetzt meist nach Kleinasien ausgewandert sind, die Tschetschenzen und die Lesbier in Dagestan an. Zu den Südkaukasiern (Khartwalen), die auf die dem Altertum bekannten kaukasischen Iberer zurückgehen, rechnet man die Mingrelier und Lasen (Nachkommen der alten Kolcher) und die Georgier (um Tiflis), die einzigen dieses Sprachstammes, die es zu einer selbständigen Literatur gebracht haben. Wie die einzelnen Sprachen einzuteilen und welche andere Idiome noch hierher zu rechnen sind, ist eine noch unentschiedene Frage.

4. Der drawidische Sprachstamm, gesprochen von den Einwohnern Indiens, die vor den von Nordwesten einwandernden arischen Indiern ansässig waren. Drawida ist der Sanskritname für ein Volk, das heute allgemein als Tamulen bezeichnet wird. Es zerfällt in drei Hauptzweige, das Brahuische (in Belutschistan), das Teluguische in Vorderindien und das Tamilisch-Kanaresische in Hinterindien und auf den Inseln des malaiischen Archipels.

5. Vereinzelte Idiome, die sich noch nicht sicher unterbringen lassen, sind: a) die Sprache von Elam, mit Einschluß der Kossäischen, b) das Hethitische (mit Einschluß der Sprache von Mitani (§ 39), c) die Sprache der Alarodier in Armenien (§ 20), d) die vorderkleinasiatischen Sprachen, unter denen das Karische hervorragt, vielleicht die Sprache der Herrscher von Kreta (§ 66), e) das Etruskische (§ 159), f) das Iberische in Spanien, g) das Liguriſche mit seiner Fortsetzung im Baskischen. Man bezeichnet viele von diesen Sprachen auch als vorarisch, das heißt als Idiome der bisher bekannten Ureinwohner, ehe die indogermanischen Völker diese aus ihren Sitzen, besonders in West- und Südeuropa, verdrängten.

II. Die Sprachen der mongolischen Rasse zerfallen ebenfalls in fünf Sprachstämme.

1. Der älteste bekannte ist wohl das Sumerische, die Sprache der ältesten Bewohner des Euphrat- und Tigristales, ehe die semitische Einwanderung das Land überflutete, aus zahlreichen Keilschrifttexten (§ 18) uns bekannt. Die Stellung dieser uralten Sprache ist noch viel umstritten, neuerdings ihre Existenz sogar in Abrede gestellt worden.

2. Der austrische Sprachstamm, wohl der räumlich ausgedehnteste von allen; er herrscht in Südostasien und hat zwei Zweige, den festländischen und den fast über die ganze Südsee reichenden Inselzweig. Der Festlandzweig ist minder bedeutend: er umfaßt in der Hauptsache die nichtarischen und nichtdravidischen Einwohner von Vorder- und Hinterindien und den dazwischen liegenden Inselgruppen (Nikobaren). Weit wichtiger ist der Inselzweig, dessen Hauptsprache das Malayische ist. Er reicht von Madagaskar (wo die Howas sicher malayisch reden) bis tief in die Südsee und nach Neuseeland (zu den Maoris) hinüber und ist außerordentlich stark verzweigt, indem man hier jetzt auch alle die Sprachen und Dialekte der Polynesier mit unterbringt (soweit sie nicht zu den Papuas und ozeanischen Negern gehören).

3. Der indochinesische Sprachstamm, der zwei Sprachäste trägt, den tibetobirmanischen und siamo-chinesischen, die wieder in zahlreiche Zweige sich teilen. Viele von diesen Dialekten sind lautlich so voneinander verschieden, daß man sie für besondere Sprachen ansehen würde, wenn nicht eine uralte Literatur eine Literatureinheit und Einheitssprache geschaffen hätte, die sie zusammenhält.

4. Der ural-altaische Sprachstamm, der in zwei örtlich getrennte Äste sich teilt, erstreckt sich über das ganze nördliche Asien und sendet weit nach Europa hinein seine Ausläufer. Dem uralischen Sprachast gehört das Samojedische und Finnisch-Ugrische an. Zu dem letzteren rechnet man das Finnische im engeren Sinne (Suomi), das Estnische und das Ungarische. Man rechnet ihnen auch verschiedene Stämme der Wolgamongolen zu. — Der altaische Ast hat vier Hauptzweige: a) die türkischen (früher tatarisch genannten) Sprachen, zu denen das Osmanische, Jakutische, Uiguriſche. Turkmenische u. a. m. gehören; b) die eigentlich mongolischen Sprachen, die in die ostmongolischen Sprachen, von Sibirien bis zur chinesischen Mauer, die westmongolischen Sprachen oder das Kalmükische von Sibirien und der Kirgisensteppe an bis an die Wolga, und die nordmongolischen Sprachen (Burjäten) zerfallen; c) die Tungusen und die Mandschu, die im Norden von China wohnen; d) das Japanische, der wichtigste Zweig dieses Sprachstammes, der die Sprache der eingeborenen Ainu völlig verdrängt hat. Es ist nicht sicher, ob die Sprache der Koreaner, die mit der japanischen entfernt verwandt ist, mit dieser zu vereinigen oder als selbständiger Zweig der altaischen Sprachen anzusehen ist.

5. Die arktischen oder Hyperboreersprachen, die jetzt auch als paläoasiatisch bezeichnet werden. Zu ihnen zählen fast alle Idiome, die innerhalb des nördlichen Polarkreises gesprochen werden. Die wichtigsten von ihnen sind die Sprache der Eskimos, der Tschuktschen, Korjäken, Kamtschadalen und der Ainus auf den Kurilen und der japanischen Insel Jeso.

III. Die Sprachen der Indianer (amerikanischen Rasse) sind an Zahl der Einzeldialekte wohl am reichsten. Sie zerfallen in vier Hauptstämme:

1. die Sprachen der nordpazifischen Region, die von der Küste von Alaska bis nach Mexiko herunterreichen;

2. die Sprachen der nordatlantischen Region, die wieder in sieben Hauptabteilungen mit zahllosen Unterabteilungen zerfallen. Die wichtigsten sind die athabaskischen im Nordosten des Kontinents, die algonkinischen Sprachen im Nordosten und die irokesischen Sprachen an den vier großen Binnenseen.

3. die Sprachen der zentralen Region. Zu diesem Sprachstamm gehört auch das Aztekische (III, § 9), die Mundart der Einwohner Mexikos, aus der uns auch einzelne Literaturdenkmäler erhalten sind. Eine andere Kultursprache war die der Majaindianer im nördlichen Mittelamerika.

4. die Sprachen im Flußgebiet des Amazonenstroms. Unter ihnen ist die der Arowaken am Amazonas die wichtigste. Hierher gehörte auch die Sprache der Kariben (III, § 10) auf den Antillen, die dort jetzt ausgestorben ist, aber auf dem Festland weiterlebt.

5. die Sprachen der südamerikanischen Pampasregion (im Gran Chaco), unter denen die wichtigsten die der südamerikanischen Araukanier (III, 10; IV, 231), in und bei Chile ist. Auch das Patagonische wird hierher gerechnet.

6. Die Sprachen der südpazifischen Region an den Abhängen der Anden bis nach Mexiko. Hier sind zwei Hauptzweige zu nennen, die Sprache der Ketschua (Quichua), der Nachkommen der Bewohner des alten Inkareichs (III, § 10, 12) und der Aymara (III, § 10), die in Bolivia zu Hause sind. Eine ähnliche, aber noch nicht genügend bekannte Rolle, scheinen in Kolumbia die Muiska, besonders in dem Hochlande von Bogota, gespielt zu haben. — Bei dem schnellen Aussterben der indianischen Rasse sind die Sprachen aller dieser zahlreichen Völker auf verhältnismäßig wenig Individuen beschränkt und setzen einer genaueren Erforschung ihrer Zusammenhänge fast unüberwindliche Hindernisse entgegen.

IV. Die Sprachen der äthiopischen Rasse zerfallen in zwei wichtige Hauptstämme:

1. die Sprachen der afrikanischen Neger, zu denen man ursprünglich auch die semitischen Sprachen (I, 2) hat rechnen wollen. Sie zerfallen, wie es scheint, nur in zwei Äste:

a) die altafrikanischen Sprachen, die der ledergelben oder braunen Urbevölkerung Afrikas eigen sind. Es sind dies die Sprachen der Hottentotten, der Buschmänner (besonders im deutschen Schutzgebiet von Südwestafrika) und vielleicht auch der Zwergvölker Mittelafrikas (der Akka). Bekannt ist der Reichtum dieser Idiome an den eigentümlichen Schnalzlauten.

b) die neuafrikanischen Sprachen. Sie zerfallen wieder in vier Hauptstämme, von denen der wichtigste α) der südafrikanische ist, der in den Äquatorialgegenden herrscht und die sog. Bantusprachen umfaßt. Zu ihm gehören die Sprachen der der Betschuana und Herero (IV, 404); auch die Kaffernsprachen sind hierher zu rechnen. Der Hauptdialekt ist das Suaheli, das an der ganzen Ostküste in der Mundart von Sansibar als Verkehrssprache dient. β) Der westsudanische Sprachstamm wird von den Sudannegern vom 15° n. Br. bis zum Äquator gebildet und hat als Hauptsprache die der weithinverbreiteten Fulbe. Ihr Hauptgebiet liegt im Flußtal des Niger. γ) Der innersudanische Sprachast hat als Hauptverkehrssprache die Haussasprache, die vom Tsadsee bis zum Niger herrscht, aber als bequemes Verständigungsmittel in der ganzen Sahara bis an das Mittelmeer verwendet wird. δ) Der ostsudanische Ast hat als Hauptsprache das Nubische und herrscht vor allem im Niltale bis zur ägyptischen Grenze. Es ist sehr stark von den hamitischen Sprachen (I. 2) beeinflußt, die überhaupt die neuafrikanischen Sprachen überwuchern.

2. Die Sprachen der ozeanischen Neger gehen alle auf eine einzige Ursprache zurück, die sich mit der Zeit in drei Hauptstämme gespalten hat:

a) der australische Sprachstamm, der den ganzen Kontinent von Australien und die westlichen Inseln der Torresstraße innehat. Er umfaßt über 200 sehr verschiedene Dialekte.

b) der andamanische Sprachstamm auf den Andamanen.

c) der papuanische Sprachstamm, genannt nach dem malaiischen Worte papua, das heißt kraushaarig. Sein Hauptgebiet ist Neuguinea, doch gehören auch noch einzelne Inseln, besonders östlich der Torresstraße dazu. Sie liegen mit den eindringenden polynesischen Sprachen überall im Kampfe, die oben als austrischer Zweig der Mongolen (II, 1) bezeichnet worden sind.

§ 3. Religionsformen. Nicht minder verschiedenartig als die Sprachen und Rassen gestalteten sich auch die Religionsformen der Menschheit. Die religiösen Empfindungen aller Art scheinen daraus

hervorgegangen zu sein, daß der Mensch in sich den Gegensatz zwischen innen und außen empfand. Wie sein Inneres Triebfeder für alle Handlungen des äußeren Menschen war und als solches erkannt wurde, so setzte er auch bei jedem Ding, bei jeder Handlung, die er außer seiner Person erblickte, ein solches „Innere", eine Triebfeder voraus. Diese dachte er sich selbst sehr ähnlich. Bald fühlte er die Übermacht dieser „Triebfedern", nannte diese „Götter" und suchte seinerseits Einfluß auf sie durch Bitten und Opfer zu gewinnen. Dies Letztere ist der Anfang der religiösen Kultur. „Denn der Mensch braucht die Götter, damit sie ihm den Kampf mit der Natur und den Wechselfällen des Lebens erleichtern und bestehen helfen." Er verehrt die Macht in den Göttern, mögen sie ihm als gutartige Wesen Segen bringen oder als bösartige ihn vernichten, wenn es ihm nicht gelingt, sie zu besänftigen. Je näher ein Volk seinem Urzustande steht, desto mehr geht all sein geistiges Leben und Sein in der Religion auf. Die Religion ist ihm das geistige Band, das ihn mit allen Erscheinungen der Außenwelt verbindet. Das natürliche Bedürfnis, das den Menschen sich unter eine göttliche Macht beugen heißt, gewann aber mit der Entwicklung des Menschengeschlechts allerhand Formen, die untereinander wesentlich verschieden sind.

Fetischismus

Die allerälteste Form der Anbetung bestand offenbar darin, daß man irgendeinem leblosen Dinge das Prädikat der Göttlichkeit beilegte und ihm göttliche Ehren zollte. Wenn es ein lebloses war, dem man diese Verehrung darbrachte, so nennt man diesen Dienst Fetischismus (von Fetisch, dem rohen Götteridol, das in Innerafrika und Nordasien angebetet wurde); sobald die Verehrung auf Tiere, seltener auf Menschen oder deren Bilder übertragen wurde, spricht man von Tierdienst (Ägypter, Jahve als Stier [„goldenes Kalb"]). Eine Abart davon ist der sogenannte Totemismus (nach einem den Indianern entlehnten Worte benannt). Der Gott des Stammes erzeugt in Tiergestalt die ältesten Menschen. Die Tiere seiner Gattung sind ihre nächsten Verwandten, und nach ihnen erhält der Stamm seinen Namen. Darum sind die Totems (Pfähle, mit phantastischen Tiergestalten geschmückt) ebensogut Bilder des Stammgottes wie bloße Stammesabzeichen.

Lichtreligion

Jedoch blieb die Menschheit nicht lange auf dieser naiven Stufe stehen, daß sie das Ding zum Gotte machte. In der Erkenntnis von dem großen Zusammenhange aller Dinge (Kausalnexus) suchte man nach dem Urquell alles Lebens, und man fand ihn bald genug in den leuchtenden Himmelskörpern, vor allem in Sonne und Mond. Diesen Schritt taten vor allem die Indoeuropäer, die überall, wohin sie kamen, ihre Lichtreligion mitbrachten und den Geber alles Guten in Djâus (Zeus, Jovis), dem leuchtenden Tagesgestirn anbeteten. Daneben stand das weibliche Prinzip des Mondes und das Heer der Sterne, die ebenfalls ihre Verehrung fanden (Sterndienst). In dem Dunkel der Nacht aber erblickte man das Prinzip des Bösen, das in irgendwelcher Form besänftigt oder bekämpft werden müsse (älteste Religion der Mesopotamier, Zendreligion, älteste Auffassung in den Veden).

Naturreligion

Auf das gleiche Prinzip des „großen Zusammenhangs aller Dinge" griff auch die religiös inbrünstige Seele der Semiten zurück, aber sie betete nicht den Urquell alles Guten und Bösen an, sondern sie idealisierte den Vorgang des Zeugens und Empfangens und des Hervorbringens, und schuf damit den Naturdienst. Baal, El und alle ähnlichen Götter des semitischen Pantheons sind nur immer neue Variationen des einen männlichen, erzeugenden Prinzips; neben ihm steht als weiblich empfangender Teil in gleichen Ehren Astarte, die „große Mutter", die auch noch unter manchen

anderen Namen verbreitet gewesen ist. Späterhin verbanden die Semiten, deren grüblerischer Sinn sich mit Vorliebe in die religiösen Probleme vertiefte, ihre alte Naturreligion mit dem arischen Lichtdienst zu einem Ganzen (§ 24). Jedenfalls waren die Arier und noch mehr die Semiten schon früh zu der Meinung gelangt, daß unter den Naturerscheinungen und -körpern, die man anbetete, sich nur gewisse Prinzipien verbergen, und daß der religiös denkende Mensch sich von der Körperlichkeit der natürlichen Dinge loslösen müsse, wenn er „Gott schauen" wolle. Seine Götter vermochte sich aber der naive Mensch nicht anders als in einer körperlichen Gestalt zu denken, und da ihm weder das leblose Ding, noch der Himmelskörper, noch der personifizierte Vorgang mehr genügten, so griff er nach der Vorstellung des besten Wesens, das nach Gott ihm geläufig war, nach seinem eigenen Bilde, und so schuf denn der Mensch die Götter seines Himmels nach seiner eigenen leiblichen und geistig-seelischen Erscheinung (Anthropomorphismus). Da er aber dadurch sehr verschiedene Naturkräfte und -erscheinungen personifizierte, so ergab sich daraus ebenso natürlich der Polytheismus (Vielgötterei), unter dessen verschiedenen Erscheinungsformen wir alles das begreifen, was man heute mit Heidentum bezeichnet.

Anthropomorphismus

Mit der Zeit vermochten aber selbst die Gestalten der Olympier nicht mehr dem religiösen Bedürfnis zu genügen. Der denkende Mensch suchte nun entweder auf philosophischem Wege sich die großen Grundfragen des Daseins zu beantworten, oder er suchte die Gottheiten zu vergeistigen und gelangte so entweder dazu, daß er das All der Gottheit gleichsetzte (Pantheismus) oder daß er die Gottheit außerhalb der Erscheinungswelt sich als etwas Geistiges dachte, das die Welt hervorgerufen habe, wodurch man auf den einen ewigen, allweisen und allmächtigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, hingeführt wurde. — Zuerst trat diese monotheistische, aber stets auf den Pantheismus gegründete Lehre bei den Indern auf. Hier herrschte zunächst der Brahmanismus, der dann von dem Buddhismus durchsetzt und gehoben ward. Dann gewann sie unter den semitischen Völkern immer mehr an Boden, besonders seitdem der Jahvedienst der Israeliten siegreich allen auf ihn eindringenden semitischen Polytheismen Widerstand geleistet hatte. Die mächtigste Schöpfung des semitischen Monotheismus war aber der Islam, der durch Mohammed in Arabien begründet wurde. Daneben traten die Religionen des Confucius u. a. in den Hintergrund. Alle diese Religionen suchen ihren einen Gott in der Natur, kommen also von menschlicher Anschauung nicht los.

Geistesreligion

Diejenige Religionsform, die die Vorzüge des monotheistischen Systems in sich vereinigte und den gereinigten Gottesbegriff der Geistesreligionen von der pantheistischen Zutat befreien sollte, wurde der Welt durch Jesus Christus geoffenbart. Im äußeren Anschluß an den alten Jahveglauben, aber innerlich über ihn hinweggehoben und auf das Geistige und Reine im höchsten Grade gestellt, ist das Christentum die höchste und feinste Blüte des religiösen Sinnes der Menschheit, der seine beste Kraft aus Gottes freiem Entschlusse, ihr zu helfen, schöpfte. Die tiefe Wandlung, die diese uns von Gottes Sohn verkündigte Religion gebracht hat, zeigt sich darin, daß es ihr gelang, nicht nur das sinkende Altertum, sondern, was weit mehr heißen will, auch den religiösen Geist der Antike zu überwinden und sich dienstbar zu machen. Das Christentum ist zwar nicht die jüngste, aber die vollendetste und reinste der monotheistischen Religionen.

Christentum

Einen ähnlichen Weg aufwärts, wie die Vorstellungen von Gott, können wir auch bei dem Dienste und der Verehrung, die ihm zuteil werden, verfolgen. Mit dem Fetischismus ist gewöhnlich ein ganz roher Opferdienst verbunden. Mit erlernten Zaubersprüchen und Formeln nahte man sich dem Gott; durch Amulette und Talismane suchte man sich vor seiner feindseligen Willensäußerung zu schützen. Je ausgebildeter diese alte Religionsform war, desto mehr fand sie besondere Diener, die die heiligen Gebräuche und Kultformen kannten, ausübten und ausüben lehrten, und die vom abergläubischen Volk

Kultus

als mit Zauberkraft begabte Menschen angesehen wurden (Zauberpriester, Schamanen, Medizinmänner). Dieser bald zu hohem Ansehen gekommene Stand stieg noch höher zur Zeit des Tierdienstes und Sterndienstes und bildete hier eine einflußreiche Priesterkaste, während die arischen Lichtreligionen diese bei weitem nicht zu so hohem Einfluß gelangen ließen. — Besonders Opfer die ungeläuterten Naturreligionen forderten von ihren Priestern und Gläubigen nicht nur Gebete, sondern vor allem auch Opfer. Man mußte den Göttern geben, was den Menschen das Liebste und Teuerste war. So opferte man nicht nur die Erstlinge an Ernten und Vieh, sondern auch die eigenen Erstgeborenen. Das Menschenopfer war etwas durchaus Gebräuchliches. Der phönikische Moloch verschlang die schönsten Kinder in seinem feurigen Schlunde, dem Nil wurde, um günstiges Steigen des Stromes herbeizuführen, das schönste Mädchen als Nilbraut dargebracht, der Astarte opferten ihre Anhänger Mannheit und Jungfräulichkeit. Auch den Ariern sind Menschenopfer nicht fremd gewesen; bei Leichenbegängnissen ließen die Hindus ihre Witwen verbrennen, und bei den Gräkoitalikern und Germanen mußten erlesene Sklaven sterben. Aber der uralte blutige Gebrauch blieb hier nur auf einzelne besondere Fälle beschränkt. Das Erstlingsopfer der Semiten änderte sich bei den Italikern in den „Weihefrühling" um, der ausgesandt ward, um sich eine neue Heimstatt zu gründen. — Bei den Griechen insbesondere und den von ihnen in religiöser Hinsicht ganz abhängigen Römern blieb Gebet zwar das Opfer als eine wichtige religiöse Handlung bestehen, aber daneben trat das Gebet in die gleiche Reihe. Doch ist das letztere fast nur die Bitte um das Erlangen eines Gutes; deshalb streckt der antike Beter auch die geöffneten Hände zum Himmel empor, während der Christ, um seine Unterwerfung unter Gottes Willen zu bezeugen, die Hände faltet. Jedoch war schon das Hervortreten des Gebetes an sich geeignet, die religiösen Empfindungen zu verändern. Das Opfer war teils die Darbringung von Tieren, teils von Früchten; an ihnen hat die griechisch-römische Religion festgehalten bis ans Ende ihrer Tage, sie sind das sie vom Christentume Unterscheidende; nur wer nicht opferte, galt als Christ. — Die monotheistischen Religionen, vor allem das Christentum, legen den Hauptwert auf das Gebet. Das Opfer, Glaube das in seiner äußeren Gestalt von nun an verschwindet, ist in höchster Weise in dem Glauben vergeistigt. Denn mit ihm gibt der Mensch sein ganzes Innere, die stolze Denkkraft seines Geistes seinem Gotte hin; wie der Islamit im Kismet seine Vorherbestimmung erblickt und überzeugt ist, daß ohne Allahs Willen nichts geschehen kann, so erblickt auch der Christ in allem, was geschieht, Gottes Willen, freilich nicht, ohne dafür Gott seine Wünsche vorzutragen und in seinem Gebet zu Gott zu hoffen, daß er alles zu seinem Besten lenken werde.

Ein drittes kommt bei den monotheistischen Religionen als Gottesdienst Lehre noch hinzu, nämlich die Lehre, die Erklärung von Gottes Geboten durch die dazu bestimmte Priesterschaft. Jedoch ist dies letztere nicht die alleinige Aufgabe des geistlichen Standes: in der vollen Selbstentäußerung zeigen dessen Angehörige wieder eine besondere Hinneigung zum Opfer, indem sie nicht nur, wie die Gläubigen, ihre geistige Person darbringen, sondern auch ihr körperliches Selbst opfern (Fakire, Derwische, Mönche).

Eine eigenartige Tatsache ist es, daß die Religionen, je mehr sie sich Kirche und Staat in das geistige Gebiet erheben und der sinnlichen Beimischung entraten zu können meinen, einen um so geringeren Einfluß auf die breiten Massen üben, die in gedankenloser Ausübung der gottesdienstlichen Gebräuche ihr Genüge finden. Deshalb haben alle Priesterschaften, die diese Erfahrung machen mußten, von jeher den Kultus auszugestalten und sinnlich wirksam zu machen gesucht. Des Gottes Haus mußte prachtvoll geschmückt sein, des Gottes Diener unter den Menschen hervorragen und des Gottes Dienst die Menschen bezaubern. Dazu brauchte

die Dienerschar Gottes aber zwei Hauptfaktoren, die sie sich dienstbar zu machen suchte, nämlich die Werke der Künste, die Gott zu Ehren ausgeübt wurden, und vor allem die politischen Organisationen der Menschen, die ihnen die Mittel an Macht und Geld zu ihrem heiligen Zwecke schaffen mußten. Eintracht und Zwietracht zwischen Staat und Kirche hat auf die Völkergeschicke einen wesentlichen Einfluß gehabt.

Antike Auffassung und Entwicklung

§ 4. Staatsformen. Aristoteles hat in seiner Politik (§ 117) gelehrt, daß der Staat als etwas Früheres zu denken sei als die Menschheit; er hat damit sagen wollen, daß der Mensch ohne staatliche Organisation gar nicht denkbar sei, und bisher ist jede ernsthafte Anschauung von Politik, mit Ausnahme der wenigen Anarchisten im wissenschaftlichen Sinne, die die freie Betätigung des Einzelwillens auf ihre Fahne geschrieben haben, von dem Satze, daß ein „Staat" sein müsse, ausgegangen. Staat aber und Zugehörigkeit zum Staat bedeutet, daß der einzelne seinen Willen nicht allein zur Geltung bringen kann, sondern ihn irgendwie einer Obrigkeit unterordnen muß. Welcher Art die Obrigkeit ist, danach bestimmen sich die einzelnen Arten des Staates.

1. Patriarchalischer Staat

Die älteste Form des Staates war die Familie. Ihr Haupt, der Familienvater, war auch ihr Regent. Er bestimmte über das Besitztum, die Lebensformen, ja selbst das Leben der Familienglieder. Er war oberster Priester, oberster Richter und oberster Verwalter im Frieden und oberster Führer im Kampfe. Gegen seinen Willen gab es keinen Widerspruch. Jedoch ist diese Urform des Staates nur erschlossen, nicht nachgewiesen, wie auch die Keimzelle nicht für sich allein erscheint. Denn schon in der neolithischen Zeit finden wir das Zusammensiedeln mehrerer Familien, die vielleicht eine Sippe gebildet haben mögen, und deren gemeinsame Arbeit auf die Befolgung eines alle beherrschenden Willens hinweist. An die Spitze der Sippe trat der Sippenälteste, der die Befugnisse des Familienvaters auf den erweiterten Kreis ausdehnte; aus diesem Zustande entwickelte sich der Begriff des patriarchalischen Königtums. Diese älteste uns bekannt gewordene Staatsform hat lange Zeit bestanden; bei vielen Völkern ist sie sogar die einzige geblieben. In der Regel leiten dabei diese ersten Fürsten, um ihrer Stellung höheren Glanz zu verleihen, ihre Abkunft von den Göttern ab (bei Homer die „Zeusgeborenen"). Vor allem deuten auf diesen Zustand die alten Nationalepen hin (Alkinoos, Odysseus, Agamemnon; die Pandus im Mahabhárata; Rustem und Sohrab).

2. Der Adelsstaat

Neben dem König finden wir schon sehr früh die Edeln, die seinen Thron umgaben. Mit der Zeit gewannen diese die Macht und gründeten den Adelsstaat (Aristokratie). Auch diese Verfassungsform hat lange geherrscht, unterstützt durch das Kastenwesen einiger Völker (§ 13, 36), bis die eigentümliche Erscheinung des Zusammenschwindens der Adelskasten eintrat oder der sich überhebende Adel die Fühlung mit der breiten Volksmasse verlor und dessen wirklichen Bedürfnissen unklug entgegentrat (Oligarchie).

3. Tyrannis

Gewöhnlich wußte dann ein Führer des Volkes, meist ein „verkanntes" Mitglied der Adelskaste, sich der Gewalt zu bemächtigen und als Einzelherrscher die Tyrannis zu begründen. Die klugen Tyrannen taten alles mögliche für das Volk, schirmten Literatur und Kunst und waren oft ein wirklicher Segen ihrer Untertanen. Jedoch fehlte ihrem Throne der Glanz der Legitimität, und wenn nicht sie selbst, mußten es doch ihre Kinder und Enkel büßen, daß sie sich mit Gewalt der Herrschaft bemächtigt hatten. Den schlimmen Tyrannen traf aber noch früher die Strafe, meist von der Hand seiner aristokratischen Genossen, jedoch ohne daß dann diesen die Regierung zugefallen wäre.

Denn nun bemächtigte sich das Volk, seiner Kraft bewußt, des Regiments und gründete die volksmäßige Verfassung der Demokratie. Die verantwortlichen Leiter der Regierung wurden nun vom Volke aus dem Volke gewählt, sei es in allgemeinen Versammlungen oder gemeindeweise. Man nennt diese Verfassungsform vorzugsweise Republik. Verschiebt sich hierbei der Schwerpunkt der Macht auf die an Kopfzahl bedeutenderen unteren Volksschichten, so spricht man von Ochlokratie (Pöbelherrschaft). 4. Demokratie

Abgelöst wurde die letztere, die in der Regel von entsetzlichen Zuckungen des ganzen Staatskörpers begleitet war, durch die Militärdespotie oder demokratische Tyrannis (Cäsar), die sich auf die Armee stützt und entweder glücklich zum Begriffe der Legitimität aufsteigt (Augustus), womit dann der Kreislauf der Verfassungen vollendet ist, oder durch dasselbe Mißgeschick, wie der aristokratische Tyrann, vom Throne gestoßen wird. 5. Militärdespotie

Eine besondere Abart der oligarchischen oder auch demokratischen Verfassung ist die Timokratie (Solon), in der nach Maßgabe der geleisteten Pflichten der Staatsbürger auch entsprechenden Anteil an den Rechten hat.

Alle die drei Hauptverfassungen, Einzelherrschaft, Herrschaft des Adels und Herrschaft des Volkes, galten im Altertum dann für gesetzlich, wenn das allgemeine Staatswohl und das Interesse des Ganzen als oberster Zweck aufgestellt ward und die Regierungsgewalt Gesetz und Herkommen als über sich bestehend anerkannte. Für entartet sah man aber jede Staatsform an, wenn Unrechtmäßigkeit und Willkür das Recht des Stärkeren an die Stelle des Hergebrachten setzte, das Privatinteresse zum Staatszweck erhob und dieses dem einzelnen als Gesetz aufzudrängen versuchte.

Die modernen Staatsformen scheidet man in zwei Hauptformen, in die monarchische und die republikanische, je nachdem der Staat in einem Herrscher oder im Volke seine oberste Vertretung findet. Moderne Staatsformen

Die Monarchie zerfällt in die Unterarten der absoluten (uneingeschränkten) und konstitutionellen (eingeschränkten). 1. Monarchie

In der absoluten Monarchie sieht der Herrscher das Land als sein Eigentum und die Verfügung über seine Untertanen als sein alleiniges Recht an und regiert ohne Mitwirkung oder Kontrolle der Untertanen. Als Entwicklungsstufen kann man den konfessionellen, den höfischen und den aufgeklärten Absolutismus bezeichnen. Jede dieser Entwicklungsstufen treibt den Absolutismus höher, die letztere jedoch mit der Einschränkung, daß der Herrscher alles für sein Volk tun soll. Ein besonderer Anlaß, die Formen der absoluten Monarchie auf das höchste zu vervollkommnen, lag darin, daß, nach der Erfahrung zu urteilen, immer der Staat den hervorragendsten Platz einnahm, der die seiner Zeit gemäße Periode der absoluten Monarchie in größter Vollkommenheit darstellte. — Eine Abart der absoluten Monarchie ist die Theokratie, die Gott selbst als den eigentlichen König ansieht und in seinem Namen absolut regiert (Dalai Lama in Tibet). Sie steht dem konfessionellen Absolutismus nahe, ist aber hervorgegangen aus der priesterlichen Aristokratie. a) Absolutismus

Die konstitutionelle Monarchie zeigt die Gewalt des Herrschers eingeschränkt durch eine Verfassung (Konstitution), in der die Rechte des Herrschers und der Untertanen abgegrenzt sind. Das Wesen dieser Staatsform beruht in der Teilung der Regierungsgewalt. Die Gesetzgebung wird durch die Vertretung des Volkes (Parlament, Reichstag) in Verbindung mit dem König ausgeübt. Ingleichen steht der Volksvertretung auch das Recht der Steuerbewilligung, bisweilen sogar der maßgebende Einfluß auf die innere und äußere Politik der Regierung zu. Der König dagegen hat die ausführende Gewalt; seine Beamten haben besonders die Verwaltung des Staates zu führen. Die Verantwortung für die Regierungshandlungen hat nicht der König, sondern die Minister. Die richterliche Gewalt ist von der Verwaltung getrennt; sie spricht im Namen des Königs, aber von seinem Willen unabhängig, Recht, doch steht dem Könige das Recht der Begnadigung zu. b) Konstitutionelle Monarchie

2. Republiken

Die republikanische Staatsform zeigt die beiden Unterarten der aristokratischen und der demokratischen Freistaaten.

a) aristokratische

Aristokratie nennen wir die Verfassungen, in denen die Regierung einer bestimmten Klasse der Einwohner zusteht; dabei unterscheidet man ritterliche, priesterliche und Geldaristokratien. Die ritterliche Aristokratie gründet sich auf das Übergewicht des großen Landsitzes, die priesterliche Aristokratie auf den Alleinbesitz höherer Bildung; beide Formen gehören in der Hauptsache dem Mittelalter an und treten in der Regel vereinigt auf. Die Geldaristokratie findet sich in den Städten des ausgehenden Mittelalters und gründet sich auf den Besitz von beweglichem und unbeweglichem Vermögen. Nur selten ist ein aristokratisches Regiment verfassungsmäßig als aristokratische Republik festgelegt, doch kann man von einer aristokratischen Staatsordnung auch in Monarchien (Lehnsstaat, Polen) und in dem Namen nach demokratischen Republiken (moderne Plutokratie) reden.

b) demokratische

Die demokratische Republik herrscht in denjenigen Staaten, wo die Souveränität unmittelbar der Gesamtheit der Staatsbürger angehört. Dabei übt entweder die gesamte Volksgemeinde unmittelbar die Herrscherrechte aus, übernimmt sogar in einzelnen Fällen neben der Gesetzgebung die Verwaltung; oder das Volk wählt seine Vertreter, die aus ihrer Mitte die höchsten Beamten des Staates bestimmen (mit einem Präsidenten an der Spitze) und die Gesetzgebung in der Hand halten. Wie im Altertum mündet auch in der Neuzeit die Demokratie häufig aus in der Militärdespotie oder im Cäsarismus (Cromwell, Napoleon I.).

Eine eigentümliche Stellung nehmen die Bundesstaaten ein, bei denen mehrere souveräne Staaten die Ausübung der Regierungsrechte zum Teil einer Zentralregierung, in der sie aber selbst vertreten sind, übertragen.

§ 5. Wirtschaftsformen. In den ältesten Zeiten gingen die Menschen nur darauf aus, das, was die Erde hervorgebracht hatte, zu ihrem Nutzen zu verwenden, ohne ihrerseits etwas dazu zu tun, um das aufgewendete Gut wieder zu erzeugen. Wie die Tiere lebten sie, ohne Sorge um den nächsten Tag, bis die zunehmende Volkszahl und die Abnahme der Mittel zum Leben sie nötigte, auch ihrerseits für des Tages Bedarf durch eigene Arbeit zu sorgen.

Jäger und Fischer

Die ältesten Menschen waren Jäger- und Fischervölker, und in der Steinzeit hat diese Wirtschaftsform allein geherrscht. Die Gemeinsamkeit der Menschen war dabei die denkbar kleinste; da die Wirtschaftsform, die sich auf Jagd und Fischfang gründet, eine große räumliche Ausdehnung beansprucht, beschränkt sie sich auf die allerengste Familienwirtschaft. Schon die Angehörigen der weiteren Familie (Sippe) trennten sich voneinander, um für die täglichen Bedürfnisse des Lebens zu sorgen. Die zunehmende Zahl nötigte jedoch die Menschen sehr bald, von dieser Wirtschaftsweise abzugehen. Schon die jüngere Steinzeit zeigt den Übergang von dem alleinigen Konsumieren zum Produzieren. Da sich die Menschen nicht mehr allein von den Ergebnissen ihrer Jagd zu nähren und zu kleiden vermochten, so mußten sie den Bedarf an Tieren, die für die notwendigsten Bedürfnisse des menschlichen Lebens sorgen sollten, sich an das Haus gewöhnen und in steter Nähe haben. Darum finden wir in jener Zeit das Auftreten der ersten nutzbaren Haustiere (Rind, Ziege, Schaf, Schwein, Pferd), deren Milch die Neolithiker tranken, mit deren Fleisch sie sich nährten, und mit deren Fellen sie sich kleideten.

Viehzucht

Natürlich war der Ertrag um so größer und sicherer, je mehr sich das Interesse des Viehzüchters an seiner Arbeit steigerte. Um möglichst viel Nutzen zu erzielen, ging er vom bloßen Halten der Haustiere zur bewußten Aufzucht und zur bestmöglichen Erhaltung seines Viehbestandes vor, d. h. aus und neben dem Verzehrer entwickelte sich mehr und mehr der Produzent.

Ackerbau

Den entscheidenden Schritt aber in der Änderung der Wirtschaftsformen tat der neolithische Mensch, als er neben dem Anbau der für sein Vieh not-

wendigen Futterkräuter dazu überging, Getreide für sich und seine Familie zu erbauen, und den Nährwert pflanzlicher Stoffe neben die bis dahin allein übliche Fleischkost zu setzen. Diesen wichtigen Schritt haben, so weit unsere Kenntnis reicht, alle Kulturvölker der alten Welt lange vor der Zeit getan, in der man von einer eigentlichen Geschichte sprechen kann. Mit diesem Übergang vollzog sich gleichzeitig der engere Zusammenschluß der Menschen zu größeren wirtschaftlichen Ganzen. Da die Familie nicht mehr allein ihre Bedürfnisse besorgen und ihre Habe schützen konnte, hatten sich schon bei den Viehzüchtern die einzelnen Sippen zu gemeinsamer Arbeit zusammengetan. Nation
Nunmehr schlossen sich die gesamten Sippen zu einer größeren Einheit zusammen (Völkerschaft), innerhalb deren der Austausch der Güter sich vollzog und der einzelne von der Produktion seines Volkes abhängig wurde. Der Ackerbau, der nunmehr die wichtigste Wirtschaftsform ward und in der Hauptsache auch geblieben ist, hat sich von einfachen, bei allen Völkern in ihrer Kindheit fast gleichen Formen weiter bis zur feinsten und sorgfältigsten Spezialisierung und Anpassung an die gegebenen Bodenverhältnisse entwickelt.

Die erste Folge, die der Futter- und Körnerbau nach sich zog, war die Ergänzung der für diese Beschäftigung, die zugleich auch die Seßhaftigkeit der Kultur herbeiführte, notwendigen Werkzeuge. Der Viehzüchter hatte als Wohnung bisher nur sein Zelt gehabt, der Ackerbauer errichtete sich das Haus aus Holz und Stein, und schon aus diesem Fortschritt allein erklärt sich das Auftreten des Handwerks. Handwerk
Je mehr sich der Ackerbau ausbreitete, desto mehr Werkzeuge, nach Art und Form verschieden, machten sich für den Menschen nötig. Die Hausarbeit allein tat es nicht mehr, und es bildeten sich Leute (Handwerker) aus, die zunächst selbst die Werkzeuge machten und dann an die deren Bedürfenden brachten, späterhin aber solche Werkzeuge und andere für die Konsumenten wichtige Dinge anfertigen ließen und allein den Vertrieb für sich in Anspruch nahmen.

So entwickelte sich der Handel. Handel
Er war naturgemäß im Anfang nur auf den Austausch zwischen wenigen Menschen beschränkt und bezog sich auf wenige Objekte, da die Bedürfnisse nicht groß und zahlreich waren. Bei der fortdauernden Verfeinerung und Spezialisierung einerseits und den sich steigernden Bedürfnissen andererseits hob sich der Handel immer mehr. Großhandel
Großhändler traten neben den Kleinhändler und versorgten diesen mit den ihm notwendigen Produkten, schoben sich also als ein neues Glied zwischen den Produzenten und den Konsumenten ein, bis schließlich ein Austausch der Welthandel
Waren auf der ganzen Erde herbeigeführt ward und der Gipfel der Entwicklung in dem heutigen Welthandel liegt. Mit dem letzteren hängt auch der Übergang der Menschen zur Weltwirtschaft zusammen, bei der der einzelne und seine wirtschaftliche Einpassung nicht mehr von der Nation, sondern von der Weltproduktion und dem Weltpreis abhängen.

Die Formen, in denen sich der Handel sich entwickelt hat, sind folgende gewesen: Handelsformen

Die ursprünglichste Form war der Tauschhandel, wie er noch heute bei den meisten Wilden gebräuchlich ist. a) Tauschhandel
Einen Wertmesser, der für alle Menschen gleiche Geltung gehabt hätte, kannte man noch nicht; auf freier Übereinkunft, die nur von Fall zu Fall Geltung hatte, beruhte der Umsatz der Güter.

Mit der Zeit begnügte man sich nicht mehr, Naturprodukte gegeneinander auszutauschen. Mit dem Eintritt der Menschen in die Viehzüchterperiode und in die seßhafte Ackerbauwirtschaft steigerten sich die Bedürfnisse und der Wunsch, andere weither gekommene Gegenstände zu erwerben. Weil der einzelne sich diese nicht mehr selbst besorgen konnte, so trat ein besonderer Händlerstand auf, der es unternahm, die fremden Waren von fernher zu bringen und den Käufern zuzuführen. Dieser erweiterte Handel brauchte aber zum Gedeihen dreierlei, Sicherheit der Wege, Schnelligkeit und Billigkeit der Transportmittel und vor allem einen Wertmesser, um Verkäufer und Käufer gleichmäßig vor Übervorteilung zu schützen.

So entstand das Geld. b) Geldwirtschaft
Neben dem in Afrika üblichen Muschelgeld (Kauri) und dem Steingeld auf den Karolinen hat in den ältesten Zeiten fast überall das Haupt Vieh als Einheit gegolten. Auch die Römer standen (pecunia, peculium = Geld von pecus, Vieh) ursprünglich auf diesem Standpunkt. Aber schon in der Bronzezeit treten Metall-

stücke als Zahlungsmittel auf (§ 1), die eigentümlichen portemonnaies lacustres, die die Schweizer Seen uns erhalten haben, Bronzeringe ganz gleicher Größe und Schwere, die an einem Schlüsselringe hängen. Dann finden wir Barren und schließlich gemünztes Geld. Das letztere kam zunächst in ganz primitiven Formen vor, die nach und nach sich immer mehr, bis zu wahren Kunstwerken der Metalltechnik verfeinerten. Ursprünglich waren sie nur auf einer Seite mit Prägung versehen (Brakteaten, sogenannte Regenbogenschüsselchen), späterhin finden wir beiderseitige Prägung. Ursprünglich kam es auf das Gewicht der Münzen in Feingold und Feinsilber an; späterhin gab die Prägung den Ausschlag für den Wert, und damit ist das gemünzte Geld, aus Gold, Silber und Kupfer (neuerdings Nickel), das alleingültige Zahlungsmittel geworden. Sein allgemein anerkannter Wert besteht in dem genau festgesetzten Verhältnis der einzelnen Edelmetallwerte zueinander und in dem Münzregal der einzelnen Staaten, wonach der Staat die alleinige Ausprägung der Münzen übernimmt, die Vollwichtigkeit garantiert, und mit seiner Autorität für den gesicherten Umtausch eintritt.

Gold- und Silberwährung

Die Gold- und Silberwährung ist in Asien entstanden, die Kupferwährung in Italien. Die Griechen sind hierin nur die unselbständigen Nachahmer der Orientalen gewesen. Dagegen verdankt man ihnen den großen Fortschritt der geprägten Münzen: vor ihnen hing der Tauschwert der Metalle von der Abschätzung durch Private ab; nunmehr erhielten die Metallscheiben durch die einzelnen Staaten und Gemeinwesen ihre konventionelle Bedeutung. Die erste griechische Goldmünze, die wir kennen, ist der phokäische Stater: auf der einen Seite zeigt er einen Löwenkopf mit aufgesperrtem Rachen, auf der anderen den Eindruck des Prägestockes. Sie war 50—60 Mark wert. Bald zeigte sich neben ihr die Notwendigkeit kleinerer Münzen, so daß man zur Drittelung und Sechstelung griff. Daneben kamen bald die ältesten Silbermünzen auf.

Maß und Gewicht

Neben dem Gelde kommen als Wertmesser für die dafür zu gewährenden Waren auch Maß und Gewicht auf. Schon in den neolithischen Zeiten finden wir Maßstäbe für Längenausdehnungen gewisser Waren, und Gewichte aus Kupfer sind schon in den Schweizer Pfahlbauten gefunden worden. Ihrer Herkunft nach stammen sie aus Kreta und zeigen die merkwürdige Form des Doppelbeils, das wir in der minoischen Periode als religiöses Symbol kennen lernen werden. Diese ältesten Gewichte wurden dann später durch eiserne, die auch ein anderes Gewichtsverhältnis aufweisen (§ 66), ersetzt, die von den Phönikern erfunden zu sein scheinen.

c) Kreditwirtschaft

Der Weltverkehr hat zwar bei dem Metallgeld als Wertmesser Halt gemacht, aber in der Verwendung neuer Tauschmittel ist er weit darüber hinausgegangen. Um besonders bei überseeischen Zahlungen den kostspieligen und gefährlichen Geldtransport zu vermeiden, griff man zu dem Verfahren von Wechseln und Geldanweisungen, die schon den Babyloniern bekannt gewesen sein sollen. Dies Verfahren gründet sich darauf, daß die einzelnen einander Vertrauen schenken (Kredit geben) und damit den Verkehr für sich und andere erleichtern. — Ein ganz ähnliches Verfahren haben auch die einzelnen Staaten eingeschlagen, indem sie, um das Metallgeld im Lande zu erhalten, es aufspeicherten und Papiergeld dafür ausgaben, dem sie einen Zwangskurs verliehen.

Die alte Geschichte.

Erstes Buch.

Die morgenländischen Völker.

Einleitung.

§ 6. Geographischer Abriß von Asien. Mitten durch Asien zieht sich ein unermeßliches Hochland, das sich vom Schwarzen Meer bis nach Korea erstreckt und von Westen nach Osten fast fächerförmig erweitert, im Norden durch den Altai und andere Bergketten, im Süden durch das mythenreiche Wundergebirge des Himalaya von den umliegenden Tiefländern getrennt. Durch das Hindukuschgebirge (Parapanisus) wird dieses Hochland in ein größeres östliches und in ein kleineres westliches Plateau geschieden. Es bildet den eigentlichen Kern der Ländermasse, die wir unter dem Gesamtnamen Asien verstehen, und wird von fünf Hauptgruppen des Tieflandes umgeben, die in größerer oder geringerer Ausdehnung ihm vorlagern (Turan, das sibirische Tiefland, Hindustan, das chinesische Tiefland und die Mandschurei). Zwischen diesen, teilweise ihnen weit vorgelagert, erheben sich, von dem Kern Asiens durch breite Ebenen getrennt, kleinere Hochländer, die zum Teil als Halbinseln weit in das Meer vorragen. Unter ihnen sind die bedeutendsten die arabische Halbinsel und Vorderindien. — Die Gebirge Asiens, die dem Kern vorgelagert sind und ihn umgeben, bilden folgende Hauptsysteme: 1. der ganz Kleinasien in zwei Hauptrichtungen durchziehende Taurus, an den sich der mythenreiche Ararat anschließt; 2. der hohe, mit ewigem Schnee und Eis bedeckte Kaukasus, zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer, die rechte Grenzbarre zwischen dem osteuropäischen Tiefland und Iran; 3. das Gebirgssystem des iranischen Hochlandes, das seine höchste Erhebung im Elbrus(Elburs)gebirge findet; 4. der nach Südosten bis nach Hinterindien sich fortsetzende gewaltige Gebirgszug, der gewöhnlich mit dem Sammelnamen Himalaya bezeichnet wird. An seinen an Tieren, Getreide, Gartenfrüchten und Obst reichen Abhängen wurde früher der Ursitz der Menschheit gesucht. Die Alten kannten nur einzelne Teile dieses ungeheuren Schneegebirges, von denen sie den westlichsten Abschnitt Parapanisus (heute Hindukusch) und einige der folgenden Imaos- und Emodiberge benannten. Das Ganze wurde wohl auch seit Alexanders Eroberungszügen, wie uns Strabo berichtet, der indische Kaukasus genannt, offenbar in nur undeutlicher Vorstellung von der Bedeutung dieses Gebirgszuges; 5. der nach Nordosten sich bis zum Ostkap fortsetzende weithin gedehnte Höhenzug, der, vom Pamirplateau („Dach der Welt") ausgehend, in den von Eis und Schnee starrenden, unübersteiglichen Gebirgen des Thianschan und Altai seine höchsten Erhebungen findet und sich in seinem weiteren Verlaufe immer mehr verflacht, um sich schließlich in den sanften Höhen des Jablonoi- und Stanowoigebirges zum Großen Ozean abzusenken. Von diesem Gebirge hatten die Alten, wie die spärliche und verworrene Namengebung bezeugt, nur ganz verschwommene und unklare Vorstellungen; 6. das Changangebirge, das mit seinen Ausläufern das chinesische Tiefland von dem Hochlande der Mongolei und der Wüste Gobi (Schamo) trennt.

Die zentrale Lage der Hauptmasse Asiens fiel schon in frühen Zeiten auf, und man erklärte daraus manche Vorzüge und Nachteile, die Natur und Menschen gegenüber den Gebilden des vielgegliederten Europas aufwiesen. So urteilte schon der erfahrungsreiche Grieche Hippokrates: „In Asien gedeiht alles weit größer und schöner; das Land ist milder als ein anderes, und die Völker sind sanfter und kräftiger, die Tiere wohlgenährt und fruchtbar, die Menschen voll, schön und groß, an Gestalt und Zügen wenig verschieden, an Sitten friedlicher und weniger streitbar als die Europäer; denn der Himmel ist gleichmäßiger und meidet die Gegensätze; häufiger Luftwechsel aber regt die Leidenschaften des Menschen auf und macht sie unbeständiger." Der Süden und Westen Asiens, wo sich Kulturstaaten mit fortschreitender Bildung und wechselnden Staatsformen entwickelten, Indien, Medien und Persien, die Staaten in Mesopotamien, Syrien, Kleinasien u. a. haben, verglichen mit dem stabilen Chinesenreich und den Nomadenstämmen (Skythen des Nordens), eine lebhafter bewegte Geschichte. Die Bewohner Ägyptens, obwohl zu Afrika gehörend, werden vermöge ihrer aus Asien stammenden oder doch damit verwandten Kultur den morgenländischen Völkern beigezählt.

I. Die Halbinsel Kleinasien (heute Anadoli oder Levante, d. h. Ostland) war (nach der Annahme F. Kieperts) in ihrem Innern von einer besonderen Völkergruppe, die weder semitisch noch indogermanisch war, bewohnt und an ihren drei Küsten mit griechischen Kolonien bedeckt, deren Gebiet sich oft weit ins Land hinein erstreckte, und die großen Einfluß auf die Urbewohner ausübten. Die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Landes lag in seiner Stellung zwischen Hochasien und Europa und dem dadurch bedingten Austausch der Kultur jener Länder, der durch die Kleinasiaten vermittelt ward. Das an Buchten und Vorgebirgen reiche, von Flüssen und waldbedeckten Bergen durchschnittene Land mit einem angenehmen, gemäßigten Klima war für Handel und Schiffahrt sehr geeignet und an Ziegen- und Schafherden wie an Produkten aller Art (Getreide, Wein, Öl, Südfrüchten, Rauchwerk, Wolle, Marmor und Metallen) reich. — Das Hauptgebirge ist der weit verzweigte Taurus, von dem sich zwei nördliche Arme, der eine an die Südküste des Schwarzen Meeres bis nach Kolchis, der andere durch Armenien längs der Südwestküste des Kaspischen Meeres ausdehnen, indes ein südlicher Arm durch Kilikien und Kommagene nach dem Euphrat zu läuft und jenseits des Tigris unter verschiedenen Namen sich durch Medien, Parthien, Gedrosien und andere Länder hinzieht. Zu den bedeutendsten Höhen dieser Gebirgsketten mit schneebedeckten Gipfeln, unter denen sich grüne Alpenweiden und schöne Wälder von Eichen, Fichten und Platanen bis in die fruchtbaren Täler niederziehen, gehören in Kleinasien der Ida, Olympos, der metallreiche Sipylos, der Tmolos, Messögis u. a. Hauptflüsse sind: 1. zum Wassergebiet des Schwarzen Meeres (Pontos Euxeinos): Phasis, Thermodon, Halys und Sangarios; 2. des Marmarameeres (Propontis): Rhyndäkos (Lucullus' Sieg über Mithradates 73 v. Chr.), Granikos (Schlacht 334). Diese nordwärts gewendeten Flüsse durchlaufen in der Mitte des Landes teils hohe, felsige Gebiete, teils öde und baumlose Flächen, die von tief eingerissenen Schluchten und aneinander gedrängten vulkanischen Bergen (das „verbrannte" Land) unterbrochen werden, endlich äußerst fruchtbare und üppige Senkungen, deren Klima hier und dort durch die vulkanische Natur des Bodens besonders erhitzt wird; 3. westlich zum Ägäischen Meer gewendet: der Skamander, Hermos mit vielen Nebenflüssen, Kaystros, Mäandros. In ihnen sammeln sich die Gewässer, die von den bis an das Meer heranreichenden Bergstufen herabrinnen; 4. südwärts nach dem inneren (lykischen) Meere: Xanthos, Kestros, Eurymedon (Seeschlacht 465 v. Chr.), Kalykadnos (Friedrich Barbarossa † 1190), Kydnos (Alexander 333), Saros. — Die für die antike Geschichte in Frage kommenden Landschaften, deren Namen vor allem für die Römerzeit gelten, sind: 1. Die weit vorspringende Halbinsel Troas mit den Ruinenstätten von Troja und dem südlich davon gelegenen Neu-Ilion, das unter makedonischer Herrschaft entstand. Die Ruinen Trojas, durch die modernen Ausgrabungen sorgfältig durchforscht, liegen auf und bei dem Hügel von Hissarlik. Der Küstenrand der Halbinsel, wie überhaupt von ganz Kleinasien, war dicht von Hellenen besiedelt (§ 70), im Innern wohnten wahrscheinlich Phrygier. 2. Mysien, zwischen dem Meerbusen von Adramyttion und Großphrygien gelegen, ein fruchtbares Land mit wohlbewässertem Ackerboden, breiten Wiesengründen und ergiebigen Waldungen. Die wichtigste Stadt war das halbgriechische Pergamon, späterhin die glanzvolle Residenz der Attaliden (§ 147), für die Kunstgeschichte wichtig durch die erfolgreichen Ausgrabungen am Tempel und Altar des Zeus (Gigantomachie). 3. Lydien, ein fruchtbares, sehr stark bevölkertes Land, in seinen östlichen Teilen felsig und vulkanisch, daher häufigen Erdbeben ausgesetzt. Das Volk war streitbar, so lange die angestammten Dynastien der Herakliden und Mermnaden herrschten. Seit deren Niederwerfung durch Kyros d. A. wurde das

Volk weichlich, und die lydische Üppigkeit und Schwelgerei war sprichwörtlich. Die griechischen Küstenstädte waren ionische Ansiedelungen (§ 70). Im Innern lagen als halb barbarische Städte Sardes mit der hohen, auf steilem Felsen erbauten Burg, der Herrschersitz der lydischen Könige und dann der persischen Satrapen; Thyateira mit Purpurfärbereien, Philadelphia, Magnesia am Sipylos (Schlacht 190 v. Chr.). Unter Tiberius (17 n. Chr.) zerstörte ein Erdbeben die meisten Städte (§ 245). Auf der Westküste mildert die Nähe des Meeres sowohl die Hitze des Sommers als die Kälte des Winters, und die Vereinigung von Berg und Meer, von Gebirgsluft und Seewind, die Verbindungen, die der Hermos und Mäander ostwärts zum Hochlande öffnen, während westwärts eine ruhige See zu der Menge der nahen Eilande hinüberführt, machen diese Küstenlandschaften des ägäischen Meeres zum bevorzugten Kulturgebiet Kleinasiens. Unzählige Hafenbuchten unterbrechen die steile Küste, und vorliegende Inseln gewähren geräumige Reeden und Ankerplätze. 4. Karien, von einem rauhen, kriegerischen, durch Seeräuberei berüchtigten Volke nichtarischer Abkunft bewohnt, das eine eidgenössische Verfassung mit einer gemeinschaftlichen, am Bundestempel bei Stratonikeia abgehaltenen Tagsatzung besaß. In der Zeit des kretischen Großstaates (§ 66) und dem Heldenzeitalter Griechenlands finden wir die Karer als ein mächtiges Seefahrervolk; später von den Hellenen in das Binnenland gedrängt, zogen sie es vor, als Söldner in fremde Kriegsdienste zu treten. Zu den bedeutendsten Städten gehörten: die ehemalige Residenz der karischen Könige Mylasa; ferner Magnesia am Mäander, Tralles, Alabanda u. a. 5. Kabalien und Milyas, zwei kleinere Landschaften, vom Indos durchströmt, mit der Hauptstadt Cibyra; die Einwohner stellten ein Völkergemisch dar, in dem die Urbewohner, Semiten und Arier sich vereinten. 6. Lykien, ein von der Küste schnell ansteigendes Gebirgsland, dessen Gestade von griechischen Kolonien bedeckt war (Patara, Myra, Phaselis, Telmissos). Die Lykier, die sich selbst Termilen (Tramilen) nannten und wahrscheinlich Vorarier waren, lebten in einer republikanischen Bundesverfassung, waren freiheitsliebend, kriegerisch und tapfer, aber wie ihre Nachbarn der Seeräuberei ergeben; ihre bedeutendste Stadt war Xanthos im reizenden Tale des gleichnamigen Flusses. Sie dienten dem bogenbewehrten Lichtgott Lykeios, den die Griechen als Apollon bezeichneten, und verehrten die Frauen so sehr, daß die Söhne ihre Abkunft nach der Mutter bezeichneten. Man erblickt darin einen Rest uralter Kultur, des sogenannten Matriarchats, d. h. die Bezeichnung der Mutter als Haupt der Familie, nicht des Vaters, da ja die Abkunft von seiten der Mutter viel sicherer als die vom Vater her festzustellen sei, eine Auffassung, die auch andere primitive Völker teilen. Die Bewohner Lykiens sind wahrscheinlich gegen Ende der vorarischen Zeit (zirka 1100 v. Chr.) als Einwanderer von Kreta aus eingedrungen, und haben die als einheitlich zu denkende Bevölkerung Kleinasiens ebenso im Süden zurückgedrängt, wie die Griechen am Westrande der Halbinsel. 7. Pamphylien, ein gebirgiges, von wildströmenden Bergwassern durchschnittenes Land, von rauhen, dem Piratenleben ergebenen Bewohnern, die zu der kleinasiatischen Urbevölkerung gehörten, bevölkert, mit griechischen Kolonien (Aspendos). 8. Pisidien, nördlich von den beiden eben erwähnten Ländern, jedoch noch südlich des Taurus gelegen und in der Eigenart des Landes und Volkes ihnen sehr nahe verwandt. Die Einwohner, vielleicht Reste der vorsemitischen Urbevölkerung Kleinasiens, wußten ihre Unabhängigkeit gegen alle Beherrscher der Halbinsel zu schützen, bis es den Römern gelang, sie zu unterwerfen. Die wichtigsten Orte waren Termessos und Sagalassos, reich an allerhand Kunstdenkmälern aus römischer Zeit. 9. Kilikien wird in die beiden Landschaften Tracheia (das Felsenland) und Pedias (die Ebene) eingeteilt. Sein westlicher Teil war ein rauhes Gebirgsland, der Osten eine überaus fruchtbare Ebene. Die Bewohner waren als Seeräuber berüchtigt (§ 220). Die bedeutendsten Städte lagen an der Küste und waren griechischen Ursprungs, Selinüs (wo Trajan starb), Seleukeia, Tarsoi (Geburtsort des Apostels Paulus), Issoi (Schlacht 333 v. Chr.). Das Land war strategisch außerordentlich wichtig wegen der verschiedenen Pässe, die als „kilikische", „syrische" und „amanische" Pforte über den Taurus durch die Pedias nach Phönikien und Syrien dem Handelsverkehre dienten und den Zugang unter den Ländern selbst und von da aus nach dem Binnenlande von Syrien vermittelten. Nördlich davon lag 10. Kappadokien und 11. Klein-Armenien, ein rauhes, gebirgiges, an Metallen und Pferden reiches und von indogermanischen Völkern, die von Westen her einwanderten, bewohntes Land, wo erst die Römer statt der früheren Burgen und offenen Flecken Städte anlegten, darunter Caesarea (ehemals Mazaka), Tyana (Geburtsort des Wundertäters Apollonios), Melitene, Nazianz (woher der Kirchenvater Gregorius stammt, II § 11), Nikopolis (von Pompejus erbaut) u. a. m. Westlich davon 12. Lykaonien mit der Stadt Ikonium, und das von einem abgehärteten, räuberischen Bergvolk bewohnte Isaurien, dessen Einwohner als kühne Guerillakämpfer ihre Freiheit selbst gegen die Römer behaupteten. 13. Phrygien, gebirgig und vulkanisch, aber fruchtbar und reich an Marmor, besonders bei der Stadt Synnada, mit Kelänä (später Apamea Kibotos), Kolossä, der reichen Handelsstadt Laodikeia, Dory-

laïum u. a. 14. Galatien, im 3. Jahrhundert v. Chr. von einem keltischen wandernden Schwarm nach langen Raubzügen besetzt und in drei Stämme und zwölf unabhängige, aber durch eine Tagsatzung verbundene Gaue (Tetrarchien) geteilt, über die Pompejus den König Dejotārus (§ 222) setzte. Die Galater waren tapfer und gefürchtete Mietstruppen. Die wichtigsten Städte waren Pessinūs, mit einem berühmten Heiligtum, der „Bergmutter" Cybele, Gordieion, die uralte Residenz phrygischer Könige (§ 134), Ankyra (Angora) mit Karawanenhandel; Schafherden bildeten den Reichtum des Landes. 15. Bithynien, ein fruchtbares, durch Viehzucht wohlhabendes Land, an dessen Küste sich reiche griechische Handelsstädte befanden, wie Cius (Kios), Astākos (Hannibals Todesort), in dessen Nähe später die große und blühende Stadt Nikomedia angelegt wurde, Chalkedon (Byzanz gegenüber), Herakleia Pontike u. a. Im Innern waren Prusa am Olymp, die regelmäßig im Viereck gebaute Stadt Nikäa, Bithynium u. a. merkwürdig. 16. Paphlagonien, mit der großen und geschmackvoll gebauten Stadt Amastris und dem reichen griechischen Handelsplatz Sinōpe. 17. Pontos, der nordöstliche Küstenstrich am Schwarzen Meer, von verschiedenen streitbaren Barbarenvölkern (darunter die stahlarbeitenden [§ 1] Chalyben) bewohnt, reich an Obst, Honig, Wolle und Mineralien; unter den Städten sind außer den griechischen Kolonien Kerasūs (Pharnakia) und Trapēzūs besonders zu merken Amaseia (Vaterstadt des Geographen Strabo), Komāna Pontika mit einem berühmten Tempel und Orakel, wo sich viele „Begeisterte" befanden, Kabeira (später Neocäsarea), Zela (bekannt durch Cäsars Sieg über Pharnakes, § 231), Sebastīa u. a. — Kleinasien war vorzugsweise der Sitz geheimnisvoller Religionskulte mit sexuellem Einschlag (Kybēle- und Attisdienst u. a.). Bei den Syrern und an den Küsten des Schwarzen Meeres pflegten im Dienst der Kriegsgöttin Ma, welche die Griechen als „stierreitende Artemis" oder Enyo bezeichnen, die Weiber ihre Jungfräulichkeit in orgiastischen Festen darzubringen, während die Männer ihre Mannheit der Göttin opferten. Daneben finden wir, wenngleich nur als aus der Vorzeit überliefert, die der Entmannung entgegengesetzte Sitte, daß die Frauen auf ewig dem Geschlechtsgenuß entsagten und sich dem Waffendienste des Himmelsgottes weihten. Diese heilige Opfersitte, die auch in Phönizien heimisch war, scheint die Mythen von einem jungfräulichen Amazonenvolk, das man sich am Thermodon heimisch dachte, erzeugt zu haben. —

Bewohner Kleinasiens

Die Bewohner all dieser Binnenlandschaften Kleinasiens waren ein Völkergemisch. Zu der ursprünglich vorhandenen Urbevölkerung, die einen einheitlichen Typus zeigt, obwohl sie in zahlreiche Stämme gespalten war und wohl in Verwandtschaft mit den Cheta (§ 39) standen, kam eine zweifache Einwanderung, eine arische, die von Nordwesten eindrang und nach der Südküste strebte, und eine semitische, die von Süden und Südosten hereindrängte. In historischer Zeit kam dann noch die erste griechische Kolonisationsbewegung und die Völkerwanderung der Gallier hinzu, um das Mischvolk von Syrern, wie die Römer kurzhin sagten, zu bilden, das in der Hauptsache in den Ebenen und Flußtälern saß, einem jeden Eroberer eine leichte Beute. Die Reste der Urbevölkerung retteten sich in die schwer zugänglichen Gebirge und bildeten in ihrer ursprünglichen Rauheit und Einfachheit einen trefflichen Menschenschlag, der seine Freiheit über alles schätzte und wegen seiner Tapferkeit gefürchtet ward. Die Pisidier, Kilikier und Lykier bildeten, als Söldner die besten Truppen des persischen Heeres, den Kern der Armee Justinians und sind heute noch die besten Soldaten des türkischen Padischah.

II. Die Kaukasusländer, Sarmatia, Skythia. 1. Kolchis, das reiche Alluvialland am Ostrande des Pontos Euxeinos, vom Phasis durchströmt und von den schwärzlichen, kraushaarigen asiatischen Äthiopen bewohnt, die durch ihre Sitten (Beschneidung) Herodot auf die Vermutung brachten, daß sie von Ägypten durch Kolonisation hierhergebracht seien. Das Land war reich an Hanf, Flachs (Leinweberei), Schiffsbauholz, Honig und Wachs; die wichtigsten Städte waren Dioskurias (später Sebastopolis), Phasis u. a. Von Phasis aus führte die uralte indische Handelsstraße, der auch die heutige Kaukasusbahn Poti-Baku folgt, über das Gebirge in das obere Tal des Kyros (Kura) nach 2. Iberien, einem reichen Lande mit vorarischer Bevölkerung (Georgier), die sich in vier Kasten teilte, und 3. Albanien; dies ward von einem im Bogenschießen geübten Volke bewohnt, das, in sechsundzwanzig Stämme geteilt, sich zu einem Ganzen geeint hatte (Feldzug des Pompejus nach Armenien, § 222). 4. Die Steppen zwischen Tanais (Don) und Rha (Wolga) wurden von den alten Geographen zu Asien gerechnet und als asiatisches Sarmatien bezeichnet. Verschiedene barbarische Völker, denen man den Sammelnamen Sauromaten (Sarmaten) gab, bewohnten sie und traten schon früh (eine Handelsstraße führte schon seit undenklichen Zeiten den Don und die Wolga hinauf bis zur Ostsee) mit den Hellenen in Handelsverbindung. Diese hatten hier die große Grenzfestung Pitynus, Phanagoria, Tanais (Asow), Pantikapaion (Kertsch), Theodosia (Feodosia) u. a. gegründet und tauschten gegen das Rauchwerk und die Sklaven der Barbaren Wein und Industrieartikel aus. Die Hauptbeschäftigung jener Völker war die Jagd; nebenher ging ausgedehnte Viehzucht. Das Land selbst galt für wildreich und war schon im Altertum seiner Pferde wegen

berühmt. 5. Die großen, teils aus Gebirgsgegenden, teils aus Steppen und Grasebenen bestehenden und von den Flüssen Oxus (Amudarja) und Jaxartes (Syrdarja) durchschnittenen Länderstrecken ostwärts vom Kaspischen Meere waren von wilden Nomadenvölkern, Skythen, bewohnt, die in Zelten oder bedeckten Wagen wohnten, als Reiter und Bogenschützen in den Kampf zogen und aus der abgezogenen Haut der erschlagenen Feinde Pferdegeschirr, aus deren Schädeln Trinkgefäße bereiteten. Sie standen unter einzelnen Stammhäuptern, denen ein König mit der unumschränktesten Gewalt übergeordnet war. Die Kriegsgefangenen wurden geblendet und zum Melken und zum Warten der Herden gebraucht; wer nicht wenigstens einen Feind erschlagen hatte, durfte bei Gelagen nicht aus dem im Kreise umgehenden Ehrenbecher trinken. Die wilden, streitlustigen Massageten, Saken u. a. wurden zu ihnen gerechnet. Die beiden Ströme und das Kaspische Meer vermittelten die Verbindung zwischen dem östlichen und westlichen Asien. Die Waren gingen die (heute von der Bahn begleitete) alte Straße entlang von Phasis (Poti) im Phasistal aufwärts, von da über das Gebirge und dann im Kyrostal abwärts bis an das Kaspische Meer. Jenseits dieses gingen sie weiter bis an den Jaxartes und in dessen Tale aufwärts entweder über das Pamirplateau oder über einen Gletscherpaß bis an die Südabhänge des Thian-schan (Tengritau, skythischer Imaos), dann diese entlang quer durch das Tarymbecken zur Wüste Gobi bis zu den Quellgebirgen (serischer Emodos) des Hoangho und schließlich, dessen Oberlauf folgend, in das erst seit der römischen Kaiserzeit bekannt gewordene.

III. Serika. Dieses den Alten (freilich nur durch mittelbare Kunde) bekannte Land, das seinen Namen von dem Hauptausfuhrartikel, der Seide, erhielt, wird wohl mit Recht mit dem heutigen China gleichgesetzt. Seine Hauptstadt war Sera, das heutige Hsi-ngan-fu (II § 393), wie die genauen Angaben über die obengenannte „Oststraße" lehren. Diese Straße war ein vielbegangener Völkerweg, den schon im ersten Jahrhundert n. Chr. chinesische Feldherren einschlugen, um bis an das Kaspische Meer zu gelangen (§ 8), und umgekehrt, indische Priester zogen, um den Buddhismus in China zu verbreiten (§ 9, 16).

IV. Indien. Dessen westlicher Teil, 1. Vorderindien, setzt sich in seiner Hauptmasse aus zwei Dreiecken zusammen, von denen das nördliche durch den Lauf des Indus und Ganges begrenzt wird (das eigentliche Hindustan), und dem sich im Süden die Halbinsel Dekhan angliedert. Gegen das nördliche Festland, den eigentlichen Kontinent von Asien, wird es durch himmelhohe Gebirge abgeschlossen, deren Hauptkette der etwa 400 Meilen lange Himalaja (Haimavata = Schneeberg) mit dem höchsten bekannten Gipfel der Erde, dem Mt. Everest (8840 Meter), bildet. Nach Süden zu öffnet es sich dem Ozean und zeigt eine glückliche Mischung von kontinentalen und maritimen Eigentümlichkeiten. Es bildet einen geographisch und klimatisch für sich abgeschlossenen Kontinent, der darum auch von der Natur zu einer besonderen Entwicklung seiner Geschichte und seines Kulturlebens bestimmt erscheint. Schon im Altertum war es das vielbegehrte Ziel weiter Seefahrten und kühner Entdecker, um die kostbaren Erzeugnisse Indiens in die Heimat zu führen. Die Bewohner des Landes schieben sich in die dunkelfarbigen in das Innere von Dekhan verdrängten Ureinwohner (Dravida) und den herrschenden hellfarbigen Stamm der Arya, heute gewöhnlich Hindu genannt. Durch die sich in südlicher Richtung vom Himalaja nach der vorderindischen Ebene absenkenden Gebirge entsteht ein schönes Stufenland, das von dem Oberlauf der meisten indischen Flüsse durchströmt wird. Auf der Nordseite des Himalaja fließen der Indus und der Satledsch hin, an der Südseite der Ganges mit der Dschamna (Jomanes), der sich in seinem Delta mit dem Brahmaputra vereinigt (sein Hauptarm der Hugly). a) Das eigentliche Hindustan wird durch die Täler des Indus und Ganges, soweit sie durch die Ebene fließen, gebildet, und hat seine Südgrenze an dem dichtbewaldeten, unwegsamen Windjagebirge. — Der nordwestliche Teil ist das alte Fünfstromland (Pendschab, § 139), dessen Bewohner jetzt größtenteils dem Islam beigetreten sind, der die alte Brahmanenreligion immer mehr verdrängt. Seine Hauptstadt ist Lahore. Bedeutend war das hoch im Gebirge gelegene Srinagar oder Kaschmir. — Nach Süden zu schließt sich eine Wüste (Tharr) an, die die Indusebene von dem Mittellauf des Ganges trennt. Im Delta des Indus liegt die bedeutende Stadt Haiderabad. — Das mittlere Hindustan (Madhyadeça) ein äußerst fruchtbarer Landstrich zu beiden Seiten des Ganges, war der Hauptsitz der indischen Kultur und Religion, mit einer Bevölkerungsdichtigkeit, wie sie sich sonst wohl nirgends auf der Erde findet. Hier lagen auch die bedeutendsten Städte des Landes: Indraprastha (das heutige Delhi) an der Dschamna, Hastinápura und Pratisthana mit ihrer alten Pracht und Herrlichkeit, Bénares, der Sitz altberühmter Gelehrsamkeit, Pataliputhra (Palibothra der Alten), die Königsstadt Agra, von denen jetzt die meisten in Trümmern liegen und den modernen Städten, wie Gwalior, Allahabad, Laknau u. a. haben weichen müssen. — Bengalen, das sich von dem Zusammenfluß des Ganges mit dem Sardschu bei Patna bis zum Meere ausdehnt, und Tamralipta, die Vorgängerin von Kalkutta, zur Hauptstadt hatte. Das Mündungsgebiet, das der Ganges,

mit dem von Osten kommenden Brahmaputra vereinigt, durchfließt, bildet die berüchtigten Dschungeln, ein für Menschen unbewohnbares Sumpfgebiet, die Heimat der großen Dickhäuter und Raubtiere. b) Dekhan, eine Halbinsel, zerfällt in das von wilden Gebirgen durchzogene und von reißenden Strömen zerissene Hochland im Innern und in die fruchtbaren, tief gelegenen Küstenstriche. — An das westliche Hindustan schließt sich das Mündungsgebiet des Narbada und Tapti mit der Hauptstadt Bombay an, in deren Nähe sich die riesenhaften Grottentempel von Salsette und die Insel Elefanta befinden. Die weitere Küste ist schmal und steigt schnell zu dem treppenartig geformten Ghatgebirge auf. — Südlich folgt die Küste Malabar und das waldreiche Mysore, mit den Hauptstädten Bangalur und Seringapatam, dem Herrschersitze von Haidar Ali und Tippu Sahib. — Dann kommt die Landschaft Kalikut, mit der gleichnamigen Hauptstadt, dem ersten indischen Ort, wo Vasco de Gama an das Land stieg. Das Südende der Landschaft bildet das an Perlen reiche Kap Kumari (Komorin). Nach Osten zu an der Koromandelküste ist die südlichste Ceylon gegenüber gelegene Landschaft Karnatik, deren wichtigste Orte Madrás und das jetzt französische Pondichery sind. Im Innern schließt sich der Staat der Nizams an, der noch wenig durchforscht ist. Seine Hauptstadt ist Haiderabad, in dessen Nähe sich die weltberühmten Goldgruben von Golkonda befinden. Im Gebirge oben liegt als zweitbedeutendster Ort Aurungabad mit den Grottentempeln von Ellora. — Nach Norden zu schließt sich vom Godáwariflusse ein altes Reich an die südlichen Provinzen, dessen nordöstlich gelegener Teil in Orissa seine Hauptstadt hatte. Noch jetzt weisen zahlreiche Tempel und Pagoden auf die Bedeutung des alten Brahmanenstaates hin. — Südöstlich schließt sich die überaus fruchtbare Insel Ceylon oder Selan (Taprobáne der Alten) an, deren Umfang früher viel größer angenommen ward, als er wirklich ist. Sie bildet in ihrem Kern ein etwa 600 Meter hohes, von gewaltigen Gebirgen umgebenes Tafelland, das sich nach der See zu sanft abstuft, der wahre Fruchtgarten der Tropen. Das südliche Indien mit der dazu gehörigen Zimmetinsel Ceylon war seiner hohen Fruchtbarkeit und seines herrlichen Klimas wegen schon in alter Zeit Ziel der Handelsreisen. Von der kleinen Insel Rameçvara reichen Korallenriffe, an denen sich das Meer in heftiger Brandung bricht, bis nach Ceylon hinüber (Adamsbrücke). Die Sage erblickt darin Spuren der Diamantbrücke, über die das erste Menschenpaar gegangen sein soll, als es aus dem Paradiese, das man nach jener reizenden Insel verlegte, ausgetrieben worden war. 2. Hinterindien. Von diesem Lande und den Sundainseln wußten die Alten nur durch Hörensagen. Die letzten arischen Ansiedlungen waren am Ganges. Nur einzelne Namen, unter ihnen der von Java, sind auf uns gekommen. Das Land selbst zerfällt in a) Birma (Pegu), b) Siam mit der Hauptstadt Bangkok, c) die weit in das Meer hinausragende Halbinsel Malakka (Chryse der Alten), mit dem bedeutenden Freihafen Singapur, und d) Cochinchina, dessen am Meer gelegener südlicher Teil (das Delta des Mekong) Kambodja und dessen nördlicher Teil Tongking genannt wird. Es bildeten diese jetzt französischen Länder früher Teile des Königreichs Annam (Hauptstadt Huë). 3. Die Sundainseln, zum Teil mit brahmanischer Bevölkerung besetzt und darum auch an dieser Stelle zu erwähnen. Die größte, Borneo, ist heute fast ebenso unbekannt, wie sie im Altertum war; das seltsam geformte Celebes trat in der indischen Geschichte nicht hervor; wichtig waren nur Sumátra (die Insel Agathodämons) und Java (Java-diu, d. h. Hirseinsel, bei Ptolemäus), wo schon frühzeitig die brahmanische Kultur festen Fuß gefaßt hatte.

V. Ariana (Iran). Die Länder zwischen Indien und Persien vom Arabischen Meer bis zum Parapanisus (Hindukusch), in den heutigen Gebieten von Belutschistan und Afghanistan und jenseits jenes Gebirges bis an die Küsten des Kaspischen Meeres, waren größtenteils Bestandteile der großen persischen Monarchie, wurden aber erst durch die Feldzüge Alexanders des Großen, der in allen diesen Ländern Städte mit seinem Namen (Alexandria) anlegte, den Europäern zugänglich und bekannt. Die einzelnen, großenteils aus Gebirgsgegenden und Sandwüsten bestehenden, von Karawanen durchzogenen Landschaften sind folgende: 1. Gedrosia, 2. Drangiāna am Hilmendfluß (Etymandrus), das heutige Seistan, 3. Arachosia ostwärts bis zum Indus mit der kürzesten Verbindungsstraße zwischen Indien und Persien (Kándahar und das südliche Afghanistan), 4. die freien, selbständigen Landschaften der südlichen Abhänge des Parapanisus (Kabul, Kafiristan, Tschitral u. a.), deren Bewohner den Gesamtnamen Parapanisädä führten und erst von Alexander unterworfen wurden. 5. Das fruchtbare Gebirgsland Aria (das eigentliche Afghanistan) mit dem Hauptorte Artakóana (von Alexander dem Großen als Alexandria Arion besiedelt, jetzt Herát). 6. Parthia (das heutige Khorasan): das rauhe, gebirgige Mutterland des um 250 v. Chr. gegründeten parthischen Reiches. 7. Karmania (Kerman, Luristan und Mekran), im Süden gebirgig und metallreich, mit der reichen und luxuriösen Hauptstadt Karmana (Kirman) und der kleinen Insel Ormus, die der Meerenge den Namen gab. — Nordwärts des Parapanisus bis zum Kaspischen Meere an den Flüssen Oxus und Jaxartes lagen 1. Baktria (Balkh), das gebirgige, aber fruchtbare Mutterland der Ormuzdlehre. Die Stadt Baktria

(Balkh) ist heute ein unbedeutender Ort. Die alten Baktrer galten als streitbar. 2. Chorasmia (das heutige Chiwa) am Unterlauf des Oxus, unter eigenen, nicht immer den Perserkönigen huldigenden Fürsten. 3. Sogdiana (Bukhara und ein Teil von Turkestan), gebirgig, aber gut angebaut und reich an Städten, darunter das reizend gelegene Marakanda (Samarkand). 4. Margiana (Tal des Murghab, von Turkmenen bewohnt), mit den Städten Antiochia Margiana (jetzt Merw) u. a. 5. Hyrkanien (Masenderan), die gebirgige Südostküste des Kaspischen Sees, fruchtbar und waldig.

VI. Medien und Persien. Das nördliche Medien (Klein-Medien) auf der Westküste des Kaspischen Meeres, mit dem Araxes, einem Nebenfluß des Kyros, als Nordostgrenze, war rauh, gebirgig und von räuberischen Völkern bewohnt; das südliche (Groß-Medien, Irak) enthielt herrliche Weidetriften und war reich an Getreide und Früchten (Zitronen, Pomeranzen). Die Bewohner waren anfangs kriegerisch und im Bogenschießen geübt, später verweichlicht. Die älteste Hauptstadt war Rhagä, später folgte Ekbatäna (jetzt Hámadan), der feste Herrschersitz der medischen Könige, in gesunder, herrlicher Lage am Fuße des Orontesgebirges, mit drei Burgen und von einem siebenfachen Mauergürtel umgeben. In späteren Zeiten galt der nordwestliche Teil der übergroßen Provinz als ein besonderes Land Atropatene (Aserbeidjan) mit der festen Hauptstadt Gazäka. 2. Südwestlich davon Susiana (Elam, Khusistan), eine große, mit Babylonien zusammenhängende, von den übrigen Nachbarländern dagegen durch hohe Gebirge getrennte heiße Ebene, an der Küste flach, sumpfig und wenig bekannt, von mehreren Nebenflüssen des Tigris durchströmt, darunter dem durch sein gutes Wasser berühmten Choaspes; die Einwohner der Ebene waren friedliebende Ackerleute, die Bergbewohner (Kossäer, Kissier) dagegen räuberisch und unabhängig. Ihrer Abkunft nach gehörten sie weder zu den Indogermanen noch Semiten, sondern waren höchstens mit den Sumerern und Elamiten verwandt. Hauptort war Susa, die Winterresidenz der medischen Könige, in der Landschaft Ansan. 3. Persis (Fars) Farsistan, zwischen der Karmanischen Wüste und dem Persischen Meerbusen, ist in seinen nördlichen Teilen ein wildes Gebirgsland voll steiler Höhen und tiefer Schluchten; dazwischen liegen weidenreiche Triften, besonders für Kamele; das mittlere Land an den Flüssen Araxes und Kyros war gemäßigt und bildete eine grüne, fruchtbare Ebene mit trefflichem Wein und herrlichen Wäldern (Schiras), wogegen der in eine Wüste auslaufende flache Süden sehr heiß und arm an Früchten und Bäumen (außer Palmen) war. Unter den Städten waren am berühmtesten das von einer dreifachen Mauer umgebene Persepölis am Araxes und Pasargädä, dessen Lage unsicher ist, und von den Einen auf dem Trümmerfeld von Murghab, von andern südöstlich von Persepolis und dem Bachteganse gesucht wird. Die Bevölkerung waren Arier, die ursprünglich nomadisiert hatten und dann zur Seßhaftigkeit übergegangen waren. Zu ihrem wesentlichen Besitz gehörte das Pferd, das nicht nur geritten, sondern auch gefahren wurde, das Kennzeichen des vornehmen und reichen Mannes, während, wie in Indien, der Besitz des Rindes der Masse des Volkes zukam. Die Perser zerfielen in drei Stämme, deren vornehmster die Pasargaden waren, aus denen auch das Herrscherhaus der Achämeniden entsprang.

VII. Die Länder am Euphrat und Tigris. 1. Groß-Armenien, mit hohen Gebirgen, darunter der Ararat mit den Quellen des Euphrats, war fruchtbar an Getreide, Wein, Viehherden. Die wichtigsten Städte waren das stark befestigte Artaxäta am Araxes, die Stadt Wan (Chauon) am gleichnamigen See und das von Tigranes (§ 221) gegründete Tigranocerta. Die Bevölkerung stellt einen selbständigen indogermanischen Stamm dar, der zunächst im Westen am oberen Euphrat saß und von da aus sich des ganzen Landes bemächtigte. 2. Babylonien (mit Chaldäa und Elam), die im Norden von der medischen Mauer begrenzte fruchtbare Ebene zwischen dem ruhig fließenden Euphrat und dem stark strömenden Tigris, von einer Menge von Kanälen und Dämmen durchzogen; das Land war fruchtbar und enthielt künstliche Seen und außer Babylon viele blühende und reiche Städte, wie Seleukeia am Tigris, dem auf dem anderen Ufer Ktesiphon (die blühende Residenz der Arsakiden und Sassaniden [§ 222, 259]), gegenüberlag, Sittäka, Terēdon (Handel mit Weihrauch und arabischen Waren) u. a., unweit der medischen Mauer Kunäxa (§ 120). 3. Assyrien war im Gegensatz zu Babylonien ein Gebirgsland, das durch sein rauhes Klima ein hartes Volk, zum Kriege geschickt, erzeugte. Seine Hauptstadt war Ninive. Außerdem noch Arbela, Gaugamela (§ 137), Kalah u. a. Im Norden und Osten erheben sich Hügelreihen, von Eichen- und Nußbaumwäldern beschattet; in den Tälern gedeihen Wein, Feigen, Oliven, Granatäpfel und Korn. — 4. Mesopotamien, eine fruchtbare Ebene mit weidereichen Triften; mit den Städten a) im westlichen Distrikt Osrhoëne: Edessa, Batna (Markt für indische Waren) Karrhä (Niederlage des Crassus durch die Parther, 53 v. Chr., § 228), Nicephorium u. a.; b) im östlichen Distrikt Mygdonia: Nisibis, volkreiche Haupt- und Handelsstadt; Dara, starke Festung; Singära, Hatra, Rhesaina, Phaliga (das römische Circesium) an der Mündung des Chäboras in den Euphrat u. a. Wie Ägypten erhalten auch diese regenlosen Länder ihre befruchtende Bewässerung durch die jährliche Überschwemmung der beiden Ströme, die jedoch nicht so regelmäßig verläuft wie die des Nil.

VIII. Syrien, Phönizien, Palästina. Im Gegensatz zu den großen, einförmig gebildeten Gebieten von Mesopotamien zeigt das westliche Bergland Wechsel und Mannigfaltigkeit. Die schmale Küste drängte ihre Bewohner auf die See hinaus. Die trefflichen Häfen, durch Buchten und Vorsprünge geschützt, begünstigten die Schiffahrt, und der Reichtum an Metallen und Holz war dem Handel förderlich. Die üppige Fruchtbarkeit der tieferen Senkungen und Bergabhänge lud zur Bestellung des Ackers, zu Wein- und Obstbau ein, während sich die höherliegenden Täler und Bergrücken zur Viehzucht eigneten und ein Hirtenleben, mit geringem Ackerbau verbunden, gestatteten. Das syrische Gebirgs- und Küstenland zerfällt in folgende Teile: 1. Syrien, westwärts vom Euphrat, ist im Norden gebirgig mit fruchtbaren Tälern, im Süden eben, heiß und trocken; im ganzen gut angebaut und von volkreichen Städten bedeckt, reich an herrlichen Südfrüchten; Hauptstrom ist der vom Libanon herabfließende Orontes. Es zerfiel in das nördliche oder Obersyrien und in das hohle Syrien (Kölesyrien), das in der Hauptsache von den breiten Talmulden des Orontes und Litani zwischen Libanon und Antilibanon gebildet ward, aber auch die östliche Abflachung bis zum Euphrat mit umfaßte. Unter den Städten sind zu bemerken: Samosäta am Euphrat (Geburtsort Lucians); Zeugma, wichtige Militärstation; Hierapolis mit einem prachtvollen Tempel; das auf einem von drei Seiten unzugänglichen Felsen erbaute feste Seleukeia am Meere; Thapsákos, alte Handelsstadt am Euphrat; Palmyra (Tadmor) in einer palmenreichen Oase der syrischen Sandwüste; das von herrlichen Triften für Pferde und Elefanten umgebene Apameia am Orontes, gleich Epiphania (Hamath), Laodikeia und den meisten Städten von den Seleukiden gegründet; Emésa (Höms) mit seinem berühmten Sonnentempel (Schlacht 273 n. Chr., § 260), Antiochia, von Seleukos Nikator am südlichen Ufer des Orontes angelegt, Daphne, ein von Zypressen und Lorbeerhainen umgebener Lustort der syrischen Könige. — In Kölesyrien lagen: Damaskos, uralte Hauptstadt in einer reizenden Gegend am Fuße des Antilibanon, umgeben von Obst- und Orangenhainen, schon zur Zeit der Römer durch Waffenfabriken berühmt, Heliopólis (Baalbek), Sitz des Sonnenkultus mit einem von Antoninus Pius erbauten herrlichen Tempel. — 2. Phönizien (Palmenland). Südwestlich von Syrien bis zum steilen Berge Karmel lag das Küstenland Phönizien am zederreichen Libanon, mit welchem weiter ostwärts der Antilibanon (der sich in dem Hermon fortsetzt) parallel läuft. Unter den selbständigen, republikanisch regierten (§ 41) und in einem Städtebund vereinigten phönizischen Städten sind die bedeutendsten: Arádos, Tripolis, Byblos, Berytos, das betriebsame Sidon, das mächtige Tyros, Ake oder Ptolemais u. a. Neben den gewerbfleißigen Phönikern hausten in dem Libanon kriegerische Räuberstämme, die Ituräer, die Vorfahren der in den Kreuzzügen so gefürchteten Assassinen (und heutigen Drusen) u. a. — 3. Palästina, südwärts von Syrien und Phönizien, ein gebirgiges, aber fruchtbares, an Schluchten und Höhlen reiches Land, durchströmt vom Jordan (d. i. Fluß) und durchschnitten von kahlen und felsigen Armen des Libanon und Antilibanon, die mehrere bemerkenswerte Berghöhen bilden, namentlich den baumreichen, zerklüfteten, aber mit grasigen Triften abwechselnd bedeckten Karmel, den isolierten kegelförmigen, waldbedeckten Tabor, den als Hauptsitz des „Höhendienstes" bekannten Garizim u. a. Die arabischen Dichter rühmen vom Libanon, „daß er auf seinem Haupte den Winter, in seinem Schoße den Herbst trage, und daß zu seinen Füßen der Frühling schlummere". Unter den Seen ist das Tote Meer (Asphalt-See), der in einer Erdspalte 375 Meter unter der Meeresoberfläche liegt, und der See von Tiberias oder Genezareth besonders zu merken. Palästina ist neuerdings stark in den Vordergrund der prähistorischen Forschung getreten. Es scheint eines der Länder zu sein, in dem sich die jungpaläolithische Zeit und neolithische Kultur am deutlichsten ausgebildet haben, wahrscheinlich wegen der leichten Zugänglichkeit und verhältnismäßigen Ergiebigkeit des Landes. Das reiche Land zerfiel in vier Teile: 1. Galiläa, eine grasreiche Hochebene, die nur von einzelnen Berggipfeln, wie dem Tabor (2000 Meter), überragt wird, mit der Stadt Dan (auch Lais oder Lesem genannt, Hauptsitz des Stierkultus); Kapernaum am See Genezareth; Tiberias, Herodes' begünstigte Residenz; Nazareth, auf einem Hügel mitten in einem Bergkessel von weißen Kalkfelsen; Megiddo, alte Residenz kanaanäischer Könige; Jesreel (Esdraëla) in einer schönen Ebene, die Residenz einiger Könige Israels. 2. Samaria, ein von Waldungen beschattetes fruchtbares Talland, hat als wichtigste Städte: die von Salmanassar (§ 20) zerstörte, von Herodes wieder aufgebaute und Sebaste genannte Hauptstadt Samaria und Sichem (Neapolis, Nablus) unweit des grünen Berges Garizim. 3. Judäa, das Hauptland, im Süden von eingewanderten Idumäern (Edomitern) bewohnt, eine Landschaft von ernstem Charakter, wo sich auf weiten Strecken nur einzelne Büsche von fahlen Ölbäumen oder durchsichtige Gruppen weniger Palmen erheben, enthielt berühmte Städte: Cäsarëa (Stratons Turm), See- und Hafenstadt, von Herodes verschönert, später Sitz des römischen Statthalters; Joppe (Jaffa), alte See- und Hafenstadt; Lydda; Jericho, uralte Kanaanäerstadt in einer an Dattelpalmen und Balsamstauden reichen Gegend, wo in der tropischen Atmosphäre zehn Monate im Jahre Trauben,

Feigen und edle Südfrüchte gedeihen; Hebron, alte Priesterstadt mit Asylrecht; Bethlehem, auf einer Anhöhe; Jerusalem, auf vier, durch jäh abfallende Täler voneinander getrennten Hügeln erbaut und aus der Altstadt und der von Herodes Agrippa angelegten und zur Stadt gezogenen Neustadt (Bezetha) bestehend. Jene zerfiel a) in die Oberstadt, mit einer an 60 Türme enthaltenen Mauer umgeben; b) in die Unterstadt auf dem halbmondförmigen Hügel Akra, mit einer eigenen Mauer, und c) in den Tempelberg Morija, verbunden mit dem Burgberge Zion, der den Tempel Jahves und den Palast des Salomo trug; die Bevölkerung betrug vor der Zerstörung durch Titus gegen 150 000 Einwohner. Der Salomonische Tempel (§ 45) war mehr ausgezeichnet durch seine schimmernden Stoffe, sein kostbares Holz und den Glanz des Goldes als durch architektonische Schönheit oder Größe; in der Nähe der durch das Tal Josaphat (vom Bach Kidron gebildet) von der Stadt getrennte Ölberg. 4. Peräa, jenseits des Jordans mit Cäsarea Paneas, Gadära, Rabbath Ammon (Philadelphia), Städten der Ammoniter; Rabbath Moab (Stadt der Moabiter), u. a. Die Südwestküste bewohnte das streitbare Volk der Philister, unsicherer Herkunft (§ 42). Sie lebten unter Königen in fünf festen Orten, Gaza, Askälon, Asdod, Gath und Ekron, und trieben Handel und Seeräuberei. Sie verehrten die zeugende Naturkraft, der das Wasser und die Fische geweiht waren. Askälon war der Hauptsitz der Verehrung des Dagon, des Nationalgottes mit Menschenkopf und Fischleib. — Im Süden von Palästina und Syrien erstreckt sich die Halbinsel Arabien, ein dem Kontinent von Afrika ähnliches Land, dessen Kern eine hohe und kahle Gebirgsplatte ist; nur die Seeküsten zeigen günstigere Verhältnisse und eine stärkere Besiedelung (Arabia Felix, jetzt Jemen). Schließlich folgt, durch die Landenge von Pelusium (Suez) und das Rote Meer von Arabien getrennt, das afrikanische Tafelland Ägypten.

§ 7. Das Wesen der orientalischen Völker. Die Eigenart der orientalischen Völker, die seit uralten Zeiten im Gegensatz zu den Völkern des Abendlandes steht, ist zu einem Teil aus der Bodenbildung des asiatischen Kontinents zu erklären, der in seiner Massenhaftigkeit die Entstehung großer Reiche und gleichmäßig gebildeter Volksmassen begünstigte, gegenüber der reichen Gliederung des Westlandes, die die Völker mehr individualisierte und eine Zersplitterung in kleinere Staatsgebilde begünstigte. — In drei Richtungen pflegt sich die Entwicklung eines jeden Volkes zu bewegen, in dem Verhältnis zur Gottheit, zu der Gemeinschaft des Volkes und zu der Gemeinschaft der Familie (Religion, Staats- und Privatleben), und in allen dreien haben die Orientalen eigentümliche Formen zum Ausdruck gebracht.

Orientalische Religion

Über das Verhältnis der Menschen zum Schöpfer haben die morgenländischen Völker am tiefsten und eifrigsten nachgedacht und sind zu Resultaten gelangt, über die keine andere Nation hinausgekommen ist. Der Orient ist die Wiege aller Religionssysteme, vom vielgestaltigen Polytheismus und philosophischen Pantheismus bis zum strengsten, auf uralten Traditionen oder auf Offenbarung beruhenden Monotheismus. Der Kern der beiden ersteren Richtungen war der Sonnen- und Sterndienst und der mysterienreiche Naturkultus (§ 3). Da das Urwesen oder die Urkraft, von der die Schöpfung ausgegangen ist und das Weltall in seinem geordneten Laufe erhalten wird, dem denkenden Geiste unerfaßlich ist, so sah man sich nach Symbolen um, unter denen sich diese Urkraft darstellt, und verfiel daher teils auf die Licht und Leben spendende Sonne mit den himmlischen Gestirnen, teils auf die im Innern der Natur geheimnisvoll waltenden Kräfte. Aber wenn man auch überall von derselben Grundanschauung ausging, so gestalteten sich, da die äußeren Umstände verschieden wirkten, die polytheistischen und pantheistischen Religionsformen in allen Ländern verschieden, und da die Masse des Volkes die sinnlichen Erscheinungen nicht unter einem Gesamtbegriffe zusammenzufassen vermochte, so mußte bei der Mannigfaltigkeit des Natur- und Menschenlebens die Zahl der übernatürlichen Kräfte und Mächte, die dann als individuelle Wesen gedacht und verehrt wurden, ins Unendliche zunehmen. Ein so mannigfach durchgebildetes Religionswesen erforderte einen an Zeremonien und Symbolen reichen Kultus und einen zahl-

reichen Priesterstand als Träger und Deuter der in der Vielgestaltigkeit liegenden Einheit und des unter dem Symbol versinnbildlichten Begriffs, und beides sehen wir im Orient zur Vollkommenheit ausgebildet. Mannigfache religiöse Gebräuche, die mit dem Natur- und Menschenleben in allen seinen Erscheinungen und Abwechslungen in Beziehung stehen, beherrschen die orientalischen Kulte, nicht ohne zu einer gewissen Einförmigkeit zu erstarren, und mit einer Neigung, die Form als das Wesentliche an die Stelle des Inhalts zu setzen. Die Ausführung der Kulthandlungen nahm ein durch den Besitz höherer Weisheit mächtiger Priesterstand vor, der, wenn er auch die weltliche Herrschaft an die waffengeübten Kriegergeschlechter und deren königliches Oberhaupt abgeben oder mit ihnen teilen mußte, doch stets einen großen Einfluß im Staats- und Volksleben zu bewahren verstand. Der Hang zu religiösen Betrachtungen und der Glaube, daß man sich durch Büßungen und Selbstpeinigung (Kasteiung) der Gottheit nähere, gab dem im Orient wurzelnden Leben und Wesen der Einsiedler (Anachoreten) seine Entstehung. Daneben steht der religiöse Fanatismus, der in seinem Wahnsinn zu den schrecklichsten Verstümmelungen und Selbstpeinigungen führte (Kybeledienst, orientalische Fakirs) und seine Nachklänge bei den islamitischen Derwischen und christlichen Märtyrern gefunden hat. — Der Handel, der Haupthebel der Zivilisation, stand im Morgenlande im innigsten Bunde mit Religion und Priestertum, da berühmte Tempel und Orakelstätten mit religiösen Festen als Standorte der Karawanenzüge, als Markt- und Stapelplätze der Waren, als Versammlungsorte der Kaufleute zum Abschluß von Handelsgeschäften dienten.

Orientalische Regierungsformen

Die Regierungsformen des Orients lassen sich auf drei Hauptgattungen zurückführen, auf das bei den Nomaden heimische patriarchalische Regiment der Stammeshäupter, auf die aristokratisch-hierarchische Herrschaft bevorzugter Stände in den Kastenstaaten und auf den unbeschränkten Despotismus in Militärmonarchien. Diese letzte, aus den beiden ersteren allmählich herausgebildete Staatsordnung, die den Gebieter mit der patriarchalischen Allgewalt der Nomadenhäupter und mit der religiösen Heiligkeit der Kastenkönige bekleidete, wurde mit der Zeit alleinherrschend; und bei der quietistischen Natur des Morgenländers fiel es nicht schwer, die Königsmacht auf solche Höhe zu heben, daß der damit Bekleidete fast göttlicher Verehrung teilhaftig ward. Dem Herrn (Despoten) gegenüber erscheinen alle Staatsangehörigen als Knechte und Sklaven ohne persönliche Rechte und ohne Eigentum. Der König schaltet nach Willkür über Gut, Freiheit und Leben seiner Untertanen; er gibt und nimmt, wie es ihm gefällt, und nur mit niedergeworfenem Körper darf man in seiner Nähe erscheinen. Wie die seligen Götter lebt der König in Freude und Genuß, umgeben von Dienern, die seinen Willen tun, seine Befehle vollstrecken und seinen Lüsten frönen, und umringt von allen Gütern und Schätzen, von aller Pracht und Herrlichkeit des Erdbodens, je nach seiner Naturanlage und Geistesrichtung bald auf Krieg und Eroberung sinnend, bald auf Luxus und Üppigkeit und auf Befriedigung seiner Lüste, Begierden und Leidenschaften bedacht und häufiger in der Erzeugung von Furcht und Schrecken als in Gerechtigkeit und Milde die Kunst des Herrschens erblickend. Es ist begreiflich, daß solche Staatsformen, die allein auf der persönlichen Tüchtigkeit des Herrschers ruhen, den stärksten Schwankungen ausgesetzt sind und darum zu keiner stetigen Entwicklung und zu keinem Ausleben gelangen können. Darum ist auch das Staatsleben des Orients von sprunghaftem Charakter und bewegt sich in Extremen, und darin liegt, trotz der ungeheuren Lebensfähigkeit des Orients, doch der letzte Grund dafür beschlossen, daß die Welt vom Westen aus regiert wurde und wird; denn alle höheren Staatenbildungen, insbesondere alle Volksstaaten, nahmen ihren Ursprung in Europa und haben bewiesen, daß die möglichste Beteiligung aller am gemeinsamen Wesen dem Staate die denkbar höchste Kraft und Lebensfähigkeit verleiht. Mit Recht kann also behauptet werden: „In Asien offenbart sich die religiöse Zeugungskraft, in Europa die politische; in der Religion folgen die europäischen Völker der Autorität asia-

tischer Religionsstifter, in der Politik zeigt sich die augenscheinliche Überlegenheit des europäischen Staates über das asiatische Reich".

Orientalisches Privatleben

Die Natur der Orientalen ist mehr der beschaulichen Ruhe (Quietismus) und dem Genuß als der Tätigkeit zugewendet. Vermöge ihrer geistigen Fähigkeit erreichten sie rasch einen gewissen Grad von Kultur, überließen sich dann aber dem tatlosen Genuß, bis sie allmählich in Schlaffheit und Verweichlichung versanken. Die dem Orient eigentümliche Sitte der Vielweiberei (Polygamie), die das Institut der Ehe schwächte und das Familienleben untergrub, erhöhte die Erschlaffung, und entnervende Wollust und Sinnengenuß erstickten die männliche Rüstigkeit und kriegerische Tugend. — Selbst die Kunst der Orientalen, so bewunderungswürdig auch die großartige Anlage ihrer Bauwerke und die Geduld und Ausdauer bei deren Ausführung sein mögen, und so erstaunlich ihre technische Fertigkeit bleibt, hat doch nie die harmonische Schönheit oder die Zweckmäßigkeit und Symmetrie der Gebilde freischaffender Nationen erreicht, und ihre Dichtungen, obwohl reich an Empfindung, Phantasie und reizenden Bildern, entbehren der handelnden Lebendigkeit und idealen Menschlichkeit, wodurch die Schöpfungen der Griechen als unerreichte Muster dastehen. — In den Wissenschaften, die meistens Sondergut des Priesterstandes blieben, kamen die morgenländischen Völker nicht über die Anfänge und Elemente hinaus, mit Ausnahme der mit ihrem Religionswesen verbundenen Himmelskunde, und sogar die vielgepriesenen Erzeugnisse ihres Kunst- und Gewerbfleißes zeugen mehr von handwerksmäßiger, durch viel Übung erlangter und durch Klassen- und Zunftzwang festgehaltener Fertigkeit, als daß sie freie Produkte eines erfinderischen Geistes und kunstreicher Hände gewesen wären. Die Knechtschaft hing wie Bleigewicht an allen Lebensäußerungen des Morgenländers. Nur die Phönizier zeigten, wenigstens auf dem Gebiete der Handelstätigkeit und der Schiffahrtskunde, schöpferischen Sinn, wenn sie auch an staatenbildender Kraft hinter den Hellenen weit zurückblieben.

Erstes Kapitel.

Die Chinesen.

§ 8. Geschichte Chinas. Der Name China war ursprünglich nur für Südchina gebräuchlich und findet sich in diesem Sinne in griechischen und arabischen Quellen; für den Norden kannte das Altertum den Namen Serica (§ 6) und das Mittelalter Khitai (so noch heute in Rußland). Erst spät ist China für das ganze Land gesagt worden.

Wie es scheint, hat sich in China derselbe Prozeß vollzogen, den wir in Ägypten, Babylonien und sonst wieder finden, daß sich in dem neuen Lande ursprünglich eine große Anzahl von Kleinfürstentümern befand, die erst ganz nach und nach durch äußeren Zwang sich zu einem Großstaate einigten. Wie in Ägypten, beginnt auch in China die erste historische Kunde mit dem Vollzuge dieser Tatsache.

Älteste chinesische Kultur. Anfänge des Staates

Die uralte chinesische Kultur ist im Lande selbst aus primitiver Roheit hervorgewachsen. Ihr ältestes Gebiet ist die Landschaft der heutigen Provinz Ho-nan mit dem Osten von Schan-si und Schan-tung. Hier finden wir, nach den ältesten Schriftzeichen zu urteilen, die ältesten bekannten Chinesen als ein Viehzüchter- und Bauernvolk, dem schon viele Dinge bekannt waren, die wir als Eigentümlichkeiten der chinesischen Kultur ansehn, so die Seidengewänder und das Sake, d. h. den aus Reis gegorenen Wein. Die Bauerngemeinden besaßen meist ein Ackerland von 900 Morgen, das genau durch rechtwinklig sich kreuzende Wege in Quadrate abgeteilt und mit Wall und Graben umgeben war. Die äußeren acht Quadrate waren verpachtet;

das innere neunte, das wieder für sich befestigt war und so ein besonderes Kastell bildete, war die Domäne des Grundherrn und wurde von den Bauern im Frondienst bestellt. Die Neigung der Chinesen zu schematischer Konstruktion hat dieses neunteilige Ackergut nun als Prinzip auf den Ausbau der chinesischen Städte und des Staates übertragen. Die altchinesische Stadt (so heute noch Peking) ist ein mit Wall und Graben umgebenes Quadrat, das in neun Quadrate zerlegt werden kann, und deren innerstes Quadrat von der Königs- oder Fürstenburg gebildet wird. Die Stadt bildete dann den Mittelpunkt des Staates, der Einzelprovinz, und die Provinz des Herrscherhauses war dann theoretisch die Zentralprovinz des Gesamtreiches. — Wie die Bauerngemeinde die Grundlage der Kultur, ist das Feudalherrenwesen der erste Anfang des Staates. Aus dem Grundherrn entwickelte sich nach und nach der Herr eines Kleinfürstentums, und aus deren Gesamtheit wieder das Gesamtkönigtum. Immer aber ward der König als oberster Herr einer Bauerngemeinde gedacht; zur Erinnerung daran führte bis 1912 der chinesische Kaiser am Neujahrstage den Pflug über das Feld. Wie der Lehnsherr inmitten seiner Bauerngüter wohnt, so ist die Residenz des Königs, wenigstens in der Theorie, der Mittelpunkt des Gesamtreichs. Daher stammt der Ausdruck „Reich der Mitte" (Tschung-kuo), der ganz wörtlich zu fassen ist.

Entwicklung des Feudalstaates

Aus diesem Keim entwickelte sich der chinesische Feudalstaat. Das Mittelland war in seiner Größe gegeben und unveränderlich, aber die Grenzländer, die zugleich als Bollwerke gegen die Barbaren dienen mußten, hatten die Möglichkeit, sich unbegrenzt auszudehnen. Die sich regelmäßig wiederholende Folge war nun die, daß diese Grenzländer, die als Lehen vergeben wurden, zunächst sich zu großen Fürstentümern auswuchsen, die halbbarbarisch waren. Diese riefen wieder bei den Nomaden Innerasiens den politischen Zusammenschluß und die Bildung von Barbarenstaaten hervor. Diese drängten dann im Verein mit dem Lehnsstaat politisch auf das Mutterland, überschwemmten schließlich dieses und gründeten anscheinend ein neues Reich, das aber stets den Kulturcharakter des alten China zeigt und die Überwindung der Nomaden durch das Bauerntum zur Darstellung bringt. So ist die politische Geschichte Chinas ein Kreislauf, der sich mehrfach wiederholt: Anwachsen und Andrängen der Neulandstaaten; Überschwemmung des alten Kulturlandes; neues Reich und neue Dynastie, und dabei bleibt die uralte Kultur in der Hauptsache dieselbe. Erst dem Kaiser Schi-hwang-ti gelang es, das Feudalsystem zu zerbrechen. Er ist dadurch besonders berühmt geworden, daß er noch einmal die urältesten Kulturformen dadurch im großen zur Anschauung brachte, daß er das Gesamtreich, das nun seinerseits (wenigstens der Theorie nach) die Oberherrschaft über alle anderen Reiche der Erde hatte, durch die bekannte „Große Mauer" an der Nordgrenze gegen die übrige Welt, wie eine Zitadelle, abgrenzte.

Die Geschichte Chinas reicht nach der einheimischen Tradition, in

bis 2950 der die Tatsachen freilich oft ruhmredig entstellt sind, bis ins 4. Jahrtausend v. Chr. hinauf. Drei mythischen Kaisern folgten fünf halb-

2950—2205 mythische Wahlkaiser mit überlanger Regierungsdauer, von denen besonders Fu-Hi, der Ordner von Ehe und Staat, Schin-nung, der göttliche Lehrer des Ackerbaus, und Herang-ti, der Erfinder der Zeitkreise, der Waffen, Münzen und Gewichte, in ähnlicher Weise wie Romulus und Numa Pompilius bei den Römern als sagenhafte Gründer verschiedener Seiten des öffentlichen Lebens erscheinen. In die Regierung des Kaisers Jao (2356—2254), der Kanäle erbauen ließ, die Rechtspflege hob und den Kalender verbesserte, wird eine große Überschwemmung (Sintflut) gesetzt. Die historische Zeit beginnt mit der

1. Dynastie Hja Dynastie Hja (2205—1766), deren Stifter, Yü der Große, zuerst eine Erbmonarchie gründete, die Kleinfürsten zu Lehnsträgern machte, das Reich in neun Provinzen teilte, und Karten davon in eherne

Gefäße graben ließ, von denen noch Nachbildungen erhalten sind. Unter der zweiten Dynastie Schang (1766—1121), die aus dem Südosten stammte, wurden die Lehnsfürsten allmählich immer mächtiger; die Dynastie versuchte vergeblich, dem zu widerstehen; als ihr letzter Herrscher wegen seiner Greueltaten gestürzt wurde, verbrannte er sich wie Sardanapal (§ 22) mit seinem Palaste. Eine entgegengesetzte Bewegung vom Nordwesten aus führte die Provinz Schan-si an die Spitze des Reichs. Die dritte Dynastie Tschou (1121 bis 249) wurde von Wu-wang, einem Lehnsfürsten, begründet, der in Schantung gut regiert hatte. Unter ihr erhielten die Lehnsfürstentümer ihre volle Ausbildung und wurden zu fast ganz selbständigen Staaten. Die Südstaaten empörten sich gegen den Kaiser und befehdeten sich oft untereinander; dazu kamen Einfälle der Mongolen; vergebens suchte Kong-fu-tse (Konfucius), dessen Leben wie das des zweiten großen chinesischen Denkers Lao-tse (§ 9) in diese Zeit fällt, im Sinne der Reichseinheit zu wirken und die Zustände durch Zurückgreifen auf die alten guten Sitten zu bessern. Erst der vierten Dynastie Tsin (249—206), die ebenfalls aus dem Norden kam, gelang es, die Lehnsfürstentümer zu unterwerfen; es war das Werk des energischen Tsin-Schi-Hwang-ti (221—209), der die kaiserliche Allmacht begründete, rücksichtslos alles beseitigte, was ihr entgegen war, z. B. auch, um mit der trüben Vergangenheit zu brechen, viele Bücher des Konfucius verbrennen ließ, und zuerst den seitdem üblichen Titel Hwang-ti (Kaiser) statt Wang (König) annahm. Nach außen wehrte er die Hunnen ab, erbaute oder vollendete gegen sie die große Mauer und eroberte Tongking. Er war zweifellos einer der bedeutendsten, freilich auch grausamsten Herrscher Chinas; aber bereits unter seinem Sohn begannen neue Wirren, durch die die fünfte Dynastie Han (206 v. Chr. — 221 n. Chr.) auf den Thron kam. Unter ihr, die eine Reihe tüchtiger Herrscher aufweist, wurden die heiligen Bücher nach erhaltenen Bruchstücken und aus dem Gedächtnis wiederhergestellt. Nach außen erlangte das Reich seine größte Ausdehnung, drangen doch chinesische Heere unter Führung des großen Feldherrn Pan-tschau im Jahre 95 n. Chr. bis zum Kaspischen Meer vor. Außerdem knüpfte man auch Verbindungen mit Indien, wodurch der Buddhismus nach China kam, und die ersten Beziehungen zum Abendlande an, wie denn eine Gesandtschaft des Kaisers Mark Aurel 166 nach China kam. In jenen Zeiten reichte China am weitesten nach Westen, das römische Reich am weitesten nach Osten. Nach 221 zerfiel China in drei Reiche, doch galt nur die Dynastie Schu-Han (221—264) als rechtmäßig. Die siebente Dynastie Tsin (264—420) vereinigte zwar 280 das Reich wieder, machte Nanking zur Hauptstadt, hatte aber viele Kämpfe mit dem nördlichen Toba (Tataren oder Türken?) zu bestehen und konnte es nicht hindern, daß diese im nördlichen China (bis zum Yangtsekiang) ein eigenes Reich bildeten. Dies nördliche Reich hatte drei Dynastien, von denen die Dynastie Wei (398—524) die bedeutendste ist. Im südlichen folgten als achte bis elfte die Dynastien Sung (420—479), Tsi (479—502), Ljang (502 bis 557), Tschön (557—589). Die Wiedervereinigung des Reiches

2. Dynastie Schang

3. Dynastie Tschou

551—479

4. Dynastie Tsin

5. Dynastie Han

Dynastien 6. Schu-Han und 7. Tsin

Nordreich

vollzog die aus dem nördlichen Teile stammende zwölfte Dynastie Sui (589—618), ihr folgte als dreizehnte die Dynastie Thang (619 bis 908), die das Reich einer neuen Blüte zuführte (II § 393). Wichtiger indes als die äußere Reichsgeschichte, die wir hier abbrechen, sind die inneren Einrichtungen.

§ 9. Das Religionssystem des Konfucius. Als Begründer der chinesischen Literatur sowie ihrer mit der patriarchalischen Staatsordnung aufs innigste verbundenen Religion, in der nicht das Wesen und der Dienst der Gottheit, sondern die Pflichtenlehre und die Gebote der Menschenliebe die erste Stelle einnehmen, verehren die Chinesen den alten Weisen

Konfucius 551—479

Konfucius (Kong-fu-tse), der die alten Lehren, Geschichten und Traditionen sammelte und ordnete und dadurch dem unbestimmten Herkommen Festigkeit und Halt gab. Eine Staatsreligion gab es allerdings schon vor Konfucius, eine Art von Naturdienst, indem man sich die Naturgewalten als persönlich waltende Geister dachte, von denen die Königsgeschlechter ihre Abkunft herleiteten. Aber dagegen wehrte sich die Naturphilosophie, deren Lehren Konfucius zusammenbrachte, womit er der Religion der Chinesen das charakteristische Merkmal aufdrückte, daß alles, was als heilige Sitte von den Vorfahren überkommen war, auch als rein staatliche Vorschrift zu gelten habe. —

Lehre des Konfucius

Die Lehren des Konfucius sind niedergelegt in den heiligen Büchern (King), die er teils selbst verfaßt, teils aus älteren Werken, Traditionen und Gewohnheiten zusammengetragen hat, und die bei den Chinesen in höchster Verehrung stehen. Diese sind: 1. I-king (religions- und naturphilosophischen Inhalts), 2. Schi-king (Liederbuch), Sammlung altchinesischer Nationalgesänge voll Anmut, Würde und Schönheit; 3. Schu-king, das Grundbuch der Gesetze und Sitten und der Staatsweisheit. Diese King, besonders das letztere, enthalten außer der ältesten, in eine fabelhafte Vorzeit zurückgehenden Geschichte und außer den Religionssatzungen auch Grundsätze über Regierungsweise und Staatsrecht sowie Nutzlehren für das bürgerliche Leben, bestehend in Klugheitsregeln, Denksprüchen u. dgl. An sie schließen sich eine Reihe anderer Bücher an, die ebenfalls zu den klassischen gerechnet werden, aber doch nicht dieselbe Ehrfurcht genießen wie die eigentlichen King, z. B. das Li-king (das Buch der äußeren Zeremonien) und die von Konfucius' Schülern verfaßten Schriften. Sie dienen als religiöse Offenbarungen, die oft geradezu auf Fuhi, den mythischen Gründer des Reichs, zurückgeführt werden und haben fast kanonische Geltung, vor allem die von Mencius (Meng-tse), dem größten Schüler des Konfucius, in eine noch schärfere Form gebrachten Schriften.

Religion

Die Religion, die bei den Chinesen nur als Bewußtsein der staatlichen Rechtsgemeinschaft erscheint, „worin der einzelne seine Selbsterhaltung als Glied des Ganzen hat", besteht teils aus einer Menge von Zeremonien und Satzungen, teils aus moralischen und philosophischen Lehren. Von einem unkörperlichen Wesen göttlicher Art haben die Chinesen nur dürftige Vorstellungen. Ihre Religion ist ein bloßes Moralsystem, „das sich auf den Grundsatz einer maßlosen Unterwürfigkeit der Kinder gegen ihre Eltern, der Weiber gegen ihre Männer, der Untertanen gegen ihre Fürsten zurückführen läßt", und worin die Pflichten gegen die Mitmenschen und die Verehrung der Vorfahren (Ahnenkultus) besonders eingeschärft sind. Doch liegt in der Anschauung des Himmels (Thién), den sie neben der Erde als die göttliche Naturwelt verehren, die Idee Gottes, die Idee der absoluten Einheit, der Weltordnung. Das höchste Prinzip (der Inbegriff der ewigen Naturordnung, der Vernunft und aller Gesetze) erscheint als konkrete, bewußte Einheit im Kaiser. Er ist der Sohn des Himmels, der wirkliche Stellvertreter Gottes auf Erden und hat die Gesetze aufrechtzuerhalten, den Frieden zu sichern, Recht und Ordnung zu schirmen. Wenn in dem I-king eine tiefere Gottesidee zutage tritt, wenn darin das große, rätselhafte I als das „Ursprüngliche, Ewige, Eine gepriesen wird, das auch vor dem sichtbaren Himmel und vor der greifbaren Erde bestanden habe", aus welchem

Himmel und Erde hervorgegangen seien, so blieb dies doch eine unausgebildete, wahrscheinlich aus der indischen Geistesschule stammende Lehre.

Andere religiöse Systeme

Neben dem Religionssystem des Konfuzius gehen Ahnenkultus und Sektenwesen einher. Der erstere beruht weniger auf Vorstellungen von einem Fortleben nach dem Tode als auf den Verpflichtungen der Überlebenden gegen die Gestorbenen, die ganz nach ihrer Stellung im Leben abgeschätzt wurden, so daß auch dieser Kultus wieder als eine staatsbürgerliche Tugend erscheint. Da ferner dieser Religion jedes begeisternde Element fehlte, so war es Sektierern nicht schwer, Anhang zu finden. Der begabteste Stifter einer solchen Sekte war Lao-tse, ein älterer Zeitgenosse des Konfucius, der seine Gedanken in dem Buche Tao-te-king niederlegte. Der Tao (Weg) ist ihm der Ausdruck für den letzten Urgrund allen Seins, mit dem der Mensch in einer mystischen Beziehung steht, so daß zwischen den Gesetzen der Natur und des menschlichen Lebens eine Art Einheit besteht. Später sank diese Lehre zu einem verschrobenen Dämonenglauben herab und wurde zu einer Geheimlehre, die schließlich sich in alchemistischen Bestrebungen (Erzeugung eines Unsterblichkeitstrankes usw.) verlor. — In ziemlich früher Zeit ist auch der Buddhismus in China eingedrungen, 68 v. Chr., und hat sich weit verbreitet. Seinem auf die Veredlung der Natur gerichteten Einfluß verdankt man die Errichtung der chinesischen Tempel (Pagoden) und Türme (Porzellanturm von Nanking) und die Anlegung von Gärten mit mannigfachem Baum- und Pflanzenschmuck. Dieser nördliche Buddhismus (Mahayana) unterscheidet sich jedoch nicht unwesentlich von dem in Indien üblichen und ist eine dem Christentum sehr ähnliche deistische Religion, die z. B. die Unsterblichkeit der Seele, die Vergeltung im Jenseits und die alleinseligmachende Kraft des Glaubens lehrt.

Lao-tse

Buddhismus

Charakter der chinesischen Kultur

§ 10. Staatsverfassung und Kultur Chinas. Das chinesische Reich und Volk hat das Ansehen einer in geordneten Staatsformen sich bewegenden, mit hoher äußerer Bildung ausgerüsteten Nation; aber diese Bildung streift nur die Oberfläche und ist, da sie nicht als das Resultat innerer Schöpferkraft und geistiger Regsamkeit, sondern nur als die Folge langjähriger äußerer Übung und mechanischen Lernens gelten kann, auf die übrige Welt außer Japan und Korea ohne maßgebenden Einfluß geblieben. Alles in China war und ist durch herkömmliche Gesetze und Gewohnheiten geordnet und geregelt; Freiheit und Selbstbestimmung, die Quelle aller echten Kultur, sind unbekannt. Dieser Mangel einer vorwärtsschreitenden Entwicklung beruht teils auf dem zähen, an dem Gewohnten und Überlieferten festhaltenden Charakter des Volkes, teils rührt er daher, daß das Reich durch Gebirge, Meere und die hohe, meilenlange chinesische Mauer von dem Verkehr mit anderen Nationen abgeschlossen wurde und allen Fremden der Zutritt in das Land hartnäckig versagt war, teils hat er seinen Grund in der despotisch-patriarchalischen Regierungsweise. Denn der mit unumschränkter Herrschergewalt ausgerüstete, als „Sohn des Himmels" und „geheiligter Herr" göttlich verehrte Kaiser und ein in neun Rangstufen geteilter aristokratischer Gelehrtenstand (Mandarinen) hielten das mit großer Verachtung und Härte behandelte Volk bei dem Herkömmlichen fest und entrückten ihm alles Neue. Da die Chinesen somit von den Erfahrungen fremder Nationen keinen Gebrauch machen konnten, so blieben sie, trotz ihrer frühen Bekanntschaft mit der Sternkunde, mit Kompaß, Schießpulver und einer Art Bücherdruck und trotz ihrer wunderbaren Emsigkeit und Tätigkeit doch hinter anderen Völkern in der Bildung zurück; selbst ihre Industrie und technische Fertigkeit kann sich mit der Gewerbtätigkeit und dem Kunstfleiße der westlichen Kulturstaaten nicht messen, so berühmt sie auch von altersher in Weberei und Schnitzwerk, in der Bereitung von feinem Porzellan, von Schreibpapier, Email u. dgl. waren. — Der Ackerbau, der unter der unmittelbaren Obhut des Kaisers steht, so daß dieser ein bestimmtes Stück Land selbst bebaut und beplügt, ist die älteste und angesehenste, durch die Vorschriften des Konfuzius geheiligte Beschäftigung und bildet das ordnende und sittigende Element im chinesischen Staats- und Volksleben (§ 8). Die eroberten Länder wurden durch

Einführung und Pflege des Ackerbaues auf friedlichem Wege enger an das chinesische Reich geknüpft, als es durch kriegerische Mittel möglich gewesen wäre. — Neben dem Ackerbau, dessen Blüte sich in den weiten Getreide- und Reisfeldern und in den zahlreichen Gärten kundgibt, ist die Teekultur und die Seidenbereitung der Stolz der Nation und die Quelle großer Einkünfte. Wie der Kaiser als Schützer und Förderer des Ackerbaues gilt, so erfreut sich die Seidenkultur der besonderen Fürsorge der Kaiserin. In der Bereitung von Seidengeweben und Wollenzeugen gingen die Chinesen den übrigen Völkern voran.

Unterricht

Der Unterricht besteht meist in mechanischem Auswendiglernen der von der Regierung vorgeschriebenen Schulbücher und befaßt sich, außer der Unterweisung in den unentbehrlichsten Lehrgegenständen, besonders mit der Anleitung zur Sittlichkeit, zur bürgerlichen Tugend, zum Gehorsam gegen die Eltern und den Kaiser, zur Beobachtung der Staatsgesetze und zu einem Leben der Ruhe und Ordnung, frei von allen Extremen. Auf die Musik, die die Seele harmonisch stimmt und die Leidenschaften beschwichtigt, wird großer Wert gelegt. Die Studien der Amtleute und Richter sind genau vorgeschrieben und werden durch strenge Prüfungen, zum Teil unter dem Vorsitz des Kaisers selbst, überwacht. Wie die Beamten eine scharf gegliederte, auf Gehorsam und Unterordnung beruhende Hierarchie bilden, so stehen auch die großen und kleinen Städte, die Flecken und Dörfer des weiten, übermäßig bevölkerten und mit zahllosen Ortschaften bedeckten Reiches in einem geregelten Rangverhältnis, so daß alles selbständige Gemeindeleben verbannt ist und der in strenger Zentralisation gehaltene, durch Schreibermechanismus regierte und durch ein Heer von Aufsehern überwachte Staat einer Maschine mit ineinandergreifendem Räderwerk gleicht. Diese Erziehung, Lebensweise und Regierungsart machte die Chinesen feig und unkräftig; ein geknechtetes und kriechendes Sklavenvolk ohne Tatkraft, Ehrgefühl und geistigen Aufschwung, waren sie doch von dünkelhafter Selbstbewunderung und hochmütiger Verachtung anderer Völker durchdrungen, bis die Zusammenstöße mit den Westmächten und dem aufstrebenden Japan sie bekehrten und zu den Wandlungen Anlaß gaben, die wir im modernen China sehen. Freilich bäumte sich der altchinesische Geist oft gegen die „roten Barbaren" auf und suchte sich ihres Einflusses zu entledigen (Boxeraufstand), doch geht auch in China der altorientalische Staat langsam, aber unaufhaltsam in moderne Bahnen über. — Die einsilbige und weiche Sprache der Chinesen, die in immer gleichem Wechsel der Tonhebung und des Tonfalls halb gesungen, halb gesprochen wird, hat eigentlich keine Grammatik. Deklinationen und Konjugationen, die ganze Mannigfaltigkeit des Lautwandels und der Lautansätze, wodurch andere Sprachen einen so großen Reichtum von Beziehungen auszudrücken vermögen, sind ihr fremd, und das gegenseitige Verhältnis der Wörter kann durch ihre Stellung und durch Partikeln bestimmt und angedeutet werden. „Der ganze chinesische Sprachschatz besteht aus 450 einsilbigen Wörtern, die vermittelst verschiedener Betonungen, mit welchen sie ausgesprochen werden, auf 1203 Wortlaute gebracht werden. Bei dieser erstaunlich geringen Anzahl kann es nicht anders sein, als daß dasselbe Wort, genau auf dieselbe Weise ausgesprochen, sehr verschiedene Bedeutungen hat; bei den allergebräuchlichsten Wörtern dieser Sprache steigt die Zahl der damit ausgedrückten Begriffe auf 30—40." Darum ist sie auch schwer zu erlernen. Eine weitere Erschwerung tritt dadurch ein, daß sie mit ihrer Schrift auf der Stufe des Ideogramms (bestimmter Zeichen, die einen Begriff ausdrücken) stehen geblieben sind, ähnlich der assyrischen Keilschrift (§ 25), so daß, auch für die Chinesen selbst, zum Lesenlernen mehrere Jahre notwendig sind. Gleichwohl ist sie sehr weit, wohl über den ganzen ostasiatischen Kulturkreis (§ 2) verbreitet und auch in Japan und Korea, obwohl dort dem Chinesischen durchaus unähnliche Sprachen gesprochen werden, allgemein üblich, so daß sich die Japaner und Koreaner mit den Chinesen zwar nicht von Mund zu Mund, wohl aber durch die Schrift verständigen können. Weiteres über China (und Japan) II, 393—395; III, 433 f.

Sprache

Zweites Kapitel.

Die Inder.

§ 11. Die Arier. Begriff und Einteilung. In dem mächtigen Hochlande östlich und südlich von der Hochebene Pamir und an den Abhängen der Hindukusch weidete in uralter Zeit ein wohlgestaltetes, bildungsfähiges Nomadenvolk, das sich selbst als „die Trefflichen" oder „Herren", Arya (Arier, griech. ar-istos), bezeichnete, seine Pferde- und Rinderherden. Wahrscheinlich war dies nicht ihre allererste Heimat, und wir haben diese eher in den reichen Ebenen des südöstlichen Rußland oder auch im nördlichen Europa (§ 2) zu suchen, für das als Heimat der Indoeuropäer sich gegenwärtig eine Anzahl von Forschern entscheidet. Aber unzweifelhaft saßen die Arier, die gemeinsamen Ahnherren der Inder und Iranier, ehe diese östliche Gruppe der Indoeuropäer sich spaltete, in den lieblichen Gegenden des heutigen Kaschmir und haben dort jahrhundertelang in patriarchalischer Weise und in Einigkeit gelebt. Erst als sie, dem allen Hirtenvölkern innewohnenden Wandertrieb folgend, ihre Heimat verließen, siedelte sich ein Teil von ihnen in den nordwärts vom Hindukuschgebirge gelegenen Landschaften an; ein anderer zog weiter, stieg hinab in die Ebene des Fünfstromlandes (Pendschab), und bemächtigte sich des reichen und fruchtbaren Landes an den Ufern des Indus (Sindhu). Jene, auch Iranier oder nach ihrer heiligen Sprache Zend-Volk genannt, bildeten mit der Zeit das Kulturleben aus, das dann ihre Überwinder, die stammverwandten Meder und Perser, von ihnen annahmen; diese, bei den übrigen Völkern der Alten Welt nach dem Hauptflusse ihres Landes den Namen Inder oder Hindu führend, wurden die Schöpfer des ausgebildeten Religionssystems, der ihnen eigentümlichen Staats- und Rechtsformen und der merkwürdigen Sanskritliteratur, die wir noch jetzt in ihren Resten und Überlieferungen bewundern. Die Urbevölkerung (Dasyu), dunkelfarbige Stämme von rohen Sitten und wilder Lebensweise, wurde von den arischen Einwanderern teils vertilgt oder in die Wälder zurückgedrängt, teils unterworfen und in das Verhältnis der Dienstbarkeit und Sklaverei gebracht. — Von den Jahren der Einwanderung in das Indusgebiet, die in das dritte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung gesetzt werden muß, bis in das 15. Jahrhundert v. Chr. lebten die Arya in dem Lande der fünf Ströme. In viele Stämme geteilt, führten sie unter der Leitung von Ältesten, Geschlechtshäuptern und Königen ein Hirtenleben, verehrten den Donner- und Regengott Indra, den Gott des Himmelsraumes Varunas (vgl. Uranus), den Feuer- und Lichtgeist Agni, die roßgestaltigen Aśvins und die übrigen Naturmächte mit Liedern und Opfern (Somaopfer) und stählten die Manneskraft durch Kämpfe und Stammfehden. Bald darauf müssen die Arier vom Nomadenleben zum Ackerbau übergegangen sein, zu dem das üppige Land, in dem sie wohnten, gewissermaßen aufforderte. Von den uralten Liedern und Anrufungen, die bei den Götterfesten und Opfermahlen gesungen und

Älteste Sitze der Arier

Arier im Pendschab

durch mündliche Überlieferung bewahrt und fortgepflanzt wurden, sind in den ältesten Teilen der Veden noch viele enthalten. Die religiösen Mythen der altarischen Zeit zeigen uns, genau wie die Homerischen Gedichte, einen kampffreudigen Adel, der von den Göttern Hilfe empfing und sich ihnen verwandt fühlte. Die Kastensonderung war noch nicht bekannt; jeder Familienvater konnte sich den Göttern mit Gebet und Opfern nähern; nur die feierlichsten Opferhandlungen, die die Könige für ihren Stamm darbrachten, wurden durch gewisse, von der Gottheit bevorzugte und bei den Stammfürsten hochgeehrte Priesterfamilien verrichtet. In ihrer allmählichen Ausbreitung nach Süden mögen die Arier bereits im 14. und 13. Jahrhundert die Indusmündungen erreicht und an der südlichen Meeresküste Handelsverbindungen mit den Ägyptern und Phöniziern angeknüpft haben. Dunkle Andeutungen weisen auf kriegerische Zusammenstöße mit den Assyrern hin. Die Kimmerier (§ 19) und die Skythen (von den Persern als Saken bezeichnet) sowie die zu den letzteren gehörigen Massageten (§ 54), die hartnäckigen Feinde der semitischen Großreiche, waren wohl arischen Ursprungs.

Kultur der Arier

Diese patriarchalischen Zustände und den naiven Naturdienst schildern uns, wenn auch nur in schwach erkennbaren Umrissen, die Vedas, uralte Hymnen, die sich lange vor ihrer schriftlichen Fixierung von Mund zu Mund fortgepflanzt hatten. In vielen Stücken ähnelt das Leben der vedischen Arier dem altpersischen oder altgermanischen Wesen: sie wohnten in offenen Dörfern und schützten sich durch steinummauerte Burgen. Mehrere Dorfschaften bilden einen Gau, mehrere Gaue einen Stamm. Der König ist meist erblich, Führer im Kriege und opfert als Priester für seinen Stamm. Der Krieg ist die Freude der Männer. Man kämpfte mit Pfeil und Bogen und zog in Streitwagen zu Felde. Der Reichtum bestand in Vieh, daneben blühte der Ackerbau. Das kostbarste Besitztum war das Pferd, und das Opfer eines Rosses war die vornehmste Gabe, die man den Göttern brachte; daneben standen die Rinderherden als das Besitztum des vermöglichen Bauern. Leidenschaftlich waren die Arya dem Spiele und dem Genusse des Somatrankes ergeben. Die Frau hatte eine angesehene, freie Stellung und wurde durch Brautkauf erworben. Als Jahr verwendete man ein Mondjahr. Die Religion war ein Naturdienst, der sich an die Wirkungen des Lichtes und die Himmelserscheinungen anknüpfte. Die Hauptbedeutung dieser altarischen Kultur liegt in ihrer völligen Unabhängigkeit von anderen Einflüssen; denn auch Babylonien hat nur sehr wenig und sehr spät eingewirkt. Darin liegt auch der Unterschied von der Entwicklung aller anderen Indogermanen, auch der Griechen, die bei ihrem etwa gleichzeitigen Aufstreben sofort in den Bannkreis der kretisch-ägäischen Kultur traten und von dieser sehr stark beeinflußt wurden.

Die Veden 1500 v. Chr.

Der älteste Teil der Veden (= heiliges Wissen) ist der Rigveda (von rig = Vers, den man singt oder in gehobener Redeweise vorträgt, und veda), eine Sammlung heiliger Lieder, mit denen „die Vorväter der Inder, wohnend um die Ufer der fünf Ströme, für sich und ihre Herden Gedeihen erfleht, die aufgehende Morgensonne begrüßt, den Kampf des blitztragenden Gottes (Indra) mit der finstern Macht besungen und die Hilfe der Himmlischen gepriesen hatten, die in ihren Kämpfen sie rettete." Diese Lieder sind nach den Sängerfamilien geordnet, denen man sie zuschrieb, und in ihrer ursprünglichen Form jahrhundertelang nur mündlich fortgepflanzt worden, denn die Schreibkunst ist erst ungefähr 800 v. Chr. aus dem Bereich der semitischen (wohl babylonischen) Kultur nach Indien verpflanzt worden. Sie sind nicht durchweg religiöser Natur; manche gehören auch der weltlichen Poesie an und betreten selbst das Gebiet des Scherzes. Sowohl der Rigveda als die drei anderen in der Folge hinzugekommenen Bücher wurden durch die Tätigkeit der Priester im Laufe der Zeit sehr erweitert und in je drei große Abteilungen gebracht, 1. in die Sámhita, die eigentliche Lieder- und Gebetsammlung, 2. in die Bráhmana, die die ältesten Ritualschriften, Sprach-

erklärungen, Legenden u. dgl. enthalten, und 3. in die Sutra, worin die wichtigsten Satzungen der Glaubenslehre und die Opfer- und Religionsvorschriften niedergelegt sind. Zu der Brâhmana rechnet man auch die Upanischad, eine große Reihe philosophischer Abhandlungen. — Das zweite und dritte Buch, die Samaveda und Yadschur (Yajur) Veda, enthalten Liederverse, Opfersprüche und Gebetsformeln zu gottesdienstlichen Zwecken, und endlich die jüngste Sammlung, die Atharvaveda, kann als eine Ergänzung des Rigveda angesehen werden. Sie enthält vorzugsweise Sprüche, die gegen verderbliche Wirkungen der göttlichen Gewalten, gegen Krankheit und schädliche Tiere schützen sollen. Die Veden sind in einer altertümlichen Sprache, einer Vorstufe des heiligen Sanskrit, verfaßt, einem durch Wortreichtum, Wohllaut und vielfache Formenbildung ausgezeichneten Idiom. Auch das Sanskrit ist heute ausgestorben und nur noch, wie schon früher, Gegenstand grammatischer Forschung in den Schulen der Brahmanen, deren Sprachgelehrte (Pandits) sich durch Scharfsinn und Wissen auszeichnen. Die Formen dieser Sprache sind reicher und die Regeln der Flexion kunstreicher und mannigfaltiger als die der sämtlichen anderen verwandten Sprachen; zahlreich sind die Ähnlichkeiten der Wörter und Wortformen mit denen der anderen indoeuropäischen Sprachen und erstrecken sich fast über den ganzen Wurzelschatz und den gesamten grammatischen Organismus: sie ließen schon früh auf eine innere Verwandtschaft schließen, die, von der modernen Sprachvergleichung in ihren Spuren verfolgt, ergab, daß außer dem Körpertypus auch ein sprachverwandtschaftliches Band die Europäer vom Atlantischen Ozean bis zu den Ariern am Indischen Ozean umschlingt. Heute wird das Sanskrit durch das Prakrit und Pali vertreten, das von dem gewöhnlichen Volke gesprochen wird. Bekannt wurde das Indische, trotz mannigfacher Nachrichten, die schon die Alten beigebracht haben, erst, seitdem die Engländer sich in den Besitz des Landes gesetzt hatten und englische Gelehrte dasselbe durchforschten. In Deutschland ist es besonders das Verdienst der romantischen Schule, die indische Sprache und Kultur der gebildeten Welt näher gebracht zu haben (Gebrüder Schlegel, IV, § 82). Hier ward man auch zuerst auf die Verwandtschaft der indoeuropäischen Sprachen aufmerksam, und hier ward der Vater der vergleichenden Sprachwissenschaft, Franz Bopp (1791—1867), geboren (IV, § 301).

800 v. Chr.

Sanskrit

§ 12. Das Heroenzeitalter der Arier. Eine zweite Entwicklungsstufe bildete die Eroberung des Tieflandes an der Dschamna und Ganga (Ganges), die, etwa im 14. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung beginnend, eine Periode des Heldentums voll kriegerischer Großtaten begründete, deren Erinnerung sich noch in den ältesten Sagen der beiden Nationalepen, des Mahabhârata und des Râmâyâna, und in den Namen einiger Stammfürsten und Herrschergeschlechter erhalten hat. In dem schmalen Lande am Saum der Wüste, wo der heilige Grenzstrom Sarâsvati die Scheide bildet zwischen dem Indus- und Gangesgebiet, wurden Jahrhunderte hindurch blutige Kämpfe geführt, ehe die Arier zum dauernden Besitz des gesegneten Landes kommen konnten. Nicht nur, daß die schwarze Urbevölkerung erst nach heftiger Anstrengung durch die Gewalt des Schwertes bezwungen und teils ausgerottet, teils unterworfen, teils in zersprengten Überresten in die Berge und Wälder getrieben wurde, auch die späteren Züge der Arya drängten die früheren Ankömmlinge aus ihren schwer errungenen Wohnsitzen weiter nach Osten. Diese blutigen Eroberungskämpfe hatten eine gänzliche Umwandlung der Sitten und Lebensformen zur Folge. Statt der kleinen Fehden und Raubzüge um den Erwerb von Herden oder Weideplätzen, wie sie am Indus vorkamen, wurden nun Eroberungszüge unternommen, Schlachten geliefert, kühne Kriegstaten ausgeführt; die Stammhäupter wurden zu Heerkönigen, denen ein streitbarer Waffenadel zur Seite stand, die religiösen Naturgesänge der Veden wurden durch Kriegs- und Heldenlieder verdrängt, aus denen sich mit der Zeit das indische Epos herausbildete. Zugleich wurde durch die Unterwerfung der alten Bewohner der Grund zu dem späteren

Älteste Wanderungen

Die Inder im Mittellande (Madhyadeça)

strengen Kastenwesen gelegt. Nach Eroberung des Landes gründeten die arischen Stämme verschiedene Reiche. An der oberen Dschamna siedelten sich die Çurasēna, die Kuru, die Pandava und die Bharata an und bauten die Städte Indráprastha (Delhi) und Mathura; zwischen Dschamna und Ganga wohnten die Pántschala und der mit ihnen verbündete Heldenstamm der Kuru in ihrer Königsstadt Hastinápura; weiter ostwärts siedelten sich die Koçala um die glänzende Hauptstadt Ayodhya an; Varanasi (Benares) war der Sitz der Kaçi; am unteren Ganges ließen sich die Magadha und Videha nieder. Pataliputra (Palibothra) am Einfluß der Sardschu in den Ganges wurde in der Folge eine hochgepriesene Stätte altindischer Kultur und Herrlichkeit.

Indische Stammfürstentümer

Das indische Epos

Aus dieser Zeit der Eroberung stammen die Heldensagen und Kriegsgesänge, die den Kern und ältesten Inhalt der beiden großen Epopöen, des Mahabhárata und Ramáyána, bilden. Lange durch mündliche Überlieferung fortgepflanzt und erweitert, wurden sie endlich durch die ordnende Hand eines kunstsinnigen Sammlers in ein Ganzes zusammengefaßt. Als ein solcher Ordner und Sammler wird für das Mahabhárata Vyasa genannt, als Verfasser des Ramáyána gilt Valmiki; beide gehören, wie Homer, dem Reiche der Sagen an. Da jedes folgende Geschlecht neue Zusätze und Einschaltungen beifügte und sich bemühte, die überkommene Dichtung dem Geiste, der Kulturstufe und religiösen Anschauung seines Zeitalters anzupassen, so ist das indische Epos nicht nur dem Umfange nach unermeßlich angewachsen und durch Episoden und Zutaten aus verschiedenen Jahrhunderten zu einer unförmlichen Masse geworden (das Mahabhárata enthält 100 000 Doppelverse oder Çlokas), sondern es hat auch in Sprache, Form und Darstellung viele Veränderungen erfahren und ist nicht selten in seinem innersten Wesen entstellt worden. Der ursprünglich kriegerische und heroische Charakter wurde unter den Brahmanen (§ 13) durch religiöse und priesterliche Gesichtspunkte verdrängt und durch Einschaltung von Religions- und Morallehren ins Endlose ausgedehnt. Wird doch im Mahabhárata die Erzählung des „großen Krieges" durch das berühmte Gespräch Bhágavad-Gīta (der Gesang des Erhabenen) unterbrochen, worin Krischna dem Ardschuna achtzehn Gesänge hindurch im Angesicht der kämpfenden Heere über die tiefsten Fragen der Religionsphilosophie und Pflichtenlehre theologische Unterweisung erteilt. Auch viele andere Episoden und „indische Sagen", wie die durch vielfache Bearbeitungen in Deutschland bekannte Novelle „Nal und Damayanti", die idyllische Erzählung von der treuen Savītri u. a., sind in das Epos Mahabhárata eingeflochten, dessen Kern und Hauptinhalt „Die Sage vom großen Krieg" oder der Kampf zwischen den beiden verwandten Heldengeschlechtern der Kuru- und Pandusöhne (zweier Nachbarstämme am Oberlauf des Ganges) bildet, der Zweige des Geschlechts der Bharata, nach denen das Epos seinen Namen trägt.

Mahabharata

Duryodhāna, König von Hastinapura, das Haupt der Kuru, teilt anfangs das Reich mit den Pandusöhnen, seinen Verwandten, unter denen Yudhischthira und Ardschuna besonders hervortreten. Ursprünglich hatten die Pandusöhne die Oberhand: Yudhischthira hatte durch das Spannen eines gewaltigen Bogens und das Treffen eines Zieles die herrliche Draupadi zum Weibe gewonnen. Dies erregte den Neid des Duryodhana, und in einem von ihm veranstalteten Würfelspiel verliert Yudhischthira an den Duryodhana sein Reich und alle seine Schätze, worauf die Pandusöhne in den Wald ziehen, wo sie dreizehn Jahre zu verweilen versprechen. Verleitet von dem schlauen Krischna (der späterhin besonders unter dem Namen des „Erwerbers von Kühen" [Govinda] gefeiert worden ist, und von dessen Heldentaten und Liebesabenteuern mit den Hirtinnen die dem 12. Jahrhundert n. Chr. angehörende Dichtung Gita Govinda in halb lyrischer, halb dramatischer Form handelt), brechen die Pandusöhne jedoch ihren Eid, und beginnen mit den Kuru den großen Krieg, in den bald alle arischen Stämme verflochten werden. Die Kuru, unter denen besonders der Heldengreis Bhischma und die poetische Figur des Karna hervorragen, sind an-

aufgs im Vorteil, aber am Ende siegen die Gegner durch die List und den tückischen Verrat Krischnas, der Ardschunas Wagen lenkt. Aber auch die treulosen Pandusöhne und den listenreichen Krischna ereilt das Schicksal, indem die letzten überlebenden „Kuruinge" über deren schlafendes Heer herfallen und es bis auf den letzten Mann vernichten. — Während die Lieder des Mahabhárata kriegerischen Geist atmen, wo waffenfrohe Helden, „die nie im Kampf sich wandten und in der Brust getroffen sanken", ihre Kräfte gegeneinander messen, treten im Ramayana die passiven Tugenden der Treue, des Gehorsams, der Eltern- und Gattenliebe in die erste Linie. Der Held Rama ist keine leibhafte Person, sondern ein Tugendbild, in welchem die indische Sittenlehre ihren vollendeten Ausdruck findet, in dem die Ritterlichkeit geläutert und geweiht erscheint durch die höheren Tugenden der Frömmigkeit, der Pflichttreue und der geduldigen Fügsamkeit in das Geschick; daher gehören auch die Heldensagen des Ramayana offenbar einer späteren Zeit an. Rama, der tugendreiche Königssohn von Kosala (Oudh), wird durch die Tücke seiner Stiefmutter, die ihren Gatten zwingt, den Thronfolger auf vierzehn Jahre zu verbannen, seines Thronrechts beraubt und zieht mit seiner Gattin Sita, die ihn nicht verlassen will, in den Wald. Hier kämpft er gegen die Riesengeister (Rakschása) und Unholde des Südens und reizt dadurch den Zorn des mächtigen Riesenkönigs Ravána auf Lanka (Ceylon). Aus Rache entführt dieser Ramas Weib Sita nach seiner Insel. Um sie wiederzugewinnen, verbindet sich Rama mit den Affen oder Waldmenschen, unter denen ebenso wie unter den die frommen Werke der Büßer störenden Rakschasas die wilden Stämme der Urbevölkerung des Dekhan zu verstehen sind. Unterstützt von dem Affenkönig Hanuman setzt Rama auf einer aus Korallenfelsen erbauten Brücke nach Ceylon hinüber, erlegt nach einem furchtbaren Kampfe den Riesenkönig Ravana und befreit seine treue Sita. Mittlerweile sind die Verbannungsjahre verflossen, Rama kehrt nach Oudh zurück und herrscht glücklich und weise, so daß seine Regierungszeit ein goldenes Zeitalter begründet. — Wie im Mahabhárata die Eroberung der Gangesebene die geschichtliche Unterlage bildet, so im Ramayana die Verbreitung der Arya nach der südlichen Halbinsel. Denn daß darin uralte Sagen und Erinnerungen an die ersten Kolonisationsversuche im Dekhan und die damit verbundenen heftigen Kämpfe mit den wilden Urbewohnern enthalten seien, und daß von den heiligen Büßern und Weisen, die Ramas Zug unterstützten und förderten und in der Folge an den Stätten, wo sein Fuß gewandelt, Wallfahrtsorte errichteten, die erste friedliche Verbreitung der arischen Religions- und Lebensformen ausgegangen und der Grund zu künftigen Reichen und Städten gelegt worden sind, ist wohl kaum zu bezweifeln. Sita bedeutet „Ackerfurche" und Rama „Pflugträger", wodurch die allegorische Beziehung klar bezeichnet wird. Die alten Heldenlieder, die wir als Vorgänger der jetzigen Epen anzusehen haben, waren, wie die Erzählungen aus „Tausend und einer Nacht", aus Poesie und Prosa gemischt. Die letztere trat nur ein, wenn der Stil eine gewisse Erregung und subjektive Gefühle zum Ausdruck bringen wollte. Späterhin wurden die Epen völlig in Poesie umgegossen und so zu völligen Kunstwerken umgestaltet, freilich ohne zu klarer Komposition und scharfumrissener Zeichnung der einzelnen Charaktere sich durchringen zu können.

Ramayana

Historische Grundlagen der Epen

§ 13. Die Herrschaft der Brahmanen. Durch die Einwanderung der Arier in das Gangesland entstanden zunächst zwei durch Abstammung und Rechtsstellung verschiedene Menschenklassen, die neuen Ansiedler, die als Eroberer Gut und Ehre an sich rissen, und die alten Bewohner, die als Überwundene in Knechtschaft sanken oder als Verfolgte ein der Kultur ermangelndes Leben in den Gebirgswäldern führten. Die letzteren führten im Gegensatz zu dem Namen Arya den nicht sanskritischen Namen Sudra, wahrscheinlich die frühere Volksbenennung. Mit der Zeit erfolgte aber eine Mischung beider Volkstypen, die durch den Zuzug mongolischer Stämme von Osten her noch begünstigt ward, und es bildete sich daraus im Laufe der neue Volkstypus der Hindu. Die ursprünglichen nationalen Gegensätze verschliffen sich, und es entstand aus ihnen das Kastenwesen, wobei man den reinen Sudras die unterste (vierte) Kaste zuwies. In der Zeit der Upanischaden war der neue Typus in der Bildung begriffen, in der buddhistischen Zeit aber in der Hauptsache schon durchgebildet. Die Arya schieden sich nach und nach in drei Stände oder Kasten, die mit dem Lehr-, Wehr- und Nährstand des christlichen Mittelalters große Ähnlichkeit haben. Die Keime davon fanden sich schon bei den Ariern am Indus, die Kasten haben sich aber erst voll während der Völkerwanderung in das Gangestal entfaltet. Zunächst stand das ganze Volk, geleitet von Priestern und Königen, unter Waffen, bis der ruhige Besitz die Entwicklung mannigfacher Berufsarten gestattete. Die Fülle des Landes lud zu friedlichem Er-

Entstehung der Kasten

werbe ein und brachte die mehr zum ruhigen Schaffen und Genießen als zu kriegerischer Anstrengung neigende Natur der Inder zur vollen Ausbildung. Nachdem das kriegerische Königtum sich in aufreibenden Kämpfen erschöpft hatte, gelang es daher den Brahmanen (Priestern), die Lehre durchzusetzen, daß das ganze Leben der Nation unter ein priesterliches, von den Göttern selbst gewolltes Gesetz zu bringen sei; das altarische ritterliche Königtum wurde von nun ab den Brahmanen dienstbar. Um diesem Zustand Dauer zu verleihen, wurde die alte Natur- und Lichtreligion, die allen verständlich war, verdrängt; an ihre Stelle trat die Lehre von Brahma als Weltseele (Pantheismus). Politisch aber hemmten die Priester die freie Kraftentfaltung des Volkes durch eine streng abschließende, auf die göttliche Weltschöpfung oder vielmehr Weltwerdung zurückgeführte Kastenordnung, in der sie sich selbst die erste Stelle zuteilten, und fesselten des Lebens Regsamkeit durch endlose Zeremonial- und Ritualgesetze.

Von dieser Zeit ab gab es drei reine Kasten: 1. die Brahmanen, die aus Brahmas Mund, 2. die Kschatriyas (Krieger), die aus Brahmas Armen, 3. die Vaishyas (Ackerbau, Handel und Gewerbe Treibende), die aus Brahmas Füßen hervorgegangen sind. Diese drei dürfen die heiligen Bücher (Vedas) lesen und an den Opfern teilnehmen und sind Zweimalgeborene, d. i. Wiedergeborene. Die vierte Kaste, die Çudra (Sudra), die schwarzfarbigen unterworfenen Ureinwohner mit verschiedener Sprache, aber dem brahmanischen Lebens- und Glaubenskreis angehörig, sind dienstbar und verachtet. Sie sind von der religiösen Volksgemeinschaft ausgeschlossen und erhalten nicht die Weihe der Wiedergeborenen durch den heiligen Gürtel. Knechte und Dienstboten werden aus ihnen genommen. Jetzt sind sie in Indien die eigentliche Gewerbe und Ackerbau treibende Kaste geworden. — Die Brahmanen gelten als heilig und unverletzlich; sie können wegen eines Verbrechens nicht körperlich bestraft werden, während eine ihnen zugefügte Beleidigung nie gesühnt werden kann und mit den härtesten zeitlichen und ewigen Strafen belegt ist. „Dem Brahmanen liegt die Bewahrung der Religion, das Lesen und Erklären der Vedas, die Verrichtung der Opfer, Gebete und Reinigungen, die Handhabung der Gesetze, die Pflege der Wissenschaften und Künste, die Beratung der Könige ob, und in alledem soll er das Muster der Weisheit, Gerechtigkeit und Sittenreinheit sein. Dafür darf er auf dieselbe Verehrung wie die Gottheit Anspruch machen." — Die Kschatriyas, denen die Könige angehörten, bildeten den kriegsgeübten Adel, dem die Beschützung des Landes und die Führung der Waffen oblagen. Im Besitz großer Güter und von den Königen reich besoldet und mit Waffen und Kriegsbedarf versehen, führten sie ein sorgenfreies Dasein, erheitert durch Waffenübung, Jagd und Kriegsgesänge. Im Gegensatz zu den ahnenlosen Vaishyas bildeten die Priester und Krieger die beiden ersten Stände. — Die Vaishya machten die große Masse des Volkes aus. Als Ackerbauer und Hirten verdienten sie ihren Lebensunterhalt. Mit der Zeit bildeten sie den Hauptstock der städtischen Bevölkerung und häuften gewaltige Schätze an. Jedoch das strenge Gesetz versagte ihnen das Aufsteigen in die beiden bevorrechteten Klassen, und sie blieben vom höheren Geistesleben der Nation ausgeschlossen. — Außer diesen auf rechtmäßiger Abstammung in einer ebenbürtigen Ehe beruhenden reinen Kasten gab es noch gemischte und unreine; ihnen wurden alle Abkömmlinge der wilden Urbewohner Indiens, die der brahmanischen Bildung unzugänglich blieben, und die Sprößlinge unerlaubter ehelicher Verbindungen beigezählt; ihre Zahl hat sich mit der Zeit so vermehrt, daß heutzutage über vierzig erbliche Kasten nebeneinander bestehen. Für die niedrigste und verworfenste gelten die Tschandala, deren Geschäft es ist, das Aas fortzuschaffen und die Verbrecher hinzurichten. Die Tschandala sind die unter dem Namen Parias bekannten Menschen, die in grenzenloser Verachtung leben. „Sie dürfen nie in Städten, Flecken oder Dörfern, noch in deren Nähe wohnen; was sie berühren, gilt für unrein, selbst Wasser, das nur durch ihren Schatten gelaufen ist; und für verunreinigt hält sich jeder, der sie nur erblickt. Lassen sie sich auf Heerstraßen sehen, wenn Brahmanen vorüberziehen oder auch nur deren Gefolge, so werden sie verfolgt, zerstreut, getötet wie wilde Tiere, damit man nicht dieselbe Luft mit ihnen einatme." Man hält dafür, daß unsere Zigeuner von ihnen abstammen. — Hatte diese strenge Absonderung nach erblichen Ständen und Berufsarten einerseits die Erhaltung der Nationaleigentümlichkeiten und die Hebung des Ackerbaues und Gewerbfleißes zur Folge, so begünstigte sie andererseits die Knechtung des Volkes und brachte einen Stillstand in seiner Entwicklung hervor. So mächtig war die Lehre und das Gesetz der Brahmanen, daß man sich ohne Sträuben diesem Kastenzwang fügte, die Geburt in dieser oder jener Menschenklasse als eine Fügung hinnahm, deren Folgen man nicht entgehen konnte und dieses Leben nur als Vorschule für etwas Höheres ansah, in das man je eher, je besser einzugehen trachtete.

Reine Kasten

Unreine Kasten

§ 14. Die indische Religion. Zu solcher Starrheit des Kastenwesens erhoben sich die Inder erst, als der alte Naturdienst verschwunden und an seine Stelle die Lehre von Brahma, der Weltseele, getreten war, der die Brahmanen die tiefsinnigste und folgerichtigste Ausbildung gaben. In den ältesten Zeiten, als die Inder noch im Lande der fünf Ströme weilten, verehrten sie die Mächte, die das Naturleben gestalten, den Indra, den Herrn des Himmels, der über Sonnenschein und Regen, über die Morgenröte und die wehenden Winde gebietet, Agni, die Feuerkraft mit den Lichtwesen, und Varuna, den Beherrscher des unendlichen Raumes und der Meeresfläche. Neben diesen natursymbolischen Wesen, denen die Inder das Somaopfer (§ 11) darbrachten, und die das Naturleben in seiner dreifachen Erscheinung als Entstehen, Bestehen und Vergehen darstellten, wurde auch schon eine geheimnisvolle Gottheit, die als ein dem Opfer, dem religiösen Lied und Gebet innewohnender heiliger Geist gedacht wird, der über die Naturgötter Gewalt habe und sie zur Erhörung zwinge, mithin der Opferhandlung „Gedeihen" verleihe, unter dem Namen Brahma angerufen. Dieser Brahmabegriff nahm dann, als sich die Inder in dem Gangeslande einem ruhigen und beschaulichen Leben hingaben, infolge der schaffenden Geistestätigkeit der Brahmanen als Weltseele und Urquell alles Seins in dem indischen Religionswesen die erste Stelle ein, während Indra und die übrigen Naturgötter in den untergeordneten Rang von Welthütern eintraten. Dieser Weltseele entsprach im menschlichen Dasein das Ich (Atman). Die Erkenntnis von der Einheit des Ichs mit der Alleinheit (Brahma-Aiman) ist das Ziel alles Wissens (Vedanta). Der Grundgedanke dieser Lehre ist das Emanationssystem, wonach die ganze Welt aus der Gottheit hervorgeht und wieder in diese zurückkehrt. Mittelpunkt ihrer Religion ist die Lehre von der Seelenwanderung. Nach dieser ist die menschliche Seele nur zur Strafe dem Körper zugesellt, und ihr Streben und Ziel ist Wiedervereinigung mit der göttlichen Weltseele. Darum betrachtet der Inder das Leben auf Erden als eine Straf- und Prüfungszeit, die man nur durch einen heiligen Wandel, durch Gebet und Opfer, durch Büßungen und Reinigungen, oder durch ein beschauliches asketisches Leben, das sich in der Betrachtung der Gottheit gefällt und sich von den Ansteckungen der befleckten Welt rein zu erhalten sucht, verkürzen könne. Versäumt der Mensch diese Selbstreinigung, und sinkt er durch Entfernung von der Gottheit immer tiefer ins Böse, so geht seine Seele, wenn sie „das abgenutzte Gewand ihres Leibes" ausgezogen hat, nach dem Urteile der Totenrichter wieder in einen anderen, oft niedrigeren (Tier-) Körper über und muß die Wanderung von neuem beginnen, während die Seele des Weisen, Helden oder Büßers ihren Gang nach oben durch leuchtende Gestirne antritt und endlich mit dem geistigen Urwesen, von dem sie ausgegangen ist, wieder vereinigt wird. Im weiteren Verlauf ihrer religiösen Entwicklung kamen dann die Inder zu der Lehre von den Inkarnationen, wonach der Urgeist Brahma, die ideale Welteinheit, zuerst in einer dreifachen Gestalt (Trimurti) als Brahma, Wischnu und Schiwa zur Erscheinung kommen und endlich Wischnu selbst von Zeit zu Zeit in Menschengestalt auf Erden wandeln sollte, um die in Stockung und Verwirrung geratene Welt in Ordnung zu bringen und dem ewigen Recht und der heiligen Sitte wieder Geltung zu verschaffen.

Indisches Religionswesen

Älteste Religion

Brahma

Seelenwanderung

Inkarnationen

Die drei höchsten Götter, Brahma, Wischnu, Schiwa, sind erst von späteren Philosophen in ein gewisses Verhältnis zueinander gebracht worden. Ursprünglich sind sie drei Grundwesen, die in verschiedenen Gegenden Indiens und von verschiedenen Stämmen als höchste Götter verehrt wurden. Auch später hielten sich die Sekten an den einen oder anderen als ihren höchsten Gott. — Brahma ist ursprünglich ein neutrales Wort und bedeutet wörtlich: das Große, daher das schlechthin große, erhabene Wesen, in welchem ursprünglich alles ist, und zu dem alles zurückkehrt. Es ist die ewig in sich vollendete Einheit der Welt und aller Wesen, die als reine Einheit nicht personifiziert und nicht durch menschliche Begriffe bezeichnet werden kann. Aus dieser abstrakten Einheit trat ein zweites, konkretes Wesen heraus, ein treues Abbild des Urwesens, der Gott Brahma. Dieser ist die Urvernunft, die die wirkliche Welt und das Menschengeschlecht geschaffen hat. Er hat die heiligen Bücher, die Vedas, die

Die indische Götterwelt

Gesetze des Manu usw. den Menschen mitgeteilt. — Wischnu ist ebenfalls eine persönliche Offenbarung jenes Urgeistes; der Name bedeutet entweder der Durchdringer oder der Beschützer, Erhalter. Er ist Erhalter, Erlöser und ewige Herstellung der sittlichen Weltordnung, indem er zum Heil der Menschheit mehrmals selbst Mensch wird (z. B. in Rama, Krischna u. a. verkörpert) und das Böse bekämpft. Seinen Verehrern galt Wischnu zugleich als Schöpfer, Erhalter und Zerstörer, d. i. Auflöser der alten und Hersteller einen neuen Ordnung. Der Kult dieses Gottes entstand in Bengalen und den Niederungen des Ganges, wo alle Fruchtbarkeit und aller Segen durch die Überschwemmungen des Stroms (wie in Ägypten) bedingt ist. Fast die ganze indische Literatur gehört den Wischnubekennern an. Sie sind mild, verletzen und töten kein Tier. — Der Kultus des dritten Gottes, Schiwa (des „Glänzenden" oder „Glücklichen"), entstand in den gebirgigen Nordländern Indiens und hat sich von da aus über das ganze Land verbreitet. Er hat ursprünglich seinen Sitz auf Bergen, besonders auf dem Himalaja, und ist ein Berggott. Er heißt daher auch Herr der Berge, und seine Gemahlin ist Durga, die Schwerzugängliche. Zur Erscheinung kommt dieser Gott als Feuer. In dieser Anschauung liegt einmal die Andeutung des zerstörenden und seinen Gegensatz verzehrenden Elements; andrerseits ist das Feuer und die Wärme das Prinzip des Lebens und der Zeugung. Danach stellt Schiwa die wilde Lebenskraft der Natur überhaupt dar und vereinigt in sich die zwei Seiten der Natur: die lebenerzeugende und die zerstörende Seite, die ewig miteinander wechseln wie Sommer und Winter. Der Dienst des Schiwa bildet die eigentliche Volksreligion in Indien und hat einen wilden und orgiastischen Charakter; die Griechen stellten ihn mit dem Dionysoskult zusammen. Der großen Naturmacht, die in Verbindung mit dem Feuer alles erzeugt, wurden blutige Opfer, besonders auch Menschenopfer, gebracht. Namentlich kommen häufig Selbstopferungen vor, z. B. stürzt man sich in die Quelle des Ganges am Himalaja, um sich ganz dieser absoluten Macht hinzugeben.

§ 15. Das indische Staatsleben. Nicht bloß das religiöse Leben brachten die Brahmanen unter ihr Gesetz und gaben ihm die eigentümliche spiritualistische Prägung; auch das Staats- und Rechtswesen und das ganze bürgerliche Leben in allen seinen Äußerungen suchten sie in den Kreis ihrer Anschauungen zu bannen und mit ihren Vorschriften zu regeln. Zu dem Zwecke stellten sie ein angeblich von Manu herrührendes und auf göttlicher Eingebung beruhendes Gesetzbuch auf, das in allen indischen Staaten Geltung haben und durch harte Strafbestimmungen und einen strengen, auf Beamten- und Polizeigewalt gegründeten königlichen Despotismus das Volk in Unterwürfigkeit halten sollte.

Staatenbildung

Die indische Nation ist nie zu einer wirklichen Einheit gelangt, sondern wie die einzelnen Kasten getrennt und ohne Gesamtinteresse nebeneinander bestanden, so zerfiel auch das indische Reich in eine Menge kleinerer und größerer Staaten ohne alle engere Verbindung. Die einzelnen Reiche selbst bestanden wieder aus einer Menge unverbundener Dorf- und Stadtgemeinden, die nur zum Zweck der Besteuerung und Überwachung lose in einem Bezirksverband vereinigt waren. Diese Dorfgemeindeverfassung war uralt: sie war die einzige Staatsform, die sich unter den wechselnden Regierungen und Herrschern unverändert erhielt, denn sie fand alles, was sie brauchte, in sich selbst und ähnelt merkwürdig den gleichen Gebilden, die wir bei den Römern, Germanen und Slawen vorfinden. Die Besteuerung war so drückend, daß sie einer Auspressung gleichkam. Nicht nur wurde von allen Naturprodukten und Bodenerzeugnissen eine bedeutende Abgabe erhoben, auch der Handel und Verkehr wurde durch Zölle und Gefälle ausgebeutet, und Handwerker und Tagelöhner mußten einen Tag im Monat unentgeltlich arbeiten. Daneben bestanden Kopfsteuern und sogenannte freiwillige Gaben. Diese politischen und sozialen Zustände waren nicht geeignet, den Blick des indischen Volks auf das öffentliche Leben zu richten; es wandte sich ab von der trostlosen Wirklichkeit und suchte sein Glück und Heil im Reiche des Glaubens und der Phantasie, in der Welt der Einbildung und Träume. Und aus der ganzen Weltflucht des Buddhismus, dem Sehnen, aus der Sansara (§ 16) des irdischen Daseins in die Nirwana der Ewigkeit zu flüchten, mag man ermessen, welch ungeheurer Druck auf den geknechteten Bewohnern des herrlichsten Landes lag.

Das Gesetzbuch des Manu um 500 v. Chr.

Das Gesetzbuch des Manu, der bald als erster Mensch, bald als erster König, bald als erster Weiser und Priesterheiliger dargestellt wird, enthält: 1. die Vorschriften der Veden, 2. die „Gewohnheiten der Guten", d. h. das überlieferte Recht und die alten Rechtsgewohnheiten der einzelnen Landschaften, besonders des heiligen Landes an der Dschamna; 3. die Aussprüche und Lehren der Priester und Weisen der Vorzeit. Ursprünglich schon ein ordnungsloses Ganzes, wurde es von den Brahmanen immer mehr ausgedehnt, bis es schließlich eine buntscheckige Sammlung von allerhand Bestimmungen war, wo das Unwichtige und Wichtige nebeneinanderstand. Das Ganze, das man mehrfach in eine gewisse Ordnung zu bringen versucht hat, zerfällt in zwölf Bücher; die einzelnen Gesetze sind rhythmisch abgefaßt. In seiner jetzigen Gestalt gehört es dem 5. Jahrhundert v. Chr. an. — Die Brahmanen bemühten sich eifrig, dies Gesetzbuch zur Geltung zu bringen, ohne jedoch überall zum Ziele zu gelangen. Manus Gesetzbuch nimmt das Kastenwesen und die Bevorrechtung der Brahmanen als Grundlage seiner Anschauungen; doch hat die Priesterschaft nie ihre Hand nach der weltlichen Macht ausgestreckt. Diese überließ man den Königen (Raja) aus der Klasse der Kschatriya, und indem man ihre Macht aufs höchste stärkte, schuf man ein starkes Band zwischen Thron und Altar. Die altarischen Könige am Indus waren durch den Waffenadel beschränkt gewesen. Die Brahmanen schufen das absolute Königtum, dem sie als Berater zur Seite standen. Da das Religionswesen den Brahmanen oblag und die Gesetze göttliche Offenbarung waren, so hatte sich der König auf Verwaltung, Rechtspflege und Krieg zu beschränken. Die Verwaltung, durch eine scharfe Polizei unterstützt, übte der Fürst mit seinem Ministerrate aus. Er erhob starke Steuern und hielt die Stämme in Ordnung. Das Rechtswesen zu pflegen war seine wichtigste Funktion. Unerbittliche Strenge, vor allem gegen die Verfehlungen wider das Kastenwesen, galt nicht nur als notwendig, sondern sogar als preiswürdig. Die Kriegsleitung kam ihm als Führer der Kschatriya sowieso zu. — Neben dem Staatswesen beschäftigte sich Manu auch mit dem Familienleben, er schützte die Ehe als Grundlage jeder sittlichen Weltordnung und fixierte die Stellung des weiblichen Geschlechts, die, wie im Orient allgemein gebräuchlich, weit enger eingegrenzt ist als die der Männer. Aber die späterhin allgemein gebräuchliche Witwenverbrennung ist Manu noch unbekannt.

Das Königtum

§ 16. Brahmaismus und Buddhismus. In dem ruhigen und einförmigen Leben am Ganges versenkten sich die Brahmanen immer mehr in die Spekulation über das Verhältnis der Welt zu Brahma. Sie rissen Geist und Materie, Körper und Seele auseinander, und indem sie nur dem Übernatürlichen wahres Sein zuschrieben, nur in der Vertiefung in Brahma die Aufgabe des Lebens erblickten, gerieten sie zu phantastischen Lehren und Träumereien über die Nichtigkeit der Erscheinungswelt und den alles erfüllenden göttlichen Lebensstrom. Sie stellten das stille Nachsinnen (Meditation) der Benutzung der geistigen und physischen Kräfte zum allgemeinen Menschenwohl weit voran und entzogen sich in dünkelhaftem Hochmute dem Verkehr mit den unteren Volksklassen. Durch sklavische Beobachtung zahlloser Gebote, Vorschriften und Regeln über alle Vorkommnisse des Daseins, durch Büßungen und Selbstpeinigungen, durch äußere Werkheiligkeit ohne geistige Anstrengung und sittliche Erhebung, durch Enthaltung von Fleischspeisen (da zufolge der Seelenwanderungslehre auch Menschenseelen in den Tieren wohnen könnten), durch Ertötung der Sinnlichkeit und der fleischlichen Gelüste suchten die Brahmanen die Aufgabe ihres Lebens zu lösen und der ewigen Ruhe in Brahmas Schoß teilhaftig zu werden. So kam es, daß die Inder am Ganges dem wirklichen und tätigen Leben gänzlich entfremdet wurden, daß die Welt der Phantasie ihr Vaterland, der Himmel ihre Heimat ward, und daraus erklärt es sich auch, daß trotz der gewaltigen Ländermasse, die die Inder beherrschten, von einer eigentlichen Geschichte Indiens kaum die Rede ist, da das Volk ganz und gar in theologischen Spekulationen stecken blieb.

Askese Fakire

Einen Rückschlag gegen diese spiritualistische Theologie, die schließlich auf einen gewissen Pantheismus hinauslief, stellte die Sankhyalehre (vielleicht von samkhya, „Zahl", abgeleitet, die aufzählende Philosophie, wegen ihrer pedantisch disponierenden Weise) dar, eine Philosophie, die von einem gewissen Kapila begründet ward. Sie setzte dem Pantheismus kühn den Materialismus entgegen und behauptete die Ewigkeit der Materie und die Wirklichkeit des Individuums, vermochte aber das rechte Verhältnis zwischen Geist und Stoff, Gott und Welt nicht zu finden und lenkte schließlich zu der

Sankhyalehre

Grundansicht der Inder zurück, daß die Verbindung von Geist und Stoff nur scheinbar sei, und daß dem Geiste schließlich die Herrschaft über das Reich des Stoffes zufalle. Die Spekulation der Brahmanen hatte endlich eine Höhe erreicht, die allem wirklichen und praktischen Leben den Untergang drohte, als

Buddha (Gautama) † 477 v. Chr.

Buddha, der „Erweckte", ein Königssohn aus Kapilavastu an den Vorhöhen des Himalaja, der Stifter einer neuen Lehre wurde, die bald die größte Verbreitung fand und mächtig auf die Ansichten des Orients einwirkte. Buddha vernichtete mit einem gewaltigen Schlage das brahmanische Weltsystem, indem er den ganzen Götterhimmel mit Brahma leugnete, den Veden ihre heiligende Kraft absprach, an die Stelle der grausamen Askese, der Opfer und Regierungsgesetze eine Sittenlehre des Wohlwollens, der Barmherzigkeit und der Menschenliebe gegen alle Geschöpfe empfahl und die Kastenordnung durch die Lehre von der Gleichheit aller Menschen durchbrach. Aber in den indischen Gedankenkreis gebannt, sah auch er nur in einem Ertöten aller Leidenschaften und Begierden, in einem tatenlosen Leben voll passiver Tugenden das Ziel des Erdendaseins. Buddha entsagte seinem hohen Stande und zog sich, in ein Bettlergewand gehüllt, in die Waldeinsamkeit zurück, wo er unter den härtesten Büßungen und Kasteiungen nach der ewigen Wahrheit forschte. Als ihm endlich die Erleuchtung kam, trat er als Lehrer und Religionsstifter auf; aber er lebte nicht wie die Brahmanenweisen in der Einsamkeit und Wüste, sondern zog, von einigen Schülern begleitet, im Gangeslande umher und verkündete seine Lehre vom Weltschmerz und von dessen Heilung. Er wandte sich nicht an die höheren Stände, wie die Brahmanen, sondern an alles Volk ohne Unterschied, an die „Zweimalgeborenen" wie an die Sudra und Tschandala; er lehrte „ein Gesetz der Gnade für alle" und zog dadurch die Niedrigen und Gedrückten, die durch ihn Erlösung von den Banden des Kastenzwangs und der Geburt erwarteten, mächtig an sich. Die Lehre von der Gleichheit aller Menschen, die Verheißung einer ewigen Ruhe, eines endlichen Aufgehens und Verwehens im Nirwāna, durch ein Leben voll Tugend und Menschenliebe und die Befreiung von den phantastischen Systemen und der Werkheiligkeit der hochmütigen Brahmanen machte einen gewaltigen Eindruck.

Buddhas Lehre

Nach Buddhas religionsphilosophischer Lehre entstanden aus dem Leeren, dem Nirwāna (sskrt. nirvāṇa, das „Erlöschen"), d. i. dem alles aus sich gebärenden und wieder in sich aufnehmenden ewigen Raume, die Welten, und zwar in zahlloser Menge nebeneinander. Dieser ewige Kreislauf zwischen Entstehen und Vergehen heißt Sanſāra (sskrt. saṃsara, das „Werden", der Kreislauf der Geburten) und ist das eigentliche Grundübel. Alles ist eitel und muß darum untergehn. Diese Erkenntnis ist der Anfang aller Weisheit, die daher mit einem tiefen Wehmutsgefühl, dem „Weltschmerz", beginnt. Der Buddhismus kennt keinen Weltschöpfer und keine ewige Materie, sondern nur eine anfangslose Weltumwälzung, deren Grund das Schicksal ist, d. h. das Produkt des Verdienstes und der Schuld des beseelten Geschöpfes in seinen früheren Existenzen. Diese kosmogonische Lehre wandte Buddha auch auf den einzelnen Menschen an. Seine Lehre war, „daß die Schicksale dieses Lebens durch Taten des früheren bedingt und fest geregelt seien, daß keine böse Tat ohne Strafe, wie keine gute ohne Lohn bleibe. Diesem Fatum, das den Menschen innerhalb des Kreises der Seelenwanderung beherrscht, kann sich dieser nur dadurch entziehen, daß er seinen Willen eben auf den einzigen Gedanken der Befreiung aus diesem Kreislaufe richtet, dieser Richtung treu bleibt und mit beharrlichem Eifer bloß verdienstlichen Handlungen nachstrebt, wodurch er dann zuletzt nach Abwerfung aller Leidenschaften, die als die stärksten Fesseln im Gefängnisse des Kreislaufes angesehen werden, das erwünschte Ziel der gänzlichen Befreiung von der Wiedergeburt erreicht." Minderung der Leiden des Erdenlebens durch Handlungen der Tugend und Menschenliebe und Erlösung der Seele von den Qualen der Wiedergeburten durch die Rückkehr in das Nirwana ist daher Zweck und Ziel der Buddhalehre. So kam denn die Lehre Buddhas schließlich auf denselben Satz wie der Brahmaismus hinaus: möglichste Befreiung von den Banden des Leibes und allmähliche Auflösung der individuellen Existenz. Nur in den äußeren Formen und ihrem praktischen Auftreten wichen beide Religionsparteien von einander ab. Auch Buddha verlangte von seinen Anhängern völlige Entsagung, verwarf aber die grausamen Büßungen. Der Buddhaheiligen eigentlicher Beruf war ein eheloses Einsiedler- und Bettlerdasein, und die zahlreichen Anhänger Buddhas (die Bhikschu) zogen sich, ein beschauliches und tatenloses Dasein als heilig und verdienstvoll erachtend, vom praktischen Leben und dem Verkehr mit dem Volke zurück, gründeten wie die christ-

lichen Mönche Orden und Ordenshäuser (Klöster) und suchten durch Enthaltsamkeit von allen Genüssen, durch Ehelosigkeit (Zölibat), durch Entäußerung aller irdischen Habe und durch Beobachtung vieler abergläubischer Gebräuche, Gebetsformen (Rosenkranz) und Handlungen einer frommen Werktätigkeit (Prozessionen, Bußübungen, Wallfahrten) in den Stand der Heiligkeit zu treten.

Ausbreitung des Buddhismus

Mit raschem Erfolge verbreitete sich Buddhas Lehre. Zahlreiche Jünger, ihrem Meister gleich im gelben Bettlergewand umherziehend, verbreiteten sie über alle Lande vom Himalaja bis nach Ceylon und verschafften ihr ca. 68 v. Chr. Eingang in Hochasien, China, wo sich überall zahlreiche Buddhatempel erhoben (§ 9), und Japan. Am zahlreichsten ist der buddhistische Priesterstand in Tibet, wo ihm die Hälfte der Einwohner angehört; an seiner Spitze steht als göttlich verehrtes geistliches und weltliches Oberhaupt der Dalai-Lama. Buddha selbst, der seinen Zeitgenossen nur als der Weiseste und Tugendhafteste unter den Menschen gegolten hatte, erschien den Massen bald in demselben Nimbus wie die großen brahmanischen Heiligen. Ja, Brahma und Indra nahmen sogar sein Gesetz an und dienten ihm in Gehorsam und Untertänigkeit. Und schließlich ward Buddha der gläubigen Menge selbst zum Gott, dem man Tempel baute, Bildnisse errichtete und dessen Reliquien man verehrte.

Einwirkung auf die Kunst

So gewann der Buddhismus auf die Entwicklung der indischen Kunst den größten Einfluß. Die kuppelförmigen Stupa, von den Europäern gewöhnlich Pagoden genannt, welche die Buddhisten als Gedenkhallen über den als Reliquien verehrten körperlichen Resten ihres Meisters aufrichteten, gaben den Brahmadienern die Anregung, auch ihren Göttern Tempel und Wohnungen zu bauen und diese mit Bildwerken und Symbolen zu schmücken. Daraus gingen die noch jetzt bewunderten Felsentempel und Grottenwerke hervor. — Es wurde Sitte, die Reliquien Buddhas in kostbare Kasten zu bergen und über denselben ein Monument (Stupa, Tope), gewöhnlich in der Form eines Zylinders mit einer Kuppel, zu errichten. Einer dieser Stupa wurde 1898 in der Nähe von Kapilavastu geöffnet und enthielt interessante Reliquien Buddhas, die von seiner Familie gestiftet waren. Vom König Açoka von Magadha (um 250 v. Chr.) wird erzählt, daß er die acht Stupa, welche ursprünglich die Reliquien Buddhas enthielten (bis auf einen, der zu Ramagra stand), habe öffnen und diese sieben Reliquienhäuflein je in 12 000 Teile, im ganzen in 84 000 Teile habe teilen lassen. Nachdem die geteilten Reliquien dann wieder in Kasten von Gold, Silber, Kristall und Lazurstein geborgen worden, habe Açoka dieselben an die 84 000 Städte und Ortschaften seines Reiches verteilt und über jeden Kasten einen Stupa errichten und außerdem ein Kloster (Vihara) erbauen lassen. Aber auch an den Orten, die Buddha durch seine Gegenwart verherrlicht, wo er gepredigt, gelehrt und Wunder verrichtet haben sollte, wurden Denkmale der Erinnerung und Verehrung erbaut, ja, König Açoka soll auch den Überresten der vornehmsten Jünger Buddhas Stupa errichtet haben, wodurch dann der Reliquiendienst noch eine weitere Ausdehnung erhielt. An diese Monumente richtete sich die Andacht der Buddhisten. An den Wänden fast aller Stupa wurde Buddha dargestellt „in sitzender Stellung, mit gekreuzten Armen, in der Haltung der Ruhe und des Nachsinnens oder Lehrens. Inschriften, die Aussprüche Buddhas, die Hauptsätze seiner Lehre enthaltend, umgaben die Bilder". Dieser Eifer, Buddha und seine Heiligen im Bilde zu verehren und sein Andenken durch Bauwerke zu verherrlichen, gab der indischen Baukunst und Plastik einen großen Aufschwung, und regte die Brahmanen zur Nacheiferung an. Dadurch entstanden die großen Grottentempel von Ellora (in der Mitte Vorderindiens), von Salsette (bei Bombay) und auf der Insel Elephanta (Meerbusen von Bombay), wo Tempel, Wohnungen, Gänge mit Bildwerken und Inschriften über- und nebeneinander stundenweit in Felsen eingemeißelt sind. Sie erregen noch jetzt das Erstaunen der Reisenden und zeugen von der hohen Macht des Priesterstandes sowie von der aufopfernden Kraftanstrengung des im Dienste der Religion arbeitenden Volkes. Besonders merkwürdig sind die heiligen Monumente von Ellora. „Die Werke von Ellora", heißt es in neueren Berichten, „überragen an Kunstsinn, Vollendung der Zeichnung und Ausarbeitung alle anderen Denkmale dieser Art. Grotten, Tempel und Wohnungen sind eingehauen in einen felsigen Bergkranz und enthalten eine so endlose Fülle künstlicher und schwieriger Arbeit, daß sie nur in einer unübersehbaren Zeit von vielen tausend Händen, mit einem alle unsere Vorstellungen übersteigenden Maße von Ausdauer und Geduld haben vollendet werden können." Künstlerischen Wert haben jedoch diese Bauwerke und die Skulpturen der Inder wenig. „Die Formen ihrer Architektur sind schwer, schwülstig, überladen und dabei ganz unbestimmt; es herrscht weder die gradlinige noch die runde, weder die kuppelförmige noch die rechtwinklige Form vor, sondern fast überall ist ein bunter Wechsel anzutreffen, und was die Bildwerke angeht, so kann man ein höheres Gesetz künstlerischer Anordnung und einfach klarer Kom-

position dort nicht erwarten, wo ein wild bewegtes Leben zügelloser Phantasie sich zur plastischen Erscheinung drängt."

Reaktion des Brahmanismus

Die Brahmanen bemerkten die zunehmende Verbreitung der Buddhalehre mit Sorge. Sie suchten ihr entgegenzuwirken, indem sie ihr Religionssystem durch die Ausbildung der Lehre von den Inkarnationen (§ 14) dem Volke und der wirklichen Welt wieder näher zu bringen suchten, das alte Volksepos in diesem Sinne umgestalteten und durch das tiefsinnige Gespräch Bhagavad-Gita (§ 12) erweiterten. So wie sich Buddha in seinen letzten Zielen, trotz weit abweichender Wege dahin, nicht von der brahmanischen Lehre freimachen konnte, näherte sich die neubrahmanische Lehre dem buddhistischen Gedanken, behielt zwar die Büßungen (Askese) als Hauptmittel zur Vereinigung mit Brahma bei, sah jedoch einen ebenso sicheren Weg dazu in der stillen Meditation. Die Bhagavad-Gita zeigt die ersten Spuren dieser vermittelnden Richtung, die man die Yoga-Lehre (d. h. Selbstzucht) nennt.

Yoga-Lehre ca. 500 v. Chr.

Ihre Begründung wird gewöhnlich dem Patanjali zugeschrieben, der aus der Sankhyaphilosophie die Folgerungen zog. Jedoch hatte diese Vergeistigung des Brahmanismus wenig praktischen Erfolg. Weder in der Kastenordnung noch in der Askese, noch in dem zeremonienreichen Kultus und Opferdienst wollten die Brahmanen eine Änderung gestatten; daher war ihr Bemühen, den Buddhismus zu verdrängen, erfolglos. Selbst mehrere Könige, vor allen Açoka, bekannten sich zu demselben. Endlich glückte es den Brahmanen, blutige Verfolgungen gegen ihre Widersacher hervorzurufen, die bald eine furchtbare Gestalt annahmen und die endgültige Vertilgung der Buddhisten in Vorderindien bis auf wenige Reste zur Folge hatten. Von der Heftigkeit dieser Verfolgung, die im 6. Jahrhundert n. Chr. ihren Höhepunkt erreicht zu haben scheint, gibt folgender Befehl eines Königs Zeugnis: „Von der Brück' an die Schneeberg' hin, wer die Buddhas so Greis wie Kind nicht erwürgt, soll erwürgt werden". Die hier erwähnte Brücke ist die Meerenge zwischen Ceylon und Dekhan, und unter den Schneebergen sind die Höhen des Himalaja zu verstehen; die Verfolgung erstreckte sich also über das ganze indische Land. Aber was die Buddhalehre hier an Bekennern verlor, gewann sie bald in reichlichem Maße durch die große Verbreitung, die sie in Ceylon, Tibet, China und anderen Ländern fand, nur daß sie mit der Verbreitung auch fremdartige Elemente in sich aufnahm und durch Anbequemung an fremde Religionsbegriffe allmählich der Entartung entgegenging, in der wir sie heute erblicken. Das Religionssystem der Buddhisten füllte sich gleichfalls mit zahllosen Heiligen und Götterwesen; ihre Dogmatik artete in eine wild abenteuerliche Mystik aus, ihre Religionsschriften vermehrten sich ins Unermeßliche, der Kultus gestaltete sich zu einem prunkvollen, aber gehaltlosen Zeremoniendienst, und Formelwesen mit Festgepränge, die Lehre von der Verdienstlichkeit eines asketischen Priestertums und eines untätigen Bhikschulebens in den religiösen Versammlungshäusern (Vihara) gab einer mächtigen Hierarchie ihre Entstehung.

§ 17. Indische Geschichte nach Buddhas Tode. Eingreifen der Griechen und späteres Kulturleben. Zu einer einheitlichen Zusammenfassung ihrer gesamten Nation haben es die Inder nie gebracht. Ihr Staatsleben bestand darin, daß sich ein loses Gemisch von einzelnen Fürstentümern bildete, die untereinander in ewiger Fehde lebten und sich ängstlich voneinander abschlossen. Das wichtigste unter ihnen war

Reich von Magadha ca. 1400 v. Chr.

das Reich Magadha, das schon frühzeitig gegründet ward, sich über das gesamte Gangestal erstreckte, und dessen Hauptstadt Palibothra wurde. Es konnte nicht ausbleiben, daß die vorderasiatischen Großreiche mit den Indern zusammenstießen. Doch haben weder die Perser noch die Makedonier ihre Macht weiter als bis in die Indusgegenden erstreckt (§ 139). Alexanders Gedanke, ein Weltreich auf der Grundlage des Hellenismus zu gründen, ging infolge des Aufstandes seiner Truppen

nicht in Erfüllung, und Alexanders Nachfolger vermochten den großen Plan nicht auszuführen; sie verstanden nicht einmal, das gewonnene Industal festzuhalten (§ 147). Ein eingeborener Held Sandrokottos (Tschandragupta) befreite sein Vaterland, machte sich zum Herrn des Industales und verjagte die Makedonen. Dann faßte er den Entschluß, Magadha zu bekriegen, nahm das Land und seine Hauptstadt und wurde schließlich zum gewaltigen Herrscher des gesamten Vorderindiens von der Mündung des Indus bis zu der des Ganges. Nach einer Reihe von Kämpfen fand zwischen Indern und Makedoner ein Ausgleich statt, und der intelligente Grieche Megasthenes (etwa 290 v. Chr.) war viele Jahre lang der Agent des Seleukos am Hofe von Palibothra. Sein Werk „Indische Geschichten" ist die Haupt- und in vielen Fällen einzige Quelle für die Kenntnis Indiens im Abendlande gewesen und in die wichtigsten Arbeiten der antiken geographischen Gelehrsamkeit übergegangen. Der Enkel des Sandrokottos war Açoka, der sich nach vielen grausamen Taten zum Buddhismus bekehrte. Er herrschte lange als ein großer und weiser Fürst, und seine auf Steinen aufgezeichneten Edikte legen für ihn ein glänzendes Zeugnis ab. Nach Açoka hören während des Altertums alle weiteren Berührungen mit dem Abendlande auf.

Tschandragupta 317—291 v. Chr.

Açoka 260—219 v. Chr.

Als durch Alexanders des Großen Feldzug Indien der vorderasiatischen und griechischen Kulturwelt näherrückte, war das indische Leben bereits zu seinem Abschluß gekommen, die schöpferische Tätigkeit erloschen. Der grübelnde Geist hatte eine Fülle von Systemen geschaffen und ins Leben eingeführt; nun ruhte er ermüdet aus und überließ den Nachkommen die wunderbaren Gebilde als feste Formen für das innere und äußere Dasein. Zwar erfuhren die religiösen Anschauungen im Laufe der Jahre noch manche Änderungen; zwar wurden unter dem Einfluß des griechischen Geistes Wissenschaften und Künste bedeutend gefördert; zwar nahm Indien durch die Verbindung mit den Kulturstaaten der alexandrinischen Zeit in Handel, Verkehr und Gewerbfleiß einen großartigen Aufschwung: aber die produktive Kraft war erschöpft, die Grundformen des Lebens blieben unverändert bestehen. Es trat jener geistige Stillstand ein, der sich in allen orientalischen Reichen früher oder später kundgibt, der Fluch des Despotismus und Kastenzwangs. Was in der Literatur und Philosophie neu erzeugt ward, waren nur Erweiterungen der alten Grundgedanken. Die Glaubens- und Kultusformen gingen immer weiter auseinander, die Sektenspaltungen mehrten sich ebenso wie die Kastensonderungen, und die Vielgötterei stieg auf eine solche Höhe bunter Mannigfaltigkeit, daß die ursprüngliche Einheit der Brahmawelt ganz verloren ging.

Einfluß der Griechen

Diesen Zeiten der Sektenspaltungen gehören die Purāṇas an, theologische und philosophische Belehrungen, rituelle und asketische Vorschriften und Legenden, die in ihrer jetzigen Gestalt kaum über das 11. oder 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinausreichen, aber wohl aus älteren Schriften entlehnt worden sind. Dagegen wurden einzelne Wissenschaften eifrig gepflegt und gefördert. Die Grammatik erlangte frühzeitig eine hohe Ausbildung und wurde Hauptgegenstand des brahmanischen Unterrichts. Ihr wichtigster Vertreter war Pánini, der seine Lehren in ganz kurzen Aphorismen niederlegte, die dem sogenannten Sutrastil entlehnt waren, der sich einer geradezu maßlosen Kürze befleißigt, die an mathematische Formeln erinnert. Die Astronomie kam unter dem Einfluß der Chaldäer und Griechen, die wahrscheinlich die Kenntnis des Tierkreises nach Indien brachten, zu großer Blüte; die Heilkunde wurde Gegenstand eifriger Studien; die Algebra und das dekadische Zahlensystem (Zehnersystem) haben in Indien ihre Heimat; von dort aus gelangten sie durch die Araber nach Europa. Für das geschichtliche Leben hatten die Brahmanen wenig Sinn, doch sind die Annalen der Buddhisten nicht ohne Wert.

Wissenschaft

ca. 300 v. Chr.

Auch in der Poesie haben die Inder der späteren Zeit noch manches Herrliche zutage gefördert. Dem kam besonders die ganze Lebensrichtung der vornehmen Inder zu Hilfe, die wir aus dem Kamasutra (Lehrbuch der Liebeskunst) kennen lernen, einem Werke, das an die spätere gaya sciencia erinnert: man hielt sich von aller Arbeit und wirklich staatsmännischer Tätigkeit fern und verbrachte sein Leben in einem von Liebe und Lust und von ästhetischer Muße getragenen Dasein, das sich bis zur feinsten Kritik an den Kunstwerken der Dichtung emporschwang. Die letztere fand ihre Stütze in einer durchgearbeiteten Poetik, die alles wie mit einem Netz von Regelwerk überzog.

Dichtung

Das Drama, das in Verbindung mit Tanz und Musik den Indern schon früh bekannt war, erlangte unter griechischem Einfluß eine hohe Vollkommenheit. Aus derselben religiösen Wurzel wie bei den Hellenen hervorgegangen, tritt es uns seit der griechischen Befruchtung in der Form einer höfischen Kunstpoesie mit ausgebildeter Sprache und in metrischer Vollendung entgegen. Eins der bekanntesten Dramen ist das einem unbekannten Verfasser entstammte „Tonwägelchen". Die blumenreiche, anmutige Schicksalsfabel Sakuntäla oder der Erkennungsring von dem Dichter Kalidäsa aus dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erregte bei ihrem ersten Erscheinen in englischer Übersetzung eine solche Bewunderung, daß sie bald in alle Sprachen des gebildeten Europas übertragen wurde. Demselben Dichter gehört auch die reizende Idylle Megadhúta (der Wolkenbote) an. Ein lyrischer Dichter, der sich besonders in Einzelstrophen auszeichnete, war Bhartrihari aus dem 7. Jahrhundert: Seine Dichtungen zerfallen in drei Hunderte von Strophen: das Hundert der Liebe, der Weltweisheit und der Weltentsagung. Ein anderer Meister der Einzelstrophe war Amaru. — Daneben stehen viele Erzeugnisse der erzählenden Dichtung. Berühmt ist die große Märchensammlung des Soma-Deva, der in Kaschmir lebte. Auch die Tierfabel und ihre Erweiterung zum Tierepos war schon in der makedonischen Zeit in Indien bekannt. Indische Fabel- und Märchen-Sammlungen (Pantschatantra, Hitopadesa, Bidpai) fanden unter Vermittlung der Griechen, Perser und Araber ihren Weg nach Europa. Viele unserer bekanntesten Fabeln und eine große Anzahl der Märchen aus Tausend und einer Nacht stammen dem Inhalte nach aus dem Induslande. Der Tanz, „ein Bild des rastlos kreisenden, vorübergaukelnden Lebens der Welt", machte einen Bestandteil des späteren Kultus aus. Er wurde besonders von öffentlichen Tänzerinnen, Bajaderen genannt, bei feierlichen Religionsfesten aufgeführt.

Industrie und Handel

Industrie und Handel, von den Brahmanen gering geschätzt und ganz den Vaishya überlassen, nahmen mit der Zeit einen bedeutenden Aufschwung. Gerade die Kastenordnung äußerte hier eine günstige Wirkung, da die äußere Notwendigkeit ihr Recht forderte. Ausgeschlossen von dem höheren geistigen Leben, widmeten die Vaishya ihre ganze Tätigkeit den Arbeiten der Hand und überlieferten ihre erworbene Kunstfertigkeit ihren Nachkommen. Sie erfanden die Kunst, das Eisen in Stahl zu härten, und ihre Metallarbeiten erregten schon die Bewunderung der Griechen. Die indischen Webereien in Baumwolle, Wolle und vielleicht auch in Seide waren im ganzen Altertum geschätzt; auch in der Behandlung der Edelsteine besaßen sie große Geschicklichkeit. — Nicht minder schwungvoll entwickelte sich der indische Land- und See-handel, besonders durch den königlichen Despotismus, der zur Befriedigung seiner Prachtliebe und seines Luxus wie zur Erhöhung seiner Einkünfte durch Zölle den Verkehr bedeutend förderte. Handelsstraßen wurden angelegt, Stapelplätze gegründet, Hafenorte dem fremden Verkehr geöffnet. Zu Lande zog man über Kabulistan nach Persien und der griechischen Welt; zur See verkehrte man mit Babylonien, Arabien und Afrika. Große Güterwagen und Karawanen schafften die köstlichsten Erzeugnisse des Landes, Gold und Edelgestein, Sandelholz und Safran, Räucherwerk und Salböl und die Perlen des Meeres wie die Produkte des Kunstfleißes, seidene Gewebe, purpurne Gewänder, Farbstoffe und metallne Werkzeuge in die entlegenen Städte oder an die Meeresküste zur Verschiffung. Handelsgesellschaften mit Innungsrechten und ausgedehntem Geschäftsverkehr häuften große Reichtümer und reizten nicht selten die Habsucht der Könige und Beamten.

Rückblick und Resultate

Trotz ihrer hohen Begabung haben die Arya verhältnismäßig geringen Einfluß auf die Entwicklung des menschlichen Geschlechts überhaupt ausgeübt. Das indische Volk, das bestimmt schien, den Stamm für den Lebensbaum der Kultur zu bilden, war früh zu einem dürren Reis geworden. Ängstlich strebend, aus der Sansara dieses Daseins in die Nirwana zu flüchten, geknechtet durch den Kastenzwang und den Despotismus, zerrissen durch die Zerstücklung des Landes in eine Menge von Staaten und Völkerschaften ohne gemeinsames Band, entbehrte es des

belebenden und erhebenden Gefühls der Freiheit und der Vaterlandsliebe. Feig und unkriegerisch, wurde es die Beute aller Eroberer, die ihm den ehernen Fuß auf den Nacken setzten, und beugte sich in stumpfer Resignation unter jedes fremden Eroberers Joch. Und an solchen sollte es nicht fehlen; denn ausgestattet mit den schönsten Reizen der Natur und mit unerschöpflichen Reichtümern, galt Indien seit uralter Zeit für das Land der Wunder; daher war es auch von jeher das Ziel großer Eroberungszüge und kühner Unternehmungen, das gelobte Reich der Sagen, Märchen und Dichtungen. Neben der stumpfen Ergebenheit in das Schicksal zeigen die Inder aber heute noch eine hochmütige Verachtung alles Ausländischen. Mit zäher Hartnäckigkeit bewahren sie die Einrichtungen und Satzungen ihrer Vorfahren. Ein jeder Versuch, die unerbittlichen Gesetze zu beseitigen und das Volk von seinem Aberglauben zu befreien, gilt ihnen als feindlicher Eingriff in ihre Rechte. Nicht einmal den Feuertod der Witwen hat man ganz zu beseitigen vermocht. Eroberer sind auf Eroberer gefolgt und haben das Land unterworfen, aber bezwungen ist es noch niemals worden. Der passive Widerstand, der in der Abwendung von der wirklichen zur übernatürlichen Welt seine Hauptwurzel findet, ist zu übermächtig, und gewaltige Zuckungen haben schon oft die fremden Herren belehrt, daß in der Tiefe des indischen Volksgeistes Gewalten schlummern, die man nicht ungestraft wecken darf.

Drittes Kapitel.

Das babylonisch-assyrische Reich.

§ 18. Land und Leute (vgl. § 6). Schon in den ältesten Zeiten war das fruchtbare Land, welches sich zwischen den beiden gewaltigen Strömen Euphrat und Tigris ausdehnt, von zahlreichen Völkern bewohnt; die reichen Weiden in dem Zwischenstromland (Mesopotamien) lockten aus den gewaltigen östlichen Gebirgen und den dürren westlichen Steppen immer neue Bewohner an und brachten sie durch engeres Zusammenleben zu den Anfängen der Staatenbildung und Kultur. Man kann das Land selbst in zwei Teile zerlegen, von denen der südlichere (Babylonien) der fruchtbarere war. Er hieß bei seinen Einwohnern Sanar, was wir heute mit falscher Vokalisation Sinear lesen, und reichte von den Mündungen beider Ströme, die sich noch in historischen Zeiten getrennt in den Persischen Meerbusen ergossen, bis etwa zum 34. nördlichen Breitengrade und stellte ein fruchtbares, aber auch den Überschwemmungen sehr ausgesetztes Land dar. Die Bevölkerung, die außerordentlich dicht war, beschäftigte sich meist mit Ackerbau und verstand es, die wilden Gewässer der Bergströme durch ein ausgedehntes Kanalnetz, das bis in die feinsten Adern verästelt war, sich und ihrem Wohlstande nutzbar zu machen. Im Norden dieses überaus fruchtbaren und gesegneten Landes dehnten sich gewaltige Weideländereien aus, die von zahllosen Herden durchzogen wurden, das eigentliche Assur oder Assyrien, das bis an die karduchischen Gebirge reichte. Heute ist dieses Land infolge jahrtausendelanger Mißwirtschaft eine menschenleere Einöde, die nur einzelnen Hirten und Herden magere Weiden gewährt. Doch ehedem war das ganze Land von einer zahlreichen Bevölkerung besiedelt, von deren Menge und Kultur uns noch die riesenhaften Ruinen zu erzählen wissen, die Jahr für Jahr aufgedeckt werden, um Zeugnis für eine längst entschwundene Zeit zu geben.

Älteste Bevölkerung Sumerier

Das erste Volk, dessen Ansiedlungen wir in diesen Stromebenen begegnen, waren die Sumerier, deren Ursprung zweifelhaft ist. Die einen halten sie für die Urein-

wohner Mesopotamiens, andere lassen sie aus Ägypten einwandern, die dritten nehmen sie als vom Osten oder Süden her vordringende Einwanderer an, die die Semiten bereits vorfinden, wieder andere bringen sie mit den Turkvölkern in Turan zusammen. Sie waren die Väter der Sternkunde und die Erfinder der Keilschrift. Schon frühzeitig fand eine Durchsetzung und schließliche Aufsaugung dieses Volkes durch die von Westen
Semiten hereindrängenden Semiten (Akkadier) statt, die aus der Arabischen Wüste kamen und sich der fruchtbaren Ebene bemächtigten. Schon um 3000 v. Chr. finden wir das ganze Land von ihnen besetzt; sie bemächtigten sich allmählich der Herrschaft und nahmen die alten Bewohner in sich auf. Das Altertum nannte die neuen Bewohner der Stromebene gewöhnlich Chaldäer, ein Name, der richtiger einem aramäischen Stamme zukommt, der erst ganz gegen Ende der Geschichte des babylonischen Reichs im Süden eindrang und in der Folge das neubabylonische Reich begründete (§ 23). Die Ansiedlung scheint auf friedlichem Wege vor sich gegangen zu sein, indem die Einwohner, um sich der Überfälle zu erwehren, den Eindringlingen einen Teil des Acker- und Weidelandes überließen und sie in den Verband ihrer Städte aufnahmen. Dieser Prozeß einer friedlichen Aufnahme der von Osten und Westen kommenden Stämme hat sich bis auf unsere Tage ohne Unterbrechung fortgesetzt; die Aramäer folgten den Chaldäern und hatten sie zur Perserzeit fast ganz verdrängt. Dann folgte die Einwanderung der Araber von Westen, deren Teilkönigreiche unter den Römern einzeln bezwungen werden mußten, und gegenwärtig findet ein steter Zuzug der Beduinen statt, deren Herrschaft nur durch den Militarismus des türkischen Reiches bisher hintangehalten wurde. In historischen Zeiten war die Bevölkerung beider Länder vorwiegend semitisch, und von einer eigentlichen Geschichte Assyriens und Babyloniens kann erst gesprochen werden, nachdem sich die große chaldäische Einwanderung vollzogen hatte und die Semiten das herrschende Volk Mesopotamiens geworden waren.

Teilkönigreiche

§ 19. Das altbabylonische Reich. Die ersten Staatenbildungen finden wir in den südlichen Gegenden Babyloniens nahe an den Mündungen beider Ströme, wo sich der Euphrat bis auf wenige Meilen dem Tigris nähert. Die regelmäßig wiederkehrenden Überschwemmungs- und Trockenheitsjahre nötigten die Bevölkerung zu gemeinsamem Handeln, um die gewaltigen Ströme zu bändigen und den Menschen dienstbar zu machen. Dies war die Veranlassung zu den ersten Staatenbildungen. Man regelte durch Anlage von Deichen und Kanälen die unablässig zuströmenden Wassermassen und verteilte sie über das Land. Darum schlossen sich, durch gemeinsame Interessen vereint, die einzelnen Gaue aneinander und bildeten die ältesten staatlichen Gemeinschaften, Stadtkönigreiche, die sich meistens an ein Heiligtum angliederten. Über die älteste Geschichte Sinears ist zurzeit uns wenig bekannt. Um 3000 v. Chr.
Sumerische Stadtstaaten muß es noch fast ganz in den Händen der Sumerer gewesen sein. Die wichtigsten Städte waren Ur, Eridu, Uruk, Larsa u. a. m. Die älteste bekannte Herrschergestalt ist Masilim, der Patesi (Stadtkönig) von Kisch (am Tigris, gegenüber der Dialasmündung), um 2830 v. Chr. Auch die Stadt Lagasch (Tello) hat solche Fürsten aufzuweisen. Den Einblick in die Geschichte dieser altsumerischen Fürstentümer gestatten uns die Ausgrabungen in Tello (von de Sarzec), die uns ein leidliches Bild von den ältesten Städten Sinears gewähren, wie sie überall gewesen sein mögen. Die Denkmäler sind noch sehr roh: die Kunst macht ihre ersten stammelnden Versuche und findet Parallelen gleicher Unbeholfenheit nur bei den Indianern oder den ältesten Hethiterdenkmälern. — Neben diese sumerischen Stadtfürstentümer traten sehr
Semitische Staaten bald semitische Staatenbildungen, in denen uns ebenfalls Stadtgottheiten entgegentreten, um deren Kultus sich die politische Gemeinschaft gruppierte. Dahin gehören die Fürstentümer von Akkad, Sippara, Borsippa u. a. m. Von größerer geschichtlicher Bedeutung wurden diese

Stadtfürstentümer erst, als auch sie sich zu Gemeinschaften zusammenschlossen und so den Grund zu den späteren Weltreichen legten.

Babylonien

Das wichtigste aller dieser Königreiche aber war das von Babylon (Bab-ilun, die „Gottespforte") in Nordbabylonien. Nach dieser Stadt nannten sich die ältesten Könige „Herrscher von Babel", auch wenn sie ihre Residenz nicht in Babylon selbst aufgeschlagen hatten. Als solcher „König von Babylon" wird auch der älteste Fürst bezeichnet, von dem sicher bezeugte Kunde zu uns dringt, Sargon I. („der wahre, echte König"). Er residierte in der Stadt Agade (Akkad) und dehnte seine Macht nach allen Seiten hin aus. Seine sagenhafte Jugendgeschichte, wonach er als Sohn einer Unbekannten ausgesetzt und von einem Wasserträger aufgezogen wurde, scheint, wie auch sein Name, darauf hinzudeuten, daß er den Thron nicht ererbte, und daß mit ihm eine neue Epoche begann.

Sargon I. ca. 2500 v. Chr.

Eine völlig geschichtliche Persönlichkeit ist sein Sohn Naramsin („Liebling Sins"), der den Sonnentempel in Sippara gründete und das Reich von Agade nach allen Seiten hin ausdehnte. — Hierauf folgte eine lange Periode, die noch nicht durch Denkmälerfunde genügendes Licht erhalten hat. Zugleich scheint Nordbabylonien mehr und mehr in den Hintergrund zu treten, um den sumerischen Stadtkönigen von Südbabylonien und den Herrschergeschlechtern von Ur und Sirpurla (Sippara) Platz zu machen. Unter diesen war die bedeutendste Gestalt Gudea, der Patesi von der Stadt Lagasch (Sirpurla), deren Ruinen bei Tello am Schatt-el-hai wiedergefunden sind. Ihm und seinen Nachfolgern gelang es, ihre Macht weithin nach Norden zu erweitern, und sie legten sich zum Zeichen dessen den Titel „König von Sumer und Akkad" bei, Namen, die in der Folgezeit so hoch angesehen waren, daß selbst die stolzesten Großkönige Assyriens sie nicht missen wollten. An das Reich von Sirpurla schloß sich das Reich von Ur an, das im äußersten Süden der Landes entstand, und in dem die Könige Urengur und Dungi, die zusammen neunzig Jahre etwa regiert haben, genannt werden. Aus der Zeit dieser sumerischen Teilfürstentümer stammen die ältesten Literaturreste, die uns in der Bibliothek von Kujundschik erhalten sind, meist religiösen Inhalts, aber auch Syllabare, die die sumerischen und akkadischen Wörter nebeneinanderstellen. — Es folgten manche Dynastien, die den alten Städteverband von Sumer und Akkad (d. i. Nord- und Südbabylonien) nicht zusammenzuhalten vermochten. Mancherlei Anzeichen deuten darauf hin, daß Teilfürstentümer sich absonderten und einzelne Landschaften nach einer eignen Existenz strebten. Der Anstoß zur nationalen Einigung kam von außen, durch die elamitischen Einfälle. Dieser Sturm brauste von Osten her über Sumer und Akkad hin. Der König Kudur-nanchundi führte seine Scharen heran, „legte Hand an die Tempel Akkads und führte die Güter aus Erech nach Elam". Nur Nordbabylonien vermochte sich der Eindringlinge zu erwehren; in Südbabylonien aber faßten sie Fuß und ließen sich dauernd nieder. Ob die Scharen der Elamiten noch weiter vordrangen, ob wir in dem Zuge Kedor-Laomors (1. Mose 14) einen Teil der elamitischen Invasion erblicken dürfen, ist ungewiß. Auch in Nordbabylonien finden wir in jener Zeit fremde Eindringlinge,

Naramsin ca. 2470 bis 2440 v. Chr.

Gudea von Lagasch, ca. 2340 v. Chr.

Elamitische Einfälle

die Amurri (Amoriter), die vom Westen her in Sinear eindrangen, sich in Babel festsetzten und hier 2060 ein semitisches Reich gründeten. Doch ging es den Fremden wie den Hyksos in Ägypten: sie wurden nach und nach von dem unterworfenen Volke aufgesogen, so daß seine Fürsten sich als echte Söhne der Unterworfenen fühlen. Dies gilt vor allem von dem ersten Vertreter der semitischen Akkadier, die nun die Herrschaft auch über Sumer so völlig an sich rissen, daß auch die uralte heilige Sprache damals gänzlich ausstarb, der glänzenden Heldengestalt des

Hammurabi 1958—1916 (Windler: 2200)

Königs Hammurabi von Babylon. Ihm gelang es, die gesamten nationalen Kräfte Babyloniens zusammenzufassen und die Fremden so zu bezwingen, daß sie sogar Sprache und Eigenart aufgaben und in dem vorher bezwungenen Babyloniervolke spurlos aufgingen. Er zog dem elamitischen Fürsten Rim-Sin entgegen, schlug ihn, wie auch die anderen Führer der Eindringlinge, aufs Haupt und säuberte das ganze Land. „Was aber unsere höchste Bewunderung erweckt, ist nicht sowohl, daß Hammurabi den Norden und Süden des Landes unter seinem Zepter vereinigte, sondern daß es ihm gelang, das neue Reich auf so fester Grundlage aufzuführen, daß es fast zwei Jahrtausende unerschütterten Bestand hatte, daß er das ganze politische wie religiöse Leben durch Erhöhung Babylons zur Metropole des Landes in neue Bahnen lenkte, und daß keine einzige der in alter Zeit hochberühmten und mächtigen Städte des Landes jemals den Versuch machte, an Hammurabis Werk zu rütteln." Eine solch ausgezeichnete Wirksamkeit weist auch auf gewaltige Taten des Friedens hin; und so hören wir denn auch, daß er sich nach der Niederwerfung der Elamiter gegen den gefährlichsten Feind seines Landes wandte, gegen die alljährlichen Überschwemmungen beider Ströme, denen er durch die Anlage eines nach ihm genannten Kanals zu begegnen wußte. Nach zweiundvierzigjähriger

Samsuiluna 1915—1878

Regierung folgte ihm sein Sohn Samsuiluna, der durch sorgfältige Ausbildung des Kanalsystems den sprichwörtlichen Reichtum Babyloniens mit begründete.

Hammurabis Gesetze

Im Jahre 1901 wurde bei Ausgrabungen im Gebiete von Susa von französischen Gelehrten eine Inschrift gefunden und publiziert, die uns in das Rechtsleben des altbabylonischen Reichs einen tiefen Einblick gewährt, die Gesetze Hammurabis, die älteste rechtliche Urkunde, die die Menschheit besitzt. Der Vergleich mit dem Gesetze Mosis, das selbst der Überlieferung nach mindestens ein halbes Jahrtausend jünger ist (§ 43), drängt sich überall von selbst auf: so genau stimmen die straf- und zivilrechtlichen Bestimmungen miteinander überein. Es ist möglich, daß der König Amraphel von Sinear der Bibel (1. Mos. 14) nur eine Entstellung des Namens Hammurabi ist.

Kossäersturm ca. 1700 v. Chr.

Die härteste Prüfung ward dem neu gefestigten Reiche auferlegt, als unbedeutende Nachkommen den beiden großen Königen folgten. Von neuem fielen die im Nordosten seßhaften Völker (unsicheren Ursprungs), im Zagros in die fruchtbare, verlockende Talebene ein. Ihr Hauptstamm, die Kassiten (Kossäer), unterwarf das Land, gab ihm eine neue Dynastie, die uns auch aus den Amarna-Briefen bekannt ist (§ 25), und bildete eine Kriegerkaste, die zuerst mindestens über Babylon und den nördlichen Teil des Landes gebot und später ihre Macht immer weiter nach Süden ausbreitete. Doch trotz der fast dreihundertjährigen Dauer ihrer Herrschaft gelang es ihnen nicht, die Schöpfung Hammurabis und seines Sohnes in wesentlichen Stücken zu ändern. Die Kultur der

Besiegten nahm gar bald die roheren Sieger gefangen, und auch die Kossäer, deren erstes Hinstürmen über das erschreckte Land als furchtbar und alles vernichtend geschildert wird, gingen, wie vor ihnen die Elamiter, so im babylonischen Volke auf, daß später kaum noch eine wesentliche Spur von ihnen gefunden ward, und so fest hielt das überlieferte Gefüge des altbabylonischen Reichs, daß alle die gewaltsamen Bewegungen jener Jahrhunderte es als politisches Ganze nicht im geringsten zu verändern vermochten. Ungestört erhielt sich die Form der Regierung, und das herrschende Volk blieb im Besitze der Macht bis zur chaldäischen Invasion, die nicht nur Babylonien, sondern auch Assyrien eine neue Form aufdrücken sollte.

§ 20. Das altassyrische Reich. Weit später als in dem südlicheren Babylonien finden wir die ersten Staatenbildungen in Assyrien (Assur, Aturia), das die Einwohner als das Land zwischen den armenischen Bergen, dem Zagrosgebirge, dem unteren Zab und dem Tigris bezeichneten. — Die erste größere Niederlassung war Assur am rechten Tigrisufer, jahrhundertelang die eigentliche Hauptstadt, die auch dem Lande den Namen gab. Etwas später, doch auch in sehr früher Zeit, ward Ninive (Ninua) am linken Tigrisufer (gegenüber Mosul) gegründet und von allen Königen in regem Wetteifer mit den herrlichsten Tempeln geschmückt, deren Ruinen das Staunen unserer Tage sind und uns kostbare Ausbeute für die Erkenntnis jener frühen Zeiten dargeboten haben. Die dritte große Niederlassung war Kalah (Kalach), an der Mündung des oberen Zab in den Tigris gelegen, unweit des heutigen Dorfes Nimrud, eine der bedeutendsten Ruinenstätten Assyriens. Von Salmanassar I. zur Hauptstadt bestimmt, konnte es nicht neben Assur und Ninive aufkommen, bis es Assurnasirbal umbaute und Sargon zur Nebenbuhlerin jener uralten Städte erhob. Älteste Ansiedlungen

Die älteste Geschichte*) Assyriens verliert sich in ebenso geheimnisvolles Dunkel wie die Babyloniens. Nach den Inschriften und nach 1. Mos. 10, 11 scheint es festzustehen, daß eine Besiedlung Assyriens von Babylonien ihren Ausgang nahm; wann dieses Ereignis stattfand, vermögen wir jetzt noch nicht festzustellen, gewiß aber geraume Zeit vor 2000 v. Chr. Zur Zeit Hammurabis war Assyrien ein Vasallenstaat von Babylon. Es erfolgte damals ein starkes Vordringen der kleinasiatischen Völker nach Osten, das das Reich Mitani (Naharain, das spätere Osrhoëne) in der großen Euphratschleife bis zum Belichos schuf. Dann aber folgte ein großer Aufschwung der Assyrer, die ihre Macht nach dem Kossäersturme beträchtlich ausgedehnt haben müssen; denn bis zum Halys finden sich assyrische Urkunden aus jener Zeit. Späterhin verloren sie im Kampfe mit den Cheta das nordöstliche Kleinasien und Älteste Geschichte

*) Die gegenwärtige Geschichtsschreibung muß (zunächst wenigstens) von den Sagen absehen, die durch die Griechen auf uns gebracht worden sind. Nimrod, der große Jäger vor dem Herrn, das Mannweib Semiramis, das den assyrischen Staat begründet haben soll, und der weibische Mann Sardanapallos, mit dem Assyriens Größe ihr Ende fand, sind, soweit wir sie jetzt zu erkennen vermögen, nur mythologische Gestalten, deren einzelne Züge der assyrisch-babylonischen Religion entnommen wurden; es wird späterer Forschung und glücklichen Funden vorbehalten bleiben, festzustellen, wie weit sie auf historische Glaubwürdigkeit Anspruch haben.

wurden auf ihr Stammland beschränkt. Der erste König, von dem wir
Assur-belnisesu 1450 v. Chr. Genaueres wissen, war Assur-bel-nisesu (Assur ist der Herr seiner Völker). Unter ihm begannen die Berührungen beider Völker, bald friedlicher, bald kriegerischer Natur, die schließlich dahin führten, daß das ältere Königreich von dem jüngeren aufgenommen und so der Grund zu jener Weltmonarchie gelegt wurde, die sich bis an das Ägäische Meer und den Indischen Ozean erstreckte und ganz Vorderasien umfaßte.

Herrschaft in Babylon Die Fragmente einer synchronistischen Tafel erzählen von mancherlei Kämpfen zur Zeit der kossäischen Herrschaft in Babylon, während deren die assyrische Macht nach und nach so anwuchs, daß sie die kossäischen Eindringlinge auf dem Throne in Babylon beseitigen und entscheidenden Einfluß auf dessen Besetzung gewinnen konnte. Auch im Ausland wuchs das Ansehen der assyrischen Könige immer mehr, und schon um das

Assuruballit um 1400 v. Chr. Jahr 1400 haben Beziehungen zwischen dem Assyrerkönig Assuruballit und dem Pharao Amenhotep IV. (§ 30) bestanden, wie sich aus der gegenseitigen Übersendung von Geschenken und Briefen (§ 24) ergibt. Unter den assyrischen Königen im engeren Sinne ragen

Salmanassar I. um 1300 v. Chr. besonders zwei hervor: Salmanassar I. und Tiglatpilesar I. Beide waren Eroberer, die die Grenzen ihres Heimatlandes ausdehnten. Dem ersteren verdankt man die Erbauung von Kalach und die Gewinnung

Tiglatpilesar I. um 1150 v. Chr. einer gesicherten Nordwestgrenze. Tiglatpilesar I. war eine der großen Eroberernaturen, an denen die Geschichte der Assyrer so reich ist. Gleich nach seiner Thronbesteigung unternahm er einen gewaltigen Kriegszug gegen seine unruhigen Nachbarn im Norden. Er unterwarf in schnellem Siegeslauf die wilden Völkerschaften Armeniens und Kurdistans und streckte seine gebietende Hand bis an die Ufer des Schwarzen Meeres. Von allen Feldzügen des unermüdlichen Kriegsfürsten, wie sie in der berühmten Prisma-Inschrift aus Assur in 800 Zeilen mitgeteilt werden, ist nur der eine von weltgeschichtlicher Bedeutung, der die assyrischen Waffen durch Syrien hindurch bis an die Küsten des Mittelländischen Meeres führte. Von dem phönikischen Aradus aus fuhren assyrische Schiffe nach dem großen „Meere des Westens", und der eifrige Jäger Tiglatpilesar jagte in den Zedernwäldern des Libanon. Erleichtert wurde ihm die Eroberung jener Länder durch die vieljährigen Kämpfe, die einst hier zwischen dem neugebildeten und sich nach allen Seiten hin

1300—1230 v. Chr. ausdehnenden Chetareiche und den Ägyptern unter Seti I. und Ramses II. (§ 30) getobt und die Länder Kölesyriens in großer Erschöpfung zurückgelassen hatten. Auch nach Osten hatte sich der Chetastaat ausdehnen wollen, aber hier hatten ihm die Assyrer und Babylonier an den Westgrenzen ihrer Reiche schon früher erfolgreich Halt geboten. Als ihre Macht im Niedergange begriffen war, benutzte Tiglatpilesar die günstige Gelegenheit, um ihr Reich vollends zu zertrümmern und das zu vollenden, was den Pharaonen vor ihm nicht hatte gelingen wollen. Neben Ramses' II. Siegessäulen pflanzte er seine ruhmvollen Fahnen auf, und Inschriften am Hundsflusse bei Beirut verkündeten, daß er bis dahin als

Kämpfe mit Babylon Sieger gelangt war. — Nicht ebenso glücklich focht Tiglatpilesar gegen seine südlichen Nachbarn, die Babylonier. Mehrfach maßen sich die Streitkräfte beider Länder, und das Kriegsglück schwankte hin und her.

Bald sehen wir Tiglatpileſar als Sieger, der das Land überwältigte und die großen Städte, ja sogar Babylon, eroberte; bald hören wir, wie sein tapferer Gegner Marduk-nadin-ache die assyrischen Städte ein- 1125 v. Chr. nahm und deren Stadtgottheiten nach Babylon führte. Es scheint, daß bei dem unentschiedenen Kampf beide Herrscher schließlich einen ehrenvollen Frieden geschlossen und sich dahin geeinigt haben, beide Reiche nebeneinander sich friedlich entwickeln zu lassen. In den folgenden Generationen wenigstens herrscht tiefer Friede zwischen Babel und Assur, und mehrfache Heiraten zwischen beiden Königshäusern befestigten die Freundschaft der stammverwandten Nachbarvölker. — Auch in den Werken des Friedens zeigte sich Tiglatpileſar als wahrhaft großen Fürsten. Für sein kriegerisches Volk schuf er die großartigsten Anlagen, um das Kriegführen in weiter Ferne zu ermöglichen. Ähnlich dem König Hammurabi von Babylon dehnte er das Kanalnetz aus und schuf durch Einführung neuer Nutztiere und -pflanzen ergiebige Quellen für den Volkswohlstand. „So steht er vor unsern Augen als ein großer Kriegsheld und unermüdlich tätiger, den Aufgaben des Friedens sich widmender Fürst, ein Vater seines Vaterlands."

Verwaltung des Reichs

Die Großartigkeit des assyrischen Reiches vermag man am besten aus der prunkvollen Hofhaltung der Herrscher zu erkennen, die uns auf Denkmälern und in Inschriften überall deutlich wird. Den König, den man an der kräftigen Gestalt, der aufrechten Tiara und dem Thronsessel, auf dem er sitzt, erkennt, umgeben zahlreiche Beamte und Diener. Da das assyrische Reich ein reiner Militärstaat war, so spielte die Armee die erste Rolle. Der Turtan, der Führer der Armee, war die rechte Hand des Königs und führte die Feldzüge, wenn der Herrscher selbst die Oberleitung nicht übernehmen konnte oder wollte. Die einzelnen Provinzen des Reiches standen unter Statthaltern, die zugleich die oberste Militär- und Zivilinstanz in den ihnen unterstellten Gebieten bildeten. Sie alle standen unter einem obersten Statthalter, dem auch die Kanzleien untergeben waren, die bei der Vielsprachigkeit des Reiches nötig erschienen. Den größten Glanz entfalteten aber die assyrischen Könige an ihrem Hofe. Die Söhne der edelsten Geschlechter dienten als Pagen, und nach vielen Hunderten zählten die Frauen, die in dem Harem des Königs vereinigt waren. Eine besonders einflußreiche Stellung nahmen die Eunuchen ein, die wir nicht nur als Haremswächter, sondern auch in den höchsten Stellen, teils im persönlichen Dienst des Herrschers, teils als Beamte und Generale finden.

Niedergang

Auf diesen gewaltigen König folgte eine Zeit des Niederganges, soweit sich aus den für die Jahre 1070—950 v. Chr. sehr spärlich fließenden Quellen urteilen läßt. Den schlaffen Händen der Söhne und Enkel Tiglatpileſars entglitten die Zügel des eben erst gewonnenen Weltreichs. Überall eroberten die unterworfenen Stämme ihre Unabhängigkeit zurück. Die Aramäer bemächtigten sich von neuem des linken Euphratufers, und es ist sicher kein Zufall, daß gerade in jene Zeiten das Aufblühen des israelitischen Reichs unter Saul, David und Salomo fällt (§§ 44, 45). In Babylonien bereitete sich schon damals die große Umwälzung vor, die beide alte Reiche zusammenschweißen und das neubabylonische Weltreich zum Zielpunkte haben sollte, die Einwanderung der Chaldäer von Osten her, die sich zuerst an der Meeresküste festsetzten und von da, dem Lauf der beiden großen Ströme entgegen, nach Norden zu vorwärts drangen. In Assyrien war von den Eindringlingen zu jener Zeit noch nichts bemerkt worden. Auf die unbedeutenden Nachkommen des ersten Tiglatpileſar, die mit Babylonien im freundschaftlichen Verhältnis gestanden hatten, folgten kräftigere Herrscher, wie

Tiglatpileſar II. um 900 v. Chr. Tiglatpileſar II. und Adad-nirari, die gegen das Südland tatkräftig vorgingen und ſiegreich ihre Waffen bis zum Perſiſchen Golfe trugen.

Adad-nirari II. um 890 v. Chr. Von Adad-nirari an beginnt auch die fortlaufende Geſchichte, während bis dahin die Erzählung ſo manchen noch dunkeln Zwiſchenraum nur durch Mutmaßungen zu überbrücken vermag.

Aſſurnaſirbal 884—860 v. Chr. Sein Enkel war Aſſurnaſirbal („Aſſur ſchützt den Sohn"), deſſen Blick wieder darauf gerichtet war, alles Land zwiſchen dem Perſiſchen Golfe und dem Mittelmeer zu unterwerfen. Siegreich zog der gewaltige Kriegsfürſt den Euphrat hinab und unterwarf mit unerhörter Grauſamkeit die Stämme, die ſich in der langen Periode der Schwäche Aſſyriens wieder zu befreien gewußt hatten. Nachdem er den Widerſtand des tapfern Babylonierkönigs Nabubaliddin gebrochen hatte, zog er in das untere Stromgebiet des Euphrat und Tigris, freilich ohne einen entſcheidenden Erfolg davonzutragen. Auch nach Weſten hin drang er vor, kam an das Geſtade des großen Weſtmeeres und empfing von den Fürſten der phönikiſchen Städte Tribut. Mit den Taten dieſes Herrſchers begann die Zeit jener Unternehmungen gegen die Kleinſtaaten des Weſtens, die ſchließlich mit deren Unterwerfung endeten, und worin das Schickſal der israelitiſchen Reiche den ergreifendſten Abſchluß bildete (§ 49). — Nach dieſen Erfolgen wandte Aſſurnaſirbal ſeine ganze Tatkraft gewaltigen Bauwerken zu. Die neue Reſidenz Kalah verdankt ihm den großartigen Herrſcherpalaſt, deſſen Steinkoloſſe und Basreliefs noch heute ſeinen Ruhm verkünden, und Ninive ward mit einem herrlichen Iſtartempel geſchmückt. Den höchſten Aufſchwung nahm Kalah erſt unter Aſſurnaſirbals Sohn Salmanaſſar III., dem es beſchieden war, die großen Pläne, die ſein Vater auszuführen begonnen hatte, zum ruhmreichen Ende zu führen. Auch ſeine lange Regierung iſt mit zahlloſen Kriegstaten ausgefüllt, die uns in trefflicher Darſtellung und ausführlichem Bericht aus den Inſchriften des „ſchwarzen Obelisken" und der „Tore von Balawat" bekannt geworden ſind (§ 25). Die erſten großen Erfolge errang Salmanaſſar in Babylonien. Nach dem Tode des tapfern Nabubaliddin brachen dort zwiſchen deſſen Söhnen Thronſtreitigkeiten aus, in denen Salmanaſſar Partei nahm und ſchließlich ſeinen Schützling auf den Thron hob; ſelbſtverſtändlich mußte dieſer die Oberherrlichkeit Aſſurs anerkennen. Dann wendete er ſich gegen Nordoſten gegen die Arier in Armenien (Urartu), unterwarf das Land und kam nach Medien, wo er feſten Fuß faßte und einen ihm untertänigen Vaſallenſtaat gründet. — Weit wichtiger und wegen ihrer Beziehungen zu altteſtamentlichen Perſonen intereſſanter waren Salmanaſſars mehrfach wiederholte Verſuche, ſich Syriens zu bemächtigen. Die untereinander hadernden Kleinfürſten, unter ihnen Benhadad II. von Damaskus und Achab von Israel (§ 46), ſchloſſen ſich aber bei der herannahenden Gefahr zuſammen, und wenngleich Salmanaſſar ſie in blutigen Schlachten beſiegte, gelang ihm doch die Unterwerfung nicht. Erſt als in beiden Staaten die aſſyriſche Gefahr beſeitigt ſchien, die nationalen Gegenſätze der Aramäer und Hebräer wieder obenauf gekommen und Benhadad und das Haus Omri dieſen zum Opfer gefallen waren, vermochte Salmanaſſar ſeine Siege auszunutzen. Zunächſt wandte er ſich gegen

Nabubaliddin um 870 v. Chr.

Salmanaſſar III. 860—826 v. Chr.

Schlacht von Karkar 854

Damaskus, schloß den Usurpator Hazael ein und verwüstete dessen Land; dann zwang er Jehu, den Mörder des Hauses Omri (§ 46), den Assyrern Tribut zu zahlen, und auch die phönizischen Städte erkannten ihn als Herrn an. So schien denn Salmanassar der Verwirklichung des großen Gedankens, ein Weltreich vom Meer zum Meer zu gründen, nahe. Kein Fürst wagte ihm entgegenzutreten, die Nachbarreiche lagen ihm zu Füßen, und die übrigen Großstaaten, das in sich uneinige Chetareich und der altersschwache Staat der Pharaonen, vermochten ihm keinen ernstlichen Widerstand zu leisten. Da brach im Innern des gewaltigen Militärstaates ein gefährlicher Aufstand los. Salmanassars ältester Sohn Asurdaninpal pflanzte die Fahne der Empörung auf, und er und sein Anhang wurden erst dann besiegt, als der große König in das Grab gesunken war. Der mit beispielloser Erbitterung geführte Bürgerkrieg lähmte den frohen Aufschwung des assyrischen Staates. Unter Salmanassars nächsten Nachfolgern bröckelten die nur mit Mühe bezwungenen Fürstentümer am Rande des neuen Reiches ab. Das Reich Urartu, mit seiner Hauptstadt Wan, löste sich wieder als besonderes Königtum ab; Nordsyrien, Damaskus und Phönizien wurden wieder selbständig, und nur die Weisheit jener Fürsten und die Ohnmacht der Nebenbuhler ließen es möglich erscheinen, von der gewaltigen Schöpfung Salmanassars wenigstens die wesentlichsten Teile zusammenzuhalten.

Samsiadad 826—811

Einer der bekannteren unter Salmanassars Nachkommen war Samsiadad, dessen Gattin den Namen Schammuramat führte und mit der von den Griechen Semiramis genannten Königin von Assyrien identisch ist. Sie führte den Titel „Frau des Palastes" und scheint einen sehr weitgehenden Einfluß auf die Regierung, auch unter ihrem Sohne Adadnirari IV., geübt zu haben. Die Regierungsjahre ihres Gatten und Sohnes waren von schweren Kriegsgefahren für Assyrien erfüllt. Vor allem drängten von Osten die Meder und von Norden die Armenier vorwärts. Besonders die letzteren nahmen damals einen gewaltigen Aufschwung, einigten die gesamten Länder, die das Quellgebiet des Euphrat und Tigris ausmachten, und gründeten das gewaltige Reich Urartu (dessen Name im Berge Ararat wiederkehrt) mit der Hauptstadt Wan am gleichnamigen See. Die Bewohner von Urartu haben ebenfalls die Keilschrift verwendet, und dadurch besitzen wir eine Parallelüberlieferung, die gar manches anders darstellt als die offizielle assyrische Tradition. Die Feldzüge der Assyrer gegen Urartu waren durchaus nicht erfolgreich. Aram, der Gegner Salmanassars, hatte schon die Hauptstadt Wan angelegt, die nachher sein Sohn Mennas ausbaute. Mit ihr sind riesenhafte Wasserbauten verbunden, die auf Semiramis zurückgeführt werden. Semiramis war, wie es scheint, eine Babylonierin aus königlichem Geblüt, wurde die Gattin Samsiadads, den sie dadurch auf dem babylonischen Thron legitimiert, und muß einen großen Einfluß besessen haben, das beweisen die zahlreichen Gebäude, die man mit ihrem Namen schmückt, und die Sagen, die auf sie zurückgeführt werden. In den letzteren, die wohl bei einem Fremdvolke zuerst entstanden sein mögen, erscheint Semiramis als Reichsgründerin und gewaltige Herrscherin, mit Übertragung von mancherlei Zügen armenischen und medischen Ursprungs, die auf die geschichtliche Person nicht passen und durch die Griechen besonders durch Ktesias, weiterverbreitet worden sind.

Die geschichtliche Semiramis

Die Semiramis der Sage

Als der letzte jener weisen und tapfern Fürsten, Adad-nirari IV., der Enkel Salmanassars III., gestorben war, begann für das Reich eine Periode des Niedergangs. Die schwachen Nachfolger vermochten die zahlreichen Empörungen der unterworfenen Völker nicht zu verhindern.

Adadnirari IV. 811—782
Salmanassar IV. 782—772

Assurdan 772—754 Assur-nirari 754—745 Tiglatpileſar III. 745—727

Schwere Krankheiten ſuchten das Reich heim, und endlich brach im Innern des eigentlichen Aſſyriens eine Empörung aus, die einen Mann von ungewöhnlicher Tatkraft, Tiglatpileſar III. (Phul oder Pulu) auf den Thron hob. Ihm verdankt Aſſyrien ſeine Weltmachtſtellung. Seine erſten Feldzüge führten ihn wieder gegen Armenien, und es gelang ihm in der Tat, den dort herrſchenden König Sardur zu unterwerfen und dies Land, von dem die nächſte Gefahr drohte, dem Aſſyrerreiche einzugliedern. Zugleich war er der erſte König Aſſyriens, der die Grenzen Israels und Judas überſchritt (§ 46). Nachdem es im Innern des Reiches ruhig geworden war, ergriff er die Waffen, um die ungetreuen Vaſallen im Weſten zu züchtigen. Wiederum ſchloſſen ſich dieſe zu einem Bündnis zuſammen, dem nur Achas von Juda fernblieb. Aber auch dieſer Bund vermochte nichts gegen den unwiderſtehlichen König. Damaskus fiel, und das Reich von Damaskus verſchwand. Dann ward König Pekach von Israel (§ 46) angegriffen, ihm die Hälfte ſeines Landes genommen und der Reſt als Vaſallenſtaat an Aſſur angeſchloſſen. Siegreich drang Tiglatpileſar bis an die Grenzen Ägyptens vor und ſetzte das alternde Pharaonenreich in Schrecken. Das ganze Weſtland gehorchte den Winken des aſſyriſchen Königs, und dieſer wäre ſchon damals zum entſcheidenden Kampfe gegen den alten Nebenbuhler am Nil vorgeſchritten, wenn nicht die immer bedrohlicher werdenden Ereigniſſe in Babylonien ihn daran gehindert hätten. Seit Salmanaſſars II. Tagen hatte ſich dieſes Reich einer verhältnismäßigen Selbſtändigkeit erfreut, und die babyloniſchen Könige hatten unter dem Schutze Aſſyriens geherrſcht. Es wanderten aber damals in dem „Waſſerlande“ neue chaldäiſche Stämme ein, in denen die aſſyriſchen Könige mit ſcharfem Blicke ſehr gefährliche Gegner erkannten. Als es daher dem Ukinzar, einem Angehörigen dieſes Volkes, gelungen war, den babyloniſchen Thron zu erſteigen, da zog Tiglatpileſar ſofort aus, brach die Empörung und begab ſich nach Babylon ſelbſt, „faßte die Hände Bals“ und beſtieg unter ſeinem eigentlichen Namen Phul den Thron des ſüdlichen Nachbarlandes. Nach dieſer Großtat war der Traum Salmanaſſars III. erfüllt. Aſſyrien gebot vom Mittelmeere bis zum Perſiſchen Golf, und keins der ſemitiſchen Völker Vorderaſiens wagte Widerſtand. Doch auch dieſer unerhörte Erfolg brachte den raſtlos Tätigen nicht zur Ruhe; bis tief nach Armenien und Perſien drang er noch ein und unterwarf ſich deren nie bezwungene tapfere Bewohner. — Nach ſeinem Tode ging das Reich in die Hände ſeines Sohnes Salmanaſſar V. über, dem es nur mit Mühe gelang, die ſyriſchen Untertanen bei ihrer Pflicht zu erhalten.

Salmanaſſar V. 727—722

§ 21. Die Sargoniden. Der jähe Wechſel von hoher Blüte und tiefem Verfall, der das Los aller orientaliſchen Großſtaaten zu ſein ſcheint, ſchien ſich auch damals wieder vollziehen zu ſollen. Es ſtarb der junge König, und an ſeine Statt trat, vielleicht dem alten Königshauſe entſtammend, der Mann, der Aſſyriens Macht auf die höchſte Stufe bringen ſollte, Sargon II. („der echte König“). Der Thronwechſel ſollte nicht ohne ſchwere Kämpfe vorübergehen, denn in Babylonien brach von neuem eine Empörung aus. Der tatkräftige Chaldäerfürſt

Sargon II. 722—705

Merodach-baladan, dessen Heimat die Länder am Meere waren, 721—710
stellte sich an die Spitze des Aufstandes und schloß mit den Elamiten ein Bündnis ab. Sargon zog gegen beide Feinde zu Felde, wußte sie zu trennen und besiegte die Elamiten so, daß die Babylonier keine Lust verspürten, einen entscheidenden Schlag zu wagen. Aber auch Sargon hatte die Gefährlichkeit seiner Lage erkannt und wendete sich erst dann gegen den Erbfeind, als er alle Gegner im Westen unter seine Hand gezwungen hatte. Dann aber gelang es ihm leicht, die Babylonier zu unterwerfen, deren Herzen er durch gewaltige Friedenswerke an sich zu fesseln wußte. Den König Merodach-baladan besiegte er in seinem Heimatlande, verjagte ihn und versetzte, einem altorientalischen Brauche folgend, hethitische Bevölkerung in die babylonischen Provinzen. Nur Elam vermochte Sargon nicht zu gewinnen. — Zur Einmischung in die Verhältnisse der Westländer nötigten den Assyrerkönig die Wirren, die sich zwischen Israel und Juda erhoben hatten (§ 47). Auch hier griff er mit gewaltiger Hand durch, unterwarf sich die Philisterstädte am Meere, und als König Hosea von Israel es gewagt hatte, mit den Ägyptern einen Bund zu schließen, warf ihn Sargon nach kurzem Widerstand zu Boden, brach nach langer Belagerung die Hauptstadt Samaria und führte die Israeliten in die erste, sogenannte assyrische Gefangenschaft (§ 48). — Zum äußeren Zeichen seiner glorreichen Regierung gründete sich Sargon nördlich von Ninive eine neue Residenz Dur-Sarrukin, bei den Ruinen von Khorsabad, und schmückte sie mit den herrlichsten Palästen und Tempeln. Doch ehe er sich, von seinen Großtaten ausruhend, an den Ergebnissen seiner Regierung freuen konnte, traf ihn, den größten König Assyriens, in seinem eigenen Palaste des Mörders Stahl. „In Sargon sehen wir eine der machtvollsten Regentengestalten Assyriens vor uns, mit der nur Tiglatpileser III. verglichen werden kann; unter ihm und zum großen Teil durch ihn hatte das Reich seine höchste Machtstellung erlangt."

Auf ihn folgte sein gewaltiger Sohn Sanherib (Sin-ache-erbe, Sanherib 705—681
Senacherib). Kaum war das blutige Ende Sargons bekannt geworden, als der alte Erbfeind Babylon von neuem sein Haupt erhob. Der vertriebene König Merodach-baladan kam wieder, wiegelte die Vasallen des Westens auf, „faßte die Hände Bals" und schwang sich von neuem mit Hilfe der Elamiter auf den Thron. Jedoch dauerte seine Herrlichkeit nicht lange. Sanherib zog heran, schlug ihn bei Kis und verjagte ihn Schlacht bei Kis 702
von neuem. Erbittert über den unablässigen Widerstand, wollte er sich der Person des Chaldäers bemächtigen. Doch umsonst und so mußte denn das Land die harte Hand des ergrimmten Assyrerfürsten fühlen. Nicht als Schutzherr, sondern als Rächer zog er in Babylon ein, versetzte viele Tausende der abtrünnigen Bevölkerung in ferne Länder und sammelte aus den gebrochenen Burgen und Städten ungeheure Reichtümer. Ein Scheinfürst, in Wirklichkeit nur ein assyrischer Statthalter, regierte das gedemütigte Land. Kaum war Sanherib aber von dannen gezogen, als Merodach-baladan wieder den Aufruhr schürte und der König von neuem gegen die freiheitliebenden Chaldäer zu Felde ziehen mußte. Auch diesmal hatte Sanherib das Land gewonnen, aber die

Feinde hatten sich zur See in die unzugänglichen elamitischen Länder, die ihnen bereitwillig Schutz gewährten, flüchten können. Um auch diese ernstlich zu treffen und sich für immer Ruhe im Süden zu schaffen, ließ Sanherib eine gewaltige Flotte erbauen, fuhr mit ihr den Euphrat und Tigris hinab und fiel in Elam ein. Das Kriegsglück schwankte zwischen beiden Parteien unentschieden hin und her. Jedoch hatten die Elamiten im Rücken des assyrischen Königs in Babylon von neuem den Aufruhr entfacht, des Königs Sohn, der dort als Statthalter herrschte, gefangen und einen Chaldäer auf den Thron gesetzt. Da kehrte Sanherib mitten in seinen Unternehmungen gegen Elam um und wandte sich gegen Babylon. Der Unterwerfung folgte ein furchtbares Strafgericht. Groß und klein ward niedergemetzelt, und aus dem volkreichen Lande wurde eine einsame, königslose Einöde. — Weniger wichtig, aber wegen ihres Zusammenhangs mit der jüdischen Geschichte wesentlich bekannter sind die Unternehmungen Sanheribs nach Westen. Ohne wesentlichen Widerstand zu finden, gelangte er an die Küste des Mittelmeeres, gewann die Herrschaft über die phönikischen und philistäischen Städte, mit Ausnahme von Inseltyrus, und zersprengte den Bund, den die Fürsten jener Städte und Länder, unter ihnen Hiskia von Juda, mit Ägypten geschlossen hatten, um sich gegenüber der Macht des assyrischen Reiches ihre Selbständigkeit zu bewahren. Hiskia unterwarf sich ihm, nachdem die Phöniker besiegt waren, und zahlte ihm Tribut. Unterdes ward der Anmarsch des Königs Thirhaka (§ 32) von Kusch gemeldet, und Sanherib suchte Jerusalem zu besetzen. Doch mißlang der Handstreich, und die ganze Expedition verlief ruhmlos für Assyrien, wohl weil eine Seuche das Heer arg dezimiert hatte. Sanherib kehrte nach Ninive zurück, um dort den Rest seines Lebens zu verbringen und die herrlichen Baudenkmäler, mit denen er seine Hauptstadt seit Anfang seiner Regierung geschmückt hatte, vollenden zu lassen. Auch sein Leben endete durch des Mörders Stahl, noch tragischer als bei seinem Vater Sargon. Denn die Hand des eigenen Sohnes traf den alternden König, als er im Hause Nisrochs anbetete. Adramelech, wie er im Königsbuche heißt, hatte freilich Grund, dem Vater zu zürnen. Denn Sanherib hatte seinen jüngeren Halbbruder Assarhaddon (Assur-ach-iddina) während seiner Feldzüge als Regenten in Babylon eingesetzt und durch dessen Namensänderung zu erkennen gegeben, daß dieser sein Nachfolger sein solle. Dem beiseitegeschobenen Adramelech standen aber die Sympathien des assyrischen Heeres zur Seite, und nur der kaltblütigen Entschlossenheit Assarhaddons gelang es, in einem Winterfeldzug die Empörer zu besiegen und die unbestrittene Herrschaft zu gewinnen. Assarhaddon ist die edelste und sympathischste Gestalt unter den assyrischen Königen. Die Zerstörung Babylons durch seinen Vater schien ihm, trotz der schweren Verschuldung der Stadt, doch ein Frevel. Er ließ sie deshalb wieder aufbauen und tat alles, um sich die Herzen der Bewohner Babyloniens durch Versöhnlichkeit und Freundlichkeit zu gewinnen und die furchtbare Heimsuchung, die Sanherib über Babylon hatte ergehen lassen müssen, durch väterliche Fürsorge vergessen zu machen. So erstand die alte „Gottespforte" schöner denn je aus der Asche, und was dem Schwerte nicht

Kämpfe mit Ägypten

Assarhaddon 681—668 v. Chr.

gelungen war, brachte Assarhaddons versöhnlicher Sinn zustande, ein ehrliches Zusammenstehn der Brudervölker; und der Babylonier Treue hielt auch dann stand, als die Nachkommen des unversöhnt gestorbenen Merodach-baladan die Fahne des Aufruhrs entfalteten. Mit leichter Mühe warfen die assyrischen Feldherren den Aufstand nieder, und für die Zukunft hatte Assarhaddon nach Babylon und Elam zu Ruhe, so daß er sich ganz seinem gewaltigen Plan widmen konnte, den gesamten Westen zu assyrischen Provinzen zu machen. Eine Sicherheit war bei den unzuverlässigen Kleinfürsten und Staaten Vorderasiens aber nur dann zu gewinnen, wenn sie des Rückhaltes beraubt wurden, den sie immer dann zu gewinnen gewußt hatten, wenn die assyrische Politik sie bedrohte, d. h. wenn Ägypten unterworfen zu des assyrischen Großherrn Füßen lag. Zunächst wandte sich Assarhaddon gegen das abgefallene Sidon, das seine Untreue durch völlige Vernichtung büßen mußte. Dann aber zog er gegen Ägypten selbst, wo damals Thirhaka (Taharqa) aus der äthiopischen Dynastie die Doppelkrone trug (§ 32). Nach einigen gefahrvollen und mühseligen Feldzügen in den Jahren 675 und 673 folgte der entscheidende Schlag im Jahre 671. Unter unglaublichen Anstrengungen gelangte Assarhaddon, nach der Unterwerfung der Sinaihalbinsel, bis an den „Bach Ägypten", ging dann in schnellem Siegeslaufe gen Memphis, nahm die Stadt und führte unermeßliche Schätze nach Ninive. Nur mit Mühe und schwerverwundet war ihm Thirhaka entkommen. Assarhaddon aber verfolgte ihn bis nach Theben und setzte überall assyrische Unterkönige ein. Das war der hellste Glanzpunkt in der assyrischen Geschichte, als sich der König von Assur auch den Herrn von Ägypten und Äthiopien nennen durfte. Von jenem Tage an beginnen sich aber die Zeichen dafür zu mehren, daß die Glanzzeit vorüber war, und daß von Osten her die Gefahr nahte, die durch das Entstehen des Mederreichs und die Wanderung der Kimmerier den Untergang der Assyrerherrschaft herbeiführen sollte. Assarhaddon selbst vermochte der beginnenden Bewegung noch Herr zu werden, und es gelang ihm, die herrlichen Bauten, mit denen er seine Hauptstädte schmückte, zu vollenden.

Unterwerfung Ägyptens 675—671

690—663

Der gewaltige und wegen seiner Menschenfreundlichkeit beliebte Herrscher starb auf einer Reise nach Ägypten; ihm folgte sein Sohn Assurbanipal (Sardanapal), während dessen Bruder Sammas-sum-ukin als Unterkönig in Babylon herrschte. Gleich am Anfange seiner langen Regierungszeit war Assurbanipal genötigt, seines Vaters Eroberungen zu verteidigen. Thirhaka war in sein Heimatland zurückgekehrt, hatte sich in schnellem Siegeslaufe ganz Ägyptens bis Memphis bemächtigt und wollte sich eben gegen die assyrischen Vasallen in den Städten wenden, als der assyrische Führer heranzog. Trotz erbitterten Widerstandes siegten die Assyrer, die schnell bis Theben vordrangen, um Thirhaka in sein Geburtsland zu verjagen. Ein von assyrischen Vasallen angestifteter Verrat hinderte Thirhakas völlige Vernichtung. Erst unter seinem Nachfolger Urdamana gewannen die assyrischen Feldherren Theben und schleppten unermeßliche Schätze von dannen. So schien denn der Höhepunkt von Assurs Macht, wie er unter Assarhaddon gewesen

Assurbanipal 668—626

war, wieder erreicht zu sein. Ganz Vorderasien und Ägypten gehorchten dem Großkönig von Babel, der fast sechs Monate Reisezeit brauchte, um von seiner Hauptstadt aus bis an die westliche Grenze seines Reiches zu gelangen. Aber nun sollte die Zeit kommen, wo es sich an den Assyrern rächte, daß ihre Politik immer nur nach Westen geschaut hatte. Das Reich Elam, das sie nie hatten völlig bezwingen können, wurde die Ursache fortwährender Verwicklungen im Osten. Den Haß gegen die assyrischen Unterdrücker schürte die Sippe des unversöhnt gestorbenen Merodach-baladan, wo sie nur irgend Hoffnung auf Entgegenkommen fand. Und es gelang ihr, des Königs Bruder Sammas-sum-ukin, Statthalter von Babylon, zur Koalition mit Ummanigas von Elam und den vertriebenen Fürsten von Ägypten und Äthiopien zu bewegen. Psammetich von Ägypten (§ 33) und Gyges von Lydien (§ 53) schlossen sich dem Bündnis an. Dieser Stoß erschütterte das assyrische Reich in seinen Grundfesten, und nur der außerordentlichen Umsicht, Kaltblütigkeit und unbeugsamen Tatkraft Assurbanipals gelang es, für diesmal das Unheil abzuwenden. Zunächst wandte er sich gegen den rebellischen Bruder, belagerte dessen Städte, und als jene, durch Hunger gezwungen, sich ergaben, folgte ein furchtbares Strafgericht gegen die Verräter, die nicht wie Sammas-sum-ukin den freiwilligen Tod der Marter durch Henkershand vorgezogen hatten. Von da wandte er sich gegen Elam, vernichtete die uneinigen, durch Thronstreitigkeiten getrennten Bewohner und rottete die verhaßten Nachkommen Merodach-baladans bis auf den letzten Mann aus. Von da zog er gegen die ungetreuen Vasallen am Westufer des Euphrat und bezwang sie nach hartnäckigem Widerstand. Dies alles erfahren wir aus einem zehnseitigen Tonprisma, auf dem er uns selbst von seinen Heldentaten und Jagdzügen ausführlich Kunde gibt. Aber nicht nur als seinen eigenen Geschichtschreiber, auch als den großen Schirmherrn von Kunst und Wissenschaft haben wir Assurbanipal bewundern lernen, seit seine fast unerschöpfliche Bibliothek aus dem Löwenzimmer seines Palastes in Ninive emporgestiegen ist. Ihm verdankt die Assyriologie und die Geschichte einen Schatz, für den wir seinem Sammeleifer und seinem wissenschaftlichen Sinn nicht genug danken können.

Erneute Kämpfe mit Elam 650

648

§ 22. Verfall des assyrischen Reichs. Die letzten Jahre Assurbanipals scheinen nicht so glücklich und erfolgreich gewesen zu sein wie der Anfang seiner Regierung. Auch ihn traf der schnelle Wechsel von höchstem Glück und ungeheurem Elend, den wir schon öfter als das Schicksal der asiatischen Großstaaten bemerkten. Die Schwäche des assyrischen Reiches hat von jeher in seiner Nord- und Nordostgrenze gelegen. Deshalb hat sich auch immer Assyriens Politik dem Westen erst dann zugewendet, nachdem es ihm gelungen war, sich an jenen bedrohten Grenzen einigermaßen Ruhe zu verschaffen. Die Feldzüge gegen die nördlichen Nachbarn hatten diese gründlich von Einfällen abgeschreckt; nur gegen Elam hatte das Kriegsglück immer geschwankt. Etwa ein Jahrhundert vor Assurbanipal hatten sich im Nordosten zwei politische Veränderungen vollzogen, die ihre zerstörende Wirksamkeit gegen das assyrische Reich erst äußern konnten, als dieses durch die

Bürgerkriege unter Assarhaddon und den Koalitionskampf gegen Assurbanipal in seinen Grundfesten erschüttert war. Von Norden her drangen nämlich unaufhörlich gegen die reichen Südländer skythische Horden vor, deren Vorläufer die schon erwähnten Kimmerier gewesen sein mögen. Diese hatten sich zunächst gegen das lydische Reich gewendet, waren aber zurückgeschlagen worden, und erst als ein zweiter unabsehbarer Zug in Vorderasien eindrang, gelang es diesem „aus weiter Ferne vom äußersten Norden hergekommenen Volke, dessen Sprache niemand versteht", alles, was sich ihnen widersetzte, bis an die Grenzen Ägyptens, niederzutreten. Auch über Assyrien und Babylonien brauste dieser verheerende Sturm dahin. Einen ernstlichen Widerstand fand er erst an dem neuentstandenen medischen Reiche. Dieses an der Nordostgrenze Assyriens gelegene Reich, das den iranischen Medern seinen Ursprung verdankt, hatte sich durch den Zusammenschluß vieler kleiner Gaue gebildet, die sich als ersten König den Dejokes (§ 53) zum Herrscher gesetzt hatten. Sein zweiter Nachfolger Kyaxares vermochte dem wilden Sturm der Skythen, die den Hunnen und Mongolen ähnlich geschildert werden und in gleicher Weise wie sie über die Länder dahinbrausten, erfolgreich Einhalt zu gebieten. Dies brachte dem jungen Reiche Vorteil und schädigte die Assyrer aufs empfindlichste. Denn durch die Ohnmacht gegenüber diesen Barbaren war der Glaube an Assyriens Unbesiegbarkeit verschwunden, und Assurbanipals schwache Nachfolger vermochten den Sieg nicht an ihre Fahnen zu fesseln. Als daher gar die Meder dem Südlande drohten und gegen Babylon heranzogen, entsandte Sarakos, der damalige assyrische Großherr, seinen Feldherrn Nabopolassar, einen Chaldäer, um Babylon zu schirmen. Aber dieser empörte sich gegen seinen Herrn, schloß mit Kyaxares einen Freundschafts- und Verwandtschaftsbund und wandte sich gegen Assyrien selbst. Der tödliche Haß der Chaldäer gegen den verhaßten Gegner ließ ihn den Punkt treffen, wo Assyrien am leichtesten zu verletzen war. Er wandte sich sofort gegen Ninive und belagerte die Hauptstadt, bis es ihm gelang, durch eine vom Tigris gerissene Bresche einzudringen; daraufhin suchte und fand Sarakos mit seinen Weibern und Schätzen in den Flammen den Tod. Furchtbar wütete das Schwert der so unendlich oft gedemütigten Chaldäer gegen den verhaßten Erbfeind. Nichts ward geschont, und als sie von dannen zogen, blieb nur eine ungeheure, von Brand und Leichen erfüllte Ruinenstätte zurück, die noch zweihundert Jahre später des vorüberziehenden Xenophon Staunen erregte und vom späteren Geschlecht als verflucht ängstlich gemieden ward. Auch bei den Propheten klingt die Erinnerung an den ungeheuren Untergang nach, wenn Zephanja (II, 15) sagt: „Das ist die fröhliche Stadt, die so sicher wohnete und sprach: Ich bin's und keine mehr. Wie ist sie so worden, daß die Tiere drinnen wohnen? Und wer vorübergehet, pfeifet sie an und klappt mit der Hand über sie!" Der Fall Ninives hat in der Geschichte seinesgleichen nicht. Nicht nur ein Großreich ging zugrunde, das noch vor kurzem Vorderasien beherrscht hatte; das ganze Volk wurde vernichtet, so gründlich wie kein anderes Volk. Selbst die Zerstörung Karthagos traf nur eine Stadt, nicht eine ganze Nation. Es spricht sich in dieser Vergeltung klar und furchtbar

Einfall der Skythen

Medisches Reich

Kyaxares 624—585

Sarakos 625—606

Untergang Ninives 606 v. Chr.

der ungeheure Haß aus, der bei den Völkern Asiens gegen die verderbenbringenden Assyrer angesammelt war.

§ 23. Das neubabylonische (chaldäische) Reich. Im großen und ganzen traten die Chaldäer die Erbschaft der Assyrer an. Sie hielten ungefähr die alten Grenzen fest, schmiegten sich in die schon vorgefundene Kultur und beteten zu denselben Göttern wie die Besiegten. Gegenüber den weichlichen Bewohnern Babylons zeichneten sie sich durch kriegerischen Sinn aus, und wie früher die Scharen Assurs, waren jetzt die gewaltigen Heere Babylons der Schrecken ganz Vorderasiens. — Der erste Chaldäerfürst Nabopolassar, der Erbe der Politik Merodach-baladans, hatte endlich Ninive bezwungen, und von dem alten Assyrien waren ihm die gesamten Westprovinzen zugefallen. Jedoch nicht ohne harten Kampf vermochte er sie festzuhalten. Von neuem loderte nämlich die alte Eifersucht empor, die zwischen dem Pharaonenstaate und den asiatischen Weltreichen schon seit Jahrhunderten geglimmt hatte. Psammetichs tatkräftiger Sohn Necho II. (§ 33) suchte bei dem Kampfe, der damals um Ninive wütete, für sich das schon längst begehrte Syrien zu gewinnen. Deshalb brach er 608 mit einem gewaltigen Heere auf, warf das Heer des Königs von Juda, Josia, der auf der Seite der Chaldäer stand, bei Megiddo über den Haufen und bemächtigte sich, da die Gegner zu viel mit sich selbst zu tun hatten, ohne Schwertstreich der Länder bis zum Euphrat. Erst nach dem Falle Ninives konnte sich Nabopolassar gegen ihn wenden. Da er selbst erkrankt war, sandte er seinen Sohn Nebukadnezar (eig. Nebukadrezar, vgl. die griechische Form Nabukodrossoros, „Nebo, schütze die Grenze") gegen Necho. Dieser erwartete das Chaldäerheer bei Karchemisch am Euphrat, und wieder kreuzten sich die Waffen um das seit so viel Jahrhunderten heiß umstrittene Vorderasien. Die Ägypter erlitten eine entscheidende Niederlage, und Nebukadnezar wollte, wie in Assarhaddons Zeiten, die chaldäischen Waffen im Nil widerglänzen sehen. Da rief ihn die Nachricht von des Vaters Tode zurück nach Babylon. Ohne Schwierigkeiten bestieg er den Thron und regierte jahrelang in Frieden. Nur spät erst regten sich die Könige von Juda und mußten ihren Freiheitsdrang durch die Einnahme von Jerusalem büßen (§ 48). Als König setzte Nebukadnezar den Zedekia ein, den einzigen des ganzen Fürstenhauses, der in der alten Heimat bleiben durfte. — Die Ägypter hatte die Niederlage bei Karchemisch so tief gedemütigt, daß sie unter Necho und seinem Sohne Psammetich II. nichts gegen Babylon zu unternehmen wagten. Erst als Hophra (§ 33) den Thron bestieg, begann wieder die Angriffspolitik gegen das Chaldäerreich. Zedekia ließ sich, von Jeremias vergeblich gewarnt, zu einem Bündnis gegen Nebukadnezar verleiten und leistete dem heraneilenden Großkönig Widerstand. Die Hilfe der Ägypter blieb aus, und fürchterliche Rache traf den abtrünnigen Fürsten. Geblendet starb er in den Kerkern Babylons, Jerusalem ward zerstört und der letzte Rest des Volkes in die babylonische Gefangenschaft (§ 48) abgeführt. Soviel die spärlichen Quellen erkennen lassen, hat sich Nebukadnezar auch gegen die aufrührerischen Vasallen strafend gewandt und die Ägypter für ihren Einfall gezüchtigt. Der Pharao Hophra wurde, als

Nabopolassar 625—604

Schlacht bei Megiddo 608

Nebukadnezar 604—562

605

597

598

586

Babylonische Gefangenschaft

die Chaldäer nahten, abgesetzt, und an seine Stelle trat Amasis, der dann als Vasall der Babylonier regierte. — Auch in Kleinasien scheint Nebukadnezar Einfluß gewonnen zu haben; dagegen ist das Verhältnis zwischen Babylon und dem jungen Mederreiche noch ganz undeutlich. Von Reibungen zwischen beiden hören wir nichts, wohl aber sagt eine alte Überlieferung, daß der König das von Persien nahende Unheil kommen sah und es seinen Landsleuten geweissagt haben soll. — Genaueres wissen wir über des Königs Friedenstätigkeit. Unter ihm erstand als herrlichster Schmuck des Euphrattales die gewaltige Königsstadt Babylon aus ihren Ruinen, schöner, als sie je gewesen war. Für seine medische Gattin schuf er die hängenden Gärten, für seinen prachtvollen Hofhalt baute er am Ufer des Stromes einen herrlichen Palast, und um die ganze Stadt uneinnehmbar zu machen, umgab er sie mit riesenhaften Mauern, die nur für das durchfließende Wasser Öffnungen darboten. Auch das übrige Land beschenkte er mit den nützlichsten Anlagen, verbesserte und erweiterte das Kanalsystem, schuf einen künstlichen See, um die Bewässerung zu regulieren, und baute eine große Zahl von Tempeln auf, unter anderen auch den Nebotempel von Borsippa, der mit seiner Anlage wohl den Anlaß zur Sage vom Turm zu Babel gegeben hat. Hochbetagt starb der große Fürst an einer Krankheit. Aus der alttestamentlichen Überlieferung gewinnt man kein günstiges Bild von ihm. Es erscheint jedoch sicher, daß wir von vielen Zügen der hebräischen Überlieferung, z. B. seiner Geisteskrankheit und seiner Tyrannei, absehen müssen. Die einheimischen und griechischen Quellen lassen ihn als einen großen Kriegshelden und Friedefürsten erscheinen, nicht unähnlich dem Hammurabi, dem ersten Begründer des altbabylonischen Reichs. — Nach Nebukadnezars Tode brachen die Palastrevolutionen und Familienstreitigkeiten, die die orientalischen Staaten wie ein Fatum von den ältesten Zeiten her begleiten, wieder aus, und nach einer sechsjährigen Frist war das Königshaus bis auf den letzten Sproß ausgerottet. Die Großen des Hofes hoben nun einen aus ihrer Mitte, Nabuna-id (Nabonetos, „Nebo ist erhaben"), auf den Thron, und dieser suchte in der Weise seines großen Vorgängers zu regieren. Durch wissenschaftlichen Sinn (dem wir wertvolle historische Nachrichten verdanken) und tiefe Religiosität ausgezeichnet, brachte er alte halbvergessene Kulte wieder zu Ehren und zog sich dadurch den Zorn der mächtigen Priesterschaften der neuen Götter Merodach und Nebo zu; diese suchten und fanden einen Rückhalt an dem jungen Perserfürsten Koresch (Kyros d. A.), der von Tatenlust glühte. Medien hatte er schon bezwungen, und das gealterte Chaldäerreich, doch nur eine Weiterbildung der vorhergehenden Babylonier- und Assyrerreiche, konnte ihm keinen ernstlichen Widerstand leisten. Wie sich die Schlußkatastrophe gestaltet hat, ist noch unsicher, da die Überlieferungen sich widersprechen. Von einer eigentlichen Einnahme Babylons erzählen weder Nabuna-id noch Kyros selbst etwas. Wie es scheint, ward Stadt und Land dem Perserkönig ohne Schwertstreich durch die Priesterschaften in die Hand gespielt. Der König selbst wurde gefangen und scheint ein ähnliches Los an des Kyros Hof gefunden zu haben wie sein ehemaliger Ver-

Friedenstätigkeit des Königs

Evil-merodach 561—560

Neriglissar 559—556

Nabuna-id 556—539

539

† März 538 bündeter Krösos von Lydien (§ 54); sein Sohn Belsaruzur (Belsazar) dagegen fand bei der tapfern Verteidigung des Königsviertels von Babylon, wie die Nabonetosannalen melden, seinen Tod — eine Tatsache, die auch im Gedächtnis der Juden weiter fortlebte.

So sank denn das neubabylonische Reich nach nur neunzigjähriger Dauer in Trümmer, im ganzen trotz der gewaltigen Gestalt Nebukadnezars nur eine Frucht der assyrischen Vorgänger. Babylon selbst blieb zwar noch lange Zeit Hauptstadt des Perserreichs, ja noch unter den Seleukiden hatte es einige Bedeutung. Aber der Verfall, der schon unter Dareios begann, ließ sich nicht aufhalten. Alexander wollte es wieder heben, aber sein allzu früher Tod hinderte ihn daran. Ganz zugrunde ging es erst nach der Gründung der Kalifenstadt Bagdad, eine Stätte der Öde und des Grausens, bis es unserer Zeit beschieden war, das verklungene Leben vergangener Jahrtausende aus geheimnisvollen Zeichen wieder erstehen zu lassen.

§ 24. Kultur und Religion der Babylonier und Assyrier. Die Babylonier waren, trotz der zahlreichen Kriege, in denen sie ihr nach allen Seiten offenes Land verteidigen mußten, ein friedfertiges Volk. So kommt es denn, daß sich frühzeitig bei ihnen die Kultur zu hoher Blüte erhob. Die ersten Anfänge derselben schrieb die fromme Tradition (nach Berossos) dem Fischmenschen Oannes (— Ea?) zu, der dem Meere entstieg und den wie Tiere dahinlebenden Menschen die Anfänge des Staatswesens und des Ackerbaues lehrte.

Naturdienst Die Religion der alten Babylonier war ein polytheistischer Naturdienst. Sie verehrten den Himmel, die Erde und das Wasser, die Sonne, den Mond und den Venusstern, das rätselhafte Walten der Naturkräfte und die einzelnen Sterne. Daneben steht die Verehrung einzelner Stadtgottheiten, die als Schirmherrn auch von den Eroberern jedesmal anerkannt wurden. Die älteste und höchste Göttertrias wird (nach Delitzsch) von den Göttern Anu, Bel und Ea dargestellt. An sie reihen sich später als zweite Götter Trias Sin (der Mondgott), Samas (der Sonnengott) und Adad („der Oberste Himmels und der Erde"). Neben ihnen spielt Ištar (Astarte), die Göttin des Morgen- und Abendsterns, eine hervorragende Rolle. In späterer Zeit treten, zunächst als Stadtgottheiten und dann als Kinder der hohen Götter bezeichnet, Merodach, Nebo, Adar (Ninib) und Nergal aus dem unendlichen Pantheon der Babylonier hervor. Merodach (Marduk) von Babylon war der Sohn Eas, der aus dem Chaos die Welt erschuf. Er erhielt, als Babylon Hauptstadt wurde, den Zunamen Bal (Herr) und ist von dem älteren Gotte, dem Herrn der Erde und was darinnen ist, zu unterscheiden. Nebo, wohl die Personifikation des Planeten Merkur, ist der „weise, weitsinnige Gott", der Lehrer der Götter und Menschen. Adar (Ninib) scheint der Gott der Mittagssonne gewesen zu sein, und Nergal, dem der Planet Mars geweiht war, war der „Herr des Kampfes und der Schlacht". — Alle diese Götter stehen nach dem Glauben der Babylonier nebeneinander. Sie alle bilden Teile der „Gottheit an sich", und es wäre wohl schon bei ihnen den Denkenden gelungen, sich zum Monotheismus zu erheben, wenn sich nicht der Begriff der Gottheit in die „männliche und weibliche Potenz" zerteilt hätte, so daß bis zu Babylons Untergang der Polytheismus, von der mächtigen Priesterschaft sorgsam gehütet, sich ungeschwächt erhielt. In den religiösen Vorstellungen gehen dabei friedlich nebeneinander her das beständige Eingreifen der Gottheit in alle Dinge des Lebens und das Gefühl der Sünde und Schuld, die von den Göttern gerächt werden, wenn sich der Sünder nicht bußfertig an ihre Barmherzigkeit und Gnade wendet. —

Kultus In herrlichen Tempeln wurden die Unsterblichen angebetet, und wohl keine Königsurkunde ist zu finden, in der nicht die frommen Fürsten von großartigen Tempelbauten berichten und ihre Bemühungen um den heimischen Kultus in helles Licht zu stellen suchen. Die Götterbilder und ihr „Allerheiligstes" strahlten von Gold und Edelsteinen, und durch zahlreiche Opfer, die nur die Priesterschaft darzubringen befugt war, bezeugten die alten Babylonier und Assyrier ihre Frömmigkeit. Altertümliche Kulte wurden aufs sorgsamste wieder zu neuem Leben erweckt, und es ist ein charakteristisches Zeichen, daß gerade in den Zeiten der höchsten Not sich Großkönige, wie Assarhaddon und Nabuna-id, einer leidenschaftlichen Religiosität ergaben und von den Göttern Hilfe erhofften und durch überreiche Gaben zu gewinnen suchten, wo Menschenhilfe umsonst war. Selbst

in den ältesten Zeiten finden wir keine Menschenopfer, wohl aber ist für die gesamte babylonisch-assyrische Kultur das Opfer der weiblichen Keuschheit zu Ehren der Ištar bezeichnend, wie für die vorderasiatischen Völker das Opfer der Mannheit; das scheint mit den mannweiblichen Vorstellungen von den Göttern (wie bei Ištar) in Zusammenhang zu stehen, denen durch das Aufgeben dieser Güter eine hohe Ehre erwiesen wurde.

Mythen

Von den mythologischen Vorstellungen des Volkes und seinen religiösen Legenden wissen wir jetzt mancherlei aus den Berichten über die Sintflut, den zahlreichen Hymnen und dem sogenannten Nimrod-(Izdubar)-Epos. — Die Schöpfungssage, die in sieben leider sehr zertrümmerten Tafeln auf uns gekommen ist und sich in vielen Stücken mit der Genesis berührt, zeigt uns den Kampf des höchsten Gottes Marduk-Bal mit der Tiamat (dem Chaos) und nach dessen Siege die Erschaffung und Ordnung der Welt. An sie schließen sich als neuere Funde an die Paradieseserzählung und die Höllenfahrt der Göttin Ištar. — Die Hymnen, die in großer Anzahl erhalten sind und aus den verschiedensten Jahrhunderten stammen, sprechen von den hohen Eigenschaften der Götter und wenden sich, oft im Tone den Psalmisten ähnlich, an deren große Güte und Barmherzigkeit. — Das Nimrod-(Izdubar-)Epos endlich schildert uns auf zwölf Tafeln die Geschichte Izdubars (richtiger: Gilgameš), eines halbmythischen Heros, dessen Taten unter dem Schutze des Sonnengottes geschehen und in vieler Beziehung an die Arbeiten des Herakles erinnern. Besonders wertvoll ist die darin enthaltene Schilderung der Sintflut, die sich sehr oft mit dem Bericht des 1. Buches Mose deckt, jedoch in einer unzweifelhaft älteren Fassung vorliegt. Daß sich neben der eigentlichen Religion auch mannigfacher Aberglaube fand, ist von vornherein wahrscheinlich und findet seine Bestätigung darin, daß noch das späte Altertum Chaldäer und Zauberer für gleichbedeutend ansah. Unzählige Dämonen bevölkerten die Welt, und ganze Heere von Beschwörern waren gegen sie beschäftigt. Besonders gern knüpfte der Aberglaube aber an die Zahlen an, und die Drei und Sieben verdanken jenen frühen Zeiten ihre Bedeutung für Glück und Unglück. — Den Verkehr zwischen Göttern und Menschen vermittelte eine zahlreiche und mächtige Priesterschaft, gewöhnlich Magier genannt. Ihre Hauptmacht bestand darin, daß man glaubte, sie seien im Besitze von Formeln und geweihten Worten, die selbst über die Götter Macht besäßen. Der Geisterkult, den sie neben der Staatsreligion pflegten, gab ihnen ein hohes Ansehen, mit dem es selbst die gewaltigsten Großkönige nicht verderben durften. Zugleich waren sie auch die eigentlichen Träger der Wissenschaft.

Izdubar Gilgameš

Magier

§ 25. Wissenschaften und Künste. Die Magier verstanden es stets, die Wissenschaft im Banne ihrer Theologie zu halten. Sie waren die ersten Kenner der Arzneikunde, da Krankheit als ein Werk der Dämonen galt, und sie waren die ersten Astrologen und Astronomen, da ja der Lauf der Gestirne in engem Zusammenhang mit den Schicksalen der Menschenwelt stand. Als Mediziner leisteten die Magier nicht viel. Sie hatten zwar einige anatomische Kenntnisse, aber ihr Heilverfahren beschränkte sich auf die Anwendung von Beschwörungsformeln. Dagegen leisteten sie als Astronomen und Mathematiker Gewaltiges. Sie hatten schon Längen-, Flächen- und Körpermaße in Anlehnung an die Maße des menschlichen Körpers festgesetzt, die Gewichte nach einer gewissen Zahl von Getreidekörnern bestimmt und beides vielleicht (wie im Metersystem) zu einander in Beziehung gebracht. Auch die Geldwährung ist von ihnen zuerst in feste Normen gebracht worden, indem sie Gold zu Silber in das Verhältnis von $13^1/_3 : 1$ brachten, wie die noch vorhandenen Münzbarren lehren. Ihr Zahlensystem beruhte auf einer Verschmelzung des Sexagesimalsystems mit dem Dezimalsystem, und so haben wir denn heute noch in den 60 Minuten der Stunde, den 60 Sekunden der Minute, den 12 Stunden des Tages, den zwölf Bildern des Tierkreises und den 360 Graden des Kreises direkte Nachklänge der altbabylonischen Wissenschaft. — Die höchste Achtung aber zwingen uns die Babylonier durch ihre astronomischen Kenntnisse ab, die von einer unermüdlichen Beobachtung des Himmels zeugen. Freilich ist dabei alles stark von astrologischem Beiwerk durchsetzt. Sie konnten den Aufgang der Gestirne und die Sonnen- und Mondfinsternisse berechnen und kannten sehr wohl das astronomische Sonnenjahr, das sie auf $365^1/_4$ Tag berechneten. In der Zeitrechnung verwendeten sie das Mondjahr von 354 Tagen und schoben, um die Übereinstimmung zu erreichen, gelegentlich einen Schaltmonat ein. Die sieben Tage der Woche benannten sie nach ihrer Planetenliste, und auch diese babylonische Einrichtung ist bis auf unsere Tage gekommen, ebenso wie ihre Monatsnamen in dem jüdischen Kalender noch heute im Gebrauch sind. — Daß das babylonische Volk auch in der Rechtswissenschaft Bedeutendes leistete, beweisen die zahlreichen Privaturkunden von Hammurabis Zeiten (§ 19) bis auf Nabuna-id. Besonders hoch standen aber bei ihnen, den Großmachtsbestrebungen der spätern Assyrerfürsten entsprechend, die Kenntnisse in den Sprachen und die Fähigkeit, sie durch Zeichen auszudrücken.

Wissenschaften

Alles, was uns in direkten Quellen aus Assyrien überliefert ist, wurde in der sogenannten Keilschrift aufgezeichnet. Sie stammt, nach J. Oppert, von den Sumeriern

Keilschrift

her und scheint auf sämtliche vorderasiatische Sprachen angewendet worden zu sein. Hervorgegangen ist sie, ähnlich den Hieroglyphen, aus ursprünglichen Bildern, die einen Vorgang festhalten sollten (wie die ägyptischen Schminktafeln), und war eine Bilderschrift, aus der sich nach und nach Ideogramme entwickelten, deren Bedeutung sich mit der der Bilder keineswegs deckte. Nur die alte Lautbedeutung war geblieben. Da als Material Stein- oder Tontafeln gewählt wurden, so ist die Anwendung gradliniger Charaktere und die Entstehung der sogenannten Keilschrift leicht erklärlich. In den klassischen Zeiten der assyrischen Großmacht drückt diese Schrift durch jedes Zeichen eine Silbe aus, d. h. entweder einen Vokal oder Konsonanten und den ihn zum Tönen bringenden Vokal. Die Zahl der Zeichen betrug ursprünglich gegen 400, ist aber in der berühmten Bisituninschrift (§ 54) von Dareios I. bis auf 43 abgemindert. In Gebrauch scheint diese Schrift bis in die Diadochenzeit gewesen zu sein. Berossos wenigstens, der ein Werk „Babylonische Geschichte" verfaßte (um 280), konnte sie noch lesen. Dann
1802 verschwand ihre Kenntnis, und erst dem genialen Scharfblick von G. F. Grotefend gelang es, den Schlüssel zu der verlorenen Sprache zu finden. Ihm und der Schar ihm nachstrebender Assyriologen verdanken wir die Erkenntnis, daß wir es in den Keilinschriften mit den Denkmälern eines semitischen Volkes zu tun haben; ihrem unermüdlichen Fleiße ist es zu danken, daß wir die assyrischen Texte jetzt leicht und sicher lesen und von dem Leben und Treiben der Mesopotamier uns ein leidliches Bild machen können. — Die Denkmäler aus jenen Tagen sind außerordentlich zahlreich, und noch immer geschehen
Die Bibliothek von Kujundschik neue Funde. Die wichtigste Erwerbung war wohl die Tontafelbibliothek Assurbanipals, über zwanzigtausend auf beiden Seiten eng beschriebener Tontafeln, die einen genauen Einblick in das Wissen der Assyrer gestatten. Besonders interessant sind die sogenannten Syllabare, eine Reihe von Täfelchen, die altsumerische Worte erklären und in das Assyrische übersetzen. Ohne ihre Hilfe würde noch sehr vieles unverständlich geblieben sein. — Neuerdings haben die Funde von der Korrespondenz,
Die Tell el Amarna-Briefe 1400 v. Chr. die die Großkönige von Babylon mit den Pharaonen geführt haben, und die in Tell el Amarna in Ägypten ans Licht traten, großes Aufsehen erregt, denn sie erweisen das Babylonische als die damalige Diplomatensprache, ähnlich der heutzutage dem Französischen zugewiesenen Rolle; denn nicht nur der Pharao und der babylonische Großkönig, sondern auch die kanaanäischen Fürsten und die Ägypter, die Herren von Mitani, die Fürsten der Cheta und viele andere korrespondieren in dieser Sprache oder mit diesen Zeichen; denn die Keilschrift hat, ähnlich den Charakteren der chinesischen Schrift (§ 10) die Eigentümlichkeit, daß zwei sprachlich völlig voneinander getrennte Menschen sich in ihr genau so schriftlich verständlich machen können wie die Japaner und Koreaner. Berufene Forscher stellen die vorhandenen Schätze, die wohl kaum den hundertsten Teil von dem ausmachen, was noch zu finden ist, als so groß dar, daß die Gelehrten noch auf lange Zeit vollauf zu tun haben, um das Material zu sichten und in einer für weitere Zwecke verwendbaren Form zu bearbeiten. Darum wird auch die Geschichtschreibung sich gerade hier besonders beschränken müssen und nur das vortragen dürfen, was allgemein als völlig gesichert gilt.

Künste Auch in den Künsten brachten es diese Bewohner des Zwischenstromlandes zu hoher Blüte. Wie alles bei ihnen im Dienste der Religion stand, so werden wir als die hervorragendsten Baudenkmäler wohl die Tempel der Götter erwarten dürfen. Und in der Tat hat der Tempelbau der Babylonier zu allen Zeiten das Staunen der Völker erregt. Noch heute zwingen die Reste der babylonischen Tempeltürme, die nicht in Terrassen stufenförmig anstiegen, wie man lange geglaubt hat, sondern ein schräg ansteigendes Massiv darstellten, dessen Grundlage quadratisch war und auf einer rundlaufenden Rampe bis zur Spitze erstiegen werden konnte, zur Bewunderung. Daneben hören wir von den prachtvollen Palästen, die sich die assyrischen Großkönige erbauten, und die sich besonders durch die großen Hallen wie durch ihre mit glasierten Ziegeln bedeckten Wände auszeichneten. — Geschmückt waren die Baudenkmäler durch Werke der bildenden Kunst, besonders durch Skulpturen, deren Stil in der assyrischen Zeit stereotyp geworden war und zu einer hohen Vollkommenheit durchgebildet wurde. Die Gegenstände waren entweder auf den Reliefs dem Leben der Könige entnommen und bildeten, wie in Ägypten, eine fortlaufende Illustration zu dem dazu geschriebenen Texte, oder sie dienten als Bildhauerwerke zum Schmucke der Paläste. Einige von ihnen sind von überraschender Naturwahrheit. Die Phantasie der Assyrer gefiel sich besonders in der Darstellung von Fabelwesen, und wie der Sphinx für Ägypten ist der Stierkoloß mit dem Menschenhaupt für sie charakteristisch. Die halberhabenen Reliefs der Königspaläste bilden neben den schönen Bronzebildnereien der Tore von Balawat die wichtigsten Denkmäler assyrischer Kunst. Auf ihnen zeigt sich am deutlichsten der eigentlich babylonisch-assyrische Stil, der zu konventioneller Darstellung hinneigt; zugleich mit der Weltmachtstellung Assyriens fand er seinen Weg nach Westen und ist in den Denkmälern der troisch-mykenischen Periode der griechischen Kunst deutlich wiederzuerkennen (§ 68). Von den anderen Künsten sind bis jetzt zu geringe Spuren auf uns gekommen, als daß man ein Urteil gewinnen könnte.

Das meiste müssen wir den Skulpturen entnehmen, die auch für Textilerzeugnisse und andere kunstgewerbliche Gegenstände auf eine hohe Entwicklung hinweisen.

Assyrische Riesenstädte

Schließlich noch ein Wort über die Riesengröße der assyrischen und babylonischen Großstädte. Die Angaben des Propheten Jonas, des Ktesias und Diodor von Babylons ungeheurer Größe erscheinen zwar übertrieben, aber sehr ausgedehnt sind die Städte gewesen. Man muß beachten, daß, wie Layard gelehrt hat, zwischen den einzelnen Häusern sich Felder befanden, die innerhalb der Stadtmauern lagen. Die südbabylonischen Ruinenstätten dagegen zeigen nur bescheidenen Umfang, wie ihn noch heute etwa orientalische Mittelstädte einzunehmen pflegen.

Viertes Kapitel.

Die Ägypter.

§ 26. Der Nil. Ägypten, von den Einwohnern Qemt, „die schwarze Erde", genannt, im Gegensatz zu dem „roten Lande", der blendend hellen libyschen Wüste, die sich westlich in endloser Weite ausdehnt, ist das langgestreckte, fruchtbare Talland, welches dem Nil (von dunkler Bedeutung) sein Dasein verdankt. Ohne die Fluten dieses Stromes würde der Wüstensand alles Wachstum bis zur Küste des Roten Meeres mit seiner todbringenden Gewalt erstickt haben; daher nennt Herodot das untere Land ein „Geschenk des Nils"; und bei Homer führt Land und Fluß denselben Namen, Aigyptos. Dieser segenspendende Strom, welchen die Eingeborenen selbst nur jotru (d. h. der Strom) nannten, und über dessen Ursprung erst die neuesten Forschungen nähere Aufklärung verschafft haben, ist der Ausfluß von zwei gewaltigen, auf einem Hochplateau unter dem Aquator gelegenen Seen, denen man die Namen Viktoria-Nyanza (Ukerewe) und Albert-Nyanza (Mwutan Nsige) gegeben hat. Beide steigen während der Regenzeit über ihr gewöhnliches Niveau; der Abfluß des Ukerewe(spr. Jukerju)see empfängt, verstärkt durch die Abflüsse des Albert-Edward-Nyanza und Albert-Nyanza bei seinem Laufe nach Norden den Namen Bahr-el-Abiad (Weißer Nil) und nimmt beim heutigen Chartum den Bahr-el-Asrak (Blauen Nil), den Abfluß des abessinischen Gebirgslandes auf. Der Strom fließt durch einen im allgemeinen von Süd nach Nord verlaufenden Felsenspalt und hat diesem folgend sich seinen Weg zum Mittelmeere gesucht, anstatt sich in das viel näher gelegene Rote Meer zu ergießen. Der höher gelegene Teil der Nilquellenregion am blauen Ukerewe gehört zu den herrlichsten und gesündesten Gegenden der Erde. Sobald dagegen der Fluß das nubische Land erreicht hat, berühren bald pflanzenlose Sandflächen seine Ufer, bald treten ihm felsige, meist kahle Bergketten hemmend in den Weg, bis er endlich bei den Palmenwäldern von Syene die Grenze Ägyptens erreicht. Nachdem sich hier die Fluten zum letztenmal zwischen den reizend gelegenen Inseln Philä und Elephantine brausend über die dunkeln, wild aufgetürmten Granitfelsen hinabgestürzt haben, ändert sich die Natur des Bodens. Der Abfall der felsigen Hochebene der Wüste bildet nun zwei hohe Talwände, zwischen denen der Nil seine stillen Wasser in ruhiger Strömung dem Meere zuführt, im Osten von einem felsigen Urgebirge begleitet, welches das Flußtal von den Sanddünen des Roten Meeres trennt und edles Gestein, wie Basalt, Porphyr, Serpentin, in sich trägt; im Westen ist er durch ein Gebirgsplateau gegen den goldgelben Flugsand der Wüste geschützt, der jedoch bisweilen von den heißen Südweststürmen bis an den Rand des Tales geführt wird. In dieser Vertiefung rollt der breite Strom seine Wogen in stiller Majestät dahin, den Ufersand auf beiden Seiten, soweit sein befruchtendes Wasser durch Natur- oder Menschenkunst geführt wird, in eine grüne Oase verwandelnd. Meist ohne Zuwachs durch andere Flüsse tränkt und erfrischt er das heiße Land, über das der wolkenlose, helle Himmel fast nie einen Regenguß herabsendet. — Unterhalb Memphis erweitert sich das Tal; nach beiden Seiten hin treten die Berge zurück und umgaben in vorhistorischen Zeiten eine dreieckige Meeresbucht. Nachdem der Nil das Seewasser verdrängt und jene Bucht mit seinem Schlamme ausgefüllt hatte, entstand dort eine ausgedehnte

Nilquellen

Das Delta

Ebene, die von dem Strome in zwei Haupt- und vielen Nebenarmen durchflossen ward. Hier wechselten, nachdem die Anschwemmungen des Landes zur Ruhe gekommen waren, fruchtbare Felder mit grasreichen Fluren; Palmen und Sykomoren schmücken die Ufer des majestätischen Stromes, bis er das Marschland und den Dünenkranz erreicht und seine Fluten im Meere begräbt. Dies ist das Nildelta, das angeschwemmte Land, dessen erstaunliche Fruchtbarkeit Ägypten zur Kornkammer der Alten Welt machte. Der „Bach Ägyptens" bei dem Dorfe El Arisch, dem Rhinokolura der Alten, war von jeher die Grenze gegen Palästina und eine Wüstenstraße die Seeküste entlang der einzige Verbindungsweg zwischen dem Nillande und den Kulturvölkern Vorderasiens. Nach Westen hin hielten einige fruchtbare Oasen den Zugang für die Karawanenzüge offen, welche die heimischen Lasttiere, das Kamel, das Pferd, der Esel, möglich machten.

Die Nilüberschwemmung

Die Fruchtbarkeit Ägyptens ist durch die jährlichen Nilüberschwemmungen bedingt. Wenn durch die periodischen Regengüsse der Tropenländer die Wasserfülle sich mehrt, so fängt um die Zeit der Sommersonnenwende der Strom an, sich zu heben, und steigt drei Monate lang, von Mitte Juni bis Mitte September. Schon im Juli überschreitet er seine Ufer; im August, wenn er seinem höchsten Wasserstande nahe ist, öffnet man die Dämme und leitet die Fluten in die Kanäle, mit denen der Fleiß der Menschen schon in den ältesten Zeiten das Land durchschnitten hat, um die Bewässerung auch den entfernten Gegenden zuzuführen. In dieser Zeit gleicht das Land einem See, aus dem die Städte und höher liegenden Orte wie Inseln hervorragen. Unzählige Barken beleben die Flut, und das ganze Volk feiert jauchzend und festlich geschmückt die Tage des Segens. Die durchschnittliche Höhe der Überschwemmungen ist natürlich an den einzelnen Orten verschieden. In Kairo erreicht sie gewöhnlich 23 Fuß, was den 16 Ellen entspricht, die das Altertum als günstigste Höhe für Memphis ansah und auch in den 16 Kindern, die den Nil umspielten, plastisch dargestellt hat (Statue im Vatikan). Sind die tropischen Regengüsse vorüber, so kehrt der Strom allmählich wieder in seine Ufer zurück, an allen Stellen die treffliche Fruchterde, die er auf seinem Laufe durch die oberen Gebirgsländer weggeschwemmt hat, als schlammigen Niederschlag zurücklassend. Im Oktober trocknet das Land ab, dann wird es bestellt und bedeckt sich rasch mit grünen Saaten, die ihm ein gartenähnliches Aussehen geben. Die Zeit des Wachstums dauert bis Ende Februar; im März tritt die Ernte ein; dann folgen drei Monate der Dürre, während deren der Nil seinen tiefsten Wasserstand hat. — Von den Überschwemmungen hängt der gesamte Wohlstand Ägyptens ab. Ohne diese würde es ein ebenso wüstes und ödes Tal ohne Vegetation und Leben sein wie die es umgebenden libyschen und arabischen Länder. Deshalb legte man auch dieser Gabe des Stromes göttlichen Ursprung bei, und die alten Ägypter sprachen von der Träne der Isis, die am 17. Juni, dem Beginn des Steigens, in das Wasser fiel. Zugleich mußte dem Volke daran liegen, die Überschwemmungen möglichst in gleicher Höhe zu halten. Denn eine Elle mehr verwüstete die Felder im Delta, eine Elle weniger überantwortete Theben der Dürre und Hungersnot. Deshalb war das Land von zahllosen Kanälen durchzogen, die des Stromes Gabe überallhin führten, und die Beaufsichtigung der Bewässerungsverhältnisse war eine der wichtigsten Obliegenheiten der ägyptischen Beamten und wurde nur den zuverlässigsten Leuten anvertraut.

§ 27. Einteilung des Landes. Abstammung der Ägypter. Schon in sehr früher Zeit war das Nilland in Ober- und Unterägypten geschieden und das Nordland als das Land des Set oder Sutech, das Südland als das Land des Horus bezeichnet worden. Jedoch die politisch maßgebende Einteilung war das nicht. Das Land zerfiel vielmehr, solange es ein selbständiges Königreich war, in etwa 42 Nomen (Gaue), von denen 22 auf Ober-, 20 auf Unterägypten kamen. Diese Nomen oder Gaue waren ursprünglich selbständige Staaten gewesen, die von einheimischen Fürstengeschlechtern regiert wurden; doch schon in sehr früher, für uns heute historisch noch nicht durchdringlicher Zeit fanden Einigungen der Stammesfürstentümer statt, die schließlich den Einheitsstaat heraufführten. In geschichtlicher Zeit lernen wir sie nur als Verwaltungsbezirke kennen. Jeder dieser Nomen bestand aus vier Teilen: der Hauptstadt, welche Sitz der obersten Behörde war, dem Fruchtland, den Sümpfen und den Kanälen. An der Spitze eines jeden stand ein Nomarch, ursprünglich ein Sproß eines ehemals freien Fürstengeschlechts, später abhängig von den Pharaonen. Übrigens ist die Zahl der Nomen nicht

immer dieselbe gewesen, da die Könige aus administrativen Gründen einzelne teilten oder zusammenlegten. Es gingen in schlimmen Zeiten auch einige Distrikte, besonders im Süden, verloren, die in der Glanzzeit des Reiches mitgerechnet worden waren, wie Nubien und Meroë. — In Oberägypten, das bis in die Nähe von Memphis reichte, befinden sich die merkwürdigen und großartigen Ruinen von Theben auf beiden Ufern des Stromes, darunter der Tempelpalast von Karnak mit seinen riesenhaften Säulenmassen, Kolossen und Statuentrümmern von farbigem Sandstein, schönem Marmor, rotem und schwarzem Granit. Zu diesem führt von der Ruinengruppe von Luqsor (dem zweiten großen Pharaonenpalast) den ganzen 2000 Meter betragenden Weg hindurch eine Allee von je drei Meter auseinanderliegenden Sphinxkolossen, die großartigste Verbindungsstraße, die Menschen je angelegt haben. Zu den Merkwürdigkeiten Oberägyptens gehören ferner: die riesenhafte Memnonssäule, eine Statue des Königs Amenophis, die früher bei Sonnenaufgang harmonische Töne von sich gegeben haben soll; die in schauerlicher Öde in kahle Felsenwände gehauenen vierzig Königsgräber mit ihren riesigen Gewölben und Hallen; die unterirdische Totenstadt (Katakomben) mit ihren Grabkammern, ihren labyrinthischen Gängen und ihren Schätzen an altertümlichen Gerätschaften, Zieraten, Schmuckwerk, Mumien, Papyrusrollen u. dgl. In dem Tale „der Königsgräber", wo eine gigantische Natur ihr Schöpfungswerk im wilden Spiel der Elemente betrieben hat, erstirbt alles, und Tod ist das Losungswort in dieser stillen Region. Einen düsterern Platz als diesen konnten die Könige zu einer ewigen Ruhestätte sich nimmer ausersehen; hier scheint es wirklich, als ob sich die Tore der Unterwelt öffneten. — Stromabwärts in Unterägypten, in der Nähe der alten Hauptstadt Memphis, begegnet man den Trümmern des Labyrinths, eines aus zahlreichen ineinanderlaufenden Irrgängen bestehenden Bauwerks, den Gruppen von Pyramiden, unter denen die vom König Cheops erbaute bei dem Dorfe Ghize durch ihre riesenhafte Masse und Höhe besondere Bewunderung erregt, dem Riesenbilde des Sphinx und dem See Möris, der zur Regelung der Nilüberschwemmungen gedient zu haben scheint. — Unterhalb Memphis verzweigt sich der Nil in verschiedene Arme und Mündungen, von denen im Altertum sieben bekannt waren. Jetzt gibt es nur zwei Hauptarme, den von Rosette und den von Damiette. Die von ihnen und vom Meere eingeschlossene Landschaft führt von ihrer dreieckigen, dem griechischen Δ (D) entsprechenden Gestalt den Namen Delta. Hier lagen außer der alten Hauptstadt Heliopolis (On), die aber später von Alexandria verdunkelt wurde, die geschichtlich merkwürdigen Orte Sais, Naukratis und Pelusium.

Oberägypten

Unterägypten

Das Delta

Der Ursprung des Ägyptervolkes (so wurden sie von den Griechen genannt; ein einheimischer Name für die Bewohner des Nillandes scheint nicht existiert zu haben) ist in Dunkel gehüllt. Eine Vermutung geht dahin, daß das gesamte Volk eines Stammes gewesen ist, der in einem noch nicht genügend erforschten Verwandtschaftsverhältnis zu den kaukasischen Stämmen Nordafrikas gestanden hat. Eine zweite Ansicht ist die, daß sich zu einer Urbevölkerung, die sich der Negerrasse näherte, ein von Asien kommender Zug von Einwanderern gesellte, der sich durch seine höhere Bildung die Ureinwohner unterwarf und in geschichtlichen Zeiten den Herrenstand darstellte. Eine Entscheidung läßt sich nicht treffen, da sich diese Vermutungen auf Zeiten beziehen, die weit vor jeder geschichtlichen Kunde liegen. In historischen Zeiten sind alle Bestandteile des Volkes gänzlich miteinander verschmolzen, und keine Kunde ist auf uns gekommen, daß im Volke das Bewußtsein verschiedener Herkunft gelebt hätte. Mag nun das gesamte Volk der Ägypter oder nur ein Teil mit den Semiten Vorderasiens in Zusammenhang stehen und als selbständiger Zweig sich von ihnen getrennt haben, — in Religionsbegriffen, in manchen Kenntnissen (Meß- und Sternkunde), Einrichtungen und Gebräuchen haben die Ägypter so viele Ähnlichkeit mit einigen asiatischen Völkern, sowohl mit den semitischen Volksstämmen als mit den

Ursprung der Ägypter

Indern, daß eine Einwirkung Asiens auf die Nilbewohner nicht wohl geleugnet werden kann. Diese Einwirkung kann indes nur in den ältesten Zeiten, ehe noch die Bildung und das eigentümliche Wesen fest begründet war, angenommen werden. Denn sowohl die Lage des von Gebirgen, Wüste und Meer begrenzten Landes als der abgeschlossene, allem Fremden feindselige Volkscharakter widerstand ausländischen Einflüssen und Kulturen. Die Ägypter selbst hielten sich für Autochthonen; sie erscheinen auf den Abbildungen mit rotbrauner Farbe und werden unterschieden von drei anderen Menschenstämmen, den Amu (Syrern) mit semitischem Typus und fleischfarbigem Kolorit, den Nehesiu oder Negern und den Temchu, den Nordvölkern mit heller Farbe und blondem Barte.

§ 28. Die Urzeit. Erste Staatenbildung. Das alte Reich (von etwa 4500—2500 v. Chr.). Wann die Einwanderung der Ägypter in das Niltal erfolgte, ist sehr unsicher; jedenfalls lag sie lange vor jedem Versuche einer Staatenbildung. Die letztere vollzog sich erst, als man die entwaldeten Talränder der Wüste überlassen mußte, die Jagd die meisten Wildarten des tropischen Südens vernichtet hatte und die Natur des Niltales zu gemeinsamer Arbeit und deren Organisation zwang. Aus den umherschweifenden Nomaden wurde so ein seßhaftes Bauernvolk, erst unter Teilfürsten, später unter einer einheitlichen straffen Monarchie.

Die ersten Anfänge staatlichen Lebens zeigten sich in den sogenannten Nomen (Gauen), deren Zahl hin und her schwankte. In diesen Nomen traten einheimische Geschlechter an die Spitze des Volkes und bildeten so im Niltale eine größere Anzahl von Fürstentümern, die miteinander in ständiger Fehde lagen. Städte bildeten in diesen Gauen bald den Mittelpunkt des politischen Lebens, und aus ihnen ging dann das Bedürfnis nach einer größeren Einigung des ganzen Landes hervor. In welche Zeit diese ersten Staatenbildungen zu setzen sind, ist ungewiß; doch werden wir nicht weit irren, wenn wir sie in die Anfänge des fünften vorchristlichen Jahrtausends setzen: der Beweis dafür liegt in der Einführung des verbesserten Kalenders, die von Ed. Meyer auf das Jahr 4241 v. Chr. angesetzt worden ist (Zusammenfallen des ägyptischen bürgerlichen Neujahrstags [1. Thout = 19. Juli] mit dem Siriusaufgang). Die ältesten Ansiedlungen, die wir bisher kennen, liegen an der Stelle, wo der Nil sich am weitesten nach Osten wendet, und noch mehr stromabwärts, nach Abydos zu, auf der Westseite des Stromes, und dann weiter nördlich am Ostufer bei Memphis. Die Kultur war durchaus steinzeitlich, jedoch die Technik bereits zur Meisterschaft ausgebildet. Ein gleiches finden wir auch auf dem Gebiete der keramischen Technik, die starke Ähnlichkeit mit den ältesten kretischen (§ 68) Erzeugnissen darbietet. Charakteristisch ist für die ägyptische Kultur das langsame Vorschreiten, das einen Rückfall in frühere Barbarei ausschloß. Die Masse des Volkes war, wie heute die Fellachen, Ackerbauer, die das Land nicht viel anders bestellten, als wie es bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts geblieben ist. Schon früh entwickelte sich aus diesen heraus ein Herrenstand, der Großgrundbesitz erwarb und die Masse der Bevölkerung zur Dienstbarkeit nötigte. Aus ihm heraus entwickelten sich die Fürsten der Gaue (Nomen); die letzteren finden sich fast unverändert späterhin als Verwaltungsbezirke wieder und haben ihren Hauptunterschied in der Verehrung verschiedenartiger Gottheiten.

Erste Staatenbildungen

Sothisperiode von 4241. Älteste Siedlungen

Die älteste Geschichte liegt noch durchaus im Dunkel. Nur die schon erwähnte Festlegung des Kalenders, überhaupt das älteste berechenbare historische Datum, ist der einzige feste und sichere Punkt. Nach der Überlieferung des Turiner Königspapyrus und Manethos (§ 37) sind die Staaten von den Göttern gegründet worden und auf diese folgen eine ganze Reihe von Dynastieen, unter denen, als die der historischen Zeit am nächsten stehenden, die „Horusverehrer" als besonders wichtig anzusehen sind. Zugleich erscheint das

19. Juni 4241 v. Chr. Einführung des 365tägigen Kalenders in Unterägypten

Reich noch in mehrere Teile zerteilt; wir finden Könige von Unter- und Oberägypten nebeneinander genannt und dazu kaum brauchbare Zahlen.

Die Horusverehrer beherrschten das spätere Unterägypten in mehreren Kleinreichen, die sich schließlich zu zwei größeren Gebilden vereinigten. Aus diesen weit zurückliegenden Zeiten kennen wir noch einige Schminksteine aus Schiefer, die den Königen selbst gehörten und mit reichem bildnerischen Schmuck ausgestattet sind und auch die ältesten Schriftkeime enthalten; Bilder und strichartige Symbole ersetzen die Worte und bilden sich nach und nach zu Schriftzeichen um, wie wir sie in den späteren Hieroglyphen kennen lernen (als Beispiel dient der sogenannte Palermostein, eine Chronik der 5. Dynastie in Bruchstücken). — Nach den Horusverehrern kam, so weit gegenwärtig unsere Kunde reicht, noch eine Anzahl Könige, ehe wir zu der ersten historischen Persönlichkeit gelangen. Das älteste Denkmal, das einen Königsnamen trägt, ist ein Keulenkopf, der ein Königsbild und einen Namen trägt, der mit der Hieroglyphe „Skorpion" geschrieben, aber noch nicht richtig gelesen wird. Auf ihn folgte (?) ein König Narmer, von dem ebenfalls noch eine große Schminktafel vorhanden ist, ein Kulturerzeugnis, das mit den Thiniten sofort verschwindet. Narmer war der Herrscher des südlichen Unterägyptens, dem die Unterwerfung des Deltas gelang. Er bereitete das vor, was seinem Nachfolger durchzuführen beschieden war, nämlich zunächst Unterägypten und dann mit diesem auch Oberägypten zu einem Ganzen zu vereinigen.

Die Horusverehrer

Der „Skorpion"

Narmer

Dies war Menes (Mena) aus This (Thinis), einem Städtchen in der Nähe von Abydos in Oberägypten. Er gründete für sein neues Reich eine neue Hauptstadt, dort wo der Nil aus seinem engen Tale heraustritt und dieses sich zu der fruchtbaren Niederung des Deltas erweitert. Nachdem durch Dämme der Grund gesichert war, begann der Bau der Stadt, die den Namen Menofre (der gute Ort) empfing, einen Namen, den die Griechen in Memphis umformten. Ihren Ruinen, die nicht sehr bedeutend sind, liegt das heutige Kairo gegenüber. Ganz neuerdings ist durch Funde in Oberägypten die Geschichtlichkeit dieses Fürsten, der vor seiner Thronbesteigung Ahai hieß, sicher gestellt worden; ja sogar sein Grab (in Negâde) ist bekannt. Die Zivilisation, die aus den beigegebenen Fundstücken spricht, ist die der „neolithischen" Zeit (§ 1). Auffällig ist die Bestattung der Leichen in zusammengekauerter Stellung, die sich nicht bis über die vierte Dynastie hinaus erhalten zu haben scheint. Sonst aber enthalten diese Gräber lauter für Ägypten charakteristische Gegenstände, so daß wir schon vor Menes eine lange kulturelle Entwicklung ansetzen müssen. Alles andere, was über Menes berichtet wird, ist sagenhaft und erinnert an das, was andere Völkern ihren ersten Herrschern zuschreiben. So soll er z. B. die Buchstaben erfunden, die Verehrung des Apisstieres und des Krokodils eingeführt haben, usw. Denkmäler von ihm waren den Ägyptern selbst unbekannt; was auf ihn zurückgeführt wurde, war unecht und die altertümliche Inschrift nur dazu bestimmt, den Gegenständen höheren Wert zu verleihen.

Das Reich von Memphis
Dynastie der Thiniten.

Neben diesem Staate im Norden bestand ein zweiter in Oberägypten, dessen Hauptstadt Theben war, und der das ganze Niltal vom ersten Katarakt bis zum Fayum umfaßte. Als sein Schutzgott galt vielfach Horus, während als Herr des Nordens Set genannt wird. Beide Reiche haben zweifellos lange Zeit nebeneinander bestanden, aber jene Zeiten sind für uns verschollen. Auch von der allmählichen Einigung des ganzen Staates weiß unsere Überlieferung nichts Sicheres. Es gewinnt aber den Anschein, als wenn sie von dem Südreich ausgegangen sei, da in späteren Zeiten dieses in offiziellen Akten immer zuerst genannt wird. Auf König Menes folgen in unseren Listen noch 24 andere Herrscher, von denen keine Inschriften erhalten sind. Doch lassen sich eine Anzahl Denkmäler jenen Zeiten zuweisen, zu denen vielleicht auch der riesenhafte, aus einem Felsen gehauene Sphinx von Gizeh gehört (den andere der Zeit des Chefren oder Amenemhet III. [§ 29] zuweisen).

Das Reich von Theben

Auf Menes und die erste Dynastie, die mit neun Königen etwa von 3300—3100 regierte, folgen zwei weitere, ebenfalls nur in den äußersten Umrissen bekannte Dynastien: die zweite, ebenfalls thinitische Dynastie, von deren drittem Könige die Chronik des Palermosteins berichtet. Unter ihr wurde der Schwerpunkt des Reiches offenbar nach Memphis verlegt. Denn auf die neun Thiniten der zweiten Dynastie (3100—2895) folgten nun ebenfalls neun Memphiten der dritten Dynastie (2895—2840 v. Chr.).

Erste Dynastie der Thiniten
Zweite Dynastie

Dritte Dynastie

In jener historisch nur wenig aufgehellten Zeit entstand der eigentümliche ägyptische Nationalstaat, den wir unter dem König Snofru schon vollendet

finden, und zwar haben wir es mit einem völlig ausgebildeten Beamtenstaat zu tun, dessen Zentrum der Hof und dessen Spitze der König darstellte. Der Adel trat in Menge in die Dienste des Herrschers, der ihm zahllose Ämter und Titel verlieh. An der Spitze des Hofes standen die näheren und weiteren Verwandten des Königs, voran aber die Königskinder. Das Staatsoberhaupt (Pharao = großes Haus, vgl. die hohe Pforte) ragte weit über seine Untertanen hervor; es stand mit den Göttern in Verkehr und wurde sogar als deren Inkarnation betrachtet, vor allem als die des Amon-Râ und des Horus. Bei der wohlgeordneten und kräftigen Verwaltung, der sich Ägypten schon damals erfreute, mußte sich ein hoher Wohlstand entwickeln, dessen Spuren wir noch heute in den Monumenten jener Zeit erkennen. Die Kultur der Thiniten ist greifbarer als ihre Geschichte. Die Denkmäler zeigen, daß schon unter der ersten Dynastie sich die Grundformen der ägyptischen Kultur (z. B. die Gesetze für die Umrißzeichnungen) völlig herausgebildet haben. Fortschritte machte sie in der Weise, daß sich die alten Kulturformen beim Volke erhielten, während sich die Neuerungen zunächst am Hofe und dem ihm nahestehenden Kreise durchsetzten. Bekannt ist das Grab des Menes, ein freistehender Steinbau. Unter der zweiten Dynastie legte man die Toten in eine unterirdische Grabkammer. Die dritte Dynastie verband beide Formen, und aus ihr entwickelten sich die gewaltigen Pyramiden, die Grabdenkmäler der Könige, die sie zu ihrem ewigen Andenken sich schufen, und unter denen die älteste die Stufenpyramide von Saqqâra (des Königs Zoser) ist, die Imhotep erbaut hat.

Das alte Reich. Die Pyramidenzeit. Vierte Dynastie 2840—2680 v. Chr. Snofru 2810 v. Chr.*) Cheops

Die ersten geschichtlichen Zeugnisse, die auf uns gekommen sind, gehören der Regierungszeit des Königs Snofru an, der zuerst das Zepter über die Sinaihalbinsel ausgestreckt zu haben scheint. Mit ihm beginnt die Periode, die wir als das Alte Reich bezeichnen. Ihm folgte in vieljähriger Regierung Chaufu (der Cheops des Herodot), dem die größte der noch vorhandenen Pyramiden zugeschrieben wird, ein gewaltiges Bauwerk von 137 Metern Höhe, umgeben von den Gräbern (Mastaba, § 35) seines Hofes. — Nach kurzer Zwischenzeit folgte ihm

Chefren Mykerinos

Chaefre (Chefren bei Herodot), der die zweite Pyramide bei Gizeh erbaute, und Menkeure (Mykerinos), dem die dritte Pyramide verdankt wird. Die beiden ersten Herrscher werden in den griechischen Quellen als Tyrannen bezeichnet, die nur durch die grausamsten Frondienste ihre unglücklichen Untertanen dazu zwingen konnten, jene riesenhaften Grabdenkmäler aufzutürmen. Menkeure dagegen wird uns als ein frommer und gerechter Herrscher geschildert, unter dem das Land fröhlich aufblühte. In neuerer Zeit jedoch haben sich Zweifel gegen diese Beurteilung der Pyramidenerbauer erhoben, „denn das Bild, welches wir aus den Gräbern von jener Zeit gewinnen, ist ein durchaus heiteres und freudiges". Dazu kommt, daß die Zeit der großen Pharaonen von Memphis zugleich die Blütezeit der ägyptischen Kunst ist, und daß gerade die ungestörte friedliche Entwicklung Ägyptens der Kunst die Möglichkeit voller Entfaltung und Ausbildung gewährte. — Die Nachfolger jener drei großen Pharaonen sind wenig bekannt und scheinen nur kurze Zeit regiert zu haben. Es folgte auf sie die

Fünfte Dynastie 2680—2530

fünfte Dynastie (aus Elephantine), die nicht, wie die vierte, ganz den politischen Aufgaben zugewandt, den Absolutismus der Pharaonen als

*) Die Zeitangaben sollen nur zur Orientierung dienen; sie sind bis etwa 800 v. Chr. ziemlich unsicher. In der Hauptsache schließen sie sich an Ed. Meyers Geschichte des Altertums an.

einziges Ideal kannte, sondern wiederum in Kultinteressen sich bewegte; unter ihr kam der Glaube an das Weltregiment des Amun-Re (Ra), des Sonnengottes, auf, als dessen Söhne sich die Pharaonen bezeichneten. Die einzelnen Könige sind nicht bedeutend gewesen, nur König Assi erscheint nennenswert, weil seiner Zeit die ersten schriftlichen Denkmäler zugeschrieben werden, kurze Biographien, die sich in den Gräbern finden, wie z. B. die des Ptahsepses aus Saqqára und der sogenannte „Papyrus Prisse", der in Paris aufbewahrt wird. Papyrus Prisse

Dieses „älteste Buch der Welt" enthält zwei Schriften, von denen die erste wohl mit Unrecht behauptet, von einem Stadthauptmann zu König Snofrus Zeiten geschrieben zu sein. Die zweite stammt aus der Feder des „Prinzen" Ptahhotep, ist die älteste Sammlung moralischer Sprüche und ähnelt in ihrer Anordnung den Spruchsammlungen des alten Testaments. Der Verfasser schildert erst, wie ihn das Alter quäle, und dann, wie die Gottheit ihn aufgefordert habe, die Worte der Vorzeit zu lehren; es folgen schließlich eine Reihe Regeln für die verschiedenen Lagen des Lebens.

Der letzte König des alten Reiches war Unas, mit dessen langjähriger Regierung die erste Periode abschließt. Während jener ganzen Zeit ist Memphis der Mittelpunkt des Reiches, und seine Totenstädte sind die einzige Quelle unserer Belehrung. Die Übergangszeit. Unas ca. 2560—2530 v. Chr.

Nach Unas macht der Turiner Königspapyrus (§ 37) den ersten Hauptabschnitt; denn von nun an ändert sich das Bild Ägyptens in wesentlichen Zügen; auf den Einheitsstaat mit seinem Beamtenheer, der sich bis dahin durchgebildet hatte, folgten Jahrhunderte innern Verfalls, in denen sich der Staat wieder in eine Anzahl selbständiger Gaustaaten auflöste; aus diesen Gaustaaten ging dann bei neuen Einigungsversuchen der Feudalstaat hervor, den das mittlere Reich zu brechen bestimmt war. War vorher die Politik des ältesten Staates am Nil eine friedliche gewesen, so zeigte sich bei der neuen, sechsten Dynastie ein entschieden kriegerischer Zug. Schon ihre Thronbesteigung durch Teti ging nicht ohne Kämpfe vorüber. Der mächtigste Herrscher jenes Geschlechtes aber, Pepi II. (Phiops der Griechen), war ein gewaltiger Kriegsfürst. Er herrschte über die Sinaihalbinsel und gebot auch in Oberägypten, das jetzt zum erstenmal in historische Beleuchtung tritt. Gegen das Ende seiner Regierung mußte er einen harten Strauß mit den von Osten andrängenden Arabern (Heriuscha) ausfechten, der uns in der Selbstbiographie des Una ausführlich dargestellt worden ist. Es waren dies Völker, die unzweifelhaft in Syrien und Palästina eingedrungen waren und von dort aus ihr Weidegebiet immer weiter nach Süden und Westen hin auszudehnen strebten. Pepi und sein Sohn Merenre fanden ihre letzte Ruhestätte in den Pyramiden von Saqqara, unweit des Ptahtempels von Memphis. Diese haben, im Gegensatz zu den ersten Pyramiden, lange, sorgfältig geschriebene Inschriften geliefert, die jedoch wenig historisches Material, meist nur religiöse Formeln enthalten. Unter den Nachfolgern Pepis wird auch eine Königin erwähnt, Neitaqert, von Herodot Nitokris genannt, die nach griechischer Sage den Tod ihres Bruders oder Gatten dadurch an seinen Mördern rächte, daß sie diese in ein unterirdisches Gemach lockte und die Fluten des Nils hinein- Sechste Dynastie 2530—2350 Pepi um 2400 v. Chr. Siebente bis zehnte Dynastie 2350—2160 v. Chr.

leitete, so daß alle ertrinken mußten. Sie selbst aber stürzte sich, um der Rache der übrigen Ägypter zu entgehen, in ein mit heißer Asche gefülltes Gemach. Nach der kurzen Zeit, die ihr der Turiner Papyrus gibt, scheint sie ein gewaltsames Ende gefunden zu haben. Ihr Leichnam fand in Menkeures Pyramide seine letzte Ruhestätte, was zu der fälschlichen Annahme führte, daß sie deren Erbauerin gewesen sei. Die folgende Zeit scheint von zahllosen Parteikämpfen erfüllt gewesen zu sein, soweit sich aus unseren recht schweigsamen Quellen erkennen läßt. Die Thronwechsel folgten schnell aufeinander, die Einheit des Reiches löste sich, und fremde Stämme fielen in das Nilland ein. Der Niedergang war unaufhaltsam, und nur spärlich waren die Keime neuen Lebens.

Die Herakleopoliten: neunte und zehnte Dynastie

Religiöser Umschwung

Am deutlichsten bereitete sich der Umschwung vor in der Religion und der Kunst. Man gewöhnte sich, die zahllosen Götternamen als Bezeichnungen vor einer Gottheit anzusehen. Der Ausgangspunkt dieses Monotheismus war On (Heliopolis), dessen Sonnengott alle anderen in sich vereinigte, zu dem der Tote zurückkehrte, ja mit dem sich später der Tote identifizierte. Dies sind wenigstens die Ideen, die den ältesten Kern des „Totenbuchs" (§ 35), das in jener Zeit seine erste Redaktion fand, ausmachen. Im Totenkultus trat das Auftürmen der Pyramiden zurück, zuerst langsam, indem Ziegelpyramiden die stolzen Quaderkolosse ersetzten; die Mastaba verschwindet ganz, und an ihre Stelle treten die Felsengräber, deren Bau in der Folge eine so großartige Ausbildung gewinnen sollte.

§ 29. Das altthebanische Reich (mittlere Reich, bis etwa 1540 v. Chr.)

Die elfte Dynastie in Theben, 2160 bis ca. 2000 v. Chr.

Während dieser Wirren machte sich Oberägypten selbständig. In Theben regierte als erster einer langen Reihe gleichnamiger Herrscher Antef I., und fortan bleibt die hunderttorige Stadt der Mittelpunkt alles ägyptischen Lebens. Einem dieser Könige, Mentuhotep IV., wird die Erbauung des großen Totentempels zu Der-el-báhari in Theben verdankt, einer großartigen Anlage, die weit über die Pyramiden hinausgeht. Unter dieser Dynastie sehen wir den Schwerpunkt des Reiches nach Theben verlegt, die Reichseinheit von neuem gefestigt und mit Glück eine offensive Politik nach außen eingeschlagen; man erschloß die Steinbrüche im östlichen Wüstengebirge, unterwarf die dort hausenden Trogodyten und legte in ihrem Lande eine Flottenstation für die nach dem Weihrauchlande Punt fahrenden Schiffe an. In einer Zeit des Emporstrebens und Ringens sehen wir den Begründer der zwölften Dynastie, Amenemhet I., im Vollbesitze der Macht. Er muß, wenn die Tradition recht hat, ein sehr bedeutender Herrscher gewesen sein. Als er älter ward, nahm er seinen Sohn Sesostris I. (Usertesen) als Mitregenten an, eine Einrichtung, die vielfach nachgeahmt ward und vor allem zur Verhinderung von Thronwirren diente. An diesen seinen Sohn sind gerichtet die dem König in den Mund gelegten „Unterweisungen", die uns noch handschriftlich erhalten sind. Der Besitz der Macht im Innern führte zu einer kraftvollen, kriegerischen Politik nach außen. Die reichen Edelsteingruben der Sinaihalbinsel wurden wieder ägyptisch, das Zepter der Pharaonen reichte weit hinein in die syrischen Landschaften, und schließlich glückte den Nachfolgern jener beiden Pharaonen, besonders dem energischen Sesostris (Usertesen) III., die so oft und fast immer vergeblich angestrebte Eroberung Äthiopiens (Kusch). Das nubische Land ward

Zwölfte Dynastie 2000—1788 v. Chr.

Amenemhet 2000—1971 v. Chr.

Sesostris III. 1887—1850 v. Chr.

militärisch besetzt, und gewaltige Granitsäulen am zweiten Katarakt des Nils verkündeten, daß hier des Reiches Grenze sei, die nur zu Handelszwecken überschritten werden dürfe. Starke Festungen, die den Paß verlegten, gaben dem königlichen Worte Nachdruck, und noch jahrhundertelang haben die Zwingburgen Semne und Kumme den Einfällen der nubischen Stämme erfolgreich gewehrt. In jene Zeit fallen auch die ersten Beziehungen zur kretisch-griechischen Kultur. Die ältesten Schichten von Knosos und Phaistos zeigen bereits ägyptische Einfuhrwaren, die sogar bis nach Etrurien vordrangen.

Kunstentwicklung

Nicht weniger Großes leisteten die Herrscher der 12. Dynastie in Friedenstaten. Ja, man kann wohl behaupten, daß jene Zeit den Höhepunkt in der Entwicklung Ägyptens bezeichnet. Die Kunst gewinnt ihren klassischen Charakter, wenngleich die freie Natürlichkeit aus der Zeit der memphitischen Könige nicht wieder erreicht worden ist. Es beginnt unter den thebanischen Pharaonen die Pracht des ägyptischen Tempelbaues, es entwickelt sich die Technik der Säule (§ 37) und die eigenartige Architektur des Felsengrabes, das dazu bestimmt war, Mastaba und Pyramide abzulösen. Das großartigste aller Friedenswerke war die Erschließung des Faijûm, in dessen Mitte der Mörisee (Birket Kerun) lag, der durch den Josephskanal mit dem Nil in Verbindung stand. Die Regulierung seines Wasserstandes wurde Amenemhet III. verdankt; er war nach Herodots Schilderung ein durch mächtige Dämme eingegrenztes Wasserbecken, das durch einen Kanal und Schleusen mit dem Nile in Verbindung stand. War der Wasserstand des Nils zu hoch, so floß das überschüssige Wasser in den See, bei geringer Wasserfülle aber lief der See ab, bis etwa das mittlere Niveau des Wasserstandes im Nil erreicht war: dies regulierte die Bewässerung des Fruchtbodens, und man erreichte so eine ganz regelmäßige Bewässerung, die bei der Eigenart des Nillandes eine unerläßliche Bedingung für Gedeihen und Wohlstand war. Andere wichtige Bauwerke jener Zeit waren das Labyrinth im Fayûm und der von andern Forschern in weit höhere Zeit gerückte (§ 28) Sphinx von Gizeh, der vom Wüstensande immer bedroht und verschüttet und von Thutmosis III. das erstemal ausgegraben wurde; auch diese beiden Bauwerke werden Amenemhet III. zugeschrieben.

Mörisee

Amenemhet III. 1850 bis 1801

Der Blütezeit folgte wieder tiefer Verfall. Die dreizehnte Dynastie, deren Könige fast alle den Namen Sebek-hotep (Sebek = das Krokodil) führen, zeigt noch das erweiterte Reich Sesostris III.; unter den folgenden Dynastien aber ging es immer tiefer bergab. Es scheint, als wenn Usurpation auf Usurpation folgte, ein Herrscher den andern verjagte und das Land in die trostlosesten Wirren stürzte. Die Königslisten geben für jene Zeit eine außergewöhnlich große Zahl von Namen und so kurze Regierungszeiten an, daß man deutlich erkennen kann, daß in dieser Epoche in Ägypten ähnliche Zustände herrschten wie im römischen Reiche im 3. Jahrhundert n. Chr. So konnte es kein Wunder nehmen, daß die so oft und schwer gezüchtigten Nachbarn des Pharaonenreichs nun ihrerseits den Versuch machten, sich in Ägypten festzusetzen und die Herrschaft an sich zu reißen. Schon früher waren einzelne Einwandererzüge aufgetreten. So waren schon unter Sesostris II. semitische Kanaanäer (Amu) nach Mittelägypten gelangt und erhielten, wie ein Wandgemälde im Grabe des Chnemhotep lehrt, die Erlaubnis zum Aufenthalt.

Verfall des Reichs um 1790 v. Chr.

Dreizehnte Dynastie 1760—1710

Vierzehnte Dynastie von Xois

Fünfzehnte (theb.) Dynastie

Weit zahlreicher mögen die Eindringlinge im Delta gewesen sein; zu ihnen gehörte jener Stamm der Mentu, die unter dem Namen der Hyksōs (nach Manetho = Fürst der Hirten) die thebanischen Herrscher aufs äußerste bedrängten und schließlich die Herrschaft an sich rissen.

Die Fremdherrschaft

Hyksos 1680—1580 v. Chr.

Sechzehnte Dynastie

Wes Stammes die Hykſos waren, iſt nicht bekannt, manche bringen ſie mit dem Reiche der Cheta am Oronts in Verbindung. Ebenſo wiſſen wir nicht ſicher, ob ihr maſſenhaftes Eindringen mit dem gewaltigen Koſſäerſturm (§ 19) in Vorderaſien in Zuſammenhang zu bringen iſt. Zugleich mit ihnen

1700 v. Chr.

ſind aber Kanaanäer maſſenhaft eingedrungen, und einige ſpezifiſch ſemitiſche Gottheiten, wie Baal und Aſtarte, wurden ſeitdem vielfach in Ägypten verehrt. Zuerſt ſetzten ſich die Hykſos in Unterägypten feſt, und die Reſidenz ihrer Könige war Avaris (Hat-uar), vielleicht identiſch mit Peluſium. Später erhoben ſie Tanis zur Hauptſtadt, wo ſie auch ihrem Hauptgott, dem Set, einen prächtigen Tempel bauten. Von da drangen ſie nach Süden vor und haben bis in das Faijum hinein geherrſcht, Oberägypten aber wohl nur vorübergehend behauptet. Die mächtige ägyptiſche Kultur verfehlte den wilden Eindringlingen gegenüber ihre Wirkung nicht. Staat und Religion der Hykſos zeigen ein rein ägyptiſches Gepräge, und auch die Wiſſenſchaft blühte unter ihnen weiter (Papyrus Rhind). Wie lange die Herrſchaft der Hykſos gedauert hat, und wie viele Könige auf dem tanitiſchen Thron ſaßen, läßt ſich heute nicht mehr ſagen, da die Quellen einander widerſprechen. Gleichzeitige Nachrichten ſind ſehr ſpärlich, und die meiſten dieſer Fürſten ſind uns nur durch Skarabäen bekannt. Urſprünglich hatten ſie wohl ein gewaltiges Großreich, ähnlich dem der Hunnen oder des Dſchingiskhan, begründet, aber es hatte keinen rechten Beſtand. Ihre Herrſchaft ſtarb nach und nach ab, die Einwanderer gingen in den Beſiegten auf, und

Siebzehnte (theb.) Dynaſtie

ſo war es dem König Ahmes (§ 30) ein leichtes, die letzten Reſte ihrer Selbſtherrlichkeit zu beſeitigen und das alte Pharaonentum an ihre Stelle zu ſetzen. Das Ägyptertum war unter der Fremdherrſchaft durchaus nicht zurückgedrängt worden, ſondern hatte ſich noch mehr ausgebildet, ja einzelne Ideen, wie die Weſenseinheit aller Götter (§ 28) und der Oſirisglaube, ſcheinen gerade damals ihre höchſte Durchbildung erfahren zu haben.

§ 30. Die Zeit der Eroberungen (1540—1200 v. Chr.). Die Rameſſiden. Nur in einem Punkte vermochten die Hykſos den Charakter der Ägypter umzuwandeln; ſie hauchten dem ſo friedfertigen Volke, wohl beſonders durch ihre harte Bedrängung und ſchonungsloſe Niederhaltung, einen rachſüchtigen, kriegeriſchen Geiſt ein, der von nun an die ägyptiſchen Waffen bis tief nach Aſien trug und ein Weltreich ſchuf, das ſeinesgleichen nur in dem Militärſtaate der Aſſyrer fand. Das mußte natürlich zu Reibungen und Kämpfen zwiſchen beiden Großſtaaten führen, deren Schauplatz das vordere Aſien und die in heißen Schlachten umſtrittenen Gefilde Syriens waren.

Beſiegung der Hykſos

Der Kampf mit den Hykſos begann unter dem thebaniſchen Pharao Sekenjenre, der nach der Volkstradition, wie ſie in einem Märchen uns erhalten iſt, die Feinde ſchlug und immer

1580

mehr zurückdrängte. Einer ſeiner Nachfolger war Ahmes

Amoſis 1580—1555

(= Amoſis), dem es gelang, die Hykſos auf ihre Grenzfeſte Avaris zu beſchränken. Einen Bericht darüber verdanken wir der Selbſtbiographie eines hohen Flottenführers Ahmes, der unter mehreren Königen bedeutenden Anteil an jenen Feldzügen nahm. — Der

Sohn des Aahmes, Amenhotep I. (Amenophis), zog gegen die nubischen Stämme. Nach seinem frühen Tode (er starb ohne Leibeserben, und so ging die Krone auf den Gatten seiner Schwester über) vollendete sein Nachfolger Dhutmes I. (Thutmosis) die Eroberung Nubiens bis zum dritten Katarakt. Dann wendete er sich zur Eroberung Syriens und erlangte gleich im ersten Anlaufe die weiteste Grenze, die je die Pharaonen erreicht haben, den Euphrat (das sogenannte „verkehrte Wasser", da seine Stromrichtung der des Nils entgegengeht). Freilich gelang es ihm nicht, sich dauernd festzusetzen, und auch die übrigen Herrscher mußten das vielumstrittene Land immer wieder mit dem Schwert erobern. Erleichtert wurden alle diese Feldzüge durch die Verwendung des Rosses, das sich zum erstenmal in jener Zeit auf den Denkmälern findet und der Kriegführung größere Beweglichkeit verlieh. Die Ägypter verwendeten dies aus Turan stammende Tier nur zu Kriegszwecken und auch dann nur als Wagenpferd, nie zum Reiten. — Als die Gemahlin des Dhutmes I. gestorben war, folgte eine Zeit der ärgsten Thronwirren, da sich der alte König, dessen Thronberechtigung nicht mehr unzweifelhaft war, mit seinen Söhnen um die Herrschaft stritt. In diesen Wirren suchte Dhutmes III., der Sohn einer Nebenfrau von Dhutmes I., den Thron zu gewinnen; jedoch gelang ihm dies nur dadurch, daß er die einzige legitime Erbin des Thrones, seine Halbschwester Hatschepsowet, heiratete. Diese jedoch, eine außergewöhnlich tatkräftige Frau, schob ihn beiseite, nötigte ihn zur Rolle eines Prinzgemahls und ergriff selbst die Zügel der Regierung. Sie hielt des Vaters Erbe in Ordnung, bändigte die Aufständischen, strafte sie hart und schmückte ihr Land mit prächtigen Denkmälern. Aus ihrer Zeit stammt der gewaltige Obelisk von Karnak, den sie ganz mit Gold hatte überziehen lassen. Das wichtigste Ereignis ihrer Regierung war die Expedition nach dem Weihrauchlande Punt (Arabien), das sich von da ab der Vorherrschaft Ägyptens beugte. Die Einzelheiten jener denkwürdigen Expedition hat sie uns auf den prächtigen Skulpturen des Totentempels von Der-el-báhari geschildert, dem herrlichsten Baudenkmal aus jener Zeit. — Auf Hatschepsowet folgte Dhutmes III., der ihr 22 Jahre nominell als Mitregent zur Seite gestanden hatte. Nach der Zerstörung aller Denkmäler, die an die Frauenherrschaft erinnerten, nahm er seines Vaters Eroberungspolitik auf. Zunächst wandte er sich gegen die Fürsten des Rutenulandes (Kölesyrien und Palästina), die die inneren Uneinigkeiten in Ägypten benutzt hatten, um eine Koalition zu schließen und sich unabhängig zu machen. Er schlug sie bei Megiddo und zwang sie zur Tributzahlung. Daran schließen sich eine ganze Reihe Unternehmungen dieses großen Kriegshelden in Vorderasien. Er unterwarf das Chetareich (§ 39), zerstörte dessen Hauptstadt Kadesch und drang sogar bis über den Euphrat vor. Einen bleibenden Erfolg jedoch hatten alle diese glänzenden Waffentaten nicht, da die Ägypter sich nur mit der Niederwerfung und Ausraubung der unterworfenen Länder begnügten, ohne an eine Verwaltung der Provinzen zu denken. Nur bei Äthiopien haben sie eine Ausnahme gemacht, und darum ist dies Land ohne große Schwierigkeiten sehr lange im ägyptischen Besitze geblieben. Wegen

Amenophis I. 1555—1545
Achtzehnte Dynastie 1545—1350
Dhutmes I. 1545—1515 v. Chr.
Hatschepsowet um 1500 v. Chr.
Dhutmes III. 1515—1461
um 1490

dieser Eroberungspolitik hatte Thutmes während seiner langen glorreichen Regierung fortwährend mit Aufständen zu kämpfen, die das syrische Land nicht zur Ruhe kommen ließen.

Tempel von Karnak

Unermeßlich war die in das Niltal zusammenströmende Beute. Der größte Anteil davon kam den Göttern zugute, denen der König den Wunderbau des Tempels von Karnak errichtete, dessen Säulenwald selbst in seiner Zerstörung noch heute die Bewunderung des Betrachters erregt. Seine Wände waren mit einer fortlaufenden Darstellung von Thutmes' Taten und einer Aufzählung aller der Völker und Orte bedeckt, die er unter sein Zepter gebeugt hatte. Aus seiner Zeit stammen auch die vier großen Obelisken, die jetzt in aller Welt zerstreut sind (in Konstantinopel, Rom, London und Newyork), gewaltige Spitzsäulen aus einem Stück, die mit langen Ruhmesinschriften bedeckt sind. Diese Heiligtümer, die dem Amun-Rê geweiht waren, ließ er durch die zahllosen Gefangenen aus seinen Feldzügen herstellen, unter denen wir auch die Hebräer (Apriu) finden. Unter Thutmes III. hat die ägyptische Tempelkunst ihren Höhepunkt erreicht. So gewaltig erschien der große König der Nachwelt, daß man ihm Zauberkünste zutraute, und daß spätere Herrscher sich nicht scheuten, aus seinen Annalen ganze Teile in ihre Siegesinschriften zu übernehmen.

Nachfolger von Thutmes III.

Den Nachfolgern von Thutmes III. fiel nun die schwierige Aufgabe zu, das gewaltige Reich zu erhalten. Das war nicht leicht, denn jede neue Thronbesteigung gab das Signal zu einem allgemeinen Aufstand in den auswärtigen Besitzungen. So kämpfte Amenhotep II. in Mesopotamien, Thutmes IV. in Äthiopien; zugleich bauten beide an den hinterlassenen Werken des großen Königs weiter. Der letztere ließ auch den damals ganz im Wüstensand begrabenen Sphinx bei Gizeh ausgraben, wie eine Inschrift zwischen dessen Tatzen meldet. In dieser Zeit erreichte das Königtum seine höchste Blüte. Es war aus dem Beamtenstaate des alten und dem Feudalstaate des mittleren Reichs zu einer gewaltigen Militärmonarchie geworden, die mit absoluter Herrschergewalt regierte. Von da ab ging es niederwärts. — Die nächsten beiden Pharaonen, Amenhotep III. und IV., suchten weniger durch Betätigung kriegerischer Tüchtigkeit als durch kraftvolle Verwaltung und kluge Diplomatie sich auszuzeichnen. Die Eroberung von Äthiopien wurde dazu benutzt, dies Land (Kusch) ganz an Ägypten anzugliedern, und hier gelang dies so gut, daß Nubien später sogar der Sitz des orthodoxen Ägyptertums wurde, und die Griechen, als sie Ägypten kennen lernten, auf den Gedanken kommen konnten, daß die ganze ägyptische Kultur von Äthiopien ausgegangen sei. Weniger gelang dies mit den syrischen Provinzen, in denen man mehr durch Mittel der Klugheit als der Gewalt zu wirken suchte. Auf Skarabäeninschriften (§ 37), die in jener Zeit sehr häufig werden, meldet uns Amenhotep III., daß er sich mit den Fürsten von Mitani (Naharina, in der großen Schleife des Euphrat) in Nordsyrien verschwägert habe, und aus Keilschrifttäfelchen, die sich bei den Ausgrabungen von Tell-el-Amarna (§ 25) gefunden haben, erfahren wir, daß zwischen den Königen von Karduniasch (Babylon) und Ägypten ein lebhafter Briefwechsel stattfand, der zu Austausch von Geschenken und sogar zu einer Heirat zwischen Amenhotep IV. und der Tochter des Königs Purnapurias von Babylon führte.

Amenophis II. 1461—1436
Thutmes IV. 1436—1427
Amenhotep III. 1427—1392
Amenhotep IV. 1392—1374

Staatsreligion

Die Haupttätigkeit Amenhoteps III. war der Staatsreligion zugewandt, da der König von tiefer Religiosität erfüllt war und die reichen Mittel

des Staates zu Tempelbauten verschwendete. So baute er dem Amon den Tempel von Luqsor und ein zweites Heiligtum in Medinet-Habu bei Theben, vor dessen Eingang sich die beiden Kolossalstatuen des Königs erheben, von denen die Griechen später die eine als Memnonssäule bezeichneten. Die Zahl der Priester und ihre Macht wuchs ins Unendliche, und doch konnte die zu Formeln erstarrte Geheimnislehre niemand mehr befriedigen. Die Vielheit der Gottheiten, unter denen Amon zwar hervorragte, aber sich doch nicht zum Alleinausdruck des Monotheismus erheben konnte, stieß die Gebildeten ab. So kam es denn zu dem merkwürdigen Versuche einer monotheistischen Reformation. Monotheistische Reformation

Diese zuerst von unzufriedenen Priesterschaften eingeleitete Bewegung gewann bald an Ausdehnung, als der Nachfolger von Amenhotep III., sein Sohn Amenhotep IV., sich rückhaltlos zu den neuen Ideen bekannte. Er wandelte die Staatsreligion in den reinen Sonnendienst um, nannte sich selbst Chuen-aten oder Ech-en-aton (Geist des Sonnengestirns) und erkannte die anderen Götter nur insoweit an, als sie lokal gefärbte Personifikationen der Sonne darstellten. Da er auf Widerstand stieß, ward er zum Fanatiker, zwang die Widerstrebenden zum Gehorsam, und zur Strafe für das unbotmäßige Theben gründete er in dem alten Hasengau bei Hermupolis, der nach dem heutigen Beduinenstamme Amarna heißt, eine neue Hauptstadt, Chutaten. In den Gräbern jener Stadt finden sich Abbildungen, wo die Sonne, deren Strahlen händeförmig auslaufen, den König bescheint, und andere, wo er gemeinsam mit seiner Familie dem „alleinigen Gotte" dient. — Als er nach achtzehnjähriger Regierung starb, war sein Werk nur halb vollendet, und das Reich geriet in eine Reihe von Umwälzungen und Thronwechseln, bis es einem Schwiegersohne Echenatons, Haremheb, gelang, den Thron zu besteigen. Dieser „folgte dem Rufe Amons", d. h. er vermochte nur mit Hilfe der alten Priesterschaft den Thron zu behaupten, und unter ihm gingen die letzten Spuren der merkwürdigen Reform wieder verloren. Die Ketzerei wurde ausgerottet, die alten Kulte wieder hergestellt und Theben abermals zur anerkannten Hauptstadt. — Die inneren Wirren scheinen fast 40 Jahre ausgefüllt zu haben und schwächten Ägyptens Kraft so, daß es seine vorderasiatischen Besitzungen nicht zu behaupten vermochte und sich in ihnen ein neues gewaltiges Reich, das der Cheta (§ 39), bildete. Reaktion um 1360

Es konnte nicht ausbleiben, daß der Großstaat Ägypten mit diesem kriegstüchtigen, nach nationaler Einigung strebenden Volke zusammenstieß. Solange die inneren Wirren und die darauf folgenden Zeiten der Kraftlosigkeit dauerten, bestand Ruhe; ja, es wurden sogar Bündnisse mit dem Chetareich abgeschlossen. So war es unter Haremheb und Ramses I., der sich mit Sapalel von Kadesch verbündet hatte. Erst Seti I. (Sethos), der Sohn und Mitregent von Ramses I., beschloß, die verlorene Herrschaft wiederzugewinnen. Zunächst bändigte er die Beduinen der Sinaihalbinsel; dann unterwarf er sich Palästina und rückte gegen die Cheta vor. Er scheint aber nur Südpalästina behauptet zu haben. Seine ruhmredigen Listen sind unzuverlässig und vielfach denen von Dhutmes III. nachgebildet. Infolge der zahllosen Gefangenen drang aber der Baaldienst in Ägypten ein, wo man es immer für rätlich fand, den Göttern der Besiegten eifrig zu dienen, um diese sich geneigt zu machen. — Ein zweiter Feldzug führte Seti gegen die Libyer, und in jener Zeit tauchen zum erstenmal einige noch unbekannte Völkerschaften auf, deren Angehörige dann in großen Mengen als ägyptische Söldner dienen; unter ihnen sind die merkwürdigsten die Schardäna, in denen man die Einwohner Sardiniens hat wiedererkennen wollen, in dem Typus ganz und gar von den Ägyptern abweichend, mit runden Schilden, langen Schwertern und Helmen mit Kugelspitzen bewehrt.

Neunzehnte Dynastie: Die Ramessiden 1350—1200 v. Chr.

Ramses I. 1350—1324

Seti I. 1350—1324

Daneben finden wir auch andere Söldner, so daß sich schon in jener Zeit der Übergang vom Milizheere des Dhutmes zu dem Mietlingsheere der späteren Zeiten vollzogen zu haben scheint. — Auch im Frieden schuf dieser Fürst große Werke. Er erbaute eine Reihe prächtiger Tempel, die mit der größten Sorgfalt ausgeführt wurden, und sein Grab, das Belzoni 1816 auffand, ist das schönste aller Königsgräber. Als Seti I. im kräftigsten Mannesalter gestorben war, folgte ihm sein Sohn

Ramses II. 1324—1258

Ramses II., der nebst Userteſen III. für den Sesostris der Griechen als Urbild hat dienen müssen; er führte den Beinamen Miamun, der von Amun Geliebte. Schon bei seines Vaters Lebzeiten hatte er als Mitregent an der Herrschaft teilgehabt und als solcher selbständig Krieg gegen die libyschen Stämme geführt. Des Vaters Tod hatte in den asiatischen Besitzungen wiederum das Signal zum allgemeinen Aufstand gegeben, da man hoffte, der junge Pharao würde sich einschüchtern

Krieg mit den Cheta

lassen. Aber unverzagt griff er zu den Waffen, und als sich die untreuen Untertanen dem mächtig aufstrebenden Chetareich in die Arme warfen, griff er kurz entschlossen auch dieses an. Den jugendlichen Herrscher riß aber sein Ungestüm zur Unzeit fort. Der Chetakönig, ungewiß welches Namens, hatte bei seiner Hauptstadt Kadesch ein Heer versammelt. Als aber die Ägypter in Eilmärschen herannahten, der junge Ramses immer unter den Vordersten, da hieß es, die Cheta seien erschreckt abgezogen, um dem Kampfe auszuweichen. Ramses teilte nun sofort sein Heer, ließ die Hauptmasse bei Kadesch zurück und begab sich selbst mit nur wenig Truppen auf die Verfolgung. Er war aber, wie hethitische Spione ihm gestehen mußten, in einen Hinterhalt geraten; das Chetaheer stand ganz in der Nähe, und nur der großen persönlichen Tapferkeit des jungen Königs gelang es, sich bis zum nächsten Tage zu halten. Dann kam die Hauptmacht der Ägypter nach; es kam zu einem erbitterten Gefecht, der so oft beschriebenen und besungenen Schlacht von Kadesch, in der die Cheta eine entscheidende Niederlage erlitten und auf der Flucht viele Leute durch Ertrinken im Orontes verloren.

Gedicht des Pentaur

Eine poetische Schilderung dieser denkwürdigen Schlacht ist uns in einem epischen Gedicht erhalten, das man gewöhnlich dem Pentaur zuschreibt, und das sich auf einem Grabe eingemeißelt gefunden hat. Der Sieg des persönlich tapferen, aber keineswegs zum Feldherrn veranlagten Fürsten erschien der Mitwelt so bedeutend, daß sie ihn vielfach bildnerisch darstellte, so in Luqsor, Karnak und in den Tempelruinen von Abusimbel.

So gewaltig der Sieg war, so gering waren seine Folgen. Denn von einer Eroberung von Kadesch und Unterwerfung der Cheta hören wir nichts. Es scheint im Gegenteil, als ob Ramses nach und nach immer mehr zurückgedrängt worden wäre und schließlich ein Friede zustande gekommen sei, in dem den Ägyptern Südsyrien zugestanden ward, während die Cheta im Norden frei schalten durften. Die Cheta begnügten sich damit aber nicht. Wir hören, daß Ramses wieder und wieder gegen sie in Palästina fechten mußte, und daß die Kämpfe ihren Abschluß erst in einem für Ägypten wenig günstigen Vertrage fanden. Denn die Cheta werden darin als gleichberechtigte Macht angesehen, die Bedingungen beruhen stets auf Gegenseitigkeit, und zwar ist dies um so beachtenswerter, als nur das ägyptische Exemplar des Vertrages vor-

handen ist und Ramses nicht wagt, sich als Sieger hinzustellen. Von da ab bestand zwischen beiden Reichen Friede. Der „große König" Chetasir (Chatusil), der Enkel Sapalels, besuchte den Herrscher Ägyptens und führte ihm seine Tochter als Gemahlin zu. Beide Staaten garantierten sich ihre Unverletzlichkeit und schlossen ein Schutzbündnis gegen die auswärtigen Feinde. In jener Friedenszeit wirkten auch die Kulturen beider Völker mächtig aufeinander, und wie hoch die Cheta standen, kann man aus dem Eindringen syrischer Kulte und Gottheiten und dem Vordringen des kanaanitischen Idioms in den ägyptischen Schriftdenkmälern noch heute erkennen.

Friedenswerke von Ramses II.

Auch an Werken des Friedens war die lange, 66 Jahre dauernde Regierung Ramses II. sehr reich. Die glücklichen Kriegsjahre und die darauffolgende langdauernde Epoche des Friedens waren der Entwicklung der Mittel des Landes sehr günstig, und wir besitzen fast aus keiner Zeit des ägyptischen Reiches so zahlreiche Denkmäler. Aber sie vermögen weder die Originalität noch die Frische der früheren Zeiten zu erreichen, und die Schablone nimmt überhand. Ramses verlegte seine Residenz nach Tanis, einer schon unter den Hyksos bevorzugten Stadt im Nordosten des Reiches, das er auf das herrlichste schmückte. Der Schwerpunkt des Reiches mußte ja dorthin fallen, weil die Beziehungen zu den Cheta dies forderten. Die Untertanen, besonders in Nubien, wurden in scharfer Zucht gehalten und vielfach zu Frondiensten bei den zahlreichen Bauten verwendet, die Ramses errichten ließ; denn er ist einer der baulustigsten Könige gewesen. Zwar gehen nicht alle die Werke, die seinen Namen tragen, auf ihn zurück; denn er scheute sich nicht, die Namen seiner Vorgänger tilgen und den seinen dafür einmeißeln zu lassen. Aber sicher stammen von ihm 1. die Säulenhalle des Amontempels in Karnak, 2. der große Grabestempel in Thebens Weststadt, der gewöhnlich Rameſſeum heißt, und 3. die Felsentempel in Nubien, unter denen der Tempel von Abusimbel den höchsten Rang einnimmt. Vier kolossale Standbilder des Königs standen vor ihm und schützten den Eingang. Unter Ramses II. fand auch der nationale Aufschwung der Israeliten statt, die bis dahin als Untertanen im Delta gelebt und an den Taten der früheren ägyptischen Pharaonen mit teilgenommen hatten (§ 43). — Nach einer Regierung von 66 Jahren starb Ramses, nachdem er zwölf Söhne vor sich in das Grab hatte sinken sehen müssen, eine große Pharaonengestalt auch wenn wir alle Ruhmredigkeiten abziehen, mit denen er sich selbst und seine Taten ausgeschmückt hat. Sein Ruhm erklang noch bei den folgenden Geschlechtern ungeschwächt fort, und deshalb haben ihn auch die Hellenen mit ihrem Sesostris identifiziert, einer Idealgestalt, die die trefflichen Eigenschaften des Ägyptervolkes in sich verkörperte und ihnen für den Heros der Ägypter galt, ohne sich mit einer geschichtlichen Figur zu decken. Seine Mumie hat sich nebst der seines Vaters Seti I. erhalten und wird im Museum zu Bulaq bei Kairo aufbewahrt.

§ 31. Die Zeit des Niederganges (1250—800 v. Chr.). Auf Ramses II. folgte sein vierzehnter Sohn Merneptah (Menephtha), dem es im Anfang seiner Regierung gelang, sein väterliches Reich friedlich zu regieren. Später aber mußte er es in mehrfachen Kämpfen verteidigen, da sich in Syrien ein Ereignis von der größten Tragweite vollzog. Denn es erfolgte damals eine rückläufige Bewegung der Völker des Abendlandes nach dem Orient, der Ansturm der westlichen Seevölker auf die morgenländischen Reiche und forderte ihr Opfer. Unter ihrem Herandrängen fand das Chetareich, das sich immer weiter nach Norden und Westen ausgedehnt hatte, und dessen

Schwerpunkt vom Tale des Orontes nach Karchemisch verlegt worden war, seinen Untergang. Das junge Reich war anfangs kräftig emporgeblüht, und aus zahlreichen hethitischen Denkmälern in Westkleinasien ist zu ersehen, daß die Cheta ihre Herrschaft weithin ausgedehnt und durch ihre Eroberung auf Kleinasien nachhaltige Wirkung geübt hatten; können wir doch in Kunst und Religion jenes Landes ihre Spuren bis in die Römerzeit verfolgen (Adoniskult, Attissage, Vermittlung des assyrischen Stils). Die Reaktion der Unterworfenen konnte jedoch nicht ausbleiben. Sie äußerte sich zunächst darin, daß die Seevölker am Ägäischen Meere sich gegen die Aussaugung der mit den Cheta eng verbündeten Phöniker (§ 38) zu wehren begannen. Unter ihnen waren die Hellenen die erbittertsten Gegner des semitischen Handelsvolks, die in rückläufiger Bewegung nun ihrerseits nach dem Orient vordrangen und ihre Kolonien nach Osten aussandten. Aber auch andere Seevölker suchten die Ostreiche auf, um bei ihnen Beute und Ruhm zu gewinnen. Ungezählte Scharen der im Westen des Mittelmeeres ansässigen Meeresanwohner machten sich auf, um für sich in den alten Kulturländern Platz zu gewinnen. Ihr erster Anprall richtete sich gegen Ägypten. Sie benutzten die Mißstimmung der geknechteten Untertanen an der Peripherie des Reichs, reizten sie zum Widerstand und suchten so ihr Ziel zu erreichen. Aber Merneptah zog ihnen entgegen und besiegte sie bei Pe-Arseps, so daß sie für die Folge auf eine Besetzung Ägyptens, wenigstens solange Merneptah regierte, verzichteten. Die abgewiesenen Stämme wendeten sich dann gegen Nordsyrien, und hier gelang ihnen das in Ägypten vergeblich Versuchte. Sie waren, wie die Germanen in der Völkerwanderung, mit Weib und Kind, und Hab und Gut ausgezogen und setzten im Verein mit anderen Seevölkern (unter denen besonders die Danauna [Danaer?] auffallen) alles daran, eine neue Heimat zu gewinnen. Sämtliche syrische Besitzungen waren verloren gegangen, und Merneptah vermochte nur mit äußerster Kraftanstrengung die Grenze des Nils zu verteidigen und das Land vor einer feindlichen Invasion zu beschirmen. Für die nächsten fünfzig Jahre hatte der Ägypterstaat Ruhe, und man hätte aufatmen dürfen, wenn nicht nach des Königs Tode die schlimmsten Thronstreitigkeiten ausgebrochen wären, die das Land in eine völlige Anarchie stürzten und bis an den Rand des Abgrundes brachten. Die abgewiesenen Seevölker suchten und fanden inzwischen eine neue Heimat in Syrien, wo das Chetareich vor ihnen zusammengesunken und wie vom Boden weggeweht war. Die lange andauernde Anarchie am Nil mag sie gereizt haben, auch noch den letzten Rest der syrischen Provinzen an sich zu reißen; aber vorläufig hielten sie Ruhe, und in Ägypten sah man das unberechtigterweise als einen Sieg über die Barbaren an. Aus den Anstrengungen nach außen und den inneren Wirren erklärt es sich auch, daß wir von Bauten und größeren Unternehmungen im Innern Ägyptens nicht viel hören, und die Zerrissenheit und die Thronstreitigkeiten, die auf Merneptahs Tod folgten, haben diesem Zustande nicht entgegengewirkt. Bekannt ist uns dieser König dadurch geworden, daß vielfach unter seine Regierung der „Auszug der Kinder Israel aus Ägypten" gesetzt ward; wohl mit Unrecht, da die Zeit der auf

Ansturm der Seevölker

ca. 1220 v. Chr.

des Königs Tod folgenden Thronwirren ihnen weit günstiger war (§ 43).

Noch einmal schien es dem alternden Pharaonenreiche beschieden zu sein, eine Zeit der Blüte und des Aufschwunges zu erleben, als Ramses III. den Thron bestieg und die zwanzigste Dynastie begründete. Zwanzigste Dynastie 1200—1100
Zunächst stellte er im Staatswesen und in der Religion die alte Ordnung her. Dann aber wendete er sich gegen die Feinde seines Landes. Die libyschen Grenzstämme (Temchu), die bei der großen Wanderung der Seevölker auch unruhig geworden waren, bändigte er nach langen Kämpfen; und Äthiopien (Kusch) beugte sich ohne weiteres. Einen weit härteren Kampf aber hatte Ramses III. zu bestehen, als die Völkerwoge der nach Osten drängenden Seevölker abermals nach dem alten Nilland zurückflutete. Beim ersten Ansturme war unter ihr das Chetareich versunken, jetzt hatten sie ganz Kanaan besiegt und schickten sich zum Kampfe gegen Ägypten an. Bei der Festung Migdol kam es zur gewaltigen Doppelschlacht, in der Ramses mit seinen Ägyptern und den Schardanasöldnern über die zu Roß, zu Fuß und zu Schiff herandrängenden Barbaren einen glänzenden Sieg gewann. Ramses III. 1180—1150
Schlacht bei Migdol um 1170

Der Sieg war bis zur Vernichtung vollständig und ist uns auf der Siegesinschrift von Medinet-Habu auf das anschaulichste dargestellt. Ramses selbst erzählt: „Die an die Grenze meines Reiches gekommen waren, ernten nicht mehr. Ihre Seelen sind kraftlos auf ewig. Die sich auf dem Meere zusammengerottet hatten, hat die Kriegsflamme verzehrt." Gefangene, „zahllos wie der Sand der Gießbäche," brachte er mit heim, um die zahlreichen Bauten zu vollenden, mit denen der siegreiche König sein Land schmückte, und die Wandervölker wichen wiederum vor den ägyptischen Waffen nach Syrien zurück. Nach neueren Funden steht es fest, daß Ramses III. diese Völker auf ihrem Rückzug verfolgt hat und bis weit nach Syrien (Hamâth) vorgedrungen ist. Er vermied dabei das Land der Philister, die wahrscheinlich einen Teil jener Wandervölker bildeten, die sich in der Küstenebene Sephela niedergelassen hatten und in der Folge mit den übrigen Semiten des Landes verschmelzen sollten, und erwarb als dauerndes Eigentum Südpalästina (§ 42), in das damals die Israeliten noch nicht eingedrungen waren. Unter ihm wurden schließlich auch die Beziehungen zu dem Weihrauchlande Punt (Arabien) wieder aufgenommen und ein lebhafter Handel auf dem Roten Meere betrieben.

Die übrige Regierung von Ramses verlief friedlich und ward von ihm selbst als das ideale Zeitalter gepriesen. Daß dem nicht ganz so war, beweist schon die Nachricht von einer großen Verschwörung gegen des Königs Leben, die er nur mit rücksichtsloser Grausamkeit zu unterdrücken vermochte. Dazu kamen aber noch andere Zeichen des Rückgangs: vor allem die ins Ungeheure gewachsene Macht des Priesterstandes, der einen Staat im Staate bildete. Fast unglaublich klingen die Zahlen der Spenden, die die siegreichen Könige den Gottheiten darboten, und ebenso wunderbar erscheint die Ämterhäufung, die wir bei den obersten Trägern der Priesterwürde finden. Der Oberpriester des Amon wurde mit der Zeit der mächtigste Mann im Staat; schon unter Ramses III. hieß er „der Erste in Ober- und Unterägypten", und unter dessen zahlreichen unbedeutenden Nachfolgern, die alle den Namen Ramses führten, steigerte sich diese Macht immer höher. Es gelang den Priestern, diese Stellung in ihrer Familie erblich zu machen, und als die Regierung Ramses' XII. zu Ende gegangen war, tat der Oberpriester Hrihor von Theben den letzten Schritt zur Einführung der Theokratie und setzte sich die Königskrone aufs Haupt, ohne dabei auf seine priesterliche Würde zu verzichten. Priesterkönigtum um 1060

Hrihor versuchte, die Macht in seinem Hause erblich zu machen, und zunächst schien es ihm zu gelingen; seine Söhne und Nachfolger blieben ganz in den Bahnen des Priesterkönigtums, suchten nur das obere Niltal zu behaupten und durch diplomatische Geschicklichkeit sich den Thron zu erhalten. Jedoch fand die neue Dynastie nicht überall willigen Gehorsam. In Äthiopien regten sich Selbständigkeitsgelüste, und einige Fürsten traten an die Spitze des Volkes, das sich von Theben lossagte, und auch im Norden erhob sich zu Tanis im Delta ein neues Königsgeschlecht, das allmählich nach Süden zu vordrang und die Angehörigen Hrihors zu beseitigen wußte. Doch auch den Taniten war keine lange Herrschaftsdauer beschieden. Sie wurden von den Befehlshabern der ägyptischen Söldner bald in der Königswürde abgelöst. Diese waren zu so hoher Macht emporgestiegen, weil die Ägypter sich seit den Tagen von Ramses II. entwöhnt hatten, ihre Schlachten selbst zu schlagen. Schon frühe hatten sie Soldtruppen geworben (so die Schardana, Maschauascha usw.); jetzt ließen sie nur noch diese fechten und siedelten in Friedenszeiten die Söldner (Ma) als Militärkolonisten im Delta an. An deren Spitze stand ein Obergeneral, der den Titel „Großer der Ma" führte, und dieses Amt war in der Familie eines Libyers Buiuwa erblich geworden. Als es dann jenen Generalen geglückt war, mit der königlichen Familie in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten, da fehlte ihnen nur noch ein Schritt, um sich selbst auf den Thron zu schwingen. Diesen tat Schoschonk I., der Sisak der Bibel. Mit ihm beginnt eine neue Fremdherrschaft in Ägypten, dessen Volk von nun an zur Untertänigkeit verurteilt war, da es sein Schwert in die Hände von Fremden gelegt hatte. Seine Residenz nahm das neue Königsgeschlecht in Bubastis; es verlegte überhaupt den Schwerpunkt seiner Macht nach dem Delta. Unter ihm ging ein neuer, tatkräftiger Zug durch die ägyptische Politik. Zum erstenmal seit Ramses II. mischte sich der Pharao wieder in die Verhältnisse von Syrien. Jerobeam von Samaria floh vor Salomo (§ 45) zu ihm, und als nach Salomos Tode der Bürgerkrieg zwischen Juda und Israel entbrannte, zog Schoschonk „herauf wider Jerusalem und nahm die Schätze aus dem Hause Jahves und aus dem Hause des Königs, und alles, was zu nehmen war, und nahm alle goldenen Schilde, die Salomo hatte machen lassen".

Die 21. Dynastie (die Taniten) 1000—943 v. Chr.

22. Dynastie Libyer oder Bubastiden 943—735

Schoschonk I. 939 v. Chr.

928

Zerfall des Reichs

Von Friedenstaten Schoschonks hören wir wenig. Und ebenso steht es unter seinen Nachfolgern. Da der Mangel an Denkmälern nicht ein Zeichen der Abneigung der Herrscher gegen ihre Errichtung, sondern ihrer Schwäche ist, so dürfen wir wohl daraus schließen, daß die Macht der Bubastiden nicht groß war. Die anderen Söldnerführer, die um nichts schlechter waren als das Königshaus, dachten ebenso wie dessen Angehörige und machten sich, so gut es gehen wollte, selbständig. Und so zerfiel denn das Land, gerade wie im Anfang seiner Geschichte, in eine Reihe kleiner Fürstentümer, die, unter sich uneinig und schwach, jedem Eroberer eine willkommene Beute werden mußten.

§ 32. Die äthiopische Invasion. Kämpfe mit Assyrien (800—650 v. Chr.). Ein solcher Eroberer sollte von einer Seite in Ägypten einbrechen, von wo man es nie geglaubt hätte, von Äthiopien (jetzt Nubien). Dieses seit Jahrtausenden den Ägyptern untertänige Land nahm auf einmal eine führende Rolle in Anspruch. Schon im grauen Altertum

23. Dynastie (Äthiopen)

bestand die Sage von einem Kulturstaat mitten unter der Negerbevölkerung zwischen dem dritten und vierten Nilkatarakt, und die Griechen nannten dessen Bewohner die Äthiopen. Die Ägypter verstanden unter ihnen die Bewohner des östlich vom Nil gelegenen Landes und nannten das Land Kusch und seine Bewohner Kuschiten.

Meroë

In früheren Zeiten fabelte man viel von einem uralten Priesterstaate Meroë, von wo aus die Kultur den Nil abwärts gegangen sei und so erst Ägypten zu einem Kultur- und Staatengebilde gemacht habe. Jetzt herrscht die umgekehrte Ansicht, daß jene Land erst durch die Ägypter seine Kultur empfing, und daß in den zahlreichen Denkmälern, die sich dort finden, nur die Kultur des Siegervolkes sich widerspiegelt. Denn so weit wir zurückblicken können, hat das Land, freilich mit schwankender Südgrenze, den Ägyptern gehört, und sie haben es stets als einen wertvollen Besitz angesehen. Das geht deutlich aus der ganz verschiedenen Behandlung von Äthiopien und den syrischen Provinzen hervor. Die letzteren sahen die Pharaonen nur als Feindesland an, plünderten und raubten und schleppten Gefangene von dort weg, und legten, mit wenig Ausnahmen, auf dauernden Besitz keinen Wert. So ward ihnen denn auch immer und immer wieder das Land entrissen. Ganz anders in Äthiopien, wo sie einen wohlgelungenen Assimilationsversuch machten, das Land gut behandelten und ihm ständige Statthalter, meist aus dem königlichen Hause, mit dem Titel „Prinz von Kusch" gaben. So trat denn eine unlösbare Verbindung beider Länder ein, die auch in den Wirren vorhielt, als sich das untertänige Land an die Spitze stellte und dem zerrissenen Pharaonenreiche neue Herrscher gab.

Unter der schwachen Regierung der Priesterkönige bildete sich in Äthiopien ein kleiner selbständiger Staat, dessen Mittelpunkt Napata war, und der in seiner ganzen Verfassung den übrigen ägyptischen Teilstaaten sehr ähnlich gewesen sein muß. Nach und nach dehnte sich der Staat aus und gewann bei der Ohnmacht und Zerrissenheit des übrigen Ägypten so viel Einfluß, daß er mindestens über Theben und Oberägypten gebot. Einer der bedeutendsten Fürsten von Napata war Pianchi, dem es gelang, seine Herrschaft bis nach Memphis und dem 775
Delta auszudehnen. Die Teilfürsten beugten sich ihm und schworen Gehorsam, aber Folgen hinterließ jener Zug nicht. Denn in Ägypten kam ein neuer König auf, Bokchoris, der uns in der Überlieferung Bokchoris 734—729
(Diodor) als ein gerechter und kluger Fürst entgegentritt; ihm verdankte das ägyptische Volk eine Anzahl humaner Bestimmungen im Schuldrecht, die mit den sonst im Altertum herrschenden grausamen Ansichten in wohltuendem Widerspruch stehen. Jedoch sein Reich war nicht von Dauer. Ihn zu bezwingen gelang zwar Pianchi nicht, wohl aber vermochte es sein Sohn Sabako (Schabaka), sich dauernd in Ägypten 728 v. Chr.
festzusetzen. Der äthiopische Sieger erscheint nun gänzlich als ägyptischer Pharao und soll ein gerechtes und mildes Regiment geführt haben. Sabako 728—716
Nach außenhin wurde er in die Selbständigkeitspolitik von Hosea von Israel (§ 47) verwickelt, der ihn um Hilfe gegen den assyrischen Zwing- 24. und 25. Dynastie (Äthiopen)
herrn anrief. Er zögerte aber lange, und so drang denn Salmanassar IV. bis nach Ägypten vor und jagte den König in die Wüste (§ 20). Doch die letzte Stunde Ägyptens war noch nicht gekommen. Sargon, Salmanassars Nachfolger, mußte mitten im Siegeslaufe umkehren, da der Einfall der Elamiten sein Land bedrohte, und kurze Zeit darauf fand er 705 v. Chr.
durch Mörderhand sein Ende. Sein Sohn Sanherib nahm aber das begonnene Werk auf, und eilte im schnellen Siegeszuge nach Jerusalem; dort nötigte ihn jedoch eine gewaltige Seuche, nach ungeheuren Verlusten umzukehren, freilich nicht, ohne vorher das ägyptische Heer unter

701 Schabataka, Sabakos Sohn, bei Altaku entscheidend aufs Haupt zu schlagen. Der flüchtende König rief nunmehr einen Fürsten Thirhaka (Taharqa) von Kusch zu Hilfe. Dieser aber, anstatt zu helfen, griff das
Thirhaka 690—664 geschwächte Reich an, besiegte und fing den König, ließ ihn hinrichten und setzte sich selbst an seine Statt. Gegen das drohende Assyrerreich vermochte er, trotzdem seine Taten von ihm selbst hochgepriesen wurden, nur wenig auszurichten und nur die Grenze bei Pelusium zu behaupten. Als Sanherib 681 starb (§ 21) und Assarhaddon ihm auf den Thron folgte, schlossen sich die vorderasiatischen Stämme unter Baal von Tyrus zusammen, um sich vom assyrischen Joche zu befreien und Thirhaka, der die Gefahr, die von jenem Reiche her drohte, sah, schloß sich ihnen an. — Vor allem hoffte man den Bund dadurch zu befestigen, daß der Thronerbe Assarhaddon (§ 21) durch innere Schwierigkeiten und durch die Ränke des unermüdlichen Chaldäerfürsten Merodach-baladan (§ 21) abgehalten wurde, sich mit den Angelegenheiten seiner Grenz-
671 provinzen zu beschäftigen. Aber dieser verjagte Thirhaka und machte aus Ägypten eine assyrische Provinz. Um es gefügiger zu machen, vernichtete er die Einheit des Landes, die so viele Jahrhunderte bestanden hatte, und zerlegte es in eine Reihe tributpflichtiger Fürstentümer, deren
Necho Dynasten er feierlich bestätigte. Der wichtigste von diesen war Necho von Sais, dessen Familie schon längst gegen die äthiopischen Eindringlinge Anschläge geschmiedet hatte. Die Hand des assyrischen Eroberers, der sich nun auch Herr von Ober- und Unterägypten und Kusch nannte, lastete hart auf dem schwergeprüften Lande; und so kam es denn zu vielfachen Aufstandsversuchen, die der landflüchtige Thirhaka anschürte. Bedeutung gewannen diese Regungen erst, als Assarhaddon sein Reich
668—626 an seinen Sohn Assurbanipal (§ 22) überliefert hatte. Jedoch gelang es weder Thirhaka noch dem abtrünnigen Necho, sich zu befreien, und nahezu drei Jahrzehnte bestand die assyrische Herrschaft über Ägypten. Sie wich erst, als die sich verwickelnden Verhältnisse in Mesopotamien immer mehr das assyrische Großreich seinem Sturze zutrieben.

26. Dynastie (die Saiten) **§ 33. Die Restauration des Reiches und sein Untergang durch die Perser.** Als die Assyrer nicht mehr imstande waren, ihren andringenden Feinden zu widerstehen, versuchte der kluge Sohn Nechos,
Psammetich I. 664—610 Psammetich I., Ägypten zu befreien. Er knüpfte deshalb Unterhandlungen mit dem Mermnaden Gyges (§ 53), der den lydischen Königsthron usurpiert hatte, an und erlangte von ihm ein Söldnerheer. Nach dessen Landung gelang es ihm, zunächst die Teilfürstentümer zu beseitigen und seiner Dynastie (der saitischen oder 26.) die ägyptische Doppelkrone zu gewinnen. Dankbar wies der neue König den siegreichen Söldnern, Kariern und Joniern, Wohnsitze im Delta an (Naukratis), erregte aber dadurch den Zorn der früher angesiedelten Söldner so sehr, daß diese eine allgemeine Auswanderung beschlossen und nach Äthiopien zogen, ohne daß der König es hindern konnte. — Ebenso glücklich focht Psammetich gegen die Assyrer, die er gegen 645 gänzlich aus dem Lande verjagte. Die Erinnerung an die Fremdherrschaft war den Ägyptern so peinlich, daß sie sie nie gegen die Griechen erwähnten und auf ihren eigenen Denkmälern totschwiegen. Nur durch die assyrischen

Quellen und die Andeutungen im Alten Testament wissen wir davon. — Der neue Staat ruhte zum guten Teil auf den geworbenen Söldnerheeren. Diese sicherten den Herrschern eine freiere Stellung, die sie auch zur Erweiterung ihrer Handelspolitik und ihrer diplomatischen Beziehungen ausnutzten. Der Staat, der sich aus jahrzehntelangen Wirren wieder gerettet hatte, trug ein starkes Bedürfnis nach Frieden in sich, um im Innern zur Ruhe und zu Kräften zu kommen. Darum hören wir auch nichts von kriegerischen Unternehmungen, und Psammetich begnügte sich mit den ältesten Grenzen des Nillandes. Unter seinem Sohne Necho blieb alles, wie es war; nur das starre Fernhalten aller Fremden hörte auf; die schon früher angeknüpften Handelsbeziehungen wurden eifrig weiter gepflegt, und unter seiner Regierung tauchen die ersten Münzen auf, die nach der Überlieferung in Lydien unter der Regierung des Gyges zuerst mit Zwangskurs für dieses Reich geprägt wurden und bald als bequemes Tauschmittel überall Anklang fanden. Metallstücke, die zugleich auch die Stelle von Gewichten vertraten, hatte es schon früher gegeben; jetzt erscheinen bei dem Aufblühen des Seehandels durch die Phöniker die international geltenden Scheiben, die erst mit einseitiger Prägung (Brakteaten), später auf beiden Seiten ausgeprägt wurden (§ 5). Auffällig groß war damals der Goldvorrat der Völker, wie wir auch aus den gewaltigen Goldschätzen der troischen und mykenischen Ausgrabungen wissen.

Necho 610—594

Älteste Münzen

Die ältesten Münzen Lydiens sind von Elektron, d. h. dem Waschgolde, das man in den lydischen Flüssen, besonders im Paktolos, fand, mit einem Zusatze von etwa 30 Prozent Silber. Sie waren nach phönikischem Gewichte geprägt; der Goldstater, wie die älteste Münze hieß, wog 14,52 Gramm. Die ältesten griechischen Münzen prägte Phokäa. Unter Krösus fand eine Münzreform statt, in der nur noch reines Gold ausgeprägt wurde: ein Goldstater zu 8,17 Gramm und ein Silberstück zu 10,89 Gramm, das den zehnten Teil des Goldstückes galt. Späterhin wurden immer mehr verschiedene Geldstücke ausgeprägt, und es entstand eine ungeheure Münzverwirrung, bis Darius I. eine umfassende Neuordnung für das persische Reich gab.

Der sich ausbreitende Seehandel brachte nähere Beziehungen zu den Phönikern und Hellenen mit sich und ließ den Ägyptern den Besitz der so oft erfochtenen und immer wieder verlorenen syrischen Länder besonders kostbar und begehrenswert erscheinen. Die Gelegenheit schien günstig, als Nabopolassar, der erste Chaldäerfürst, seine ganze 608
Kraft daran setzen mußte, um Assyrien sich zu unterwerfen (§ 22). Der Eroberungsplan des ehrgeizigen Pharao gelang zunächst vollkommen. Nachdem Josia von Juda (§ 47) durch Necho bei Meggido Krone und Leben eingebüßt hatte, drang Necho ungehindert bis an das obere 608
Euphrattal vor und besetzte Syrien. Erst nach Jahren, als Assyrien ganz bezwungen und Ninive gefallen war, wendeten sich die Chaldäer gegen den alten Erbfeind. Der Kronprinz Nebukadnezar schlug den Necho 605
bei Karchemisch (§ 23), und der König von Ägypten mußte sich von neuem mit der alten Landesgrenze des „Bachs Ägypten" (Wadi-el-Arisch) begnügen. Der Friede kam nur dadurch so schnell zustande, daß Nebukadnezar die Nachricht vom Tode seines Vaters erhielt und darum schnell umkehren mußte. Necho suchte, was zu Lande verloren war, zur See wieder zu erlangen, und unter seine Regierung fällt der erste Versuch, die Landenge von Suez zu durchstechen, wobei alte Bewässerungsanlagen

aus Ramses III. Zeit benutzt wurden. Unter ihm fand auch (nach Herodot) die erste Umschiffung Afrikas statt, die drei Jahre in Anspruch nahm.

Psammetich II. 594—589 Hophra 589—570

Die friedliche Politik der letzten Regierungsjahre Nechos ward auch unter seinem Sohne Psammetich II. fortgeführt. Erst unter dessen Nachfolger Hophra (Apries) begann wieder das alte Spiel um die syrischen Provinzen. Nach einem glücklichen Feldzuge gegen die Phöniker stachelte er die Juden, unter dem König Zedekia, zur Empörung auf, und diese griffen im Vertrauen auf die ägyptische Hilfe zu den Waffen. Aber als Nebukadnezar sich nahte, ließ Hophra den unglücklichen Fürsten feig im Stich (§§ 23, 48). Hophra sollte jedoch, wenn auch spät, den Lohn für seine Treulosigkeit empfangen. Die libyschen Söldner seines Heeres hatten zahlreiche Angehörige seines Volkes nach sich gezogen; denn ihre Heimat Kyrene ward von den Hellenen besetzt und beherrscht. Sie nötigten den König Hophra, sich gegen die kyrenischen Griechen zu wenden. Er wurde von diesen jedoch vollständig geschlagen, und weil das Heer meinte, der König hätte sich absichtlich schlagen lassen, um es mit den Hellenen, die ja auch im Delta zahlreich wohnten, nicht zu verderben, so empörten sie sich und setzten einen aus ihrer Mitte, Amasis (Aahmes II.) auf den Thron. Dieser zog nun gegen Hophra und gewann bei Momemphis den Sieg und die Krone. Hophra ward eine Zeitlang in ehrenvoller Gefangenschaft gehalten und fiel erst später der Volkswut zum Opfer. In des Amasis erste Regierungsjahre fällt auch der Rachezug Nebukadnezars, der das ganze Land ausraubte und bis Syene vordrang. Die griechische Überlieferung (Herodot) weiß von dieser Unterwerfung ebensowenig wie von der assyrischen, da es den Ägyptern unbequem sein mußte, diese ihren Ruhm so schädigenden Tatsachen zu verbreiten. Wohl möglich, daß der gewaltsame Tod Hophras den Ausdruck der damaligen Volksstimmung darstellte! Glücklicherweise hinderten die babylonischen Thronwirren (§ 23) nach Nebukadnezars Tode eine Wiederholung der scharfen Züchtigung, und Amasis II. war es in lange dauernder Regierung beschieden, eine neue große Blütezeit Ägyptens herbeizuführen. Freilich nach außen hatte er nur geringen Erfolg und mußte froh sein, die Selbständigkeit des Niltales zu erhalten. Jedoch im Innern blühte das Reich fröhlich auf: 20 000 Ortschaften soll man von Syene bis zum Meere gezählt haben, und die Handelsverbindungen nach außen mehrten sich von Jahr zu Jahr. Wenngleich Amasis durch die Ägypter und Libyer gegen die Hellenen auf den Thron gekommen war, sah er doch ein, daß seine Herrschaft nur dann Bestand haben könne, wenn er auch diese sich zu verbinden vermochte. Deshalb erteilte er ihnen zahlreiche Privilegien, zog sie an seinen Hof und räumte ihrer Stadt Naukratis das wichtige Vorrecht ein, allein für Ägypten als Stapelplatz zu dienen. Darum ward er auch in griechischen Erzählungen als ein trefflicher Fürst gepriesen, neben denen freilich andere Anekdoten, die ihn als frivolen Trunkenbold bezeichnen, einherlaufen. Sein Land hat er auf das beste regiert, und viele Denkmäler zeugen für die tiefe Religiosität und die Prachtliebe dieses Fürsten. — Sein Lebensabend war durch schwere Sorgen getrübt. Nach Nabuna'ids Sturze (§ 23) richtete sich die Politik des neugegründeten Perserreiches,

Amasis 570—526

568

562

Eindringen der Griechen

534

hierin den alten Traditionen folgend, wiederum gegen die Westländer. Koresch (Kyros) von Persien (§ 54) nahm die altassyrische Politik auf und zog zunächst gegen das mächtige Lyderreich, das ihm durch einen einzigen Sieg zufiel. Mit den Lydern und Nabuna'id von Babylon hatte Amasis eine Allianz geschlossen und mußte nach der Unterwerfung seiner Bundesgenossen nun fürchten, ihr Schicksal zu teilen. Jedoch starb der König Kyros bei einer der vielen Expeditionen, die zur Sicherung der Ostgrenze Persiens nötig waren. Die Bestrafung Ägyptens hinterließ er seinem Sohne Kambyses (Kambudschija), der sofort gegen 529—522
das Nilland aufbrach. Phanes, ein flüchtiger Halikarnassier, diente ihm bei seinem Zuge als Führer. Um diese Zeit war Amasis gestorben, und sein Sohn Psammetich III. (Psammenit des Herodot) hatte den ägyptischen Thron bestiegen. Diesen unglücklichen Fürsten ließen aber 525
im entscheidenden Augenblicke seine griechischen Verbündeten im Stiche (§ 82) und die eigene Priesterschaft verriet ihn. Bei Pelusium kam es zur Schlacht, in der die Ägypter geschlagen wurden. Kambyses rückte vor, und bei der Eroberung von Memphis fiel auch der Pharao in seine Hände. Dann blieb der Eroberer drei Jahre im Lande und suchte von dort aus Karthago, die Oase des Jupiter Ammon und das Reich von Napata (in Äthiopien) zu erobern. Die beiden ersten Unternehmungen mißglückten; die dritte jedoch hatte Erfolg, und die Äthiopen haben noch hundert Jahre später Truppen zu dem persischen Heere gestellt. Die Sage erzählt, daß in Ägypten ein Aufstand gegen Kambyses ausgebrochen sei, der von ihm niedergeworfen und durch beispiellose Grausamkeiten, besonders gegen das Königshaus, bestraft worden sei. Jedoch erscheint dies ungewiß, da wir aus anderer Quelle erfahren, daß der gefangene Pharao mit 6000 Getreuen nach Susa gebracht worden sei, um dort in ehrenvoller Haft zu leben.

§ 34. Ägypten unter persischer Herrschaft. Von da ab war es mit der ägyptischen 525—332
Selbständigkeit vorbei. Zunächst bestand die Fiktion, daß der persische Großkönig Pharao geworden sei; diese wich aber später dem Satrapenwesen, und das eroberte Land ward eine bloße Provinz des persischen Großstaates. Schon Kambyses ließ die Ägypter hart fühlen, daß sie besiegt waren. Sei es aus Mißverständnis, sei es aus tyrannischem Übermut, beschimpfte er ihre religiösen Bräuche, tötete den heiligen Apisstier (§ 35), mißhandelte, wenn epileptische Zufälle ihn heimsuchten, die Vornehmen des Landes und strafte die erbitterten Ägypter, wenn sie sich zu regen wagten, durch Hinrichtungen und Zerstörung ihrer schönsten Denkmäler. Nach des Kambyses Tode gelangte Darius, 521 (516)
Sohn des Hystaspes, zum Thron. Die Ägypter schüttelten unterdessen das persische Joch ab, bis Darius nach Memphis zog und den Aufstand niederwarf. Indem er einen hohen Preis für die Herbeischaffung eines neuen Apis ausschrieb, versicherte er sich der freundlichen Gesinnung der Ägypter. Er verbesserte den Kanal Nechos und unternahm auch einen Feldzug gegen Barka in Nordafrika. Durch die Unfälle im Skythenland und in Hellas wurde aber die Macht des Darius gebrochen. Auch Ägypten erhob sich gegen ihn. 486
Erst Xerxes brachte (484) das Land wieder unter seine Botmäßigkeit. Zum Kampfe gegen die Griechen mußten die Ägypter 200 bemannte Schiffe stellen, welche sich in der Schlacht bei Artemision auszeichneten (§ 94). Nach Xerxes' Niederlage sehnten sich auch die Ägypter, vom persischen Joche frei zu werden. Sie vertrieben die persischen Steuereinnehmer und machten einen Libyer namens Inarōs zum Könige (§ 95, 98). Als Artaxerxes I., der Nachfolger Xerxes', eine Streitmacht von 300 000 Mann gegen sie schickte, kamen ihnen die Griechen mit 200 Schiffen zu Hilfe. In der Nähe von Papremis kam es zu 462
einer blutigen Schlacht, in der anfangs die Perser die Oberhand hatten, schließlich aber den Athenern der Sieg blieb und der persische Anführer Achämenes getötet wurde. Als die Perser sich aber in die Zitadelle von Memphis zurückzogen, wurden sie dort jahrelang erfolglos belagert. Unterdessen sammelte Artaxerxes ein neues großes Heer und ließ einen Teil desselben auf einer von den Phönikern erbauten Flotte in die Nilmündungen

einlaufen. Dadurch wurde die Zitadelle von Memphis entsetzt; als dann die athenische
454 Flotte, auf der Insel Prosopitis von den Persern umstellt, durch Ableiten des Wassers aufs Trockene gesetzt war (§ 98), verbrannten die Athener ihre Schiffe und kapitulierten gegen Bewilligung freien Abzugs. Inaros ward gefangen und später gekreuzigt, das ganze Land mußte sich den Persern beugen, und nur in den Sümpfen des Delta blieben einheimische Fürsten, Amyrtäus und Psammetich. Erst deren Söhne Thamyras und Pausiris setzte Artaxerxes als rechtmäßige Unterkönige, die Tribut zahlen mußten, ein. Auf Artaxerxes folgte Sogdianos (Xerxes II.) und Darius II. (425—405 [§ 120]), unter welchem die Ägypter sich wieder freimachten. Als ihre rechtmäßigen Regenten betrachteten die Ägypter fortdauernd die Abkömmlinge Psammetichs I. Einem derselben, Amyrtäus II., gelang es auch, sein Vaterland völlig zu befreien und die persischen Beamten zu vertreiben. Sein Nachfolger Nepherites unterstützte die Lacedämonier mit einer Flotte. Achoris (seit 392) leistete dem Könige Euagoras von Cypern gegen Artaxerxes II. Hilfe. Doch wurden Kyprier und Ägypter bei Kition 381 geschlagen, und der König von Cypern mußte nach Ägypten flüchten. — Nektanebus I. aus Sebennytos gründete eine neue Dynastie. Er sammelte ein Heer, um dem von Artaxerxes II. mit 200 000 Mann und 20 000 griechischen Söldnern geschickten Pharnabazos Widerstand zu leisten. Die Griechen unter Iphikrates wurden an der mendesischen Mündung ausgeschifft und schlugen die dort aufgestellten Ägypter. Jedoch vermochte Pharnabazos nicht, den gebotenen Vorteil auszunützen; er wollte auf sein übriges Heer warten und hemmte alle kriegerischen Maßnahmen, bis der Nil anschwoll. Durch das Hochwasser wurde Pharnabazos zur Rückkehr gezwungen und Ägypten wieder frei. Nektanebus' Nachfolger Tachōs (seit 360) zog mit einem Heere, welches aus 80 000 Ägyptern, 10 000 Griechen und einer Flotte von 200 Schiffen bestand, gegen Artaxerxes. Die Ägypter errangen unter des Agesilaos und Chabrias Führung einen Sieg nach dem andern, bis sich im Innern des Landes ein Usurpator Nektanebus II. erhob, dem sich ein Teil des siegreichen Heeres und Agesilaos, der auf Chabrias eifersüchtig war, anschlossen und dadurch viele Vorteile gegen die Perser verschafften. Jedoch war Artaxerxes II. Nachfolger, Ochos, nicht gewillt, die Macht der Ägypter allzu weit übergreifen zu lassen. Er zog bis Pelusium, wo ihn das feindliche Heer erwartete. Durch eine geschickte Umgehung gelang es, die Ägypter zurückzutreiben und ihr Land fast ohne Schwertstreich einzunehmen. Nektanebus, der letzte Pharao von Ägypten, den die Sage später als einen großen Zauberer bezeichnete, floh mit seinen Schätzen nach Äthiopien und ist dort verschollen. Mit ihm endet die Reihe der einheimischen Herrscher. Das Land wurde von persischen Satrapen verwaltet, bis es Alexander der Große 332 v. Chr. ohne Widerstand besetzte. Nach seinem Tode folgte dann die Zeit der Ptolemäer (§ 148).

Amyrtäus II. 404—399

Nepherites 398—393

Achoris 392—379

Nektanebus I. 378—361

373

Tachōs 360—359

Nektanebus II. 358—341

341—336

Beziehungen Griechenlands zu Ägypten

Wichtig ist in dieser letzten Periode des Ägypterreichs nur der immer stärker zunehmende Einfluß Griechenlands auf den alten Pharaonenstaat. Seit der Eröffnung des Landes wurde bei den Hellenen der Drang immer stärker, sich mit dem Wunderland am Nil zu beschäftigen und seine Geschichte und Einrichtungen kennen zu lernen. Forschungsreisende gingen nach Ägypten (so Hekatäos, Herodot und Hellanikos von Mitylene). Man suchte das Problem der Nilüberschwemmungen zu lösen, man wünschte Aufklärung über die ältesten Sagen und religiösen Vorstellungen; schon Herodot war der Meinung, daß man die gesamte griechische Kultur aus Ägypten abzuleiten habe. Auch von ihrem Wissen suchte man zu profitieren: von Pythagoras (§ 89) erzählt man es sich, daß er eifrig ägyptische Wissenschaft studierte, und Plato und Demokrit haben zweifellos von den ägyptischen Priestern manches erkundet; doch hat uns ein Einblick in die Originale gelehrt, daß man das geheimnisvolle Wesen der Ägypter auf griechischer Seite stark überschätzt hat, und daß ihre, halb auf Offenbarung, halb auf tiefem Denken ruhende Weisheit bei weitem das nicht hält, was sie zu versprechen schien.

§ 35. Religionswesen der Ägypter. In den ältesten Zeiten, wo noch die einzelnen Gaue, und später, wo die beiden Länder selbständig nebeneinander bestanden, hatte jede Stadt, jedes Dorf seine besondere Schutzgottheit: der Gott von Memphis hieß Ptah, der von Theben Mont, bei Elephantine waltete Chnum usw. Auch weibliche Gottheiten wurden genannt, so Hathor als Herrin von Dendera, Neith von Memphis u. a. Mit der Ausdehnung der Macht eines Staates nahm auch die seines Gottes zu, bis schließlich Horus als Gott von Oberägypten und Set von Unterägypten übrigblieben. Da aber Oberägypten die Oberhand behielt, so wurde Horus schließlich der oberste Gott, und der Pharao galt als seine Inkarnation. Neben

dieser religiösen Entwicklung stand eine andere, die dem ganzen Volke eigentümlich war und mit der ersten parallel ging; denn das Niltal bildet gewissermaßen ein untrennbares Ganze, und so mußten denn auch bei allen seinen Bewohnern gemeinsame religiöse Gedanken entstehen. In dem Niltale, wo dicht neben der reichen, lebenstrotzenden Fruchtebene sich die kahlen trostlosen Wüstenberge erheben, mußte die religiöse Empfindung der Menschen sich zunächst in der Anbetung der lebenschaffenden Naturkräfte äußern. Daher war der ägyptische Religionsdienst fast ausschließlich der Naturkraft zugewendet, welche in ihrem rollenden Kreislaufe dem Lande Leben und Fruchtbarkeit verlieh: der Sonne. So mannigfaltig die Göttergestalten und Kultusformen sich ausbildeten, da fast jede Stadt ihre eigenen Lokalgottheiten besaß und nur wenige Götter allgemein vom ganzen Volke verehrt wurden, so geht doch aus allem hervor, daß der Sonnendienst der innerste Kern des ägyptischen Götterglaubens, der eigentliche Nationalkult war.

Sonnendienst

Es stehen infolgedessen nicht nur eine Menge Götterwesen, die mit eigenen Namen und mit eigenen Kulten und Heiligtümern auftreten, ihrem innersten Begriffe nach mit der Idee der Sonne in ihren verschiedenen Erscheinungen und Wirkungen in Beziehung, sei es durch Geschlecht und Abstammung, sei es durch symbolische Vorstellungen; auch die meisten Orts- und Stammesgötter wurden zur Erhöhung ihrer Macht mit dem Götterkreis der Sonne in Verbindung gesetzt, bald so, daß man sie damit identifizierte, bald indem man durch Beifügung des Namens Rê oder Ra, der als die älteste Bezeichnung des Sonnengottes galt, die Heiligkeit und Größe des Lokalgottes zu steigern suchte. So wurde nicht nur der thebanische Hauptgott Amon als Amon-Ra zum stärksten Nationalgott erhoben, auch Sebek (§ 29) sowie die meisten Lokalgötter wurden durch den Beisatz Ra in den Bereich des Sonnenkultus gebracht. Dargestellt wurde Ra gewöhnlich mit der Sonnenscheibe auf dem Haupte, an deren Spitze die Uräusschlange die vernichtende Glut der Sonnenhitze darstellt. Heilig war ihm der Widder, und darum finden sich auch widderköpfige Darstellungen des Gottes. Dieser Ra, der Vater und König der Götter, der in der Sonnenscheibe thront und den ganzen Himmelsraum regelt und überwacht, wurde besonders in Memphis und in der „Sonnenstadt" Heliopolis angebetet. Hier stand ein hochverehrtes Heiligtum, wo nach der Sage der Ägypter alle fünfhundert Jahre der Wundervogel Phönix, vom Morgen kommend, in wohlduftendem Weihrauch sich verbrannte, um verjüngt aus der Asche zu erstehen und am dritten Tage in seine östliche Heimat zurückzukehren, eine sinnbildliche Andeutung des Sonnenlaufs in bestimmten, immer wiederkehrenden Zeitperioden. Als der starke Himmelswächter war die Sphinxgestalt, der Löwe mit dem Haupte des Sonnengottes, sein Abbild. Eine zweite Personifikation der Sonne war Horus (Haupttempel in Edfu), der das kämpfende Prinzip gegenüber der unbeweglichen Majestät des Ra darstellt. Sperberhäuptig durcheilt er die Welt und bekämpft den Dämon der Finsternis, Set. Beide Götter werden später moralische Einheiten, Horus (Haupttempel in Edfu), der Vertreter Ägyptens und der gute Gott, Set der Schirmherr des Auslandes und der Inbegriff des Bösen. Andere Personifikationen der Sonne sind Ptah und Osiris, die in gleicher Verehrung standen. Dem Ptah war auch der Stier Apis heilig, auf dessen schwarz behaartem Körper sich einzelne Zeichnungen von andersfarbigen Haaren bildeten, von denen die wichtigste ein weißes Dreieck auf der Stirn war. Außerdem werden in den Quellen noch andere Erfordernisse genannt, z. B. ein Gewächs unter der Zunge, das dem heiligen Skarabäuskäfer glich. Er stand als Sinnbild der Sonne in ihrer erzeugenden Kraft bei dem ägyptischen Volke in solcher Verehrung, daß bei seinem Tode das ganze Land so lange trauerte, bis die Priester einen neuen Apis gefunden hatten, der die bestimmten Kennzeichen an sich trug, worauf dann ein siebentägiges Freudenfest mit Umzügen und Schmausereien das glückliche Ereignis verkündigte. Seinen Ausklang fand der Sonnendienst in der Verehrung des widdergehörnten Serapis zu Alexandria, dessen Kult unter den Ptolemäern so sehr blühte, daß man im dritten vorchristlichen Jahrhundert 42 Heiligtümer dieses Gottes zählte. — Ein Lieblingsfigur der ägyptischen Mythologie ist Osiris mit seiner Gemahlin und Schwester Isis und ihrem Sohne Horus. Von ihm haben die Priester sinnreiche Mythen gebildet, die den Kreislauf des Jahres mit den ihn begleitenden Naturerscheinungen sinnbildlich darstellen. Osiris, lautet der Bericht bei Plutarch, der Wohltäter und Beglücker des Landes, wird von seinem neidischen Bruder Typhon (Set) und dessen 72 Genossen ermordet und sein Leichnam in einem Kasten in den Fluß gesenkt. Trauernd und wehklagend sucht Isis den verlorenen Gatten. Als sie den Leichnam gefunden, bestattet sie ihn mit ihrer Schwester Nephthys auf der heiligen Strominsel Philä oder nach anderen Angaben in Abydos. Aus dem Totenreich, wo Osiris nunmehr als Herrscher weilt, erscheint er dem Horus, ihn zur Rache ermahnend. Der herrliche Sohn sammelt seine Getreuen um sich, überwindet Typhon

Amon

Phönix

Horus und Set

Ptah

Apis

Osiris und Isis

und jagt ihn mit seinen schwarzen Gesellen in die Wüste. Darauf besteigt Horus den Thron seines Vaters und herrscht als der letzte der Götter über Ägypten. Der Tod des Osiris ist nur Scheintod; er lebt und wirkt, sowohl auf Erden durch seinen Sohn Horus, den Rächer („Offenbarer") seines Vaters, das Vorbild der ägyptischen Könige, als in der Unterwelt, im Totenreiche, wo er die abgeschiedenen Seelen richtet und sie zu neuem Leben erweckt.

Neben diesen Personifikationen des Sonnengottes standen eine Reihe anderer Gottheiten, die zum guten Teil wohl als Nomosgottheiten aufzufassen sind. Dahin gehört der krokodilgestaltige Sebek, der hundsköpfige Anubis, die Liebesgöttin Hathor, Sechet, die verheerende Glut der Sonne, Bast, die milde Kraft desselben Gestirns, u. a. m. Besondere Verehrung genoß Neith, die geheimnisvolle Personifikation des mütterlich empfangenden und gebärenden Naturprinzips, die Schutzgöttin („das verschleierte Bild") von Sais in Unterägypten. Ihr wurde alljährlich ein Lampenfest gefeiert, wie in Athen zu Ehren der jungfräulichen Pallas Athene, mit der man sie vielfach verglichen hat, der Fackellauf.

Tierdienst

Den Ägyptern eigentümlich war die Verehrung heiliger Tiere ein Religionsdienst, der in dem Volkskultus so sehr in erster Linie stand, daß er schon im Altertum die höchste Aufmerksamkeit erregt und zu mancherlei Deutungen der Ursache und des tieferen Sinnes geführt hat. Nicht bloß die Apisstiere, die in Memphis einen eigenen Palast und ein prächtiges Grabmal hatten, auch Kühe, Katzen, Ibisse, Sperber, Hunde, Krokodile und viele andere Tiere genossen göttliche Verehrung. Wer ein heiliges Tier aus Vorsatz tötete, war des Todes schuldig. Bei diesem Tierdienst scheint roher Aberglaube mit höheren Ahnungen oder Vorstellungen verbunden gewesen zu sein; während die Masse des Volkes wahrscheinlich sich einem groben Fetischismus ergab, der den sinnlichen Gegenstand der Verehrung für das göttliche Wesen selbst hielt, hegten die Eingeweihten Ansichten geistiger Art, oder man verehrte die Tiere als Sinnbilder der Gottheiten, denen sie geheiligt waren, insofern die Götter als die Repräsentanten der in der Natur waltenden Kräfte oder der Himmelskörper gedacht wurden. Daraus erklären sich auch die eigentümlichen Göttergestalten, die uns auf den ägyptischen Bildwerken allenthalben entgegentreten; und die uns die Götter mit Menschenleibern, aber Tierköpfen zeigen, so den Horus mit dem Sperberkopf, die Göttin Sechet mit dem Löwenkopfe, den Chnum mit einem Widderkopfe, den Thot mit einem Ibiskopfe u. a. m. — Die Ägypter glaubten an die Fortdauer des Lebens nach dem Tode, an die Bestrafung der Bösen und die Belohnung der Guten. Das sogenannte „Totenbuch", das man in den Sarg legte, enthielt mystische Anrufungen und Verhaltungsvorschriften für die bevorstehende Wanderung in die Unterwelt. Wenn der Verstorbene durch die Hilfe freundlicher Dämonen alle feindseligen Mächte überwunden und alle gefahrvollen Pforten durchschritten hat, wird er von der Göttin der Gerechtigkeit, Ma, in den „Saal der doppelten Wahrheit" im Vorhofe der Unterwelt eingeführt und muß am Thron des Osiris vor 42 Richtern eine strenge Prüfung bestehen, wobei das Herz des Verstorbenen auf der Schale der Gerechtigkeit gewogen und das Ergebnis von Thot, dem Gott der Schreibkunst, aufgezeichnet wird. Die Seelen der Gerechten gehen, mit der Straußfeder geschmückt, in die Gefilde des Sonnengottes ein, um ein ewig glückseliges Leben zu führen; die Lasterhaften aber wurden einer ewigen Vergeltung und einem endgültigen Tode überliefert. — Mit dieser Vergeltungslehre verbanden die Ägypter auch noch den Glauben an eine Wanderung der Seelen, nach dem die Seelen der Gestorbenen wieder auf die Erde zurückkehrten und sich mit einem Menschen- oder Tierleib, besonders von Vögeln, verbanden; jedoch scheint in Ägypten nicht wie bei den Indern die Rückkehr der Seele als Strafe aufgefaßt worden zu sein, da nach den Denkmälern man vielmehr darum betete, Tiergestalten auf Erden annehmen zu dürfen. Dem Menschen wohnte nach der ägyptischen Vorstellung eine unsterbliche Seele (bai) inne, die ihn nach seinem Tode verläßt; daneben stand aber die in ihm wirkende geistige Macht, der Ka, ein den Menschen während seines Lebens begleitender Geist, der auch nach dem Tode noch fortlebt und mit der Leiche in Verbindung bleibt, gewissermaßen deren Fortleben vorstellt, und damit

Unsterblichkeitsglaube

Seelenwanderung

Der Ka

den Totendienst der Ägypter hervorgerufen hat. Neuerdings hat man den Ra übrigens allein auf den König oder auf die königliche Familie einschränken wollen. — Schon früh hatte sich, wie ein Totengebet aus Menkeures Zeit beweist, bei den Ägyptern der Glaube von der Unsterblichkeit der Seele festgesetzt, die den Menschen durch Osiris verbürgt ward. Da man aber an eine Verbindung des Leibes mit der Seele auch nach dem Tode glaubte, so entwickelte sich daraus erstens die Kunst der Balsamierung und zweitens die sorgfältige Bestattung in gebauten Gräbern. Die Toten werden immer im Westen, wo die großen Götter zur Ruhe gehen, bestattet. Die Armen mußten sich mit den einfachsten Begräbnisstätten begnügen. Die Vornehmen schufen sich entweder Felsengräber in der Libyschen Wüste oder lagen in tiefen Schächten unter einer sogenannten Mastaba (§ 28) begraben, einem niedrigen Steinbau, der an die Lehmbänke vor den jetzigen arabischen Häusern erinnert. Was für die Vornehmen maßgebend war, galt natürlich in noch weit höherem Maße von den Königen. Auch bei ihnen ruht der Leichnam in einem Sarkophage, der in einem Schachte verborgen ist; aber nicht die niedrige Mastaba bedeckt ihn, sondern Pyramiden, die stolzen Königsgräber des alten Ägypten, die mit unendlichem Fleiße von unzähligen Arbeitskräften errichtet worden sind. Gleich bei Regierungsantritt sorgte der Herrscher für eine würdige Grabstelle, und je länger er herrschte, desto gewaltiger erhob sich der Bau. Ursprünglich waren die Pyramiden in Stufenform gebaut; der Kern bestand aus Steinquadern; für den äußeren Mantel, der die Stufen ausfüllte und so eine glatte Oberfläche schuf, verwendete man aber das bequeme und billige Material der Ziegel aus Nilschlamm. Freilich war dies auch das vergänglichste, und so stellen denn die meisten Pyramiden jetzt einen stufenförmigen Aufbau dar.

Totenkult

Die Pyramiden bilden einen Komplex von 60 steinernen Hügeln, die sich auf dem westlichen Ufer des Nil gegenüber Kairo bis in das Faijum fortsetzen, und deren Reihenfolge von Nord nach Süd zugleich eine historische ist, weil die nördlichen die ältesten und die südlichsten die jüngsten Pyramiden sind. Sie sind genau nach den Himmelsgegenden orientiert und enthalten mancherlei astronomische Darstellungen. Jede hatte ihren eigenen Namen; so hieß die des Cheops die erlauchte, die des Chefren die große, die des Mykerinos die obere, wieder eine andere die kühle, usw. Nach der Erzählung des Herodot stellte Cheops 100 000 Mann zur Arbeit an, die sich alle drei Monate ablösten; zu den Vorbereitungen waren zehn Jahre, zur Ausführung weitere zwanzig Jahre erforderlich. Die Steine mußten dazu aus dem Arabischen Gebirge herbeigeschafft und über den Fluß transportiert werden. Aus jenen Angaben hat man, wohl mit Unrecht, auf die grausame Tyrannei jener Pyramidenerbauer geschlossen. Die Pyramiden lagen nicht weit vom Nilufer entfernt. Für eine jede gab es eine besondere Landestelle, von der aus ein bedeckter Gang bis an den Tempel führte, der in der Regel der Ostseite der Pyramide vorgelagert, für die Manen des toten Königs bestimmt war, und in dem eigens dazu bestimmte Priester Opfer für den toten König darzubringen hatten. Von diesem Tempel aus führte ein Gang in den Bau selbst, dessen Eingang gewöhnlich, aber nicht immer, versteckt an der Nordseite der Pyramide angelegt war. Der Gang führte in der Regel zunächst abwärts, dann in stumpfem Winkel aufwärts und mündete endlich in einer kleinen Sargkammer. Hier stand der Sarkophag, und nur zuweilen fand sich in diesem ein Holzsarg, der dann die königliche Mumie enthielt. Diese Begräbnisweise der Könige war aber nur in der Zeit des alten Reiches üblich (§ 28). Schon die thebanischen Könige (§ 29) gaben den Pyramidenbau auf und setzten die in Felsengehauenen Nekropolen (Totenstädte) an deren Stelle. Wie ihre Vorgänger fingen sie gleich nach dem Regierungsantritt mit der Aushöhlung des Berges für ihre Totenwohnung an, und fuhren so lange fort, neue Gänge, Treppen und Kammern zu brechen, bis der Tod dem Werke ein Ende machte und nach Beisetzung des Sarges im goldenen Gemach das Grab seinen Verschluß erhielt. So entstand die „Totenstadt" von Theben, wo gleich „Bienenzellen" zahllose Gräber reihenweise in den Fels gehauen sind, zu denen gerade und gewundene Treppen, Stollen, Gänge, Galerien hinauf- und hinabführen. Neuere Ausgrabungen in dieser Gegend und in dem Faijum haben uns in reichhaltiger Weise über die thebanischen Königsgräber belehrt, und als kostbarste Funde ruhen die Mumien großer Könige, wie Ramses, Seti usw., jetzt in dem Museum von Bulaq.

Pyramiden

Nekropolen

Die Einbalsamierung der Leichname, wobei ein Bergasphalt als Hauptbestandteil verwendet wurde, geschah je nach dem Rang und Vermögen mit mehr oder

Mumien

weniger Aufwand. War die Balsamierung geschehen, so wurde jeder einzelne Teil des Körpers vielfach mit den feinsten Stoffen umwunden, das Ganze in Decken gewickelt. In den Binden auf Leib und Brust findet man goldene oder silberne Idole, besonders Osirisbilder, Skarabäuskäfer u. dgl. Über die Mumien legte man einen aus zusammengeleimtem Kattun und Gips bestehenden Überzug, wo auf die Stelle des Gesichts eine Abbildung desselben, auf den übrigen Leib Hieroglyphen gemalt wurden. Die fertigen Mumien wurden dann oft mit reichen Halsbändern und anderem Schmucke versehen. Darauf ward die Mumie in einen Sarg von Sykomorenholz gelegt, dieser zuweilen noch in einen mit Skulpturen versehenen Granitsarkophag; so wurde sie in den Grabkammern aufrecht hingestellt. Die Grabkammern (Katakomben), die jede ägyptische Stadt besaß, und die sich in den westlich vom Nil liegenden Felsgebirgen befinden, sind eine wahre Niederlassung aller Künste der alten Ägypter, da alle Pracht und Zierat nicht in den bürgerlichen Wohnungen, den „Nachtherbergen" der Lebenden, sondern in diesen Totengrüften, dem langdauernden Aufenthaltsort der an ihren Leib gebundenen Seele, angebracht wurde.

§ 36. Sitten und Gebräuche der Ägypter. Herodot hat uns im ersten Teile seiner Beschreibung Ägyptens (II, Kap. 1—98) eine farbenvolle, lebhafte Schilderung des altägyptischen Lebens hinterlassen, die durch die zahlreichen bildlichen Darstellungen an den Denkmälern auf das vollkommenste ergänzt und berichtigt wird. — Die alten Ägypter sind ein heiteres, dem Lebensgenusse ergebenes Volk gewesen, das an Musik und Tanz seine Freude fand und nur ungern nach dem Lande ging, wo das ewige Schweigen herrschte. „Gieße wohlriechendes Öl auf dein Haupt," sang der Harfenspieler, „umkleide mit weichem Leinen deine Glieder, schmücke dich, so schön du kannst. Voll Glück feiere den frohen Tag und ruhe nicht an ihm, denn niemand kehrt zurück, den der Tod dahingerafft hat." Beide Geschlechter genossen hierbei gleiche Rechte. Die Frau vermochte eigenes Vermögen zu erwerben und selbständig zu verwalten. Dafür wurden auch die Töchter angehalten, für den Unterhalt der Eltern zu sorgen, sobald die Söhne fehlten oder nichts zu erwerben vermochten. Diese freie Stellung des Weibes mußte allen Beobachtern des Altertums um so mehr auffallen, als bei allen andern Barbaren die Haremwirtschaft bestand und auch die griechische Frau dem Manne nichts weniger als gleichberechtigt gegenüberstand. — Die Kleidung war bei den Männern eine kurze Hose mit Überwurf, bei den Frauen ein langes vom Halse bis zu den Knöcheln reichendes Gewand aus Leinen. Das Haar trugen beide Geschlechter kurzgeschoren, und man setzte sich an dessen Stelle künstlichen Haarschmuck und Perücken auf. — Eine Haupttugend der Nation war ihre große Reinlichkeit. Für Könige und Priester bestanden besondere Reinigungsvorschriften, aber auch das Volk schloß sich ihnen freiwillig an, sogar die Götter wurden dargestellt, wie sie sich die Hände waschen. Damit hängen eine ganze Reihe von Speiseverboten zusammen, die freilich immer nur lokale Geltung gehabt zu haben scheinen. An vielen Orten verschmähte man die Fischnahrung, und die Pythagoreer (§ 89), die sich vielfach an ägyptische Vorbilder anlehnten, scheinen aus Ägypten ihr Verbot des Bohnenessens entnommen zu haben. In der Nahrung war das Volk mäßig. Man aß zumeist Vegetabilien und Durrabrot. Doch war man dem Weingenuß nicht abhold, und manche Szene auf den Denkmälern und Ermahnungen in den Papyri bezeugen, daß Wein und Bier öfters in allzureichlichem Maße genossen wurden. — Ein Kastenwesen, wie es bei den Indern besteht, hat man früher bei den Ägyptern auch angenommen, aber mit Unrecht. Jeder konnte werden, was ihm beliebte. Auch die Wahl der Frauen stand jedem gesetzlich frei. In der Praxis freilich galt, wie bei uns, die Regel, daß der Sohn in derselben gesellschaftlichen Sphäre zu bleiben suchte wie der Vater und auch dieser seine Gattin entnahm. Die Ehe mit der leiblichen Schwester war erlaubt, ja sogar bevorzugt; als Regel finden wir sie in den herrschenden Familien; es sollte dadurch, da hier auch weibliche Thronfolge galt (vgl. § 30), Thronstreitigkeiten vorgebeugt werden. Besondere Hochachtung genoß nur der, erst im Neuen Reiche emporgekommene, Priesterstand, und jeder Mann und jede Frau hatten als höchsten Ehrgeiz, ein Priesteramt zu erringen. Als oberster Priester und oberste Priesterin galt das königliche Ehepaar, das sich selbst oft anbeten und sich Priester weihen ließ.

Volkscharakter

Frauen

Privatleben

Soziale Gliederung

Priester

Opfer wurden allen Göttern und allen Toten dargebracht. Von den Lebenden hatte nur der König das Recht, solche zu beanspruchen. — Die Könige nahmen eine absolutistische Stellung ein. Um ihren erhabenen Rang anzudeuten, werden sie gewöhnlich auf den Denkmälern als riesengroße Männer dargestellt, im Vergleiche zu den Beamten, deren größere oder geringere Bedeutung durch ihre Größe auf dem Bilde klar gemacht wird. Auf dem Haupte tragen sie stets die Doppelkrone (den Pschent, von dem die weiße Hälfte die Herrschaft über Oberägypten, die rote über Unterägypten bedeutet), und ziehen auf Streitwagen an der Spitze ihres Heeres in den Kampf. Trotz der zahllosen Pharaonenstatuen besitzen wir von wenigen (z. B. von Amenhotep IV.) ein nur einigermaßen ähnliches Bild, da diese Steinbilder alle nur die typische Darstellung eines freundlichen jungen Mannes im Anfang der zwanziger Jahre bewahren. Eine Art von Vorstellung von ihrer Individualität können wir uns erst machen, seitdem die Königsmumien sich in dem Museum von Bulaq befinden. — Das Heer, das in dem alten und mittleren Reiche nur aus einheimischen Milizen bestanden hatte, gewann erst nach der Hyksosherrschaft Bedeutung. Die bis dahin unkriegerischen Ägypter fanden am Waffenhandwerk Gefallen und betätigten sich im Felde. Ursprünglich waren es nur Fußtruppen; erst mit den Hyksos zog die Verwendung des Pferdes und der fremden Söldnertruppen ein, die der Kriegführung einen neuen Charakter verliehen. Das Los der Soldaten, die nur auf Verpflegung und Beuteanteile angewiesen waren, war nicht beneidenswert. Auch die fremden Söldner mußten oft zu Aufständen schreiten, wenn in Friedenszeiten die Verpflegung ausblieb. Nur die höheren Offiziere hatten es etwas besser, doch strebten sie auch meist nach Zivilversorgung, bei der sie ein reichlicheres und angenehmeres Leben zu erwarten hatten. — Zahllos war das Heer der Beamten, die in allen möglichen Funktionen uns auf den Denkmälern entgegentreten. Sie werden, außer den Offizieren, gewöhnlich als „Schreiber" bezeichnet. Ihre wichtigsten Stellen wurden aus den Reihen der Priester besetzt, deren Zahl, trotz mancher Reformversuche, immer sehr groß war, und die sogar bisweilen es wagen durften, an Stelle der erblichen Monarchie das Priesterkönigtum zu setzen (§ 31). Waren sie ja doch allein imstande, bei der großen Menge ritualer Vorschriften das Volk durch das Irrsal dieser Bestimmungen zu führen, deren Nichtbefolgung zu den härtesten Strafen im Jenseits führen konnte. Von der Beschneidung bis zur Beerdigung begleiteten sie den Lebensgang der einzelnen und gewannen, zudem die Kollegien oft mit den Abkömmlingen der höchsten Aristokratie besetzt waren, einen gewaltigen Einfluß auf das gesamte Volksleben. Daneben waren sie uneigennützige und unermüdliche Förderer der Wissenschaft; sie allein verstanden die heilige Bilderschrift der Hieroglyphen. Aus ihrer Hand besitzen wir das meiste, was wir von der ägyptischen Wissenschaft und Poesie haben.

Könige

Heer

Beamte

§ 37. Wissenschaft und Kunst der Ägypter. Die Ägypter bezeichneten alles, was wir Wissenschaft nennen, mit dem Ausdruck Lesen und Schreiben. Durch die verwickelte Schrift erforderte das Lernen dieser Künste sehr viel Zeit, und der „Schreiber" stand bei seinen Landsleuten in hohen Ehren.

Die Ägypter bedienten sich dreier Schriftarten, von denen sich die eine aus der anderen entwickelt hat, die heilige Hieroglyphen (oder Bilder-)schrift, die sich tatsächlich des Bildes zum Ausdrucke des Gedankens bediente, die hieratische Schrift, die stärker abgerundet war, und die demotische Schrift, eine gewöhnliche Kursive. Die Hieroglyphenschrift trifft man vorzugsweise auf den Obelisken, d. h. vierkantigen, aus einem einzigen Granitblocke gehauenen Spitzsäulen, die gewöhnlich paarweise vor den Vorhallen (Pylonen) der Tempel aufgestellt waren, sowie in den zahlreichen Inschriften, womit die Monumente, die Wände der Tempel und Grabmäler u. a. bedeckt waren; die hieratische findet sich am häufigsten auf den Papyrusrollen. Aus der hieratischen Schrift ging später (im 7. Jahrhundert v. Chr.) die demotische Schrift und Sprache hervor, die teilweise andere grammatische Formen und Wörter hat. Aus dem Demotischen ist dann das Koptische entstanden, noch jetzt die liturgische Sprache der koptischen Christen. — Die Hieroglyphenschrift, zu deren Entzifferung durch den französischen Gelehrten Champollion (IV, 303)

Hieroglyphen

1791—1822 die ersten glücklichen Versuche gemacht wurden, besteht aus vier verschiedenen Arten von Zeichen; die erste Klasse umfaßt vierundzwanzig Buchstaben (die aus den ältesten Bilderzeichen für die Wörter entstanden sind), die zweite sind (zirka 40) Silbenzeichen für je zwei Buchstaben, die dritte Klasse sind die Wortzeichen (z. B. tp für „Dolch" und die Silbe tp = erster) und schließlich die Deutezeichen, die den Wörtern nachgesetzt wurden, um den Sinn auszudrücken. Die Schrift selbst war nur eine Konsonantenschrift und ähnelte auch darin den alten semitischen Schriften, daß sie der Regel nach linksläufig war. In der Zeit der späteren Ptolemäer (§ 148) wurde eine Menge neuer phonetischer Zeichen in die Hieroglyphenschrift eingeführt. Als Material verwendete man den aus der Wasserpflanze Cyperus papyrus gewonnenen Schreibstoff Papyrus, dessen Herstellung freilich sehr schwierig und darum kostspielig war. Die aneinandergeklebten Papyrusblätter (zirka 30 Zentimeter hoch), wurden der Reihe nach beschrieben und dann wieder von links nach rechts zusammengerollt, so daß man beim Aufrollen von rechts nach links zu lesen hatte.

Literatur

Die Literatur der Ägypter war nach Aussage griechischer Schriftsteller sehr umfangreich. Was uns auf Bauwerken und in Papyrusrollen durch die merkwürdig trockene Beschaffenheit der ägyptischen Luft erhalten wurde, bestätigt dies in jeder Hinsicht; es sind bei ihnen schon alle Literaturgattungen vertreten. Den breitesten Raum nehmen natürlich die religiösen Texte in Anspruch. — In fast allen ägyptischen Gräbern finden sich größere

Totenbuch

oder kleinere Stücke des sogenannten Totenbuches, das ägyptisch den Namen „Buch der Erscheinung am Tage" führte. Dasselbe bestand aus 165 Kapiteln und soll dem Verstorbenen den Weg durch die ihm entgegentretenden Gefahren zeigen und ihn befähigen, im Gerichtssaale für würdig befunden zu werden. Das Buch stammt wahrscheinlich aus sehr alter Zeit, in Exemplaren aus der elften Dynastie finden sich schon Glossen und Zusätze. Im Buche selbst wird ein Kapitel dem Menkeure (§ 28), ein anderes dem noch älteren Husapti zugeschrieben. Außer dem Totenbuch kommen noch andere liturgische Bücher vor, wie das Buch von der Wiederbelebung der Seele. In diese Klasse gehören auch eine Unzahl von Gebeten, Opferlisten u. dgl. — Aus der profanen Literatur sind vor allem bemerkenswert die historischen Berichte, welche uns an den Wänden der Tempel von Luqsor, Karnak, Medinet-Habu, Denderah, Abusimbel usw. entgegentreten, die zum Teil auch auf Papyrusrollen erhalten sind. Wichtig für die Chronologie ist der große Turiner Königs-

Geschichtliche Werke

papyrus (§ 28), der leider nur lückenhaft erhalten ist und durch die Königslisten des Manethos (§ 153) nur unvollkommen ersetzt wird. Die Blüteperiode der altägyptischen Literatur war in der Zeit der zwölften Dynastie (§ 29). Wir besitzen aus ihr eine große Reihe Märchen und Fabeln, biographische Darstellungen und didaktische Texte, und täglich mehren sich die Funde. Daß die zwölfte Dynastie den Höhepunkt der Literaturentwicklung darstellt, geht auch daraus hervor, daß man die Sprache dieser Zeit als das klassische Ägyptisch anzusehen gewohnt war. In die Zeit dieser Dynastie fallen eine ganze Reihe

Schöne Literatur

belletristischer Literaturerzeugnisse, z. B. das Märchen vom Schlangenkönig, die Geschichte des Sinuhet, das Lied des Harfners u. a. m., die wir jetzt auch in guten deutschen Übertragungen kennen gelernt haben, und die eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den Märchen aus Tausend und einer Nacht (II, § 181) zeigen. An sie schließen sich eine ganze Reihe Prophezeiungen und Zauberformeln an. Dann folgte eine lange Epoche des Rückganges, bis unter den Ramessiden (§ 30) auch das geistige Leben Ägyptens sich wieder hob.

Vor allem gehören dahin die Darstellungen der Erfolge, die die Könige hatten: z. B. die Niederwerfung der Cheta durch Ramses II. am Orontes (§ 30) und die Beschreibungen der Schlachten bei Kadesch, ferner die Taten Merneptahs und Ramses III. Die Lebensgeschichte des letzteren ist in einem großen, neunundsiebenzigblätterigen Papyrus (Harris) aufgezeichnet. Eine Art von Reisebeschreibung aus dem 14. Jahrhundert v. Chr. nach Syrien und Palästina findet sich in einem der Papyri des Britischen Museums. Ein Roman in märchenhafter Einkleidung ist der Papyrus Orbiney, in welchem ein durch Eifersucht hervorgerufener Brudermord zu wunderbaren Ereignissen Anlaß gibt. Die älteste der vorhandenen Papyrusrollen ist wohl der Papyrus Prisse (§ 28), eine Sammlung von Regeln für den Umgang mit Menschen, von denen das erste Stück unter König Huni und Snofru (spätestens 2800 v. Chr.) und das andere unter König Assa verfaßt worden sein soll. — Einen nicht unbeträchtlichen Teil der ägyp

tischen Literatur bilden die Bücher medizinischen Inhalts (Papyrus Ebers) und die daran sich anknüpfenden Zauberformeln.

Wissenschaft

Auch in den Wissenschaften haben sich die Ägypter mehrfach versucht. Von den früher verbreiteten märchenhaften Vorstellungen ihres geheimen Wissens ist man heute zurückgekommen, muß aber trotzdem noch über die Fülle ihrer Gelehrsamkeit staunen. Die Klarheit des nächtlichen Himmels forderte sie auf, astronomische Beobachtungen anzustellen. Sie fanden dabei das in zwölf Monate einzuteilende Jahr zu 365 Tagen (Sonnenjahr), bemerkten wohl, daß die Monate nach und nach in immer andere Jahreszeiten fielen, kamen aber nicht zur klaren Erkenntnis, daß dies mit einem Fehler in ihrer Zeitrechnung zusammenhing, der sich allemal nur in 1460 Jahren (sogenannte Sothisperiode, d. h. das Zusammenfallen des Frühaufgangs des Sirius [von den Ägyptern Sothis genannt] mit dem Beginn der Nilschwelle, die in Ägypten als Neujahr galt) völlig wieder ausglich. Die Monate hatten dreißig Tage, denen am Ende des Jahres noch fünf Schalttage zugesellt wurden. Jahrtausendelang haben die Ägypter an dieser falschen Rechnung festgehalten. Sehr umständlich und ungeschickt waren die Berechnungen der Ägypter in der einfachen Mathematik. In der Geometrie, die für die Feldmessung sehr notwendig war und praktische Verwendung fand, begingen sie elementare Fehler, die zu den größten Unzuträglichkeiten führten, z. B. den, daß sie die Fläche jedes Vierecks als Produkt von Höhe und Grundlinie annahmen. — Auch ihre medizinischen Kenntnisse waren schwach. Anatomie war bei ihren religiösen Ansichten ausgeschlossen. Die Diagnosen sind oft höchst lächerlich, und ihre Therapie war, trotz der zahllosen Rezeptesammlungen, kindlich, suchte besonders durch widerliche Mittel zu wirken und fand ihre letzten und unfehlbarsten Mittel in Zauberformeln. Die hervorragend praktische Veranlagung des Volkes, dem der Sinn für methodische Beschäftigung mit irgendeiner Frage abging, hat die wissenschaftlichen Leistungen der Ägypter immer auf einem sehr bescheidenen Standpunkt gehalten. — Das hohe Lob, das man in späteren Zeiten ihnen gezollt hat, galt vielmehr den alexandrinischen Griechen, die von den Chaldäern (§ 25) ein reiches Erbe übernommen hatten und zu dem Lehrgebäude ausgestalteten, das für das ganze Mittelalter maßgebend war und erst in der Renaissance neuen, reicheren Formen zu weichen begann.

Künste

In den Künsten haben die Ägypter reichere und unverwelklichere Lorbeeren geerntet. Unter den schönen Künsten wurde die Musik und der Tanz von den Ägyptern eifrig betrieben; sie pflegten durch dieselben ihre Feste zu verschönern. — Hervorragend waren aber die Ägypter in der bildenden Kunst, Malerei, Skulptur und Architektur. Noch heute setzen uns die bunten, viele tausend Jahre alten lebendigen Darstellungen ihrer Beschäftigungen in Erstaunen. Noch ist Ägypten angefüllt mit mächtigen Werken der Baukunst von den uralten Pyramiden mit ihren kolossalen Quadern bis zu den Grabgrotten und geschmackvollen Säulen und zu den prachtvollen Tempeln mit Sälen, Türmen und Obelisken. Dabei zeigt die ägyptische Kunst, schon in ihrer Frühzeit, die eine Vorstufe des alten Reiches darstellt, alle die wohlbekannten, charakteristischen Eigentümlichkeiten, besonders in der Zeichnung, die mit den Augen eines Kindes zu sehen scheint, ihre besondere Perspektive und die Hervorhebung der Hauptpersonen durch ein die andern überragendes Maß. — Großartig waren die Tempelanlagen, von denen die wichtigsten in der politischen Geschichte erwähnt worden sind, sowohl in bezug auf ihre weitläufige massige Anlage als auch in ihrer künstlerischen Ausführung. Sphinxalleen führten zu den Amontempeln der großen Ramessiden; vor den Türen standen immer paarweise Obelisken, und durch ein mächtiges, mit turmartigen Pylonen flankiertes Tor trat man ein in die geheiligten Räume. In der Regel folgte dann eine Vorhalle, ein quergelegter Hauptsaal und ein drittes, sich in die Tiefe streckendes Gemach, das auch mehrfach abgeteilt sein kann (so im Amontempel zu Karnak). Die Obelisken bestanden trotz ihrer bedeutenden Höhe aus einem einzigen Stein und waren mit Inschriften bedeckt,

Baukunst

die über die Erbauung des Tempels Auskunft gaben. Schon die Römer haben einzelne davon nach Italien gebracht. Auch in Paris befindet sich ein aus Luqsor geholter Obelisk (Nachbildung in Potsdam). Das Innere der Tempel wurde von Säulen getragen, die zum Teil Kannelüren zeigen, und in denen einige das Prototyp der griechischen Säulen haben finden wollen (Protodorische Säule von Beni-Hassan). Richtiger ist wohl der Vergleich mit dem Stengel der Lotosblume, deren geöffnete oder geschlossene Blüte (ein auch sonst vielfach verwendetes Motiv) gewöhnlich das Kapitäl darstellt. Neben diesem häufigsten Typus findet sich auch noch die Papyrus- und die Palmensäule; bei allen erhebt sich der Schaft auf einer niedrigen Basis und ist von einem Pflanzenkapitäl bekrönt. — Alle diese Tempel würden durch ihre Massenhaftigkeit und den Mangel an Gliederung nur plump wirken, wenn nicht Skulpturen- und Bilderschmuck mildernd hinzuträten. Die Hauptzüge ihrer Baukunst haben sich bis in die letzten Zeiten Ägyptens erhalten, wie die reizenden, jetzt leider dem Untergang geweihten Tempelchen auf der Nilinsel Philä beweisen, die von Nektanebus II. (§ 34) erbaut worden sind und jetzt dem großen Stauwall des Nils bei Assuan zum Opfer fallen müssen. — In der Skulptur förderten die Ägypter nicht minder erstaunenswürdige Werke zutage als in der Architektur, wenngleich der religiöse Charakter der ägyptischen Kunst die Künstler zwang, die stehend oder sitzend gebildeten Statuen in steifer Haltung und ernster, feierlicher Ruhe zu halten und ihnen dadurch Leben und Bewegung zu rauben; die technische Fertigkeit der ägyptischen Künstler, die aus dem härtesten Gestein, aus Porphyr und Granit, großartige Werke zu schaffen verstanden und besonders in den kolossalen Sphinxen, den Symbolen der höchsten leiblichen und geistigen Kraft, ihre große Übung bekundeten, ist höchst wunderbar, aber der eigentliche Kunstzweck, „die sinnliche Erscheinung durch Schönheit zu erheben und zu veredeln", blieb ihnen fremd. Die feinste und natürlichste Durchbildung finden wir in der Kunst des alten Reiches. Die Statuen aus Stein und Holz atmen förmlich Leben. Eine der bekanntesten ist die des „Scheich el Beled" (oder des sog. Dorfschulzen) mit seinem Richterstabe, das Bild eines hohen Würdenträgers, das aus der Zeit des alten Reiches stammt; auch die Porträtbilder des Prinzen Rahotep und seiner Gemahlin Nofret überraschen durch Naturtreue und individuelle Auffassung. In neuester Zeit sind eine ganze Reihe Genrefiguren ans Licht getreten, die uns die einzelnen Handwerker bei ihrer Beschäftigung darstellen und ebenfalls durch große Natürlichkeit und Volksmäßigkeit sich auszeichnen. Erst später ist der konventionelle Stil aufgekommen, der alle Menschen ziemlich gleichartig darstellt, nur in der Größe Unterschiede machend. Vor allem für die Pharaonen und ihre Familie wählte man das Kolossalbild. Dahin gehört eine ganze Reihe Statuen, besonders an der Südgrenze des Reiches, darunter die bekannte Memnonssäule, ein Abbild des Pharao Amenhotep III. (§ 30). In der saitischen Zeit (§ 31) fand man Geschmack am Individualisieren, ohne es zu nennenswerten Erfolgen zu bringen. — Am wenigsten vermochte die Malerei aufzukommen. Der Mangel aller Perspektive und die Eigentümlichkeit, alle Personen in Profil zu stellen, woran die Augen allein nicht teilnahmen, hat eine wirkliche Kunst gehindert aufzukommen. Besonders auffällig wirkt auch eine stereotype Farbengebung, die z. B. die Männer braun, die Frauen gelb darstellt und ebenso für alles Ausländische sofort besondere Farbentypen in Bereitschaft hält. Jedoch überrascht uns oft eine große Frische und Lebendigkeit der Auffassung, mit wunderbarer Naturtreue gepaart. Die Gemälde und Bildwerke in erhabener Arbeit oder Hohlreliefs, die sich an den Tempelmauern, Mumienkammern, Sarkophagen, Denkmälern u. dgl. befinden, enthalten die mannigfaltigsten Darstellungen des häuslichen und öffentlichen Lebens. Die Architektur galt indessen für die Hauptkunst, der Bildhauerei und Malerei dienen mußten. — Endlich zeigten die Ägypter schon früh besondere Geschicklichkeit im Handwerksmäßigen. Da ihre Sorge zunächst auf den Landbau gerichtet war, sehen wir sie frühzeitig im Besitz der dazu not-

Bildhauerei

Malerei

Handwerk

wendigen Gerätſchaften, Pflüge, Hacken uſw. Daneben entwickelten ſich aber allerhand andere Gewerbe, wie ſie die zunehmende Bildung eines Volkes mit ſich bringt. Schon in den älteſten hiſtoriſch erkennbaren Zeiten beſaßen ſie Glasbläſer, Lederarbeiter, Schreiner uſw.; Steinhauerei und die Bearbeitung der Metalle, auch des Eiſens, was oft bezweifelt wurde, waren in ſchwunghaftem Betriebe. Am berühmteſten waren ihre aus baumwollenen und leinenen Fäden gewirkten Zeuge und Kleidungsſtoffe (Gewänder von Byſſus). Im häuslichen Leben verwendete man Gerätſchaften aller Art, und die künſtlichen, aus edlen und unedlen Metallen bearbeiteten Gefäße und Zieraten beweiſen, daß ihnen der Luxus nicht fremd war.

Fünftes Kapitel.

Die weſtaſiatiſchen Semiten.

§ 38. Die Syrer und Phöniker. Zwiſchen den beiden großen Kulturzentren am Euphrat-Tigris und am Nil breitete ſich ein weites Zwiſchenland aus. Es bildete das Bindeglied zwiſchen jenen älteſten Stätten der Kultur; daher ſtehen dieſe Landſchaften unter dem Zeichen des Verkehrs und Handels. Zugleich aber ſind ſie vielfach Streitobjekt für die beiden Großreiche geweſen. Dies gilt ganz beſonders für Syrien, weniger von Arabien. Die Bevölkerung dieſer Länder beſtand in hiſtoriſcher Zeit ſtets aus Semiten, die aus Arabien über die Euphratländer eingewandert waren. Sie zerfielen in zwei Hauptabteilungen, die Kanaanäer und die Aramäer, und dieſe wiederum in eine Reihe von Stämmen. Zu den Aramäern im öſtlichen Syrien rechnet man vielfach auch den Stamm der Cheta (die von andern zu den ſogenannten kleinaſiatiſchen Völkern gezählt werden), der aus dem Oſten nach Kleinaſien und Syrien kam, und deſſen Denkmäler weit älter ſind als die hiſtoriſche Kunde, die wir von ihnen haben. Zu den Kanaanäern rechnet man die vorisraelitiſche Bevölkerung Judäas (die Amoriter und Edomiter) und die Phöniker am Meere.

Der von den Phönikern bewohnte Küſtenſtrich, der ſeiner Länge nach nicht mehr als 200 Kilometer, ſeiner Breite nach bis zum Libanon nur 30 Kilometer betrug und faſt nur als der Saum von Syrien angeſehen werden kann, war von vielen Städten bedeckt, unter denen, außer den beiden Hauptorten Sidon und Tyros noch Arádos, Tripolis, Byblos und Berytos hervorzuheben ſind, ſo daß das Küſtenland einer ununterbrochenen Stadt glich; verbunden mit den vielen Häfen und mächtigen Flotten mußte dies den höchſten Begriff von dem Reichtum, der Macht und dem unternehmenden Geiſte ſeiner Bewohner erwecken. Jede der (urſprünglich ſämtlich von Sidon aus gegründeten) phönikiſchen Städte bildete mit dem umliegenden Gebiete ein unabhängiges Gemeinweſen, an deſſen Spitze ein von den ariſtokratiſchen und prieſterlichen Geſchlechtern beſchränkter erblicher König ſtand. Ein gemeinſamer Städtebund, dem zuerſt Sidon, dann Tyros als Vorort vorſtand, verlieh Stärke nach außen. Auch in den Pflanzſtädten hatte ein aus den alten Geſchlechtern gebildeter Rat die Leitung der Dinge.

§ 39. Älteſte Geſchichte Syriens. Das Chetareich. Viele Jahrhunderte lang hatte Syrien nur als das Land des Verkehrs gegolten und der Eroberungsluſt der Nachbarn offen geſtanden. Die Staatenbildung beſchränkte ſich lediglich darauf, daß die Stadthäupter ein beſcheidenes Gebiet unter ihre Herrſchaft beugten; eiferſüchtig wachten die beiden Großſtaaten am Euphrat und Nil darüber, daß dieſe „Pufferſtaaten“ zu keinerlei politiſcher Bedeutung gelangten.

um 1500

Erst die Reform des Chuenaten (§ 30) gab die Gelegenheit, ein größeres Staatengebilde zu schaffen, das Chetareich, dessen Kämpfe mit Ramses oben (§ 30) geschildert sind. Seine Ausdehnungssphäre fand dieses Großreich nach Westen hin. Vom Orontestale verschob sich der Schwerpunkt des Chetareichs nach Karchemisch, und es gelang den Fürsten dieses Volkes, wie viele dort vorhandene hethitische Denkmäler (besonders die Skulpturen von Boghazköi und vom Halys) lehren, Kleinasien völlig zu unterwerfen und sich in einzelnen Landschaften, z. B. in Lydien, auf den Thron zu schwingen. Die Nachwirkungen dieser syrischen Invasion sind bedeutend gewesen. Sie zeigen sich vornehmlich in der Religion der Kleinasiaten, die trotz des großenteils indoarischen Volkes viel semitische Züge trägt (Attis, Dienst der Kybele). Aber auch die Kunst und das Handwerk zeigen eine assyrisierende Entwicklung, die durch die Cheta vermittelt ward.

Das Chetavolk

Die Forschung der neuesten Zeit hat über das Volk und Reich der Hethiter (Cheta) etwas mehr Klarheit gebracht, vor allem dank den Ausgrabungen Hugo Winclers in Boghazköi (Pteria?) seit 1906/7. Sie sind der Hauptstamm der Völker des östlichen Kleinasiens, drangen nach Syrien und Mesopotamien vor und besetzten um 1700 als Kassiten das Reich von Babel (§ 19), vielleicht ging auch die Hyksosinvasion (§ 29) von ihnen aus. Im 15. Jahrhundert entstand ein großes Chetareich mit der Hauptstadt Chatti in Boghazköi (Hügel Ajük, östlich vom Halys), das in stetem Kampfe mit den erstarkenden Assyrern und Ägypten lag. Weithin ausgedehnt in Kleinasien und Nordsyrien bestand es bis zum 12. Jahrhundert, wo es dem großen Ansturm vom Westen her weichen mußte und seinen Schwerpunkt in die Länder zwischen Orontes und Euphrat verlegte; Karchemisch scheint dann Hauptstadt gewesen zu sein. Es war längere Zeit ein Einheitsstaat, so zur Zeit der Kämpfe mit Ramses (§ 30), ist aber nach der Schlacht von Kadesch in mehrere Einzelstaaten zerfallen, die allmählich von den von Osten her vordringenden Aramäern absorbiert wurden. — Von der Kultur der Cheta sind uns zahlreiche Reste bekannt, vor allen Dingen eine Anzahl Felsreliefs, die im Nordwesten Kappadokiens besonders häufig sind. Es sind meistens schreitende Gestalten in spezifisch hethitischer Tracht, bald einzeln, bald in ganzen Gruppen, mit Spitzhüten und Schnabelschuhen. Auch besondere Tiertypen fallen an ihren Skulpturen auf, unter ihnen der Doppeladler, der, schon anderwärts nachgewiesen, aus Kleinasien durch die Kreuzzüge nach Europa kam und hier als Wappentier heute noch fortlebt. — Auch eine chetitische Schrift in Hieroglyphen ist uns bekannt, aber bis jetzt noch nicht entziffert. Doch besteht die Hoffnung, daß sie bald enträtselt werden wird, da die Cheta sich neben ihr auch der Keilschrift, besonders in offiziellen Schriftstücken bedienten, und von diesen in dem Tempel von Boghazköi große Mengen gefunden worden sind; dann wird man auch bestimmen können, welchem Volksstamme die Cheta angehörten, die, soweit man jetzt sehen kann, weder Indogermanen noch Semiten waren.

Das Chetareich

Die Cheta und die Seevölker

um 1150

Die Reaktion gegen das Chetareich ging von den sogenannten Seevölkern aus, d. h. wohl den ältesten uns bekannten Völkern Kleinasiens und der vorgelagerten Inseln (vielleicht reichte die Bewegung noch weiter nach Westen). Diese einheitliche Völkermasse, die auch Karer genannt wird, und von der man neuerdings annimmt, daß sie auch Kreta beherrscht habe, unternahm einen kräftigen Vorstoß nach Osten (§ 31), und unter ihren Schwertern ist das Chetareich auf eine bescheidene Ausdehnung zwischen Orontes und Euphrat zusammengeschwunden; wir finden bei den Eroberungszügen Tiglatpilesars I. in Syrien (§ 20) nur die schon früher vorhandenen machtlosen Kleinstaaten vor. Zu ihnen gehören auch die Phöniker. Trotz der großen Machtentfaltung Assyriens dauerte es noch zwei Jahrhunderte, ehe das Land völlig bezwungen war. In jene Zeit fällt sogar die höchste Blüte von Inseltyros, das dem älteren Sidon als Inhaber der Seemacht gefolgt war.

Hiram 969—936

Den höchsten Glanz hatte Tyros unter der Herrschaft des Königs Hiram, des Zeitgenossen von Salomo. Prachtvolle Paläste und Tempel und

riesenhafte Festungswerke zierten und schützten die Stadt, und der Handelsverkehr nahm unter dem Beistande des befreundeten Judenkönigs einen bedeutenden Aufschwung. Als Hirams Geschlecht durch den Oberpriester der Göttin Astarte vertilgt wurde und dieser die Königswürde mit dem Priesteramte in seinem Hause vereinigte, wurde das tyrische Gemeinwesen durch Zwietracht und Bürgerkrieg verwirrt. Abdastartos 928—920. Itubaal 885—854.

Pygmalion, der Urenkel des Oberpriesters, so wird erzählt, ermordete seinen Oheim, den Gemahl seiner Schwester Elissa, gewöhnlich Dido genannt, was diese bewog, mit einem Teile der unzufriedenen Tyrier auszuwandern. Sie gründete an der Nordküste von Afrika, der Insel Sizilien gegenüber, die „Neustadt" Karthago, die bald durch Kriegstaten, Handel und Seefahrten den Ruhm des Mutterlandes verdunkelte. Die Sage von der Ochsenhaut (§ 187) bei der Gründung der Stadt ist bezeichnend für den Charakter der Phöniker, deren List und Verschlagenheit schon im höchsten Altertum berühmt war. Pygmalion 820—774. Sage von Dido. 817.

Aber die Phöniker entwickelten ihre Kräfte nur einseitig. Mehr auf friedlichen Erwerb und Handelsgewinn als auf Ruhm, Kriegsehre und Eroberung bedacht, fügten sie sich zu Hause der fremden Übermacht, und in der Fremde verfolgten sie bei Anlegung ihrer Kolonien hauptsächlich kaufmännische Zwecke und wagten sich nur selten auf den Kampfplatz. Diese Fügsamkeit rührte nicht von Feigheit her; die Seefahrt in unbekannten Gewässern und mit bewaffneten Schiffen erfordert tapfere Herzen, und daß diese unter den Phönikern zu finden waren, haben sie oft bewiesen. Es war der Mangel an staatlichem Sinn, der bei dem lebendigsten Stammgefühl, bei der treuesten Anhänglichkeit an die Vaterstadt doch das eigenste Wesen der Phöniker bezeichnet. Aus dieser Eigenschaft erklärt sich auch, daß die Phöniker trotz vieler jahrhundertelang betriebener Seefahrt nirgends dort eine bleibende Stätte fanden, wo sie auf energischen Widerstand stießen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Hellas jahrhundertelang zahlreiche Handelsniederlassungen (z. B. auf Salamis, Kythera, Kreta) der Phöniker trug. Aber da nicht die Landnot die syrischen Kaufleute getrieben hatte, sondern der Gewinn sie lockte, so wurden aus den phönikischen Faktoreien keine Kolonien, und als der Sinn der Hellenen erstarkt war und sie den landfremden Männern ihre Künste abgelernt hatten, da verschwand der phönikische Einschlag, als wäre er niemals dagewesen, und nur noch der Nachklang in der Sage und im Heldenlied zeugt von ihrem verschollenen Dasein. — Dauernd zu behaupten vermochten sie sich nur in Ländern, deren Völker noch in völliger Barbarei dahinlebten, wie in Afrika und Spanien. Auch dort war es ursprünglich nur auf Faktoreibetriebe abgesehen, aber die weite Entfernung vom Mutterlande nötigte sie zur Ansiedlung und Bodenbestellung und machte sie, wenn auch halb wider ihren Willen, zu seßhaften Bewohnern des besetzten Landes. Einseitige Entwicklung der Phöniker.

Ihre zuerst wegen Übervölkerung, dann aus Abenteuerlust und Handelsinteressen unternommenen Kolonisationen (vom 14. bis zum 11. Jahrhundert) waren hauptsächlich nach den für den Handel günstig gelegenen und für Betriebsamkeit geeigneten Inseln und Küstenländern gerichtet. Auf Cypern (Salamis, Amathûs, Kittion), Kreta, Rhodos, Thasos, Lemnos u. a. O. besaßen die Phöniker uralte Niederlassungen; etwas später siedelten sie sich auf Sizilien, Sardinien, Malta und den Balearen an. Auf der Insel Thrinakia, in der Folge Sizilien genannt, gründeten sie blühende Faktoreien, besonders das „Lager der Buntwirker" in Soloeis (Panormos), und das westliche Motye mit seinen Webereien und Färbereien. Den trefflichen Hafen von Melite (Malta) machten sie zum Mittelpunkt der westlichen Schiffahrt. Die bedeutendsten Kolonien entstanden auf der Nordküste Afrikas (Hippo, Utika und Karthago), und in dem gold- und silberreichen Spanien (damals Tarschisch, griechisch Tartessus genannt), wo sie die südlichen Teile des jetzigen Andalusiens, außerhalb und innerhalb der Meerenge von Gibraltar von der Mündung des Anas (Guadiana), zu beiden Seiten des Bätis (Guadalquivir) bis an die Grenzen von Granada und bis Murcia besetzten, Hispalis und Gades gründeten, Bergwerke anlegten und die Produkte des Landes (Wein, Honig, Öl, Wolle und Erze von Edelmetallen) ausbeuteten. Wunderbar klingen die Sagen von dem Reichtum, den die Phöniker aus dem hispanischen Lande in die Heimat brachten. Phönikische Kolonien.

Schon frühzeitig, im dritten Jahrtausend v. Chr., hatten Semiten die phönikischen Küstenstädte besetzt und haben viele Jahrhunderte lang sie fest

Die älteste Geschichte der Phönizier

gehalten, ohne daß von einer wirklichen Geschichte dieses Landstriches geredet werden kann. Uralt und tiefgreifend waren die Beziehungen zu Ägypten, dessen Pharaonen schon von Snofru (§ 28) an mit den Phönikern Handel trieben und das kostbare Zedernholz vom Libanon kauften. Nach dem Niedergange des Alten Reichs trat Sinear an dessen Stelle, und wir finden in Phönizien babylonische Schrift und babylonische Gottesverehrung. Mit dem Aufkommen des Mittleren Reiches fiel das Land wieder in die alte Machtsphäre der Ägypter zurück. Dann kam das Vordringen der Kleinasiaten (§ 39), und schließlich war in dem jahrhundertelangen Ringen zwischen Ägypten und Assyrien Phönizien einer der vielen syrischen Kleinstaaten, die je nach dem Kriegsglück dem einen oder anderen Großstaat zufielen; auch zu dem Chetareich (§ 39) mögen sie gehört haben. Einzelheiten über Phönizien erfahren wir nur aus der Zeit König Salomos (§ 45), der von seinem Gastfreund, König Hiram von Tyros, Zedernholz zum Tempelbau bezog und mit ihm Schiffe ausrüstete, um Entdeckungsfahrten an der Küste Afrikas, bis zu dem geheimnisvollen Lande Ophir (§ 41), zu machen. Bis dahin war es ihnen immer gelungen, ihre Selbständigkeit durch Klugheit und Tapferkeit zu erhalten. Dies änderte sich, als in Assur die Sargoniden ans Ruder kamen.

§ 40. Die Phöniker unter der Fremdherrschaft. Als der Assyrer
722—705 Sargon (§ 21) die phönizischen Städte des Festlandes seinem Zepter unterwarf und tributpflichtig machte, leistete Inseltyros mut-
Unter den Assyrern vollen Widerstand. Die Einwohner schlugen die feindlichen Angriffe zurück und trotzten, geschützt durch die feste Lage der Felsenstadt, fünf Jahre lang allen Angriffen, obwohl sie, abgeschlossen von allem Verkehr mit der Küste und durch feindliche Wachtposten vom Flusse und von den Wasserleitungen ferngehalten, aus gegrabenen Brunnen und Zisternen das notwendige Trinkwasser nur mühsam und spärlich zu gewinnen vermochten. Bald beherrschte die tyrische Handelsflotte abermals die Meere. Unter den Stürmen, in denen das assyrische Weltreich zugrunde ging, hatten auch Syrier und Phöniker sehr zu leiden. Der Sturm der skythischen Horden brauste über ihr Land. Dann kamen die Ägypter wieder und besetzten ihre Städte. Da man in Tyros an Babylonien festhielt, zog König Hophra (§ 33) nach Phönizien und zwang die Tyrer,
Unter den Chaldäern ihm Lehnsdienste zu leisten. Als aber König Nabopolassars Sohn, Nebukadnezar, herankam, überließ Hophra die Juden (§ 48) und Phöniker ihrem Schicksal. Die Tyrer wehrten sich jahrelang verzweiflungsvoll. Umsonst ließ Nebukadnezar vom Ufer aus mühevolle Werke wider die Felseninsel errichten, so daß „jedes Haupt kahl und jede Schulter abgerieben war". Im Vertrauen auf die feste Lage widerstand Inseltyros dreizehn Jahre lang dem übermächtigen Feinde und ergab sich dann vertragsweise. Das Volk der Phöniker wurde nach altem Brauche von Nebukadnezar in das Innere seines Reiches versetzt. Die wiederholten Schläge scheinen doch die Kraft der Stadt gebrochen zu haben. Denn
Unter den Persern 540 als bald nachher die Perser sich die vorderasiatischen Länder unterwarfen (§ 54), verlor auch Tyros seine Freiheit und Selbständigkeit. Phönizien ward eine persische Provinz. Die edlen Geschlechter und die alten Firmen von Tyros siedelten großenteils über nach der gesicherten und blühenden Tochterstadt Karthago und brachten ihre Intelligenz, ihre Kapitalien und ihre Traditionen dorthin (§ 187). Phönizien war jedoch auch unter persischer Herrschaft in besserer Lage als die übrigen Provinzen des asiatischen Weltreichs. Handel und Schiffahrt blühten fort,

Gewerbefleiß und bürgerliche Tätigkeit bewahrten vor der Erschlaffung und Verarmung, die die übrigen Kulturstaaten der Vorzeit dem raschen Verfall entgegenführten. In der „Dreistadt" Tripolis entschied ein von den drei Gemeinden Sidon, Tyros und Arados beschickter Bundesrat in Sachen des Verkehrs und der Rechtspflege. Vor allem waren die Phöniker den Persern durch ihre Flotte wertvoll; in den Schlachten von Artemision und Salamis (§ 94) bildeten ihre Schiffe den Hauptteil der persischen Seestreitkräfte, und das gute Einvernehmen mit dem persischen Königshofe brachte auch das wertvolle Bündnis mit Karthago, das in den Perserkriegen die Westgriechen hinderte, dem bedrängten Mutterlande zu Hilfe zu kommen. Erst unter Artaxerxes II. änderte sich dies. In der Mitte des 4. Jahrh. v. Chr. erzeugte der Druck der fremden Statthalter eine Empörung, an deren Spitze Sidon stand. Sie mißlang. Sidon geriet in die Gewalt des Perserkönigs Ochos (§ 133), 350 349
und als dieser Befehl gab, die edelsten Bürger hinzurichten, zündeten die Einwohner selbst ihre Stadt an und verbrannten sich mit ihren Schätzen. Etwas länger bestand Tyros. Als aber der Makedonier Unter den Makedoniern
Alexander das persische Reich stürzte und Tyros im Gefühl seiner einstmaligen Größe zu widerstehen wagte, wurde es nach siebenmonatiger Belagerung erobert und teilweise zerstört (§ 136). Von diesem Schlage 332
erholte sich die Stadt nie mehr, wenn sich auch mit der Zeit einige Trümmer der alten Bevölkerung wieder auf dem Boden der alten Heimat sammelten. Ihr Handel und ihre Seemacht zogen sich nach Alexandria.

§ 41. Religion und Kultur. Der Kultus der Phöniker, der mit dem der Religion
Kanaanäer und deren aramäischen Verwandten sich sehr nahe berührte (§ 42), ja stellenweise wohl identisch ist, war teils mit blutiger Strenge, teils mit unsittlichen Gebräuchen gepaart und schien mehr bestimmt, Lüsternheit und Grausamkeit zu wecken als zu bändigen. Der Grund dazu lag in den Sitten der reichen phönikischen Kaufherren, die üppig und schwelgerisch waren. Daher war der Kultus des Baal, des alten Gottes der Höhe, und der Dienst der Aschera, der Göttin der Fruchtbarkeit und der zeugenden Naturkraft, voll wollüstiger und unzüchtiger Gebräuche. Wie der babylonischen Mylitta brachten auch die Töchter der Phöniker und die kyprischen Jungfrauen der Göttin der Geburt ihre jungfräuliche Ehre zum Opfer. Dem starken und zornigen Moloch legte man Menschen, namentlich Kinder und Jünglinge, Hauptgottheiten
das Teuerste, was man besaß, als Sühneopfer in die glühenden Arme und übertönte die Wehklagen durch den Lärm von Pauken und Flöten; der strengen jungfräulichen Astarte von Sidon wurden Jungfrauen zum Opfer gebracht, und bei ihren lärmenden Festen fanden Geißelungen und Selbstverstümmelungen der Priester und Gläubigen statt. Eine Hauptgottheit der Phöniker war der mit dem griechischen Herakles gleichgesetzte Melkart (König, Herr der Erde), der Mensch gewordene Sonnengott, dem man in Tyros und Gades prachtvolle Tempel errichtet hatte, und dem die Schiffer auf dem Felsenberge Kalpe (j. Gibraltar) Opfer darbrachten. Auch ihm wurden Arbeiten, Wanderungen und Städtegründungen gleich dem Herakles zugeschrieben. Den mit Trauer- und Freudenfesten verbundenen Adoniskult, wodurch die absterbende und wieder erwachende Natur sinnbildlich dargestellt wurde, hatten die Phöniker mit den Syrern gemein. Der Tod des schönen Jünglings Adonis (d. h. Mein Herr) durch den wilden Eber in den Regen- und Sturmtagen des Herbstes wurde mit einem siebentägigen Trauerfest beklagt, das Wiedererwachen im heiteren Frühling durch Freudenfeste von üppiger und wilder Lust gefeiert. Gegenwärtig (1913) ist, außer den Nachrichten, die die Alten überliefert haben, von all diesen Kultdingen nur sehr wenig zu sagen, da die

Ausgrabungen auf dem ganzen kanaanäischen und phönizischen Gebiet in ihren ersten Anfängen stehen. So viel läßt sich jetzt schon erkennen, daß nach den megalithischen Bauten (§ 1), die wir überall finden, und den Höhlenanlagen, die wir kennen lernen, sich eine dauernde Besiedlung des Landes seit dem dritten vorchristlichen Jahrtausend nachweisen läßt, und damit eine in ununterbrochener Reihe sich entwickelnde Kultur, und damit Religion, und Ausübung der letzteren, die einerseits mit den ältesten kanaanäischen Denkmälern und anderseits mit Babylonien-Assyrien auf das engste zusammenhängt.

Phönikische Kultur

Schon frühzeitig finden wir in Syrien eine hohe Kultur. Denn die große Handelsstraße führte vom „Bach Ägypten" längs der Küste oder auch durch das Hochland von Palästina nach Kadesch in dem Orontestale und von da über Aleppo nach Karchemisch. Auf diesem Wege bildete sich zum ersten Male der Zwischenhandel und die Verwendung der Edelmetalle als Tauschwerte aus. Die wichtigsten Vertreter dieses Handels waren die Phöniker, von der Natur darauf hingewiesen, da sich von ihren trefflichen Häfen aus neben dem Landhandel ein Seeverkehr nach den Ländern des Westens entwickelte (§ 39). Gewerbfleiß und geistige Regsamkeit führten das Volk auf mancherlei Erfindungen; so wurde die Glasbereitung, Purpurfärberei und Buchstabenschrift, die die Keilschrift verdrängt hat, ihnen zugeschrieben. Auch in anderen Künsten und Fertigkeiten waren sie ausgezeichnet, und im Bergbau und in der Metallbereitung übertrafen sie alle anderen Völker.

Seefahrten der Phöniker

Nicht bloß die Küstenländer und Inseln des Mittelmeeres befuhren sie mit ihren zierlichen runden Schiffen, um ihre eigenen Erzeugnisse und die Produkte des fernen Ostens zu verhandeln, sondern sie wagten sich sogar über die Säulen des Herkules (Gibraltar) hinaus, tauschten Zinn auf den britischen Inseln und Bernstein von den Bewohnern der Ostsee ein und unternahmen kühne Fahrten nach Südarabien und Indien („Ophirfahrten"). Durch ihre Hände gingen „das Gold und die Perlen des Ostens, der tyrische Purpur, das Elfenbein und die Löwenfelle aus dem inneren Afrika, der arabische Weihrauch, das Linnen Ägyptens, Griechenlands Tongeschirre und edle Weine, das zyprische Kupfer, das spanische Silber, das englische Zinn, das Eisen von Elba". Ja, selbst die Südspitze von Afrika sollen sie auf Veranlassung des ägyptischen Königs Necho (§ 33) auf einer dreijährigen Fahrt umschifft haben. Diese früher vielfach bezweifelte Tatsache hat neuerdings dadurch eine Stütze gefunden, daß sich in Südafrika in dem sogenannten Matabele-Reich (jetzt englischem Schutzstaate) bei dem Orte Simbabiye Reste gefunden haben, die große Ähnlichkeit mit phönikischer Arbeit zeigen. Der Entdecker, Karl Peters, der den Resten dieser Besiedlung nachgegangen ist, hat nachzuweisen gesucht, daß die dort vorhandenen Goldlager schon von den Puniern ausgebeutet worden sind. Jedenfalls weisen die dort aufgefundenen Altertümer und Kunstgegenstände auf eine mindestens mittelbare Berührung mit dem phönikischen Kulturkreise hin.

Sechstes Kapitel.

Das Volk Israel.

§ 42. Geschichte Kanaans bis zur Eroberung durch die Söhne Israels. Syrien im 12. Jahrh. v. Chr.

Nach dem Zerfalle des großen Chetareiches (§ 39) blieb in Syrien eine Reihe machtloser Kleinfürstentümer zurück, die nun den von Osten herandrängenden Wüstenstämmen zum Opfer fielen. Die Cheta wurden in Sprache und Volkscharakter von den neu einwandernden Aramäern aufgesogen und bildeten von da ab einen Bestandteil des unter dem Namen der Syrer neu entstehenden Volkes.

Kanaan

Ein ganz ähnliches Schicksal traf die Kanaanäer (§ 38), einen vor den Aramäern eingewanderten Zweig der Nordsemiten (§ 2), die

das Küstenland zwischen Jordan und Mittelmeer bewohnten, das nach einem früher dort von Kreta eingewanderten nichtsemitischen Volke, den Philistern (§ 6), die eine Anzahl Städte an der See besaßen (Gaza, Askalon, Asdod, Ekron, Gath), Palästina heißt.

Die Kanaanäer

Über die Kanaanäer und ihre staatlichen Einrichtungen läßt sich nur wenig sagen. Aus ägyptischen Urkunden erfahren wir, daß Palästina und Nordsyrien zusammen einen geographischen Begriff bildeten (Rutenu, Rezenu). Als seine Bewohner werden die Amu genannt, vielleicht gleich den Amurru (Amoritern der Bibel), die bereits 2000 v. Chr. in Babylonien ein Reich gründeten (§ 20). Aus der Analogie der übrigen syrischen Staaten läßt sich schließen, daß dieses Volk ebenfalls in kleine Stadtfürstentümer zerfiel. Darauf weisen manche Angaben der Bibel von zahlreichen Königreichen und vielleicht auch der Untergang von Sodom und Gomorrha hin. Wie man jetzt vielfach annimmt, sind die Kanaanäer um 2500 v. Chr. eingewandert; ihre älteste Schicht sind die Phöniker, ihre jüngste die Hebräer. Sie waren nicht die ersten Bewohner des nach ihnen genannten Landes Kanaan (unbekannter Bedeutung), das sehr reich an megalithischen Bauten und neolithischen Resten ist, sondern dieses ist schon vor dem Eindringen der Semiten ein Zankapfel zwischen den Asiaten und Ägyptern gewesen. Sargon I. eroberte es und Hammurabi nannte sich sogar König von Amurru, d. h. Palästina und Syrien. Die ältesten Feldzüge der Ägypter fanden unter der sechsten Dynastie statt, aber die kulturelle Abhängigkeit von Babylon blieb bestehen, wie die in Keilschrift verfaßten Amarnabriefe (§ 25) beweisen, die die Korrespondenz der syrischen Gaufürsten und der Pharaonen in babylonischer Sprache, der damaligen Diplomatensprache, enthalten. Erst 1600 begannen die ägyptischen Eroberungen (§ 29), die mit einem Staatsvertrage zwischen Ramses II. und Chetasir (§ 30) endigten, der Südpalästina bis 1200 als den Ägyptern tributpflichtigen Staat zeigt. Schon lange vor dem Eindringen der Israeliten war Palästina ein hochkultiviertes, ganz von babylonischen und nur im Süden von ägyptischen Einflüssen bestimmtes Land. Auch der Kultus war sehr entwickelt und stand durchaus unter vorderasiatischem Einfluß. Man kannte keine Tempel, sondern freie Plätze mit Opfersteinen und heiligen Pfählen waren für den Gottesdienst bestimmt. Kleine Götterbilder sind sehr zahlreich und tragen den allgemeinen orientalischen Charakter. Die Götter repräsentieren den Wechsel in der Natur; das Vergehen und Neuentstehen liegt in der Hauptsache den Göttermythen zugrunde. Wilde Klagen und ausgelassene Freude belebten die religiösen Feste, in denen auch phallische Kulte die Zeugungskraft der Natur verherrlichten. Der höchste Gott ist ihnen Baal, d. h. der Herr des Ortes, und hat noch bisweilen besondere Eigennamen. Neben ihm steht in verschiedensten Gestalten Astarte als die Verherrlichung der Frauen- und Mutterliebe.

Eindringen der Wüstenstämme

Die Ohnmacht der kanaanitischen Staaten lockte die Wüstenstämme östlich des Jordans, sich der reichen, lachenden Landschaften zu bemächtigen. Verschiedene Völker machten den Versuch, so die Stämme Edom, Amaleq, Moab und Ammon; es gelang aber erst den „Söhnen Israels", dauernd festen Fuß zu fassen.

Die Hebräer in Kanaan

§ 43. Die Söhne Israels bis zu ihrer Festsetzung in Palästina. In dem geschichtlichen Helldunkel der ersten Zeiten des israelitischen Volkes kann man etwa folgendes als historischen Kern der Überlieferung erkennen. Die Erzväter (Abraham und Lot) sind die Repräsentanten eines semitischen Stammes, der, von der arabischen Wüste aus sich allmählich dem Lande Kanaan näherte und zuerst längere Zeit bei Damaskus Rast machte. Darauf folgten Züge, wohl friedlicher Art, bis in die Gegend von Hebron und die Niederlassung in dem eigentlichen Palästina. Streit mit den Nachbarvölkern, denen gegenüber die Reinheit des Blutes und der Glaube an Jahve, den einzigen Gott, neben andern Göttern (§ 50), betont ward, nötigten jedoch die eben Eingezogenen,

wiederum das Land östlich des Jordan aufzusuchen und viele Jahre lang zu nomadisieren. Von der biblischen Überlieferung wird uns dieser, wahrscheinlich typische, Verlauf des Zuges eines nomadisierenden Semitenstammes in den syrischen Ländern in der bekannten Form einer Familiengeschichte von Abraham, Lot, Isaak, Esau und Jakob vorgetragen.

Israel in Ägypten

Nach der weiteren allbekannten Überlieferung gelangten die Hebräer durch Joseph in das Land Ägypten und dienten dort. Möglicherweise fällt das Auftreten Josephs mit dem der Hyksos in Ägypten (§ 29) zusammen, die ja selbst als Menzju Bewohner der Sinaihalbinsel gewesen waren. Leider geben bisher die ägyptischen Quellen keinerlei Anhalt, um die Einzelheiten dieser lieblichen Erzählung der Bibel auf ihren geschichtlichen Wert zu prüfen. Nur das eine scheint sicher zu sein, daß die Israeliten als Apriu den Pharaonen dienen und an den gewaltigen Tempelbauten des Thutmes III. (§ 30) mit arbeiten mußten. Desgleichen ist der Bericht über den Auszug der Kinder Israel aus Ägypten legendarisch; auch hier fehlen alle ägyptischen, gleichzeitigen Quellen. Die moderne Geschichtsforschung, die nicht ganz auf den Bericht der Bibel verzichten will, setzt diesen Auszug etwa unter König Merneptah (§ 31), oder etwas später an. Von da ab haben die Hebräer ihr Hauptweidegebiet auf der Halbinsel Sinai gehabt. In ihrem Volksbewußtsein erscheint sie ihnen sogar als ihre eigentliche Heimat, da sie auf deren höchstem Berge den Wohnsitz ihres Stammgottes Jahve (gewöhnlich Jehovah geschrieben) annahmen. Den Namen Jahves ersetzte man später durch Adonai (d. h. Herr), um den eigentlichen Gottesnamen nicht anzuwenden. Dieser kam deshalb in Vergessenheit, man legte ihm darum späterhin die Vokale von Adonai unter und kam infolgedessen zu der falschen, in unserer Erbauungsliteratur seit etwa 1550 (durch den Franziskanerpater Gallatin) gebräuchlich gewordenen Form Jehovah.

Jahve und Jehovah

Die Legende von der Gesetzgebung Moses

Wie die fromme Legende sagt, ordnete Moses durch seine Gesetzgebung die Religion, Sitten und Staatseinrichtungen der Israeliten. Jedoch lassen auch die überlieferten Gesetze bereits den Kulturzustand des schon in Kanaan angesiedelten Volkes (und auch den Kultus der nachexilischen Gemeinde) erkennen. — Jahve selbst war Herr und König; seinen Willen gab er kund in den Gesetzen, die in der Bundeslade im Allerheiligsten der Stiftshütte aufbewahrt wurden, und deren Erklärer die unter einem Oberhaupte (Hohenpriester) stehenden Priester waren. Aaron (der Bruder des Moses) und seine Nachkommen sollten das erbliche Vorrecht besitzen, allein dieses Amt zu bekleiden. Ihnen zur Seite standen die Leviten, als Opferpriester, Lehrer, Gesetzkundige und Ärzte.

Am Sinai schloß Jahve mit den Israeliten einen Bund, worin er versprach, „sie zu einem heiligen Volke und priesterlichen Königreiche zu machen, wenn sie sein Eigentum sein, ihm dienen und seinen Gesetzen gehorchen wollten". Der Kern dieser Gesetze sind die zehn Gebote, die obersten Rechts- und Sittengesetze, denen sich Ritual- und Zivilgesetze anschließen. Jahve, der Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, ist oberster Herr und König; Abgötterei ist darum ein Bruch des Vertrages, den Jahve mit seinem ihm durch den alten Brauch der Beschneidung geweihten Volke abgeschlossen; vor Jahve sind alle Bundesglieder gleich. Weil Jahve als oberster Herr und Eigentümer des Landes jedem Bundesgliede seinen Grundbesitz zugewiesen, durfte dieser nicht veräußert werden, sondern der Besitzer kann nur dessen Nutznießung auf eine bestimmte Zeit verkaufen; daher die Einrichtung, daß alle fünfzig Jahre (Hall- oder Jubeljahr) aller Grundbesitz wieder an seinen ursprünglichen Eigentümer zurückfallen und alle Schuldforderungen erlassen werden mußten. In den Sabbatjahren wurde das Feld nicht bestellt. — Als Mittelpunkt des Jahvekultus stellte Moses ein Volksheiligtum, die Stiftshütte, auf. Er bestand aus drei Teilen: 1. dem nur dem Hohenpriester zugänglichen Allerheiligsten, wo die Bundeslade aus Akazienholz mit den Gesetzestafeln stand; 2. dem durch einen Vorhang von jenem getrennten Heiligen, worin sich der siebenarmige Leuchter, der Räucheraltar und der Tisch der zwölf (ungesäuerten) Schaubrote befanden, und 3. dem Vorhof zum Opfer mit dem Brandopferaltar und dem Reinigungsbecken für die Opfertiere.

Auszug aus der Halbinsel Sinai

Die schon früher in Ägypten beobachtete schnelle Volksvermehrung nötigte die „Söhne Israels", sich neue Weidegründe zu suchen. Diese waren aber nur in den wenig ergiebigen Landstrichen östlich des Jordans

und der anschließenden Wüste zu finden, denn das Land Kanaan stand damals unter dem gewaltigen Zepter des geeinigten Chetareiches, und auch das assyrische Reich unter Tiglatpileſar I. hatte wieder eine neue Blüte erlebt (§ 20). Aber auch östlich des Jordan wären die Aussichten sehr gering gewesen, wenn nicht Assyrien damals durch seinen tapferen Gegner Marduknadinache (§ 20) festgehalten worden wäre und vorher das Chetareich mit Ägypten jenen denkwürdigen Kampf in Vordersyrien auszukämpfen gehabt hätte, der in der Schlacht von Kadeſch (§ 30) seinen Höhepunkt fand. So gelang es den Söhnen Israels, sich östlich des Jordans festzusetzen; daß sie schon damals an Tüchtigkeit hervorragten, geht daraus hervor, daß sie das größte und beste Stück des freien Landes zu besetzen und ihre Grenzen bis an den Jordan vorzuschieben vermochten. Mit sehnsüchtigem Blick sahen sie hinüber auf das gesegnete „Niederland"; aber erst als das Chetareich niedergebrochen war (§ 31), konnten die Söhne Israels das Westjordanland besetzen.

Die Israeliten im Ostjordanland

Die Einwanderung der Hebräer (Chabiri der Amarnabriefe; die Deutung ist unsicher) fand um die Mitte des 12. Jahrhunderts v. Chr. statt, war aber kein einheitlicher Akt. Die „Söhne Israels" haben sich erst später, als der Druck von Ägypten und Assyrien wieder schärfer wirkte, zu einer Einheit verschmolzen. Eine volle Eroberung des Kanaanäerlandes ist ihnen auch nur in den Binnenlandschaften gelungen; die Küstenebene und das Land der Phöniker sind immer freigeblieben, und vereinzelte Versuche, auch dort sich festzusetzen, wurden blutig abgewiesen. Auch im eigentlichen Kanaanäerlande gelang die Eroberung nicht überall gleichmäßig: vielfach fand keine Unterjochung der Kanaanäer statt, sondern nur eine Verschmelzung, wie sie sich nach dem Untergange einer Anzahl israelitischer Stämme (wie Levi und Simeon) vor allen Dingen in Sichem, der Hauptstadt der Landschaft Samaria, vollzog. Den „Söhnen Judas" fiel die Eroberung des Südens zu; jedoch gelang ihnen nur die Besetzung des Gebirges. Noch härter waren die Kämpfe im Norden, wo einzelne Stämme lange Zeit umherirrten. Östlich des Jordans blieben nur wenige Stämme (Gad, Ruben) zurück, die sich mit Mühe gegen die „Söhne Moab" verteidigten. Der mächtigste und glücklichste Stamm waren die „Söhne Joseph" (eigentlich ein Sammelname für eine ganze Anzahl Stämme), die alle Länder bis an das Meer gewannen und den Kern der späteren hebräischen (israelitischen, jüdischen) Nation zu bilden bestimmt waren. Sie gaben Jahve seine neuen Heiligtümer in Sichem und in Bethel (Haus Gottes) und schlugen die sich unter ihrem König Siſera verzweifelt wehrenden Ureinwohner. Unter der Führung Baraks und der Anleitung der Seherin Debora gewannen sie den entscheidenden Sieg, und Sisera wurde auf der Flucht von der Jael mit einem Hammer erschlagen.

Einwanderung in Kanaan

Unterwerfung der Kanaanäer

Die geringfügige Menge der oben mitgeteilten Tatsachen steht in fast unlöslich erscheinendem Widerspruch zu der außerordentlich reichhaltigen Überlieferung, die lange als eine von Gott direkt eingegebene (inspirierte) und darum unumstößliche Wahrheit angesehen worden ist. Indes die eindringende Kritik der modernen Bibelforschung hat gezeigt, daß die Erzählung des Alten Testaments nicht den Glauben verdient, den sie genossen hatte. Nach ihr stellen die historischen Werke des Alten Testaments durchaus nicht die ersten Niederschriften über die von ihnen behandelten Ereignisse dar, sondern

Geschichtliche Überlieferung

Älteste schriftliche Denkmäler

sind vielfach überarbeitet und tendenziös gefärbt. Die ältesten schriftlichen Aufzeichnungen in und über Palästina sind uns wohl in den Amarnabriefen (§ 25) erhalten; sie zeigen uns eine ausgedehnte Korrespondenz der kanaanäischen Stadtfürsten mit dem ägyptischen Großkönig in Keilschrift und in babylonischer Sprache. Das änderte sich auch unter den israelitischen Nationalkönigen nicht. Erst mit dem Mesastein (§ 46) haben wir ein authentisches Denkmal der Buchstabenschrift und der Vulgärsprache.

Älteste erhaltene Schriftdenkmäler

Jedoch von diesen offiziellen Schriften der israelitischen Könige und Priester ist nichts auf uns gekommen, weder was von den Schreiben des Königs, noch von den Priestern herstammt. Das älteste, was wir kennen, sind einzelne Lieder (so das der Debora, des David auf Jonathans Tod usw.), von denen zwei Sammlungen, „Das Buch der Helden" (genauer „des Rechtschaffenen") und das „Buch der Kriege Jahves" genannt werden. — Ebenfalls in die frühe Königszeit gehört die gewöhnlich als „Bundesbuch" bezeichnete Gesetzsammlung (2. Mos. 21—23), die freilich nicht offiziell eingeführt war, wie spätere Sammlungen (§ 48), sondern als Einlage in ein größeres Geschichtswerk erscheint, das man gewöhnlich als den Elohisten bezeichnet (weil es Gott: Elohim = Herr nennt) auf uns gekommen ist. Eine etwas ältere Quelle als der Elohist ist der Jahvist (weil er Gott stets Jahve nennt). Der Elohist hat mehr Vorliebe für Israel, der zweite für Juda.

Bundesbuch

Um 750 v. Chr.

850 v. Chr.

Elohist Jahvist

Entstehung der biblischen Überlieferung

Da die Untersuchungen über die hebräischen Quellen noch sehr umstritten und stark im Flusse sind, soll hier die Entstehung der uns vorliegenden Überlieferung der biblischen Bücher, so wie sie fast allgemein auf Wellhausens Vorgang als richtig angenommen wird, in der Reihenfolge angegeben werden, wie aus den einzelnen früher vorhandenen Schriften sich die jetzt vorhandenen biblischen Bücher entwickelt haben.

621

445

Sie ist hervorgegangen aus zwei gesetzlichen Quellen: dem „Buch der Lehre" (oder „Buch des Gesetzes", sefer-haberith) (5. Mose 12—26) und dem „Gesetzbuch des zweiten Tempels" (Stücke aus 2.—4. Mose), auch der „Priesterkodex" genannt. Beide Bücher nannten sich „Offenbarungen Gottes" oder „Bücher des Mose" jedoch haben wir in dieser Ursprungsangabe nur eine kirchliche Einkleidung zuerblicken, die die religiöse Autorität steigern sollte. Das erste Gesetzbuch setzt noch den alten nationalen Staat unter Königen, das zweite die abhängige Nation unter Priestern voraus.

Abgeleitete Erzählungen

1. Deuteronomistisches Geschichtswerk

Dem „Buch der Lehre" entsprang das deuteronomistische Geschichtswerk, dem alle Bestandteile des Hexateuchs, soweit sie nicht dem unten zu nennenden priesterlichen Geschichtswerk angehören, das Buch der Richter, die Bücher Samuelis zum größeren Teil und die Bücher der Könige zuzuschreiben sind. Auch hier tritt die religiöse Tendenz stark hervor. Jedoch ist dies ältere und ausführlichere Geschichtswerk sehr viel wertvoller als das der „priesterlichen Geschichtschreibung", denn es eröffnet überall den Ausblick auf die ihm zugrundeliegenden Quellen. Diese sind außer dem „Buche des Gesetzes" uralte Lieder (Siegeslied der Debora), ferner die älteste Bearbeitung der israelitischen Sagengeschichte, der sogenannte „Jahvist" (weil er den Stammgott überall noch Jahve nennt, (1. Mose 2, 4—3, 24 usw.), und etwa hundert Jahre später der sogenannte Elohist. — Dem „Gesetzbuch des zweiten Tempels" entsprang dann die priesterliche Geschichtschreibung, die nicht mehr erhalten, sondern mit dem bereits genannten, deuteronomistischen Geschichtswerk, oft in sehr mechanischer Weise, verbunden ist (so daß man die einzelnen Teile leicht auseinanderlösen kann, wie es z. B. in Kautzsch's Bibelübersetzung geschehen ist). Diese Bearbeitung umfaßt die jetzigen Bücher Mose und das Buch Josua (Hexateuch). Früher hielt man sie für uralt, jetzt wird sie vielfach als nachexilisch bezeichnet. Sie schließt mit der Unterwerfung Kanaans und der Einrichtung des theokratischen Staates. Die Erzählung ist knapp und auf das engste mit der Darlegung der Gesetze verbunden. Ihr entstammt die Erzählung vom Ursprunge des Volks, den Patriarchen, dem Aufenthalte in Ägypten und dem Auszuge nach der Halbinsel Sinai. Eine Fortsetzung dieser priesterlichen Geschichtsschreibung bis zum Jahre 444 liegt uns in den Büchern der Chronika und Esra und Nehemia vor Sie sind für die ältere Zeit wertlos und enthalten nur eine Umdichtung der älteren Überlieferung ins Legitime; nur die Erzählung der nachexilischen Zeit ist verwendbar.

2. Priesterliche Darstellung

Kanonische Geltung dieser Erzählungen

Das Ganze hat dann noch eine Überarbeitung erfahren, und schließlich (um 400) ist davon die „Thora", das Buch des Gesetzes, abgetrennt worden. Dieses erhielt den Namen der Bücher Mose, auf dessen Wirken man auch die Niederschrift bezog, und gewann zunächst kanonische Gültigkeit. Unmittelbar schlossen sich dem die Bücher der Richter, Josua, Samuelis und der Könige an. Später wurde das kanonische Ansehen auch auf andere Schriften ausgedehnt, die unter dem Namen Davids und Salomons auftraten, und auf die Überreste der prophetischen Literatur, die in der nachexilischen Zeit wenigstens redigiert wurden. Erst im 2. nachchristlichen Jahrhundert ist die Redaktion des Alten Testaments abgeschlossen und dieses seitdem auf das pein-

lichste so belassen worden, wie es war. Die griechische Bibelübersetzung der Septuaginta (§ 150), die im zweiten vorchristlichen Jahrhundert entstand, zeigt uns eine oft ältere und reinere Gestalt der Schrift als die hebräische Version. Septuaginta

§ 44. Einigung des Volkes und Beginn des Königtums. Die glückliche Eroberung Palästinas war auf die Israeliten von höchstem Einfluß; unter der Einwirkung des Landes und der höher kultivierten Besiegten gingen sie zum Ackerbau über und überholten bald alle ihre Nachbarstämme (Edom, Amaleq, Ammon, Moab), die trotz ihrer Seßhaftigkeit das Nomadisieren in der Wüste nicht ganz hatten aufgeben mögen. Zu einer Einheit, die vor der Eroberung bestanden haben mag, vermochte das Volk zunächst nicht zu gelangen; die Natur des neueroberten Landes brachte das mit sich. Ein Nachklang dieser Tatsache liegt wohl in der Einteilung der Völker in zwölf Stämme, die noch lange festgehalten worden ist. Das einzige Band, das die Stämme, die oft miteinander im Bruderkriege lagen, zusammenhielt, war der Jahvedienst; die Hauptaufgabe war, die unterworfenen Kanaanäer sich einzugliedern. Von den sagenhaften Taten der Stammeshäuptlinge und Helden im Kampfe mit den Ureinwohnern des Landes berichtet uns besonders das „Buch der Richter". Eine berühmte zeitgenössische Schilderung ist das Deboralied, das den Kampf Israels mit dem König Sisera zum Gegenstande hat (§ 43). Den Stammeshäuptern gab die spätere Zeit den Namen „Richter" und sah sie als ordnungsgemäße Herrscher an, deren Gewalt aber unter der priesterlichen Oberleitung stand. Die 12 Stämme

Jedoch war den Israeliten zunächst kein ruhiges Leben in dem neuerworbenen Lande beschieden. Vor allen Dingen drohten die Söhne Midian und Amaleq gefährlich zu werden, zumal sie sich mit den noch unbezwungenen Anwohnern der See verbündeten. Die Landschaft Gilead ward von ununterbrochenen Einfällen heimgesucht, und im Süden gelang es den Midianitern, festen Fuß zu fassen. Diese Not des Volkes zwang es zur Einigung. Gideon (Jerubaal), ein angesehener Mann aus dem Stamme Manasse, stellte sich an die Spitze seines Volkes, schlug die Eindringlinge zurück und kehrte mit reicher Beute heim. Dafür machte ihn das Volk zum Fürsten (oder Richter [Schofet], Obersten, wie die Überlieferung sagt). Nach einer kraftvollen Regierung ging seine Macht auf seinen Sohn Abimelek („mein Vater ist König") über; jedoch hatte dieser dem stolzen Adel gegenüber einen schweren Stand. Erst nach langen Kämpfen gelang es ihm, die übermütigen Herren zu demütigen; kurze Zeit darauf kam er bei Bestürmung der Feste Tabor ums Leben, und da der Bericht hier abbricht, liegt die Annahme nahe, daß das erste israelitische Königtum mit Abimeleks Tod ein plötzliches Ende fand. Kämpfe mit den Wüstenstämmen

Anfänge des Königtums im 11. Jahrh.

Die nächsten Jahrzehnte waren der ruhigen Ausgestaltung der Eroberung gewidmet, in der die Israeliten fast vollständig mit den Kanaanäern verschmolzen und die einheitliche Nation der Juden sich herausbildete. Damit verband sich eine Verschmelzung der Religionen (Theokrasie); Jahve, der noch im Deboraliede als auf dem Sinai thronend angesehen ward, zog in Kanaan ein und verschmolz dort mit Baal, der fast ganz die Funktionen, ja auch den Namen Jahves übernahm. Trotzdem war diese Fusion nie vollständig, da das Bewußtsein zweier einander gegenüberstehender Gottheiten immer wieder durchbrach. Bildung einer einheitlichen Nation

Die Philister

Einen neuen Aufschwung nahm die Geschichte Israels durch den Streit um die noch ununterworfene Küstenebene mit den Philistern (Krethi) (§ 42), die sich verhältnismäßig schnell den Kanaanäern und ihrer Kultur assimiliert hatten. Diese strebten danach, ihr Gebiet zu vergrößern und die Straße nach Damaskus zu erreichen. Hierbei gerieten sie mit den nördlichen Stämmen Israels in Streit und besiegten diese in der Schlacht bei Ebenhaezer. Nicht nur die Ebenen Saron und Sephela, sondern auch das Gebirge Ephraim, die eigentliche Burg des Landes, fielen in die Hände der Sieger. Diese Schmach erregte den Fanatismus der Israeliten, der von der Partei der sogenannten Propheten, ekstatisch-religiöser Schwärmer für Jahve und seinen Dienst, ge-

Samuel

schürt ward. An der Spitze dieser Bewegung stand der Seher Samuel ben Elkana, dem es zunächst gelang, die Wiedervereinigung der in Stämme zerfallenen Nation anzubahnen. An die Spitze des Volkes

Neugründung des Königtums

stellte er dann als König den Benjaminiten Saul aus Gibea, einen heldenhaften Mann. Dieser züchtigte zunächst die Wüstenstämme, die

etwa 1000 v. Chr.

nach dem Siege der Philister israelitische Städte belagert hatten, und wandte sich dann gegen die Philister. In der Nähe von Gibea kam es zum Kampf zwischen ihnen und Saul. Durch eine verwegene Heldentat seines Sohnes Jonathan eingeleitet, endigte der Tag doch wegen der allzu großen Rücksicht des Königs auf religiöse Bedenken mit einer halben Niederlage. Trotzdem brachte dieser Tag für Saul einen großen Erfolg und seine Anerkennung als Stammeskönig von Gilead und Benjamin. Weitergehende Versuche, auch die anderen Israeliten seinem Königtum einzugliedern, mißlangen jedoch. In den sich bis zum Ende der Regierung Sauls hinschleppenden Kämpfen mit den Philistern, mit den widerstrebenden israelitischen Stämmen und den Grenzvölkern zeichnete sich durch Tapferkeit ein Sänger aus Bethlehem in Juda aus, David ben Isai, der schließlich Sauls Eidam wurde. Da er aber auch der Liebling der Bevölkerung war, ergriff Eifersucht den König, der sich in seiner Eigen-

David und die Südstämme

schaft als „bester Mann des Volkes" bedroht sah. Um den Nachstellungen Sauls zu entgehen, mußte David in die Wüste Juda entfliehen. An ihn schloß sich eine ganze Reihe vornehmer Familien an, die sich durch das neue Königtum bedrückt glaubten. Jedoch vermochte sich David nicht gegen Saul zu halten und unterwarf sich deshalb den Philistern, die ihn als Vasallenfürsten ansiedelten. Dadurch ermutigt, versuchten

gegen 990

die Philister einen entscheidenden Schlag gegen Saul, um ihren alten Plan, nämlich die Erreichung der Binnenstraße nach Damaskus, durchzusetzen. In der Ebene Jesreel, beim Berg Gilboa, kam es zum Kampf, der mit einer völligen Niederlage Sauls endigte; dieser fiel mit seinen Söhnen in der Schlacht. Die siegreichen Philister verbündeten sich nunmehr mit den noch freien kanaanäischen Städten und drangen bis in das Tal des Jordan vor. Das Klagelied auf die Toten (2. Sam. Kap. 1) läßt auch uns die Schwere der erlittenen Niederlage erkennen.

Untergang von Sauls Geschlecht

Das Königtum schien vernichtet; jedoch gelang es einem angesehenen Offiziere Sauls, dem Feldhauptmann Abiner (Abner), die Reste der nördlichen Israeliten um Sauls Sohn Isbaal zu sammeln und

zunächst wenigstens die Dynastie zu retten. Freilich war es nur ein Rest der einstigen Macht; denn David, der Vasall der Philister, erklärte sich nun in Hebron zum König des wohl erst kurz vorher geeinigten Stammes Juda und machte sich dadurch von den nördlichen Stämmen unabhängig. Die Versuche der nördlichen Israeliten, die Abgefallenen zu bezwingen, endigten mit dem Untergang von Sauls ganzem Geschlecht. Der Gegensatz zwischen den Nord- und Südstämmen war damit freilich nur überbrückt, nicht beseitigt. Zunächst schien aber die Einigung gelungen und die Unterwerfung des Nordens vollzogen.

David 1011—972

§ 45. Das Königtum Davids und Salomos. Mit den Tode Isbaals hatte sich die Wagschale zugunsten der südlichen Stämme (Juda) gesenkt. In kurzem erfolgte der Anschluß der nördlichen Stämme an Juda, und David wurde zum König des ganzen Volkes erhoben. Nun fühlte er sich stark genug, das Vasallenverhältnis zu den Philistern abzustreifen. Damit begann eine zweite Reihe von Kämpfen, durch die die Philister auf ihr Stammland am Meer beschränkt wurden und sich von nun ab fast ausschließlich dem friedlichen Handelsverkehr widmeten. David aber entwickelte eine kraftvolle Politik nach außen. Unter der Führung des gewaltigen Feldherrn Joab wurde der Stamm Amaleq gänzlich vernichtet, die Wüstenstämme bezwungen und die Grenzen des Reiches im Süden bis an das Rote Meer (Hafen Ezeongeber), im Norden bis an den Libanon und Hermon vorgeschoben. Daneben ging die völlige Unterwerfung der Kanaanäer einher. Die wichtigste Eroberung war die der überaus festen, nach drei Seiten hin durch tiefe Täler gedeckten und nur vom Norden her zugänglichen Stadt der Jebusiter, die sich David zu seinem Herrschersitz erkor; in dieser schon von den Kanaanäern Jerusalem genannten Stadt erbaute er sich seinen Königspalast. Auf dem seit uralter Zeit befestigten Hügel Sion (Zion) nahm er seinen Wohnsitz; auch die Lade Jahves (§ 43) fand hier ihre dauernde Stelle. In der Verwaltung galt der Grundsatz, daß die Israeliten alle heerpflichtig waren, die unterworfenen Kanaanäer dagegen harte Fronen leisten mußten. Das Volk selbst blieb unter David und auch unter seinem Nachfolger Salomo ein einfaches Ackerbauvolk. Alle Handwerker, Künstler und Händler waren Fremde, besonders Phöniker, mit deren Fürsten er in einem Freundschaftsverhältnis stand. Seine Leibwache bestand aus Fremden, d. h. Philistern. Das Wichtigste war ihm die Einigung seines weitausgedehnten Reiches, wozu ihm die Begünstigung des Jahvedienstes als sicherstes Mittel erschien. Dadurch, daß er die wichtigsten Jahveheiligtümer, besonders die Bundeslade, in seinen Besitz brachte, wußte er seiner Herrschaft den Charakter des Gottgewollten beizulegen, ein Nimbus, der freilich nur so lange vorhielt, als die Kraft des Herrschers dahinter stand. Im übrigen strebte sein Königtum zur Despotie; dahin zielte die Erhebung des Königs zum obersten Richter, die Beseitigung der Blutrache und, unter Salomo, der Stammesverfassung durch die Einteilung des Landes in zwölf politische Bezirke, an deren Spitze königliche Beamte traten. — Gegen Ende von Davids Regierung traten neue politische Kämpfe ein. Die nördlichen Stämme konnten es nicht ver-

Ausbreitungspolitik

Thronwirren

schmerzen, daß jetzt der Schwerpunkt des Reiches im Süden lag. Es kam daher mehrfach zu Erhebungen. Die erste war die des Thronfolgers Absalom, die zuerst so erfolgreich war, daß David in das Ostjordanland flüchten mußte. Nur durch einen glücklichen Zufall wurden ihm die Krone und das Leben gerettet. Noch schlimmer war der Aufruhr, der entstand, als David Israel wieder unterwerfen wollte. Durch ein unglückliches Versehen oder auch durch eine treulose Doppelzüngigkeit fühlten sich die Israeliten verletzt; sie erhoben sich unter Scheba und fielen von David ab, dem es erst nach langem Kampfe gelang, den Aufstand niederzuschlagen.

Charakteristik Davids

Bald darauf starb David; sein Andenken ist von der spätjüdischen Tradition kanonisiert worden, so daß er im Alten Testament als ein legendenhafter Heiliger und frommer Hymnendichter erscheint. Neuerdings ist er sehr hart beurteilt worden: man wird wohl nicht mit Unrecht in ihm einen König erblicken, wie sie die semitischen Stämme damals allgemein hatten, hart, grausam, wollüstig, aber auch von entschlossener Tapferkeit und gewinnender Persönlichkeit, der er vor allem die Reihe großer Helden, die ihm treu dienten, dankte.

Salomo 972—933

Auf David folgte, durch eine Palastintrige auf den Thron gehoben, Salomo, Davids Sohn mit Bathseba, der Gattin des Feldhauptmanns Uria. Der neue König beseitigte die alten Diener Davids, die an dem rechtmäßigen Thronerben Adonia festgehalten hatten, vor allem den Feldhauptmann Joab. Als Herrscher war Salomo nur ein „Durchschnittsdespot"; die von David niedergehaltenen Grenznachbarn erhoben samt und sonders ihr Haupt, und es gelang ihnen, sich wieder selbständig zu machen. Die größte Gefahr für das israelitische Gesamtreich aber war, daß ein neuer, starker Zuzug von Aramäern in die Ebene von Damaskus eindrang und dort ein neues Königtum gründete, das sich schnell ausbreitete, ohne daß Salomo es hindern konnte. Auch sonst wußte er seine Selbständigkeit nicht zu behaupten; als die Ägypter ein Heer schickten, um die Straße am Meer nach dem Euphrat freizumachen (§ 31), diente Salomo dem Pharao als Vasall, und späterhin geriet er sogar in ein Abhängigkeitsverhältnis zu den Tyriern, deren König Hiram er einen Tribut zahlen mußte. Dagegen suchte er im Innern viel zu bessern: er einigte die Völker zu einem Staat und vervollkommnete die Verwaltung, und ferner führte er sein Volk ganz in die vorderasiatische Kultur ein. Deshalb suchte er auch die Israeliten mit dem Welthandel in Verbindung zu bringen und schmückte Jerusalem mit einem prunkvollen Tempel Jahves, den er mit dem Königspalaste zu einer gewaltigen Akropolis vereinigte. Der Glanz und die Pracht seines Hofes war in den Augen seines Volkes ganz zauberhaft und ließ ihn wie einen Märchenfürsten anstaunen. Um dies freilich durchzuführen, mußte er die Steuerkraft stark anspannen; denn die Beutezüge Davids waren unter Salomo ausgeblieben, und das mußte selbstverständlich Erbitterung erregen, die nur so lange schwieg, als Salomon selbst das Zepter führte.

Salomo in der Tradition

Die biblische Tradition hat den Namen Salomos mit dem Glanze der höchsten menschlichen Weisheit umgeben. Er galt als Repräsentant des kurzen goldenen Zeitalters im Reiche Israel. Was die Priesterschaft, was die Sängerzunft, was das Volk Edles und Dauerndes ins Dasein rief, das wurde als Werk Salomos angesehen; so die „Sprüche", „das hohe Lied", und das Lehrgedicht der „Prediger" (Koheleth). Die Sagen von der übermenschlichen Weisheit und der Herrlichkeit des Königs steigerten sich

bei den nachgeborenen Geschlechtern so, daß „Suleiman" ihnen als Beherrscher der Geister und Gebieter über die geheimen Kräfte der Natur und als die menschgewordene Weisheit erschien.

Der Ingrimm des gedrückten Volkes brach offen aus, als nach Salomos Tode sein Sohn Rehabeam die Forderung der nördlichen Stämme, den Steuerdruck zu mindern, zurückwies. Da setzten diese dem Jerobeam, der schon vorher die Sache des Volkes vertreten hatte, zu Sichem die Krone aufs Haupt. Rehabeam vermochte nur die südlichen Landschaften zu behaupten, die als Königreich Juda von dem Geschlechte Salomos weiterregiert wurden. Die nördlichen Landschaften bildeten von nun an das Königreich Israel; es umfaßte ganz Galiläa, Samaria, das gesamte Jordantal und die Ostjordanlandschaften bis zum Arnon. Den Vorteil dieses Zwiespaltes hatte vor allem Ägypten, dem an einem kraftvollen israelitischen Staate nichts gelegen sein konnte. Vor allem war das Reich Juda nur dem Scheine nach frei; in Wirklichkeit mußte es sich möglichst aller Politik enthalten, und dies war die Ursache, daß die Religion und der Kultus immer mehr in den Vordergrund traten.

Spaltung des Reichs
Könige von Juda:
Rehabeam 933—917
Abijam 917—915
Asa 915—875
Josaphat 875—851
Joram 851—844
Achasja 844
Athalja 844—837

Der unheilvolle Zwist zwischen den Nord- und den Südstämmen, den das nationale Königtum in seinem Aufschwunge zu überwinden gewußt hatte, trug die Schuld daran, daß das Land zwischen dem asiatischen und dem ägyptischen Großreich dauernd den Kampfpreis bildete. Denn in diesen beiden Reichen, die während der Herrschaft der Enkel Tiglatpilesars I. (§ 20) und der 21. Dynastie (§ 31) in eine Periode des Niederganges eingetreten waren, waren nach 900 wieder tatkräftige Herrscher an die Spitze getreten, in Assyrien Assurnasirbal, in Ägypten Scheschonk: damit aber begann wieder die Politik, deren Ziel die Unterwerfung der vorderasiatischen Kleinstaaten war.

§ 46. Israel unter dem Hause Omri. Zuerst eroberte Scheschonk (Sisak der Bibel) Jerusalem und plünderte das Königreich Juda gründlich aus, wie seine Siegesinschrift in Karnak lehrt.

Israel und Juda 924

Ungleich stärker war der Staat Israel, obgleich in ihm die Thronwirren nicht aufhörten. Jerobeams Sohn und Nachfolger Nadab wurde von dem Feldhauptmann Basa erschlagen. Während der darauf folgenden Thronwirren ging Basas Geschlecht unter; der Feldhauptmann Omri, der das Heer gegen die Philister führte, riß die Alleinherrschaft an sich und wurde der Begründer der nach ihm genannten Dynastie. Er verlegte die Hauptstadt nach dem neugegründeten Samaria (hebr. Schomron) und kämpfte mit wechselndem Erfolg gegen Damaskus, das schließlich einen Teil von Gilead und damit für die vordringenden Aramäer den Zugang zum Meere gewann; sehr glücklich dagegen focht er gegen die südlichen Wüstenstämme, vor allem gegen Moab, dessen Hauptort, Hesbon, er einnahm. Noch erfolgreicher war sein Sohn Ahab. Durch einen Bund mit den Phönikern und seine Heirat mit der tyrischen Fürstin Izebel (Jesebel) machte er sich den Rücken frei. Durch diese Ehe, deren Bedeutung auf der kulturellen Seite liegt, wurde der phönikischen Kultur, und damit auch dem phönikischen Gottesdienst, das Tor geöffnet und damit die Kulturarbeit, die schon Salomo begonnen

Könige Israels:
Jerobeam 933—912
Nadab 912—911
Basa 911—888
Omri 887—876

Ahab 876—855

hatte, fortgesetzt. Diese Staatsklugheit trug ihre guten Früchte, denn sie befestigte Ahabs Thron und brachte ihn in das rechte Verhältnis zu seinen Nachbarn: zunächst mit Juda, mit dem er Friede schloß und dessen Thronerbe Joram sich mit seiner Tochter Athalja vermählte. Schließlich
856 überwand er in der Schlacht von Aphek Benhadad II. (Hadadezer) von Damaskus und nahm ihn gefangen.

Westsyrische Allianz

Anstatt diesen zu töten, wie die Fanatiker wollten, schloß er mit ihm eine Allianz und brachte auch die übrigen syrischen Fürsten dazu, sich anzuschließen; dieser Bund war gegen Salmanassar III. von Assyrien (§ 20) gerichtet, der damals die alte Vormachtstellung in Syrien zurück-
854 zuerobern gedachte. Sein Angriff auf diese Allianz scheiterte bei Karkar; trotzdem zerfiel die Allianz, sobald der assyrische Großkönig abgezogen war, und Damaskus versuchte von neuem eine Vormachtstellung einzunehmen und Israel zum Vasallenstaate herabzudrücken. In dem erneuten Kampfe zwischen Damaskus und Israel fand Ahab bei Rama seinen Tod. Auf ihn folgten seine Söhne Ahasja und Joram, die von harten Schlägen betroffen wurden. Der schlimmste war die Los-
um 850 reißung von Moab unter dem klugen und energischen Mesa, der trotz des Angriffes der vereinten Kräfte von Israel und Juda seine Unabhängigkeit zu bewahren wußte. Er begründete einen unabhängigen moabitischen Nationalstaat, von dem noch seine 1868 gefundene Inschrift, der Stein des Mesa, Kunde gibt. In der Hauptsache hatte er dies dem Umstande zu verdanken, daß Benhadad von Damaskus Israel

Achasja 855—854 in den Rücken gefallen war. Das Haus Omri hatte es bisher verstanden, mit Klugheit den Staat Israel durch alle politischen Wirren zu steuern, fand aber an der kleinen Jahveistenpartei, der die Duldung der kanaanäischen Religion ein Greuel war, einen fanatischen Gegner. Die Führer dieser Partei, die „Propheten" Elia und Elisa, vermochten es aber nicht, einen Aufstand zu erregen und offen zu siegen; deshalb suchten sie die Personen des Herrscherhauses durch List zu beseitigen. Die

Joram 854—843 Gelegenheit dazu kam, als König Joram, unterstützt von dem Königshause in Juda, bei Ramoth Gilead eine Schlacht gegen Hazael von Damaskus verlor; sein Feldhauptmann Jehu, dem die Propheten (Nebiim) die Königskrone versprochen hatten, fiel über die Familie Ahabs und die jüdische Königsfamilie her, rottete im Blut-
843 bade von Jesreel beide Familien aus und brachte durch diese Schlächterei sich und sein Haus auf den Thron von Israel. Mit ihm trat ein Umschwung in der Politik ein: von den Jahveverehrern angestachelt, wurde alle religiöse Duldung beseitigt, die glücklich begonnene Allianz mit Tyros und Damaskus aufgelöst, und durch Kränkung der Stämme Moab und Edom ging die den Juden so vorteilhafte Handelsverbindung durch die Araba nach dem Roten Meere ebenfalls verloren. In Juda wußte sich freilich die Königin Athalja (843—837) noch eine Weile zu halten. Sie vernichtete ihrerseits die Familie ihres Gatten und herrschte in ihres Vaters Ahab Weise weiter, bis auch hier die Priesterpartei die Oberhand gewann. Der Oberpriester Jojada hatte Athaljas Enkel Joas aus dem Blutbad gerettet, und als er sich stark genug fühlte, brachte er den Verborgenen auf den Thron, vernichtete

Athalja und schuf damit ein ganz der Priesterpartei unterworfenes Reich.

§ 47. Israel unter dem Hause Jehu und dessen Nachfolgern bis zum Untergang. Die von den religiösen Fanatikern angestachelte Nationalpartei gewann unter Jehu von Israel und seinen Nachfolgern die Oberhand, und damit fiel jede Möglichkeit, die syrischen Kleinstaaten zu einem Bunde zu vereinigen, weg. Der bedeutendste, aber auch von den Assyrern am stärksten bedrohte syrische Staat war Damaskus. Da dessen Herrscher einsahen, daß Israel sich am liebsten den Assyrern unterworfen hätte, um nichts mit den verhaßten Aramäern gemein zu haben, und daß damit ihr eigenes Schicksal besiegelt war, beschlossen sie, Israel zu unterwerfen. Hazael von Damaskus, der schon mit Glück gegen Salmanassar III. gefochten hatte (§ 20), warf sich auf Israel. Alle Landschaften östlich vom Jordan gingen verloren; sogar bis nach dem Philisterlande drang er vor, und auch das Königreich Juda mußte seine Macht fühlen und mit den letzten Schätzen des Tempels seinen Abzug erkaufen. Doch dauerte das Glück von Damaskus nicht lange. König Adadnirari IV. von Assyrien (§ 20) nahm, nach Beseitigung der Thronwirren in seiner Heimat, den Kampf von neuem auf. Damaskus kapitulierte, und infolgedessen mußten sich auch alle die südlich davon liegenden Staaten (Israel, Juda, Edom, Philistäa) wiederum den Assyrern unterwerfen und Tribut zahlen. Die Versuche der Dynastie Jehu, sich zu befreien, kosteten ihr nach anfänglichen Erfolgen den Thron. Nach der langen, glücklichen Regierung Jerobeams II., dem es gelungen war, fast das ganze davidische Reich wieder unter seinem Zepter zu vereinigen (auch Juda und Edom waren Vasallenstaaten), folgte sein Sohn Sacharja, und mit dessen gewaltsamem Tode durch die Hand Sallums begann eine Zeit der inneren Wirren, die mit dem Untergange Israels endigte.

Jehu 843—816
Joachaz 816—800
Joas 800—785
Jerobeam II. 785—745
Sacharja 745
Menachem 745—736
Pekachja Pekach 736—732
Hosea 732—722
Kapitulation von Damaskus 797

Gefördert wurde diese Entwicklung durch die Thronbesteigung Tiglatpilesars III. Nachdem er Armenien sich unterworfen hatte (§ 20), begab er sich nach Syrien, das nach fünfjährigen Kämpfen sich unterwerfen mußte. Auch Menachem von Israel, der nach Sacharjas Tode den Thron usurpiert hatte, erscheint unter den Tributzahlenden. Diese Nachgiebigkeit kostete seinem Hause den Thron. Sein Sohn Pekachja wurde von dem Schildträger Pekach beseitigt, und dieser suchte sich gegen Assyrien zu erheben und mit Hilfe des aramäischen Fürsten selbständig zu machen. Gegen die Gewalt des assyrischen Eroberers hätte nur eine Koalition der Kleinstaaten oder das Dazwischentreten der Ägypter helfen können. Die erstere wurde durch den immer mehr sich verschärfenden Gegensatz zwischen Aramäern und Hebräern verhindert; das Pharaonenreich aber hatte damals eine Zeit innerer Wirren zu überstehen (§ 32). Die Gelegenheit, in diese Wirren einzugreifen, bot sich für Tiglatpilesar sehr bald: das Reich Juda wollte von der Allianz nichts wissen, und als es zum Beitritt gezwungen werden sollte, rief es die Assyrer zu Hilfe. Diese erschienen, und alle südsyrischen Staaten unterwarfen sich ihm und huldigten; Damaskus, der Hauptherd der aramäischen Bewegung, ward 732 erobert und zur

745

assyrischen Provinz gemacht, und Israel verlor seine nördlichen und östlichen Bezirke, deren Bewohner in das Innere des Landes abgeführt wurden. Deshalb bemächtigte sich des Volkes Israel eine tiefe Trostlosigkeit, die wir noch in den leidenschaftlichen Klagen des Amos, Hosea und des großen Propheten Jesaja widerklingen hören. Verzögert wurde der Untergang durch den frühzeitigen Tod des Eroberers, dem sein
727 schwächerer Sohn Salmanassar V. folgte (§ 20). Unter ihm versuchte Hosea von Israel, sich nochmals ganz freizumachen, indem er sich auf die tatkräftige Hilfe des siegreichen Sabako stützte (§ 32). Sofort machte sich Salmanassar V. daran, Hoseas Übergriff zu strafen. Wenngleich Hosea gefangen ward, leistete sein Volk doch kräftigen Widerstand, und die Hauptstadt Samaria fiel erst Ende 722 nach mehr als dreijährigem Widerstand. Inzwischen war Sargon (§ 21) König von Assyrien
Untergang Israels 722 geworden. Er führte den Kampf gegen Israel zu Ende, nahm die Einwohner von Samaria gefangen und machte das Königreich Israel zu einer assyrischen Provinz. Fast die ganze Einwohnerschaft wurde genötigt, in die assyrische Gefangenschaft zu gehen. In Armenien und in den „Städten der Meder" erhielten sie ihren Aufenthaltsort angewiesen, während Sargon in dem verlassenen Lande Fremde sich ansiedeln ließ. Aus deren Vermischung mit den Zurückgebliebenen entstand dann das Mischvolk der Samariter, die immer von den echten Israeliten gering geachtet worden sind.

§ 48. Das Reich Juda bis zu seinem Untergang. Das kleinere
Aufschwung Judas Reich Juda war bis dahin in seinen Schicksalen von dem größeren Nachbarstaate abhängig gewesen. Auch die judäische Königsfamilie wurde von dem Blutbad von Jesreel (§ 46) getroffen, und nur ein
Joas 837—798 einziger Knabe, Joas, entrann dem Tode. Die Nachblüte Israels
Amasja 798—775 unter Jerobeam II. (§ 47) brachte auch in Juda den Aufschwung. König
Asarja 775—737 Amasja gewann Edom zurück und nahm von dem Hafen Ailat (Aëla) am Roten Meere die Ophirfahrten Salomos auf. Dieser günstige
Jotam 737—735 Zustand hatte, trotz des verunglückten Versuchs unter Amasja, die Oberhoheit Israels abzustreifen, der dem König das Leben kostete, eine
Achaz 735—720 längere Dauer als in Israel; denn das Land war abgeschlossener, hielt
Hiskia 720—692 treu zu Davids Hause und hatte an der überaus festen Hauptstadt Jeru-
Manasse 692—638 salem einen starken Halt. Das zeigte sich in der Zeit, wo der Verfall
Amon 638—637 Israels immer deutlicher ward. Damals hatte einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Politik des Landes der gewaltige Prophet Jesaja.
Josias 637—607 Dessen Verdienst war es, daß Juda eine verhältnismäßig glückliche Zeit
Joachaz 607 unter Achaz erlebte und nicht mit in den Sturz des Reiches Israel
Jojakim 607—597 hineingerissen wurde, freilich um den Preis der Unterwerfung unter
Jojakin 597 Assyrien (733). Als aber Sargon II. erschlagen worden war (705), hielt es Achaz' Nachfolger Hiskia an der Zeit, sich von der Verpflichtung des
Zedekia 597—586 Lehnsfürsten freizumachen. Nachdem ein Bündnis mit den anderen Fürsten Syriens und mit König Schabataka von Ägypten (§ 32) geschlossen war, empörte er sich, trotz des dringenden Abratens des Jesaja. Der Mißerfolg des törichten Unternehmens konnte nicht ausbleiben;
705—681 Sanherib, Sargons Nachfolger, kam mit einem großen Heere, um die Aufrührer zu bestrafen. Nach der Niederlage der Ägypter bei Altaku

verlor Hiskia den Mut und hätte Jerusalem ausgeliefert, wenn nicht Jesaja eingegriffen hätte; er riet, die feste Stadt zu halten, und das Schicksal gab ihm recht. Sanherib mußte, wohl wegen einer Seuche, unverrichteter Sache umkehren, und das Königtum Juda war noch einmal gerettet. Als jedoch Sanheribs Sohn, Assarhaddon, die assyrische Herrschaft im Nillande begründet hatte (§ 21, 32) sanken die vorderasiatischen Kleinstaaten zu Tributärstaaten herab; als solcher bestand Juda noch siebzig Jahre lang. 701 681—669

Innere Gegensätze

In dieser Zeit entwickelten sich die schon früher (§ 46) angedeuteten inneren Gegensätze zwischen den politisch denkenden Männern, die religiöse und politische Duldsamkeit anstrebten und eine Verständigung mit den Assyrern und den Kanaanäern suchten, und der religiös-fanatischen Reformpartei, die den Jahvismus in seiner Vergeistigung herauszuarbeiten bestrebt war. Nachdem sie den Monotheismus herausgebildet hatten, gingen sie entschlossen gegen die fremden Gottesdienste und gegen die bildlichen Darstellungen Jahves vor und ließen dessen hölzerne, mit Gold oder Silber überzogenen Idole, die Ephode, beseitigen. Einen Rückschlag erfuhr die prophetische Reform unter Hiskias Sohn, Manasse, der den alten halb heidnischen Jahvedienst, der eine ganze Reihe anderer Götter neben sich duldete, gegenüber dem „strengen und heiligen Gott" der Propheten wieder zu Ehren bringen wollte und die alte Volksreligion zurückzuführen suchte. Während seiner Regierung floß das Blut der Propheten in Strömen; um so ergreifender wirkt, wie bei dem Propheten Micha, das treue Festhalten an dem neuen Jahveglauben; die uns noch heute geläufige Fassung der zehn Gebote (Dekalog) wird von manchen Forschern in diese Tage der Reaktion gesetzt.

Die prophetische Reform

Politische Folgen der prophetischen Reform

Trotz der religiösen Wirren kann Manasses lange Regierung als eine glückliche Zeit für Juda angesehen werden. Seine Hinneigung zu Assyrien erhielt dem Lande den Frieden, besonders seit Ägypten unterworfen und Thirhaka 671 nach Nubien gedrängt worden war. Erst gegen das Ende von Manasses Regierung wurde es anders. Die Empörung Sammas-sum-ukins, des Bruders von Assurbanipal (668—626) im Jahre 652 belebte von neuem die Hoffnungen der Prophetenpartei. Die Stimmung in Jerusalem war sehr erregt. Nahum verkündete schon Ninives Zerstörung, aber Assurbanipal wurde bald wieder Herr der Lage, und die Treue Manasses lohnte sich, denn Juda blieb im Frieden. Auf ihn folgte Amon, der in gleichem Sinne weiterregierte, so daß die Nationalpartei die Geduld verlor und den König umbringen ließ. Ihm folgte sein achtjähriger Sohn Josia, der von der Priester- und Prophetenpartei völlig abhing. Mit ihm brach eine neue Zeit heran; denn der Kimmerier- oder Skythensturm brauste über Vorderasien hin (§ 72) und bereitete den Übergang der Weltherrschaft von den Semiten auf die Arier vor. Dieser Niedergang hatte auf die tributären Kleinstaaten großen Eindruck gemacht. Darum erhob sich in Juda wieder die Stimme der Propheten Zephanja und Jeremias, die dem Volke mit dem unheimlichen nördlichen Feinde drohten, wenn es nicht von seiner alten Volksreligion ablasse. Ein Umschwung zugunsten der reformatorischen Partei trat ein und riß auch den jungen König mit fort. Diesem wurde das „Buch des Gesetzes" oder „Buch der Lehre" (§ 43) als von dem Oberpriester Hilkia eben gefundene alte Glaubensurkunde in die Hände gespielt, und der König, ganz überwältigt von dessen strengen Forderungen und „Moses Flüchen", beschloß, ihnen überall rechtliche Geltung zu verschaffen. Zunächst reinigte er den Tempel Salomos und beseitigte sämtliche Kultstätten der anderen semitisch-syrischen Götter, dann aber führte er streng die Forderung durch, daß Jahve nur an einem Orte angebetet und mit Opfern geehrt werden dürfe, d. h. in Jerusalem, und darum vernichtete er die anderen hochheiligen Kultstätten, die sich noch erhalten hatten, vor allem den uralten Tempel von Bethel. Dies führte einmal zu einer Loslösung aller Opferfeste von ihren Beziehungen zu dem

Das Buch der Lehre 621

Leben der Natur und Familie, und rückte diese in das rein Weltliche, während das Opfer selbst nun religiöser Natur wurde, und zweitens steigerte es die Bedeutung der Jerusalemer Priesterschaft; sie allein blieben Priester und die Priester der anderen Heiligtümer wurden zu Leviten degradiert. Der neue, vergeistigte Jahvekult wurde auf das „Buch der Lehre" gegründet, und damit der Begriff der „Heiligen Schrift" geschaffen.

Auf diesem neuen Gesetzbuche nun beruht zunächst die Ausbildung des Judentums und damit in weiterer Ferne auch des Christentums und Islams.

Wirkung des Buchs der Lehre

Die Wirkung auf das Volk von Juda war zweifach: Der Gegensatz zu den Kanaanäern und Grenznachbarn wurde von nun an nur noch religiös empfunden. Infolgedessen versetzte sich die nationale Eifersucht mit einem Gefühl der Überhebung und Selbstgerechtigkeit, die die schwersten Religionsverfolgungen als Jahve wohlgefällig ansah. Aus diesem Gefühl ging aber auch eine Überspannung des schon vorher stark entwickelten Vertrauens auf Jahves Hilfe hervor, das die Juden verleitete, im Trotz auf ihn sich gegen die Wirklichkeit aufzulehnen. Dies Gefühl war um so stärker, je härter die Schicksalsschläge waren, die Juda kurz vor und nach dem Untergange Ninives erfuhr, und ging schließlich in einen fanatischen Fremdenhaß der Juden über. Daß die Folge davon der Untergang ihres Staates sein mußte, hat Jeremias ihnen unaufhörlich gepredigt, aber er blieb der „Prediger in der Wüste".

Untergang Judas

606 Die Gelegenheit zu einer erneuten Großmachtspolitik schien sich zu bieten, als Ninive zugrunde gegangen war (§ 23). In den Kämpfen, in denen sich die Ägypter, Meder und Babylonier um die Stücke des verfallenden Assyrerreichs stritten, hatte König Josia sich als treuen
607 Vasallen Assyriens gezeigt. Als Necho durch Syrien zog (§ 33), trat er ihm bei Megiddo (Magdolon) entgegen, verlor aber in dem Kampfe Reich und Leben. Dem Sieger gelang es, ungehindert bis zum Euphrat vorzudringen und dort sich einige Jahre, bis zur Schlacht von
605 Karchemisch (§ 23), festzusetzen. Das Reich Juda unter Jojakim wurde während dieser Zeit Vasallenstaat Ägyptens; dann zahlte es dem
605—562 Babylonierkönig Nebukadnezar Tribut. Als Jojakim (Eljakim) dessen Weiterzahlung weigerte, kam ein babylonisches Heer. Inzwischen war Jojakim, der die alte religiöse Duldsamkeit hatte zurückführen wollen, gestorben. Sein Sohn und Nachfolger Jojachin (Jechonja) zog gegen die Babylonier den kürzern, die ihn nach dreimonatiger
596 Belagerung Jerusalems nötigten, zu kapitulieren. Der Adel und die einflußreichen Leute (unter ihnen der Prophet Ezechiel) und alle Schätze wurden nach Babylonien abgeführt; nur das niedere Landvolk blieb zurück, und an seine Spitze wurde des Königs Bruder
597—586 Zedekia gesetzt. Kaum hatte jedoch in Ägypten Hophra (Apries) den Thron bestiegen und die Offensivpolitik gegen Nebukadnezar auf-
589—570 genommen (§ 33), als sich das jüdische Volk trotz des Abmahnens des Zedekia ihm anschloß und in den Kampf zog. Sobald aber Nebukadnezars Heer erschien, überließ Hophra diesem die syrischen Kleinstaaten ohne Schwertstreich. Damit war das Schicksal des Reiches Juda besiegelt. Nach einer längeren, verzweifelten Verteidigung ward Jerusalem eingenommen und von Grund aus zerstört. Der Rest des Volkes wanderte
586 in die babylonische Gefangenschaft. Nur die Allerärmsten, unter ihnen der greise Jeremias, durften zurückbleiben und erhielten in Gedalja ein Oberhaupt, das in Mizpa residierte und im Namen der babylonischen Könige das Land verwaltete.

§ 49. Die Wiederherstellung des jüdischen Reiches als persischer Vasallenstaat.

Die Juden im Exil

Nach dem Untergange Judas haben die Söhne Israel nur als eine religiöse Sekte fortbestanden, bewiesen jedoch als solche eine geradezu wunderbare Lebenskraft. Freilich entbehrten sie den gewohnten Gottesdienst gar sehr: denn die Anschauung, daß man nur in Jerusalem opfern könne, war ihnen in Fleisch und Blut übergegangen. Dafür übten sie die anderen religiösen Gebräuche um so eifriger, vor allem die Beschneidung und die strenge Sabbatheiligung, wodurch sie sich auf das kenntlichste von anderen Völkern abhoben. Desgleichen begann in der Fremde bei ihnen ein eifriges Studium der aus der Heimat stammenden Schriften; unter dem Vorgange des Propheten Ezechiel (Hesekiel), der freilich mehr als Schriftsteller denn als Redner wirkte, bildete sich der Stand der Schriftgelehrten, die das Gesetzesstudium zu ihrer eigentlichen Lebensaufgabe machten. Ezechiel, der den schon früher betonten Satz noch schärfer hervorhob, daß Gottes Gerechtigkeit in der Vergeltung von Gut und Böse bestehe, und daß die äußere Exaktheit des Kultus von höchster Wichtigkeit für die Frömmigkeit des einzelnen sei, wurde dadurch der Vater des späteren Judentums. Neben Ezechiel steht die gewaltige Gestalt des Deuterojesaja (auch babylonischer Jesaja, § 51), der die Traditionen der großen alten Propheten fortsetzte; er erkannte in dem persischen König Koresch die Hand des Herrn, der als Weltengott regierte und das Volk Israel zu seinen Auserwählten erhoben hatte. Darum könne es auch nicht untergehen. Wenn es sein Gottvertrauen nicht einbüße, so müsse ihm schließlich der Sieg werden. Die Trümmer des israelitischen und des jüdischen Volkes hielten eng zusammen und trauerten in der Ferne, an den „Wasserflüssen Babylon", um die nie vergessene, verödete Heimat. Die Hoffnung, heimzukehren und sich um die hochheilige Kultstätte von Zion zu scharen, bekam aber erst neuen Inhalt, als das Reich Nebukadnezars unterging (§ 23) und Koresch den Verbannten die Heimkehr gestattete (§ 54). Dieser Gedanke, der von dem Propheten Ezechiel immer wachgehalten worden war, wurde mit Begeisterung ergriffen. Sah man doch darin den Lohn für die dem Jahve gehaltene Treue und den Beweis für die Richtigkeit der Lehre vom „auserwählten Volke" und der messianischen Weissagungen. So kehrten denn die Übriggebliebenen nach der Heimat zurück; ein Sproß des königlichen Hauses von Juda, Schesbassar, trat als persischer Statthalter an die Spitze der neugegründeten persischen Provinz Juda. Freilich entsprach diese geringe Entschädigung nicht den Erwartungen, die man in den Kreisen der Juden gehegt hatte und darum war die Niedergeschlagenheit fast ebenso groß, wie der Aufschwung gewesen war.

Deuterojesaja

Rückkehr nach Kanaan 538

Das Land wurde unter die Zurückgewanderten verteilt; die schon im Lande Ansässigen behielten ihren Grundbesitz, wurden jedoch nur dem jüdischen Gemeinwesen einverleibt, wenn sie geborene Israeliten waren; denn zunächst gedachte man das Volk wiederherzustellen. In Jerusalem nahmen die Geschlechtshäupter oder „Obersten" des Volkes ihren Sitz, während die „Ältesten", oft nichtjüdischer Abstammung, auf dem Lande wohnten. Vor allem wohnten die priesterlichen Geschlechter in der Hauptstadt, in der von nun an der „Hohepriester" eine Hauptrolle spielte. Trotzdem lastete der Druck der persischen Herrschaft schwer auf der neugegründeten Stadt. Da kamen die Nachrichten von dem Tode des Kambyses und den Wirren vor der Thronbesteigung des Darius (§ 54). Dies stärkte die Hoffnung auf die baldige Erfüllung der messianischen Weissagungen, und die Propheten Haggai und Sacharja forderten das Volk auf, den Tempel Jahves auf Zion zu bauen. Zerubabel, ein persischer Satrap aus Davids Stamm, legte dessen Grundstein; und man sah schon in ihm den Messias. Aber der Traum zerrann, und die Perserherrschaft stand fester als je; ja, Darius übernahm sogar großmütig die Kosten, so daß das Heiligtum bald in alter Pracht dastand. Trotzdem hielt das Volk an seiner Überhebung fest und verfolgte die „Bastardbrut" in seinem Lande, so daß es mit den Bewohnern Samarias zu offenem Kampfe kam. Aber aus eigener Kraft die jüdische Nation wiederherzustellen und das Messiasreich zu gründen, war die jüdische Gemeinde zu schwach.

Wiederherstellung des Staates

521

Zweiter Tempelbau 17. Dez. 520

10. März 515

Die auf die nationale Wiederherstellung abzielenden Versuche, die vor allem sich mit der Übermacht des Perserreichs auseinandersetzen mußten und darum, unter Verzicht auf volle Selbständigkeit, den Oberpriester Jahves als gleichberechtigte geistliche Macht neben den persischen Statthalter zu setzen suchten, mißlangen, und da auch materielle Not bei den Heimgekehrten sich einstellte, ließ die Begeisterung für das wiederhergestellte Reich nach, und die neue jüdische Gemeinde drohte unterzugehen. Zwar wehrten sich die strenger Gesinnten, unter denen die Propheten Tritojesaja (§ 51) und Maleachi sich befanden, und wiesen auf die große Zukunft, die Israel bevorstehe, hin; aber die Politik des Perserreiches unter Artaxerxes I. (465—424) war durchaus der Erstarkung der Gemeinde entgegen: ein Versuch, die Mauern Jerusalems wieder aufzubauen, mißlang vollständig und das Aufgehn der Juden als ein Teilchen in der persischen Weltmonarchie schien bevorstehend. Da gelang es

Anfänge des Judentums als Religion

445 dem klugen Nehemia, die Bedenken der persischen Großen zu überwinden. Als königlicher Statthalter mit ausgedehnter Vollmacht nach Palästina entsandt, setzte er es durch, in 52 Tagen den Mauerbau zu vollenden. Nach zwölfjähriger Regierung kehrte er heim. Im gleichen Jahre erhielt Esra die Erlaubnis, einen Zug babylonischer Juden heimzuführen. Er reinigte die
443 Gemeinde von den fremden Frauen und Kindern und gründete damit einen neuen Staat. Daneben trat er als Richter auf, wozu ihn der König bestellt hatte, und führte 431 ein neues Gesetz durch, das vor kurzem dem Volke gegeben worden war. Dieses Gesetzbuch, das den alten nationalen Staat auf theokratischer Grundlage aufrichten sollte, hatte in Babylonien seinen Ursprung gefunden. Dort waren sehr viele Juden zurückgeblieben, die sich unter dem fremden Regimente sehr wohl fühlten. Als frommen Jahveverehrern lag ihnen wenig an der politischen Wiederherstellung der ehemaligen Nationalstaaten, sehr viel aber an einer möglichst genauen Durchführung des Judentums als Religion. Um dies zu erreichen, entstand damals der sogenannte Priesterkodex (§ 43). In diesem wurde das Ritual des Jahvedienstes von der persönlichen Anbetung im Tempel und dem Opfer losgelöst, so daß auch der Jude in der Diaspora in nächsten Verkehr mit seinem Gotte treten konnte. Dieses Buch, als dessen Überbringer (nicht Verfasser) heute fast allgemein Esra angesehen wird, wurde durch einen Erlaß des Artaxerxes I. für die Israeliten in Palästina eingeführt.

um 445

Gründung der Theokratie

Hebräisch und Aramäisch

Trotzdem setzte sich dieser Zwang nur langsam durch und brachte mancherlei Mißstände mit sich, vor allem den Untergang der althebräischen Sprache, die von nun an dem Aramäischen der auswärtigen Judenschaft weichen mußte. In der späteren Perserzeit trugen vor allem die Hohenpriester dazu bei, die Durchführung des neuen Gesetzes zu erschweren, indem sie starr an ihrer Stellung festhielten, um weltliche Interessen zu verfolgen. Allmählich setzte das Gesetz sich aber durch und war für die jüdische Gemeinde ein starker Halt. Ja, es übte sogar Anziehungskraft auf die anderen Völker aus. Zunächst wurden die im Lande wohnenden Fremden aufgesogen, dann auch die Galiläer und Peräer (§ 44), so daß schließlich fast das ganze Land Israel wieder der neuen Ordnung sich untertan zeigte. Damit glitt die Macht aus den Händen des Volks in die der priesterlichen Aristokratie des „Hohen Rates". Die einzige Ausnahme machten die Samariter, die zwar den „Priesterkodex" annahmen, aber in Erinnerung an die früher bestehenden altheiligen Stätten Jahve auf dem Berge Garizim anbeteten.

Samariter

Juden im Ausland

Durch die innere Umformung des Judentums wurde die Entwicklung von zahlreichen und großen Gemeinden in der Diaspora begünstigt, die die Hauptträger der weiteren Entwicklung des Judentums gewesen sind. Durch hochmütige Absonderung gelang es ihnen, ihre Nationalität auch in den entferntesten Gegenden festzuhalten. Infolge dieses schroffen Gegensatzes zu allen bestehenden Regierungsformen und nationalen Bedürfnissen entstand als notwendiges Korrelat der Judenhaß, der so alt ist wie das reformierte Judentum selbst; schon unter Xerxes I. war eine allgemeine Judenverfolgung geplant.

Älteste Kultur

§ 50. Kultur und Religion der Israeliten. Nachdem die Söhne Israels sich im Jordanlande festgesetzt hatten, begann sich ihre Eigenart aus der der übrigen westasiatischen Semiten loszulösen. Zunächst wurden sie in die höhere Kultur der Kanaanäer hineingezogen und aus den Hirten ein Ackerbauvolk (§ 44). In den Handwerken und Künsten leistete man anfangs wenig, da die Lebensweise sehr einfach war. Nur dreimal im Jahre, an den Opfertagen, hatte man Gelegenheit, Wein zu trinken und Fleisch zu essen. Eine Änderung trat erst ein, als die Israeliten auch dem Handel sich zuzuneigen begannen.

Königszeit

Mit dem Aufkommen des nationalen Königtums (§ 44) bildete sich auch der erste Anfang eines stehenden Heeres. In das Innere des Staatslebens griffen die Könige dagegen wenig ein. Die Einkünfte des Herrschers bestanden nur aus der „ersten Mahd" und vielleicht aus dem Ertrag von Krongütern; in Zeiten der Not, wie unter David und Salomo, wurde auch eine Steuer er-

hoben, die man aber fallen ließ, sobald es möglich war; eine regelmäßige Steuer gab es für den König nicht, wohl aber den „Zehnten" für Jahve. Aus dieser wurde dann der Tempelschatz gebildet, den die Könige freilich oft angegriffen haben. Ebenso gab es weder eine eigentliche Verwaltung noch eigentliche Gesetze; es existierte lediglich ein sogenanntes Gewohnheitsrecht, das in seinen Grundzügen von dem altbabylonischen Recht, das wir aus den Gesetzen der Hammurabi (§ 20) kennen, nicht wesentlich abwich; es war meist auf das jus talionis (Recht der Wiedervergeltung) gegründet und besonders ausgebildet im Strafrecht, das ziemlich hart war. Blutschuld konnte nur durch Blutrache gesühnt werden. Nur der Mann galt als vollberechtigt, der diese Pflicht zu üben und das Schwert zu führen verstand. Die Gemeinsamkeit dieser Männer bildete die politische und darum auch die Kultusgemeinde (K a h a l) der einzelnen Orte. Sie war auch die Gerichtsversammlung, die von den „Ältesten" geleitet ward, während die anderen den „Umstand" darstellten. So kam es denn, daß den Israeliten das Richten und das Regieren gewissermaßen e i n e Handlung darstellten: der oberste Richter war der König, zu dem sich die Unterdrückten mit dem Hilferufe „Hosianna" zu wenden pflegten. Freilich war des Königs Macht schwach, weil die Dynastien es nicht bis zu einer wirklichen Legitimität bringen konnten; deshalb blieben die Familien und Gemeinden der Herd von Sitte und Recht und die „Ältesten" die eigentlichen Hüter der Gesetze.

Volksgemeinde

Neben sie traten als ein zweiter Pfeiler des Staates die P r i e s t e r und P r o p h e t e n. Die P r i e s t e r besaßen das höhere Ansehen; ihr Amt war erblich, ihre Aufgabe die Unterweisung; die P r o p h e t e n waren die eigentlichen Prediger der Lehre Jahves. Der König war der oberste Priester, durch einen Propheten zum „Gesalbten des Herrn" und zum Haupte der Theokratie erhoben. Die ersten Propheten (Nebiim) entstammten (nach Wellhausen u. a.) dem Baaldienst der Kanaanäer, und waren in Begeisterung (Ekstase) rasende Heilige, nicht unähnlich den heutigen Derwischen. Von dort gingen sie zu den Israeliten über und waren hier natürlich von Jahve und dessen Dienst begeistert. Sie traten besonders in national erregten Zeiten auf, in den Freiheitskämpfen oder im Widerstand gegen das aufwuchernde fremde Wesen (unter Ahab). Ursprünglich war ihr Ansehen gering. Doch hob es sich schnell, als Männer wie E l i a und E l i s a unter ihnen die Führung übernahmen und für Jahve und sein Recht eintraten. Die sittliche Kraft des Jahvismus läuterte das Prophetentum und hob es auf die Höhe, die wir später Jesaja und Jeremia einnehmen sehen.

Priester und Propheten

Anfänge

Läuterung

Unter Jerobeam II. begann eine neue Prophetie: A m o s, ihr erster Vertreter, war kein „Berufsprophet", sondern ein Hirt aus Thekoa. Er verkündigte den „Tag Jahves" als ein Gericht über die Sünden Israels. Von den alten Propheten (Nebiim) wollte er nichts wissen: es unterschied ihn von diesen die Geringschätzung der Ekstase und das klare Bewußtsein, daß er einen Auftrag von Jahve habe, den er ausrichten m ü s s e. Dieser gipfelte aber darin, daß nicht Opfer, sondern nur innere Umkehr dem Volke Rettung bringen könnten. — Etwas jünger ist H o s e a, dessen Auffassung die ist, daß Israels ganze Vergangenheit mit Sünden beladen ist, und von diesen wieder die größte das Königtum. Auch den alten Gottesdienst mit seinen Festen sieht er als einen Greuel an und entkleidet ihn der Bedeutung, zwischen Jahve und dem Volke ein Band herzustellen. — Die neuen Propheten betonten vor allem das sittliche Verhältnis zu Jahve, der der Gott der Welt ist, und zu dem Israel nur dann im Verhältnis der Auserwählten steht, wenn Recht und Gerechtigkeit im Volke herrschen. Durch diese Predigt halfen die neuen Propheten dem Volke und dem Jahveglauben über den Untergang hinweg; denn Jahve wurde dadurch zum Weltgott, der dann am stärksten wirkt, wenn er sein Volk züchtigt. (Über die Weiterentwicklung s. § 51.)

Die neue Prophetie Amos

Hosea

Der Kultus war ursprünglich nicht auf einen Ort beschränkt; Bethel (Gotteshaus) und Dan waren ebensogut „heilige Orte" wie Zion. Die heiligen Orte lagen meist auf Höhen; ihr Mittelpunkt war ein Felsblock. Daneben standen heilige Bäume oder waren

Kultur

heilige Quellen. Wo diese fehlten, setzte man künstliche Bäume (Aschera, was nicht bloß die Göttin, sondern auch den heiligen Pfahl bezeichnet) und machte ein „ehernes Meer" wie in dem Tempel auf Zion. Für den Gottesdienst war das Opfer das wichtigste. Es wurde entweder auf den Altar ausgeschüttet (Trankopfer) oder verbrannt (Speis- oder Brandopfer). Da ursprünglich Tiere nur zu Opferzwecken getötet wurden und ihr Blut durch einen Halsschnitt auf dem Altar ausgegossen ward, erhielt sich dieser Brauch auch später und lebt heute noch in der sogenannten Schächtung fort. Diese Opfer fanden statt bei den großen Festen des Jahres, deren es drei gab, das Herbst-(Laubhütten-)fest, wo man von dem Ertrag von Tenne und Keller den „Zehnten" darbrachte, ihm entsprechend sechs Monate vorher das Fest der ungesäuerten Brote (Mazzōt), wo man den Beginn des Getreideschnittes feierte, und sieben Wochen nach diesem das eigentliche Ernte- oder Pfingstfest (von griech. pentecoste: der fünfzigste Tag). Mit dem ersteren fiel auch das Passah zusammen, an dem man die Erstlinge von aller männlichen Geburt, ursprünglich wohl auch der Menschen, Jahve darbrachte. Aus diesem Feste ist dann später das christliche Osterfest hervorgegangen. Es waren lauter Freudenfeste, weshalb auch nur Frohe und Gesunde daran teilnehmen durften. — Daneben stand eine ganze Reihe häuslicher Verpflichtungen. Eine der wichtigsten war wohl die Beschneidung, ursprünglich eine Zeremonie, um in die Kahal aufgenommen zu werden. Die Toten wurden fast immer begraben, meist in einem Familiengrabe, an dem auch eine Art Totenkultus stattfand, um die Manen der Gestorbenen zu versöhnen. Mit dem Glauben an Geister verschwisterte sich die Furcht vor Zauberei, gegen die man sich durch allerhand Äußerlichkeiten zu schützen suchte.

Opfer

Abgeschlossene Ernte

Häusliche Verpflichtungen

Der Grundgedanke der altisraelitischen Religion beruhte auf dem Gegensatz von rein und unrein, der, ursprünglich ganz äußerlich gefaßt, sich immer mehr verinnerlichte und endlich zum moralischen Gegensatz von gut und böse vergeistigte. Aus ihm heraus ist die religionsgeschichtliche Entwicklung der Israeliten zu verstehen. Jahve, der ursprünglich vielleicht ein Feuergott war, der vom Sinai herab über den dort zeltenden Israeliten waltete und von andern für einen steinernen Fetisch gehalten wird, der von nomadisierenden Israeliten in einem Kasten (der späteren Bundeslade) auf ihren Wanderzügen mitgeführt wurde, „der Gott Israels", war der „Helfer" seines Volkes; er hatte schon die Götter der einzelnen Stämme verdrängt, als Israel in Kanaan einzog. Nun verdrängte er auch den Kanaanitismus; aus den Gottheiten der Natur rang sich nach und nach der Begriff einer Gottheit der Nation, eines Volkes heraus. Jahve war allen Wünschen der Menschen unzugänglich. Er ergriff das Wort, wenn es ihm beliebte, und offenbarte durch die Propheten seinen Willen, der sich immer auf die Gegenwart oder Zukunft bezog. Hilfe gewährte und Strafe vollzog er im äußerlichen Sinne; Heil und Unheil im christlichen Sinne aber verlieh er nicht. Dabei war Jahve als Gott exklusiv, der allen anderen Göttern neben sich das Recht der Existenz bestritt; er behielt dabei seine Persönlichkeit, und darin liegt es begründet, daß er als einziger Gott in die Volksreligion überging. Daß er die Juden zu dem auserwählten Volke machte, setzte eine Gegenleistung voraus; es war dies die strikte Erfüllung der „Gebote", deren erste Aufzeichnung vielleicht das sogenannte „Bundesbuch" (2. Mos. 21—23) war. Der Monotheismus gegenüber dem Baal setzte sich nur langsam durch; erst mit dem Untergang des Hauses Omri und mit dem Durchsetzen der jahvistischen Gedanken der Priesterpartei in Israel und in Juda war der Sieg des Jahvismus voll entschieden.

Entwicklung des Jahveglaubens

Mit dem Untergange des Hauses Omri (§ 46) und den beginnenden Wirren änderte sich aber die religiöse Auffassung. Man konnte nicht zugeben, daß mit dem Untergange dieses Jahve getreuen Hauses auch Jahve selbst geschlagen sei, denn dann waren ja andere Götter, und mächtiger als er; er mußte also Israel zürnen, und um ihn zu besänftigen, mußte die Religionsübung noch intensiver werden. Dies brachte die Hebung des priesterlichen Ansehens, die Bildung eines eigentlichen Priesterstandes, der „Söhne Levi", und das mächtige Aufstreben der Prophetie hervor. Diese aber vertiefte und verinnerlichte den Gottesbegriff. Aus dem Nationalgotte Jahve wurde der Herr der Welt. Er ist der einzige Gott, und wer ihn als solchen verehrt, dem ist Jahve wiederum gnädig.

Verinnerlichung

Monotheismus

Daneben aber bleibt Jahve auch der Gott der jüdischen Nation, des „auserwählten Volkes", das er wohl züchtigt, aber nie völlig verstößt. Auf die Schicksale des einzelnen kommt es gar nicht an, sondern nur auf die des gesamten Volkes; lediglich das materielle Wohlsein des Volkes war das Ziel der Mahnungen; auch findet sich der Gedanke von der ausgleichenden Gerechtigkeit nach dem Tode noch nicht; die Rücksichtnahme Gottes auf die einzelne Person und deren Seelenheil und die Lehren von der Fortdauer der Seele nach dem Tode sind Elemente, die erst seit der Makkabäerzeit in das Judentum hineingetragen worden sind, und die man vielleicht als arisches Geisteseigentum bezeichnen darf.

Die Lehre vom „auserwählten Volk", das Gott nie ganz verstoßen könne, war für die Juden ein fester Hoffnungsanker; im Anschluß daran entstand, vor allen Dingen genährt von der fanatischen Prophetenpartei, in den Zeiten der Trübsal der Glaube an den „Retter aus Davids Hause", den Messias, der die politische Rettung des auserwählten Volkes bringen sollte, wenn die Zeit der Buße vorüber sei. Eine volle Durchführung der prophetischen Ideen war erst möglich, als Israel zugrunde gegangen war (§ 47). Ihre Vollendung erlebten sie in der Aufstellung des „Gesetzes" im Jahre 621 und durch die theokratische Reform des Jahres 443. Messiasglaube

Die Folge dieser Entwicklung war zunächst ein gesteigertes Nationalgefühl, dann aber die Umwandlung der jüdischen Nation in eine jüdische Kirche, die Schaffung des Judentums, mit seinen Gegensätzen von äußerer Werkheiligkeit und höchster Vergeistigung des Gottesbegriffs und der sittlichen Empfindung. In ihnen lagen die Keime zum Christentum und zum Islam, zu Religionskriegen und Ketzerverfolgungen wie zu den herrlichsten Taten der Nächstenliebe. Judentum

§ 51. Die hebräische Literatur. In Kunst und Wissenschaft haben die Juden wenig geleistet. Ihre Natur war unkünstlerisch, und der strenge Monotheismus, der Bilder von Jahve zu machen für Sünde hielt, hemmte die Ausbildung der Plastik und Malerei. Auch die hebräischen Schriften sind weder das Werk wissenschaftlichen Denkens noch künstlerischer Bildungskraft; ihr hoher Wert liegt vielmehr in dem Strome religiöser Begeisterung, der sie durchflutet. Denn die Literatur der Israeliten stand, ebenso wie ihre Geschichte, ihre Staatseinrichtungen und ihr Leben, in engster Beziehung zum Jahvedienst. Daher ist ihre Poesie fast durchweg lyrisch, und von anderen Dichtungsarten (Epos, Drama) finden sich nur einzelne Elemente.

Die historischen Bücher enthalten die Geschichte der Gründung des theokratischen Reiches mit seiner genau bestimmten Gesetzgebung und tragen einen epischen Charakter. — Die poetischen Schriften sind teils rein lyrisch, wie die beim Jahvekultus angewandten Psalmen, die in der noch vorhandenen Sammlung (Psalter) meist dem David zugeschrieben werden, aber schwerlich von ihm herrühren, oder wie das „Hohe Lied", teils didaktisch, wie die Bearbeitung der Sage vom frommen, schwergeprüften Hiob oder die aus dem Volke hervorgegangene Spruchdichtung, die unter Salomos Namen zusammengefaßt ist. Dieses „Buch der Sprüche", die bald im einfachen, spruchähnlichen Vortrage, bald in witzigen Gegensätzen und Gleichnissen eine Weisheit lehren, die aus einer reichen Lebenserfahrung stammt, ist der orientalischen Natur besonders angemessen. Die Psalmen sind die Perlen der hebräischen Poesie. Ein Feuerstrom der Begeisterung reißt die Dichter unmittelbar zu Gott hin, der sich als der über die Natur gebietende Herr offenbart. Die Sprache und der Ausdruck haben einen Schwung, die Bilder eine Erhabenheit und Kühnheit, der Dank und Preis eine Inbrunst, die Klagen eine Innigkeit, die in der Poesie aller Völker und Zeiten unübertroffen geblieben sind. — Wie die Psalmen sind auch die Mahnungen und Weissagungen der Propheten (§ 50) ein Spiegelbild der religiösen Richtung des Volkes. Nach ihrer Anschauung beruht alles Heil auf der Erfüllung der göttlichen Gebote, alles Unheil auf ihrer Verachtung. Darum sehen sie in allen Drangsalen die vergeltende Hand Gottes und in der

1. Historische Bücher

2. Poetische Bücher

3. Prophetische Bücher

Bekehrung und Buße das einzige Mittel der Abwendung. Diese darf aber nicht in äußerer Werkheiligkeit, sondern muß in der sittlichen Besserung und einem rechtschaffenen Wandel bestehen. Ganz in die Betrachtung der göttlichen Dinge versenkt, erfassen die Propheten die auf sie einströmenden Gedanken nicht als die ihrigen, sondern als Jahves Gedanken, als eine „Last des Herrn". Die bedeutendsten und schwungreichsten sind die um die Zeit der assyrischen Kriege lebenden, unter denen wieder Jesaja mächtig hervorragt.

Die Bibel

Die 39 Schriften, die in den Lutherschen Bibelübersetzungen als „Altes Testament" bezeichnet werden, sind von den Christen aus dem Judentum übernommen worden. Jedoch war deren Reihenfolge ursprünglich anders gewesen. Die hebräische Bibel unterschied: A. Die Thora (d. h. die fünf Bücher Mose); B. die Nebiim (Propheten), die man in prophetische Geschichtsbücher (Josua, Richter, Bücher Samuelis, Bücher der Könige) und die eigentlichen Prophetenbücher (Jesaja, Jeremia, Ezechiel und das sogenannte Zwölfprophetenbuch) einteilte; C. die Kethubim (Schriften), d. h. solche Bücher, von denen die jüdischen Theologen glaubten, daß sie noch von Gott inspiriert seien (Psalmen, Sprüche Salomos, Hiob, die sogenannten fünf Festrollen [d. h. Ruth, Hoheslied, Prediger, Klagelieder, Esther], Daniel, Esra, Nehemia, die Chronika). — Die Septuaginta teilte dagegen, wie wir noch heute, in A. historische, B. poetische und didaktische und C. prophetische Bücher und schob diesem Kanon am Ende noch eine Reihe anderer Schriften an, die nur griechisch erhalten sind, und als apokryph, d. h. nicht zum Kanon gehörig, bezeichnet werden.

Alle diese biblischen Bücher sind jedoch nicht Erzeugnisse von einheitlichen schriftstellerischen Personen, sondern mehr oder minder Sammelwerke, Kompositionen, an denen sich viele Hände zu sehr verschiedenen Zeiten betätigt haben. Man kann daher von einer hebräischen Literaturgeschichte nicht wohl reden, sondern nur die Frage nach der Entstehung der im Alten Testament niedergelegten Literatur beantworten.

1. Das große Geschichtswerk

Das große Geschichtsbuch, das 1. in den Hexateuch (die fünf Bücher Mose und das Buch Josua), 2. das Buch der Richter und 3. die Bücher Samuelis und der Könige zerfällt, stellt die Geschichte Israels von der Schöpfung der Welt bis zur Zerstörung Jerusalems, 568 v. Chr., dar. Die in ihm mehr oder weniger deutlich hervortretende Tendenz ist die eines religiösen Pragmatismus, der alle geschichtlichen Glücks- und Unglücksfälle aus dem jeweiligen Verhalten des Volkes gegen Jahve erklärt. Seinem Kerne nach stammt es aus der Zeit des babylonischen Exils, d. h. der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts. Seine gegenwärtigen Bestandteile, deren Entstehung und Verflechtung oben

Die Thora

(§ 43) erörtert ward, sind folgende: Die fünf Bücher Moses (Pentateuch) sind zu verschiedenen Zeiten bearbeitet worden (§ 43); die fromme Überlieferung schrieb die Abfassung dem Moses zu, der den „Söhnen Israel" bei ihrem Auszug aus Ägypten und ihren Irrfahrten als Führer gedient haben sollte. Das erste Buch (Genesis, Schöpfung) enthält die älteste Geschichte des Menschengeschlechts und die Schicksale der Israeliten bis zum Aufenthalt in Ägypten; das zweite (Exodus, Auszug) handelt von den Drangsalen in Ägypten, vom Auszuge und von der Gesetzgebung am Berge Sinai; das dritte (Levitikus, Priesterbuch) befaßt sich mit den religiösen und bürgerlichen Gesetzen und dem Priesteramte; das vierte (Numeri, Aufzählungen) enthält nebst weiteren Gesetzen und Vorschriften die Stammregister der Juden und die Anfänge der Eroberung Kanaans; das fünfte (Deuteronomium) wiederholt die Geschichte des Wüstenzuges und die wichtigsten Gesetze und handelt dann von Moses' Ausgang und seinen letzten Reden. Das Buch Josua erzählt die Eroberung Palästinas und die Verteilung des Landes, wie sie beabsichtigt sein mochte. Das Buch der Richter, das lebendigste Geschichtsbuch der Israeliten, behandelt die Heldenzeit des jüdischen Volkes. Die zwei Bücher Samuelis und die zwei Bücher der Könige geben uns eine lebendige Darstellung von dem Aufkommen des nationalen Königtums (§ 44, 45), der Teilung des Volkes in Israel und Juda (§ 46, 47) und dem schließlichen Untergang beider Reiche (§ 47, 48) und der Abführung der Juden in das babylonische Exil.

2. Die Nebiim

In späteren Zeiten wurde der Pentateuch von dem großen Geschichtswerk aus praktischen Gründen abgetrennt. Daraus folgte, daß der Rest des Geschichtswerks, in dem noch ein Teil des Priesterkodex (§ 43) steckte, selbständig ward und sich zu einem Geschichtswerk, den „vorderen Propheten" zusammenschloß, dem der Grundgedanke der Theodicee eigen war. Hieran schlossen sich nun die eigentlichen prophetischen Schriften, die sogenannten „hinteren Propheten", die in die Bücher Jesaja, Jeremia, Ezechiel und das Zwölfprophetenbuch zerfallen. Auch die ersten drei mit Autorennamen bezeichneten Werke sind keine einheitlichen Erzeugnisse; wir haben vielmehr in allen diesen Schriften mehrfach überarbeitete und redigierte Erzeugnisse der Prophetie vor uns, die vier Hauptperioden hatte und von 800 an schriftstellerisch tätig war. Man unterscheidet 1. die ältere Zeit, 1200—800 v. Chr., aus der wir keine schriftstellerischen Denkmäler haben. Elias und Elisa waren die bekanntesten Gestalten dieser Periode;

2. die assyrische Periode, die Blütezeit der Prophetie, bis zum Untergange Ninives; 3. die babylonische Periode bis zum Aufgange des Perserreiches und der Heimkehr der Juden (§ 49); 4. die nachexilische Periode bis zum Jahre 160 v. Chr., also bis in die Zeit der Schlußredaktion des Ganzen hinein, die von den „Schriftgelehrten" nach Esra vorgenommen und um das genannte Jahr vollendet worden sein mag. Diese merkwürdige Sammlung prophetischer Schriften ist aus Flugblättern und kleinen Aufzeichnungen ganz nach und nach entstanden: denn die ältesten Propheten wirkten lediglich durch mündliche Rede, die erst weit später aufgezeichnet worden ist. Die spätere Redaktion trug dann solche Gedanken hinein, die ihr besonders wertvoll waren, wie die messianischen Zukunftserwartungen und größere eschatologische Abschnitte. — Schon an Jesaja sehen wir das Ineinanderfügen mehrerer Schriften. Aus der mehr als fünfzigjährigen Tätigkeit dieses großen Propheten (§ 47), den man den bedeutendsten Staatsmännern aller Zeiten gleichstellen kann, kamen direkt auf uns Kap. 1—35, aus denen wieder einzelne Teile (aus verschiedenen Jahrhunderten) auszusondern sind; daran sind angeschlossen eine historische Erzählung, dann die gewaltige Prophezeiung des Deuterojesaja (Kap. 40—55), die den Zusammenbruch des neubabylonischen Reichs und das Aufsteigen des Kyros prophezeit und für Israel damit das Heraufkommen eines neuen Heils voraussieht. Hinreißend ist der Idealismus und die Zuversicht dieser fast ganz einheitlich abgefaßten lyrischen Schrift. Ein Jahrhundert später, kurz vor Nehemias Ankunft in Jerusalem (§ 49), schrieb der Tritojesaja (Kap. 56—66) eine Trostschrift für die am Gesetz festhaltenden Frommen, daß der Tag kommen werde, wo Jerusalem die Mitte der Welt darstellen wird. — Genau so liegen die Verhältnisse bei Jeremia, bei dem wir auch eine Anzahl von Schichten zu unterscheiden haben, in der Hauptsache zwei Quellen, aus denen das ganze Buch komponiert ist, dessen Schlußredaktion erst in das 2. vorchristliche Jahrhundert fällt. Das echte Gut des Propheten zeigt ihn als einen großen Lyriker, der durch seine Schlichtheit ergreifend wirkt, einen seelenkundigen Prediger und leidenschaftlich religiösen Mann, der die Religion zum Verhältnis des einzelnen mit Gott weitergebildet hat. — Die Klagelieder sind erst viel später von der griechischen Übersetzung dem Jeremias zugeschrieben worden. Sie behandeln in fünf „Elegien" die Zerstörung Jerusalems im Jahre 586 und ihre Folgen. Sie stammen von verschiedenen Verfassern her und sind auf drei Jahrhunderte zu verteilen. — Die Schrift des Ezechiel ist ein einheitliches und wohldisponiertes Buch, das ebenfalls von den späteren Schriftgelehrten redigiert worden ist, aber freilich nicht so, wie sonst, daß man daraus ein Trost- und Erbauungsbuch machte, sondern ihm seine Originalgestalt in der Hauptsache beließ. Ezechiels Hauptwirksamkeit fiel nach 586; er heißt der „Vater des Judentums", nicht bloß weil er die jüdischen Exulanten zusammenhielt, sondern auch, weil er die Religion zum Dogma und Kultusgesetz umformte. Seine Arbeit ist gegenüber den anderen Propheten oft gering geschätzt worden, doch muß man bei ihm bedenken, daß er ein Epigone war, und daß der Schriftsteller bei ihm allmählich den Prediger verdrängte. — Hieran schließt sich das Zwölfprophetenbuch (die sogenannten kleinen Propheten), das Literaturprodukte aus sieben Jahrhunderten vereint. — Die ältesten Propheten sind die vorexilischen, Amos, Hosea und Micha, mit Jesaja etwa gleichzeitige Männer, die im 8. Jahrhundert lebten. Der älteste ist Amos, der Hirt von Thekoa, der seine gewaltigen Drohreden selbst aufgezeichnet hat. Er trat gegen das religiös verwahrloste Nordreich (§ 47) auf, und forderte es auf von seinem Zug zur asiatischen Kultur abzulassen. Ebenso hatte auch Hosea es nur mit dem Nordreiche zu tun. Die Beziehungen auf Juda sind in seine Schriften nur hineingebracht, ebenso die messianischen Hoffnungen und sonstige eschatologische Zusätze. Amos betont, daß man in Israel das sittlich Gute unterlassen habe, und Hosea vermißt die rechte Stellung des Volkes zu Jahve. An Amos erinnert Micha, dessen Werk in mehrere Teile verschiedener Verfasser zerfällt, die zum Teil eschatologische Gedanken bringen, so daß wir die einzelnen Absätze ebenfalls über mehrere Jahrhunderte verteilen müssen. — An sie schließen sich Zephanja, Nahum und Habakuk an, die in die Zeit nach Israels Untergang gehören und ebenfalls eine dogmatisch-eschatologische Überarbeitung erfuhren. Zephanja warnt vor dem „Tage Jahves", der über Juda hereinbrechen soll. Bei Nahum finden wir eine alte Prophetie über den Untergang Ninives (§ 22) und einen späteren Psalm mit messianischen Hoffnungen verknüpft. Er denkt reinational; von der religiösen Tiefe späterer Propheten ist er weit entfernt. Bei Habakuk gehen die Meinungen über die Entstehungszeit weit auseinander. Es ist in seinem Buche eine Prophetie, die vielleicht über das neubabylonische Reich (§ 23) handelt, und ein Psalm mit eschatologischen Gedanken verknüpft, die aus weit späteren Zeiten stammen. — Die dritte Gruppe bilden Haggai, Sacharja (1—8) und Maleachi, die nach dem Untergang Judas auftraten. Bei Haggai finden wir einen Bericht über den Bau des zweiten Tempels; das Prophetische des Werks fand man in dem Hinweis, daß mit diesem Bau der Mittelpunkt der Zukunftshoffnungen gegeben war, die meist eschatologisch gefärbt

Jesaja 740—685

Deuterojesaja um 540

Tritojesaja 450

Jeremia ungef. 626—570

Ezechiel (Hesekiel) bis 570

Kleine Propheten

Amos um 760

Hosea um 740

Micha um 725

Zephanja um 630

Nahum um 625

Habakuk um 600

Haggai

sind: wenn nur erst der Tempel stand, würde Jahve einziehen und für die Juden das messianische Heil kommen. Dieselben Hoffnungen drückt Sacharja aus, der in acht Visionen zu seinem Volke spricht. Das Buch selbst findet aber den Messias nicht nur in dem Sohn aus Davids Stamme, der kommen soll, sondern setzt neben ihm den Priester als Haupt der Theokratie ein, womit wir auf eine Redaktion späterer Zeiten kommen. Kap. 9—14, eine anderwärts Jeremia zugeschriebene Schrift, ist wegen ihrer Eschatologie mit dem Hintergrund der Seleukidenherrschaft (§ 146) etwa in das 2. Jahrhundert v. Chr. zu setzen. Das anonyme Buch, das den Titel Maleachi („Mein Bote") trägt, ist eine echte Prophetenschrift, drohenden und verheißenden Inhalts, und ist eine Auseinandersetzung mit den Lauen und Unzufriedenen im Lande, die vor Nehemias Kommen in trostlosem Zustande sich befanden. Die drei Propheten sind wertvoll wegen der Gedanken über Tempel und Tempelkultus und bedeutsame Zeugen für die Entwicklung des Judentums zwischen Ezechiel und der Herrschaft des „Gesetzes". — Die Propheten Obadja und Joel, sowie Deuterosacharja, gehören der eschatologischen Literatur an. Obadja behandelt ein Unglück, das Israel durch Edom traf, und fällt in das Jahr 400. Der eschatologische Anhang ist später verfaßt. Auch das Buch Joel nimmt auf ein historisches Ereignis Bezug, und knüpft daran eschatologische Betrachtungen über den Tag Jahves, jedoch unter der Voraussetzung des zweiten Tempels, also etwa um 400 v. Chr. Außerlich eingereiht ist das Buch Jona, das zur hebräischen Novellistik gehört, aber doch prophetische Gedanken in der Form einer Erzählung vorträgt.

Sacharja 520—518

Deutero-sacharja unbest. Zeit

Maleachi vor 450

Obadja

Joel um 400

Jona

3. Die poetischen „Schriften"

Lange bevor das Buch der Prophetischen Schriften festgelegt war, gab es Schriften religiösen Inhalts, die als Erbauungs- und Unterhaltungsliteratur sich hohen Ansehens erfreuten und sogar für den Gottesdienst verwendet wurden. Sie wurden zu einer dritten Gruppe vereinigt, und in ihr untergebracht, was in die beiden anderen nicht paßte und dem religiösen Sinn der Juden entsprach. Wann das geschah, ist völlig unsicher. Es gehören dahin die Psalmen, die Sprüche, Hiob; die fünf Rollen (Hoheslied, Ruth, Klagelieder, Prediger, Esther); Daniel; Esra; Nehemia; die Chronika. Eine Anzahl von diesen Büchern legte man berühmten Namen der Vorzeit bei, um ihr religiöses Ansehen damit zu verstärken. So finden wir hierunter die angeblichen Schriften Davids, Salomos, Jeremias und die altehrwürdigen Namen Hiob und Daniel. Die Anordnung schwankte lange; wir folgen dem hebräischen Kanon. — An der Spitze stehen die Psalmen. Sie sind eine Sammlung von etwa 150 Gedichten verschiedener Verfasser aus verschiedener Zeit, meist religiösen Inhalts und zum Absingen bei den Festen im Tempel bestimmt. Sie sind bald Loblieder auf Gott (Oden und Hymnen), bald Danklieder, bald Klag- und Bußlieder (Elegien); angeblich von David, den Kindern Korah oder Asaph gedichtet, stammen sie meist aus der persischen Zeit, der Blütezeit der religiösen Lyrik Israels, und verdankten meist ihren Ursprung dem Bedürfnis des Gottesdienstes, bei dem Musik und Gesang eine hervorragende Rolle spielten. Bewundernswürdig ist, mit welcher Inbrunst in ihnen die messianische Hoffnung festgehalten worden ist. Entstanden sind die Psalmen aus älteren Sammlungen, die sich zum Teil noch als Davidspsalmen, Korahpsalmen, Asaphpsalmen und Pilgerlieder unterscheiden lassen. Sie waren Erbauungs- und Andachtsbuch für die Frommen aus der Zeit des Judentums und entstammen in der Hauptsache dem 5.—3. Jahrhundert. Einzelne sind wesentlich jünger. Für die Form der hebräischen Dichtkunst ist charakteristisch: die bilderreiche Sprache, der Parallelismus der Glieder und das Vorhandensein von Strophen, die an dem Wiederkehren eines Refrains (vgl. Psalm 42, 6, 12) sich bemerkbar macht. Auch kommen Anfänge mit demselben Buchstaben des hebräischen Alphabets beim Beginn der gleichen Verszahl (z. B. in den Klageliedern) vor.— Unter dem Namen Salomos sind zwei Schriften überliefert, die Sprüche und der Prediger. Die Sprüche bestehen teils aus einzelnen Sentenzen, teils aus zusammenhängenden Spruchreihen; sie sind als überlieferter Schatz der praktischen Lebenserfahrung der Nation anzusehen und rühren aus dem 3. Jahrhundert her. Sie sind ein Moralkatechismus, sehr nahestehend im Inhalte dem Buche des Jesus Sirach. Der sogenannte Prediger (Koheleth) ist eine Lehrdichtung aus späterer Zeit von loser Verbindung, in der ein erfahrener Mann die Resultate seines Nachdenkens und seiner Zweifel in kurzen, scharfen Sätzen ausspricht. In dem „Hohen Liede" finden wir die idyllische Geschichte einer treuen Liebe, die allen Versuchungen widersteht. Es mögen alte Volkslieder zugrunde liegen, die die Hochzeitsgebräuche der israelitischen Bauern widerspiegeln und ihrer Überlieferung nach in das 3. bezw. 2. Jahrhundert v. Chr. gehören. Einen „heilsgeschichtlichen" Wert haben diese erotischen Poesien aber nicht.

Psalmen

Sprüche

Koheleth 3. Jahrh. v. Chr.

Hohes Lied

Das Buch Hiob, das den Seelenkampf eines durch Leiden schwer geprüften und an der göttlichen Gerechtigkeit auf einige Zeit irre gewordenen, dann aber wieder zum vollen Vertrauen auf die höhere Waltung gebrachten Mannes darstellt, scheint eine religiös-didaktisch bearbeitete Volkssage zu enthalten und ist eine verherrlichende Rechtfertigung der Vorsehung (Theodicee). Die tiefsinnige Dichtung, die alle Formen

Buch Hiob

der Poesie in sich vereinigt, da die prosaische Erzählung am Anfang und Ende einen epischen Charakter trägt, der Hauptinhalt in dramatischen Wechselreden, mit schwungvollen, lyrischen Naturschilderungen gemischt, abgehandelt wird und das Ganze eine didaktische Tendenz enthält, nimmt ihre Stellung unter den großartigsten, inhaltsreichsten Kunstschöpfungen aller Völker und Zeiten ein. Wann und von wem das Buch verfaßt wurde, ist unbekannt.

Die religiöse Novellistik

Die religiöse Novellistik (Midraschim) wird durch die Bücher Ruth, Esther und Jona vertreten. Das anziehendste Werkchen ist Ruth; es stammt aus dem fünften Jahrhundert, wo die kirchliche Exklusivität des Judentums die Mischehen ausschloß. Dazu tritt hier die menschliche Forderung der Duldsamkeit in Gegensatz, indem die Moabitin Ruth als Stammmutter Davids hingestellt wird. — Das Gegenstück ist Esther, das wilden Haß gegen alles Nichtjüdische atmet. Es ist ein historischer Roman, behandelt die Einsetzung des Purimfestes (babylon. Neujahr), in der Geschichte von Mardochai, seiner Base Esther und dem bösen Haman, und stammt von einem persischen Juden des 2. Jahrhunderts. — In diese Reihe gehört vielleicht auch Jona, ein Märchen mit lehrhafter Tendenz, daß Gottes Erbarmen alle Völker umfasse.

Die Bücher Daniel

Als letzte Werke des hebräischen Kanon folgen die Prophezeiungen Daniel, die Chronika und die Bücher Esra und Nehemia. Die angeblichen Prophezeiungen Daniels, eines jüdischen Gefangenen, der, durch wunderbare Schicksale gerettet, am Hofe Nebukadnezars erzogen, den Fall des babylonischen und die Gründung des persischen Reiches erlebt haben und der Wohltäter seines Volkes geworden sein will, sind als ein „Bündel von Flugblättern" erst in der makkabäischen Zeit (§ 149) nach Volkstraditionen zusammengestellt worden.

Spätere histor. Schriften

Die Chronika nebst den Büchern Esra und Nehemia bildeten ursprünglich ein Werk. Sie enthalten die Geschichte Judas von Anfang an bis zum Untergange des Reichs, und daran schließen sich die Heimkehr der Juden und der zweite Tempelbau. Die Tendenz der Bücher ist kirchengeschichtlich und erbaulich. Die Abfassungszeit ist etwa um 300 v. Chr. anzusetzen. Ihre Quellen sind reichlich gewesen, vor allem das ältere Geschichtswerk und die Midraschliteratur. In dem Buch Esra sind aramäisch geschriebene Stücke eingelegt, die als sehr wichtige historische Aktenstücke anzusehen sind. Die Bücher Esra und Nehemia sind ausführlicher in der Darstellung, so daß sich aus ihnen ein klares Bild des zweiten Tempelbaues und der Errichtung der Kultgemeinde gewinnen läßt.

4. Apokryphische Bücher

Die apokryphischen Bücher sind, wenn auch von geringerem Werte als die kanonischen, doch in religiöser und historischer Beziehung von Bedeutung. Sie haben sich nur in griechischer Sprache erhalten, obwohl einige ursprünglich im aramäischen Idiom verfaßt waren, in das auch die älteren hebräischen Schriften (in den sogenannten Targums) übertragen wurden. Sie zerfallen in historische und in didaktische Schriften.

a) Historische Schriften

1. Zu den Schriften historischen Inhalts gehören vor allem die vier Bücher der Makkabäer (von denen Luther nur zwei übersetzt hat), in denen die Leiden der Juden unter der syrischen Herrschaft und ihr heldenmütiger Kampf gegen diese geschildert sind. Das erste (ursprünglich hebräisch geschriebene Buch) entstand um 105 v. Chr., ist von einem Sadduzäer verfaßt und von Begeisterung für die Hasmonäer (§ 149) getragen. Die volkstümliche, frische Erzählung von den Heldenkämpfen des Volkes Jahves unter dem Priester Mattathias und seinen Söhnen reiht sich würdig an die alten Jahrbücher des Königtums an. Das zweite Buch ist von einem hellenistischen Juden in Alexandria verfaßt und verfolgt in der Hauptsache erbauliche Tendenzen. Das Material ist aus griechischen Quellen entnommen. Das Buch Judith ist eine dichterische Erzählung, in der Zustände und Verhältnisse der syrischen Gewaltherrschaft (§ 146) unter der Hülle vergangener Namen und Zeiten versteckt vorgeführt werden. Die kleineren, dem Danielschen Sagenkreise und der Geschichte von Esther angehörenden und diese ergänzenden Erzählungen entbehren aller geschichtlichen Grundlage.

b) Didaktische Schriften

2. Zu den didaktischen Schriften gehören: das Buch Tobias, eine dem Hiob nachgebildete Erzählung. Wahrscheinlich von einem verbannten Juden verfaßt, will es den in der Diaspora weilenden Bekennern die Pflichten der wahren Religion, namentlich die Heilighaltung der engeren Verbindung mit Jerusalem empfehlen. Das wahrscheinlich von einem alexandrinischen Juden verfaßte Buch der Weisheit, in dem Salomo redend eingeführt ist, stellt im ersten Teile den Wert und Segen der Weisheit, im zweiten die Torheit des Götzendienstes dar. Das Buch Jesus Sirach, eine Sammlung von Sprüchen, die sich nur in griechischer Sprache erhalten hat, enthält einen reichen Schatz gesunder Lebensansichten und herrliche Aussprüche und Lehren über Sitte, Religion und Tugend. Schließlich das Buch Baruch ist eine dem Schreiber des Propheten Jeremia untergeschobene Mahn- und Trostschrift an Jerusalem, der ein unechter Brief des Jeremia angefügt ist.

Die Hebräische Bibel und Luther

In der Lutherschen Bibelübersetzung vorgenommene Ordnung und Einteilung der biblischen Bücher schließt sich nicht an den hebräischen Kanon, sondern im Wesentlichen an die Septuaginta (I, 150) bzw. die Vulgata (II, 11) an, so daß z. B. das Buch

„Daniel" unter den vier großen Propheten steht, das die hebräische Bibel zwischen Esther und Esra einschiebt, die „Klagelieder" hinter Jeremia eingeschoben sind, usw. Erst die jüdischen Schriftgelehrten, die Männer der „großen Synagoge" haben aus den in verschiedener Zeit entstandenen und nebeneinandergesammelten Schriften eine planmäßige und zielbewußte Auswahl getroffen. Die 39 von ihnen ausgesonderten Bücher gelten als kanonisch. Um 100 v. Chr. (also nach der Septuaginta) war das Alte Testament in allen seinen Teilen fertig, und von da an galt es als die heilige „Schrift", wie es schon in den Evangelien bezeichnet wird. Der Text des Alten Testaments ist ziemlich unversehrt auf uns gekommen, dank der peinlichen Sorgfalt der Schriftgelehrten, die die ursprünglich unvokalisierten Texte mit Vokalbezeichnung, Wort-, Vers- und Abschnitteinteilung versehen haben.

Siebentes Kapitel.

Die Meder und Perser.

Urſitze der Iranier

§ 52. Die Iranier und die zarathuſtriſche Religion. Die Meder und Perser sind Abkömmlinge der Arier, die in den ältesten Zeiten im nordöstlichen Iran zu beiden Seiten des Kophen (Kabul) und Indus gewohnt haben. Sie sind ein Glied des großen indoeuropäischen Urvolkes, das, wie man vielfach annimmt, von den Steppengebieten Südrußlands und den Ländern am Kaspischen Meere aus nach allen Seiten hin vordrang, und damit zugleich den Übergang vom Nomadisieren zur Ackerbaukultur vollzog. Die zurückgebliebenen Volksgenossen blieben auf der früheren Kulturstufe stehen, und bald bildeten sich zwischen ihnen und den Ausgewanderten scharfe Gegensätze aus (Iran und Turan in Firdusis Schahnameh [II § 182]). Es war ein phantasievolles, geistig bewegliches Volk, dichterisch hoch befähigt und von einem gewaltigen Triebe beseelt, die religiösen Gedanken ernst zu erfassen und weiter auszugestalten.

Iraniſche Religion

Das Land, in das sie einzogen (§ 6 VI), war ein reiches, in zwei nur wenig zusammenhängende Teile zerfallendes Hochland, in dem sie eine tiefstehende, nichtarische Bevölkerung vorfanden, die sie in die unwirtlichen Salzsteppen des Innern und in die Wüsten im Norden und Süden abdrängten, um sich selbst der besten Teile zu bemächtigen. Von da drangen sie bis nach Mesopotamien und sogar nach Syrien vor, und später mögen sich von ihnen die östlichen Arier dann abgetrennt und Indien in Besitz genommen haben. Die Völkerscheide bildete zwischen beiden dann die Gebirgsmauer des Hindukusch.

Ihre Religion war, wie bei allen Indoeuropäern, eine Lichtreligion. Deva (Djâus, Zeus), der „Lichte", ist ihnen der oberste Gott und als solcher Herr (iran. Ahura) der Welt. In den ältesten Zeiten stehen neben ihm Indra, der Sonnengott, die beiden Aſvins und Varuna, der von manchen für den Gott des Mondlichts angesehen wird und später mit Mazda gleichgesetzt wurde. Später schloß sich vor allem Mithra, der Gott des Tageslichtes an. Die Sonne, die den Winterfrost und die Schneemassen auf den Bergen schwinden macht, die Morgenröte, die die Nebel der Nacht vertreibt, das auflodernde Feuer, in dessen aufsteigender Flamme der Zug der Menschenseele zu der ewigen Lichtquelle symbolisch angedeutet ist, wurden von den Völkern Ostirans wie von den Ariern am Indus (§ 11) als göttliche Wesen verehrt. Erst später, lange nach Dareios I., wurde diese Religion nach der anderen Seite hin erweitert. Neben den Lichtgöttern stehen die Dämonen der Finsternis, die mit jenen oft siegreich um die Herrschaft streiten. Darum werden die verdorrenden Winde, die Schrecken der Wüste und der Wildnis, wo die Geister der Nacht und Zerstörung hausen, als feindliche Dämonen gefürchtet. — Während unter dem lachenden Himmel Indiens, wo die Natur sich nur von ihrer wohltätigen Seite zeigte, der Begriff von einer göttlichen Weltseele, von der alles Geschaffene seine Entstehung nahm, und einer wohlwollenden Vorsehung ausgebildet wurde, kam in Iran, wo sich in der Natur, im Klima, die größten Gegensätze kundgaben, der jeder Naturreligion zugrunde liegende Glaube an gute und böse Geister, an wohltätige Lichtmächte und an feindliche Gewalten der Finsternis zur Entwicklung, ein Dualismus, der

Religiöſer Dualismus

mit der Zeit aus dem natursymbolischen Gegensatze in das ethische Gebiet überging. Dieser Naturdienst wurde späterhin vergeistigt und von der Priesterschaft in ein System gebracht; die einzelnen Lehren und Vorschriften wurden in einem heiligen Buche, Aveſta, niedergelegt, deſſen Abfaſſung man fälschlich einem alten Weisen, dem Zarathuſtra (Zoroaſter), zuſchrieb.

Die Religion des Zarathuſtra (Mazdaismus)

Ausgehend von der Wahrnehmung, daß in der Natur wie in der Menſchenſeele Gutes und Böſes vorhanden ſei, und geſtützt auf die alte dualiſtiſche Anſchauung des Volkes, ſchied die ſpätere Aveſtareligion das Weltall in zwei Reiche: 1. in die reine Lichtwelt, die der Götterfürſt Ahuramazda (Ormuzd, der weiſe Herr) beherrſcht, und der alles Gute, Reine, und Heilige angehört, und 2. in die Welt der Finſternis, welche der „Arggeſinnte" Ahriman (Angramainjus) lenkt, und der alles Verderbliche, Laſterhafte und Unheilige innewohnt. Neben ihnen ſtehen Genien, die die einzelnen Seiten der Hauptgötter darſtellen. So machen die Aditjas (die Schrankenloſen?) mit Ahuramazda zuſammen die Siebenzahl der Ameſcha ſpenta (die „unſterblichen Heiligen") aus. An ihn ſchließen ſich auch an die Fravaſchi (Ferver), die geiſtigen Abbilder der irdiſchen Menſchen, die vor ihnen exiſtieren und mit dem Tode ſie verlaſſen. Neben Angramainjus (Ahriman) ſtehen die Daewas (Diws), die Dämonen der Finſternis, des Todes und der Unfruchtbarkeit. Beide Grundprinzipien waren von Anbeginn vorhanden; aber Ormuzd war der Mächtigere, er ſchuf die Welt ungeſtört von dem feindlichen Widerſacher durch das heilige Schöpferwort (Honover), ein Lichtreich, worin nur Gutes und Reines ſich befand. Als er ſich aber in ſeinen himmliſchen Wohnſitz zurückgezogen hatte, durchdrang Ahriman in Schlangengeſtalt die geſchaffene Welt und füllte ſie mit feindlichen Geiſtern, mit unreinen und ſchädlichen Tieren, mit Laſtern und Sünden. War Ormuzd der Schöpfer des Lichtes, des Tages und des Lebens, ſo ward Ahriman der Urheber der Finſternis, der Nacht und des Todes; ſchuf Ormuzd den Stier, den Hund und den Hahn, ſo erzeugte Ahriman die Raubtiere, die Schlangen, die ſchädlichen Inſekten; wenn Ormuzd durch ſeine Ferver die Menſchen auf dem Pfade der Tugend und der Sittenreinheit zu halten ſucht, ſo lauert Ahriman mit den Daewas (Diws) die Gelegenheit ab, in unbewachten Stunden Wohnung zu nehmen in den Herzen der Menſchen und ſie auf den Weg des Laſters und der Unreinheit zu führen. So beſteht ein ewiger Kampf, ein unaufhörliches Ringen zwiſchen den beiden Mächten um die Herrſchaft über die Erde und das Menſchengeſchlecht. Aber am Ende der Tage ſiegt das gute Prinzip, das Lichtreich erfüllt die Welt, und es tritt ein Zuſtand ewiger Glückſeligkeit ein. Dann erhalten die Ormuzddiener, deren Seelen nach dem Tode bei der Prüfung auf der Brücke Tſchinvat ohne Flecken befunden werden, einen verklärten, lichten Leib, der keinen Schatten wirft, und genießen am Throne der Lichtgottheit eines ewigen Glücks und himmliſcher Herrlichkeit. Darum iſt es Pflicht des Ormuzddieners, während ſeines Erdenwallens den böſen Geiſtern mit allen Kräften entgegenzutreten; er ſucht ſie zu verſöhnen oder ihren Zorn zu brechen durch Opfer und Demütigung, er bekämpft ſie in der Natur durch Vernichtung der ſchädlichen Tiere und durch fleißigen Anbau nützlicher Früchte und Bäume und in der eigenen Bruſt durch Beobachtung des heiligen Geſetzes, mit Feuerdienſt und Gebet, mit frommen Worten und guten Handlungen, mit Sühneopfern von Stieren und Roſſen.— Beſonders geheiligt war dem Ahuramazda das Feuer. Bei jedem Opfer wurde es angerufen, und es galt als Verunreinigung, es zu gemeinen Arbeiten zu gebrauchen oder gar mit Waſſer zu löſchen. Es war das Symbol der Reinheit, die dem Ormuzddiener zu jeder Zeit beſonders am Herzen lag Wie der Körper ſorgfältig reingehalten werden mußte, ſo galt das auch von allen lebloſen Dingen. Darum wurden auch die Leichen nicht nur begraben oder verbrannt, ſondern an abgeſonderten Orten (den Dakhma oder „Türmen des Schweigens") den Hunden und Vögeln des Himmels als Speiſe hingelegt; ihre Träger mußten beſonders feierlich entſühnt werden. — Durch Beobachtung des „guten Geſetzes", in dem Ormuzd durch Zarathuſtra ſeinen Willen offenbart hat, iſt der Menſch imſtande, allen Nachſtellungen der Daewas zu entgehen, die in Turan hauſen, dem rauhen Steppenlande gen Mitternacht, von wo aus die räuberiſchen Nomadenſchwärme über das Lichtreich Iran hereinzubrechen pflegten. In dieſer Anſchauung lag für die Prieſter eine lockende Gelegenheit, das heilige Buch Aveſta mit einer Menge von Vorſchriften und Satzungen zu füllen, die das Leben der Iranier unter ein ſklaviſches Geſetzesjoch beugten. Wenn Zarathuſtra als ſicherſtes Schutzmittel gegen die Daewas Reinheit in Gedanken, Worten und Werken aufſtellte, ſo gaben die Prieſter dem Begriffe der Reinheit eine äußere Bedeutung und erfanden eine Maſſe von Vorſchriften, Zeremonien und Gebräuchen, wodurch die Reinheit bewahrt oder wiederhergeſtellt werden könnte. Durch dieſe Reinigungsvorſchriften, Opfer, Gebete und liturgiſchen Gebräuche machten ſie die Lichtreligion zu einem knechtiſchen Geſetzesdienſt.

Ahuramazda und Ahriman

Leben nach dem Tode

Feueranbetung

Iran und Turan

Zur Zeit der Achämeniden hielt ſich dieſe vergeiſtigte Lichtreligion des Zarathuſtra auf ihrer alten Höhe. Jedoch hielten ſich daneben die altariſchen

Weiterbildung der Religion

Götter: Varunas und Mithra, und die Göttin der Fruchtbarkeit, Anahita, und später drang auch das semitische Pantheon bei ihnen ein (§ 24) und eine ganze Reihe Götter zweiten Ranges fanden ihren Platz. Eine ganz besondere Berücksichtigung und Vergeistigung fand die reine Lehre unter Dareios I., der sich in seinen Inschriften als Beschützer und Förderer des „arischen Gesetzes" hinstellt. Damit wehrte er offenbar den Magierglauben der Meder ab und erhob den Ahuramazdaglauben zur Staatsreligion. Späterhin wurde diese alte Religion ganz und gar von hellenischen Vorstellungen überwuchert. Als dann die Reaktion gegen den Hellenismus unter den späteren Arsakiden (§ 228, 259) erfolgte, blieben die fremden Götter, wurden aber zu heroischen Wesen und Geschöpfen des Ahuramazda herabgedrückt. Der alten Avestareligion kamen damals die philosophischen Strömungen der Zeit und der Einfluß des Christentums sehr zu Hilfe und gaben dieser Religion die Stärke, sich jahrhundertelang gegen den Islam zu wehren und schließlich in dem modernen Parsismus, der seine Anhänger hauptsächlich in Indien zählt, eine in polytheistischen Formen doch dem Kerne nach monotheistische Religion von hoher geistiger Bedeutung und großem sittlichen Einfluß zu schaffen. — Neben den Ahuramazdadienern verschwanden nach und nach die Vertreter der früher herrschenden altarischen Vorstellungen, so daß bald der Priesterstand der Magier eine Macht gewann, die meistens dazu diente, das Königreich der Achämeniden und Arsakiden zu schützen.

Magier

Der Zend-avesta um 200 v. Chr.

Das heilige Buch Avesta (Zend-Avesta fälschlich genannt; das Wort bedeutet „Auslegung des Grundtextes"), wurde nach einer Tradition von Alexander dem Großen verbrannt, mit Ausnahme der Schriften über Heilkunde und Astronomie, die er ins Griechische habe übersetzen lassen; in der Folge aber seien von den Priestern die heiligen Bücher aus dem Gedächtnis wiederhergestellt worden. Sicher ist, daß die Ahuramazdareligion unter den Sassaniden (§ 259), vollkommen als Kirche organisiert, im neupersischen Reiche geherrscht hat; die Anhänger dieser Religion nannten sich Mazdayasna, und ihre Religion führte später den Namen Mazdaismus (§ 125, 259). Ihre Lehren und Gebote waren in einem großen Sammelwerk vereinigt, das als heilige Offenbarung des Religionsgründers Zarathustra auftritt. Dieses Buch ist in einem eigenen Dialekte abgefaßt, dem Altbaktrischen (fälschlich Zend genannt), das in seinen Formen zwischen dem Altpersischen der Achämenidenzeit und dem Pehlewi steht, das unter den Sassaniden aufkam. Seine Zusammenfassung fällt also wohl in die erste Zeit der Arsakidenherrschaft. Infolge der Stürme des Islams ist uns nur ein Teil davon erhalten geblieben; doch können wir uns von dem Ganzen eine Vorstellung machen. Nach einer alten Tradition ist nämlich das erste Buch das der Lobpreisungen und Gebete, das zweite hat von den guten Werken gehandelt, das dritte vom heiligen Worte, das vierte von den Göttern, das fünfte von der Erde, vom Wasser, von den Bäumen, von den Tieren usw., das sechste vom Himmel und von den Sternen, das siebente von der Feier der großen Feste, das achte von den reinen und unreinen Tieren, das neunte von den Königen und Richtern und den Beschäftigungen der Stände, das zehnte von Tugend und Weisheit, das elfte vom trefflichen König Vistaspa (Hystaspes) und von der Annahme des Gesetzes, das zwölfte vom Säen und vom Ackerbau, von der Pflanzung der Bäume, von den Pflichten der Priester, das dreizehnte von der heiligen Wissenschaft, den Lehrern und den Schülern und von den Wundern, welche Zarathustra verrichtet. Das fünfzehnte Buch enthielt wiederum Lobgesänge, das sechzehnte handelte von dem, was im Herzen der Menschen und in seinem Leibe ist, das siebzehnte von den Reinigungen, von den erlaubten und unerlaubten Handlungen, von den Erbschaften und von dem, was bei der Geburt der Kinder zu beobachten ist, das achtzehnte von Diebstahl und Betrug, usw. Von den einundzwanzig Büchern ist uns nur das zwanzigste, der Vendidad, erhalten, das seine Rettung wohl vorzugsweise den darin auseinandergesetzten Reinigungsvorschriften verdankt, und das Yaçna, eine Sammlung von Anrufungen und Lobgesängen auf die Götter, die vielleicht einst dem ersten und fünfzehnten Buche angehört haben und, mehr oder weniger unabhängig von dem großen Kanon, durch ihren liturgischen Gebrauch erhalten worden sind. Sie sind teilweise (Kap. 28—53) in dem Gathadialekte (einer besonderen, etwa um 300 v. Chr. in Ost-Iran verwendeten Sprache) abgefaßt und sind wohl der älteste Bestandteil der vorhandenen Sammlung. Daneben stehen noch einige kleinere Stücke, die Yasht, der Visprad und Zusätze zu den Yaçnas, die nicht von großer Bedeutung sind. — In diesen von dem französischen Gelehrten Anquetil du Perron (IV, 301) in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aus Indien nach Europa gebrachten und übersetzten Bruchstücken besitzen wir die wesentlichsten Bestandteile eines aus uralten Satzungen und Traditionen hervorgegangenen, aber unter den Händen einer mächtigen und herrsch-

Inhalt

1771

süchtigen Priesterschaft umgestalteten Gesetzbuchs, das gleich dem indischen Gesetzbuche des Manu (§ 15) nicht nur das religiöse Leben und die Kultushandlungen aufs genaueste regelte, sondern sich auch über das ganze irdische Dasein, über Staat und Familie verbreitete.

Sagen der Iranier

Den Bekennern der Ahuramazdareligion wurden die Taten ihrer Helden in den heiligen Büchern des Avesta stets in Erinnerung gehalten. Aber nicht die Taten der großen Achämeniden sind es, die das Epos der Iranier erfüllen, sondern Erzählungen aus weit höherer Vorzeit bilden den Mythenkreis der zoroastrischen Religion. Dschemschid war nach dem Schahnameh des Firdusi (II, 172, 182) der letzte Fürst von Iran, der von dem Vertreter des Bösen, Sohak von Babel, mit seinem ganzen Geschlechte ausgerottet ward. Nur sein Urenkel Feridun, der iranische Nationalheld, blieb übrig und erschlug den Sohak. Fünfhundert Jahre regierte er und seine Nachkommen, bis Afrasiab von Turan sie erschlug. Doch abermals rettet ein großer Held, Rustem, das Reich des Lichtes Iran und bezwingt alle Listen Ahrimans, bis er seinen eigenen Sohn Sohrab, der von dem Dämon gewonnen war, erschlug. Indes damit endet der gewaltige Kampf von Iran und Turan noch nicht, sondern geht fort, bis Isfendiar, der Sohn des Königs Vistaspa, mit Rustem in Kampf gerät und ihn erschlägt, dabei aber selbst den Tod findet und schließlich Zarathustra auftritt, um die neue, vergeistigte Religion zu verkündigen und so vom Mythus zur Geschichte überzuleiten. Noch heute haften Feriduns, Rustems und Dschemschids Namen an allen wichtigeren Bauwerken des Landes.

Älteste Geschichte

§ 53. Das medische Reich. Lydien. Vordringen der Iranier.

Medien, das aus einer Reihe einzelner Gemeinwesen von geringem Umfange bestand, ist jahrhundertelang Provinz des babylonischen und assyrischen Großreichs gewesen oder hat doch in einem Abhängigkeitsverhältnis zu diesen Staaten gestanden. Jedoch ist die Nord- und Ostgrenze dieser Reiche immer ihr schwacher Punkt gewesen und wir hören von zahlreichen Versuchen der iranischen Medier, sich der Fremdherrschaft zu entziehen; die assyrischen Fürsten Adad-nirari und Tiglatpileſar II. mußten mehrfach (§ 20) gegen sie zu Felde ziehen, und erst Sargon dem Großen gelang es, bis an die Gedrosische Wüste und die Ausläufer des Hindukusch vorzudringen und die medischen Stämme in ihrer Gesamtheit zu unterwerfen. Jedoch schon unter seinen nächsten Nachfolgern Assarhaddon und Assurbanipal (§ 21) trat das Ereignis ein, das die Losreißung des medischen Reiches von Assyrien vorbereiten sollte. Die Arier drangen, wie man jetzt annimmt, von zwei Seiten in Iran ein: zuerst kamen sie von Nordwesten und drangen wohl bis nach Indien vor, dann kam ein zweiter Zug aus Südosteuropa, der über die Kaukasuspässe bis nach Persis vordrang. In Ostmedien trafen beide aufeinander und richteten ihre Stoßkraft nun gemeinsam nach Südwesten. Wenig später kam eine neue ungeheure Völkerwelle aus dem unbekannten Norden, bekannt unter dem Namen des Kimmerier- oder Skythensturms, brauste über Vorderasien hin. Das phrygische Reich in Kleinasien ging unter ihm spurlos zugrunde. Nur mit Mühe und mit der Unterstützung Assarhaddons vermochte sich Gyges von Lydien (Gog der Bibel) gegen sie zu behaupten. Als er kurze Zeit darauf sich von Assyrien freimachen wollte, kehrten die Kimmerier zurück, schlugen und töteten den Gyges und nahmen das ganze Land bis an die griechische Küste ein. Assyrien hatte sich nicht wehren können, da es im Kampfe mit Elam (§ 21) lag.

Eindringen der Arier

ungef. 700 v. Chr.

Da hoben (der sogenannten Harpagidentradition (§ 54) nach, die bei Herodot berichtet wird), die Meder, des fremden Joches überdrüssig, einen ihrer besten Männer, den Dejökes (Dajukku), auf den Thron. Ihm gelang es, die zerstreuten Scharen zu sammeln und ein neues Großreich

Dejokes 699—647 (unsicherer Zählung)

zu bilden, das die Aufgabe hatte, sich an den nördlichen Staat Urartu anzulehnen (§ 22). Er baute sich in einer reizenden Berggegend eine neue Hauptstadt, Ekbatâna (Hagmatâna, heute Hamadân), mit siebenfachen Ringmauern, wovon die innerste die Königsburg und das Schatzhaus umgab, und gründete eine erbliche Militärdespotie mit Spähern, Angebern und Horchern und mit orientalischem Zeremoniell. In Wirklichkeit wird man die zahlreichen Heldentaten, die auf Dejokes übertragen wurden, von einer ganzen Anzahl Helden aus Dejokes Geschlecht ausgeführt sich zu denken haben. Sein Nachfolger Phraortes (Fravartis) begann den großen Kampf gegen das assyrische Weltreich, verlor aber in einer entscheidenden Schlacht gegen den frühern Verbündeten Sieg und Leben. Unter seinem Sohne Kyaxäres wurde Medien von räuberischen Schwärmen skythischer Nomaden aus den Kaukasusgegenden abermals schwer heimgesucht und viele Jahre in drückender Botmäßigkeit gehalten. Bis nach dem syrischen Askalon und an die Grenze von Ägypten dehnten diese ihre Raubzüge aus und verheerten das geschwächte Reich Juda. Die Angst und das Entsetzen der Völker vor den barbarischen Fremdlingen, die, Heuschrecken gleich, alle frühere Zivilisation vernichteten, klingt noch in den wehevollen Weissagungen des jungen Jeremia (§ 50) wieder. Den härtesten Stoß hatte das Assyrerreich auszuhalten; nachdem die Welle verlaufen war, zeigte sich dessen ganze Nordgrenze verändert. Das befreundete Urartu (heute Armenien), das seit dem neunten Jahrhundert von den Alarodiern besiedelt war, ist verschwunden. An Stelle der den vorderasiatischen (kaukasischen) Völkern zuzuzählenden Alarodier, die nach den Pontosländern vertrieben wurden und dort als Chalder bis in das Mittelalter hinein seßhaft waren, bewohnen von nun an die indoeuropäischen Armenier (Haik) die Quellgebiete des Euphrat und Tigris, und es ist sehr wahrscheinlich, daß damals die Westgebiete von Iran in die Hände der Meder fielen und die Perser sich auch des zerfallenen Reiches von Elam bemächtigten und es unter dem Namen Susiana (was einige mit dem einheimischen Namen Ansan gleichsetzen wollen, andere auf den Sitz der Achämeniden in Persis beziehen) für sich in dauernden Besitz nahmen.

Phraortes 647—624

Kyaxares 624—585

Ethnographische Veränderungen

Ansan

Nach langen Kämpfen gelang es dem König Kyaxäres (Uvakschathra), sich der Skythen zu entledigen und eine eigene Eroberungspolitik zu beginnen. Der Verrat des assyrischen Kronfeldherren Nabopolassar, eines Chaldäers (§ 22), führte dann den Sturz der assyrischen Macht und die Zerstörung Ninives herbei. Das neubabylonische Reich der Chaldäer (§ 23) aber war, obgleich es das Erbe der Assyrer anzutreten gesucht hatte, zu schwach, um eine nochmalige Unterjochung der Meder zu versuchen, und so bildete sich eine Allianz zwischen beiden Staaten heraus, deren Vorteile in der Hauptsache dem jungen Staate der Meder zufielen. Dieses neumedische Reich wurde durch glückliche Eroberungen bald so mächtig, daß es mit dem babylonischen wetteifern konnte. Es zählte die stammverwandten Baktrier und die um Pasargädä und Persepölis seßhaften Perser zu seinen Untertanen. Auch in kunstfertigen Arbeiten, in Bereitung feiner Stoffe und prächtiger Farben strebten die Meder den Be-

606

Neumedisches Reich

wohnern der Weltstadt am Euphrat nach und wußten auch in handelspolitischer Beziehung bald sich den Vorrang zu sichern.

Lydien

Gewaltig breitete sich der neue Staat aus und suchte vor allen Dingen die durch den Skythensturm geschwächten kleinasiatischen Staaten zu gewinnen. Nachdem Armenien ihm tributär geworden war, stieß Kyaxares mit den Lydern zusammen. Dort hatte die Dynastie der Mermnaden, die mit Gyges um 680 den Thron bestiegen und den letzten König aus dem Heraklidenhause, Kandaules, beseitigt hatten, sich nur mühsam behauptet und nach dem oben erwähnten Einfall der Kimmerier wieder in den Besitz ihrer alten Macht gesetzt. Erst Alyattes, von dessen Macht noch das gewaltige Grab zeugt, das er sich bei Sardes hat errichten lassen, verjagte 605 die skythischen Horden, gewann, was in Kleinasien an Resten von Staaten vorhanden war, und wurde so Nachbar des medischen Fürsten. Im Jahre 590 kam es mit den Medern zum Krieg, der bis zur Schlacht vom 28. Mai 585 ohne Ergebnis blieb. Als auch hier kein definitiver Erfolg erkämpft ward, schlug sich Nebukadnezar von Babylon ins Mittel, und nach Verschwägerung der Fürstenhäuser wurde ein Frieden geschlossen, der für beide Reiche den Halys als Grenze festsetzte. So schien Medien berufen, über ganz Vorderasien zu gebieten. Aber schon unter dem weichlichen Astyages, des Kyaxäres Sohn, kam die Herrschaft über Medien an die Perser. Astyages hatte nach Herodots Bericht aus Furcht vor einem Traumgesicht, das ihn den Sohn seiner Tochter Mandäne (Amytis) als Herrscher über Asien an seiner Statt sehen ließ, diese Tochter mit Kambyses, einem Fürsten des unterworfenen Volksstammes, vermählt, um dadurch ihre Erben vom medischen Thron auszuschließen. Als Helfer mußte ihm, der Tradition nach, der Feldherr Harpagos dienen, dem später seine Dienste bei der Beseitigung von Mandanes Sohn Kyros durch schnöden Undank gelohnt wurden, so daß er seinen König verriet und dem Kyros seine königliche Abkunft kundtat. Voll Zorn über die Zurücksetzung stieß Kyros seinen Großvater vom Throne und wurde der Gründer des persischen Reiches. Spätere Versuche der Meder, die Herrschaft wiederzugewinnen, schlugen fehl.

Gyges von 680 an

Ardys um 650

Sadyattes

Alyattes 617—561

Krösus 561—546

Astyages 585—550

§ 54. Das Perserreich. Unter dem streitbaren, im Reiten und Bogenschießen geübten Bergvolke der Perser, das seit Jahrhunderten in dem schönen „Roßlande" Farsistan in altväterlicher, einfacher Weise seine Herden weidete und seinen Jagden und Fehden nachging, erstand im sechsten Jahrhundert v. Chr. ein Mann, der an Herrschergröße und Heldensinn über alle seine Zeitgenossen hervorragte, Kyros, der Sohn des Königs Kambyses aus dem Hause der Achämeniden, die schon seit mehr als einem Jahrhundert den Thron von Persis (Parsua) und Ansan innehatten. „Er muß einer jener gewaltigen Menschen gewesen sein, die schon durch ihr Erscheinen Unzählige mit sich fortreißen und, wenn sie große Umwälzungen bewirken, von den Völkern als besondere Werkzeuge der Gottheit betrachtet werden." Durch wunderbare Schicksale entging er dem ihm von seinem argwöhnischen Großvater Astyages zugedachten Tode; dadurch, daß es ihm gelang, die sieben Stämme der

Begründung des Perserreichs

Kyros (III.) 555—529

Perser zu einem einzigen Volke zu verschmelzen, befreite er sie aus der unwürdigen Knechtschaft. Nach einem anderen Bericht wendete er sich dann gegen Medien, gelangte durch die Schlacht von Pasargadä 550 in dessen Besitz und wurde der Gründer eines Weltreichs. Die drei alten Großreiche Lydien, Babylonien und Ägypten sahen mit Mißtrauen auf das emporstrebende Perserreich und schlossen einen Bund, um es niederzuhalten, aber Kyros kam ihnen zuvor und unterwarf zunächst die beiden mächtigsten Staaten Vorderasiens, Babylonien und Lydien, und eine Menge kleinerer, teils freier, teils zinspflichtiger Völker bis an die Grenzen von Ägypten.

Eroberung Lydiens

In Sardes, der Hauptstadt von Lydien, herrschte damals der wegen seiner Reichtümer sprichwörtlich gewordene König Krösus (561—546), ein leichtgläubiger Mann, der mehr auf Orakelsprüche, Träume und priesterliche Weissagungen baute als auf die eigene Kraft. Als Bundesgenosse und Schwager des Astyages wollte er dessen Wiedereinsetzung auf den medischen Thron bewirken, schloß eine Allianz mit Amasis von Ägypten (§ 33) und Nabuna'id von Babylon (§ 23) und zog gegen Kyros in den Krieg. Getäuscht durch einen zweideutigen Orakelspruch, setzte er über den Grenzfluß Halys, und es kam in der Nähe von Pteria (bei dem heutigen Boghazköi, dessen Palast [§ 39] damals zerstört wurde) zu einer unentschieden gebliebenen Schlacht. Da aber Krösus, in der Annahme, daß Kyros nicht wagen werde, ihm zu folgen, und erst im nächsten Frühjahr der Kampf erneuert werden würde, sich in die Hermosebene zurückzog, wurde er unvorbereitet überrascht,

Herbst 547

erlitt eine vollständige Niederlage und mußte sich in eiliger Flucht nach seiner Hauptstadt zurückziehen. Allein Kyros folgte ihm, eroberte Sardes und nahm den König gefangen, behandelte ihn jedoch mit ähnlicher Milde wie den Astyages. — Die Herrschaft über Kleinasien mit Einschluß der griechischen Kolonien an der Küste, die den lydischen König gar nicht oder äußerst schwach unterstützt hatten, war die Frucht des Sieges über Krösus. Das lydische Reich wurde von Kyros in die zwei Satrapien Kleinasien (Hauptstadt Sardes) und Bithynien (Hauptstadt Daskylion) geteilt. Die Lyder, von Kyros wegen eines unter Paktyas versuchten Aufstandes der Waffen beraubt und zu friedlichen Geschäften angehalten, versanken bald in Weichlichkeit, so daß sie im Laufe der Geschichte als ein unkriegerisches Volk erscheinen. — Von den griechischen Bewohnern der kleinasiatischen Küste, die von Harpagos, dem nunmehrigen Herrscher von Lykien, unterworfen wurden, wanderten einige aus, wie die Phokäer, die Gründer von Elea (Velia) in Unteritalien, von Alalia auf Korsika (§ 158) und von Massilia in Gallien (§ 70), und die Teïer, die in dem thrakischen Abdera eine zweite Heimat fanden; die übrigen Städte behielten ihre selbständige Verfassung (Autonomie) und mußten nur eine Abgabe entrichten: sie blieben blühend und reich, aber die Kraft des griechischen Geistes ging unter der persischen Herrschaft sichtlich zurück. Die Inseln folgten dem Beispiele des Festlandes und huldigten nach matter Gegenwehr dem mächtigen Perserkönig.

Satrapien Kleinasiens

Unterwerfung der kleinasiatischen Griechen

Die Tradition hat diesen Zusammenbruch des lydischen Reichs vielfach ausgeschmückt. Sagenhafte Ausschmückung
Wie Herodot berichtet, hatte Kyros Befehl gegeben, den gefangenen König in den Flammen sterben zu lassen. Schon saß Krösus gefesselt auf dem Scheiterhaufen, als ihn die Erinnerung an den athenischen Weisen Solon (§ 80), der ihn einst warnend an die Wandelbarkeit des Glücks und die Unsicherheit aller menschlichen Dinge gemahnt haben soll, vor dem Untergange rettete. Kyros, betroffen über die Wahrheit des Solonischen Satzes, daß vor dem Tode niemand glücklich zu preisen sei, setzte den gefangenen König in Freiheit, hielt ihn in hohen Ehren und befragte ihn bei allen Unternehmungen um seinen Rat. — Solon war nämlich einst nach Sardes gekommen und von dem Könige gastlich empfangen worden. Im stolzen Gefühle seines Glücks ließ ihn Krösus durch seine Schatzkammern führen und ihm alle seine Reichtümer zeigen. Darauf fragte er ihn, wen er für den glücklichsten Sterblichen halte, in der Überzeugung, Solon werde ihn nennen. Aber dieser nannte zuerst den Athener Tellos, der mäßige, aber hinreichende Glücksgüter und vortreffliche Söhne besessen, im siegreichen Kampfe wider die Feinde seinen Tod gefunden habe und von seinen Mitbürgern an der Stelle, wo er gefallen, mit großen Ehren begraben worden sei; weiter befragt, setzte er an die zweite Stelle zwei Jünglinge, Kleobis und Biton, Söhne einer Priesterin der Hera in Argos (deren Bildsäulen jetzt als Weihegaben in Olympia wiedergefunden sein sollen), und erzählte, einst habe die Mutter zu einem Opfer in den Tempel fahren müssen, und als die Zugtiere ausgeblieben, hätten sich die Jünglinge selbst an den Wagen gespannt und ihn in den Tempel gezogen; da habe die Mutter zum Lohne für die Söhne erfleht, was für die Menschen das Beste sei, worauf diese im Tempel entschlafen und nicht wieder erwacht seien. Als hierauf Krösus seinen Unwillen äußerte, daß der athenische Weise sein Glück nicht einmal dem eines bloßen Bürgers gleich achte, gab ihm dieser die bedeutsame Antwort, daß vor dem Tode niemand glücklich zu preisen sei. Diese Worte, deren Wahrheit Krösus bald nach Solons Abreise erfahren hatte, als ihm sein Lieblingssohn Atys auf der Jagd durch einen Speer getötet ward, kamen jetzt dem gefangenen Könige ins Gedächtnis, und er rief schmerzlich aus: „O Solon, Solon, Solon!“ Der Ausruf weckte die Neugierde des Perserkönigs. Er ließ sich den Vorgang erzählen und schenkte dem Gefangenen die Strafe. Herodot, der Geschichtschreiber dieser Begebenheiten, verweilt mit Vorliebe bei dieser Sage, weil sie ihm Beweise liefert für seine Grundanschauung der menschlichen Verhältnisse, „daß diese nämlich allein durch einen unwandelbaren Ratschluß der Gottheit geordnet seien, die Unrecht und Übermut strafe, aber auch aus einem gewissen Neide, aus Eifersucht auf ihre höhere Macht das allzu große Glück der Sterblichen mit ihrem Hasse verfolge und es demütige und vernichte“ (§ 82, 118). Doch stehen neben dieser Sage noch andere Berichte, die den Hergang als unwahrscheinlich hinstellen. Daß Kyros die Verbrennung des Krösus nicht angeordnet haben kann, liegt in den iranischen Vorstellungen von der Heiligkeit des Feuers begründet; die beabsichtigte Verbrennung des Krösus scheint eher mit der lydischen Sitte des Feueropfers in Zusammenhang zu stehen und auf eine freiwillige Tötung des besiegten Königs, wie Bakchylides (§ 86) den Hergang darstellt, hinzuweisen.

Solon und Krösus

Hierauf wandte sich Kyros gegen Osten, und es gelang ihm, in allerdings historisch noch wenig sichergelegten Zügen, den ganzen ungeheuren Landeskomplex, der sich östlich von Medien bis zum Jaxartes und Indus ausdehnt, in den Jahren 546—540 zu unterwerfen und in verschiedenen Satrapien seinem Reiche anzugliedern. Einzelne Städte, die er dort anlegen ließ, bezeugen den glücklichen Fortgang seiner Unternehmung.

Eroberung von Ostiran

Mit gleichem Glücke unterwarf sich Kyros das babylonische Reich. Als die Heere heranzogen, rief eine Prophetenstimme im Namen Jahves aus: „Ich halte Koresch (Kyros), meinen Gesalbten, bei seiner Rechten, um vor ihm Nationen zu stürzen und der Könige Hüften zu entgürten und vor ihm die Tore zu öffnen. Ich will vor dir hergehen und die Höcker ebnen; eherne Pforten will ich sprengen und eiserne Riegel wegschlagen.“ Im Felde überwunden, zogen sich die Babylonier in ihre feste Stadt zurück, wo ihr König Nabonetos (Nabuna'id, § 23) große Vorräte hatte aufspeichern lassen. Aber die Perser drangen des Nachts in die Stadt, die ihnen freiwillig die Tore öffnete; die Stadt Babylon selbst erhob Kyros zur Hauptstadt seines Reiches und setzte seinen Sohn Kambyses als Vizekönig ein. Dadurch kamen auch Syrien,

Eroberung Babyloniens

Fall Babylons 539

Palästina und Phönizien unter die Herrschaft der Perser, denen somit der Weg nach Ägypten offenstand, der letzten Macht der antipersischen Koalition, die noch unbezwungen geblieben war. „Wie hat's ein Ende genommen mit dem Dränger, ein Ende mit der Erpressung!" rief damals dieselbe Prophetenstimme aus. „Es zerbrach Jahve den Stab der Frevler, den Stecken der Tyrannen, der die Völker schlug im Zorn mit Schlägen ohne Unterlaß, der im Grimm über Nationen herrschte, mit Verfolgung ohne Einhalt." Den gefangenen Juden gab Kyros die Tempelgefäße
536 und heiligen Geräte zurück, die Nebukadnezar einst aus Jerusalem weggeführt hatte, und gestattete ihnen die Rückkehr in die Heimat (§ 48). Sie sollten ihm wahrscheinlich den Weg bahnen, wenn er gegen Ägypten ziehen würde.

Politik des Kyros

Die Politik des Kyros ist fundamental unterschieden von der aller seiner Vorgänger auf orientalischen Thronen: nicht auf Unterwerfung der eroberten Staaten kam es ihm an, sondern auf freiwillige Eingliederung in einen großen Staatenbund, dessen Oberkönig er sein wollte, während er, wenn es nur irgend anging, die besiegten Fürsten als ihm untergeordnete Vasallen in ihren Ländern beließ, oder deren freiwilligen Anschluß (wie bei den Syennesis in Cilicien und den Königen von Paphlagonien) herbeiführte. Als Oberherrscher über diese Vasallenstaaten nannte er sich „König der Länder" und suchte den beabsichtigten Staatenverband bis an sein Lebensende so weit als möglich zu erweitern.

Kyros Ausgang 529

Die letzten Jahre von Kyros' Regierung sind fast ganz unbekannt. Er scheint im Bestreben, seine Macht nach Osten zu erweitern, in einem Kampfe gegen die turanischen Nomaden sein Ende gefunden zu haben. Beigesetzt wurde er in Pasargadä, dem Stammsitze seines Geschlechts; noch jetzt steht dort (d. h. in den Ruinen von Murghab am Pulwarflusse, vgl. § 6 IV) seine Grabkammer, ein einfacher Quaderbau auf einer Terrasse, geschmückt mit dem Bilde eines geflügelten Mannes und der einfachen, stolzen Inschrift: „Ich bin König Kyros, der Achämenide." Mit Kyros ging einer der Menschen zu Grabe, wie nicht jedes Volk und jedes Jahrhundert sie hervorbringt. „Er hat wie Cäsar den geheimnisvollen Zauber besessen, dem alles sich fügen muß. In dem Edelmut, wie er seine Gegner behandelte, tritt auch uns noch der Adel seines Charakters entgegen. Den besiegten ebenbürtigen Gegner zu achten und zu schonen, ist allen seinen Nachfolgern Grundsatz geblieben. Seinen Persern gegenüber war und blieb er der Volkskönig, der in Übereinstimmung mit den Edeln seines Landes handelt, und in wenig mehr als einem Jahrzehnt hat er sie aus einem wenig zivilisierten Kriegervolk zu Herrschern der Welt gemacht."

Sage von Kyros Tod

Auch um Kyros' Tod hat die Sage ihre Ranken geschlungen. Wie es heißt, wurde er von unbändiger Eroberungslust getrieben, auch die freiheitsstolzen Nomadenvölker am Kaspischen Meere sich untertänig zu machen. Aber ein unglücklicher Feldzug gegen das wilde, wohlberittene, den Skythen verwandte Nomadenvolk der Massageten am Kaspischen Meere brachte dem Könige den Untergang. Durch List bekam Kyros einen großen Teil des feindlichen Heeres nebst dem Anführer, einem Sohne der Massagetenkönigin Tomyris, in seine Gewalt, was diesen so kränkte, daß er sich, als ihm Kyros die Fesseln löste, selbst den Tod gab. Von Schmerz und Rachedurst erfüllt, sammelte hierauf die Königin ihr ganzes Volk um sich und lieferte den Persern am Flusse Jaxartes eine siegreiche Schlacht, worin Kyros selbst mit dem Kerne seines Heeres umkam. Der Leichnam des mächtigen Perserkönigs war dem Hohne eines Weibes preisgegeben.

Tomyris soll seinen Kopf in einen mit Menschenblut gefüllten Schlauch getaucht haben mit den Worten: „Nun sättige dich am Blute, dessen du im Leben nicht genug haben konntest." (Nach Herodot).

Kambyses 529—522

Nur sieben Jahre regierte des Kyros und der Perserfürstin Kassandane kriegerischer und gewalttätiger Sohn Kambyses (Kambudschija), der Eroberer Ägyptens; aber diese Jahre waren unheilvoll für die Perser wie für die Nilanwohner. Er übernahm als Erbe seines Vaters die Aufgabe, auch die Ägypter, die letzte noch unbesiegte Macht der alten antipersischen Tripelallianz, zu strafen. Der unglückliche König Psammetich III., der nach der Schlacht von Pelusium (§ 33) und der darauffolgenden Eroberung von Memphis in die Hände des Siegers fiel, wurde gezwungen, mit den bedeutendsten seiner Anhänger auszuwandern und in Susa in einer ehrenvollen Gefangenschaft zu leben. Ägypten blieb trotz beständiger, nie ganz unterdrückter Aufstände (§ 34) eine persische Provinz, bis es in die Hände der Ptolemäer gelangte (§ 148).— Aber auch für die Perser war des Königs Kriegslust verderblich. Nicht zufrieden mit der Unterwerfung des fruchtbaren Ägypterlandes, beschloß er, auch das goldreiche Äthiopien, Karthago und den auf der Oase Siwah gegründeten uralten Priesterstaat Ammonium, der den Tempel des widdergehörnten Zeus Ammon zum Mittelpunkt hatte, zu erobern. Die erste Expedition scheint von Erfolg begleitet gewesen zu sein, die zweite und dritte mißlang gänzlich. Das ausgesendete Kriegsheer ging in Libyens Wüsten zugrunde, die einen durch Hunger und Anstrengung, die andern verschüttet von furchtbaren Sandwirbeln. Dazu kam die Nachricht, daß sich in Medien eine nationale Bewegung gegen die Perser vorbereite, die, auf die Person eines persischen Kronprätendenten gestützt, den Kambyses zu beseitigen gedenke. Wütend über diese Unfälle, kehrte Kambyses nach Memphis zurück. Da fand er eine festgeschmückte, jubelnde Stadt, denn ein neuer Apis war erschienen (§ 35). Von dem finstern Argwohn erfüllt, das Volk freue sich über sein Mißgeschick, behandelte er die Ägypter, und besonders die Priester, mit der größten Grausamkeit. Der Haß des unterdrückten Volkes schrieb daher den schnellen Tod des Tyrannen, der an einer zufälligen Verwundung durch sein eigenes Schwert starb, der Rache der Götter zu.

Unterwerfung Ägyptens 525

Zug nach Äthiopien 524—523

Es ist fraglich, ob diese herkömmliche Darstellung vom Charakter des Kambyses das Richtige trifft: nach neueren Untersuchungen haben wir in den über ihn verbreiteten Erzählungen nur den Ausfluß des Hasses der ihm feindlichen Magierpartei in Medien und der von ihm unterworfenen Ägypter zu sehen. Das spiegelt sich nicht bloß in der Vorliebe der Ägypter, die Taten des Königs immer wieder zu erzählen, sondern auch in den Sagen wider, mit denen sie den Untergang ihrer altheimischen Dynastie ausgeschmückt haben. Ihnen folgt Herodot in seiner Darstellung und berichtet, König Psammenit (§ 33) sei von Kambyses selbst gezwungen worden, die Mißhandlung seines Volkes und die Schmach seiner Kinder mit anzusehen. Kambyses nämlich, erbittert, daß ihm einst der Ägypterkönig nicht seine eigne, sondern die Tochter seines Vorgängers zur Gemahlin gegeben, zwang die Königstochter und die vornehmen Jungfrauen des Landes, Sklavenkleider anzulegen und Wasser zu tragen, und gebot, den Sohn Psammenits nebst zweitausend jungen Ägyptern zum Tode zu führen. Während alle Anwesenden beim Anblick solcher Leiden in lautes Wehklagen ausbrachen, blieb allein Psammenit tränenlos. Als aber einer seiner ehemaligen Tischgenossen, nun im Alter ein Bettler, vor ihm vorüberzog und die Krieger um ein Almosen anflehte, fing er laut zu weinen an. Von Kambyses um die Ursache befragt, antwortete er: „Mein häusliches Unglück ist zu groß, um beweint zu werden, aber die Not des Freundes ist der Tränen wert." Bei solcher Tiefe des Unglücks wandelte selbst den Kambyses ein Mitleiden an, und er behandelte den König mit größerer Milde. Als dieser aber später überführt wurde, daß

Sage vom Untergang des Pharaonenreiches

er versucht habe, die Ägypter zum Aufruhr zu reizen, mußte er Stierblut trinken, woran er auf der Stelle starb. — Die persischen Berichte wissen von alle dem nichts.

Dareios 521 (519) bis 485

Kurz vor dem Tode des Kambyses war in den Ostprovinzen des Reichs eine Empörung ausgebrochen, die, von den Magiern geleitet, den Zweck gehabt zu haben scheint, die Herrschaft des Reiches von den Persern wieder auf die Meder zu übertragen und die Sitten und Religionsgebräuche der Perser durch altmedische Vorschriften zu verdrängen. Infolge dieser Bewegung erlangte ein Magier Gaumâta (Comatas), der sich für Smerdis (Bardija), den jüngeren, einige Jahre vorher ermordeten Bruder des Kambyses ausgab, auf kurze Zeit den Thron. Eine Zeitlang blieb der Betrug unentdeckt, aber auch als man wußte, daß man es mit einem Betrüger zu tun hatte, wagte lange Zeit niemand, sich gegen ihn zu erheben. Schließlich faßte sich Dareios (Darajavahus, d. h. das Gute haltend), der Sohn des Hystaspes, des eigentlichen Thronerben, ein Herz, drang in die Königsburg des Pseudosmerdis (d. h. falschen Smerdis) ein und erschlug ihn samt seinen Anhängern. Hierauf bestieg er den Thron. Nach dem Berichte des Herodot geschah die Erhebung durch die sieben ersten Reichsgroßen infolge eines Gottesurteiles des Mithras, indem des Dareios Pferd der aufgehenden Sonne zuerst entgegenwieherte. Der zweimalige gewaltsame Thronwechsel brachte große Erschütterungen hervor. Die Aufstände in Susiana und Babylon wurden schnell niedergeworfen; gefährlicher waren die Empörung des Fravartis (Phraortes) in Medien und das Auftreten eines zweiten falschen Smerdis in Persien selbst. Indes Dareios zeigte sich der Situation gewachsen. Mit seinem kleinen, aber erlesenen Heere schlug er die Aufrührer einen nach dem andern. Selbst Orötes, der Satrap in Lydien, der sich von ihm hatte losreißen wollen, mußte die schwere Hand des siegreichen Königs empfinden (§ 82). Im Jahre 519 war Dareios überall in dem weiten persischen Reiche der unbestrittene Herr, der seine Herrschaft weit nach Osten bis in die vorderindischen Landschaften ausdehnte, und noch heute ist das Felsrelief von Bagistana (Behistun) in Medien ein Zeugnis von dem stolzen Triumphgefühl, das des Königs Herz nach der Erlangung der Weltherrschaft schwellte. Vom Jahre 517 an geboten die Perser ohne Widerspruch vom Nil bis zum Jaxartes, vom Hellespont bis zum Indus. Dareios vereinigte neben einer glanzvollen Abkunft in sich den Scharfsinn und die Beharrlichkeit des Staatsmannes mit dem Ernst und Heldenmut des Kriegers und war dabei ein frommer Anhänger von Zarathustras Lichtreligion (die unter ihm sich zu besonderer Blüte entwickelte [§ 52]), aber ohne die schwärmerische Unduldsamkeit seines Vorgängers Kambyses, und als Gemahl der Atossa, der Tochter des Kyros, dem persischen Volke wert und teuer. Siebenunddreißig Jahre lang regierte er mit Kraft und Klugheit. Er teilte sein Reich in zwanzig Satrapien (Statthalterschaften) und ordnete die Verwaltung und das Steuerwesen. „Zwanzig Provinzen," sagt Dareios in den Keilinschriften von Behistun, „brachten mir Zins, und was ich gebot, das vollzogen sie bei Tag und Nacht." Er führte gleich seinen Vorgängern große Kriege, machte Arabien zinspflichtig und dehnte in Indien, in Nordafrika und in den rauhen Steppen-

Pseudosmerdis

Phraortes 520

Verwaltung des Reichs

517

ländern Skythiens die Grenzen seines unermeßlichen Reiches aus. Aber seine Waffen waren nicht immer siegreich. Die skythischen Nomaden an der Niederdonau (denen die, früher als Kimmerier bezeichneten, Eindringlinge in den vorderasiatischen Ländern zuzuzählen sind) wichen mit ihren Herden und Zelten zurück und gaben ihre öden Felder und baumlosen Heiden den Feinden preis, die aus Mangel an Nahrungsmitteln bald an den Rand des Unterganges kamen und, von den Skythen verfolgt, selbst noch bei dem Rückzuge an den Ufern der Donau umgekommen wären, wenn die griechischen Fürsten, denen die Hut der Brücke anvertraut war, sich (wie Miltiades [§ 93], damals Herrscher in der thrakischen Chersones, geraten haben soll) über das Niederreißen derselben hätten einigen können. Der Hauptzweck des Feldzugs, die Unterwerfung des Küstenlandes im Norden des Schwarzen Meeres, war zwar gescheitert, jedoch war Thrakien und Makedonien bis zum Strymon, der als alte Grenze Asiens galt, an das Perserreich angegliedert und wohl auch die Küste von Byzanz bis an die Istrosmündung zu persischem Interessengebiete geworden, jedenfalls eine gute Operationsbasis für weitergehende Unternehmungen. — Glücklicher war Dareios in der Bekämpfung der Empörungen, die in seinem Reiche ausbrachen. Nach den Keilinschriften von Behistun gewann er neunzehn Schlachten und nahm neun Könige, die sich in den einzelnen Landschaften des Perserreiches als selbständige Herrscher aufwarfen, gefangen. Babylon, das sich unter einem Abkömmling der chaldäischen Königsfamilie von der persischen Botmäßigkeit freimachen wollte, wurde wiedererobert und für seinen Abfall schwer bestraft; und auch Milet und die griechischen Städte in Kleinasien büßten für ihre Befreiungsversuche mit härterer Knechtschaft. Eine Reihe novellistischer Züge, mit denen Herodot seinen Bericht ausstattet (z. B. die Geschichte von dem treuen Zopyros, der sich selbst verstümmelte, um Babylon zurückzugewinnen), beweist, welch hohes Interesse die Griechenwelt an den Ereignissen im Orient nahm. Die schwer errungene Reichseinheit durch ein symbolisches Denkmal zu verewigen, ließ Dareios durch heimische und fremde Werkmeister die neue Haupt- und Totenstadt Persepolis erbauen, die für das ganze Reich dasselbe sein sollte, was Pasargadä (dessen Lage unsicher ist, und das von den einen in den Ruinen von Murghab, östlich von Persepolis, von den andern am Kyros, einem Nebenfluß des Sitakus, gesucht wird) für die Landschaft Persis war. Persepolis, wo noch heute auf einer Felsterrasse (von Nakschi-i-Rustem) unter andern auch das Grab des Dareios mit einer dreisprachigen Inschrift gezeigt wird, wurde „gleichsam die Hülle oder der Leib des von der Volkssage verklärten Musterfürsten und Lichtbekenners Dschemschid", dem Dareios nacheifern wollte. Aber neben viel Licht war viel Schatten. Die Niederlage im Skythenfeldzuge mußte das Ansehen der persischen Macht in Kleinasien tief erschüttern. Bisher waren die Perser von Sieg zu Sieg geschritten. Jetzt war es mit dem Nimbus der Unüberwindlichkeit vorbei, und überall im Westen gärte es. Die Furcht der noch freien Hellenen in Europa und der Wunsch der unterworfenen Kleinasiaten kamen zusammen, um einen ernstlichen Vorstoß

Skythenzug 513

Empörung Babylons

Erbauung von Persepolis

gegen die Großmacht der Perser zu wagen, und das führte zu dem ionischen Aufstande (§ 92).

Innere Einrichtungen des Perserreiches

Persien war seiner natürlichen Beschaffenheit nach (§ 6) ein Bergland, das einen kräftigen Menschenschlag hervorbrachte. Die Hochlande eigneten sich zur Viehzucht; in den üppigen Talebenen bis ans Meer hin brachte der Ackerbau reiche Frucht. Ursprünglich nomadisierende Krieger, wurden die Perser bald seßhaft und gründeten einen Adelsstaat mit einem Könige an der Spitze, der schon eine längere Reihe von Jahren bestanden haben muß, ehe Kyros seine Weltpolitik begann, da wir eine ziemlich lange Ahnenreihe von ihm aufstellen können. Die Herrschaft lag lediglich in den Händen der

Staatsform

waffenkundigen Adelsgeschlechter, unter denen die Pasargaden den ersten Rang einnahmen; deren edelster Zweig, die Achämeniden, gab dem Volke seine Könige. Aus dem Waffenadel wurden die Reichsbeamten, die Heerführer und die Umgebung, die „Verwandten und Tischgenossen" des Königs gewählt. Die Perser bildeten den übrigen Stämmen gegenüber eine herrschende Aristokratie. Sie waren von Steuern frei, und so oft der König das Stammland betrat, verlangte die Sitte, daß er Geld und Geschenke unter das Volk verteilte. Ihre Knaben wuchsen unter gemeinsamer sorgfältiger

Hofleben

Erziehung auf. — Es herrschte der ungebundenste Despotismus, indem der König mit der religiösen Heiligkeit des Kastenherrschers und zugleich mit der patriarchalischen Allgewalt eines Nomadenfürsten bekleidet war. Dem Könige gegenüber war jeder Sklave; in seiner Hand war das Leben aller. Wer vor sein Angesicht gelassen wurde, mußte sich vor ihm niederwerfen und den Boden mit seinen Lippen berühren (Proskynese). Wie der Thron des Ormuzd von Lichtgeistern umgeben war, so der Thron des persischen Königs, seines Stellvertreters, von einem zahlreichen und glänzenden, mit dem größten Luxus unterhaltenen Hofstaate; an seiner Spitze standen sieben oberste Hofbeamte und ein höchster priesterlicher Rat (als Richter, Wahrsager, Zeichendeuter u. dgl.). Die Stellen eines Obermundschenken, eines Bogenträgers, eines Torwächters und Anmelders, der Statthalter und viele andere Stellen waren Ehrenämter der vornehmen Perser, die mit Ehrengeschenken, mit Speisen aus dem königlichen Haushalte und mit anderen Auszeichnungen belohnt wurden. Von hoher Wichtigkeit war die Einführung der königlichen Kanzlei, der es oblag, über alle Teile des Reichs im einzelnen Aufsicht zu führen; aus ihr sind uns noch eine Anzahl wichtiger Dokumente erhalten, die uns von dem staatsmännischen Genie von Dareios I. einen hohen Begriff geben. Eine Leibwache, bestehend aus 2000 auserlesenen Reitern und einer gleichen Zahl Lanzenträgern zu Fuß, mit goldenen und silbernen Granatäpfeln an den Lanzen, bildete die schützende Umgebung des Königs. Die königliche Tafel war mit den ausgesuchtesten, aus fernen Gegenden herbeigeführten Speisen und Getränken besetzt. Der Hof wechselte seinen Sitz je nach den Jahreszeiten; den Winter brachte er in dem heißen Babylon zu, den Frühling in Susa, den Sommer in dem kühlen Ekbatana. Zahlreiche Gartenanlagen (Paradeisos) zur Obstzucht und Tier-

Die Königsstraße

gärten mit gehegtem Wild dienten im ganzen Reiche dem verfeinerten Lebensgenuß der Könige auf ihren Reisen. Für die Verbindung der Landschaften mit den Hauptstädten sorgten Kunststraßen, und regelmäßige, nach Poststationen aufgestellte Staatsboten zu Pferde beförderten ohne Rücksicht auf Jahres- und Tageszeit die königlichen Briefe und Botschaften. Die persische Königsstraße, noch heute in ihren Hauptzügen wohl erkennbar, führte von Ephesus über Sardes hinab nach Ninive, Susa und an die Mündungen des Schat-el-Arab im Persischen Golf. Alexander ist ihr im wesentlichen gefolgt, und noch heute schließen sich die Bahnprojekte der anatolisch-indischen Bahn in der Hauptsache ihrem Zuge an. Die Überwachung dieser Straße wurde auf das sorgfältigste gehandhabt. An allen schwer zugänglichen Orten, an Brücken und Pässen waren Wachtposten aufgestellt, die die Briefe untersuchten und die Reisenden um ihren Ausweis fragten, damit keine Verschwörungen entständen. Die Straße von Sardes nach Susa,

2683 km lang, hatte 111 solcher Stationen. — Vor allem gab sich die Üppigkeit der persischen Könige in dem Haremswesen kund; Scharen von Frauen, die zur Bestreitung ihres Putzes und ihrer Kleiderpracht oft die Einkünfte ganzer Städte und Landschaften angewiesen bekamen, dienten teils als rechtmäßige Gemahlinnen, teils als Kebsweiber den Lüsten der Herrscher, reizten sie zur Sinnlichkeit und entnervenden Wollust, verschwendeten nebst den ihnen zur Bedienung beigegebenen Verschnittenen (Eunuchen) unermeßliche Summen und übten einen unheilvollen Einfluß auf die Regierung und auf das Hofleben aus. Haremswesen

Nachdem das „Reich der Länder" des großen Kyros sich als eine politische Illusion herausgestellt hatte, wurde 517 von Dareios I. eine große Verwaltungsreform durchgeführt, die wir aus dem von ihm aufgestellten Steuerverzeichnis zu erkennen vermögen. Jedoch ist sie im Äußerlichen stecken geblieben und hat aus dem großen Staatenkonglomerat keine innerliche Einheit zu schaffen vermocht. Das ganze Land wurde als Eigentum des Königs angesehen. Daher kamen alle Geldabgaben der unterworfenen Völker sowie die aus den königlichen Hoheitsrechten (Regalien) fließenden Einkünfte und die freiwilligen Geschenke in die Privatkasse des Gebieters. Die Unterhaltung des Hofes, des Heeres, der Staatsdiener usw. wurde aus den Abgaben an edlen Metallen und aus den Naturallieferungen jedes Landes bestritten. Überhaupt war Dareios ein sorgsamer Fürst, dem viele wichtige Verwaltungsmaßregeln verdankt wurden. Unter ihm wurden zuerst Goldmünzen ausgeprägt (Dareiken = 20 Silbersekel [Siglos] = 23,4 Mark), die in dem antiken Volksbewußtsein eine ähnliche Rolle spielten wie in späteren Zeiten der Solidus (Aureus) oder die Louisdor und Napoleons. Die Abgaben bestanden in Geld und in Naturalleistungen, die den Besonderheiten einer jeden Provinz entsprachen. Die Steuereintreibung und die Zivilverwaltung lagen in den Händen von Satrapen oder Statthaltern, von denen jeder eine der königlichen Hofhaltung nachgebildete zahlreiche und kostspielige Umgebung hatte, zu deren Unterhalt er aus allen Teilen seiner Statthalterschaft Abgaben eintrieb. Da die Satrapen meistens Verwandte des Königs und mit großer Macht ausgerüstet waren, so fanden die Landschaften keinen Schutz gegen ihre Erpressungen; lieferten die Statthalter nur die dem Hofe schuldigen Abgaben jährlich richtig ab, so konnten sie nach Willkür schalten und walten und ihre Habgier und Genußsucht befriedigen. Ursprünglich hielten die persischen Großkönige die Zivilverwaltung von dem militärischen Oberkommando (Karanos) in den Provinzen getrennt. Als aber später die Zivil- und Militärmacht in den Händen der Satrapen vereinigt ward, wurden diese so unabhängig, daß sie sich um die königlichen Befehle wenig kümmerten, häufig mit den Waffen in der Hand den Herrschern entgegentraten und dadurch allmählich die innere Auflösung des Reiches herbeiführten. Darum wurde auch die Überwachung und Bestrafung der Schuldigen und Verdächtigen immer strenger; Schrecken und Furcht sollten Gehorsam erhalten. Grausame Todesstrafen und Verstümmlungen wurden an den vornehmsten Personen vorgenommen. Eine Überwachungskommission, den Königsboten Karls d. Gr. (II § 76) vergleichbar, „die Augen und Ohren des Königs" genannt, berichtete über das Benehmen der Statthalter und Beamten; Angeberei wurde gefördert und belohnt. Neben dem Steuerdrucke war auch die Unterhaltung des zahlreichen, zum Teil aus Miettruppen bestehenden Heeres eine die Provinzen schwer drückende Last. Trotz seiner Massenhaftigkeit war dieses nur von sehr geringem Werte, da die einzelnen Truppenteile sich kaum gegenseitig verstanden, und durch die Ungleichartigkeit der Bewaffnung und Ausbildung nicht imstande waren, einander in die Hände zu arbeiten. Auch hier rächte es sich, daß das Reich zu schnell gewachsen und kein Einheitsstaat geworden war. Es blieb daher bis zu seinem Fall der „Koloß auf tönernen Füßen", durch keinen andern Hebel in Bewegung gesetzt als durch Furcht und Schrecken; ein Aggregat von Ländern und Völkern, welche, je ferner, desto loser mit dem Kerne des Staatswesens verbunden waren. Dies geschah um so mehr, als der persische Despotismus die Nationaleigentümlichkeiten der Verwaltungsreform

Steuerwesen

Satrapen

Selbständigkeit der Satrapen

Augen und Ohren des Königs

Behandlung der Provinzen

Provinzen schonte; zufrieden, wenn den königlichen Befehlen Gehorsam geleistet wurde und den Forderungen Genüge geschah, ließ die persische Regierung in der Regel den unterworfenen Völkern ihre vaterländischen Einrichtungen, Gebräuche und Gewohnheiten, ihren religiösen Glauben und ihre Kultusformen, zuweilen sogar ihre einheimischen Fürsten. Dennoch krankte das Perserreich von Anfang an den selben Übeln, wie die orientalischen Großreiche vor ihm: das „Königreich der Länder" wurde kein einheitlicher Staat und mußte auseinanderfallen, wenn ein kraftvoll und sicher geführter Stoß gegen das Herz des weitläufigen Gebildes geführt wurde. Denn die Einheit beruhte nur auf der Person der Herrscher; weder die Verwaltung, noch das Heer hielten die widerstrebenden Teile zusammen, die durch Abstammung, Sprache, Lebensinteressen und religiöse Überzeugungen unüberbrückbar getrennt waren.

Heerwesen

Die Stärke der persischen Streitmacht war sehr bedeutend, da jeder Waffenfähige militärpflichtig war. Die Heere waren in Musterungsplätzen und Festungen über das ganze Land verteilt und wurden nur in Zeiten der Not alle durch ein allgemeines Aufgebot einberufen. Den Kern des Heeres bildete eine Abteilung von 10 000 Fußgängern, die „Unsterblichen" genannt, weil die Zahl stets vollzählig gehalten, jede Lücke sogleich ergänzt wurde. Kleidung und Bewaffnung waren höchst mannigfaltig, da die aus verschiedenen Völkerschaften bestehenden Truppenabteilungen in ihrer nationalen Tracht, Bewaffnung und Kriegsweise einherzogen, was, verbunden mit dem unendlichen Troß von Dienern, Knechten und Frauen, von Prachtwagen und Gepäck, dem Zug ein buntes, fremdartiges Ansehen gab und den Eindruck einer Völkerwanderung machte. Der König befand sich in der Regel im Mittelpunkt des Heeres, im vollen Schmuck seiner Würde, auf einem von nisäischen (in Medien gezüchteten) Rossen gezogenen Streitwagen, mit Bogen und Pfeilen bewehrt, umgeben von den persischen Stammhäuptern und Edlen und geschützt von seiner Leibwache und der Garde der Unsterblichen. Neben ihm befand sich die Reichsfahne, die einen goldenen Adler mit ausgebreiteten Flügeln zeigte, und vor ihm der goldene Sonnenwagen, von schneeweißen Pferden gezogen. Das Gefecht wurde gewöhnlich mit einem dichten Pfeilregen eröffnet, dann stritt man mit Lanze und Schwert. Im Aufschlagen, Ordnen und Befestigen der Lager besaßen die Perser Übung und Gewandtheit.

Religion

Die zoroastrische Ormuzdlehre (§ 52) wurde bei den Persern in manchen Stücken umgestaltet. Das heilige Feuer und die Sonne, der weiße Rosse geheiligt waren, bildeten den Mittelpunkt. Der mit Mysterien verbundene Kult des Mithras, der unter dem Bilde eines Jünglings symbolisiert ward, wie er einen Stier erlegt, hatte ebenfalls Beziehung auf Sonnen- und Sternendienst. Der medische Priesterstand der Magier ging auf die Perser über, verlor jedoch unter dem persischen Militärdespotismus seine frühere Macht.

Wissenschaft und Kunst

In der Wissenschaft und Literatur haben die Perser wenig geleistet; das wichtigste Denkmal ist die großartige Felseninschrift von Behistun, die von Dareios I. selbst herstammt und, ähnlich wie das Monumentum Ancyranum, die Taten des großen Königs berichtet, insonderheit die Unterwerfung des Gaumata und der Empörer im Osten des Reiches; dagegen beweisen die großartigen Ruinen des reizend gelegenen Persepolis, die Trümmer von Königsburgen mit Torhallen, Säulengängen, Marmortreppen und Wänden voll Inschriften sowie die Königsgräber und in zahllosen Überresten die Statuen, Basreliefs und andere Skulpturwerke, welche Götter und symbolische Wundertiere, unterjochte Völker, Geschenke bringende Boten und dienende Hofleute in geschmückten Gewändern darstellen, daß sie in den Künsten, namentlich in der Baukunst und Bildhauerei, hinter anderen morgenländischen Kulturvölkern nicht zurückstanden.

Mit der Aufrichtung des Perserreiches schließt die erste Periode der orientalischen Geschichte ab. In ihr sehen wir einen Vorgang, der auch später wiederkehrte, sich mehrfach wiederholen, daß sich nämlich aus kleinen Stammesstaaten mit nationaler Entwicklung allmählich Großreiche entwickeln, die das Nationalitätenbewußtsein zerstören und sich auf den Trümmern der nationalen

Kulturen erheben. Manche nationale Staaten gehen an Altersschwäche zugrunde (Ägypten); andere müssen der Übermacht weichen. Die zahlreichen Wanderungen zerstören ebenfalls die nationalen Eigentümlichkeiten. So bleibt für die Entwicklung der Politik nur noch das persönliche Interesse des Herrn, nicht das Bedürfnis der Völker maßgebend. Nur eins haben sich die Untertanen gerettet, die starke Anhänglichkeit an ihre Religion, in der sie nicht mit Unrecht den tiefsten und gewaltigsten Ausdruck des verschwundenen Volkstums erblickten. Lange Zeit schlief diese mächtige bewegende Kraft; daß sie aber trotzdem vorhanden war, lehrt die Wiederaufrichtung der Ormuzdreligion unter den Sassaniden (§ 259).

§ 55. Rückblick und Ausblick. Werfen wir nun auf die morgenländischen Völker noch einen Rückblick, so werden wir trotz des weiten Umfangs ihres Ländergebietes und trotz der Mannigfaltigkeit der von ihnen geschaffenen Kultur- und Lebensformen doch gewisse charakteristische Eigentümlichkeiten gewahr, nach denen sie in bestimmte, durch innere Verwandtschaften begrenzte Völkergruppen eingeteilt werden können.

An der Schwelle der Geschichte begegnen wir im äußersten Osten den Chinesen, deren Kulturleben aber auf die gleichartigen Völkerstämme der Nachbarschaft beschränkt war und ohne wesentliche Einwirkung auf den allgemeinen Bildungsgang der Menschheit geblieben ist. Chinesen

Größer war der Einfluß des ägyptischen Volkes, das im nordöstlichen Afrika, an der Grenzscheide zweier Erdteile, ein etwas weniger isoliertes Kulturleben führte. Aus einer Mischung äthiopischen und kaukasischen Blutes hervorgegangen (§ 27), waren jedoch auch sie nicht berufen, als Träger des allgemeinen Fortschritts in Religion, Kultur und Kunst aufzutreten, wie groß auch die Macht vieler von ihnen stammenden Bildungselemente auf die indoeuropäischen Geschlechter in ihrer Jugend gewesen sein mag. Mit bewundernswürdiger Konsequenz schufen die Nilanwohner die starren Formen, in die sie ihr Religions- und Kunstleben und die ganze Mannigfaltigkeit des irdischen Daseins einfügten. Durch die Macht ihrer Unwandelbarkeit imponierten sie dem beweglichen Geiste der jugendlichen Völker des europäischen Altertums gewaltig. Mit der ganzen Zähigkeit der orientalischen Natur hielten sie an dem Erbe ihrer Väter jahrtausendelang fest. Selbst der zwingenden Macht des Todes, die alles Geschaffne der Verwesung zuführt, um für die ewig erzeugende Lebenskraft neuen Raum zu gewinnen, suchten die Ägypter Schranken zu setzen und wenigstens die menschliche Gestalt vor ihrer vernichtenden Wirkung zu bewahren. Die ewige Ordnung, die sie an den Himmelskörpern wahrnahmen, die dem Strome ihres Landes die befruchtende Kraft gab und den ertötenden Gluthauch der Wüste fernhielt, sollte das ganze Leben der Ägypter, sollte alle Erscheinungen ihres Daseins durchdringen und beherrschen. Gewaltig wirkte die stille Macht der starren heiligen Formen auf Mit- und Nachwelt, aber diese Wirkung war ohne belebenden Odem. Sie erzeugte keine lebenskräftigen Schöpfungen; wie ihre Pyramiden und Mumien blieb die ganze Kultur der Ägypter ein verdorrter Ast am Lebensbaum der Menschheit. Ägypter

Zwischen diese beiden Nationen der starren Form und des wandellosen Beharrens finden wir zwei Völkerstämme gelagert, die auf die Entwicklung des Menschengeschlechts den mächtigsten Einfluß gewannen, Arier und Semiten

die Indoeuropäer und die Semiten. In den geistigen Schöpfungen dieser beiden Völkergruppen liegen die Wurzeln unserer abendländischen Kultur.

Semiten

Die Semiten, ein hochbegabtes Volk, schienen zuerst berufen, die Weltherrschaft zu führen. In den grauen Vorzeiten, als es den Babyloniern gelang, sich die Sumerier zu unterwerfen und anzugleichen, begann der gewaltige Werdegang jenes kraftvollen Völkerstammes. Mehr als drei Jahrtausende geboten sie in den weiten Landen vom Persischen Golf bis ans Schwarze Meer und den Bach Ägypten. Daß sie schließlich nicht infolge eines Verwitterungsprozesses, wie die Ägypter, sondern in der Blüte ihrer Kraft niederbrachen, und daß es dem semitischen Stamme, trotz mehrfacher, bis heute fortgesetzter Versuche, noch nicht wieder gelungen ist, die führende Rolle in dem Kulturfortschreiten der Welt zu erhalten, liegt in gewissen Charaktereigentümlichkeiten des Gesamtstammes, die eine harmonische Ausgleichung als unmöglich erscheinen lassen, und die den Indoeuropäern, sobald sie nur einmal ernstlich wollten, das Übergewicht sichern mußten. Wie sehr auch bei den Ariern hier und da einzelne Geistesrichtungen vorherrschen, einzelne Übertreibungen zur Erscheinung kommen mochten, immerhin blieb ein gewisses Gleichmaß aller Seelenkräfte, ein harmonisches Fortschreiten nach einem Ziel der angeborene Grundzug; bei den Semiten dagegen standen die entgegengesetzten Richtungen unvermittelt nebeneinander; geteilten Herzens gaben sie sich den Mächten der sinnlichen und übersinnlichen

Religion

Welt hin. Bei den ältesten Völkern dieses Stammes, die ein eigentümliches Kulturleben zur Ausbildung brachten, bei den Babyloniern und Phönikern, führte die Verehrung der zeugenden und gebärenden Naturkraft zu einem Kultus voll üppiger Sinnlichkeit und Unzucht, neben dem ein finsterer Dienst mit Menschenopfern und Selbstverstümmelung herging, ein Gegensatz von ausschweifender Hingebung an die Lüste des Fleisches und die Reize der Sinne und von maßlosem Versinken in Schmerz und Verzweiflung. Genußsucht wechselt hier ohne Vermittlung und Übergang mit grausamer Selbstqual. Derselbe Grundzug, der ihrer Religion und deren Übung anhaftete, zeigt sich auch in ihrer

Staatenbildung

Staatenbildung und nationalen Entwicklung. Neben der leidenschaftlichen Hinopferung ganzer Völker, ohne daß das geringste Mitleid die Herzen der Sieger durchzieht, finden wir die ergreifendsten und wehmütigsten Klagen um eigenes und fremdes Leid. Rücksichtslosigkeit bis zum Äußersten und auf der andern Seite zarteste Liebe machen den Charakter der Semiten aus. Erbarmungslos gegen ihre Feinde, tun sie für ihre Freunde und Angehörigen alles. Es war ihr Schicksal, zu ernten, wie sie so oft gesät hatten. Darum sind Ninive und Babylon in einem Fall zugrunde gegangen, der seinesgleichen nicht hat. Darum der ungeheure Haß, der sich auch gegen das Gute wehrte, das sie in so reichem Maße über die Menschheit ausgestreut haben. Doch hat sich aus ihrer Bildung und Kultur noch manches bis auf unsere Tage gerettet. Waren es doch die Babylonier und Assyrer, die die Gesetze des Natur- und Menschenlebens in den Sternen zu ergründen suchten und die Schöpfer der Astronomie und ihrer unechten Schwester,

der Astrologie, wurden. Regsam und erfindungsreich, richteten beide Völker ihre Tatkraft und ihren emsigen Forschungstrieb zugleich auf Handel, Industrie und Schiffahrt, wodurch sie die Vermittler zwischen Morgenland und Abendland, die Träger und Verbreiter des östlichen Kulturlebens nach dem noch unentwickelten Westen wurden. Bis weit nach dem Mittelländischen Meere hin reichte ihr Einfluß und finden wir die Spuren ihrer Kultur, die sich mit der sogenannten kretischen und der Inselkultur die Hände reichte. Hier ist die Aufhellung noch so manches Gebietes, das aus dem frühgeschichtlichen Dunkel emportaucht, der historischen Forscherarbeit vorbehalten: vor allem die Kultur der Westasiaten, die wir nur im Umriß zu erkennen vermögen, bedarf noch sehr der Bearbeitung im einzelnen. Genauer ist uns nur die Kultur der Phöniker bekannt. Die List und Verschlagenheit der Sidonier, die kühne Unternehmungslust der Tyrier, der Reichtum und die Pracht der Babylonier waren im ganzen Altertum berühmt. Auch die Kriegskunst vernachlässigten sie nicht, doch wurden sie darin überholt von den stammverwandten Assyrern. Vor allen blieb den Babyloniern der Ruhm, zuerst ein geordnetes Staats- und Rechtsleben mit festen Gesetzen eingerichtet und die Personen und das Eigentum gegen Despotismus und Willkür sichergestellt zu haben. Die Assyrer aber pflegten neben den Waffen auch die Baukunst und Bildnerei, wie die merkwürdigen Denkmale beweisen, die man in unsern Tagen unter der Erde hervorgegraben hat, wo sie gegen dritthalb Jahrtausende geruht hatten. Semitischen Stammes war auch das unscheinbare Volk der Hebräer, das sich zwischen dem chaldäischen und assyrischen Reiche im Osten und dem meerbeherrschenden Handelsvolk an der phönikischen Küste im Westen feste Wohnsitze erkämpfte. Als Eindringlinge standen sie der einheimischen kanaanäischen Bevölkerung, obwohl stammverwandt, feindlich gegenüber. Dieser Gegensatz, den sie durch ihre nationale Abgeschlossenheit und ihre eigentümlichen, dem heidnischen Wesen der Nachbarvölker widerstrebenden Sitten, Einrichtungen und Religionssatzungen noch verschärften, brachte das Volk Israel in eine isolierte Stellung und bewirkte, daß sie den von den Vorfahren überkommenen Glauben an ihren Nationalgott Jahve festhielten und, nach einzelnen vorübergehenden Verirrungen, immer wieder mit alter Treue und Pietät zu ihm zurückkehrten. Die Muße, die ihnen von der Wartung der Herden und dem Anbau der Felder übrigblieb, widmeten sie dem Dienste Jahves, und die kriegerischen Großtaten, wozu sie durch die feindlichen Nachbarstämme getrieben wurden, bewahrten sie in treuer Überlieferung. Ihre Lage zwischen den beiden erobernden Großmächten Assyrien und Ägypten verwickelte sie in Kämpfe, denen ihre schwachen Kräfte nicht gewachsen waren. Nach heldenmütigem Ringen erlag zuerst Israel und dann Juda. Wenn es den Israeliten auch niemals wieder gelungen ist, den altnationalen Staat neu aufzurichten, die Folgerichtigkeit ihrer Entwicklung und die Vergeistigung ihres monotheistischen Religionssystems, mit dem sie nach jahrhundertelangem Denkprozeß sich hoch über ihre semitischen Brüder erhoben hatten, mußten sie schließlich mit der Völker-

Hebräer

gruppe auch innerlich in nähere Berührung bringen, die dazu bestimmt erschien, zum Herrn des Erdballs zu werden, mit den Indoeuropäern. Unter ihnen zerstreut, haben sie, nicht selten wegen der Zwiespältigkeit ihres Wesens angefeindet, ein nicht unwichtiges Ferment gebildet, das, trotz vielfacher wohltätiger Kritik auf einer Reihe von Kulturgebieten, freilich nie mehr dazu gelangt ist, befruchtend und fördernd auf die Gesamtentwicklung der Menschheit einzuwirken. Diese erhabene Aufgabe war und ist vielmehr ausschließlich dem indoeuropäischen Stamme vorbehalten geblieben.

Indoeuropäer

Nur zwei große Familien des indoeuropäischen Völkerstammes hat uns die bisherige Darstellung vor Augen geführt. Die Arier in Indien und in Iran brachten Religions- und Bildungsformen zur Entfaltung, die, von derselben Wurzel ausgehend, durch die Einwirkung der umgebenden Natur verschiedene Richtungen nahmen.

Inder

In den fruchtbaren Ländern Indiens, wo unter einem lachenden Himmel Flur und Wald in seltener Üppigkeit prangt, folgten die Arier dem angeborenen Hang zur Ruhe und Beschaulichkeit und bildeten mit solcher Ausschließlichkeit das Geistes- und Seelenleben aus, daß Natur und Welt in ihren Augen alle Realität verloren, und daß sie selbst sich von dem wirklichen Leben abwandten und nur in der Welt der Phantasie und im Anschauen der Gottheit ihre Befriedigung fanden. Die Priester bevölkerten Himmel und Erde mit Scharen von Göttern und Geisterwesen, die sie wieder durch den ursprünglichen Begriff von Brahma als Urgeist und Weltseele zur Einheit zusammenfaßten. Dieser Brahmabegriff wurde allmählich durch die erstaunliche Geistestätigkeit der indischen Geistesgelehrten auf eine Höhe der Abstraktion geführt, daß er alle Gestalt verlor und die große Menge ihn nicht mehr fassen konnte. Nur Brahma, der unpersönliche Weltgeist, aus dem alles seine Entstehung nahm, und zu dem alles im ewigen Kreislauf wieder zurückkehren mußte, hatte für sie wahres Sein. Alles Übrige war Schein und Sinnestäuschung, von deren Einwirkung sich der Weise mit allen Kräften befreien müsse. Wurde dieser alles verschlingende Pantheismus auch mit der Zeit durch die Rückwirkung der Religion des Buddha in etwas gemildert, so war doch die ganze indische Nation so sehr dem Leben abgewendet, daß auch diese Reaktion keine wesentliche Änderung im Volksleben erzeugte, und daß kein tatkräftiges Handeln Boden gewann. Die Nächstenliebe überschritt nie die Schranke der Kaste; sie erhob sich kaum zu der Höhe des Nationalgefühls und der Vaterlandsliebe; allgemeine Menschenliebe war am Ganges und Indus ein unbekannter Begriff. Selbst der Buddhismus, obwohl ursprünglich auf Erweckung der Menschenliebe und auf sittliche Erhebung gerichtet, artete mit der Zeit zu einem starren Gesetzes- und Zeremoniendienst aus und sah das Auslöschen der Einzelexistenz im Nirwana als höchstes Gut und Lebensziel an.

Iranier

Anders gestaltete sich das Geistesleben bei den Ariern in Iran, wo die Gegensätze der Natur und des Klimas den Glauben an eine zwiefache Göttermacht erzeugten und das Mühen und Ringen um die Bedürfnisse des Daseins das Volk mannhafter und kräftiger erhielt. In Iran, dem Lande schroffer geographischer Gegensätze, konnte sich der

Gottesbegriff nicht, wie in dem reizenden Gangesgebiete, zur Einheit gestalten. Der unversöhnliche Zwiespalt, den der Iranier in der Welt der Wirklichkeit gewahrte, mußte sich auch in seinen religiösen Vorstellungen abspiegeln. Er bildete sich ein Geisterreich in und über der Natur und bevölkerte es mit Scharen guter und böser Wesen, die sich die Erlösung und das Verderben der Welt und der Menschheit als Ziel und Kampfpreis ihres Ringens und Mühens aufstellen. Dem Inder ist die ganze Natur vom Übel und der Nichtigkeit verfallen, dem Perser nur die eine, von Ahriman herrührende Seite derselben. Des Iraniers Lebensaufgabe besteht daher nicht, wie die des Inders, in der Auflösung und Vernichtung des irdischen Daseins, sondern in der Bekämpfung der Arges sinnenden Dämonen in der äußern Natur wie in der eignen Brust, damit die Lichtgeister, die Diener des Ormuzd, die Herrschaft erhalten. Diese praktische und sittliche Aufgabe bildete die Grundlage der Lehre, die in dem Avesta niedergelegt war; und diese Lehre war so einflußreich auf das sittliche und werktätige Leben des Stammes, daß schon die ältesten Schriftsteller der Griechen die Sittenreinheit, Wahrhaftigkeit und Arbeitsamkeit der Iranier rühmend hervorheben. Das Zeremoniell und die Reinigungsvorschriften, womit in der Folge die Priesterschaft der Magier das Volksleben fesselten und die freie Bewegung der Kräfte hemmten, griffen nie so tief in das praktische Leben ein, daß sie das tatkräftige Handeln gelähmt, das Wohlgefallen an der Natur erstickt und ein Traum- und Büßerdasein als höchste Lebensaufgabe aufgestellt hätten. Darum entfalteten die Iranier auch ein großes politisches Leben, mächtige Persönlichkeiten, wie Kyros und Dareios, kamen zur Erscheinung, das Kastenwesen fand keine Entwicklung. In Indien ging die Menschengeschichte in den Religionsmythen unter, die Herrschergestalten verflüchtigten sich zu Repräsentanten der Gottheit und Vollstreckern der Priestergesetze, die individuelle Kraft verlor sich im Kastenzwang. Aus der Weltabwendung der Inder geht hervor, daß sie nicht zur Weltherrschaft berufen waren; aus der Kampfreligion des Avesta aber kann man erkennen, daß seine Anhänger sich zu Herren der Welt zu machen entschlossen waren. Und so geschah es auch. Aus dem Schoße des Mederreiches ging das Weltreich der Perser hervor, das unter der Führung eines Heldenkönigs schnell einen Umfang gewann wie keines der früheren Reiche. Nicht nur die semitischen Völker und Städte mußten sich als Glieder dem persischen Riesenkörper anschließen, auch Ägypten gehorchte den Geboten des Herrschers von Susa und Persepolis, die zahlreichen Völkerstämme Kleinasiens huldigten der überwältigenden Macht der Perser, und die griechischen Handelsstädte an der Küste des Ägäischen Meeres mit ihrem edlen Kunstleben zierten, wie ein Purpursaum am Herrschergewand des „Großkönigs", den Westrand des gewaltigen „Königreichs der Länder".

Die Perser besaßen jedoch nicht die ordnende und gestaltende Kraft, die zur Bewältigung und Verbindung der verschiedenartigen, unterworfenen Volkselemente erforderlich gewesen wäre. Ohne inneres Band lagen Stämme und Völkerschaften, verschieden an Religion und Natur, an Sitten und Sprache, an Lebensweise und Bewaffnung, in einem Massen-

staate nebeneinander. Mit der Aufrichtung des persischen Weltreichs und seinen Versuchen, sich auch den Westen zu unterwerfen, beginnt abermals der wechselvolle Streit zwischen Orient und Okzident.

Gegensätze der orientalischen Großreiche

Dies konnte aber erst geschehen, nachdem zwischen den Kulturkreisen des Orients sich ein Ausgleich vollzogen hatte. Der ostasiatische Kreis war ausgeschlossen um der weiten Entfernung und scharfen Abgrenzung willen, die ihn vom Westen trennten. Der indische Kulturkreis blieb, um der oben angedeuteten geistig-politischen Entwicklung willen, von dem Gang der Weltgeschichte im Altertum ebenso fern, wie er ihm heute noch steht, und so mußte sich denn der Ausgleich in der Hauptsache zwischen den Semiten Vorderasiens und den Hamiten am Nil vollziehen. Das tausendjährige Ringen beider Kulturkreise, die sich von kleinen Stammesstaaten bis zum Weltreich hindurchgearbeitet hatten, endete mit der inneren politischen Erschöpfung beider Staaten. Das schon damals geplante Vordringen, vor allem der Westasiaten, nach Europa fand seine Abwehr und seinen Rückschlag in den Stürmen der Kossäer und Kimmerier und in dem denkwürdigen Einfall der Seevölker in Vorderasien. Das waren die ersten Vorboten der Rückwirkung des Abendlandes, die von nun an in regelmäßiger Folge an die Vorstöße Asiens sich anschließen sollten.

Als dann die Perser das Erbe der durch ihre langen Kämpfe ermatteten Assyrer, Chaldäer und Ägypter angetreten hatten, übernahmen sie nur die Fortsetzung früherer Bestrebungen, wenn sie den assyrischen Großkönigen gleich das Schwarze Meer zu einem persischen Binnensee zu machen gedachten oder, wie die großen Pharaonen, nach den westlich gelegenen Ländern am Mittelländischen Meere blickten und die Besitzungen der phönikischen Handelsherren sich untertänig zu machen

Perser und Griechen

strebten. Jedoch damit begnügten sie sich nicht; gestützt auf eine mechanisch zusammengefügte Menge, führte der Großkönig, dessen Reich von den Schneehöhen des Hindukuschgebirges bis an die ägyptische Wüste und an die Mündungen der Donau reichte, seine zahllosen Scharen wider die Griechen, um auch deren kleine Staaten als zinspflichtige Glieder seinem unermeßlichen Reiche anzufügen. Hier jedoch zerschellte sein Riesenbau an einer geheimnisvollen, dem Oriente unbekannten Macht, an der Selbstregierung und an der individuellen Freiheit und der Kraftentfaltung der Hellenen. Der Leistungsfähigkeit der hochgebildeten Einzelnen vermochte die asiatische Massenentwicklung nicht standzuhalten; seinerseits aber empfand das hochbegabte Volk der Hellenen, das sich damals noch im Banne des Stammesstaates befand, durch den Ansturm der Perser einen starken Antrieb zur nationalen Einigung; es erreichte diese jedoch nur auf geistigem und religiösem Gebiet. Erst als die Strömung wieder rückwärts flutete und die Makedonier über das alternde Perserreich herfielen, um es zu unterwerfen, zeigte sich auch ein Zug zur politischen Zusammenfassung aller Hellenen, freilich zu spät, um vor der heraufsteigenden Macht der Römer standzuhalten.

Zweites Buch.
Griechische Geschichte.

Erstes Kapitel.
Land und Volk der Griechen.

A. Das griechische Land und seine Bewohner.

§ 56. Das Festland. Griechenland ist der südliche Teil einer großen Halbinsel, die im Norden breit und zusammenhängend, im Süden schmal, unregelmäßig und buchtenreich erscheint. Von vielen Gebirgszügen durchschnitten, besteht sie aus Berg- und Hügellandschaften, die das Land in eine Menge kleiner, abgeschlossener und gesonderter Gebiete teilten und die Entstehung vieler getrennter Staaten, gleich den Kantonen der Schweiz, begünstigten. — Im Norden wird die Halbinsel von einer großen, vom Adriatischen bis zum Schwarzen Meere reichenden und in ihrem östlichen Verlauf Hämus oder Balkan genannten Gebirgskette durchzogen. Ihren südlichen Abhängen sind die reichen Gebirgsländer Illyrien, Makedonien und Thrakien vorgelagert, die neben hohen, teilweise an Gold- und Silbergruben reichen und mit Waldungen bedeckten Berggegenden Täler und Ebenen von großer Fruchtbarkeit enthalten. Im Süden stoßen sie an das Ägäische Meer, welches Griechenland von Kleinasien trennt, und aus dem man durch die schmale Straße des Hellespont (Dardanellen) in das kleine Meerbecken der Propontis (Marmarameer) gelangt. Von diesem führt dann die noch schmalere, flußähnliche Straße des Bosporus in das schwarze „gastliche" Meer (Pontos Euxeinos). Bedeutende Flüsse hat die Halbinsel nicht; zu den ansehnlichsten gehören der Hebros (Maritza), Strymon (Struma) und Axios (Vardar). Jedoch vermittelt keiner von ihnen den Verkehr in das Binnenland; nur ihre Täler, und auch diese nur in bescheidenstem Maßstabe, kommen in Betracht für die Entwicklung und Erschließung des Landes. Auffällig ist der Mangel geeigneter Verbindungsstraßen zu Lande; auch die Römer haben, trotz ihres ausgebreiteten Straßensystems, hier nur wenige Überlandwege angelegt, von denen allein die via Egnatia von Dyrrhachium nach Byzanz Bedeutung erlangte. Der Verkehr erfolgte fast nur zur See, und zu Lande wählte man immer den kürzesten und vom Meere aus am leichtesten erreichbaren Weg.

Balkanhalbinsel

Das eigentliche Griechenland, das sich südwärts an Illyrien und Makedonien anschließt und in seiner Gesamtheit einen Flächeninhalt von etwa 72 000 qkm umfaßt, teilt sich in drei scharf voneinander gegliederte Ländergruppen.

1. Nordgriechenland besteht aus Epirus und Thessalien, zwischen denen sich von Norden nach Süden das wilde, zackige, fast immer beschneite Felsengebirge Pindos hinzieht. Das erstere ist ein rauhes, zerklüftetes Gebirgsland, von verschiedenen Völkern kriegerischer und abgehärteter Natur bewohnt, deren Fürsten alljährlich nach feierlichem Opfer bei dem Dorfe Passaron gesetzlich zu regieren schworen und dafür den Treueid des Volkes empfingen. Im Innern wohnten die Molosser;

I. Nordgriechenland
1. Epirus

im Süden des Landes die Thesproter und die Athamanen. Zwischen ihnen, an der Mündung des Arachthus lag die wichtigste Stadt des Landes, Ambrakia (Arta) an dem nach ihr benannten Meerbusen. Die Molosser waren das wichtigste epeirotische Volk, und ihre Dynasten haben sich in der Regel als Fürsten und Könige von Epirus bezeichnet (§ 143, 184). Die Mitte des Landes an den Abhängen des Tomaros nahm die Landschaft Dodonäa mit dem weitberühmten Zeusorakel ein. Weiter nordwärts an der illyrischen Küste lag Epidamnus (Dyrrhachium, Durazzo) eine korinthische Kolonie. Die Bewohner des Landes wurden von den Hellenen nur als halb zu ihnen gehörig und stark mit illyrischem Blute vermischt angesehen. Obwohl sich Epirus rühmte, eine der Ursprungsstätten des griechischen Volks zu sein, hat es doch wegen seiner abgeschlossenen und unzugänglichen Lage fast nie eine

2. Thessalien

Rolle in der Geschichte Griechenlands gespielt. — Thessalien ist ein rings von verschiedenen Gebirgszügen eingeschlossenes Land, ursprünglich wohl ein Seebecken, mit fruchtbaren Ebenen und fetten, zur Pferdezucht geeigneten Triften. Es wird von dem ruhig dahinfließenden Peneios (Salamvria) durchströmt, dessen von grottenreichen Felswänden umgebene und von schattigen, malerisch geordneten Gebüschen bewachsene Ufer nahe am Ausfluß das durch seine grotesken Naturschönheiten berühmte Tal Tempe zwischen dem Berge Olympos, dem „vielgezackten" Göttersitze, und dem Ossa bilden. Das Peliongebirge auf der Halbinsel Magnesia schließt die Bergreihe nach Südosten ab, doch lassen sich weitere Verzweigungen nach Euböa und den anderen Inseln verfolgen. Das Land zerfiel in die vier Landschaften: Hestiäotis, Phthiotis, Thessaliotis und Pelasgiotis, die wohl nach den sie bewohnenden Völkern benannt sind. Unter ihnen ist Pelasgiotis zu einer gewissen Berühmtheit gelangt, weil man dieses Land für die Heimat der angeblichen vorhellenischen Bewohner Griechenlands, der Pelasger (§ 58) ansah, die man überall verbreitet wähnte. Unter den thessalischen Städten sind bemerkenswert Larissa (ein auch sonst häufiger vorhellenischer Städtename, der wohl Festung bedeutet) am Peneios, die alte Hauptstadt, Jolkos und Lamia an zwei Buchten; die Ebenen von Pharsalos und der Bergzug der unweit gelegenen Kynoskephalä (Hundsköpfe) wurden in der Folge als Schlachtfelder berühmt. Thessalien wurde von ritterlichen Adelsgeschlechtern beherrscht, die als Reisige im Heere fochten. Tapfer und stolz auf volkstümliche Unabhängigkeit, aber ohne Empfänglichkeit für gemeinhellenische Dinge, beschränkte der thessalische Adel seine Hauptsorge auf Roßzucht und Turniere, Jagd und Tafelfreuden und kleine Grenzfehden. Ein regeres nationales Leben konnte in dem Lande nicht Wurzel schlagen. Die schöne, fruchtbare, von Gebirgen und Höhenzügen durchschnittene Ebene zerfiel in eine Reihe selbstherrlicher Städte und Bezirke, die, von reichen Geschlechtern regiert, für die Dauer allgemeiner Heerfahrten den diktatormäßig gebietenden Herzog oder Tagós wählten, im übrigen aber ein Sonderleben führten. Gastfreundschaft, Prunkliebe und Offenheit bildeten die bessere Seite des Nationalcharakters, namentlich bei den Großen, aber Eigenliebe und Sinnlichkeit zerstörte mit der Zeit den mannhaften, biederen Sinn und die ritterliche Tugend. Den südlichen Grenzwall Thessaliens bildet das rauhe Othrysgebirge und die Bergkette des Öta; zwischen ihrem Fuß und dem Meerbusen lag eine ganz schmale Strandebene, die den einzigen bequemen Eingang von Thessalien nach Hellas bildete. Dies ist der berühmte zwei Stunden lange Paß der „heißen Tore" (Thermopylä), der ehemals zwischen dem vortretenden Kallidromosgebirge und der sumpfigen Meeresküste an zwei Stellen so enge war, daß nicht zwei Wagen nebeneinander durchfahren konnten.

II. Mittelgriechenland

2. Im Osten bis zum Vorgebirge Sunion ist Hellas von Ausläufern des Oeta durchschnitten, unter denen in Attika der Pentélikon wegen seines Marmors, der kräuterreiche Hymettos wegen seines Honigs und das Lauriongebirge wegen seiner Silberbergwerke am bekanntesten sind. Andere Zweige des Pindosbergzuges ziehen sich von Epeiros her in südöstlicher Richtung und bilden die als Musensitze berühmten Berge Parnassos, Helikon und Kithäron. Der Parnassos, der merkwürdigste darunter, ist ein über 2000 Meter hohes, fast senkrecht aus der Ebene emporsteigendes nacktes Felsengebirge von bläulichgrauem Kalkstein in imposanter Umgebung. Nach Westen zu zweigen sich ebenfalls vom Öta ausgehende Gebirgsketten ab, die das unzugängliche Atolien einschließen (Panätolikon, Arakynthos) und sich in den Vorgebirgen Akarnaniens verästeln. Unter den Flüssen ist der Achelóos, der vom Pindos kommt, der größte. Durch Böotien fließt der auf dem Öta entspringende Kephisos, der früher das Kopaisseebecken ausfüllte und jetzt nach dessen Austrocknung sich in den Euböischen Golf ergießt. Die Ebene von Attika endlich durchströmen drei Flüßchen, der eleusinische und der athenische Kephisos und der Ilisos.

1. Attika

Hellas zerfällt in folgende Landschaften: Attika (zur Zeit des Peloponnesischen Krieges [nach E. Meyer] 210 000 Bürger und 150 000 Sklaven), ein wenig fruchtbares, nur an Oliven, Feigen, Honig und Wachs reiches Hügelland mit der Hauptstadt Athen, der auf der Halbinsel Munichia angelegten Hafenstadt Peiraieus (Piräus), die von Themistokles statt des älteren Hafens Phäleron zum Kriegshafen und zur Schiffswerfte

umgeschaffen worden war, mit Eleusis, dem berühmten Mittelpunkt des Demeterkultus und der geheimen Weihen (Mysterien), zu dessen ehrwürdigem Heiligtum die mit vielen Denkmälern geschmückte heilige Straße führte, und mit der Ebene von Marathon. Athen gegenüber im Saronischen Meere liegen die durch ihre hohe Kultur, ihre Schiffahrt und ihren Kunstsinn ausgezeichnete volkreiche Insel Aegina und das seltsam geformte Salamis, das wohl einst eine Ansiedlung der Phöniker (§ 39) war. — Böotien, ein fruchtbares Land um den ehemals im Sommer zusammenschwindenden, gegenwärtig völlig trockengelegten See Kopais, dessen Wasser durch unterirdische Abzugskanäle (Katabothren) dem Meere zugeführt ward. In seiner Nähe lag das durch Handel blühende Orchomenos, der Sitz der Minyer (wohl eines vorgriechischen Volks), mit merkwürdigen frühgeschichtlichen Ruinen (Schatzhaus des Minyas). Das böotische Land vereinigte die Vorteile des Küsten- und Binnenlandes. Denn es berührte die Hauptstraßen des griechischen Seeverkehrs und hegte zugleich im Innern eine Fülle von Hilfsquellen. An der Spitze der 14 zu einem Bunde vereinigten böotischen Städtegebiete stand das siebentorige Theben mit der Burg Kadmeia. Böotien war der Schauplatz der meisten Kriege; daher sind viele Orte durch Schlachten berühmt, so das heldenmütige Platää am Kithäron nahe der Grenze von Attika, das sich schon im Jahre 510 unter die Schutzherrlichkeit Athens stellte, Delion an der Küste des Euripos, Koroneia, Leuktra, Chäronea. Unter den übrigen Orten sind noch zu nennen: die Hafenstadt Aulis am Euripos, Tanägra auf einer steilen Anhöhe in einer weinreichen Gegend, Haliartos am Kopaischen See, Askra, die Heimat Hesiods, Lebadeia (das als Livadia unter der Türkenherrschaft Mittelgriechenland den Namen gab), Thespiä. Böotien war häufig von Erdbeben heimgesucht; Orchomenos fand bei einem solchen seinen Untergang. Vielleicht ist der Mythos vom Versinken des Sehers Amphiaraos mit seinem Viergespann in der Hügelgegend von Tanagra auf eine solche Erderschütterung zu beziehen. — Phokis, das obere Tal des böotischen Kephisos, wird überragt von dem steilen Felsengebiete des Parnassos, an dessen Abhang zu Füßen der Phädriaden (steiler Felswände mit eigenartigem Glanz), aus einer Schlucht die Musenquelle Kastalia hervorsprudelt. Am Fuße des Parnassos an einem als Mittelpunkt („Nabel") der Erde gedachten Orte lag die heilige Tempelstadt Delphi (Pytho) mit ihrem berühmten Apollooorakel und zahlreichen Prachtgebäuden und Kunstwerken. Die an steilen Felswänden sich hinziehende Tempelstadt die gegenwärtig von der französischen Archäologenschule in Athen ausgegraben wird, stieg amphitheatralisch empor, und der Tempel und die heiligen Stätten konnten nur auf einer steil sich emporwindenden Straße, dem „heiligen Weg", erreicht werden. Delphi machte durch die wilde Naturschönheit, den Wechsel der Felsen, Waldungen, Grotten, Bäche, des öden Gebirges und der fruchtbaren Ebene einen mächtigen Eindruck und erfüllte mit den Schauern religiöser Gefühle. Neben der Stadt Delphi sind noch nennenswert das uralte Daulis, der Hauptsitz der schon in vorgriechischer Zeit hier ansässigen Thraker, die feste Stadt Eläteia und die fluchbeladenen Orte Krisa und Kirrha, die wegen Eingriffs in die Tempelgüter und wegen Wuchers, den sie auf Kosten der zahlreichen nach Delphi ziehenden Pilger übten, zerstört wurden. In Phokis läßt es sich am deutlichsten erkennen, daß schon lange vor den Hellenen eine vorgriechische Bevölkerung das Land besessen hat; denn die Reste jener Bevölkerung (die Abanten, Hyanten, Phlegyer u. a.) haben noch in geschichtlicher Zeit existiert. Die Phoker lebten ohne Sklaven in zweiunzwanzig Stadt- und Landrepubliken, die, unabhängig innerhalb ihrer Grenzen, über gemeinsame Angelegenheiten durch Abgeordnete ratschlagten. — Doris, das oberste Tal des Kephisos, der sich dort aus mehreren Gebirgsbächen zusammensetzt, ist ein kleines, rauhes Gebirgsland, Stammsitz der Dorier, mit vier unbedeutenden Städten. — Den Namen Lokris führten drei Staaten: 1. das epiknemidische (d. h. am Abhange des Berges Knemis gelegene) Lokris in der Nähe der Thermopylen, 2. das opuntische mit der Stadt Opus am Euripos, 3. das ozolische (nach dem Stamme der Ozolen genannte) am „Krisäischen" oder Korinthischen Meerbusen (mit der Hafenstadt Naupaktos (jetzt Lepanto). Die Lokrer waren Hirten und Ackerbauer, bei denen sich lange Zeit friedliche und patriarchalische Zustände erhielten, begünstigt durch die abgeschiedene Lage ihrer nur dürftigen Ertrag gewährenden Länder. — Malis, Ötäa und das Land der Anianen waren die Landschaften, die das breite Becken des Spercheios zwischen den Achäischen Bergen und dem Othrys einerseits und dem Ota mit seinen Ausläufern anderseits ausfüllten, öfter zu Thessalien gerechnet wurden, aber eigene politische Gemeinschaften bildeten. Das Land der Malier am Malischen Busen hatte als Hauptstadt Anthela, den Versammlungsort der Amphiktionen. An den steilen Abhängen des Kallidromos war der berühmte Engpaß der Thermopylen, so benannt von den warmen Schwefelquellen, die darin entspringen. Auf steilen Höhen lagen die festen Städte Herakleia und Trachis. Die beiden anderen Gebiete waren wenig bedeutend; in der Geschichte von Hellas haben sie keine Rolle gespielt; es waren von Hirten bewohnte Täler, in denen sich noch lange der Brauch und

2. Böotien

3. Phokis

4. Doris

5. Lokris

6. Malis, Oetaea, Aeniania

7 Aetolien die Sitten der Ahnen erhielten. — Atolien ist ein rauhes, waldiges, vom Acheloos durchströmtes Gebirgsland, das in seiner Gesamtheit erst seit dem Peloponnesischen Krieg den Namen trug und in zwei Gebiete, das alte und das hinzuerworbene Atolien, zerfiel. Das alte Atolien (auch Aolis genannt) lag an den waldigen Abhängen des Arakynthos und an den Ufern des schönen Trichonissees und hatte als Hauptorte die beiden Städte Kalydon und Pleuron. Das hinzu erworbene Atolien lag in den unwegsamen Gebirgen, die sich um das Panätolikum gruppieren. Die Bewohner beider Länder, besonders des Binnenlandes, waren zum guten Teil illyrischen Ursprungs und lagen neben reichlicher Jagd, Viehzucht und geringem Ackerbau in den fruchtbaren Ebenen an der Südküste hauptsächlich der Land- und Seefehde ob. Auch in den späteren Zeiten, als sie sich zu einem Bunde einigten und in dem säulengeschmückten Thermon tagten, vermochten sie den halbbarbarischen Ursprung nicht zu überwinden. — Akarnanien, südwärts vom Ambrakischen Meerbusen, war ebenfalls ein sehr gebirgiges Land, reich an Buchten und Seen und an seiner Küste von Inseln umkränzt, von denen die größte, Leukas, zeitweise durch eine Landzunge mit dem Festlande zusammenhing. Hauptort des Landes war Stratós, am Acheloos gelegen, dessen Mündung von Oiniádai beschützt ward In späteren Zeiten traten die Städte Anaktorion und Argos Amphilochikon hervor. Der Grundstock der Bewohner war auch hier illyrisch und hat der später gemischten Bevölkerung die Vorliebe für Jagd und Viehzucht vererbt. Die Atoler, Akarnanen und Epeiroten gehorchten entweder erblichen Fürsten oder vom Volke gewählten Ältesten und Häuptlingen. — Durch die kleine Landschaft Megäris mit der nahe an der Küste liegenden Stadt Megära kommt man an den von dem Korinthischen und Saronischen Meerbusen bespülten Isthmus (Landenge), welcher Hellas mit dem inselartig abgeschlossenen Landteil im Süden verbindet.

8. Akarnanien

9. Megaris

III. Peloponnes

3. Die auf vier Seiten vom Meer begrenzte Halbinsel Peloponnes (jetzt Morea), „die Burg von Hellas", ist durchweg Gebirgsland. An die Landschaften Mittelgriechenlands wird es angeschlossen durch den Isthmus von Korinth, die schmalste (jetzt von einem Kanal durchstochene) Stelle der Landschaft Korinthia. Diese selbst liegt am Saronischen und Korinthischen Meerbusen. Ihre Hauptstadt war das reiche, prächtige Korinth, berühmt durch Handel, Gewerbefleiß und Kunstfertigkeit (Erz- und Tonbildnerei), das durch die beiden Häfen Schoenus und Kenchreä nach Süden, und Lechäon, mit dem es durch Schenkelmauern verbunden war, nach Norden hin seine Macht über das Meer ausübte. Auf hohem, kegelförmigem Felsen thronte über der Stadt das feste Akrokorinth. Heute sind von der alten Pracht und Herrlichkeit nur noch eine sehr alte, dorische Tempelruine (§ 91) und wenige Reste der Burg übrig. Westlich schloß sich die kleine Landschaft Sikyon an mit der gleichnamigen Hauptstadt, ein uralter Sitz hellenischer Kunst, und nach Süden die Bauernrepubliken Phliasia, mit der Hauptstadt Phleius, und Kleonä, mit dem Hauptort Nemea, die für sich im Hochtal abgeschlossen ein stilles, von der Geschichte wenig berührtes Dasein führten. — In der Mitte der Halbinsel erhebt sich das rauhe Tafelland Arkadien, ringsum von hohen Randgebirgen eingeschlossen, welche nach der östlichen und nach den drei südlichen Landzungen Abzweigungen entsenden, unter denen der in das Vorgebirge Tänäron auslaufende, das rauhere Lakonien von dem fruchtbaren Messenien scheidende Taygetos am höchsten ist. Auf Arkadiens Berghöhen entspringen die bedeutendsten Flüsse des Landes, der Alpheios mit westlichem, der Pamisos und der teilweise schiffbare Eurōtas mit südlichem Lauf. Dieses nirgends bis an das Meer reichende Gebirgsland war durch seine Naturschönheiten berühmt: hohe Berge wechseln mit fruchtbaren Tälern ab, neben gewaltigen Waldungen fanden sich zahlreiche fette Triften, die das Land zur Viehzucht hinleiteten, und von großen Herden, dem Reichtum Arkadiens, belebt waren. Die Einwohner waren ein einfaches, durch ein rauhes Hirtenleben abgehärtetes und streitbares Volk, das (gleich den Schweizern) gern um Sold in fremde Kriegsdienste trat. Städte von irgendwelcher Bedeutung hatte Arkadien nur wenige. Außer einigen Orten im Norden, die an den sonderbaren abflußlosen Seen von Pheneos und Stymphalos lagen, sind nur wichtig die von den Spartanern lange Zeit in Unterwürfigkeit gehaltenen Städte Mantineia und Tegēa. Außerdem ist noch zu nennen das erst spät auf Epameinondas Rat angelegte Megalopólis (§ 123). — Den Nordrand der Peloponnes nahm Achaia ein, in dessen westlicher Hauptebene sich die wichtigsten Städte Paträ, Agion, Helike befanden, die schon in frühen Zeiten einen Bund mit noch neun anderen Orten geschlossen hatten, der seinen Mittelpunkt im Tempel des Zeus zu Ägion fand (§ 144). Abgeschlossen von der übrigen hellenischen Welt und nur auf den Vorteil der engeren Heimat bedacht, hielt sich der durch Handel, Ackerbau und Gewerbefleiß wohlhabende achäische Städteverein fern von den Kämpfen des übrigen Griechenlands. — Argölis war ein buchtenreiches, felsiges Land mit der Hauptstadt Argos, deren Burg Larissa („Bergfeste") aus vorgriechischer Zeit herzurühren scheint, und den uralten Herrschersitzen Mykenä und Tiryns, deren wichtigste Bauten und Festungsanlagen in zwei Perioden errichtet wurden,

1. Korinthia

2. Arkadien

3. Achaia

4. Argolis

die man vom 20. bis zum 14. vorchristlichen Jahrhundert ansetzt (§ 66). Mykenä scheint gebaut zu sein, um die Hochstraße zwischen Argos und Korinth zu beherrschen, während Tiryns, unweit des Meeres gelegen, den Unterlauf des Inachos und die am Meere gelegene Ebene gegen Angriffe, die von der See ausgingen, schützen sollte. Andere Orte, die teils in der Sage, teils in der Geschichte eine Rolle gespielt haben, waren Lerna, Epidauros, Trözen, Hermione, Nauplia. — Lakonien war ein in zwei Landzungen und Vorgebirge (Tänaron und Malea) auslaufendes rauhes Gebirgsland mit breiten, fruchtbaren Flächen im Eurotastale mit einem fast subtropischen Klima. Die bedeutendsten Städte sind außer der hügeligen, kreisförmig erbauten Hauptstadt Sparta (Lakedämon), die zur Zeit ihrer Blüte etwa 60 000 Einwohner, darunter 8—9000 dorische Bürger, zählte, die uralte Tyndaridenstadt Amyklä, durch einen eigentümlichen Apollokult bekannt, Sellasia, Helos (Heloten?) und die Hafenstadt Gythion am Lakonischen Meerbusen. Die Landschaft Kynuria im Nordosten, die durch den Parnon vom eigentlichen Lakonien abgegliedert ist, war ein selbständiges, jahrzehntelang zwischen Sparta und Argolis streitiges Gebiet. — Messenien war ein fruchtbares, aber wenig bevölkertes Land mit der alten Bergfeste Ithöme, die späterhin der auf den Rat des Epameinondas angelegten Hauptstadt Messene als Burg diente, mit der Seestadt Pylos (Navarino), gegenüber der öden Insel Sphakteria und mit der dorischen Stadt Stenyklaros. Von schönen, waldigen Bergzügen durchschnitten, boten die reichen Ebenen und Abhänge eine Fülle von Getreide und edlen Südfrüchten, und die grasreichen Anhöhen und Berghalden gaben zahlreichen Schaf- und Rinderherden treffliche Weideplätze. — Elis war ein fruchtbares, reiches, vortrefflich angebautes Land, das unter einem heiligen Gottesfrieden (Ekecheiria) stand und darum jahrhundertelang von allen Kriegen verschont blieb. Wichtiger als die Hauptstadt Elis und der uralte Herrschersitz Pisa waren die Gebäude und der heilige Hain Altis in der Ebene von Olympia am Alpheios, wo aller vier Jahre die berühmten olympischen Spiele (§ 71) gefeiert wurden. — Die Gegend südlich vom Alpheios führte den Namen Triphylia und enthielt die beiden Städte Makistos und Lepreon.

5. Lakonien

6. Messenien

7. Elis

Griechenland hat eine sehr reiche Küstenentwicklung, ein glückliches Klima und eine vorteilhafte Bodenbeschaffenheit. Tief dringt das Meer in alle Küsten, gliedert und gestaltet sie auf das mannigfachste, bildet zahlreiche Busen und in ihnen Buchten und Seehäfen. Eine reine und doch milde Luft bewahrt das hellenische Land ebenso sehr vor der Erschlaffung der südlichen wie vor der Rauheit der nördlichen Barbaren; ein klarer und durchsichtiger Himmel zog das Gemüt aufwärts zu heiterer und freier Stimmung; und während das glückliche Klima des Binnenlandes jede Produktion beförderte, die der Beschaffenheit des Bodens irgend entsprach), lud das Meer, welches einen unverhältnismäßig großen Teil seines Gebietes bespülte (3100 km Küstenentwicklung), zu fernen Unternehmungen ein und gewährte den Erzeugnissen der Natur wie des Kunstfleißes sicheren und bequemen Absatz.

§ 57. Die griechischen Inseln. Nicht den unwichtigsten Anteil an dem Aufschwung und der Blüte der griechischen Kultur hatte der Umstand, daß das an sich schon so reichgegliederte Land von einem Kranz fast unzählbarer Inseln umgeben ist, die besonders nach Osten hin gleichsam die Pfeiler einer ungeheuren Brücke bilden, über die die Kultur von Osten nach Westen schreiten konnte. Von verschiedener Größe, haben sie auch verschiedene Rollen in der Geschichte gespielt, von den kleinen, unfruchtbaren Felseneilanden an, die von der ausgesuchten Grausamkeit der Römer als Verbannungsort für politisch mißliebige Personen gewählt wurden, bis zu den ländergleichen großen Inseln Kreta und Kypros, die lange als selbständige Staaten bestanden haben.

Diese Inseln zerfallen im wesentlichen in acht Hauptgruppen: 1. Die Inseln im westlichen (Jonischen) Meer, die später sogenannten Jonischen Inseln (Heptanesos). Kérkyra oder Korkyra (jetzt Korfu) mit gleichnamiger Hauptstadt, in dem man das von Homer gepriesene Scheria, das Eiland der üppigen Phäaken, zu erkennen glaubte, hatte von jeher große Bedeutung durch seine Vermittlerrolle nach dem Adriatischen Meere und nach Italien hin. Für alle griechischen Unternehmungen in dem unbekannten Westen bildete diese Insel den Stützpunkt. Leukas (Leukadia), das ursprünglich mit dem Festland zusammenhing, und auf dessen steilen Kalkwänden dem Apollo ein Heiligtum geweiht war, wird neuerdings von manchen (Dörpfeldsche Hypothese) für den Mittelpunkt eines frühhistorischen Reiches (des Odysseus?) gehalten und mit dem Ithaka Homers gleichgesetzt. Ithaka (Thiaki), ein östlich davon gelegenes steiniges Eiland, war nach Homer der Wohnsitz des Odysseus und der Mittelpunkt des Reiches der Kephallenen, zu dem auch Kephal-

1. Jonische Inseln

lenia (Kefalonia), früher Same genannt, gehörte. Zakynthos (Zante), die schönste aller ionischen Inseln, war berühmt durch Wein- und Ölbau. Gewöhnlich rechnet man auch Kythera (Cerigo) südlich vom Kap Malea zu dieser Gruppe, eine uralte Kolonie der Phöniker, die hier der Aschera-Astarte (§ 41) opferten, woraus später der berühmte Dienst der Aphrodite Cytherea entstand. Alle diese Inseln zeichnen sich durch große Fruchtbarkeit und leichte Zugänglichkeit aus, so daß sie schon in den homerischen Gedichten als vielbegehrte und oft besuchte Gegenden uns entgegentreten.

2. Kreta

2. Kreta (Candia), die drittgrößte Insel des Mittelmeeres (8600 qkm), wird von einem gewaltigen alpinen Gebirge durchzogen, das in dem Ida (Stereós) seine höchste Erhebung (2460 m) hat. Die in drei scharf sich trennende Teile gegliederte Insel zeichnet sich in ihren Ebenen durch Fruchtbarkeit aus. Auch hier fanden sich schon in sehr früher Zeit Ansiedlungen, die von Osten her aus Kleinasien um 3000 v. Chr. unternommen worden waren. Die gegenwärtig dort von verschiedenen Seiten aus stattfindenden Ausgrabungen, die in uralte Zeiten zurückführen, sind noch nicht abgeschlossen und lassen darum zunächst keine bestimmt umschriebenen Resultate zu. Es scheint, als wenn die älteste Bevölkerung aus Nichthellenen (Karern) bestanden habe, von denen sich später noch dürftige Reste als echte Kreter (Eteokreten) im Osten der Insel erhalten hatten. Der Hauptort der Insel war die Königsstadt Knosos, in deren Nähe auch der durch die englischen Ausgrabungen von A. Evans berühmt gewordene Minospalast aufgefunden und ausgegraben worden ist. Man bringt diesen vielfach mit dem angeblich von Dädalus erbauten Labyrinth zusammen. Andere wichtige Städte waren Kydonia, Phaistos, Gortyn, wo sich die berühmt gewordene Gesetzestafel (das Gortynische Stadtrecht, § 91) gefunden hat, und Hierapytna.

Kykladen

3. Die Kykladen. Man versteht hierunter zwölf sich um Delos und Rheneia gruppierende Eilande (Keos, Kythnos, Seriphos, Siphnos, Gyaros, Syros, Andros, Tenos, Mykonos, Naxos, Paros, Oliaros), die die Spitzen der unterseeisch sich fortsetzenden Gebirge von Attika und Euböa darstellen. Die kleinste, aber wichtigste dieser Inseln war Delos, das nationale Heiligtum aller Hellenen, mit seinem Apollotempel. Paros zeichnet sich durch seinen berühmten durchscheinenden Marmor und Naxos durch seinen trefflichen Wein aus. Die kleineren Inseln dienten den Römern als Verbannungsorte.

4. Südliche Sporaden

4. Die südlichen Sporaden. Man versteht hierunter gewöhnlich die südlich der Kykladen gelegenen Inseln vulkanischen Ursprungs, später meist von dorischen Einwanderern besiedelt. Die wichtigsten sind Melos (Milo), Thera (Santorin), auf dem noch heute vulkanische Kräfte walten, das ionische Amorgos, Astypaläa, Karpathos und Kasos.

5. Nördliche Sporaden

5. Euböa (Negroponte) ist die Hauptinsel der nördlichen Sporaden. Das langgestreckte Euböa, vom Festland nur durch eine Meerenge getrennt, war eins der fruchtbarsten Länder Griechenlands. Die beiden wichtigsten Orte waren die an der Westküste gelegenen Städte Chalkis mit der Übergangsstelle über den Euripos nach Böotien und Eretria. Im Norden in der Nähe des Vorgebirges Artemision lag Histiäa, das von den athenischen Kleruchen besiedelt ward und den Namen Oreós empfing, an der hafenarmen Ostküste Kerinthos, im Süden unterhalb des von einem Heraheiligtum gekrönten Ochagebirges Karystos mit berühmten Marmorbrüchen. So wie Euböa das Gebirgssystem des Othrys fortsetzt, stellen die sogenannten nördlichen Sporaden eine Weiterbildung der Halbinsel Magnesia dar. Die wichtigste Insel ist Skyros, ein Felseneiland, das von Dolopern nichthellenischen Ursprungs besiedelt war; nach der Sage soll hier Theseus (§ 65, 4) erschlagen und begraben worden sein.

6. Thrakische Inseln

6. Die thrakischen Inseln gehören, wie die folgenden Gruppen, geographisch nicht zum eigentlichen Griechenland, wohl aber sind sie teils als Kolonien, teils als selbständige Staaten so eng mit dessen Schicksalen verbunden, daß sie hier aufzuführen sind. Vor der griechischen Bevölkerung sind sie mit nichtarischen Bewohnern besetzt gewesen, von denen manche annehmen, daß sie mit den Etruskern stammverwandt waren (§ 159) oder zu ihnen gehört haben. Östlich der Chalkidike liegt das goldreiche Thasos, schon in frühen Zeiten von Phönikern besiedelt, später durch seine Bergwerke eins der wertvollsten Besitztümer Athens. Das gebirgige Samothrake und das südlich davon gelegene Imbros waren berühmt als der Sitz des uralten Kultes der Kabeiren (§ 87). Das vielzerrissene, vulkanische Lemnos war die größte dieser Inseln und bekannt durch den Kult des Hephästos. Sie sind erst verhältnismäßig spät, durch Besetzung mit attischen Kleruchen, hellenisiert worden. Diese Gruppe, die zugleich mit der thrakischen Chersones den Zugang zum Pontos Euxeinos beherrschte, ward von den Athenern frühzeitig erobert und allezeit als kostbares Besitztum angesehen.

7. Kleinasiatische Inseln

7. Die kleinasiatischen Inseln waren von allen am besten bevölkert und reich an Naturprodukten. Die nördlichste von ihnen war Tenedos; dann folgt die üppige, weinreiche Insel Lesbos, mit den beiden Städten Mitylene (Mytilene) und Methymna, die durch feine Bildung, aber auch große Laster bekannt waren. Hier

fand die äolische Sängerschule (§ 86) ihren Ursprung; Alkaios und Sappho wurden hier geboren. — Jonisch waren Chios, berühmt durch Feigen- und Weinbau, wohl der blühendste aller Inselstaaten, und Samos, das durch Handel und Industrie hervorragte. Unweit davon liegt das kahle Felseneiland Patmos, das in der Römerzeit als Verbannungsort diente. Hier soll nach der kirchlichen Tradition der Apostel Johannes unter Trajan hochbetagt im Exil gestorben sein. — Die südlich davon gelegenen Inseln waren schon früh von Doriern besiedelt worden. Die wichtigsten sind Kos, berühmt durch seine Seidengewänder und durch seine ärztliche Schule, die sich an das Heiligtum des Asklepios anschloß, und Rhodos, das sich schon frühzeitig zu einem eigenartigen Staate ausbildete; Rhodos war allezeit ein Mittelpunkt reicher Kunsttätigkeit (§ 61, 151), für die geographische Wissenschaft von höchster Bedeutung und einer der wichtigsten Übergangspunkte zwischen hellenischem und orientalischem Wesen.

Jonische Inseln

Dorische Inseln

8. Kypros (Cypern), im innersten östlichen Winkel des Mittelmeers gelegen, war durch seine Lage dazu bestimmt, die Völker von Ost und West nacheinander aufzunehmen. Zuerst hatten sich hier Völkerstämme vorderasiatischer Abkunft niedergelassen; dann stand die Insel unter phönikischer, ägyptischer und assyrischer Herrschaft. Alle diese Völker brachten ihre Gottesdienste mit, und schließlich entwickelte sich aus dem semitischen Naturdienst der Astarte (§ 41) der Kultus der Aphrodite Paphia. Die Insel selbst, ziemlich gebirgig und arm an Häfen, war reich an allerhand Naturprodukten, Öl, Wein, Holz und Erz. Eins ihrer wichtigsten Bodenprodukte war Kupfer, wonach die Insel auch benannt sein soll. Die Hauptorte waren Salamis, Amathus, Soloi und Paphos. In der griechischen Geschichte tritt Kypros selten hervor, trotz seiner überwiegend griechischen Bevölkerung, die, weit von den anderen Hellenen entfernt, einen eigentümlichen Dialekt sprach und sich einer besonderen, noch nicht ganz sicher enträtselten (Silben-)Schrift bediente, die auf zahlreichen Inschriften erhalten ist, unter denen der Stein von Idalion (etwa 390 v. Chr.) den ersten Rang einnimmt.

8. Kypros

§ 58. Die Urbevölkerung Griechenlands. Die Geschichte Europas beginnt an den Küsten des Ägäischen Meeres, und die Bevölkerung, die an ihnen wohnte, war auch schon in frühhistorischen Zeiten indoeuropäischer Herkunft. Ob es eine vorarische Bevölkerung in diesen Gegenden gegeben hat, wie auf der italischen Halbinsel (§ 159), ist eine bis jetzt noch nicht entschiedene Frage. In der Überlieferung der Griechen selbst erscheint ein nicht indoeuropäisches Urvolk, die Pelasger, deren Herkunft nicht sicher feststeht. Man hat in ihnen aber nicht ein besonderes Volk, sondern wohl nur die Angehörigen eines thessalischen Stammes (§ 56, 1) zu erblicken, dessen Name verallgemeinert und auf andere Bruchteile der Bevölkerung Griechenlands übertragen ward. Neuerdings gewinnt die Ansicht an Boden, daß die nichtarischen Karier, besonders auf Kreta, die Vorgänger der Griechen gewesen sind, die mit der mykenischen (griechischen) Kultur (§ 68) dem Ansturme neuer Eindringlinge von Norden her haben weichen müssen. Die überall erhaltenen Namen von Völkerstämmen, die die Griechen als nicht zu ihnen gehörig ansahen (Eteokreten und Kydonier in Kreta, Dryopen am Oeta, in Argolis, Euböa und Messenien, Dolopen auf Skyros u. a.) und eine größere Anzahl von Ortsbezeichnungen, die sich aus dem Griechischen nicht erklären lassen, weisen darauf hin, daß eine vorarische bzw. vorgriechische Bevölkerung bestanden hat und durch die zeitlich später erfolgende hellenische Flutwelle weggespült, bzw. in die entlegensten Gebirgstäler fortgetragen worden ist. — Fest steht das eine, daß die Geschichte auf der Balkanhalbinsel nur drei Völkerschaften kennt, die sich scharf voneinander trennen lassen: die Illyrier am Adriatischen Meer, die Thraker von den Karpathen bis an den Pontos und den Pindus, und die Hellenen im Süden. Die Illyrier haben sich in den heutigen Albanesen erhalten; das Volk der Thraker ist verschwunden; seine Sprache ist nur aus einzelnen Wörtern bekannt: die Hellenen

Urbevölkerung der Balkanhalbinsel

Pelasger

Historisch bekannte Bevölkerung

allein waren von den drei Völkern berufen, eine große geschichtliche Rolle zu spielen. Die vielfachen Erwähnungen vor- und nichthellenischer Ansiedler, vor allem auf den griechischen Inseln, daneben aber auch an mehreren Punkten des Festlandes, die vom Ägäischen Meere leicht zugänglich waren, erklären sich daraus, daß in vorhistorischer Zeit die nichtarischen Völker Kleinasiens nach Europa hinüberreichten. Denn zwischen Griechenland und Kleinasien existiert keine Grenze: das Meer mit seinen zahllosen Inseln und Buchten scheidet die beiden Kontinente nicht, sondern verbindet sie.

Günstige Lage der Hellenen

Ungeheuer groß ist die Einwirkung der hellenischen Völker auf die Weltgeschichte gewesen gegenüber dem verschwindend geringen Einfluß der Illyrier und Thraker. Es erklärt sich dies, wenn auch nicht allein, doch zum guten Teile, aus der geographischen Gestaltung ihrer Wohnsitze. Die von Gebirgsmassiven eingeschlossenen oder durch Steilküsten vom Meere getrennten Länder der eigentlichen Balkanhalbinsel waren im offenbaren Nachteil gegenüber der weit aufgeschlossenen, tief gegliederten, überall vom Meere bequem zugänglichen Heimat der Hellenen. Besonders günstig wirkte für sie, daß gerade die Ostseite ihres Landes weit offen stand und so die orientalischen Einflüsse leicht zu ihnen gelangen konnten. Auf dem Siegeszuge der Kultur, der in ihrer Urheimat, in den Ebenen des Euphrat und Tigris und an den Ufern des Nil seinen Ursprung nahm, bot Griechenland den bequemsten Übergang nach dem Westen. Hier kreuzten sich schon in Zeiten, von denen uns keine Urkunden überliefert sind, altbabylonische, kleinasiatische und ägyptische Einflüsse.

Name der Hellenen

Ob dieses Hellenenvolk, das sich aus tiefer Barbarei zu den idealsten Höhen der Menschheit emporarbeiten sollte, sich schon in den ältesten Zeiten in Unterabteilungen gegliedert hat, ist heute nicht mehr zu entscheiden. In der weit *nach* der mykenischen Zeit (§ 66) liegenden Epoche, die uns in den homerischen Gedichten geschildert wird, war der gemeinsame Name aller oder doch der hervorragendsten Stämme der Name „Achäer"; es war vielleicht ein alter Ehrenname. Später wurde er nur für die Bewohner des Nordrandes der Peloponnes angewendet. Die heute verwendete Gesamtbezeichnung „Hellenen" oder „Griechen" läßt sich ebenfalls nicht sicher erklären. Hellenen nannten sie sich in den Zeiten nach der Dorischen Wanderung (§ 69), Griechen (Graeci) war ihre Bezeichnung bei den fremden Völkern. Späterhin teilte man sie gewöhnlich in drei Stämme, die *Dorier*, *Jonier* und *Aolier*; ihre Urgeschichte ist sagenhaft, nur so viel hat man bis jetzt feststellen können, daß ihre Anzahl gering gewesen ist und zwar weit geringer, als man seit Strabo allgemein angenommen hat. Scharf umrissen, besonders sprachlich leicht erkennbare Völkerstämme waren nur die Dorier und die Jonier. Der Name Aolier dagegen ist, wie von neuern Forschern überzeugend dargetan worden ist, ein Sammelname für alle nichtdorischen und nichtionischen Griechen und umfaßt eine Menge Stämme, die sprachlich miteinander nur sehr wenig zu tun haben.

Sagenhafte Darstellung von der Entstehung der Stämme

Die Bezeichnung Achäer trat nach der Dorischen Wanderung immer mehr zurück. Die Verwandtschaft der hellenischen Stämme stellt eine wohl unter priesterlichen Einflüssen entstandene Sage folgendermaßen dar: in den Tagen der Vorzeit entstand eine unendliche Wasserflut, in der alle Menschen bis auf *Deukalion* und sein Weib *Pyrrha*

ihren Tod fanden. Diese wurden neun Tage in einem Kasten umhergetrieben, der sich endlich auf dem Gipfel des Pindos oder, wie man später erzählte, auf der Spitze des Parnassos niederließ. Auf ihr Flehen um neue Menschen hätten dann beide die Weisung erhalten, die „Knochen der Mutter", d. h. die Steine der Erde, hinter sich zu werfen. Da seien aus den Steinen, welche Deukalion geworfen, Männer entstanden, aus denen der Pyrrha Weiber. Dem Deukalion gab man in der Folge den Hellen zum Sohn. Der Erstgeborene des Hellen war der „roßfreudige Aolos", der Stammvater der Aolier; der zweite war Doros, die Personifikation der Dorier; sein dritter Sohn war Xuthos, der „Verstoßene", von dem Jon und Achäos abstammen sollten. Auch das Institut der Amphiktionie (§ 71) wurde auf einen Sohn des Deukalion zurückgeführt, und der Name Graikoi (Griechen), den die Bewohner des Westens den Hellenen beilegten (andere aber von der Landschaft Graike, an der Grenze von Attika und Böotien, herleiten wollen), sollte von einem Sohne der Pandora, der Tochter Deukalions, herrühren. Durch diese Ableitung aller Stämme von einem gemeinsamen Urvater erhielt das Gefühl der nationalen Gemeinschaft und Verwandtschaft, welches die Priester in Delphi zu wecken und zu nähren beflissen waren, einen angemessenen, dem Volke begreiflichen Ausdruck.

Die drei Stämme

Graeci

Sprachliche und sachliche Gründe weisen darauf hin, daß im Gegensatze zu den von Süden und Osten hergekommenen Siedlungen der Vorarier die arische Einwanderung nach Griechenland von Norden nach Süden zu erfolgte. In den Ursitzen der Hellenen, in Makedonien und Epirus, erhielt sich deutlich das Gefühl, daß man zu dem großen Hellenenvolke in enger Beziehung stehe. Sprach doch das Dodonäische Orakel inmitten einer halbbarbarischen Umwohnerschaft griechisch! Die Bewohner jener Gegenden blieben aber, schon wegen der oben angedeuteten Beschaffenheit ihrer Länder, hinter den fortgewanderten Brüdern zurück; weder in der geistigen noch zunächst in der geschichtlichen Entwicklung von Hellas waren sie berufen, ein entscheidendes Wort mitzureden. Erst die unvergleichlich glückliche Lage der neuen Heimat brachte neben den orientalischen Kultureinflüssen alle Keime des begabten Volkes zur schönsten Entwicklung. Natürlich läßt sich über die Einzelheiten, besonders über die Verteilung der Stämme, in jenem historischen Morgennebel nichts Sicheres sagen. Nur eine Tatsache tritt überall deutlich hervor, die Dorische Wanderung, die aber weit später erfolgt sein muß als die homerischen Kämpfe oder die mykenische Epoche (§ 67).

Gang der Besiedelung

B. Religion der Griechen.

§ 59. Das griechische Göttersystem und die ältere Götterwelt. Die ältesten Bewohner Griechenlands beteten, wie die Arier am Indus und in Baktrien (§ 14, 52), zu den Himmelsmächten, die das dürstende Land mit erquickendem Regen tränken und das belebende Sonnenlicht über die nahrungspendende Erde ausgießen. Jedoch trat bei den Hellenen schon in sehr früher Zeit die Gottheit des flüssigen Elementes ebenbürtig an Größe und Verehrung neben jene Mächte. Denn das Wasser mußte naturgemäß in dem meerumflossenen Land weit wichtiger erscheinen als in den Binnenländern, die die Sitze der Inder und Iranier waren. Als dritte Gottesmacht trat neben das Meer und den Himmel eine im Innern waltende dunkle Kraft, die das in dem Mutterschoß der Erde verborgene Saatkorn in Empfang nimmt, um es mit tausendfältigem Segen wieder emporsteigen zu lassen. Diese Naturkräfte nehmen in der griechischen Religion stets die erste und am höchsten verehrte Stelle ein, und alle die großen Göttergestalten sind nur ihre Personifikationen.

Hauptgedanke der griechischen Religion

Der Mythos unterschied zwischen verschiedenen Göttergeschlechtern, und es lassen sich deutlich die welterschaffenden und die weltregierenden Götter voneinander trennen. Bei beiden unterscheidet man wieder zwischen den himmlischen (olympischen) und den unterirdischen (chthonischen) göttlichen Gewalten.

Einteilung der Götter

Die Geschichte der welterschaffenden Gottheiten wurde von den Hellenen in den sogenannten Theogonien dargestellt. Nach der verbreitetsten Anschauung, die uns Hesiod aus Askra (§ 72) überliefert, war zuerst das Chaos vorhanden, über dessen Wesen schon die ältesten Erklärer voneinander abweichende Meinungen

A. Welterschaffende Gottheiten

Chaos

hatten. Nach dem Chaos kam die „breitbrüstige" Erde, der Tartaros, der unter ihr verborgen lag, und der Eros, der Zeugungstrieb, der die nächsten Götter erschuf. Durch den Eros wurden zuerst aus dem Chaos der Erebos (das stoffliche Dunkel) und die Nyx (die Erscheinungen des Dunkels) hervorgerufen; diesen entsprangen der Äther (das stoffliche Licht) und die Hemera (die Lichterscheinungen). Die gewaltige „breitbrüstige" Erde, die als Allmutter und Allernährerin alles Lebendige ins Dasein bringt und wieder zurückführt in ihren dunklen Schoß, gebiert durch Hebung den über ihr sich

a) Uranos

wölbenden Himmel (Uranos) und durch Senkung den unter ihr schwellenden Meeresgrund (Pontos); dann erzeugt sie mit Uranos Wesen von übermenschlicher Größe

Giganten und Titanen

und Kraft, die Titanen und Giganten, die zuerst die Herrschaft führen, bis ein geistigeres Geschlecht, das sich um den Himmelskönig Zeus gruppiert, jene mächtigen, himmelanstürmenden Naturgewalten bezwingt, sie in dem Abgrund der Erde begräbt und eine neue Weltordnung begründet. Die Zahl der Titanen betrug zwölf, sechs von jedem Geschlechte, die sich den Himmel, die Gewässer und die Erde zu ihrem Aufenthalts-

1. Hyperion

ort erwählten. In dem strahlenden Lichtraume thront Hyperion (der „Hochwandelnde) und Theia (das Licht), die Erzeugerin von Sonne, Mond und Morgenröte. Auch die Winde, die unbändigen Söhne der Eos, werden den titanischen Mächten des Licht-

2. Okeanos und seine Kinder

raums beigezählt. Das feuchte Element wählte sich Okeanos, das Urflüssige, das nach anderen Theogonien den Anfang aller Dinge bildete. Nach der gewöhnlichen Auffassung ist er die allgemeine Weltgrenze, der uralte, Erde und Meer rings umfassende Grenzstrom, der mit tiefer und gewaltiger Flut wie eine Schlange in sich selbst zurückfließt und dadurch die Grenze aller sichtbaren Dinge bildet. Als weibliches Gegenbild trat ihm Tethys zur Seite. Von ihnen stammen alle Flüsse und Bäche, d. h. das strömende Wasser, dessen zeugende Kraft die Griechen in so vielen Bildern und Sagen ausdrückten. Zu diesen gehört auch die finstere Styx, die Hüterin des Wassers in der nächtlichen Tiefe, bei dem die Götter ihre heiligsten Eide schworen. Auf Erden wandelten

3. Japetos und seine Söhne

auch Titanen, Japetos und seine Söhne, der kluge Prometheus, der das Feuer vom Himmel raubte, der schwachsinnige Epimetheus, der sich von der Pandora betören ließ, und der himmeltragende Atlas. Neben ihnen waltete Themis des Rechtes, Mnemosyne gebar die neun Musen, die wir später im Kultkreise des Apollon (§ 60) wiederfinden, Eurynome, die drei Göttinnen des Reizes und der Anmut (Aglaja, Euphrosyne und Thalia), und die furchtbare dreiköpfige Hekäte, die Schicksalsmacht, spendete Heil und Unheil und empfing die Sühneopfer.

4. Kyklopen

Außer den Titanen werden noch die drei riesigen Kyklopen mit dem Feuerauge auf der Stirn (Brontes, Steropos und Argos), die bei Hesiod als Feuerdämonen erscheinen, und die „hundertarmigen" Naturgewalten (Hekatoncheiren), die Verkörperungen der Erdbeben und der wild andringenden Meeresflut, genannt (Briareos, Kottos und Gyes).

b) Pontos

Auch mit dem Pontos (Meere) hatte die Erde eheliche Berührung. Aus ihrer Umarmung ging zuerst Nereus hervor, der freundliche Meeresgott und Stammvater der zahlreichen Nereiden. Ihm folgten Thaumas und Phorkys, die Sinnbilder der grausen Meereserscheinungen. Thaumas erzeugte die Iris, den Regenbogen, der sein Licht aus dem Wasser zieht, und die Harpyien, weibliche Fabelwesen von Vogelgestalt mit Menschenköpfen, denen eine unermeßliche Freßlust nachgesagt wurde. Phorkys erzeugte mit der Keto eine Menge schrecklicher Fabelwesen, die Skylla, die Gräen und die Gorgonen. Die Skylla war nach Homer ein ungeheurer Vogel mit sechs Häuptern, der in einer Höhle saß und von da aus den vorüberziehenden Schiffen die Ruderer raubte. Die drei Gräen (Urältermütter) waren mit greisen Haaren zur Welt gekommen und hatten zusammen nur ein Auge und einen Zahn, die sie abwechselnd gebrauchten. Die drei Gorgonen endlich, von denen nur Medusa sterblich war, sind geflügelte Wesen des Schreckens, mit Schlangenhaaren und so gräßlich anzuschauen, daß ihr Anblick versteinerte.

c) Kinder der Nyx

Auch die Nacht erzeugt aus ihrem dunklen Schoße allerlei Wesen von geheimnisvoller Wirksamkeit und öfters von verderblicher Natur, den Schlaf mit seinen Träumen, den Tod und das Verhängnis (Ker) und vor allem die drei Moiren (bei den Römern Parzen), Klotho, die den menschlichen Lebensfaden beginnt, Lachesis, die seine Länge bestimmt, und Atropos, die Unabwendbare, die ihn zerschneidet. Doch gehören zu ihren Kindern auch die lieblich singenden Hesperiden, die auf unbekanntem Eiland die goldenen Äpfel hüten, in den „Gärten der Hesperiden", die man sich aller Wonne voll und im äußersten Westen gelegen dachte.

Untergang des älteren Göttergeschlechts

Diese Riesen und Unholde wurden ihrem eigenen Vater Uranos zu gewaltig. Darum stieß er sie, wie sie aus dem Schoß der Erde geboren wurden, wieder in denselben zurück, so daß sie das Innere der Erde aufwühlten. Diese suchte sich der Qual zu entledigen, bildete aus Eisen eine Sichel und forderte ihre Söhne, die Titanen, auf, sie an dem Vater zu rächen. Nur der jüngste, Kronos, fand dazu den Mut, packte ihn

und beraubte ihn der Zeugungskraft. Aus den herabfallenden Blutstropfen entstanden die drei schlangenhaarigen Erinnyen (oder Eumeniden: Alekto, Tisiphone und Megära), die mit geschwungener Fackel den Übertreter der Gesetze verfolgen (§ 61), und die schlangenfüßigen Giganten, die bestimmt waren, die Schmach zu rächen und die Olympier zu entthronen (Enkelados, Porphyrion, Mimas, Otos und Ephialtes u. a.).

B. Weltregierende Gottheiten

Als Repräsentant eines zweiten Göttergeschlechts herrscht Kronos mit seiner Gattin Rhea über die Welt. Unter ihm war das goldene Zeitalter, die Epoche des ewigen Reifens und Erntens; aber der Fluch seines Vaters lastete auf ihm, und aus Mißtrauen gegen seine Kinder, da ihm Uranos ein gleiches Schicksal wie sich selbst geweissagt hatte, verschlang er sie alle. Nur Zeus, der jüngste seiner Söhne, wurde durch die List der Mutter unter dem Beistande der lärmenden Kureten und Korybanten, die zu dem Geisterstaate der Rhea oder Kybele gehören (ebenso wie die idäischen Daktylen) gerettet und heimlich in Kreta aufgezogen. Er beraubte den Vater der Herrschaft, nötigte ihn, die älteren Kinder herauszugeben, und begründete nach einem furchtbaren Kampfe mit den empörten Naturgewalten das Reich der olympischen Götter. Die Titanen und Giganten, die sich gegen das neue Götterregiment erhoben und den Himmel zu stürmen versuchten, wurden überwunden und mit Ausnahme der Themis, des Okeanos und des Hyperion in den Tartaros begraben. Selbst das letzte Geschöpf der Gaia, Typhon, der Repräsentant aller Schrecken der heißen Sonnentage, der furchtbarste Feind der himmlischen Götter, muß besiegt der neuen Ordnung sich fügen. Hierauf verteilten die Kroniden die Weltherrschaft. Nachdem in furchtbaren Götterkämpfen die wilden Naturkräfte und die Gewalt der Elemente gebändigt waren, thront Zeus als Götterkönig mit der himmlischen Götterwelt auf den lichten Höhen des „vielgezackten" Olympos, während Pluton das finstere Reich der Unterwelt (Hades, Tartaros) mit den Erdgöttern beherrscht und Poseidon mit seiner gewaltigen Stoßwaffe, dem Dreizack, den Wogen des Meeres und dem Heer der See- und Flußgötter gebietet. Damit diese drei Reiche, die man in dem Naturleben so häufig in der innigsten Beziehung sah, auch in der mythologischen Auffassung in ein harmonisches Verhältnis gesetzt würden, stellte die Dichtung ihre Beherrscher als die nächsten Blutsverwandten, als die Sprößlinge eines gemeinsamen Elternpaares dar und suchte somit die innige Ordnung der Welt- und Naturkräfte auch im Reich der Göttermythen zu begreifen.

Kampf der Kroniden um die Weltherrschaft

§ 60. Die olympischen Götter. Im Reiche der olympischen Götter ist Zeus (in dem römisch-griechischen Vorstellungskreis Juppiter) Herr und König. Er ist der Hauptgott der Hellenen, dessen Kultus sich von Dodona in Epirus, wo sich ein altehrwürdiges Zeusorakel befand, zunächst nach Thessalien und von da über ganz Griechenland verbreitete. Seinem ursprünglichen Wesen nach ist Zeus der Lenker des Himmels und der oberen Luftregion (Äther), durch deren Bewegung er Tage, Jahre und Jahreszeiten schafft, Winde erregt und Regen, Schnee und Sonnenschein sendet (vgl. §§ 11, 52, 160). Darum ist er auch Vater der Horen, die vermöge dieser Abstammung den Umschwung des Jahres und den Wechsel der Jahreszeiten vorstellen, während sie als Töchter der Themis (Dike, Eunomia, Eirene) den geordneten Zustand des Menschenlebens repräsentieren. Zeus ist Patriarch und wahrt die Rechte unter den Menschen; er ist Beschützer der Haus- und Familienrechte, der Freundschaft, des Gastrechts, des Völker- und Staatsrechts, er setzt die Könige ein, hört die Eide an, bestraft den Meineid und segnet und mehrt das Besitztum. Obwohl dem ewig waltenden Schicksale unterworfen und den unabänderlichen Naturgesetzen sich fügend, ist er doch Herrscher und Regierer der Welt und der Quell aller die Zukunft enthüllenden Weissagung. Ihm zu Ehren wurde in Olympia aller vier Jahre das größte griechische Nationalfest gefeiert (§ 71). — Zeus' Gattin und Schwester ist die vorzugsweise in Argos und auf Samos verehrte Göttin Hera (in der römisch-griechischen Zeit Juno), die weibliche Gottheit des Himmels. Als Schützerin der Ehen bestraft sie streng jede Verletzung dieser heiligen Einrichtung und wird deshalb als eifersüchtige Gefährtin ihres in viele Liebesverhältnisse verflochtenen Eheherrn dargestellt. Sie verfolgt alle Geliebten ihres Gatten, namentlich ihre von Zeus in eine weiße Kuh verwandelte Priesterin Jo, die sie zuerst durch den hundertäugigen, allsehenden und schlaflosen Wächter Argos (wohl den nächtlichen Sternenhimmel) bewachen läßt und dann, als dieser von Hermes eingeschläfert und getötet ward, durch die Bremse über alle Länder jagt, bis sie endlich in Ägypten Ruhe findet. Die Augen des Argos versetzte sie in den Schweif des Pfau, der ihr geweiht war, wie der blitztragende Adler dem Zeus. — Heras beide Töchter sind die jungfräuliche Hebe, die Trankspenderin im Olymp, ehe der schöne, durch Zeus' Adler vom troischen Gebiete entführte Ganymēdes an ihre Stelle trat, und Eileithia, die Beschützerin der Frauen in Kindesnöten. — Schutzgöttin von Athen, das ihr den Ölbaum verdankte, ist die jungfräuliche Pallas Athene (bei den Römern Minerva), die einst bewaffnet aus dem Haupte des Zeus entsprang. Ihr zu Ehren wurden in Athen alle vier Jahre die großen und alle Jahre die kleinen Panathenäen, das athenische Hauptfest, gefeiert. Ursprünglich die Göttin des hellen, blauen Himmels, der am herrlichsten

1. Zeus

2. Hera.

3. Pallas Athene

in Attika leuchtet, tritt sie mit der Zeit zu dem ganzen geistigen und bürgerlichen Leben in die mannigfachste Beziehung. Sie ist die Erfinderin und Vorsteherin aller Künste und geistigen Beschäftigungen. Durch Erfindung des Pflugs belebt sie den Ackerbau; sie ist Schützerin der Städte und bürgerlichen Einrichtungen; daher fand sich ihr Bildnis als Burggöttin (Palladion) in den meisten griechischen Städten; sie ist Schöpferin der Kriegskunst und Kriegswissenschaft, weshalb sie mit Helm und Schild bewehrt erscheint. Dieser Schild (Ägis) trägt das alles Lebendige versteinernde Haupt der von dem Sonnen- und Lichtheiden Perseus getöteten Medusa (§ 59). Auch ist sie die Erfinderin der Heilkunst, der Flöte, des Webens und anderer Erzeugnisse des Verstandes und Scharfsinns.

4. Hephästos — Enge mit ihr verbunden erscheint der aus dem Himmel auf die Insel Lemnos geschleuderte und davon lahm gewordene Sohn des Zeus und der Hera, Hephästos (bei den Römern Vulcanus), der Repräsentant des irdischen, den Menschen dienstbaren Feuers. Er ist der Erfinder der Metallarbeiten und dadurch Förderer der Zivilisation, und bedient sich des Ätna und anderer Vulkane als Werkstätte. Seine Gehilfen beim Schmieden und Arbeiten sind die riesenhaften Kyklopen, die Verfertiger der

5. Apollon Blitze (§ 59). — Eines der bedeutungsvollsten Götterwesen ist der vorzugsweise dem dorischen Stamme angehörende, ursprünglich aus dem thessalischen Tempe (nach anderen aus Lykien in Kleinasien) stammende Apollon. Der Mythos nennt ihn und Artemis Zwillingskinder des Zeus und der Leto (Latona) und die heilige Insel Delos als ihren Geburtsort. Apollon ist ein strahlender Lichtgott (Phöbus), der zuweilen mit dem Sonnengott Helios als ein und dasselbe Lichtwesen erscheint. Als solcher haßt er alles Unreine, und darum straft und verfolgt er Frevel und Verbrechen, nimmt aber den Reuigen und Schutzflehenden zu Gnaden an und befreit und sühnt den Mordbefleckten von der Blutschuld und der Rache der Erinyen. Mit Pfeil und Bogen bewehrt, als „Fernhintreffer" tötet er den Drachen Python und kommt dadurch in den Besitz des wichtigen Orakels zu Delphi, muß aber als Verunreinigter vom Olymp fliehen und zur Buße bei König Admētos Knechtsdienste verrichten. In bezug auf das Menschenleben ist Apollon der Unheilabwehrer, der Beschützer der Straßen und Hauspforten; als Päan ist er der schlagende und heilende Gott, auch Vater des Asklepios (Aesculapius), des Vorstehers der Arzneikunde. Als Gott der Künste, namentlich der Musik und Dichtkunst, ist er Vorsteher der neun Musen (Musagétes): der Klio (Geschichte), Kalliŏpe (Epos), Melpomĕne (Tragödie), Thalīa (Lustspiel), Erăto, Euterpe, Terpsichŏre, Polyhymnia (Gesang, Musik, Tanz), Urania (Sternkunde), die auf den Bergen Helikon und Parnassos, in der Gegend von Delphi, ihre Wohnsitze haben. In dieser Eigenschaft ist ihm der Lorbeerbaum (Daphne) heilig. Der Mythos, daß Apollon seinen Liebling, den schönen Blumenknaben Hyakinthos, aus Versehen mit dem Diskos (der Sonnenscheibe) getötet habe, gab zu dem Trauerfest der Hyakinthien bei Amyklä in Lakonien die Veranlassung; dagegen ward er in den Karneen, die nach dem Monat Karneios genannt sind und hauptsächlich in der Peloponnes gefeiert wurden, als lanzenbewehrter Kriegsgott ge-

6. Artemis feiert. — Die Schwester des unvermählten Apollon ist die jungfräuliche Artemis (bei den Römern Diana), die Göttin des Mondes und, wie der Bruder, musische und orakelgebende Gottheit. Sie ist Beschützerin des Wildes und Göttin der Jagd und als solche mit dem Bogen bewaffnet. Bei den Tauriern hatte sie einen alten, mit barbarischen Menschenopfern verbundenen Kult, in den das Haus der Atriden (Iphigenia und Orestes) innig verflochten war (§ 64). In den ältesten Zeiten wurde sie der orientalischen Göttin Astarte (Ištar, § 24) gleichgestellt. Erst die zur Selbständigkeit sich entwickelnde griechische Kunst löste von der mütterlichen Artemis (z. B. in Ephesos) das Bild der jungfräulichen Jägerin ab. Die gleiche Doppelgestalt dieser Göttin zeigt sich in ihren Dienerinnen, den jungfräulichen, männerbekämpfenden Amazonen und den den Lüsten dienenden weiblichen Hierodulen in Kleinasien. Als sich Niŏbe in mütterlichem Stolze über Latona stellte, wurden ihre sämtlichen Kinder, die Knaben von Apollon, die Mädchen von Artemis, getötet, sie selbst in einen tränenden Stein verwandelt. Noch jetzt will man in einem Felsen am Gipfel des Sipylos das versteinerte Bild der weinenden Niobe erkennen.

7. Poseidon — Poseidon (bei den Römern Neptunus), ist eine uralte Gottheit, die zuerst in Thessalien und Böotien und auf dem Isthmos verehrt und von da nach den benachbarten Landschaften, besonders nach Attika und den Küstenländern der Peloponnes, verpflanzt ward. In Athen stritt er sich mit Pallas Athene um die Herrschaft und gab dem Lande, wie jene den Ölbaum, das ihm fortan geheiligte Pferd. Er ist der mit dem Dreizack ausgerüstete Gebieter des Meeres und heißt als solcher der Erderschütterer; die Meernymphe Amphitrīte ist seine Gattin; zugleich ist er auch Schöpfer des Pferdes und Rossebändiger und Vater des mit der Medusa erzeugten geflügelten Dichterrosses Pegāsos, das mit seinem Hufe Quellen aus dem Felsen schlägt. An ihn schließt sich ein zahlreicher Hofstaat von Meeresgöttern an: Triton und die Tritonen, die Söhne der Amphitrite, die die rauschende Meeresflut verkörpern, und die gewöhnlich den Herrscher des

Meeres begleiten und als ständiges Attribut die Muscheltrompete tragen; Ino (Leukothea) und ihr Sohn Melikertes (Palämon), die aus Menschen zu Göttern aufgestiegen waren und besonders am Isthmos von Korinth verehrt wurden; die Telchinen vulkanische Dämonen der Meerestiefe, die besonders bei Rhodos zu Hause waren; Proteus, der der Weissagung kundige Meergreis, der auf Pharos an der Nilmündung seinen Sitz hatte und die Fähigkeit besaß, sich in alle möglichen Gestalten zu verwandeln; Glaukos, ursprünglich ein schöner Fischer, den der Genuß eines Wunderkrautes in einen Gott verwandelte; die Sirenen, die Musen der See, verführerische, aber tückische und verderbliche Wesen, die den Schiffer anlocken, um ihn zu vernichten, u. a. m. Auch eine Reihe von Schrecknissen des Meeres, wie die Skylla und Charybdis, die Prallfelsen (Symplegaden) im Bosporus u. a., werden unter Poseidons Herrschergewalt gedacht. — Ares (Mars) und Aphrodite (Venus) bedeuten Streit und Liebe. 8. Ares
Sie wurden hauptsächlich in Theben verehrt, wo ihre Tochter Harmonia Stadt- 9. Aphrodite
göttin und Gemahlin des phönizischen Burggründers Kadmos (§ 66) war; Ares ist der wilde Gott des Krieges und der Schlachten, der in Athen einen ihm geweihten Hügel (Areopag) besaß. Aphrodite ist die Göttin der Schönheit und sinnlichen Liebe; ihr mit dem unsittlichen asiatischen Astartedienst vermischter Kultus war besonders auf Kypros (Cypern), Kythera und Knidos zu Hause. Die Sage von ihrem Liebling, dem schönen Adonis, der auf der Jagd durch den Zahn eines Ebers umkam und dann auf das Wehklagen der Aphrodite von Zeus die Gunst erhielt, sein Dasein zwischen ihr und der Schattenfürstin Persephone zu teilen, so daß sich jede von ihnen seiner auf sechs Monate erfreuen sollte, scheint orientalischen Ursprungs zu sein und deutet den Kreislauf des Naturlebens in seinem Wachstum und Vergehen an. Daher beging man in Griechenland und Rom um die Sommersonnenwende das Adonisfest, wo am ersten Tage von den Frauen der Tod des schönen Jünglings beklagt, am zweiten seine Auferstehung mit ausgelassener Freude gefeiert ward. Nach späteren Dichtersagen, die Apulejus (§ 270) benutzt und als die bekannte Geschichte von Amor und Psyche in seinem, aus dem Griechischen entlehnten, Roman vom goldenen Esel eingeschoben hat, ist Aphrodites Sohn und Gefährte der kleine Liebesgott Eros (Amor, Cupido), als dessen Geliebte die Psyche (Seele) dargestellt wird; zu ihrem Gefolge gehören die lieblichen Chariten (Grazien) und die Horen, die oben (§ 60,1) genannten Göttinnen der Jahreszeiten. — 10. Hermes
Außer den genannten werden den oberen Göttern, deren Zahl nach späteren 11. Hestia
Mythen zwölf betrug, noch beigezählt: Demeter, Hermes und die Vorsteherin 12. Demeter
des häuslichen Herdes Hestia (Vesta), der alle Staatsgebäude heilig sind, und auf deren Herde das heilige Feuer nie verlöschen darf.

§ 61. Die chthonischen Götter. Hermes und Demeter bilden den Übergang von der Oberwelt zur Unterwelt; daher werden sie auch zu den chthonischen Göttern, den unterirdischen Mächten gerechnet. Die Mythen von Demeter (Ceres), der Erd- 1. Demeter
mutter, gehören zu den tiefsinnigsten und geheimnisvollsten. Demeter, die ehrwürdige Tochter des Kronos, verkörpert die schaffende und zeugende Natur, die sich im Wachstum und Absterben der Pflanzenwelt kundgibt, die das Getreide hervorbringt und die Erde fruchtbar macht; sie ist die Schöpferin des Ackerbaues und als solche die Freundin des Triptolĕmos, der den Menschen die Gesetze des Ackerbaues und den darauf beruhenden Reichtum (Plutos) brachte; auch empfängt sie die Seelen der Verstorbenen in ihrem Schoß und wird dadurch Totengöttin. Ihr Kultus war überall, wo der Ackerbau in Hellas besonders gedieh, hauptsächlich in der Peloponnes, Thessalien, Attika (Eleusis) und Sizilien zu Hause. Sizilien und Eleusis waren die heiligen Stätten, wo nach der Legende ihre Tochter Kore oder Persephone (Pro- 2. Persephone
serpina) von Hades geraubt und nach der Unterwelt entführt ward. Hierauf irrte Demeter lange kummervoll umher, um sie zu suchen, während die Erde unfruchtbar blieb. Endlich erlangte sie von Zeus die Zusage, daß Persephone durch Hermes zurückgebracht werden dürfe, wenn sie noch nichts in der Unterwelt genossen habe. Allein sie hatte mittlerweile von einem Granatapfel (Symbol der Fruchtbarkeit) gegessen, und Demeter mußte deshalb einwilligen, daß ihre Tochter die Gattin des Hades wurde und die eine Hälfte des Jahres in der Unterwelt, die andere auf der Erde zubrächte; es liegt darin, wie in der Adonissage, eine Andeutung des während des Winters in der Erde verborgenen Saatkorns, ein vielleicht der ägyptischen Religion entlehnter Gedanke (§ 35). Der Demeter galten die zahlreichen Saat- und Erntefeste, besonders die Thesmophorien, die kleinen und großen Eleusinien (nur alle vier Jahre) in Attika und die Anthesphorien im Februar in der Peloponnes (die nicht mit den von den Joniern gefeierten Anthesterien zu verwechseln sind, die auch in den Frühling fielen, dem Dionysos geweiht waren, und bei denen sich an eine Reihe heiterer Gebräuche eine Art Totenfest anschloß). — Hades ist Beherrscher der Unterwelt (Orkus) 3. Hades (Pluton)
und des Totenreichs, das durch mehrere Flüsse (Styx, Achĕron, Kokytos [die sämtlich später bestimmt in Arkadien und Epirus lokalisiert worden sind], Pyriphlegethon, die Vergessenheit schaffende Lethe u. a.) von der Welt der Lebendigen geschieden

ist. Sein mit Totenorakeln und Totenopfern verbundener Kultus war besonders in Epirus, am lakedämonischen Vorgebirge Tänäron und in Elis zu Hause. Er heißt auch Reichtumspender (Pluton), weil alle Schätze im Schoße der Erde verborgen sind. Die in Elysion (Aufenthalt der Gerechten) und in Tartaros (Wohnung der Verdammten) getrennte Unterwelt wird durch den dreiköpfigen Hund Kerberos bewacht. Charon, der Fährmann, führt die Schatten der Abgeschiedenen, denen eine Bestattung zuteil geworden ist, in seinem Kahne über den Fluß; die des Begräbnisses Unteilhaftigen dagegen müssen an dem diesseitigen Ufer zurückbleiben und unstet umherschweifen. Zu dem Gefolge des Todesgottes gehören auch die Erinyen (Eumeniden, ursprünglich die Grollenden) und die Keren (Fluchgöttinnen), die in ihrem Wesen den Schicksalsgöttinnen (Moiren, § 59c) sehr nahe stehen und begangenes Unrecht

4. Hermes

verfolgen, bis es gesühnt worden ist. — Hermes (bei den Römern Merkur) ist eine alte, mit dem Ackerbau und dem Hirtenleben innig verbundene Gottheit. Nach uralter Sitte verehrte man den Gott durch Steinhaufen an Kreuzwegen, die dadurch entstanden, daß man die Steine vom Acker wegwarf. An die Stelle dieser dem Hermes heiligen Steinhaufen trat frühe ein viereckiger Stein, und nun wurde es Sitte, den Gott unter der Darstellung solcher Steine zu verehren. Erst später setzte man einen Kopf darauf, und so entstanden die Hermensäulen. Wegen dieser Beziehung zum Ackerbau ist Hermes Sohn des Zeus und der als Maia bezeichneten Erdmutter. Darum steht er mit Hades und Persephone in Verbindung und führt als Psychopompos die Seelen der Verstorbenen der Unterwelt zu. Dabei ist er Herold und Botschafter der Götter und trägt als solcher das Symbol der Unverletzlichkeit, den aus heiligem Holze gearbeiteten und mit Wolle umwundenen Heroldsstab, und Fittiche an den Fersen. Da zu diesem Berufe Klugheit erforderlich ist, so gilt Hermes auch als Gott der Schlauheit und List. Alles, was Gewinn bringt, namentlich Handel und Verkehr, und selbst Meineid und Betrug, stehen unter seinem Schutze. Er ist Erfinder der Hirtenpfeife (Syrinx) und der später an Apollon überlassenen Lyra sowie der Buchstaben; auch ist er der Gott der zum Verkehr notwendigen Sprachen und deren Deutung (Hermeneutik). Als segenspendender Hirtengott wurde er besonders auf Bergen verehrt.

5. Dionysos (Bakchos)

— Dionysos (Bakchos), mit dem altitalischen Liber verwandt, ist eine uralte Naturgottheit von mystischer Bedeutung; daher war er nebst der Demeter Hauptgegenstand der Verehrung in den Mysterien. Sein Kultus wurzelt in Böotien, wo die Thebanerin Semele, die von dem im Feuerglanz erscheinenden Zeus verzehrt ward, als seine Mutter erscheint. Dionysos wird von Zeus dem brennenden Mutterleibe entrissen, in des Vaters Hüfte gereift und von Nymphen großgezogen. Der Dionysosdienst verbreitete sich nach Unteritalien (Tarent), nach den Inseln des Ägäischen Meeres (Lesbos, Naxos), wo sich der Gott mit Ariadne (der von Theseus verschmähten Tochter des Minos, ursprünglich wohl einer Göttin der Vegetation) vermählt, nach den Ländern Kleinasiens und anderen Orten, eine Verbreitung, die durch

Der Kreis der dionysischen Gottheiten

den Mythos von seinem in Begleitung von Nymphen, Satyrn und dem trunkenen Silenus (§ 59) unternommenen Zuge nach Indien angedeutet scheint. Der Weinstock ist das Gewächs des Dionysos schlechthin, weil sich die eigentümliche Verschmelzung von Flüssigkeit und Feuer, von Üppigkeit und Kraft, die man dem Gotte selbst beilegte, in diesem Gewächs am sichtbarsten darstellte. Der Dionysosdienst gab zu vielen wilden und lärmenden Festen (Bakchanalien) Veranlassung; so feierte man in Attika die kleinen (ländlichen) und großen Dionysien, die Lenäen und die Anthesterien. Um Delphi wurden im Winter die Triëterika gefeiert, wobei die Weiber sich sammelten und gleich Rasenden (Maenaden, Bakchantinnen) auf dem Parnassos umherschwärmten. Auch die zahlreichen Frühlings- und Herbstfeste fanden größtenteils ihm zu Ehren statt. Die bei den Festen der Weinlese üblichen ländlichen Aufzüge und Mummereien gaben den dramatischen Spielen, Tragödien und Komödien ihre Entstehung. — Auch die auf den Inseln Lemnos, Imbros und Samothrake verehrten ursprünglich phönizischen Kabeiren (ursprünglich = die großen Götter) gehören dem Kreise der chthonischen Gottheiten an. Zu den Begleitern des Dionysos gehört auch Priapos, der den Begattungstrieb schlechthin darstellt; diese Gottheit wurde hauptsächlich in Kleinasien angebetet und hielt später ihren Einzug in Rom. Hier kann auch Pan angefügt werden, der Gott des ländlichen Lebens auf Bergesweiden, der am Tage die Herden schützt, am Abend mit seiner Flöte den Reigen der Nymphen begleitet und in der Mittagshitze im tiefen Schlafe liegt, aus dem er plötzlich im unaufhaltsamen (panischen) Schrecken aufgescheucht in die Tiefe des Waldes entrinnt.

Die Götter in der Natur

So erschien denn mit der Zeit dem Griechen das Weltall als ein beseeltes und belebtes Ganzes, wo neben und hinter den Erscheinungen der Wirklichkeit eine zahllose Götter- und Geisterwelt in freier, vielgeschäftiger Tätigkeit ihr ewiges Dasein verlebte, an Körper und Geist, an Empfindungen und Leidenschaften den Menschen ähnlich, aber vollkommener und mächtiger, bald den Erdbewohnern, deren Stammväter und Geschlechtshäupter ihre Abkunft von ihnen herleiteten, freundlich gesinnt und wohl-

wollend, bald ihnen grollend und mit Neid wider sie erfüllt. Von dem Himmelskönig Zeus, „dem Vater der Götter und Menschen", dem Lichtgott Apollon und der Göttin der Himmelsklarheit, Pallas Athene, bis zu den halbtierischen Herden- und Waldgöttern, den Satyrn und Silenen, den mutwilligen und lüsternen Gefährten des Dionysos und Pan, zieht sich eine unendliche Kette göttlicher Wesen in den mannigfaltigsten Gebilden und Abstufungen hin. Bald erzeugen sie als Licht- und Luftgeister das physische Leben, indem sie die Sonnenwärme und das befruchtende Naß des Himmels auf das Land herabgießen, bald wirken sie geheimnisvoll im Schoß der Erde, beherrschen das Naturleben in seinem regelmäßigen Kreislauf und lenken und bestimmen der Menschen Geschicke nach ewigen Gesetzen als dunkle, unabwendbare Schicksalsmächte; bald wohnen sie als Wald- und Bergnymphen (Dryaden, Oreaden) in hochwipfeligen Fichten und Eichen oder streifen in Wäldern und Bergen, in kühlen Grotten und Felsenhöhlen umher, bald haben sie (Nereiden und Najaden) in dem wogenden Meer, an den rieselnden Quellen, in den Bächen und Strömen ihren Aufenthalt. Andere walten in den Häusern und Städten als Schutzgeister des Herdes und Familienlebens, der Geschlechter und Individuen, oder sie führen die Handlungen und Bestrebungen der Menschen zum Ziel (Tyche), strafen den Übermut der Sterblichen (Ate, Hybris, Litai) und wachen, daß das göttliche Gleichmaß nicht überschritten werde (Nemesis, Adrasteia), andere umgeben die Götter als allegorische Begriffswesen oder hilfreiche Diener, wie die geflügelte Göttin des Siegs (Nike), die Göttin der blühenden Jugend (Hebe), die Götterbotin (Iris), der Mundschenk der Olympier (Ganymedes). Auch Sonne und Mond, sowie einige hellleuchtende Gestirne (Orion, Sirius, die Plejaden u. a.) wurden als persönliche Lichtwesen in den Kreis des Kultus gezogen und mit den durch das wechselnde Naturleben bedingten Beschäftigungen der Menschen, der Schiffahrt, der Jagd, dem Feldbau in Beziehung gesetzt; doch hat der semitische Sterndienst (§ 24) mit seinem astrologischen Wunderglauben im hellenischen Lande niemals Wurzel geschlagen. Allegorische Gottheiten

§ 62. Beziehungen des Menschen zu der Götterwelt. Zu dieser mit Freiheit und Schönheit begabten und in den vollendetsten Werken griechischer Kunst und Poesie dargestellten Götterwelt wurde der Mensch in mannigfaltiger Beziehung gedacht. Von der Geburt an, so gestalteten sich im Laufe der Zeit die Vorstellungen der griechisch-römischen Menschheit, steht dem Menschen durch das ganze Leben ein Dämon (Genius) zur Seite und wirkt auf seine Entschließungen und Handlungen ein, ohne jedoch die Freiheit seines Willens zu beschränken. Der häusliche Herd ist der Sitz heiliger Haus- und Familiengötter, welche die menschliche Wohnung vor Unheil bewahren, und jedes wichtige Lebensereignis steht unter der Obhut einer besonderen Gottheit. Durch Orakel und Weissagungen gestatten die Himmlischen dem Erdenbewohner einen Blick in die Zukunft oder bestimmen seine Entschließungen und Handlungen durch höhere Aussprüche und Eingebungen. Im Gegensatz zu der christlichen Vorstellung, wonach das Erdenleben nur als Prüfungs- und Übergangszeit zu einem höheren Dasein gilt, haben die lebensfrohen Griechen, wenigstens in der homerischen Zeit und dem griechischen Mittelalter, alle Freuden dem irdischen Dasein zugewiesen und das Schattenleben in der Unterwelt als eine trübselige Fortsetzung desselben hingestellt. Späterhin, bei der Vertiefung des Denkens, die besonders den ionischen Stamm auszeichnete, traten andere Fragen auf. Der naive Glaube an Götter, die so fühlten und handelten wie Menschen, verschwand, und an seine Stelle traten Fragen nach dem Wesen der Gottheit und den Schicksalen der menschlichen Seele. Die Gottheit (denn auch der Polytheismus schwindet, um dem Monotheismus Platz zu machen) vergeistigt sich immer mehr; in der Entwicklung der homerischen Lieder sehen wir immer deutlicher das Schicksal (die Moira) hervortreten, das die Götter ablöst und die Menschenschicksale beeinflußt. In diese Gedanken wird nun eine gewisse Folgerichtigkeit gebracht, und so findet man schon bei Homer, besonders aber nach ihm in Dichtung und Mythen Andeutungen, daß die Griechen an eine Vergeltung und an ein ewiges Leben glaubten und an einer Verbindung der Toten mit den Lebendigen, des Diesseits mit dem Jenseits festhielten. Die Abgeschiedenen werden von dem Totenführer Hermes vor die drei Richter der Unterwelt (Minos, Rhadamanthys, Aäkos) gebracht und nach deren Ausspruch entweder in die Wohnungen der Gerechten (Elysium, glückselige Inseln) oder an den Ort der Verdammung (Tartaros) gewiesen (§ 87). Den Seelen oder Schatten (Manen) der Gestorbenen werden von den Hinterbliebenen auf den Gräbern mancherlei Totenopfer dargebracht, denn schattenähnlich steigen die Seelen in den Hades hinab, „gleichsam Wolken und Streiflichter des Lebens"; wenn sie aber Blut trinken, so erwachen bei ihnen wie nach langem Traume Bewußtsein und Erinnerung an den früheren Zustand. Große Frevler (wie Tantalos, Tityos, Sisyphos) werden mit der qualvollen Fortsetzung der Lüste und Triebe bestraft, denen sie im Leben übermäßig gefrönt hatten. Genien Orakel Totenwelt

§ 63. Die griechische Religion ein Ausdruck der Eigenart des griechischen Volkes. Es ist leicht zu erkennen, daß den hellenischen Göttergestalten fast überall orientalische Vorstellungen und Gedankenverbindungen zugrunde liegen. Je weiter man in Kunst und Literatur die einzelnen Gestalten hinauf verfolgt, bis in die mykenische und vormykenische Zeit, desto deutlicher tritt die Abhängigkeit von den älteren vorgriechischen Zivilisationen hervor. Der arische Vater Djäus (§ 52) verschmilzt immer mehr mit Bel (§ 24), und Aphrodite und Ištar (§ 24) verkörpern fast die gleichen Naturvorgänge. Es sind überall die nämlichen Symbole, die die Naturvorgänge darstellen und begreiflich machen sollen. Aber wie in Kunst und Wissenschaft gelang es den Hellenen auch in ihrer Religion, sich aus dem Bannkreise des Hergebrachten loszulösen und aus den teils unschönen, teils mit widerlichen Kulten ausgestalteten orientalischen Gottheiten die ewig heiteren und doch so tiefernsten Gestalten zu formen, die wir so gern als „die Götter Griechenlands" bezeichnen. Ewig heiter, in ihrer bildlichen Darstellung voll unvergänglicher Jugendschönheit, und tiefernst dadurch, daß ihrem Wesen neben der bloßen Natursymbolik ein sittliches Etwas innewohnt, so kennzeichnen sie den ungeheuren Fortschritt, den die Hellenen über die Orientalen hinaus taten. Zu der Natursymbolik trat eine tiefere, ethische Auffassung. Denn darin besteht die Bedeutung des hellenischen Volkes für die Geistesgeschichte der Menschheit, daß es den Dualismus von Natur und Geist, der dem Orientalen stets ein unlösbares Problem blieb, aufhob und beide in ein Verhältnis der Aussöhnung setzte, daß bei ihm sinnliches und geistiges, inneres und äußeres Leben in das schönste Gleichgewicht trat. Wenn sich die Semiten der Natur und Sinnenwelt rückhaltlos hingaben und ihr ganzes Sein unter ihr Machtgebot stellten; wenn der Inder die Natur in ihrer wechselnden Erscheinung nur als ein täuschendes Trugbild ohne Wirklichkeit und Wahrheit ansah und sein ganzes Streben nur auf das Göttliche und Bleibende hinter der Erscheinung richtete, das allein Bestand und Wert habe, so faßte der Grieche beide Richtungen zusammen und verlieh ihnen Maß und Schranke. Indem er sich der Natur mit offenem Sinne hingab, sich an ihrer Schönheit ergötzte und ihr mächtiges Walten ehrfurchtsvoll bewunderte, fühlte er doch zugleich in sich eine geistige Kraft, die ihn zum Herrn der Natur machte; er fühlte sich als sittliche, mit Selbstbewußtsein und Willensfreiheit begabte Persönlichkeit, deren Existenz nicht nur an den Kreislauf des Naturlebens gefesselt sei. Und für diese beiden Vorstellungen in ihrer harmonischen Verbindung und in ihrem gegenseitigen Aufeinanderwirken schuf er sich ideale Gebilde in seinen Göttergestalten. Die Götter sind nicht bloß Naturmächte, sondern in dem Elementaren ist zugleich das Geistige, in dem Sinnlichen das Sittliche begriffen. Darum wurden sie auch nicht bei fortschreitender Bildung durch eine wesenlose geistige Gedankenschöpfung zurückgedrängt, sondern sie bildeten zu allen Zeiten den Kern und Mittelpunkt der hellenischen Religions- und Sittenlehre, des Volksglaubens wie der mythologischen Systeme, des reichen Kultus wie der heiteren, lebensfrohen Kunst. Ihre große Zahl erklärt sich aus der Menge der griechischen Stämme und der lokalen Kulte. Ein jedes Volk bildet sich seine Gottheiten nach seinem eigenen Bilde: wie glänzend tritt uns in den „Göttern Griechenlands" der Genius des hellenischen Volkes entgegen!

Abhängigkeit von den Orientalen

Überwindung der orientalischen Religion

Übergang zur Geistesreligion

C. Die Sagen der Griechen.

§ 64. Stammessagen. An die Vorstellungen der Hellenen von der olympischen und chthonischen Götterwelt reiht sich eine große Zahl von Mythen, die in großen Helden ebenfalls die göttlichen Naturgewalten feiern; sie stellen den kostbaren Bestand ihrer nationalen Sagen dar.

1. Der Sagenkreis des Herakles

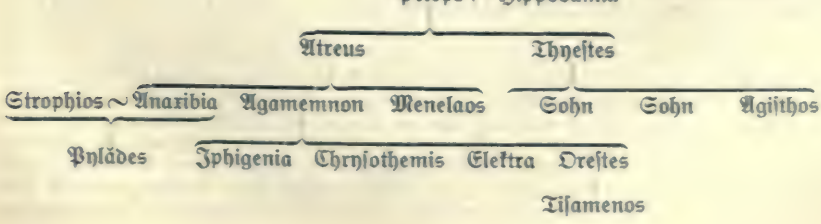
Am verbreitetsten waren die zahlreichen Mythen von Herakles (Herkules). Ursprünglich in Böotien und Argos heimisch, wurden sie im Laufe der Zeit mit einer Menge fremder Sagengebilde verwoben, indem die Griechen alle ähnlichen Göttergestalten, die sie im Verkehr mit den semitischen Völkern Asiens, den Ägyptern und den

keltogermanischen Stämmen kennen lernten, mit ihrem Herakles verschmolzen. Er ist der Sohn des Zeus und der Thebanerin Alkmene und Stammhaupt der dorischen, thessalischen und makedonischen Königsgeschlechter. Durch den Neid der Hera zum Dienst bei Eurystheus, dem Könige von Mykenä, seinem Halbbruder, verurteilt, mußte er auf dessen Geheiß die zwölf Arbeiten vollbringen: 1. die Erlegung des nemëischen Löwen, dessen abgezogene Haut ihm als Panzer, dessen Kopf als Helm diente; 2. die Tötung der lernäischen Hydra, eines mehrköpfigen Ungeheuers, dem statt eines abgeschlagenen immer zwei neue Häupter hervorwuchsen; 3. die Erbeutung der Hirschkuh der Artemis, die er ein ganzes Jahr verfolgen mußte; 4. die Reinigung der Augiasställe, die seit 30 Jahren nicht besorgt worden war. Nur durch Hindurchleiten des Alpheios gelang es, den ungeheuren Schmutz zu beseitigen; 5. der Fang des erymanthischen Ebers, den er lebend zu Eurystheus trug; 6. die Erlegung der stymphalischen Vögel, die sich von Menschen nährten; 7. die Bezwingung des kretischen Stieres, des Vaters des Minotauros (§ 57); 8. die Einfangung der diomedischen Rosse, die sich ebenfalls von Menschenfleisch nährten; 9. der Raub der Rinder des Geryones, die er aus Iberien herbeiholte und trotz des Raubversuches des Kakus heimbrachte; 10. die Erbeutung der Hesperidenäpfel, die er mit Hilfe des Atlas erlangte, indem er ihm trüglich versprach, die Himmelskugel für ihn tragen zu wollen; 11. der Raub des Wehrgehenkes der Amazonenkönigin Hippolyta, den er erst nach heißem Kampfe mit dieser vollenden konnte; 12. die Bändigung des Höllenhundes Kerberos. Die zwölf Arbeiten

Seine übrigen Taten sind weniger belangreich. Für einen Mord wurde er in die Sklaverei an die Königin Omphäle verkauft, versank auf einige Zeit in Schlaffheit und verrichtete bei ihr weibliche Dienste; er erhob sich jedoch wieder zu männlicher Kraft, unternahm noch mancherlei Züge und Abenteuer und gab sich endlich, als ihn das vergiftete Gewand, das ihm seine getäuschte Gattin Deïanira gereicht hatte, dem unvermeidlichen Untergange zuführte, selbst den Flammentod auf dem Berge Öta, worauf er in den Olymp erhoben und mit Hebe, der Göttin der Jugend, vermählt ward. In allen Ländern und Küsten, wohin die Griechen während ihres regsamen See- und Handelslebens gelangten, sahen sie die Spuren ihres Nationalhelden, der ihnen Bahn brechend und die Wege bereitend vorangegangen war, dessen Mühen, Arbeiten und Gefahren ihr eigenes Volksleben abspiegelten. Vom äußersten Westen, wo das Atlasgebirge, die Gärten der Hesperiden und die Säulen des Herkules von seinem Dasein Zeugnis gaben, bis nach Ägypten und an die Küsten des Schwarzen Meeres führte die Phantasie der Griechen ihren Lieblingshelden; die Soldaten in Alexanders Heer glaubten seine Spuren sogar im fernen Indien zu erkennen. Übrige Taten — Tod und Apotheose

An die uralten Herrschersitze von Mykenä und Argos knüpft sich die Sage von dem blutschuldbeladenen Geschlecht der Pelopiden*). Sein Ahnherr war der Lyder oder Phryger Tantälus, dereinst der Liebling der Götter, die ihn aber aus dem Olymp verstießen, als er es gewagt hatte, ihnen das Fleisch des eigenen Sohnes zum Festmahl vorzusetzen, und im Hades zur Strafe des ewigen Hungerns und Dürstens verurteilten. Sein Sohn Pelops gewann durch Trug und Hinterlist die Tochter und das Reich des Königs Önomaos von Elis. Er hinterließ zwei Söhne Atreus und Thyestes, die Blutschande, Kinder- und Verwandtenmord begingen und dadurch neues Verderben auf das fluchbeladene Geschlecht heraufbeschworen. Dem Atreus folgte auf dem Herrschersitz von Mykenä Agamemnon, der „Hirte der Völker", der Führer der Danaer im Trojanischen Krieg, während sein Bruder, der „blonde" Menelaos, mit Helena, der Tochter des Zeus und der Leda, den Thron von Lakedämon teilte. Weil Agamemnon, um die Abfahrt der Griechen aus Aulis zu ermöglichen (§ 65), seine Tochter Iphigenia anscheinend der Artemis geopfert hatte (in Wirklichkeit ward sie von der Göttin in das Taurierland entrückt und dort deren Priesterin [§ 60]), entfremdete sich dem Agamemnon das Herz seiner Gattin Klytämestra und 2. Der peloponnesische Sagenkreis — Pelopiden — Atriden

*)



wandte sich dem Ägisthos zu. Beide erschlugen den heimkehrenden König, und nur mit vieler Mühe gelang es der Elektra, ihren kleinen Bruder Orestes zu dem befreundeten König Strophios von Phokis zu retten, der ihn zusammen mit seinem Sohne Pylädes erzog. Erwachsen kehrte Orestes heim und erschlug, den Tod des Vaters rächend, das ehebrecherische Paar. Zur Strafe für den Muttermord aber verfolgten ihn die Erinyen, bis er nach Taurien gelangte, die längst verloren geglaubte Schwester und das Bild der Göttin nach Athen brachte und dort vom Areopag und der Burggöttin Athene selbst der Schuld ledig gesprochen und entsühnt ward.

Perseus

Ferner ist Argos die Heimat von Perseus, dem Sohn des Zeus und der Danae, der der Gott in goldenem Regen genaht war. Perseus wurde von seinem Großvater Akrisios mit seiner Mutter in einem Kasten in das Meer geworfen (eine von Simonides [§ 86] herrlich besungene Episode), aber gerettet, und von den Göttern mit wunderbaren Geschenken ausgestattet. Überall helfen sie ihm, wenn er gegen die feindlichen Mächte der Finsternis und der Flut kämpft, der Pallas Athene für ihren Schild das versteinernde Gorgonenhaupt übergibt, die äthiopische Königstochter Andromeda von einem Meerungeheuer befreit und herrliche Taten im Dienste des lykischen Apollo vollbringt.

Dioskuren

In Lakedämon wurden die Tyndariden, das Zwillingspaar Kastor und Polydeukes (Pollux), die Brüder der Helĕna, als Heroen verehrt. Mit ihnen wurden die chthonischen Gottheiten der Dioskuren in Verbindung gebracht, leuchtende Sterne, die als Schützer der Seefahrer und Schiffer galten, weil man glaubte, daß ihr Aufgang die Stürme zum Schweigen bringe. Nach der Sage waren sie die Kinder der Leda und aus einem Ei hervorgegangen; denn Zeus war ihr unter der Gestalt eines Schwanes genaht und hatte sie als „Zeussöhne" (wie ihr Name besagt) erzeugt. Späterhin wurden sie Schutzherren von Lakedämon.

3. Der thebanische Sagenkreis

Kadmos

Ödipus

Stammheros von Theben ist der Phöniker Kadmos, der seine von Zeus entführte Schwester Europa suchte, nach Böotien kam, und sich dadurch hohen Ruhm erwarb, daß er einen das Land furchtbar heimsuchenden Drachen tötete. Er soll dann die Burg von Theben (die Kadmeia) gegründet, das Volk der Sparten erschlagen und die Harmonia als Gattin heimgeführt haben, mit der er den Polydoros erzeugte. Aus seinem Geschlecht (den Labdakiden, genannt nach seinem Enkel Labdakos) stammt Laïos, der aus Furcht von einem Orakelspruche seinen mit der Jokaste erzeugten Sohne Ödipus in einer Bergschlucht aussetzen ließ, dadurch aber bewirkte, daß der gerettete und in Korinth erzogene Sohn den Vater unbewußt erschlug, durch Lösung eines Rätsels das thebanische Land von einem verderblichen Ungeheuer, der Sphinx, befreite und zum Dank dafür mit der Hand der verwitweten Königin, seiner eigenen Mutter, belohnt ward. Lange Jahre herrschte er gemeinsam mit ihr, und erzeugte vier Kinder, Eteokles und Polyneikes, Antigone und Ismene (§ 65), ohne daß jemand den Frevel ahnte. Als aber infolge des Zornes der Götter über die ungesühnte Missetat das Land von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht wurde und die schrecklichen Begebenheiten zutage kamen, gab sich Jokaste selbst den Tod; Ödipus aber verließ als geblendeter Greis die Heimat und fand sein Ende in dem attischen Flecken Kolōnos. — Auch der gesangreiche Gemahl der Niobe, Amphīon und sein Bruder, der tapfere, keulenbewehrte Zethos, gehören Theben an. Um ihre von der Dirke mißhandelte Mutter Antiöpe zu rächen, banden sie erstere an den Schweif eines Stieres und schleiften sie zu Tode (farnesischer Stier). —

Antiope

Tereus

In Böotien und Attika heimisch ist die Sage von Tereus, dem König der mythenreichen, um den See Kopais seßhaften Thraker, und seiner Schwester und Schwägerin Prokne und Philomēle, die nach Tötung von Tereus' Sohn in eine Schwalbe und eine Nachtigall verwandelt wurden.

4. Attischer Sagenkreis

Theseus

In Athen war Theseus der nationale Held, in dessen Taten, trotz aller poetischen Ausschmückungen, manches Geschichtliche hindurchschimmert. Er war der Sohn des athenischen Königs Ageus, wurde aber in Trözen bei König Pittheus geboren und erzogen, weil seinem Vater geweissagt war, daß er durch den Sohn seinen Untergang finden würde. Nachdem er unter einem gewaltigen Felsblock das Schwert und die Sandalen des Vaters hervorgeholt und dadurch den Beweis großer Stärke abgelegt hatte, befreite er bei der Rückkehr in seine Heimat den Isthmos von wilden Räubern (Prokrustes, Sinis u. a.) und erlöste dann die Athener von dem harten Tribut von sieben Knaben und sieben Mädchen, die sie dem kretischen Minotauros aller neun Jahre zur Strafe für die hinterlistige Ermordung des Androgeos, des Sohnes von König Minos, opfern mußten. Er erschlug in dem Labyrinthe (§ 57), einem unterirdischen Gebäude mit unzähligen Irrgängen, dieses Ungeheuer, das auf einem menschlichen Leibe ein Stierhaupt hatte, und fand mit Hilfe des von der Königstochter Ariadne überkommenen Fadens den Ausweg aus dem Labyrinthe. Dann entfloh er mit Ariadne nach Athen. Aber unterwegs ward er von Liebe zu deren Schwester Phädra erfaßt und ließ seine Retterin, um sich ihrer zu entledigen, auf der Insel Naxos zurück (§ 62). Die in ihren Liebesklagen Verzweifelnde

ward bald von Dionysos getröstet, den Ungetreuen aber traf dafür die Strafe, seinen inniggeliebten Vater zu verlieren. In seiner Leidenschaft hatte er nämlich vergessen, das schwarze Segel seines Schiffes, das seinen Tod anzeigen sollte, mit einem weißen zu vertauschen, und Ageus, in der Meinung, sein Sohn sei umgekommen, stürzte sich verzweiflungsvoll ins Meer, das von ihm den Namen des ägäischen erhalten haben soll. Nach seiner Heimkehr bestieg er den Thron und einigte die verstreuten Gemeinden Attikas zu einem politischen Ganzen. Theseus hängt innig mit dem Kulte des Poseidon zusammen, zu dessen Ehren er die Isthmischen Spiele einsetzte; auch in der Liebesgeschichte seiner zweiten Gemahlin Phädra mit seinem Sohne Hippolytos bewirkt Poseidon den tragischen Ausgang. Die Theseussage hat viele Verwandtschaft mit dem Mythos von Herakles; wie dieser ist auch Theseus Vertreter einer höheren Kultur. Es ist eine geistvolle Vermutung, daß das athenische Volk seinem ersten Nationalkönige viele Züge beigelegt hat, die es an seinem volksfreundlichen Herrscher Peisistratos hatte schätzen lernen. Phädra und Hippolytos

Der thessalische Sagenkreis berührt sich vielfach mit den vorhergenannten. Eigentümlich sind diesem rossereichen Lande nur die Sagen von den Kentauren, mythischen Doppelwesen, aus Mensch und Roß zusammengesetzt, deren Roheit und Unbändigkeit sprichwörtlich war. Berühmt und häufiger Gegenstand dichterischer und bildnerischer Darstellung war ihr Kampf mit den Lapithen, der bei der Hochzeit des Peirithoos und der Hippodamia um die schöne Neuvermählte entbrannte. Zu ihnen gerechnet ward auch der weise und vieler Wissenschaft kundige Cheiron, der Lehrer des Achilleus und des Asklepios. 5. Thessalischer Sagenkreis. Kentauren. Cheiron

§ 65. Gemeinsame Unternehmungen der hellenischen Heroen. Mit der Zeit wurden etliche dieser Heroen zu gemeinschaftlichen Unternehmen verbunden gedacht. Ein solches war der in der griechischen Poesie vielfach behandelte Krieg der Sieben gegen Theben, wo das vom Schicksal verfolgte Geschlecht des Laïos und Ödipus herrschte (§ 64). Die sieben (argivischen) Helden, welche Polyneikes, der von seinem Bruder Eteokles vertriebene Sohn des Ödipus, wider seine Vaterstadt führte, kamen um, mit Ausnahme des Adrastos, und die feindlichen Brüder töteten sich gegenseitig im Kampfe. Nach der mythischen Überlieferung verbot Kreon, der Bruder der Iokaste, nunmehr Herr von Theben, die Bestattung des Polyneikes, weil er als Feind ins Land gekommen war. Aber die treue Schwester Antigone ließ sich durch kein Gesetz der Willkür und Tyrannei, nicht durch die Hoffnung der nahen Vermählung, nicht durch Todesfurcht von der Pflichterfüllung gegen den Bruder abhalten. Sie gehorchte dem göttlichen Gebote mehr als menschlichen Machtsprüchen und ward infolgedessen dem Tode geweiht. Darauf rächten die Söhne der Sieben an den Thebanern den Tod ihrer Väter in dem Kriege der Epigonen (Nachgeborenen). In der dichterischen Überlieferung von dem thebanischen Herrscherhaus, die uns in der Hauptsache nur in den Tragödien erhalten ist, mögen Erinnerungen an gewaltige Kämpfe zwischen den alten Kadmeiern und den eingewanderten hellenischen Stämmen verborgen liegen. 1. Die Sieben gegen Theben. Epigonen

Eine größere und auf eine etwas frühere Zeit angesetzte gemeinschaftliche Unternehmung war der in der griechischen Sage und Dichtung hochberühmte Argonautenzug, den der Thessaler Jason von Iolkos (am Pagasäischen Golfe) aus mit den berühmtesten Heroen seiner Zeit, Herakles, Theseus, Kastor und Polydeukes, Peleus (Vater des Achilleus), dem thrakischen Sänger Orpheus und vielen andern auf dem Schiffe Argo nach dem fernen Sonnenlande Aiaia unternahm, um dort das goldene Vlies (Widderfell) zu holen, das vor langen Jahren ein thessalischer Königssohn, Phrixos, in jenem goldreichen Wunderlande im Haine des Ares aufgehängt haben sollte, und das, wie die Fabel meldete, von einem nie schlummernden, feuerschnaubenden Drachen bewacht wurde. Dem Athamas von Iolkos, dem Sohne des Windgottes Aolos, heißt es in der Sage, hatte nämlich seine erste Frau Nephele, d. h. die Wolke, zwei Kinder, den Phrixos und die Helle, geboren. Diese hatten von ihrer Stiefmutter Ino viel zu leiden. Als Dürre und Unfruchtbarkeit über das Land kam, beredete Ino den König durch einen untergeschobenen Götterspruch, den Phrixos als Sühnopfer darzubringen. Die verstoßene Nephele entrückte aber die beiden Kinder auf einem Widder mit goldenem Vließe, der durch die Luft und das Meer zu wandeln vermochte. Helle sank vom Rücken des Widders herab und ertrank in dem Sunde, der davon später den Namen Hellespont (Meer der Helle) empfing. Phrixos aber erreichte glücklich Aiaia, das in der späteren Sage als das fernste Ostland Kolchis am Schwarzen Meer gedeutet ward. Dorthin nun ging die als großes Wagnis dargestellte Abenteuerfahrt der Argonauten. Ferne Meerfahrten voller Wunder und Schrecknisse waren für die Griechen ein anziehender Stoff; nichts regte ihre Neugierde und Phantasie so an als Erzählungen von Helden, die durch Götterverhängnisse bis an die äußersten Enden der Erde geführt wurden. 2. Argonautenzug. Jason. Phrixos und Helle

Wie bei Theseus spielt auch in der Argonautenfahrt die Liebe in das altgriechische Rittertum hinein. Jason nämlich vollführte das Unternehmen mit Hilfe der Tochter des Medea

Kolcherkönigs, Medea, der Meisterin übernatürlicher Zauberkünste, und entfloh dann mit ihr aus dem feindlichen Lande der Heimat zu. Die wunderbare Rückfahrt vom fernen Orient und dem Flusse Phasis über Libyen und das Abendland durch den Okeanos und den rätselhaften Eridänos und die mannigfaltigen Gefahren und Abenteuer, welche die Argoführer an diesen unbekannten Orten zu bestehen hatten, bilden den Kern der durch die Dichtung und Phantasie der Griechen reich ausgeschmückten Heldensage. Medea ward mit Jason vermählt, aber von diesem über einer neuen Liebe zu der Königstochter Kreüsa in Korinth verstoßen. Von Rachelust entflammt, soll sie die Braut vergiftet und ihre eigenen Kinder getötet haben. Der Argonautenmythos gehört den um den See Kopais seßhaften Minyern (im böotischen Orchomenos [§ 56, 67]) an und scheint sich auf frühen Verkehr dieses seefahrenden, handeltreibenden und goldreichen Stammes mit den Küstenländern der Propontis und des Pontos Euxeinos zu beziehen, während in dem Teil, der den Kampf um die Herrschaft in Iolkos enthält, eine Andeutung an die glücklich vollbrachte Bewältigung und Vertreibung der Minyer durch den Hellenen Jason zu liegen scheint. Der Bezwingung der Minyer könnte wohl ein kecker See- und Freibeuterzug der hellenischen Ritterschaft nach Osten gefolgt sein, wohin die Überwundenen bereits den Weg gezeigt hatten.

3. Der trojanische Krieg

Die bekannteste Begebenheit der griechischen Heroenzeit ist der in der Sagengeschichte, Poesie und Kunst vielgefeierte Trojanische Krieg. In Ilion oder Troja, auf der Nordwestküste Kleinasiens, herrschte König Priämos über ein reiches und gebildetes Volk, das mehr dem Ackerbau und der städtischen Betriebsamkeit oblag als den Künsten des Kriegs und der Waffenübung. Sein Sohn Paris (oder Alexander) entführte die schöne Helĕna, die Gemahlin des lakedämonischen Königs Menelaos, der ihn gastfreundlich in seinem gold- und silberreichen Herrscherhaus aufgenommen hatte. Da entbot der beleidigte Gatte die griechischen Fürsten zu einem Rachezug, der auch alsbald unter der Anführung Agamemnons von Mykēnä, des Bruders von Menelaos, und unter dem Beistande der berühmtesten Helden Griechenlands zustande kam. Von Aulis aus, wo der späteren Sage nach Agamemnon seine Tochter Iphigenia der Artemis zum Opfer weihte, segelte das Heer nach der asiatischen Küste, fand aber an den Trojanern, besonders an Priamos' Sohn Hektor und an dem Sohne des Anchises und der Aphrodite Aineias (Aneas), tapfere Gegner, so daß erst nach zehnjährigem Kampfe die Stadt erobert werden konnte. Nach einem unabwendbaren Schlusse des Schicksals war Ilions Untergang bestimmt; Priamos und die meisten Trojaner fielen im Streite oder bei der Zerstörung; die übrigen wurden zur Sklaverei verdammt. Aber auch die Sieger erlitten mancherlei Ungemach. Achilleus, Patroklos u. a. fanden vor Ilion ein frühes Grab; Agamemnon wurde nach seiner Heimkehr durch seine treulose Gattin Klytämestra dem Tode geweiht (§ 64), und Odysseus irrte, wie uns in Homers Odyssee erzählt wird, zehn Jahre umher, ehe es ihm vergönnt war, sein treues Weib Penelŏpe und seinen Sohn Telemächos wiederzusehen und sein Haus von den übermütigen Freiern zu reinigen, die während seiner Abwesenheit nach der Hand seiner Gattin strebten.

Der Trojanerkrieg, in dem sich der Übergang von der Sage zur Geschichte in Griechenland darstellt (§ 67), ist als Tatsache kaum zu bezweifeln, wenn auch die Einzelheiten nur Früchte der dichterischen Sagenbildung sein mögen. In der Sage vom „hölzernen Pferd" scheint der in der Überlieferung erhaltene sinnbildliche Ausdruck für „Schiffe" eine wörtliche Deutung erfahren zu haben. Die Hellenen, strenger Manneszucht unfähig, und bei dem lebendigen Gefühl der Stammverschiedenheit dem Oberkönig (Agamemnon) gegenüber voll Trotz und Unfolgsamkeit, vergeudeten Kraft und Zeit in regellosen Zügen und lähmenden Zerwürfnissen. Doch gelang schließlich die Eroberung Ilions, wie die gewaltigen überall nachweisbaren Brandspuren der „sechsten" Stadt beweisen. Nach der Abfahrt der Sieger überschwemmten lydische und phrygische Scharen das troische Gebiet und vernichteten die Reste der alten Kultur. Die Stätte dieses gewaltigen Kampfes, dessen wichtigste Ereignisse in Homers Ilias besungen sind, ist uns durch die Tätigkeit Heinrich Schliemanns (1822—1890) bekannt; es ist der Hügel Hissarlik (Asarlyk) südlich von der Stelle, wo der Skamandros und Simois zusammenfließen. Nach den sorgfältigen Ausmessungen des Ruinenhügels stellt sich die homerische Pergamos als eine mittelgroße Befestigungsanlage dar, die nur als Königsburg und Zufluchtsstätte, aber nicht als eine Stadt gedacht werden kann. Die homerische Auffassung, die Troja sich als eine große Stadt vorstellt, ist demnach rein dichterisch, und es ist völlig unmöglich, die einzelnen in der Ilias benannten Orte (z. B. das Skäische Tor) festzustellen.

Die dichterische Darstellung aller dieser Begebenheiten verdanken wir den Epen des Homer und der sich ihm anschließenden Kykliker. Jedoch sind diese nicht gleichzeitige Erzeugnisse, sondern zeigen in vielen Stücken, besonders in den Darstellungen des täglichen Lebens, Spuren des weit späteren, historischen „griechischen Mittelalters", sind also als Hervorbringungen jener Zeit aufzufassen und deshalb auch dort zu behandeln (§ 72).

Zweites Kapitel.

Geschichte Griechenlands bis zu den Perserkriegen (etwa 1500 bis 500 v. Chr.).

A. Die älteste Geschichte der Griechen.

Übergreifen der orientalischen Geschichte nach Europa

Überschau und Vorblick. Der Übergang von der Geschichte der morgenländischen Völker zu der Geschichte Europas, die von nun an während der folgenden Epochen ausschließlich im Vordergrund steht, vollzog sich im langsamen Vordringen des geschichtlich faßbaren Lebens von Osten nach Westen. Ehe aber von diesem der östlichste Vorsprung Europas, die Balkanhalbinsel erreicht wurde, mußte es zwei Etappen überschreiten; einmal streckte sich Kleinasien zu Lande dem europäischen Kontinente entgegen, und dann bildeten die zahlreichen großen und kleinen Inseln des Ägäischen Meeres natürliche Übergangspunkte, um die Völker zu verbinden und aufeinander wirken zu lassen. Die Erkenntnis dieses zweifachen Vordringens des Orients steht jetzt nur im allgemeinen fest; Einzelheiten festzustellen und miteinander zu verbinden, wird uns erst in künftigen Tagen beschieden sein, wenn man die schriftlichen Denkmäler der Cheta und der Kreter sowie der Mykenier wird lesen können.

Vordringen der Südländer nach Südosteuropa zur See

Von dem Vordringen der westasiatischen Kultur zu Lande ist oben (§ 39) gesprochen worden. Den Weg über die Inseln und zur See schlug ein nichtgriechisches Volk ein, das wir am Anfang der griechischen Geschichte auf Kreta vorfinden, ganz an der Peripherie der griechischen Welt. Seine staatlichen Einrichtungen können wir nur in unsicheren Umrissen erkennen, seine Kultur ist uns besser bekannt. Es scheint ein mächtiger, seebeherrschender Stamm gewesen zu sein, der weithin nach Norden gebot. Doch ist er schon früh untergegangen und dauernde Spuren seines Einflusses auf dem gegenüberliegenden Festlande haben sich bisher noch nicht nachweisen lassen.

Vorgriechische Staaten

Untergang der vorgriechischen Staaten

Es besteht die Möglichkeit (aber auch diese ist nur mit aller Vorsicht und als vorläufig am wahrscheinlichsten zuzugeben), daß schon vor der Zeit des Untergangs der kretischen Kultur eine starke Reaktion des griechischen, d. h. arischen Geistes, gegen die orientalische Beeinflussung erfolgte und dadurch der Sturz der Kreter herbeigeführt ward, vielleicht in Verbindung mit dem allgemeinen Vordringen der „Seevölker" (§ 31), das erst um Generationen später in Ägypten zum Stehen kam und trotz seiner Gewaltigkeit von eben so geringem bleibenden Erfolge war wie der Kossäersturm (§ 19) vor ihm und der Kimmiersturm (§ 53) nach ihm.

um 1200

1700

700

Beginn der griechischen Geschichte

Mit dem Sturze der Kreter beginnt die fortlaufende Geschichte der Griechen und ihres Landes (d. h. der Balkanhalbinsel) und von einer griechischen Geschichte kann schon in den Zeiten gesprochen werden, die lange vor jeder historischen Kunde in engerem Sinne liegen. Denn sie beginnt bereits in den Augenblicke, wo die schon durchgebildete Kultur des Orients anfing, nach Europa auszugreifen und die noch völlig unzivilisierten Völker der Balkanhalbinsel ihrem Einfluß zu unterwerfen. Dieser historisch nicht näher fixierbare Augenblick ist um so bedeutsamer, als uns hier zum ersten Mal jenes wunderbare

Erneutes Vordringen des Orients

Wechselspiel zwischen Orient und Okzident begegnet, das seitdem in der Hauptsache die Geschichte Europas und Asiens beherrscht hat. Die älteste griechische Geschichte ist nur die Widerspiegelung dieses Einflusses des babylonisch-ägyptischen Kulturkreises auf die Arier der Balkanhalbinsel. Zunächst zeigt sich der orientalische Einfluß so übermächtig, daß er das wirtschaftliche und politische Leben der Hellenen gleichmäßig und vollständig beherrscht. Nach orientalischer Weise entwickelt sich zunächst das Privatleben, das Handwerk und die Kunst. Dann tritt dieser Einfluß auch im Staatsleben zutage, und es entwickeln sich (wie am Euphrat, Tigris und am Nil, aus den Stammesfürstentümern die orientalischen Großreiche) in den Flußebenen und Seeniederungen aus den patriarchalischen Staatenanfängen, die allen arischen

Bildung des mykenischen Anaktenstaates

Völkern gemeinsam waren, die Anaktenstaaten der mykenischen Zeit. Zwar war weder die Eigenart des Volkes noch die Bodengestaltung des Landes dieser Entwicklung günstig, aber diese orientalische Periode, die den Blick ganz auf das Land und seine Bebauung richtete, hat doch jahrhundertelang gedauert, und die Reaktion des arisch-europäischen Geistes konnte erst eintreten, als ein zweiter Einfluß hinzukam, der der

Die Phöniker

Phöniker, der die Blicke der Griechen auf die See lenkte, dem Elemente, dem die Großstaaten des Orients von jeher fremd und unbehilflich gegenübergestanden haben, und ihnen dadurch behilflich war, sich wirtschaftlich von dem Überwiegen des orientalischen Händlers freizumachen und damit auch neue politische Formen für ihr Staatsleben zu gewinnen.

Durch die Berührung zunächst mit den Phönikern und dann durch die Verdrängung der „sidonischen Männer" aus den heimischen Gewässern

Vordringen des Okzidents

löste sich die griechische Nation innerlich vom Einfluß des Orients immer mehr und mehr ab. Den äußern Ausdruck fand dieser Prozeß aber in

Die Bergvölker

dem Augenblick, wo die unberührten Bergvölker des Innern vorwärts drangen und die Küsten besetzten. Unter ihren Händen zerbrachen die schon lange morsch gewordenen Anaktenstaaten und verschwanden spurlos, um den neuen Bildungen Platz zu machen. Das erste, was die neu auftretenden Völker schufen, war eine eigenartige Kultur, die sich auf rein nationalen Elementen aufzubauen suchte, und ein Erstarken der altheimischen Religion und des altheimischen Kultus, die das Fremde beiseite schoben. Neben dem Abstreifen des Orientalischen in Haus und Hof, in Religion und Dichtkunst, trat auch eine politische Loslösung ein. Das Königtum verschwand und an seine Stelle trat die

Die Adelsherrschaft

Adelsherrschaft, die nicht mit Unrecht mit dem deutschen Mittelalter verglichen worden ist. Die Herrschaft der Adeligen ist darum die

schönste Blüte jener ältesten griechischen Geschichte gewesen; ihr Widerhall sind die homerischen Gedichte. Sie zeigen uns Hellas als ein freies und dem Orient gegenüber siegreiches Land. Unter der Adelsherrschaft beginnt die erste historisch nachweisbare Reaktion Europas gegen den Orient, die griechischen Kultureinflüsse dringen unaufhaltsam nach Asien vor. Jedoch sollte dies nicht lange dauern. Die Adelsherrschaft wurde durch die Despotien abgelöst, die naturgemäß sich an die orientalischen Großstaaten anlehnten und einen zweiten Vorstoß des Orients einleiteten, der in den Perserkriegen seinen Ausdruck finden sollte (§ 91 ff.). Die Tyrannis

§ 66. Die kretisch-mykenische Zeit. Die älteste Stufe der griechischen Entwicklung ist ungefähr um das Jahr 3000 v. Chr. anzusetzen. Sie ist uns nur aus Götteridolen, ganz rohen Tongefäßen und sonstigen Gegenständen des täglichen Gebrauchs bekannt. Sie entspricht der jüngern Steinzeit (§ 1) der übrigen Völker und wird in zwei Epochen eingeteilt; die ältere wird nach dem Hauptfundorte der ihr zuzuweisenden Gegenstände die Zeit der trojanischen Kultur (der ersten Stadt) genannt, die jüngere entwickeltere nennt man nach ihrem Hauptsitze auf den Kykladen die Inselkultur (wichtigster Fundort Phylakopi auf Melos). Da sich Gefäße dieser Stilperioden an der gesamten ägäischen Küste finden, ergibt sich, daß schon damals ein Seeverkehr stattgefunden hat, der aber nur die Bewohner der genannten Länder, höchstens noch Cyperns, umfaßte. Aus dieser Kultur entwickelte sich, so weit man jetzt sieht, ohne direkt nachweisbare orientalische Beeinflussung die kretische Kultur, die einen ausgesprochen nichthellenischen Zug zeigt. Ihre Überreste scheinen auf die Inseln beschränkt zu sein, und nicht auf das Festland überzugreifen, dessen Bewohner wir uns als völlige Barbaren zu denken haben, zu denen nur nach und nach die kretischen und phönikischen Einflüsse hinüber drangen. Welcher Rasse die Kreter angehörten, ist ungewiß. Soweit sich gegenwärtig erkennen läßt, waren sie nicht griechischen Ursprungs, und man neigt dahin, die etwa um 1800 v. Chr. lebenden Menschen der sogenannten Kamareszeit und der unmittelbar anschließenden kretischen Zeit als karischen, jedenfalls südländischen Ursprungs anzusehen, während die mykenische Zeit uns wohl eine griechische Bevölkerung nördlichen Ursprungs, die Achäer, als die Herren des Festlandes zeigt. Für diese Vermutung sprechen besonders baugeschichtliche Erwägungen, so die Gruppierung der kretischen Paläste um einen Lichthof, von dem aus die Kühle suchenden Bewohner aus dem Südlande ihren dunkeln Wohnräumen Licht zuführten, und der mykenischen um die Feuerstätte, die den Nordländern auch noch in Hellas als Wärmequelle diente. Zugleich ist auch das mykenische Megaron den Hausbauten der zweiten trojanischen Schicht sehr ähnlich. Ägäische Kultur — Trojanische Kultur — Inselkultur

Ein mächtiger Umschwung trat ein, als die ersten sicher nachweisbaren Einflüsse des eigentlichen Orients diese Völker erreichten. Durch das Vordringen des Chetareichs (§ 39) wurde den Bewohnern der orientalischen Großstaaten der Weg nach Europa geebnet und ihre Waren gelangten in die mit einer Lehmkuppel gedeckten Rundhütten der nördlichen Barbaren. Es hob sich unter diesen Einflüssen die Kultur im Umkreise Mykenische Kultur

des Ägäischen Meeres auf die Stufe, die, wiederum nach ihrem Hauptfundorte, die Zeit der mykenischen Kultur genannt wird. Ihre Überreste finden sich überall im Osten von Hellas. Ihr gehören vor allem die stolzen Königsburgen von Mykenä, Tiryns und Troja (d. h. der sog. sechsten Stadt) an. Schriftliche Denkmäler, die den Trägern jener Kultur zuzuschreiben wären, besitzen wir zwar seit den kretischen und mykenischen Ausgrabungen in großer Menge, doch ist es bisher noch nicht gelungen, die bisher in drei Schriftarten (der „piktographischen" und zwei kursiven) überlieferten Aufzeichnungen (von denen eine der interessantesten der sogenannte Diskos von Phaistos ist) zu enträtseln. Gleichwohl sind wir in der Lage, diese Kultur dadurch zeitlich zu fixieren, daß sich in den Ruinen jener Burgen zahlreiche ägyptische Kunstgegenstände fanden, die alle das Zeichen des Königs Amenhotep III., des Reformpharao aus der achtzehnten Dynastie (§ 30), tragen, der ungefähr um das Jahr 1400 v. Chr. gelebt hat.

Träger der orientalischen Kulturen

Wer diese Kultur nach dem griechischen Festland gebracht hat, ist viel umstritten. Schon die Alten meinten, die Phöniker seien ihre Träger gewesen, und darauf deuten die zahlreichen Sagen von phönikischen Gründungen in Griechenland (§ 39). So dachte man sich die Phöniker Kekrops als Gründer von Athen, Kadmos von dem böotischen Theben, Danaos von Argos. Denn die Phöniker waren die Pioniere der altorientalischen Kultur, die auf Entdeckungsfahrten in den fernen, unbekannten Westen auszogen. Eine Zeitlang muß das Mittelmeer geradezu eine phönikische See gewesen sein. Daß auf griechischem Boden ihre Kolonien so bald verschwanden und ihr Einfluß unterging, erklärt sich aus der ihnen eigentümlichen Faktoreienwirtschaft, die ein Aufgehen der Einwanderer in dem neuen Kolonialboden weder wollte noch vollbrachte. — Heute jedoch hat man diese Meinung dahin eingeschränkt, daß man glaubt, daß neben der eigenen, lebensfrisch sich weiterentwickelnden Kultur die orientalischen Einflüsse auf mehreren Wegen herantraten und so die eigentümlichen, staunenerregenden Gebilde schufen, deren Kenntnis man vor allem dem unermüdlichen Fleiß des unvergeßlichen Schliemann verdankt.

Kretisch-Mykenische Bauten

Zeugnis von dieser frühesten Periode griechischer Kultur geben uns die Überreste von Bauten und Geräten des täglichen Lebens, wie sie heute noch von Tag zu Tag dem Schoße der Erde entsteigen. In die älteste, uns bis jetzt bekannt gewordene Zeit gehören die riesenhaften Palastbauten von Kreta; die englischen Ausgrabungen in Knossos, und daneben die italienischen in Phaistos und Hagia Triada haben Bauwerke unserer Kenntnis zugänglich gemacht, deren Großartigkeit und künstlerische Ausstattung mit den gewaltigsten Baudenkmälern des Orients wetteifern. Der sogenannte „Palast des Minos" (das Labyrinth, vielleicht nach der Labrys, der heiligen Doppelaxt, genannt), ist das Denkmal einer gewaltigen Seeherrschaft, die etwa bis zum Jahre 1300 herabgereicht haben mag. In dieser jahrhundertelangen Periode stand Hellas völlig unter dem Einfluß der kretischen Kultur und der kretischen Könige, die in dem Namen Minos ihre Verkörperung fanden.

A. Die kretische Kultur

Diese Kultur, durchaus der Bronzezeit angehörig, zerfällt in zwei Hauptabteilungen, die sogenannte Kamareskultur, genannt nach einer Grotte am Ida und bestimmt nach den feinen polychromen Gefäßen, die sich im ersten Minospalast (bis 1600) fanden; nach dessen Niederbrennung finden wir den sogenannten kretischen Palaststil, der mit Thutmes III. (§ 30) gleichzeitig gewesen sein muß. Über das Leben in diesen Palästen

1. Kamareskultur

2. Die minoische Kultur

werden wir weit mehr wissen, wenn es gelingen wird, die Schrift der zahlreichen Tontafeln, die dort gefunden worden sind, zu lesen. Vorläufig scheint so viel fest zu stehen, daß wir es mit einem mächtigen Priesterkönigtum zu tun haben, das unmittelbar über das ganze Inselmeer herrschte, und dessen mittelbarer Einfluß, wie die in Altpylos und auch sonst in Hellas gefundenen Gefäße im Palaststil zeigen, noch weiterreichte. An höfischem Glanz und höfischer Prachtentfaltung fand man, wie die Wandgemälde beweisen, hohe Freude. Unter den Göttern verehrte man den Stier als das Symbol der Kraft: in seiner Anbetung erkennen wir am deutlichsten den Einfluß des Orients. Ihm zu Ehren veranstaltete man auch Wettkämpfe, an denen das Volk von einer primitiven Art von Zuschauerraum aus teilnahm. Der Kulturstand war überhaupt sehr hoch, das Leben zeugte nach den erhaltenen Denkmälern von Freudigkeit und Reichtum, verschönt von den Gebilden einer anmutigen, farbenfrohen Kunst, die den Rückschluß gestatten, daß wir, trotz des hohen Alters der kretischen Altertümer, eine sehr lange Entwicklung vorauszusetzen haben.

Die Paläste von Knosos und Phaistos

Ihre wichtigste Vertretung fand diese kretische Kultur in den gewaltigen Fürstenpalästen von Knosos und Phästos. Sie zeigen keinerlei Umwallung, so daß wir annehmen dürfen, daß die Herrschaft der sie besitzenden Fürsten von nirgendsher angefochten ward. Wie die seit 1898 von A. Evans in Knosos (bzw. von Halbherr in Phaistos) vorgenommenen Ausgrabungen lehren, haben wir es mit gewaltigen, mehrstöckigen Bauten zu tun, die alles in sich vereinten, was man sich von einem großen Herrschersitze vorzustellen hat. Das Ganze gruppiert sich um einen mächtigen Innenhof, an den sich die einzelnen wichtigen Teile des Hauses anschließen, die allen erdenklichen Komfort (sogar Wasserspülung) zeigen, vom Thronsaal bis zu den Magazinen, die noch mannsgroße Amphoren aus Stein enthalten. Geschmückt war das Ganze mit reizvollen Malereien, die wir auf dem sogenannten Prozessionskorridor von Knosos noch in ihrer Frische bewundern können, und enthielt zahllose Kunstwerke aller Art, aus denen wir das fröhliche Leben dieser höfisch geschulten Menschen zu erkennen vermögen, die Spiele der sportlich geschulten adligen Jugend, besonders den Stierkampf, und die Reize der oft bis zum Raffinement frisierten und gekleideten Damen des kretischen Hofes.

Religion der Kreter

Merkwürdig ist in dieser Periode das Zurücktreten der Religion. Die kretischen (und auch mykenischen) Menschen beteten nur sehr kümmerliche Idole an, von denen wir noch eine ganze Reihe besitzen. Auf den Stier, als Bild der Kraft, ward schon hingewiesen; wir dürfen daraus vielleicht auf einen Tierdienst schließen. Ein viel gebrauchtes religiöses Symbol war die heilige Doppelaxt (Labrys), die uns besonders in Knosos sehr häufig entgegentritt. Aus der Dürftigkeit der Gottesgestalt ergibt sich auch, daß von seinem Dienste nur wenig bekannt ist. Als Ort der Verehrung dienen nur kleine, den Palästen angebaute Kapellen, die in Nebenräumen untergebracht sind. Für die kretische Zeit und auch noch später ist nicht das Gottes-, sondern das Herrenhaus das wichtigste Gebäude.

B. Die mykenische Kultur

Diese kretische Kultur fand ihre Fortbildung an der mykenischen Kultur, die in drei Perioden (von 1800—900 v. Chr.) zerfällt und ihre Hauptdenkmäler auf dem Boden des eigentlichen Hellas hat. Unter ihnen ragen besonders hervor die Palastbauten der Anakten (Fürsten), von denen einige noch wohlerhalten sind. Sie tragen einen ganz anderen Charakter als die kretischen Paläste; während diese sich um einen Innenhof gruppieren und, nach außen völlig ungeschützt, sich als die Sitze eines seiner Macht unbedingt sicheren Herrschertums darstellen, sind die mykenischen Bauten durchweg bedingt durch die Wehrhaftigkeit, die sie als Zwing- und Schutzburgen zeigen mußten. Das Dekorative der kretischen Kunst blieb ihnen, aber die Architektur der kretischen Zeit war vorüber und der Palaststil dem Burgstil gewichen. Die beiden berühmtesten sind die Burgen von Mykenä und Tiryns am Argolischen Golfe unweit des heutigen Nauplia.

Tiryns

Tiryns liegt am Meere, auf einem niedrigen Felshügel, dessen höchste Erhebung den Königspalast trug. Noch heute sind die riesenhaften Substruktionen vorhanden, in denen Riesen ungeheure Felsblöcke aufgetürmt zu haben scheinen. Man nennt diese formlose Art zu bauen noch heute kyklopisches Mauerwerk. Im Innern der Mauern laufen Galerien, deren Zweck entweder war, die Ver-

teidiger zu schirmen oder ein feuerfestes Magazin für die Vorräte darzustellen. Auf diesem ungeheuren Fundamente erhob sich die aus Backsteinen hergestellte Königsburg selbst, an die sich dann eine Unterstadt anschloß, die von der Burg beschirmt ward. — Noch gewaltiger sind die Ruinen von Mykenä selbst, das sich, auf einem weithin sichtbaren Hügel erhob, der die Straße beherrschte, die von Argos und Tiryns über das Gebirge nach Korinth führt. Hier erkennt man schon einen Fortschritt. Zwischen regelmäßig behauenen Blöcken, die zu hohen Mauern vereint sind, zieht der Weg bergan bis zu dem berühmten „Löwentor", das mit zwei gewaltigen stehenden Löwinnen geschmückt ist, die, vermutlich als Wappentiere, den Eingang zu dem Herrscherpalast schützen sollten, der durch eine sich nach unten verjüngende Säule und deren Kapitäl angedeutet ist. Dahinter erhob sich eine gewaltige Königsburg, die leider den Stürmen der Zeit weniger gut getrotzt hat als Tiryns. Aber ihre Anlage ist noch recht wohl zu erkennen; sie erscheint nicht wie eine Sultanswohnung, abgeschlossen und eine Welt für sich, sondern dem Verkehr zugewandt und dem Volke zugänglich, wie es dem hellenischen Charakter entspricht. Im Innenraum dieser Burg befanden sich die berühmten Schachtgräber, denen ungeheure Schätze an Gold und Silber entstiegen sind, umgeben von einem heiligen Steinring, ähnlich den keltischen Cromlechs; sie sind weit älter als die gewaltigen Kuppelgräber, die wir außerhalb des Burgringes finden, und von denen das größte und besterhaltene schon im Altertum den Namen „Schatzhaus des Atreus" führte. Diese sind entweder aus kyklopischen Steinen, ohne Bindematerial, aufgeführt und bringen, da den damaligen Architekten der Wölbungsbau noch unbekannt war, die sogenannte Kuppel nur durch Überkragungen heraus; das Ganze wurde dann mit Erde überschüttet und nahm so die Form des Tumulus an. Oder es wurde auch ein solcher Bau in den Felsen hineingetrieben und ähnlich gestaltet wie das freierbaute Grab. Der große gekuppelte Raum diente als Opferstätte, während die nicht verbrannten, sondern in kauernder Stellung begrabenen Leichen in einer Nebenkammer Platz fanden. Außer den Gräbern in Mykenä gibt es solcher, später gewöhnlich Schatzhäuser genannter Kuppelgräber noch eine ganze Anzahl in Ostgriechenland, und ähnliche Bauten finden sich auch auf Sardinien (Nuraghs), den Balearischen Inseln (Talayots) und Cossyra.

Mykenä

Schachtgräber 1800—1500

Kuppelgräber 1500—1200

In die mykenische Epoche gehören auch die wichtigsten Ansiedlungen auf Troja. Nachdem man jahrhundertelang Troja nur als eine sagenhafte Stätte angesehen hatte, gelang es dem unermüdlichen Fleiße und Opfermut von Heinrich Schliemann, die historische Existenz dieser Stadt wahrscheinlich zu machen. Er unternahm eine Reihe von Grabungen, die nicht weniger als neun Siedlungsepochen auf dem Hügel von Hissarlik (Schloßberg) im Skamandrostale ergaben. Die älteste Schicht war direkt auf dem gewachsenen Felsen gebaut und eine rein steinzeitliche Anlage. Es folgen dann Schicht 2 bis 5. Die zweite Schicht hieß früher die „verbrannte Stadt" und war eine stattliche Burganlage, deren Reste sehr bedeutend sind. Dann folgen drei prähistorische dorfähnliche Ansiedelungen (von 2000—1500 v. Chr.). Dann kam eine mächtige Burganlage, die noch völlig in der Bronzezeit steht, aber bereits mykenische Importwaren zeigt (etwa 1500—1000 v. Chr., die homerische Pergamos). Dann folgen Schicht 7 und 8 aus altgriechischer und hellenistischer Zeit und schließlich als Schicht 9 die Akropolis der römischen Stadt Ilion. Die zweite Schicht hielt Schliemann selbst bis zu seinem Tode für die homerische Pergamos. Jedoch hat sich das als ein Irrtum herausgestellt. W. Dörpfeld fand die mächtigen Mauern, die der sechsten Schicht angehören, deren Burganlagen durch eine gewaltige Brandkatastrophe zugrunde gegangen sind; sie sind, wie die Funde ergaben, der mykenischen Zeit zuzuschreiben. Von ihnen steht die Südwand noch in fast 5 m Höhe da. Die Burg selbst war nicht allzu groß und entspricht den übrigen mykenischen Anlagen durchaus. Leider ist durch eine Nivellierung in römischer Zeit (neunte Schicht) das meiste zu grunde gegangen, was die Katastrophe noch überdauert hatte.

Die Ausgrabungen in Troja

Orientalischer Grundzug der Kultur

Phaistos, Knosos, Troja, Tiryns und Mykenä sind durchaus Ansiedlungen aus der Blüte der Bronzezeit. Kupfer kam den Westländern von den reichen Gruben aus Kypros; Gold und Silber fanden jene vorhistorischen Bewohner von Hellas in ihrem eigenen Lande und wußten dessen Besitz schon früh zu schätzen. Zeugnis davon legen ab die zahllosen, oft künstlerisch geschmackvollen Gegenstände, die aus Troja, Orchomenos und den beiden argivischen Burgen auf uns gekommen sind. Gerade diese Gegenstände aber zeigen so deutlich orientalischen Geschmack, daß man selbst ohne die Gemmen mit Amenhoteps III. Hieroglyphen klar sehen würde, daß hier die orientalische Kultur eingedrungen war und sich mit den einheimischen Kunstfertigkeiten vermischte. Ähnliches wie in der Metallindustrie zeigte sich auch in der Ornamentik der Tongefäße und der einzelnen uns erhaltenen Muster von Decken und Fußböden wie in Resten von Wandmalereien und Skulpturen. Eine deutliche Einwirkung orientalischer Kultur sehen wir auch im Kriegswesen. Die Helden stürmen, ganz im Widerspruch mit der Natur des Landes, zu Wagen in den Kampf, wie die assyrischen Großkönige und die ägyptischen Pharaonen; auch sonst sehen wir in der Bewaffnung wohl das orientalische Muster, doch ist alles weiter fortgebildet und praktischer ausgestaltet.

Kretischer Seestaat

§ 67. Die ältesten griechischen Staaten (Anaktenstaaten). Der älteste Staat auf griechischem Boden war der mächtige Seestaat auf Kreta. Jedenfalls haben die gewaltigen kretischen Anakten, die sich den späteren Griechen zu der Sagenfigur des Minos (§ 57) verdichteten, schon sehr früh ein großes, über die Inseln des Ägäischen Meeres und sogar vielleicht die gegenüberliegende kleinasiatische Küste sich erstreckendes Reich beherrscht und jahrhundertelang in üppig orientalischer Pracht gewaltet, bis eine gewaltige Katastrophe am Anfang des sechzehnten Jahrhundert v. Chr. die Paläste vernichtete; es ist möglich, daß sie mit dem Sturz der Hyksosregierung (§ 30) zusammenhängt. Daraufhin erfolgte ein zweiter Palastbau (der gegenwärtig von Evans ausgegrabene), der eine völlige Erneuerung und zugleich auch eine neue Kulturrichtung brachte, die jedoch ebenfalls um das Jahr 1400 zugrunde ging, ohne diesmal eine Neuschöpfung zu zeitigen. Von da ab verschwindet Kreta aus der Reihe der großen Kultur- und Anaktenstaaten; der Schwerpunkt der ältesten Geschichte Griechenlands gleitet auf das Festland hinüber.

Mykenischer Staat

Entsprechend den geographischen Vorbedingungen und den dadurch erleichterten Kultureinflüssen des Orients befanden sich, wie die Denkmäler lehren, die ältesten griechischen Festlandsstaaten, soweit sie diesen Namen verdienen, auf der Ostküste von Hellas. Unter ihnen nahm Argos wohl auch zeitlich den ersten Rang ein. Denn wenn sich auch drei Königsburgen, Argos (d. h. die Akropolis oder Larissa), Tiryns und Mykenä, nebeneinander finden und es auch später drei selbständige gleichnamige Gemeinden gab, so hat man sie wohl nur als drei zeitlich verschiedene Entwicklungsphasen desselben Staates anzusehen. Dieses Königreich reichte, wie seine Straßenanlagen dartun, bis nach Epidaurus und bis an den Isthmus von Korinth. Neben der alten Königsburg am Inachos legten die gewaltigen Herrscher Tiryns, das Schloß am Meere, und Mykenä, die paßbeherrschende Zwingburg, an. Wie weit diese Macht in das Innere der Peloponnes reichte, ist noch unbekannt; bis jetzt hat man erst im Eurotastale eine ähnliche Ansiedlung gefunden (Amyklä), der man eine gewisse Selbständigkeit zuschreiben darf.

Argos

Böotische Staaten

Ein drittes Kulturzentrum ähnlicher und doch sehr verschiedener Art finden wir in der böotischen und thessalischen Ebene. Hier sind die Staaten von Theben, Orchomenos und der rätselhaften Stadt auf der Insel Gla im (jetzt völlig ausgetrockneten) Kopaissee der mykenischen Epoche zuzuweisen. Das Gebiet des Kopaissees bildete einen Mittelpunkt für die mykenische Kultur, von deren Reichtum die Sage viel zu melden wußte. Dem Volk der Minyer, den Urbewohnern von Böotien (§ 56), schreibt man das prachtvolle Kuppelgrab zu, das seit jenen Zeiten den Namen „Schatzhaus des Minyas" führt. — Schließlich finden wir den nördlichsten Sitz der mykenischen Kultur am Pagasäischen Meerbusen in Thessalien. Die Sage weist auf den alten Ort Jolkos, den Ausgangspunkt der Argonautenfahrt (§ 65), hin, und in der Tat sprechen Kuppelgräber (bei Volo) und andere Reste mykenischer Kultur für einen historischen Kern des Mythos. Andere Stätten der mykenischen Kultur tauchen fast alljährlich auf; man kann fast als sicher annehmen, daß an allen Orten, von denen das Heldenepos spricht, sich auch mykenische Reste fanden. So ist z. B. 1907 das „sandige Pylos" Nestors wiedergefunden worden; in Athen finden sich auf der Akropolis Spuren mykenischer Bauten, bei Nauplia, Delphi, ja sogar in Milet und Ephesos.

Minyer

Jolkos

Der trojanische Krieg

Die wichtigste Unternehmung dieser Zeit, die aus den Sagen der Hellenen bekannt ist, war der Zug der mykenischen Fürsten und ihrer Mannen gegen Troja (§ 65). Auch diese Stadt stellte ein Zentrum der mykenischen Kultur dar und ist in einem Kampfe mit den peloponnesischen Fürsten in Flammen aufgegangen. Freilich müssen wir, abgesehen von dem Faktum selbst, von jeder Beziehung zu Homers Gedichten absehen, welche die in späteren Zeiten von den einzelnen Stämmen hinzugesetzten Stammessagen mit enthalten. Nur das eine scheint einigermaßen sicher zu sein, daß der Untergang Trojas weit früher anzusetzen sein wird, als bisher angenommen wirde. — Ob bei dem „Zug der Seevölker" gegen Ägypten, dem durch Ramses III. in der Schlacht bei Migdol (§ 31) ein jähes Ende bereitet ward, die „Danaer" und die „Achäer" mitgefochten haben, ist nicht gewiß, aber sehr wohl möglich. Denn man darf die Macht der mykenischen Herrscher weit größer ansetzen als die der später so zersplitterten griechischen Staaten, und auf ihre große geschichtliche Bedeutung weisen auch die von Jahr zu Jahr massenhaft aus der Erde entsteigenden Erzeugnisse der mykenischen Epoche hin, die von Sardinien bis zu den Tälern des Faijum und in ganz Westasien, soweit es historisch in Betracht kommt, gefunden werden.

1170

Der Staat der mykenischen Zeit

Das Bild des mykenischen Staates können wir uns aus den homerischen Gedichten rekonstruieren, wenn wir vorsichtig die Zutaten ausscheiden, die von der naiven Volksdichtung den Kulturzuständen des griechischen Mittelalters entnommen wurden. — Die mykenische Zeit ist die Epoche des „heroischen" Königtums und des patriarchalischen Staates. An der Spitze der Staaten stand ein König (Anax oder Basileus), schon dem Namen nach ein Heerführer, der seinen Ursprung und seine Macht von den Göttern herleitete. Seine Würde unterwirft er nur der allgemeinen und ewigen Rechtsidee, die bei den Göttern wohnt; seine Verpflichtungen bestehen in dem dreifachen Amte eines

Königtum

Richters, eines Heerführers und eines Vermittlers der gottesdienstlichen Gebräuche seiner Gemeinde, soweit diese nicht an bestimmte Priesterschaften geknüpft waren. Das Volk hatte ihm dagegen nur freiwillige Gaben zu leisten. Ausgestattet war das Königtum mit einem besonderen Landanteil, dem Temenos, der lediglich an der Würde haftete und vom Privateigentum des Königs und seiner Familie verschieden war. Als Ehren wurden dem König zuteil besonderer Vorzug bei der Verteilung der Beute und der Ehrensitz in den Versammlungen. — Als Beamte unter ihm sind nur die Herolde zu nennen. Herolde

Neben dem König wird der Rat der Alten erwähnt, an dessen Meinung sich der König jedoch nicht zu halten brauchte. Hochgeehrt war daneben der Stand der Sänger, die als Verkünder früherer Heldentaten bei des Königs Festen nicht fehlen durften. — Die Versammlung des ganzen Volkes kommt auch hin und wieder vor, aber sie hat nur zu hören, wird nach dem freien Ermessen des Fürsten berufen, und kecke Einzelstimmen werden mit Strenge zurückgewiesen. Das Volk

Den Gegensatz zu den gewaltigen Fürsten bildeten die fronpflichtigen Bauern, die ihren Herren ebenso untertan waren wie die Fellahs den Pharaonen. Erst nach und nach hat die Leibeigenschaft sich von den Untertanen gelöst, und noch oft hören wir aus historisch helleren Zeiten, daß es leibeigene Klassen der Bevölkerung bei den verschiedensten hellenischen Stämmen gab, die erst spät ganz im Demos aufgingen (§ 69. In das einzelne ist uns der Einblick versagt. Aus den Denkmälern aber lernen wir, daß sich die Seßhaftigkeit der Bewohner immer mehr verbreitete; der Grundbesitz war noch Familieneigentum, aus dem sich erst nach und nach das Privateigentum ablöste. — Das Verhältnis der einzelnen Staaten zu einander war das der Rechtlosigkeit. Nur Gastfreundschaft hob diesen Zustand auf und schützte den Fremden, der in ein anderes Land verschlagen worden war.

§ 68. Die mykenische Kultur. Von den erstaunlichen Ergebnissen der mit dem Spaten arbeitenden griechischen Geschichtsforscher hatte man vor 50 Jahren noch keine Ahnung. Erst seit Heinrich Schliemanns (1822—1890) Schliemann opfervoller Tätigkeit sind wir in der Lage, uns ein Bild zu machen, wie es in jenen Stätten der ältesten griechischen Kultur aussah. „Würde ein moderner Leser des homerischen Epos durch Zauberhand urplötzlich in das Megaron eines damaligen Fürsten versetzt, so würden der konventionelle Stil und die Farbenpracht, die sich allenthalben dem Blicke darstellen, den Eindruck erwecken, als ob er sich nicht vor einer griechischen Versammlung, sondern vielmehr zu Ninive oder Tyros befände. Darum hat man auch die Mykenäer als Nichtgriechen ansehen wollen. Jedoch ist dies nicht richtig. Sie nahmen den orientalischen Kulturstrom auf, bildeten aber das Empfangene weiter aus." Konventioneller Stil

Das tritt bei den Schachtgräbern besonders hervor. Ihre Einrichtung war aus Ägypten entlehnt (§ 36), und die Fürsten wurden wie altägyptische Herrscher mit allem Prunk orientalischer Despoten beerdigt. Sogar die Nachbildung der Gesichtszüge der Verstorbenen fehlte nicht: aber — und das ist das Eigentümliche — nicht so, daß der Sargdeckel des Beerdigten die Züge des Verstorbenen wiedergab, sondern daß man ihnen goldene Masken auf die Gesichter legte. Individualisierende Kunst

Und hier zeigt sich noch ein weiterer Unterschied zwischen Hellenen und Orientalen: während die ägyptische Kunst zum Verallgemeinern kam und schließlich jeder König als ein wohlwollender Mann in der Blüte der Manneskraft dargestellt wurde, bildeten die Mykenäer individualisierend, soweit es ihnen ihre Kunstübung gestattete, die Züge der Verstorbenen nach dem Vorbilde der Natur. — Totenmasken

Gewaltig war der Aufschwung in allen Handwerken und Künsten, als die älteste trojanische Kultur mit ihren rohen Erzeugnissen der Steinzeit von der neuen Metalltechnik abgelöst wurde; das Kupfer und die daraus gewonnene Bronze traten als Ersatz für die alten Steingeräte ein. Am deutlichsten tritt dies hervor in der Bewaffnung der kretisch-mykenischen Zeit. Für Keule und Bogen verwendete man von nun an das Schwert und die Streitaxt, von denen sich herrlich verzierte Exemplare gefunden haben. Für den Fernkampf aber kommt der Gebrauch der Lanze auf, der die Deckung Bewaffnung

des Körpers durch einen Schild und die geschlossene Taktik der Schlachthaufen nach sich zog. Schließlich bildete man noch zum Schutz für den Kopf den Helm. Damit war, wenigstens für das Fußvolk, die Überlegenheit über die Orientalen gewonnen. Nur in einem zeigt sich die mykenische Zeit noch durchaus von ihnen abhängig, in der Verwendung des Streitwagens; die Mykenäer ziehen in ihm noch ebenso zu Felde wie die assyrischen und ägyptischen Großkönige vor ihnen und die halbbarbarischen Britannier zu Cäsars Zeiten.

Neue Ornamentik

Das Vordringen der Metalltechnik zeigt sich in der Erfindung neuer Ornamente (Spirale, Rosette), die sogar in der Töpferei Anwendung finden. Der sogenannte „geometrische" Stil der ältesten griechischen Zeit, den manche den Semiten haben zuschreiben wollen, verschwindet und macht linearen, gewundenen Ausschmückungen Platz; daß sich bei den zahllosen Berührungen mit den Phönikern ein „gemischter Stil" ausgebildet hat, ist begreiflich. Die weit überlegenen ägyptischen Gemmen z. B. und die rohe Nachahmung derselben Dinge auf mykenischen Stelen (Grabmälern) bezeugen dies. Die Gegensätze stehen unvermittelt nebeneinander: plumpe Statuen und naturwüchsige Massenhaftigkeit der Bauten und anderseits die sauberste Goldschmiedearbeit. Die letztere erreichte in der mykenischen Zeit eine bewundernswürdige Höhe: nicht nur, daß man das Gold in die dünnsten Plättchen zu schlagen verstand, sondern man schuf auch die prachtvollsten Goldgefäße. Aus den Schachtgräbern kennen wir z. B. den Nestorbecher, auf dessen Rand goldene Tauben vom Weine zu nippen scheinen. Aus einem mykenischen Grabe in Vaphio bei Sparta stammen zwei unvergleichliche Goldbecher, die, mit getriebenen Reliefs geschmückt, Szenen darstellen, wo Stiere grasen oder gejagt werden. Besonders gut ausgeführt und für die Beschaffenheit des Landes und Volkes interessant sind die ziselierten Dolch- und Schwertklingen, die mit Darstellungen bedeckt sind, die über das ganze Schwertblatt weg-

Individualisierender Stil

reichen; sie verschwinden erst gegen Ende der mykenischen Zeit, wo die ersten Erzeugnisse aus Eisen auftreten. Dabei merkt man überall, daß der griechische Künstler seines Stoffes Herr zu werden sucht, nicht Waren und Werte zu schaffen, wie der Phöniker, sondern Leben zu erzeugen und Individuelles zu bilden. Darum steht auch der Hellene der mykenischen Zeit hoch über dem Phöniker, trotz der naturwüchsigen Roheit einer- und der technischen Durchbildung anderseits, und darum ist es richtig, zu sagen, daß „in der phönikischen Kunst die überkommene Routine herrscht, aber in der mykenischen wirkliches Leben pulsiert".

Religion

Auch in dem wenigen, was man von der Lebensführung der Mykenäer weiß, zeigt sich das gleiche Gesetz. In ihrer Religion erblicken wir orientalische Gestalten, aber mit hellenischen Zügen, und auch ihr Totendienst zeigt ursprünglich ägyptisches Gepräge (§ 35), das immer mehr der Eigenart weichen muß. Die Bestattung war derart, daß der Tote nicht verbrannt, sondern begraben und sein Leib mit Lehm und Asche bedeckt wurde, in merkwürdiger Übereinstimmung mit der Weise der Hünengräber in Nordeuropa. Dabei unterschied man zwischen den prunkvollen Fürstengräbern (den sogenannten Schachtgräbern in Mykenä) und den einfacheren Bestattungsformen für die Angehörigen des Volkes, die meist als sogenannte „liegende Hocker" bestattet worden sind (§ 1).

B. Die Ausbildung der griechischen Eigenart.

Niedergang der mykenischen Kultur

§ 69. Die dorische Wanderung. Nach einer langen Blütezeit des mykenischen Anaktenstaates trat eine Erschlaffung der Völker ein, die seine Träger waren. Durch den langjährigen Luxus war ihre Heereszucht verfallen, ihre Kriege wurden durch landfremde Söldner geführt, und ihr Reichtum reizte die benachbarten Gebirgsstämme, so daß jene langdauernde Bewegung begann, die man gewöhnlich unter dem Namen der dorischen Wanderung begreift, ein Vorgang, der, wenn

auch weit geringeren Umfangs, sich in gewissem Sinne mit der germanischen Völkerwanderung vergleichen läßt. Schrittweise vollzog sich das Vordringen der Gebirgsstämme in den alten Kulturgebieten, und das Ende war der völlige Untergang des mykenischen Anaktenstaates und eines großen Teiles der ihm eigenen Kultur. An seine Stelle trat der Geschlechter- oder *Adelsstaat*, dessen reinste Form wir in Lakedämon finden, und nach einem kurzen Rückschritt in der Kultur kam ein eigenartiger Aufschwung, der zu völlig neuen Gebilden in Kunst und Wissenschaft führte.

Besetzung der Peloponnes

Der Name „dorische Wanderung" im engern Sinne bezeichnet nur eins der Ereignisse, die diese Periode unaufhörlicher Völkerwanderungen ausfüllen. Man scheidet gegenwärtig zwei Hauptwanderungen, die den alten peloponnesischen Anaktenstaaten zu Leibe gingen: 1. die ätolische nach Elis (wohl bei Naupaktos erfolgt); 2. die dorische nach Argos usw., die zur See durch den Euripus und um Attika herum sich vollzog. Ihr Ergebnis war die *Besetzung* der südlichen und östlichen *Peloponnes* durch die dorischen Stämme und die Verdrängung der vordorischen Bevölkerung in das Innere und in den Westen der Halbinsel.

In neuerer Zeit ist die Geschichtlichkeit der Dorischen Wanderung mannigfach angefochten worden. Ausgehend von der Annahme, daß der Name der Dorier zur See von Kleinasien über Kreta eingewandert sei, werden diese als die eigentlichen Träger der mykenischen Kultur hingestellt (Beloch, B. Niese), die nur den alten Namen Achäer aufgegeben hätten. Mit Recht wird dagegen eingewendet (E. Meyer u. a.), daß die Spartaner allezeit das deutliche Bewußtsein hatten, daß ihre Vorfahren aus dem Norden zugewandert seien, und daß dann der kulturelle Rückschritt und die Umwandlung der Staatsform keine Erklärung fänden.

Ältester dorischer Staat

Die (wohl auf dem Seeweg) in der Peloponnes eingedrungenen Dorier bildeten ursprünglich einen Einheitsstaat. Darauf deutet der allen Peloponnesiern gemeinsame Kult des Apollo Karneios (unbekannter Herkunft, vgl. § 66). Aber bei der großen Ausdehnung des eroberten Landes erklärt es sich, daß sich einzelne Staaten absonderten und, des Bundesverhältnisses vergessend, einander befehdeten.

Landverteilung

Die große Macht und Gewalt, mit der die Dorier sich an die Stelle der Mykenäer setzten, erkennt man am besten daraus, daß es ihnen gelang, die unfreie Urbevölkerung trotz ihrer höheren Kultur ganz mit sich zu verschmelzen: das ist um so höher anzuschlagen, als die soziale Gliederung jene auf das schärfste von den Eroberern absonderte. Denn als die Dorier in das Land eindrangen, war dies aus Landnot geschehen; darum war ihr Absehen auf Erwerbung neuen Landbesitzes gerichtet; wo sie das Land eroberten, nahmen sie deshalb die besten Stücke für sich. So legten z. B. die Spartiaten auf das politisch wichtige und äußerst fruchtbare Eurotastal Beschlag. Die Unterworfenen mußten sich entweder als Periöken (Umwohner) mit den Bauernhöfen in den rauhen Gebirgsgegenden begnügen oder als Leibeigene, landlose Leute (Heloten) den Herren als Fröner dienen. Ähnliche Verhältnisse finden wir bei den anderen dorischen Staaten überall wieder, so z. B. in Argos, Sikyon, Epidauros, wenn auch nicht in der schroffen Form wie in Sparta (§ 67). Gleiche Abstufungen walteten auch bei der herrschenden und unterworfenen Bevölkerung im opuntischen Lokris (die Woikiaten), in Heraklea

(die Maryandyner), in Syrakus (die Kyllyrier oder Kallikyllyrer), in Thessalien (die Penesten), in Byzanz (die Bithyner) u. a. m.

Griechisches „Mittelalter"

Erst nach und nach hat sich bei den erobernden Stämmen, die ganz primitive Sitten mitbrachten, der eigenartige Zustand herausgebildet, den man jetzt das „griechische Mittelalter" nennt. Die zähe dorische Art ließ nicht zu, daß sich aus ihr schnell etwas Neues heraus entwickelte. Die alte Volkseinteilung in drei Phylen (Stämme) zu je zehn Gemeinden wurde auch in den neuen Wohnsitzen beibehalten und damit eine räumliche Einteilung in fünf neue lokale Gaue (Phylen: Pitane, Messoa, Konura, Dyma und Limnai, nach K. J. Neumann) und deren Unterbezirke (Oben) verbunden. „Zucht und Ordnung, Fleiß und Nüchternheit, Mut und Gottesfurcht entwickelte der Dorismus schon frühzeitig; Stolz und Schroffheit gegenüber dem Stammesfremden oder Besiegten bildeten die dunkle Seite des Volkscharakters." Hieraus erklärt es sich, daß die besten Elemente der unterworfenen Stämme vorzogen, im Ausland das Glück zu suchen, das sie in der Heimat verloren hatten.

Kreta und Thessalien

Gleiche Erfolge wie in der Peloponnes errangen die Dorier auch gegenüber der ausgelebten mykenischen Kultur auf Kreta, die wir dort nach dem Untergange der kretischen Kultur vorfinden; und ähnlich müssen wir uns die Vorgänge denken, durch die der später herrschende thessalische Stamm zum Herrn in der fruchtbaren Peneiosebene (§ 56) wurde. Das Hauptergebnis der neuen, durch die dorische Wanderung hervorgebrachten Zustände ist die Gründung des Stadtstaates (Polis), der ein eigentümliches griechisches Gebilde (U. Wilcken), nicht etwa von den Phönikern eingeführt worden ist (J. Burckhardt) und für die ganze Weiterentwicklung der griechischen Geschichte von höchster Bedeutung wurde.

Herkömmliche Darstellung

Die Heldensage hat die Eroberung der Peloponnes durch die Dorier in die Sage von der Heimkehr der Herakliden in ihr altes Erbe eingekleidet (eine Darstellung, die in der Eroberung Oberitaliens durch Theodorich, der seinen rechtmäßigen Besitz dem Odoaker wieder abnimmt, ihr Analogon findet; vgl. II, § 29).

Sage vom Zug der Herakliden

Herakles leistete auf einem seiner Kriegszüge dem dorischen Könige Agimios Hilfe, und dieser gelobte ihm ewige Dankbarkeit. Als der Held auf dem Scheiterhaufen gestorben war und seine Nachkommen nirgends vor den Nachstellungen des mykenischen Fürsten Eurystheus Ruhe finden konnten, nahm Agimios sie auf und adoptierte Hyllos, den Sohn des Herakles, als Thronfolger. Dieser zog mit den beiden Söhnen des Agimios, Pamphylos und Dymas, aus und machte mehrfach den Versuch, auf dem Wege durch Böotien und Attika in die Peloponnes zu gelangen, das Land, das ihnen durch göttliche Prophezeiung verhießen war. Allein die Versuche mißglückten. Erst ihren Urenkeln gelang es, über die Meerenge bei Naupaktos in Elis einzudringen, nachdem sie den einäugigen Oxylos als Führer in dem fremden Lande gewonnen hatten. Die Einwohner des Landes, unter Führung des Königs Tisamenos (§ 64), unterlagen dem Herakliden Aristomachos und räumten Argos und Lakonien. Dem Atoler Oxylos ward Elis gegeben; alles andere Land nahmen die Eroberer. Nur Arkadien, in das sich die geschlagenen Ureinwohner geflüchtet hatten, und das unwirtliche Achaia vermochten sie nicht zu bezwingen. Von den Söhnen des Aristomachos erhielt Temenos, der älteste, Argos, Kresphontes gewann durch Hinterlist das üppige Messene, den besten Teil des Landes. Lakonien wurde den beiden Zwillingssöhnen des frühgestorbenen Aristodemos, Eurysthĕnes und Prokles, gegeben, den sagenhaften Gründern des spartanischen Doppelkönigtums. Einem anderen Herakliden, Alētes, wurde Korinth zuteil. Jedoch nur die Temeniden führten nach dem Ahn ihren Namen; als Königs-

geschlecht werden uns, von den Enkeln des Aristomachos abgeleitet, in Messene die Apytiden und in Sparta die Agiaden und Eurypontiden genannt. Ein ähnliches Verhältnis liegt wohl auch bei den korinthischen Bakchiaden vor.

§ 70. Die griechische Kolonisation. Nach den Berichten der Geschichtschreiber sollen vor den Hellenen die Inseln des Ägäischen Meeres von den Karern und Phönikern besetzt gewesen sein. Jedoch ist von einer ausgedehnten und vor allem lang nachwirkenden Kolonisation seitens jener beiden Völker nicht die Rede (§ 39). Die Phöniker wenigstens haben nur aus Handelsinteressen an geeigneten Punkten Niederlassungen gegründet, aus denen sich nur dann eine Ackerbaukolonie entwickelte, wenn besonders günstige Umstände vorlagen. Am längsten dauerte wohl ihr Einfluß auf Kypros, begünstigt durch die Nähe des chetitischen Großreiches in Syrien. Spuren ihrer Handelstätigkeit und ihrer Kolonisation lassen sich überall nachweisen, z. B. in einzelnen Namen, wie Salamis, und in Sagen, die auf sie zurückgehen; aber in der Zeit der homerischen Gedichte sind ihre Niederlassungen schon verschwunden, und die „Männer von Sidon" sind nur noch Landfremde, die weither über das Meer kommen, um Handel zu treiben, und wieder nach Phönizien zurückkehren. Vorgriechische Kolonisation

Auch die Hellenen traten schon früh Wanderungen an, lösten sich von der Heimat und suchten sich auf fremder Erde neue Lebensbahnen. Die Veranlassungen dazu waren mannigfach: teils mochte es Landnot, teils Wanderlust und Abenteuerliebe sein. Jedoch gab es auch sehr gewichtige wirtschaftliche Gründe, vor allem das Zurücktreten der eigenen Ackerbauwirtschaft, die schnelle Entwicklung von Gewerbe und Handel (vgl. die Darstellungen auf den Dipylonvasen, § 91) und die dadurch bedingte Notwendigkeit neuer Absatzgebiete und Zufuhrquellen der landwirtschaftlichen Produkte. Griechische Kolonisation

In der griechischen Kolonisation hat man drei Hauptperioden zu unterscheiden: 1. die vordorische Kolonisation, die die Besiedlung und Unterwerfung der Kykladen, Kretas und eines Teils der Westküste Kleinasiens herbeiführte. Sie fand wahrscheinlich infolge von Übervölkerung statt, vertrieb die bis dahin allein das Ägäische Meer beherrschende Macht der Phöniker und bereitete die Unterwerfung und Aufsaugung der besiegten nichtgriechischen Ureinwohner vor. 2. Die Kolonisation infolge der Dorischen Wanderung. Ihre Ursache war das Eindringen der Gebirgsvölker in die Peloponnes, die die vordorische Bevölkerung nötigten, sich anderswo neue Wohnsitze zu suchen. 3. Die Kolonisation des achten bis fünften Jahrhunderts, hauptsächlich von den kleinasiatischen Griechen, zum Teil auch von den Gemeinden des Mutterlandes ausgeführt. Sie wurde hervorgerufen durch die Dynastie der Mermnaden, die den kleinasiatischen Griechen das Hinterland verschloß, und fand statt zum Zwecke besserer Handelsverbindungen und zur Aufschließung wirtschaftlich nicht ausgenützter Gebiete (in Sizilien, Unteritalien, Nordafrika, den Ländern am Schwarzen Meer). Perioden der Kolonisation

Die beiden ersten Perioden sind für Hellas von bleibendem Nutzen gewesen; denn die Hellenen gingen, ganz im Gegensatz zu den Phönikern, von dem Gedanken aus, Land zu gewinnen und zu bebauen; erst wenn Verschiedene Wirkung der einzelnen Epochen

sich ein neuer Grundbesitzerstand ausgebildet hatte, schlossen sich Handelsverbindungen und Faktoreibetrieb an. Deshalb sind die damals gewonnenen Städte griechisch geblieben, wenn auch ihr Herr wechselte, und sind es in gewissem Sinne heute noch. Die Erwerbungen der dritten Epoche gingen, wie begreiflich, später verloren. Daß dies erst verhältnismäßig spät geschah, kam daher, daß die Hellenen auch bei ihren spätesten Siedlungen den glücklichen ursprünglichen Gedanken festhielten und den Landbau mit den Handelsinteressen zu verbinden suchten (vgl. die hörigen Tagelöhner in Syrakus, Heraklea Pontike, Thurioi usw. § 69).

1. vordorische Kolonisation

Die ersten Kolonisationsversuche fallen schon in die mykenische Zeit. Dahin gehört die Besiedelung von Kypros (§ 57), auf dem sich altheimische, semitische und hellenische Einflüsse schon vor der Dorischen Wanderung kreuzten. Das beweist außer dem mykenischen Charakter der kyprischen Nekropolen die Silbenschrift, in der die Eingewanderten schrieben (vielleicht den Semiten entlehnt, da sie selbst noch keine Schrift hatten), und der arkadische Dialekt, den sie redeten. Ebenso war es in den griechischen Städten Pamphyliens. Mit dieser frühen Einwanderung darf man wohl auch die Festsetzung der Tramilen in Lykien verbinden, eines bisher noch nicht sicher nach seiner Herkunft bestimmbaren Stammes, der zur See kam und eine eigenartige, der hellenischen ähnliche Kultur ausbildete.

2. Kolonisation nach der Dorischen Wanderung

Einen größeren Aufschwung nahm die Kolonisation erst nach der Dorischen Wanderung, die zunächst die alten Bewohner der Peloponnes zur Auswanderung veranlaßte, bald aber auch die Sieger mit in ihre Kreise zog. Auch hier war die treibende Ursache die Landnot, die die überschüssige Bevölkerung nötigte, sich über der See eine neue Heimat zu suchen; sie führte die Hellenen nach den noch unbesetzten Teilen der kleinasiatischen Küste, machte aus dem Ägäischen Meer eine griechische See und lenkte gegen das Ende der zweiten Periode schon die Blicke nach dem weiter entfernten Osten und Westen.

3. Kolonisation des 8. bis 6. Jahrhunderts

Die dritte Kolonisationsperiode schritt auf dieser Bahn weiter; die auswandernden Hellenen legten auf allen Inseln und Küsten des Mittelländischen und Schwarzen Meeres Pflanzstädte (Kolonien) an, und zwar in solcher Menge, daß deren Zahl schon um das Jahr 600 sich auf 250 belief. Da die Hellenen mit der Auswanderungslust auch das Talent verbanden, das Nationale in der Fremde geltend zu machen und zu bewahren, so wurde dadurch mit der griechischen Bevölkerung auch die griechische Sprache und Kultur weithin verbreitet. Bald waren Kriege und Eroberungen, bald Zwietracht und innere Parteiung, bald Übervölkerung und Verarmung, später aber besonders Handelsinteressen die äußere Ursache, daß ein Teil der Bürger irgendeiner griechischen Stadt mit Weib und Kind die Heimat verließ und sich an einem günstig gelegenen Orte eines fremden Küstenlandes ansiedelte.

Mutter- und Tochterstaat

Die unter feierlichen Zeremonien gegründeten Pflanzstädte standen mit dem Mutterstaate (Metropolis) in einem Verhältnis der Blutsverwandtschaft, waren aber frei und selbständig und hatten keine anderen Verpflichtungen gegen sie als die natürliche Pietät, die der

Tochter gegen die Mutter zukommt. Sie behielten die Sitten, Einrichtungen und Religionsgebräuche der Mutterstadt bei, führten ohne die höchste Not keine Kriege mit ihr und bewiesen ihr bei feierlichen Gelegenheiten kindliche Ehrfurcht, aber sie traten in kein Verhältnis der Abhängigkeit, wie die Kolonien der neueren Zeit. Nur außerordentlicherweise griff die Mutterstadt in die inneren Angelegenheiten der Tochter ein, wenn diese durch äußere oder innere Unglücksfälle ihrer Hilfe oder schiedsrichterlichen Autorität bedürftig war. Viele Tochterstädte überholten den Mutterstaat an freier Bildung, an Handelstätigkeit und Kunstsinn, da sie nicht wie jener in historische Schranken eingeengt waren; aber häufig vergeudeten oder verzehrten sie ihre edlen Kräfte in bürgerlichen Kämpfen, in Stammesfehden und Nachbarkriegen oder in allzu raschen, sich überstürzenden Unternehmungen und verfielen in Schlaffheit und Schwäche.

1. Kleinasien

Die bedeutendsten Pflanzstädte waren folgende. Die ersten Ansiedler auf der Küste Kleinasiens waren die Aolier (aus Böotien), die teils auf den nördlichen Inseln, Lesbos u. a., teils auf dem gegenüberliegenden Festlande von Troas mit dem sagenberühmten Gebiete von Ilion, Lydien (Kyme) und Mysien Niederlassungen gründeten. Von Lesbos und Kyme wurden später an der mysischen und thrakischen Küste neue Pflanzstädte gegründet. Den Kämpfen, die die Aolier mit der einheimischen Bevölkerung führten, verdankt die Sage die Gestalt des Achilleus, dessen Grab in der Nähe des sigeischen Vorgebirges gezeigt ward. — Wichtiger waren die südwärts gelegenen ionischen Kolonien, zwölf durch Handel, Kunstfleiß und Wohlstand blühende Städte, die zu einem losen, auf religiöser Stamm- und Opfergemeinschaft beruhenden Bunde vereinigt waren. Die bedeutendsten darunter sind: Miletos, Priene, Ephesos, Kolophon, Teos, Phokäa, Samos und Chios u. a.; auch das äolische Smyrna schloß sich ihnen an. Der Bundestempel des Poseidon, wo sie das gemeinsame Fest der Panionien feierten und ihre Beratungen hielten, stand auf dem Vorgebirge Mykäle und war alljährlich etliche Tage lang der Mittelpunkt eines regen Volkslebens und Verkehrs. Öl und Wein waren die Haupterzeugnisse des Bodens, die aus der feinsten Wolle verfertigten „milesischen Gewänder" die bedeutendsten Artikel ihres Kunstfleißes. — Unter den ionischen Kolonien nahm Milet den ersten Rang ein, sowohl wegen seines ausgedehnten Handels und Seewesens als wegen seiner Streitmacht und der hohen Pflege, die man den Künsten und Wissenschaften zuwandte. Auf einer Anhöhe am Südufer der weiten und geschützten Bucht des Mäander gelegen, dehnte sich die Stadt mit der Zeit bis an den Strand des Meeres hinab. — Am nördlichen Ufer, am Fuße des Berges Mykäle, befand sich der alte Tempel der Demeter, nicht weit von der Felsenstadt Priene. Als Geburtsort des Thales, Anaximander, Hekatäos u. a. war Milet die Heimat der ältesten (ionischen) Philosophie und Geschichtschreibung (§ 91). Im Süden der Stadt lag der uralte Orakeltempel des Apollon Didymäos. — Wichtig wurde Phokäa durch die erste Ausprägung griechischer Goldmünzen. Die homerische Zeit kannte noch kein gemünztes Geld. Erst unter den lydischen Mermnaden wurde die ägyptische Erfindung (§ 33) nach dem Westen übertragen. Man prägte zunächst Goldmünzen, im Verhältnis zu Silber wie 13⅓ : 1. Dann folgten die Elektron-(Weißgold-)Münzen, die in der Legierung das uralte Verhältnis 10 : 1 darstellen sollten, und erst im fünften Jahrhundert ging man endgültig zur Silberausprägung über. Auch in der Münzprägung findet man also, wenn man zu den ersten Anfängen aufsteigt, überall Anlehnung an die babylonische Kultur (§ 25). — Der Tempel der Artemis (§ 60) in Ephesos war älter als die Stadt; nachdem er im Jahre 356 von Herostratos niedergebrannt worden war, wurde er noch weit herrlicher als zuvor hergestellt, so daß er wegen seiner Größe und Pracht für eins der sieben Wunderwerke der Alten Welt galt. Kolophon trieb ausgedehnten Handel vor allem mit dem bekannten Harz, das noch jetzt von der Stadt den Namen trägt (Kolophonium). In späterer Zeit schwang sich besonders Smyrna empor, begünstigt durch seine glückliche Lage als Endpunkt der großen lydischen Binnenlandstraße. Die meisten dieser Kolonien legten wieder Pflanzstädte an; Milet allein war die Metropole von neunzig Tochterstädten. — Noch südlicher lagen die gleichfalls zu einem Bunde vereinigten sechs dorischen Pflanzstädte, die „Meerburg" Halikarnassos, Knidos, Kos und die drei Städte auf Rhodos. Die jährlichen Zusammenkünfte und Beratungen im Tempel des Apollon auf dem Vorgebirge Triopion wurden mit gemeinschaftlichen Opfern und Wettkämpfen gefeiert und die gewonnenen Siegespreise dem Bundesgott geweiht.

a) Aeolier

b) Jonier

Milet

Ephesos

Kolophon

c) Dorier

2. Schwarzes Meer

Am Hellespont (den Dardanellen) und an den Küsten der Propontis (des Marmarameeres) und des Pontos Euxeinos (Schwarzen Meeres) lagen: das milesische Abydos, dem thrakischen Sestos gegenüber, berühmt durch die Sage von Hero und Leander; Lampsakos (von Phokäern gegründet); Priapos (milesisch, Hauptsitz des unzüchtigen Priaposkultus); Herakleia in Bithynien (von Megara gegründet); das milesische Kyzikos auf dem schmalen Halse einer Halbinsel; auf der thrakischen Küste das reiche Perinthos (Heraklea), von Samiern gegründet; Chalkē-
658 don, gleich dem gegenüberliegenden wichtigen Byzanz (Konstantinopel), an der Bucht des goldenen Horns, eine megarische Kolonie. In Paphlagonien lag die wichtige
770 und reiche Handelsstadt Sinōpe, der Endpunkt der kappadokischen Handelsstraße, eine milesische Niederlassung, Geburtsort des Zynikers Diogenes und Metropole von Kerasunt (Kerasūs, der Heimat der Kirschen) und der bedeutenden und mächtigen Handelsstadt Trapezunt (Trapezūs). Milesische Niederlassungen waren ferner: Phasis
645 und Dioskurias in Kolchis, Tanais am Don, Olbia, die „Glückstadt" unweit der Mündung des Dnjepr (Borysthénes), Odessos und Tomi südwärts der Donaumündungen. Diese Städte trieben Handel mit den Landesprodukten, die sie von den unzivilisierten Bewohnern der Umgegend eintauschten und weithin verführten, Häuten, Pelzwerk, Wolle, Metallen und gesalzenen Fischen. Die Umgebungen der Städte waren aufs schönste angebaut, so daß sie großen Gartenanlagen glichen. Sie übten einen wohltätigen Einfluß auf die Eingeborenen, denen sie ihre Kunsterzeugnisse zuführten, arteten aber größtenteils mit der Zeit aus.

3. Thrakien und Makedonien

An der Küste von Thrakien und Makedonien lag: Abdēra, durch die vor Kyros (§ 54) fliehenden Bürger von Teos gegründet; die Stadt, obwohl Geburtsort mehrerer ausgezeichneter Männer, wie Demokritos, Protagóras und anderer hatte den Ruf der Absonderlichkeit. Amphipólis am Strymon war athenisch. Zwischen beiden ließ später König Philipp von Makedonien in einer an Goldgruben reichen Gegend die Stadt Philippi erbauen. Auf der zu Makedonien gerechneten Halbinsel Chalkidike, die drei Landzungen in das Ägäische Meer entsendet (Akte mit dem schroffen, felsigen Vorgebirge Athōs, Sithonia und Pallene), lagen: Stageira, Geburtsort des Philosophen Aristoteles, Olynthos und die korinthische Kolonie Potidäa (in der Diadochenzeit Kassandreia genannt), die auf dem schmalen Halse der Landzunge Pallene lag.

4. Unteritalien und Sizilien

In Unteritalien, von seinen Haupterzeugnissen „Weinland" (Önotria) und „Rinderland" (Italia) genannt, war die Zahl der griechischen Pflanzstädte so groß, daß die schutz- und zinspflichtigen Bewohner des Binnenlandes Griechisch redeten und man das ganze Land Großgriechenland nannte. So viele Schwierigkeiten auch die wilden Ureinwohner, ferner die Tyrrhener (Etrusker, § 159) und die auf fremden Handel höchst eifersüchtigen Karthager den griechischen Kolonien verursachten, so gelangten diese doch zu einem Wohlstande und zu einer Macht, die den kleinasiatischen Pflanzstädten nichts nachgab. Mit unermüdlichem Fleiße schufen sie künstliche Häfen und verwandelten den unangebauten Boden in blühende Felder und Gärten; doch führte der Reichtum und die leichterworbene Existenz in den meisten Städten eine frühe Erschlaffung herbei. Besonders verloren die achäischen Städte (Sybaris und andere) bald die Spannkraft; daher war auch ihr Einfluß auf die Bildung des Landes minder bedeutend und nachhaltig als der der dorischen und ionischen Pflanzstädte. Die wichtigste Stadt war
708 Tarentum (Taras), eine lakedämonische Kolonie mit einem berühmten Hafen, ausgebreitetem Handel und großen Reichtümern (§§ 138, 184). Es wurde von den sogenannten Partheniern gegründet, denen man, wie es in der Sage heißt, in Sparta bürgerliche Rechte verweigert hatte, weil sie nach dem Ersten messenischen Kriege (§ 75) aus Mischehen zwischen dorischen Frauen und der nichtdorischen Urbevölkerung hervorgegangen waren.
721 Metapontum (achäisch), Herakleia (tarentinisch), Sybāris (achäisch), dessen Reichtum die Bürger zu einer sprichwörtlich gewordenen Weichlichkeit und Schwelgerei
710 führte, hinderten im Bunde mit dem altaristokratischen, sportliebenden Kroton jede Niederlassung aus Jonien. Nach Erreichung dieses Zweckes aber gerieten Kroton und Sybaris in Streit, weil in Sybaris die Demokratie die Oberhand erlangt hatte. Die ganz aristokratisch gesinnten und regierten Bewohner Krotons, in deren Stadt die Pythagoreer (§ 89) ihren Hauptsitz hatten, zerstörten im Jahre 511 Sybaris, wurden aber selbst darauf durch einen furchtbaren Volksaufstand heimgesucht, dem besonders die pythagoreischen Genossenschaften zum Opfer fielen, und der die Stadt selbst fast wehrlos machte. Späterhin wurde (um das Jahr 443) von Athen die Stadt Thurium (Thurii) nahe der Ruinenstätte nach dem Plane des Hippodamos (§ 100) angelegt. — Lokri, von der Gesamtheit der heimischen Namensgenossen gegründet, war angesehen durch die Gesetze
Zaleukos 660 des Zaleukos (660), die erste geschriebene Rechtsordnung, die auf Begründung eines streng sittlichen Wandels und einer einfachen Lebensweise ausgingen. Nachdem Zaleukos, von den in wilden Bürgerkriegen lebenden Bewohnern zum Asymneten (Diktator, § 83) gewählt, das Gemeinwesen billig und weise geordnet und den großen Rat der Geschlechter durch Aufnahme mittlerer Bürger erweitert hatte, schärfte

er dem Volke Gottesfurcht und einfache Sitten in eindringlichen Lehren und Vorschriften ein. Besonders suchte er dem Luxus zu steuern; er verbot den Männern, milesische Kleider und goldene Ringe zu tragen und ungemischten Wein zu trinken: die Weiber sollten sich weiß kleiden und nur von einer Sklavin begleitet ausgehen. Trotz aller Reformen trugen des Zaleukos Gesetze einen durchaus konservativen Charakter, der sich besonders im Schutze der Landwirtschaft gegenüber der Geldwirtschaft äußerte. — Rhegion war von gemischter Bevölkerung, Elĕa (Velia), eine Kolonie der Phokäer (§ 54), Vaterstadt der Philosophen Parmenides und Zeno, der Gründer der eleatischen Philosophenschule (§ 90); Poseidonia, später Pästum, war berühmt wegen seiner dorischen Tempel; Kyme oder Kumä in Kampanien (730) war die älteste Pflanzstadt Unteritaliens und Metropole von Neapölis (Parthenöpe) und anderen Tochterstädten am Vesuv. Die Kumäer, die von der fruchtbaren Insel Anaria (Ischia) auf das Festland hinübergegangen waren und auf einem von Natur festen Hügel hart am Meer sich niederließen, waren die eifrigsten Verbreiter hellenischer Kultur. — An der Ostseite Italiens am Adriatischen Meere legten die Griechen keine Kolonien an: die hafenlose Küste und das steppenartige Hinterland lockten zu wenig an. Nur ein einziger guter Hafen, Ankona (von ankón, der Ellenbogen), wurde 390 v. Chr. von Syrakusanern angelegt und ging bald als wichtige Flottenstation gegenüber Illyricum an die Römer über. Atria und Hydruntum (Otranto) waren von geringerer Bedeutung. — Auf Sizilien hat die griechische Kolonisation lediglich Handelszwecken gedient; während die unteritalischen Kolonien zum Teil reine Landstädte waren, mit dem Gedanken angelegt, das Land auch wirklich zu erobern und als Ackerbauland zu behalten, finden sich in Sizilien griechische Kolonien fast nur dort, wo ein günstig gelegener Hafen dazu einlud. So ward Zankle gegenüber von Rhegion am rasch strömenden Meeressund zuerst von Piraten, dann von Euböern angelegt und schließlich nach der Einwanderung der Messenier (§ 75) Messana (Messina) genannt. Katäna, am Fuße des Ätna, in einer fruchtbaren Gegend, von Joniern aus Chalkis gegründet, wurde berühmt durch die Gesetze des Charondas (um 640), die die Sonderstellung des Adels beseitigten und gleiches Recht für alle schufen. Stark ist in ihnen das Streben, auf Zucht und Bildung der Jugend und auf Erweckung des Gefühls der Pietät zu wirken und durch feste Rechtsbestimmungen jeder richterlichen Willkür entgegenzutreten. Diese Gesetze fanden bald weitere Verbreitung, besonders in Unteritalien, wo sich Rhegion und Kumä den neuen Rechtsformen anschlossen. Die von Korinthern ursprünglich auf dem kleinen Eilande Ortygia (735) angelegte, aber im Laufe der Zeit weit über die ansteigende Küste sich ausdehnende und fünf Teile umfassende Pflanzstadt Syrakus mit zwei vortrefflichen Seehäfen, war ausgezeichnet durch Handel, Seemacht und Reichtum; Gela (690) war Geburtsort der Tyrannen Gelon und Hieron; Akragas (Agrigent, § 99) lag in einer für Getreide-, Öl- und Weinbau fruchtbaren Gegend auf einer hohen und breiten Terrasse der Südküste und war eine kunstsinnige und prachtvolle Stadt (Zeus-Tempel), die um 560 unter die Herrschaft des grausamen Tyrannen Phalăris kam. Außerdem mögen noch genannt werden Selinus (bekannt durch seine großartigen Ruinen) und Himĕra (648). Die Hellenen machten die alten Bewohner der Insel, die Sikeler (Sikuler), an der Küste zu gutshörigen Knechten, die ihnen die Äcker bestellen und die Herden hüten mußten, aber sie trugen auch die Keime der Bildung und Gesittung in das noch ziemlich unbekannte Land hinein (vgl. § 108).

Sizilien

Charondas 640

In Afrika lag Kyrene (dorisch) in einem quellenreichen, fruchtbaren Hügellande, nahe dem heutigen Tripoli. Ein ausgedehnter Handel zu Lande (Ägypten, Nubien) und zur See, mit Getreide, Wein, Öl, Südfrüchten, Safran und besonders mit dem als Gewürz beliebten Silphium, verschaffte den Kyrenäern große Reichtümer. Massalia oder Massilia (Marseille) in Südgallien, von den vor Kyros (§ 54) fliehenden Einwohnern der ionischen Stadt Phokäa gegründet, verwandelte den steinigen Boden in Wein- und Ölgärten und trieb ausgebreiteten Handel; die Stadt war berühmt wegen ihrer trefflichen republikanischen Verfassung und der Bildung ihrer Bewohner. Der Ölbaum war der Stolz der ionischen Bevölkerung im sonnigen Lande der Provence und die Hauptquelle ihres Reichtums. Einer weiteren Ausbreitung der Kolonisation setzte die Eifersucht der Karthager und Etrusker ein Ziel. Nach Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses, an dem auch Rom beteiligt war, gelang es, die Phokäer bei Alalia auf Korsika aufs Haupt zu schlagen (§ 159), so daß die letzteren nach Rhegion flohen und keine weiteren Versuche, nach Westen vorzudringen, unternahmen. Doch blieben die griechischen Tochterstädte, auch das spanische Emporiä (heut Ampurias), bestehen und haben noch jahrhundertelang als Pflanzschulen griechischer Bildung und griechischen Unternehmungsgeistes weitergelebt.

5. Afrika, Spanien und Gallien

631

600

540 (534)

§ 71. Die geistige Einheit der hellenischen Nation. Die große räumliche Ausbreitung des Hellenenvolkes brachte den tief in ihm wurzelnden Gedanken individueller Ausgestaltung ihrer

Zersplitterung und Einheit

Einzelgemeinden zu voller Blüte; eine Unterwerfung der Kolonien unter das Mutterland hat es nie gegeben. Aber doch gab es in diesem geistig so hochstehenden Volke auch viele Momente der Sehnsucht nach Einigung. Besonders nachdem die Stürme der Dorischen Wanderung vorübergebraust waren, setzte das Volk mit erneuten Kräften ein, sich zu einer Nation zu erheben und eine eigene Kultur zu gewinnen. Jedoch blieb ihm das hohe Gut versagt, eine politische Einheit zu erlangen, hauptsächlich um deswillen, weil der herrschende Stamm der Dorier zu unduldsam war, um die Eigenart der anderen Stämme anzuerkennen. Es bildete sich vielmehr eine Menge unabhängiger Kantone und Stadtgemeinden, unter denen von Zeit zu Zeit der mächtigste, an einen Vorort angelehnte Staatsverband einen überwiegenden Einfluß, eine Vorherrschaft (Hegemonie) übte. Selbst die Stammesgemeinschaft (z. B. der Arkader, der Eleer) äußerte sich nur in gemeinsamen Kulten, Veranstaltungen für Verteidigung oder Verkehr usw., führte aber zu keiner politischen Einigung. Die Tendenz zu partikularistischer Absonderung entwickelte das Städtewesen; die Stadtstaaten suchten sich als politisch und wirtschaftlich selbständige Staaten zu erhalten (vgl. die kleinen Staaten in Böotien), selbst da, wo die lokalen Verhältnisse zur Einigung hindrängten.

Trotz dieser Zersplitterung vereinten Sprache, Sitten und religiöse Einrichtungen alle Stämme zu einer Nation, die sich, im Gegensatz zu den übrigen, mit dem Gesamtnamen Barbaren bezeichneten Völkern, Hellenen nannte. Vor allem waren es Sprache und Sitte, die sie immer zusammenführten und als über den Barbaren stehend betrachten ließen. Sie vermittelten jene einheitliche Kultur des ganzen Volkes, die noch heute wirkt, und gerade der zersplittertste, der ionische Stamm nahm hierin die Führung. Die äußerlichen Momente des Einigungstriebes zu betonen, blieb dagegen den anderen Stämmen, vor allem den konservativen Doriern, vorbehalten.

Hellenen seit 700

Gemeinsame Einrichtungen

Zu den mit der Religion zusammenhängenden Einrichtungen und Anstalten, die allen Hellenen gemeinsam waren, gehört in erster Linie der an den Tempel von Delphi geknüpfte Amphiktionenbund oder Tempelverein, ein Bundes-Schiedsgericht, zu dem zwölf griechische Staaten Abgeordnete schickten, und dessen Zweck war, das Nationalheiligtum in Delphi zu schützen und den verheerenden Wirkungen des Krieges unter den Bundesmitgliedern zu steuern. Sodann gehört hierher das Delphische Orakel, das allmählich alle anderen verdunkelte und verdrängte. Bei allen wichtigen Unternehmungen wurde der delphische Apollon um Rat gefragt, worauf eine in Begeisterung versetzte Priesterin, Pythia, von ihrem goldenen Dreifuß herab in dunkeln und nicht selten zweideutigen Aussprüchen Antwort erteilte. Ein drittes, alle griechischen Stämme umschlingendes Band waren die vier großen Nationalfeste mit Opfern, gymnastischen Spielen und Wettkämpfen in Tonkunst, Dichtungen und Chorreigen, die zu bestimmten Festzeiten zu Ehren des Zeus in der Ebene von Olympia und zu Nemea, des Apollon zu Delphi, und des Poseidon auf dem meerumrauschten Isthmos gefeiert wurden.

Amphiktionie

Die delphische Amphiktionie (vielfach auch Amphiktyonie geschrieben) war eine Art von Städte- oder Staatenbund, wie deren in Griechenland mehrere bestanden und gewöhnlich zwölf Städtegebiete umfaßten, so die ionische und die äolische (§ 70) Vereinigung. Oft hatte bei solchen Städtebündnissen ein mächtiges Glied die Vorherrschaft (Hegemonie) und war mit der Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten und mit der Führung der Kriege betraut. Bei der delphischen Amphiktionie fanden jährlich zwei Versammlungen statt, im Frühling zu Delphi, im Herbste in den Thermopylen. Der eigentliche Zweck des Bundes ergibt sich aus dem Amphiktioneneide: „keine der amphiktionischen Städte je von Grund aus zu vertilgen, keiner jemals das Wasser abzuschneiden und das Heiligtum des delphischen Gottes, an welches der Bund sich knüpfte, aus allen Kräften zu beschützen", er war also ein „Gottesfriedensbund", der notdürftig den Satzungen des allgemeinen Völkerrechts Obhut verlieh. Messen, Zusammenlauf des Volks und für die Frühlingsversammlung die pythischen Spiele (seit 582/1) belebten das nationale religiöse Fest.

Delphisches Orakel

Delphi bildete einen Priesterstaat ähnlich den orientalischen. Fünf gewählte Hauptpriester, aus alten, edlen Geschlechtern entsprossen, leiteten den Kultus und eine Anzahl Tempelbeamte die übrigen Geschäfte. Der Tempel besaß ein großes, durch Zinsbauern und Sklaven bebautes Gebiet; Weihgeschenke und Opfergaben brachten Reichtum, und der Zudrang orakelsuchender Fremder machte Delphi zum Mittelpunkt des Verkehrs und zu einem besuchten Markt. Der große Tempel mit der Orakelstätte stand in einem heiligen Bezirke, der sich an dem Abhange der Phaidriadenfelsen emporzog und mit einer Mauer umgeben war. Die heilige Straße, die sich zwischen einer Menge von Weihgeschenken und Schatzhäusern der einzelnen Staaten emporwand, führte zu dem auf einer hochgemauerten Terrasse gelegenen Heiligtum. Im Innersten des Tempels prangte die Bildsäule Apollons, hinter der in einer kleinen Vertiefung sich eine Höhle oder ein Erdschlund befand, aus dem Schwefeldämpfe emporstiegen, die aufregen und in einen Zustand der Begeisterung versetzen sollten. Der ganze heilige Bezirk ist neuerdings (von der französischen Schule in Athen) ausgegraben worden; er hat mancherlei wichtige Bildwerke (z. B. den bronzenen Wagenlenker, § 90, die Nike des Paionios, § 102, usw.) wiedererstehen lassen und kann (besonders durch die Tätigkeit H. Pomtows) als ebenso gut bekannt gelten wie Olympia, obwohl über die Bezeichnung der einzelnen Ruinen und Fundstätten vielfach Zweifel herrschen. Das Orakel in Delphi, das durch seine Aussprüche und Ratschläge alle wichtigen Unternehmungen leitete, war die heilige Gottesmacht, die in die Entwicklung des hellenischen Volkslebens mächtig eingriff. Sie bändigte die wilde Gewalt durch die Macht der Humanität, indem sie Menschenopfer, Faust- und Fehderecht, Blutrache und andere rohe Sitten hemmte, den Ackerbau und die Künste des Friedens begünstigte, Bürgerzwist schlichtete, Kolonien leitete und Religion und Sittlichkeit im öffentlichen Leben förderte.

Nationalfeste

Die ältesten und berühmtesten unter den Nationalfesten waren die olympischen Spiele, die alle vier Jahre in einer Ebene am Alpheios in Elis veranstaltet wurden, und während deren Dauer im heiligen Monat zur Sommerzeit ein allgemeiner Gottesfrieden waltete. Sie bestanden besonders in Wettlauf, Faustkampf, Ringen, Werfen mit dem Diskos (Wurfscheibe) und dem Speer (dem sogenannten Pentathlon oder Fünfkampf) und in Wagenrennen; der Kranz aus Ölzweigen, der dem Sieger gereicht wurde, galt für eine beneidenswerte Ehre, die nicht bloß den Empfänger, sondern auch sein ganzes Geschlecht und seine Vaterstadt verherrlichte. In festlichem Zuge wurde der heimkehrende Sieger eingeholt und unter Preisgesängen, die von den angesehensten Dichtern, wie Pindar und Simonides (§ 86), verfaßt waren, in den Tempel des stadtschirmenden Gottes geführt, wo das frohe Ereignis mit einem Dankopfer und Freudenmahl gefeiert ward. Auch mit den Werken von Künstlern, Dichtern und Schriftstellern befaßte man sich bei diesen Nationalfesten. Soll doch nach einer verbreiteten Sage Herodot, der Vater der Geschichte, einzelne Teile seines Werks bei einer großen Opferfeier vorgelesen und dadurch den größten aller griechischen Geschichtschreiber, Thukydides, zur Nacheiferung angeregt haben (§ 118). Auch dieses griechische Nationalheiligtum ist durch die Tätigkeit deutscher Gelehrter, die durch die Freigebigkeit des Kaisers Friedrich III. unterstützt wurden, wieder völlig aus dem Erdboden erstanden, und wir können uns von den wichtigsten Punkten eine klare Vorstellung machen. Der jetzt durch ein Erdbeben zerstörte, aus Porosstein erbaute, oben mit herrlichem Figurenschmuck von Schülern des Pheidias gezierte Tempel des olympischen Zeus und die aus Gold und Elfenbein geformte Bildsäule des Götterkönigs von dem Athener Pheidias (§ 102) gehörten zu den schönsten Werken griechischer Kunst. Der Ort, wo die olympischen Spiele gefeiert wurden, war eine Talebene mit dem heiligen Hain Altis. Das 600 Fuß lange Stadion, das Herakles mit seinem Fuße abgemessen haben sollte, diente zum Wettlauf, der Hippodrŏmos zum Wagenrennen mit dem Viergespann, eine Mehrung der Spiele, die man später auf Pelops zurückführte. Der Ursprung der olympischen Spiele verliert sich ins graue Altertum.

Anfangs nur auf die Umgebung von Pisa am Alpheios beschränkt, wurde seit dem angeblichen Vertrag des Lykurgos mit Iphitos von Elis die Opfer- und Festgemeinschaft auch auf die Lakedämonier ausgedehnt, bis im Laufe der Zeit alle griechischen Stämme und Staaten eintraten. Mit dem Siege des Koröbos 776 v. Chr. begann die regelmäßige Aufzeichnung der Sieger; deshalb wurde in der Folge, als man die Zeit nach Olympiaden (von je vier Jahren) zu berechnen anfing, jenes Jahr als Anfangspunkt dieser Zeitrechnung angesetzt (§ 91). Da nach diesen Festen sehr viele Zahlenangaben gemacht werden, so mögen hier folgende Gleichungen Platz finden: 1) Ungerade Olympiadenjahre sind stets gerade Jahre v. Chr. — 2) Der Turnus der Feste ist: 776 (Ol. 1, 1) Frühjahr: Isthmien, Herbst: Pythien, Olympien. — 775 (Ol. 1, 2): Nemeen. — 774 (Ol. 1, 3) Frühjahr: Isthmien, Herbst: Pythien. — 773 (Ol. 1, 4) Nemeen, u. s. f.

Die Olympiadenrechnung

Älteste Dichtung Hymnen

§ 72. Die epische Poesie (Heldendichtung) der Griechen. Die älteste griechische Poesie, die die Hellenen selbst den thrakischen Sängern zuschrieben, hatte lediglich religiösen Inhalt: denn alle Poesie hat ihren Ursprung in der Religion. Ihr mythischer Vertreter war Orpheus (§ 87), der nach der heiligen Sage der Hellenen durch die Töne seiner Stimme und Leier Menschen entzückte und Tiere zähmte, ja sogar auf die unerbittlichen Götter der Unterwelt einen solchen Eindruck machte, daß sie ihm gestatteten, seine verstorbene Gemahlin Eurydike aus dem Schattenreich nach der Oberwelt zu führen; mit ihm verbunden erscheinen der Apollosohn Linos, der Urheber des schwermütigen Klagegesanges, und der Sänger und Priester Eumolpos (Schönsinger), der die mit dem alten Naturkult (§ 61) in innigster Verbindung stehenden Mysterien in Eleusis gegründet haben soll, und dessen Nachkommen, das attische Adelsgeschlecht der Eumolpiden, die Leitung dieses Geheimdienstes als erbliches Vorrecht besaßen. Diese priesterlichen Seher und Dichter der Sagenzeit wendeten ihre poetische Begeisterung hauptsächlich zur Verherrlichung der Religion und des Götterdienstes an und beklagten daneben in wehmütigen Trauerliedern das Hinschwinden der Jugend und das Absterben des Naturlebens durch Sommerglut und Winterfrost. Sie priesen in festgefügten, altertümlichen Formeln, die sich zu religiösen Liedern und Gesängen (Hymnen) ausgestalteten, Gott und die Natur und trugen den Unsterblichen die Bitten der Menschen vor; späterhin flochten sie wohl auch sittliche Lehren hinein, mahnten zum Frieden oder zur Sühne begangener Schuld und warnten vor Verfehlungen.

Epos

Als die alten Zustände mit dem Dienste der Naturmächte dem hellenischen Heldentum und der olympischen Götterwelt erlagen, das ländliche Hirten- und Bauernleben durch ein Dasein voll Tatenlust und Waffenehre, voll freudiger Mahle und ritterlicher Lebensgenüsse verdrängt ward, da trat auch die religiöse, von Priestersängern geübte Dichtung zurück, und die epische Poesie, das Eigentum eines kriegerischen, dem Irdischen zugekehrten Ritterstandes, gewann die Oberhand. Sie ist die unvergängliche Schöpfung des griechischen Mittelalters. Es genügte nicht mehr, sich mit Gebet und Anrufungen an die Götter zu wenden; man besang ihre Taten, ihre Schicksale und Kämpfe, ihr bewegtes Leben und ging dann von ihnen zu den Helden der Vorzeit, zu den Stammvätern der Rittergeschlechter über, deren Leben und Tun nur als das Abbild der Himmlischen erschien. Hatte dort der Dichter den Inhalt seines Gesanges aus der eigenen Brust genommen, so daß sein Lied der Erguß seiner religiösen Stimmung und Begeisterung war, so wendete sich der epische Dichter der Welt der sinnlichen Erscheinungen zu, nahm seinen Stoff aus den Mythen, Sagen und Heldengeschichten und suchte das Vergangene und Ferne den Sinnen der Leser oder Hörer klar und anschaulich vorzuführen. Die Heldenzeit eines poetisch begabten Volkes, das die Gestaltungen der erscheinenden Welt klar aufzufassen vermag, ist gewöhnlich von einem Berufssängerstande begleitet, da der Schwung, der zu Großtaten führt, meistens eine sie feiernde Poesie als ihren Abglanz erzeugt. Ihre Lieder waren in dem heimischen Kurzverse gedichtet (–⏑⏑ –⏑⏑ –⏑, ⏑–⏑⏑ –⏑⏑ –⏑), aus dem sich erst später der Hexameter entwickelt hat, und von bescheidenem Umfange; ähnlich etwa dem Hildebrandsliede (II, § 96) besangen sie Heldentaten der Vorzeit. In den homerischen Gesängen finden sich manche Spuren von dem Vor-

handensein solcher Heldengesänge in dem griechischen Heroenalter vor den dorischen Wanderungen. Fürsten und Helden pflegten die Ton- und Gesangskunst; wandernde Dichter aus bestimmten Familien und Genossenschaften, in denen der technische Teil des Gesanges, Musik und Rhythmus, geübt wurde, verherrlichten mit der Kithara und mit Gesang die Feste der Könige und Edlen und wurden als Lieblinge der Musen hoch geehrt; im Liede gefeiert zu werden, betrachteten die Helden als ein beneidenswertes Glück.

Homer

Die Keime der epischen Dichtung nahmen die griechischen Kolonisten bei ihrer Übersiedlung aus dem Mutterlande nach Kleinasien mit, und dort gelangte unter einer lebensfrohen, geistig hochbegabten Bevölkerung die Epik zu einer Höhe der Ausbildung und Vollendung, die seitdem nicht wieder erreicht ward. Diese Poesie, deren Gipfelpunkt der Name Homeros bezeichnet (der Sage nach ein blinder Sänger, dessen Leben so sehr im Dunkeln liegt, daß sich schon im Altertum sieben Städte um die Ehre seiner Geburt stritten), nahm ihren Stoff aus dem Sagenkreise, der sich um die Kämpfe bei Ilion und um die Schicksale und Irrfahrten der heimziehenden Helden schlingt. Die beiden großen Epen, die unter Homers Namen gehen, sind die Ilias und Odyssee. In der ersten Dichtung werden die Kämpfe der Achäer und Troer vor Ilion während 51 oder 53 Tagen im letzten Jahre des Krieges bis zur Leichenfeier Hektors geschildert und der Zorn des Achilleus und das heldenhafte Ende von Patroklos und Hektor in den Mittelpunkt gestellt, in der letzteren die Schicksale und Abenteuer des Odysseus und seiner Gefährten auf der zehnjährigen Irrfahrt und das gleichzeitige Treiben der übermütigen Freier am Fürstenhofe zu Ithaka. Daß diese Dichtungen in Jonien, wo sowohl der Stoff als das Versmaß (daktylische Hexameter) heimisch war, entstanden seien, darüber herrscht wenig Meinungsverschiedenheit; dagegen ist man über die Entstehung, Erhaltung und Fortpflanzung der Gedichte verschiedener Ansicht. Denn erstens war zur Zeit ihrer Entstehung von einer Buchliteratur noch keine Rede, und deshalb kann die Aufzeichnung oder wenigstens einheitliche Redaktion damals noch nicht erfolgt sein, und zweitens tritt deutlich hervor, daß das Bild des mykenischen Anaktentums mit den Farben einer weit späteren Zeit ausgemalt worden ist. Während die einen die homerischen Gesänge nicht als die Schöpfung eines einzigen großen Dichtergenius ansehen, sondern als die später zusammengefügten und geordneten Erzeugnisse einer Sängerschule (Aöden), die jahrhundertelang bloß mündlich überliefert und von wandernden Sängern (Rhapsoden) in einzelnen Teilen auswendig gelernt und vorgetragen seien, bis Peisistratos (§ 84) sie habe sammeln und aufzeichnen lassen, konnten sich die anderen mit dem Gedanken nicht befreunden, daß eine Dichtung, die so sehr das Gepräge der Einheit und Gleichförmigkeit an sich trage, das Werk vieler sei, und hielten entweder den alten Glauben fest, daß Homer der Urheber beider Werke in ihrer jetzigen Gestalt gewesen sei, oder nehmen an, daß die ursprünglich von einem Dichter verfaßten Poesien von späteren Sängern behufs mündlichen Vortrags getrennt und durch Zusätze erweitert, dann aber wieder zu einem Ganzen verbunden worden seien. — Die homerischen Gesänge übten nicht nur auf den griechischen Kulturgang, sondern auch auf die künstlerische Bedeutung der ganzen europäischen Menschheit einen großen Einfluß aus. Sie waren ein unerschöpflicher Quell für Kunst und Poesie; sie wurden dem Gedächtnisse der Jugend eingeprägt und als Mittel zur Erweckung des Nationalgefühls, der Vaterlandsliebe, der Religiosität und des Schönheitssinnes benutzt; sie galten dem Griechen als Spiegel seiner nationalen Eigentümlichkeit, der Heldenkraft wie der List und Verschlagenheit. Die Nachwelt feierte sie als den ersten hohen Laut des europäischen Geistes; sie bewunderte in ihnen „die Anschaulichkeit und lebendige Wahrheit, das harmonische Ebenmaß in der Lebensansicht, die größte künstlerische Verstandesklugheit, die mit so kindlicher Einfalt und dieser Fülle der Einbildungskraft nur immer verträglich ist“; sie war entzückt über die harmonische Verbindung von Natur und Kunst. Die Dichtungen Homers haben die ganze Frische der Natur, deren einfache

Liedertheorie

Einheit der homerischen Gedichte

Bedeutung Homers

Sprache sie reden, und die Ursprünglichkeit der Volkspoesie und sind doch zugleich zu wahrer künstlerischer Vollkommenheit gediehen und vom höchsten geistigen und sittlichen Adel durchdrungen.

Moderne Ansichten über Homer

Die homerischen Gedichte sind zu allen Zeiten das wahre Volksbuch der Griechen gewesen. Sie sind daher unzählig oft zitiert und schon früh Gegenstand der gelehrten Nachforschung geworden. Besonders die alexandrinische Wissenschaft (§ 155) nahm sich ihrer an, vor allem der besonnene Kritiker Aristarch. Der Glaube an die Einheit der beiden
1795 großen Gedichte wurde zuerst erschüttert von dem scharfsinnigen Philologen Fr. A. Wolf, der die Ansicht aufstellte, daß die homerischen Gesänge nicht von einem einzigen Dichter, sondern von einer ionischen Sängerschule herrührten; deren Haupt und größter Genius, Homer, habe wie ein mythischer Heros mit seinem Namen die aller übrigen Sänger verschlungen, sei zum Gattungsnamen für solche Dichter geworden, die Sagen und Lieder zu einem Ganzen verbunden hätten, und bezeichne mithin im allgemeinen einen „harmonischen Zusammenfüger". Die einzelnen Gesänge, die, aus demselben Sagenkreise genommen, in einem und demselben Sinne von gleichgebildeten Dichtern verfaßt, einander fortsetzten und ergänzten, seien erst zur Zeit des Peisistratos gesammelt und zu den zwei großen Werken vereinigt und in noch späterer Zeit durch Einschaltungen und Ausscheidungen in ihre heutige Gestalt gebracht worden. Diese Ansicht machte großes Aufsehen und fand viele Anhänger, aber auch manche Gegner. Die letzteren hoben die Einheit und Gleichförmigkeit in Sprache, Versbau und Ton hervor; und wenn sie die traditionelle Fortpflanzung gelten ließen, suchten sie glaublich zu machen, daß diese bei dem Charakter der homerischen Dichtung in einem jugendlich kräftigen Geschlechte durchaus nichts Unmögliches oder Unwahrscheinliches habe. Einen durchschlagenden Beweis für die Richtig-
1835 keit der Wolfschen Ansicht brachte Welcker bei, der die gesamte alte Epik als eine einheit-
1847 liche Masse erkannte. Zu weit ging Lachmann, der in der „Liedertheorie" die Ilias in eine Reihe Einzelgesänge aufzulösen suchte und dabei die Einheitlichkeit der ganzen
1859 (1879) Anlage unterschätzte. Neuere Untersuchungen (besonders von Kirchhoff und Wilamowitz) haben immer mehr gelehrt, daß trotz einer teilweise ganz anderen und tieferen Begründung doch die Wolfsche Behauptung zu Recht besteht: „Die Epen sind weder das Werk eines einzelnen noch ein Konglomerat von Liedern, sondern der Niederschlag einer Jahrhunderte umfassenden Aödentätigkeit, die wiederholte Überarbeitungen erfuhr." Gegenwärtig gewinnt wieder die Ansicht, daß nur ein Dichter der Urheber eines oder beider Werke sei, stark an Boden.

Homerische Hymnen

Auch die dem Homer zugeschriebenen Hymnen rühren von späteren Dichtern, Homeriden genannt, her. Die größeren enthalten epische Erzählungen einzelner Begebenheiten aus dem Mythenkreise verschiedener Gottheiten nebst Schilderungen ihrer Eigenschaften; die kleineren waren ohne Zweifel einleitende Gesänge (Proömien), welche die Rhapsoden unter musikalischer Begleitung vor dem Beginne der erzählenden Vorträge der Heldensagen absangen, um durch diese Präludien die Aufmerksamkeit zu spannen.

Kykliker

Das hohe Interesse, das ganz Griechenland an der Ilias und Odyssee nahm, mußte den Wunsch und Gedanken erwecken, auch den Ausgang dieses vielbesungenen Krieges auf ähnliche Weise behandelt zu sehen, woraus dann wieder das weitere Verlangen erwachte, den Ursprung und die Anfänge des Heldenkampfes von Troja zu vernehmen. So entstanden im Laufe der Jahre mehrere epische Gedichte, die, nach Form und Inhalt mit der Ilias und Odyssee in Beziehung gesetzt, die übrigen Erzählungen aus dem Sagenkreise des Trojanerkrieges in ähnlichem Ton, in gleicher Sprache, Versart und Haltung und oft mit Einschaltung derselben Worte und Ausdrücke behandelten. Die meisten hielten sich so genau an ihre großen Vorbilder, daß die späteren Geschlechter sie dem Homer selbst zuschrieben, als dieser Dichtername bereits zum Kollektivbegriff geworden war. Diese Annahme war um so glaubhafter, als die Verfasser wohl meistens Rhapsoden waren und somit nicht selten die späteren Erzeugnisse neben den echten vortragen mochten. So wurde der trojanische Sagenkreis nach allen Seiten erweitert und ergänzt durch eine Anzahl Dichter, welche sich an Homer anlehnten und alle Andeutungen desselben ausführten, sich also gleichsam im Kreise um denselben scharten und darum Kykliker (Kyklos = Kreis) genannt werden. Wie aus den wenigen erhaltenen Bruchstücken und Angaben hervorgeht, blieben sie ziemlich weit hinter ihrem Vorbild zurück. Von der Art waren die „Äthiopis" und die

Arktinos

„Zerstörung Ilions" von dem milesischen Dichter Arktinos und die „Ky-

Stasinos

prien" des Stasinos von Kypros, ein Epos, in dem die Ursache des

Troischen Krieges und sein Verlauf in den ersten neun Jahren bis zum Anfang der Ilias erzählt war. Den Untergang Ilions besang Leskes in der „kleinen Ilias". Ebenso wurde auch die Rückfahrt der Helden aus dem vorhandenen Sagenkreise poetisch behandelt in den sogenannten „Nosten", die, sich an die Odyssee anlehnend, besonders die Schicksale der Atriden behandelten und durch Einflechtung zerstreuter Kolonialsagen weiter ausführten. Und als der vor- und nachtrojanische Sagenkreis erschöpft war, griffen die epischen Dichter zu anderen Sagenstoffen, zum Kampf der „Sieben gegen Theben" und ihrer Nachkommen, der sogenannten „Epigonen", um sie in ähnlicher Form und in demselben Versmaße, das fortan für alle epischen Gedichte üblich ward, in Homers Sinn und Weise erzählend darzustellen, doch so, daß bei ihnen mehr das Tatsächliche, die historische Meldung vorherrschend war. An sie schlossen sich die Erzählungen von den Heldentaten des Herakles an (die Einnahme von Ochalia und die Thebais), mit denen das alte Heldenlied abschließt und das Kunstepos beginnt.

Lesches

Nosten

Als die große Zeit des Heldengesanges vorüber war, trat das parodische Epos auf. Eine Episode dieser Art, das Lied von Ares und Aphrodite, findet sich schon in der Odyssee. Weite Verbreitung fand das Epos Margites, das einen Menschen zum Helden hat, der alles verkehrt anfängt. Aus noch viel späterer Zeit stammt der uns erhaltene „Froschmäusekrieg" (Batrachomyomachie), in dem die Kämpfe um Troja parodiert werden.

Parodisches Epos

um 700

Neben dem farbenprächtigen Epos, das dem üppigen Boden des kleinasiatischen Jonien entsproßt war, kam nur wenig später im rauheren Mutterlande das Lehrgedicht auf. Anknüpfend an die Gedanken der verklungenen Hymnenpoesie schloß es sich in der Form an die homerischen Gedichte an und verwendete die Poesie zum Ausdrucke lehrhafter Gedanken über göttliche und menschliche Dinge. Die Erzeugnisse dieser Dichtungsart, die sich ebenfalls um einen Dichternamen, den des Hesiodos von Askra (in Böotien), gruppieren, spiegeln den Übergang vom Königtum und ritterlichen Mittelalter zum aufstrebenden Bürgertum wieder.

Lehrgedicht

Hesiodos aus Askra am Fuße des Helikon, etwa hundert Jahre nach Homer, war, wie dieser in Jonien, das Haupt einer Sängerschule in Böotien; daher sind auch seine Gedichte nicht als das Werk eines Einzigen zu betrachten. Die Theogonie, ein episches Lehrgedicht über den Ursprung der Welt und die Entstehung der Götter, gehört noch der Heroenzeit an, während das didaktische Gedicht „Werke und Tage" (Hauslehren) einen bürgerlichen Charakter an sich trägt. Der trockene, belehrende Inhalt und der ruhige Ton der hesiodischen Gedichte sind von dem Schwunge und der Phantasie der homerischen Epen ebenso fern wie die düstere Weltanschauung des böotischen Poeten von der Heiterkeit und Lebensfrische des ionischen Sängers. Es lag dies einerseits an der ganz anderen Art des in Böotien eingewanderten Stammes, der von der Heiterkeit und Genußfreudigkeit der Jonier nichts wußte, aber auch an den neuen Zuständen, die durch die Wanderung der Bergvölker geschaffen worden war: den kleinen Stadtstaaten, die den Anaktenstaat abgelöst hatten, fehlte Veranlassung und Kraft zu großen Unternehmungen. Jeder Bürger hatte für sich zu sorgen; dem entspricht folgerichtig die Stimmung der hesiodischen Poesie.

Hesiod

Die Theogonie ist ein Versuch, die einzelnen, durch Tradition überkommenen Göttermythen zu einer Gesamtdarstellung zu vereinigen und das ganze System der griechischen Götterwelt nach ihrem durch die Abstammung bestimmten (genealogischen) Zusammenhange zu ordnen. Die alten Naturgottheiten erscheinen darin personifiziert und vermenschlicht, und da der Dichter die verschiedensten Mythen aneinanderreiht, so sucht man vergebens nach epischer Einheit, wenn schon der Titanenkampf (der jedoch gleich vielen anderen Stellen erst später hinzugekommen sein mag) eine Art von Mittelpunkt zu bilden scheint. — Die „Werke und Tage" zerfallen in mehrere verschiedenartige Teile; der erste ermuntert im allgemeinen zu einem tätigen und gerechten Leben, der zweite gibt ökonomische Anweisungen, und die 50 letzten Verse enthalten abergläubische Lehren über die glücklichen und unglücklichen Tage des Monats. In den „Werken und Tagen" macht sich eine wackere, tüchtige, aber beschränkte Lebensansicht geltend. Ein goldenes Schatzkästlein für den verständigen Landmann und Klein-

Theogonie

Werke und Tage

bürger, enthalten sie mancherlei Lehren und Regeln für den Landbau, die Schiffahrt, das häusliche und bürgerliche Leben, vermittelt durch die eigenen Erfahrungen des Dichters, der deshalb auch kein Bedenken trägt, mit seiner Person hervorzutreten. —Ein der Theogonie ähnliches Gedicht des Hesiod, von den griechischen Anfangsworten „oder wie solche" Ἠοῖαι genannt, das die Heldenfrauen der alten hellenischen Welt, die Stammütter der Heroen besang, ist bis auf einige Fragmente verloren gegangen. Das noch vorhandene beschreibende Gedicht „Der Schild des Herakles", eine Nachbildung der homerischen Beschreibung des Schildes des Achilleus, wird von vielen für einen Teil der verlorenen Dichtung „Ἠοῖαι" gehalten. Ganz neuerdings ist uns ein längeres Bruchstück aus einem Berliner Papyrus bekannt geworden, das die Brautwerbung um Helena behandelt und in seiner konventionellen Sprache und der Blutlosigkeit der Figuren den Niedergang des Epos offenbart. — Damit ist der Born des griechischen Epos erschöpft. Es hatte als Abglanz seiner Zeit seine Schuldigkeit getan: Königtum und Ritterwesen in ihrer Farbenpracht zu schildern. Das bürgerliche Element, das im Gegensatz dazu sich zur Geltung zu bringen suchte, fand in Hesiod und seinen Nachfolgern seine Vertretung. Daraus erklärt es sich, daß alle nachfolgenden „Epen" nur blutlose Gebilde ohne Leben waren, und daß kaum ein Name von ihnen sich auf die Nachwelt gerettet hat. Denn die neu heraufsteigende Zeit suchte und fand neue Darstellungs- und Dichtungsformen.

Schrift

Wann zuerst die Schrift von den Hellenen angewandt wurde, ist unbekannt. Man hat zwar unter den kretischen und mykenischen Resten eine Hieroglyphenschrift (noch dazu in mehreren Schriftarten, die eine Art Entwicklung darzustellen scheinen § 68) gefunden, die jedoch noch unenträtselt ist. Sie ging indes in den Stürmen der Dorischen Wanderung verloren, und es scheint festzustehen, daß Homer und sein Zeitalter die Schrift noch nicht kannten; so muß es denn vorläufig bei der Ansicht Herodots verbleiben, daß die Phöniker zuerst den Joniern ihr Alphabet übermittelten; denn mit dieser Angabe stimmt alles, was wir sonst aus der Geschichte der griechischen Schrift wissen, zusammen, z. B. der Umstand, daß die Inschriften ursprünglich linksläufig waren. Jedoch auch hierin zeigten sich die Hellenen als selbständig gestaltend, indem sie den phönikischen Zeichen vielfach neue Lautwerte beilegten. Späterhin hat sich das hellenische Alphabet in ein ost- und westgriechisches gespalten.

C. Der griechische Adelsstaat. Die spartanische Hegemonie.

§ 73. Die Ausbildung des Adelsstaates. Nach der Dorischen Wanderung trat eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe ein. Alle Stämme gingen zu voller Seßhaftigkeit über, die alte, auf gemeinsamer Abstammung beruhende Gemeinde löste sich auf, und neue politische Gebilde traten an ihre Stelle. Nachdem die mykenische Kultur sich völlig ausgelebt hatte, bildeten die erobernden Gebirgsstämme nicht die vorgefundene Ordnung weiter, sondern entwickelten aus der mitgebrachten Wehrgemeinde der Freien etwas Neues. Die Umwandlung wurde zunächst durch die Seßhaftigkeit bedingt.

Zurücktreten des Königtums

Ursprünglich hatten überall erbliche Könige an der Spitze gestanden, die Leiter der Staatsangelegenheiten waren, und denen dafür der Nießbrauch der Königsgüter (Temenos) zustand. Neben ihnen stand der Stand der Gemeinfreien oder Wehrmänner, die die Wehrgemeinde ausmachten. Mit der Zeit trat überall das Königtum zurück, und an seine Stelle trat die Herrschaft einer bevorrechtigten Klasse. Wir haben uns diesen Vorgang als einen friedlichen zu denken, der sich aus der Organisation des Grundbesitzes von selbst ergab. Er vollzog sich mit verschiedener Geschwindigkeit in den verschiedenen Staaten. Nur in Sparta blieb die Form des Königtums, ohne dessen Macht, und an der Peripherie der griechischen Welt (Epirus und Makedonien) erhielt

sich auch das Wesen des patriarchalischen Königtums als ein älterer Typus der Staats- und Gesellschaftsordnung.

Verhältnis des Volks zum Grundbesitz

Der Grund und Boden gehörte in den ersten Zeiten der Gesamtheit; jedoch hatte der Wehrmann, so wie er die Pflicht hatte, für den erhaltenen Anteil zu streiten, auch ein Recht, von der Gemeinde ein Grundstück zu erhalten, das ihm und seiner Familie den nötigen Unterhalt gewährte (vgl. II, § 13). Ursprünglich standen diese gleich großen Anteile nur im Nießbrauch; aber schon frühzeitig hatten einzelne Familien (die bei Homer den „Rat der Könige" bilden) sich längere Zeit im Besitz von gewissen Landstrecken zu behaupten gewußt. In Befolgung eines von Hesiod empfohlenen Grundsatzes war dann der Anteil des Vaters immer nur wieder auf einen Sohn übergegangen; dieser langjährige Besitz einer Familie verwandelte diesen Anteil in Privateigentum, und zugleich entstand eine sich im Laufe der Zeit immer mehr steigernde wirtschaftliche Ungleichheit der Stammesgenossen, die politische und soziale Folgen nach sich zog; aus den vermögenden Familien bildete sich nach und nach ein Adelsstand, dem es gelang, die politische Macht an sich zu reißen und die „Herrschaft der Besten" zu gründen.

Entstehung des Adels

Mit seinem Auftreten änderte sich die Lage des Gesamtvolkes: bis dahin hatten die Könige über den Ständen gestanden und die Interessen aller gepflegt; jetzt gab es einen herrschenden Stand, der eifersüchtig überall für seine Interessen eintrat und alle andern auszuschließen suchte. Als Hauptmittel dazu benutzte er seine wirtschaftliche Überlegenheit und wußte damit sowohl die wirtschaftlich Schwächeren zu knechten als auch die Versuche der Herrschergeschlechter, die alte Macht wiederzugewinnen, zu vereiteln. Alle weltlichen Ämter vereinigten die Adeligen in ihren Händen; nur die Priesterwürde blieb noch länger in dem Alleinbesitz bestimmter Familien, teils weil das Religionswesen, auf der Sitte und dem Herkommen beruhend, weniger der Wandelbarkeit unterworfen ist als die weltlichen Einrichtungen, teils weil einzelnen Geschlechtern gewisse Künste, Kenntnisse und Verrichtungen eigentümlich waren, wie den athenischen Eumolpiden die Sehergabe und die Kunde der eleusinischen Mysterien, den Asklepiaden in Epidauros und Kos die Heilkunde u. dgl. m. — Für die kleinen Leute war der Heeresdienst eine Last, und gern begaben sie sich in den Schutz der Mächtigen, die sie vor Unbill schirmten. Wie die Herren die geborenen Herrscher waren, so waren die Herrensöhne die geborenen Krieger und gestatteten argwöhnisch niemandem, der nicht von gleichguter Abkunft war, Zugang zu kriegerischen und politischen Ämtern. Aus ihnen bildeten sich die „von guten Vätern Stammenden" (Eupatriden) oder die „Vatersöhne" (Patrizier) gegenüber der ahnenlosen Menge. Es ist immer, wenngleich in den verschiedensten Formen, der gleiche Vorgang, der zur Bildung des Adels führt. Nicht mehr die alten religiösen Bruderschaften und Volksstämme führten das Wort, sondern die neuen „Geschlechter" der „Besten", die sich die alten Einteilungen zunutze machten.

Bildung eines Kriegerstandes

Diese waren ursprünglich religiöser und wirtschaftlicher Art und die Genossen gleichberechtigt gewesen (Phratrien, Phylen). An ihre Stelle

Herrschaft des Adels

trat nun die Adelsgenossenschaft (Hetärie) mit einem abhängigen Gefolge. Die Adligen bezeichneten sich als „Zeussöhne" und leiteten daraus eine gewisse Berechtigung ab, über das gesamte Volk, das „vom Felsen oder von der Eiche" zu stammen schien, zu herrschen. Sie verwalteten das Staatsvermögen, sie sprachen Recht, sie leiteten die Feste, sie führten

Der Demos

die Heere. Im Alleinbesitz der Bildung, Gesetzeskunde und Waffenübung, fiel es ihnen nicht schwer, das auf die Arbeit hingewiesene und mit Geringschätzung behandelte Volk (D e m o s), die Bauern, Gewerbetreibenden und Schiffer, von allem Anteil am Staatswesen auszuschließen.

Emporkommen der Bürgerlichen

Erst als der zunehmende Handel und die Industrie unter dem Volke Wohlstand und Bildung verbreiteten und dieses selbst in Kriegen als schwerbewaffnetes Fußvolk der alten adligen Reiterei mindestens ebenbürtig an die Seite trat, als die Eintracht unter den Adelsgeschlechtern schwand, und als die Beispiele der Pflanzstädte, die unter ihrer bürgerlichen Rechtsgleichheit herrlich aufblühten, auf die Mutterstaaten zurückwirkten, erst da wurde allmählich die Macht des Herrenstandes gebrochen. Der erstarkende Demos, dessen kapitalkräftiger Teil sich an Besitz und

Aufkommen des Kapitalismus

Bildung mit dem Grundadel leicht messen konnte, setzte sich zwei politische Ziele: die Abstellung der Mißbräuche, zu denen die Klassenherrschaft des Adels in der Rechtspflege geführt hatte, und Teilnahme an den politischen Vorrechten. Beides setzte das neue Bürgertum durch, entweder durch friedlichen Ausgleich, in dem die Gesetzbücher gegeben und die Vorrechte zwischen Grund- und Geldbesitz geteilt wurden, oder mit Gewalt. Freilich geschah dies nicht ohne heftigen Widerstand des Adels, und auch nach dem Ausgleich tauchten neue Gegensätze auf. Denn hinter der Herrschaft des Kapitals tauchte die große Masse der Besitzlosen auf, die auf eine Ausdehnung der politischen Rechte hindrängte, und andrerseits lauerte der Adel auf jede Gelegenheit, um die verlorenen

Schutzbürger und Unfreie

Vorrechte wiederzugewinnen. — E i n s a s s e n oder S c h u t z b ü r g e r (vgl. § 166) ohne politische Rechte, U n f r e i e (Hörige) und Sklaven aus der Fremde fanden sich in allen griechischen Städten (§ 69). Ihnen waren die meisten Handarbeiten zum bloßen Nutzen sowie der Kleinhandel und alle zum Erwerb und Lebensunterhalt betriebenen und mit dem Makel der „Banausie" belegten Geschäfte überlassen. Wie schon erwähnt: es bildeten sich immer mehr die Einzelwirtschaft und der Begriff des freien Eigentums heraus. Die frühere Gesamtwirtschaft hatte nur noch einen Nachklang in den Festen der Phylen und Phratrien und in den gemeinsamen Tagungen und Gastmählern der Ratsmitglieder, an denen alle „Vatersöhne" teilnehmen durften.

Adelsstaaten in Kreta und Sparta

Die späterhin am meisten dem aristokratischen Prinzipe huldigenden Staaten sind in der (zur Oligarchie führenden) politischen und wirtschaftlichen Entwicklung am weitesten zurückgeblieben und stellen die altertümlichsten Verfassungsgebilde von Hellas dar. So K r e t a, wo wir bis tief in das fünfte Jahrhundert hinein die alte Wehrgemeinde erhalten sehen. Das geschlossene Fußheer läßt keine Adelsbildung zu, und auch das „Recht von Gortyn" kennt den Adel nicht. Die Freien bestellen das Feld nicht; dies geschieht vielmehr durch Leibeigene, die aber der Gesamtheit, nicht dem einzelnen dienen. So konnte sich jeder Mann dem Staate widmen. Vor allem geschah dies in S p a r t a. Die sogenannten lykurgischen Gesetze, die weit älter sind, als man gewöhnlich annimmt, beweisen dies.

§ 74. Die lykurgische Verfassung. Die Dorische Wanderung hatte trotz ihrer glücklichen Erfolge doch auch für die Sieger mancherlei ungünstige Wirkungen gehabt. Das Schicksal der unterworfenen Völker brachte, wie sich aus den Sagen über verschiedene Königsmorde in Argos und Messene erkennen läßt, Zwist zwischen den Stammeskönigen und der siegreichen Wehrgemeinde hervor. In den meisten Staaten zog das Königtum den kürzern und wich früher oder später einer Aristokratie der dorischen Geschlechter; nur in Lakonika, wo gleichfalls bald volle Zerrüttung herrschte, gelang es, die streitenden Faktoren zu dauernder Eintracht zu versöhnen und zugleich wenigstens diesen Teil des dorischen Stammes in kriegerischer Zucht und Sittenstrenge zu erhalten. Die nach Lykurg (dessen Persönlichkeit nur mythologisch ist) benannte Gesetzgebung Spartas trägt darum vorzugsweise einen ethischen Charakter, da es, „auf den lebendigen Gehorsam der Bürger gegen Sitte und Herkommen gestützt, keiner weiteren Satzungen bedurfte, als die dazu dienten, jenen Gehorsam und diese Sitte möglichst aufrechtzuerhalten."

Folgen der dorischen Wanderung

Lykurg 820 (?)

Nach der hergebrachten Überlieferung waren in Sparta die alten, einfachen Sitten der Dorier allmählich entartet; ein unkriegerischer Geist drohte einzukehren, der Nationalhaß zwischen den Siegern und den überwundenen Stämmen störte das friedliche Zusammenleben, und Unordnung verwirrte den Staat. Dies brachte einen patriotischen Spartaner aus königlichem Geblüte, Lykurgos, zu dem Vorsatze, durch Wiederherstellung der altdorischen Satzungen seiner Vaterstadt die innere Ruhe und zugleich das Übergewicht über die anderen Staaten zu verschaffen. Er begab sich daher nach der durch gute Gesetze ausgezeichneten Insel Kreta (§ 73), wo dorische Einwohner mit den ursprünglichen Sitten und Einrichtungen lebten, machte sich mit den dortigen Zuständen bekannt und gab dann nach seiner Rückkehr den Spartanern in den sogenannten Rhetren die merkwürdige Verfassung, deren Grundzüge sich in der ganzen lakonischen Staats- und Lebensordnung erkennen lassen, wenngleich auch mancherlei Einrichtungen, die sich erst im Laufe der Jahre entwickelt haben, von der Pietät der nachgeborenen Geschlechter auf den gefeierten Gesetzgeber zurückgeführt worden sein mögen. Das Wesen der sogenannten lykurgischen Verfassung war (nach Neumann) das, „daß sie ein einmaliger Akt war; sie bedeutet die auf der Organisation von Grundherrschaft und Hörigkeit ruhende militärisch-politische Ordnung des spartanischen Staates unmittelbar nach Eroberung auch des unteren Eurotastales und von Pherä". Diese Ansicht wird von anderen bestritten, die in ihr nur die Festlegung seit langer Zeit sich entwickelnder Bräuche erblicken wollen. Jedenfalls ist die Überlieferung so dürftig und verworren, daß man Wahrheit und Dichtung kaum wird voneinander scheiden können.

Sagenhafte Überlieferung über die lykurgische Verfassung

Lykurg ist lange Zeit (so Wilamowitz, Ed. Meyer, Beloch) für die Personifikation eines Gottes angesehen worden; neuerdings erheben sich wieder Stimmen für seine Geschichtlichkeit (Niese, K. J. Neumann); man bringt ihn mit der Neueinteilung des Staates und der Gleichzeitigkeit der fünf örtlichen Phylen, Heeresabteilungen und Ephoren zusammen.

Lykurg

Die Staatsgewalt befand sich in den Händen der Dorier, die ohne weitere Beschäftigung bloß den Waffenübungen oblagen, Kriege führten und den Staat regierten. Sie zerfielen in die drei Stammphylen (Hylleer, Dymanen und Pamphylen [§ 69]), doch bestand daneben eine altlokale Einteilung in fünf Phylen fort, deren Unterabteilungen die Oben, von unbekannter Anzahl, waren. Mit dieser politischen Einteilung hing die Heeresorganisation zusammen, die vor dem Peloponnesischen Kriege fünf Lochoi, nach ihm sechs Moren zeigt; die kleinste Abteilung war die Enomotie (zu 32 bis 36 Mann). Je 16 Enomotien bildeten einen Lochos oder (im 4. Jahrhundert) eine Möra. Diese Moren waren ursprünglich rein spartiatisch, und die Perioken und Heloten bildeten eigene Heeresabteilungen. Als später die Volkszahl der Spartiaten abnahm, traten Verschmelzungen ein. — In Volksversammlungen wählten sie den (früher wohl aus den Geschlechtsältesten gebildeten) Rat der Alten (Gerusia), dem die Regierung und die Rechtspflege zustand, und die fünf jährlichen Ephoren, die anfangs nur

1. Staatseinrichtung

Einteilung des Volks

Regierung

Ephoren seit 754

Vorsteher der alten fünf lokalen Phylen und Richter in bürgerlichen Sachen waren, später aber (etwa um 550), nachdem sie mit einer staatsrichterlichen Aufsichtsgewalt über Bürgersitte, öffentliche Erziehung und Amtsführung der Behörden, auch sogar der Geronten (Ratsherren) ausgerüstet worden, alle Macht an sich rissen und selbst die Könige zur Rechenschaft zogen. Der Rat der Alten bestand aus 28 auf Lebenszeit gewählten und den Geschlechtern der Edlen angehörenden Greisen von mindestens sechzig Jahren. Den Vorsitz darin führten die zwei spartanischen Könige, die die oberpriesterliche und oberrichterliche Funktion mit dem Heerführeramt verbanden, dem Stamm der Herakliden (§ 69) angehören mußten und also ihre Würde als Erbteil ihrer Geburt besaßen. Die Könige hatten zu Hause weniger Macht als Ehre, im Kriege dagegen waren sie stets Anführer und geboten unumschränkt. Die Volksversammlung (Apella), aus allen über dreißig Jahre zählenden Vollbürgern bestehend, hatte das Recht, die Vorschläge der Könige und des Rats zu genehmigen oder zu verwerfen, ohne jedoch eigene Vorschläge anbringen zu dürfen. Aus der Doppelzahl der Könige wollte man schließen, daß die alten Einwohner sich mit den eingewanderten Doriern zu einer Staatsgemeinschaft und Regierungsteilung vereinigt hätten. Als sicher läßt sich nur hinstellen, daß das Doppelkönigtum schon in der homerischen Zeit bestand.

Geronten

Könige

Volksversammlung

Das spartanische Königtum

Die spartanischen Königsfamilien der Eurystheniden (Agiaden) und Prokliden (Eurypontiden) waren streng getrennt, durften nicht untereinander heiraten und lebten auch in traditionellem Zwist. Diese seltsamen Eigentümlichkeiten sind schon im Altertum viel bemerkt worden, und das spartanische Doppelkönigtum, eine wundersame „staatsrechtliche Anomalie", die mit dem Bedürfnis eines Kriegervolks in Widerspruch steht, hat verschiedene Erklärungen gefunden: Die Meinung des Herodot, daß die eine Königsreihe (der Eurypontiden) auf die achäische Urbevölkerung zurückweise, wird allgemein abgelehnt. Niese sieht in den Doppelkönigen nur den schon bei Homer angedeuteten Vorgang sich wiederholen, daß eine Zusammensiedlung stattfand, und dem einen Herrscher sich mehrere andere Stadtkönige zugesellen. Wilamowitz erblickt in ihnen gewissermaßen das Pendant zu den römischen Konsuln. K. J. Neumann glaubt, mit Duncker, daß ein Heraklide das untere Eurotastal, ein zweiter den Westabhang des Taygetos erworben habe, und daß sich aus beiden Landschaften ein Einheitsstaat gebildet hatte. E. Meyer, Beloch, Pöhlmann erblicken endlich in dem spartanischen Doppelkönigtum einen Kompromiß zwischen dem Stammeskönigtum und dem mit ihm rivalisierenden Adel, eine auch anderwärts vorkommende Erscheinung.

2. Grundbesitz

Homoien

Die ganze Verfassung war auf Gleichheit des Grundbesitzes gegründet. Zu diesem Zwecke wurde zunächst Lakonien bei der Eroberung des Landes und später, bei neuen Eroberungen, die hier zuerworbenen Landstriche in gleichen Losen (der Sage nach 9000) unter die Vollbürger (Homoien) verteilt. Ein gewisser Prozentsatz davon, der „alte Teil" (fast gleich groß einer alten deutschen Bauernhufe, II, § 13), war unveräußerlich und unteilbar. Von diesen Landlehen wurden der Unterhalt der Familien und die Beiträge zu den gemeinsamen Mahlzeiten bestritten. Zunächst nahmen die dorischen Herren das fruchtbare Eurotastal und die sonnigen Abhänge des Taygetos und Parnon für sich in Anspruch, während die zahlreicheren Periökenfamilien mit eigenen Gütern von kleinerem Umfange im Umkreis der Besitzungen der Dorier versehen wurden. Die Herkunft der Periöken ist viel umstritten: manche haben sie für Dorier außerhalb der Stadtgemeinde Sparta ansehen wollen; am meisten hat für sich die Auffassung (K. J. Neumanns), daß sie die vordorischen Stadtbewohner in Lakonien waren und somit nicht unter den Begriff der Grundherrlichkeit gebeugt werden konnten. Damit läßt sich ihre Ansiedlung an der Peripherie des Landes wohl vereinigen, wenn wir annehmen, daß die Verfassung den Periökenacker völlig isolieren wollte. Die Heloten hatten kein Eigenland, sondern bebauten als leibeigene Knechte und Tagelöhner die Felder der grundadligen Dorier und lieferten einen bestimmten Teil von dem Ertrag in Getreide, Wein, Öl u. dergl. an den Grundherrn ab. Auch mußten sie in der Stadt die Dienste und Arbeiten verrichten, die der dorische Edelmann für unter seiner Würde hielt. Im Kriege dienten sie gewöhnlich als Leichtbewaffnete und Knappen der schwerbewaffneten Voll-

Periöken

Heloten

bürger, auf der Flotte als Seesoldaten und Ruderer. Die Heloten waren Sklaven des Gemeinwesens, nicht des einzelnen Bürgers; daher durfte sie der Gutsherr weder töten noch verkaufen oder freilassen. Nur der Regierung stand es zu, ihre Lage zu ändern und ihnen für geleistete Dienste die Freiheit und staatsbürgerliche Rechte in beschränkter Ausdehnung zu gewähren.

Spätere Volksklassen

In späteren Zeiten kannte man neben diesen drei Bürgerklassen noch mehrere andere, die aus Vermischung der alten Klassen hervorgegangen sind, so die Neodamoden unsicherer Stellung und die Mothaken, Sprößlinge von spartanischen Vätern und Helotenmüttern, von denen einige es später zu hohen Ehren brachten, z. B. Lysander (§ 111). Die Heloten trugen das Joch der Knechtschaft und den Verlust aller staatsbürgerlichen, ja menschlichen Rechte mit großem Widerstreben und waren stets zu Kampf und Empörung gegen ihre Dränger und zum Anschluß an deren Feinde bereit. Deshalb war es (nach einer alten Überlieferung) der spartanischen Jugend gestattet, zur Sicherheit des Landes einzelne Heloten zu ermorden (Krypteia), damit ihre Überzahl den spartanischen Vollbürgern nicht gefährlich würde. Alljährlich wurde von den Ephoren eine Anzahl junger Spartaner in die verschiedenen Teile des Landes geschickt, um die Gegend zu durchstreifen und alle Verdächtigen meuchlings mit Dolchen niederzustoßen; in bedenklichen Zeitlagen wurden auch wohl die Verwegensten heimlich aus dem Wege geschafft.

Krypteia

3. Erziehung, Lebensordnung

Damit der Dorier die Rechte, die ihm seine Geburt verlieh, auch durch körperliche und geistige Vorzüge zu behaupten vermöge, nahm der Staat die Erziehung der Jugend in die Hand. Schwache, gebrechliche oder fehlerhaft gebildete Knaben wurden, wie berichtet wird, gleich nach ihrer Geburt in einer Schlucht des Taygetos ausgesetzt, d. h. wohl unter die Perióken verstoßen, gesunde nach zurückgelegtem sechsten Jahre aus dem elterlichen Hause genommen und in öffentlichen Anstalten erzogen. Diese frühe Zuteilung zu den militärisch organisierten Agelen (Buen) sollte ihnen den Gemeinsinn einflößen, den der spartanische Staat von seinen Bürgern verlangte. Die mit strenger Zucht verbundene Erziehung war neben dem Erlernen der Gesetze und kräftiger Sittensprüche besonders auf körperliche Abhärtung und Erzeugung physischer Gesundheit und Kraft gerichtet. Daher bildeten die der Leitung und Aufsicht von Erziehungswächtern unterstellten gymnastischen Übungen in den Turnanstalten (Palästren) und die Waffenübungen unter freiem Himmel auf den rauhen Abhängen des Taygetos ihren wichtigsten Zweig. Auf ähnliche Weise war die Erziehung der Mädchen eingerichtet. Ihre Übungsplätze waren von denen der Knaben getrennt, aber es gab öffentliche Wettkämpfe und Spiele, bei denen sie einander zusahen, und der Beifall oder Spott war kein geringer Sporn. Neben der Körperübung wurde auch der Verstand gebildet, wie denn die Verschlagenheit der Spartaner und der treffende Witz ihrer Antworten nicht minder berühmt waren als die kernhafte sinnvolle Kürze ihrer Rede, die man mit dem Worte lakonisch noch heute bezeichnet. Nur Gemüt und Phantasie fanden wenig Anregung. Wissenschaft und Redekunst wurden weder geschätzt noch gepflegt, ebensowenig die epische und dramatische Poesie, welch letztere sich nicht über den Kreis niedriger Volksbelustigung erhob. Die dorische Kunst zeichnete sich nur durch Kraft und ernste Harmonie, nicht, wie die ionische, durch Schönheit und Grazie aus. Die lyrische Dichtung, verbunden mit Gesang, Musik und Chorreigen, die einzige sorgfältig geübte Kunstrichtung des spartanischen Volkes, trug den einfachen, ernsten Charakter des Stammes und diente besonders zur Erweckung und Belebung der Vaterlandsliebe, der Kampflust und des Nationalgefühls und zur Erzeugung einer harmonischen Seelenstimmung und männlichen Gesinnung. Sie beschränkte sich daher fast ausschließlich auf religiöse Lieder (Hymnen) und Schlachtgesänge und auf Spruchgedichte (Gnomen). Ihre Hauptvertreter waren Tyrtäus und Alkman (§ 86). Der enge Anschluß der Knaben und Jünglinge an erfahrene und gereifte Männer galt als ein Hauptmittel der Erziehung. Die gegenseitige Liebe sollte veredelnd wirken; der Mißbrauch dieses Verhältnisses wurde mit Ehrlosigkeit und Verachtung bestraft.

Kunst

Gemeinschaftliche Mahlzeiten

Wurde schon durch die öffentliche Erziehung der Knaben das Familienleben gelockert und geschwächt, so geschah dies noch mehr durch das gemeinschaftliche tägliche Zusammenleben der erwachsenen männlichen Bevölkerung. Alle Spartiaten nämlich waren in Zeltgenossenschaften mit gemeinschaftlichen Mahlzeiten (Phiditien, von den anderen Hellenen Syssitien genannt) verbunden, so daß gewöhnlich fünfzehn Tischgenossen, durch freie Wahl und gegenseitige Neigung vereinigt, an einer Tafel saßen. Die Frauen aßen daheim, Knaben und Jünglinge in ihren besonderen Abteilungen. Die gemeinschaftlichen „Männermahle" waren höchst einfach und mäßig und wurden von den Beiträgen der Teilnehmer bestritten. Nur die Kosten des königlichen Tisches trug der Staat. Die sogenannte schwarze Suppe nebst Gerstenbrot und einem Becher Weins machten den Hauptbestandteil aus; zum Nachtisch gab es Käse, Feigen, Oliven. Die

Einfachheit

Portionen waren für alle gleich; nur die Könige erhielten je zwei, von denen sie an diejenigen verteilten, denen eine besondere Ehre erwiesen werden sollte. Luxus und Verweichlichung sollten auf alle Weise vermieden werden; deshalb waren die Häuser ganz einfach und ohne alle Bequemlichkeit, da nur die Axt und die Säge bei deren Bau angewendet werden durften. Alles von edlen Metallen geprägte Geld war aus dem innern Verkehr verbannt, damit niemand die Mittel hätte, sich unnötige Genüsse zu verschaffen; Austausch von Waren und zur Ausgleichung roh ausgeprägtes Eisengeld vermittelten den Verkehr des täglichen Lebens. Damit niemand andere Lebensgenüsse kennen lerne und sich daran gewöhne, war den Spartanern alles zwecklose Reisen in andere Staaten verboten und Fremden, die die alten Sitten verderben könnten, jede Ansiedlung, ja jeder längere Aufenthalt in Sparta untersagt. Das Interesse des Volkes sollte sich lediglich auf das Staatswohl lenken, und deshalb wurde auch die männliche Bevölkerung unter die

Frauen

beständige Aufsicht der Gesamtheit gestellt. Die Stellung der Frauen war freier und höher als im übrigen Griechenland, und das Verhältnis der Männer zu ihnen trug einen Anstrich von Ritterlichkeit. Die Braut wurde aus dem elterlichen Hause entführt. Dabei waren die spartanischen Frauen nicht minder wegen ihrer ehelichen Treue und bürgerlichen und häuslichen Tugenden als wegen ihrer Stärke und Schönheit berühmt.

Kriege

Jagd und Waffenübung waren die Hauptbeschäftigungen des erwachsenen Spartaners; die Bebauung des Bodens blieb den Heloten überlassen, Handel und Gewerbe fiel den Periöken zu. Das ganze Leben des Spartaners war auf den Krieg gerichtet. In der Stadt, die deshalb auch von keinen Mauern umgeben war, lebte er wie im Lager, und die Kriegszeit war seine Fest- und Freudenzeit. In Purpurmäntel gekleidet, mit langen Haaren und starkem Bart zogen die Spartaner unter Flötenton und Saitenspiel ins Feld, und vor der Schlacht schmückten sie sich wie zu einem Freudenfeste. Das alte, verschlungene Holzbild der Dioskuren, der Schutzgötter des Landes, wurde der Kriegsmannschaft vorangetragen als Vorbild tapferen Kampfes wie treuer Waffengenossenschaft. Die Stärke des

Heer

Heeres beruhte auf dem schwergerüsteten Fußvolk (Hopliten), das unter der Leitung der kriegsgeübten Scharen- und Rottenführer, die die einzelnen Abteilungen anführten, ohne Verwirrung mannigfache Schwenkungen und Bewegungen vornehmen konnte. Die Reiterei, das charakteristische Merkmal aller Adelsstaaten, fehlte ganz; die 300 sogenannten Ritter sind ebenfalls nur eine Gardetruppe zu Fuß gewesen. Auch von Leichtbewaffneten finden sich nur geringe Spuren, und bekannt ist die Schwerfälligkeit der Spartaner zur See. Die Tischgenossen standen in der Schlacht beisammen, als gute Kameraden im Leben wie im Tode verbunden. In Reih und Glied wich und wankte der Spartaner nicht; er siegte oder fiel auf seinem Platze; den Feigen traf die öffentliche Verachtung. Strenger Gehorsam und Subordination des Jüngeren unter den Älteren war die Seele der kriegerischen Erziehung und der dahinzielenden Einrichtungen in Sparta.

§ 75. Die spartanische Hegemonie. Messenische Kriege. Diese zielbewußte Ausbildung der spartanischen Wehrgemeinde führte den Staat nach und nach in der Peloponnes zur Hegemonie. Daß sie ihre große Macht ihrer Verfassung verdankten, war den Spartanern wohl

Lykurgs Ende

bewußt. Das spricht sich auch in der Sage aus, daß nach der Bestätigung dieser Satzungen, Rhetrai (Aussprüche) genannt, durch das Delphische Orakel (das zu allen Zeiten einen entscheidenden Einfluß auf die Spartaner übte), Lykurg seine Landsleute schwören ließ, nichts daran zu ändern, bis er wieder von der Reise, die er vorhabe, zurückkäme. Darauf soll er nach Kreta gegangen und dort gestorben sein. Das dankbare Vaterland aber errichtete dem großen Gesetzgeber einen Tempel und ordnete für ihn einen Heroenkult an.

Landnot

In kurzer Zeit wuchs nun die Bevölkerung mit reißender Geschwindigkeit an. Da die Landlehen unteilbar waren, mußten mehrere Brüder sich in die Erträgnisse der einen Hufe teilen, die an sich nicht groß waren. Die Landnot drückte ihnen die Waffen in die Hand, und dank ihrer ausgezeichneten militärischen Erziehung gelang es ihnen, zunächst die noch freien Reste der achäischen Urbevölkerung zu überwinden. Nach der völligen Unterwerfung auch des oberen Eurotastales und der vielumstrittenen Landschaft Skiritis überstiegen die dorischen Eroberer auch die unwirtlichen Höhen des Taygetos und des Parnon, um die jenseitig gelegenen Landschaften sich zu unterwerfen. Zunächst aber richtete sich ihr Blick nach Westen nach dem herrlichen Nachbarlande Messenien mit seinen fruchtbaren Tälern, und nun entspannen sich die von der Sage vielfach verherrlichten Kämpfe, die in den Elegien des Tyrtäos ihren Widerhall fanden.

Sagenhafte Überlieferung vom 1. messen. Kriege

Am Ende des achten Jahrhunderts überschritt König Theopompos den Taygetos und unterwarf das Land der Messenier in angeblich zwanzigjährigem Kampfe. Als deren feste Burg Ithōme gefallen war und ihr Held Aristodēmos sich verzweiflungsvoll auf dem Grabe seiner Tochter, die er fruchtlos dem Opfertod geweiht, erstochen hatte, wurde Messenien unter die Sieger verteilt und die Bewohner zu Leibeigenen gemacht. Sie versprachen, als Zinsbauern die Hälfte des jährlichen Ertrages abzuliefern und den Tod eines lakonischen Königs oder Oberbeamten als Landesunglück zu betrauern. „Wie Esel von schwerer Last gedrückt, entrichteten sie den Herren unter hartem Zwang von aller Feldfrucht die Hälfte, und es betrauerten Männer und Frauen die heimgegangenen Gebieter," heißt es in einer alten Elegie; doch wanderten viele aus, ein freies Leben in der Fremde der heimischen Knechtschaft vorziehend.

Die spartanische Lyrik

Der neue reiche Landgewinn brachte in Sparta einen großen, allgemeinen Aufschwung hervor. Es begann, durch die Pflege der Gymnastik und der musischen Künste bald alle anderen peloponnesischen Städte zu überflügeln. Vor allem blühte die chorische Lyrik, das Lied mit feierlicher Tanzbegleitung, bald herrlich auf. Der Lesbier Terpandros verpflanzte die Kunstübung nach Sparta, Thaletas dichtete für das neue Fest der Gymnopädien, und der nach Lakonien eingewanderte Lyder Alkman (§ 86) schuf seine Jungfrauenchöre.

Weitere Ausdreitungsversuche

Der gewaltige Erfolg der Spartaner ermutigte sie zu einer weiteren Ausdehnungspolitik. Sie entsendeten deshalb einen Teil ihrer jungen Mannschaft nach Unteritalien und gründeten die Kolonie Taras (§ 70), die einzige, die von Spartanern angelegt wurde. Vor allem aber richteten sie ihr Augenmerk auf die beiden Landschaften Kynuria (Thyreatis), jenseit des Parnon, und Triphylien (Pisatis), die Nachbarlandschaft Messeniens. Ja sogar nach Norden und Nordosten richteten sich ihre begehrlichen Blicke: die Eroberung der Skiritis schien ihnen den Weg in die Berge Arkadiens zu bahnen, und von Kynuria aus gedachten sie Argos zu gewinnen. Jedoch waren ihre Unternehmungen nicht vom Glück begünstigt. Nachdem sie eine Zeitlang vorgedrungen waren und sogar Tegea vorübergehend unterworfen hatten, wurden sie bei Hysiä beim Übergang in die Ebene von Argos geschlagen und mußten sich zurückziehen. Ein gleiches Mißgeschick traf sie, als sie die Bergpässe von Messenien nach Elis einnahmen und Phigalia besetzen wollten; ja das letzte Unglück rief sogar eine langdauernde Empörung der Messenier, den vielfach in der Sage verherrlichten zweiten messenischen Krieg, hervor.

Schlacht bei Hysiä 669?

Sagenhafte Überlieferung vom 2. messen. Kriege

In Andania brach der Aufstand aus, und die über die Härte der Spartaner empörten und von den Flüchtigen zur Rache angefeuerten Messenier erlangten durch die Heldentaten des tapferen Aristomenes anfangs Vorteile, so daß die Spartaner, mutlos und niedergeschlagen, Friede begehrten. Aus dieser kleinmütigen Stimmung wurden sie aber befreit durch den Dichter Tyrtäos, einen lakonischen Staatsmann und Feldherrn, der nach einer vielverbreiteten Sage aus dem attischen Demos Aphidnä stammte und von den um Hilfe gebetenen Athenern zum Hohne geschickt sein sollte (§ 86). Durch dessen Gesänge ermutigt, brachen die Spartaner im erneuerten Kampfe durch Tapferkeit und List am großen Graben die Macht der Feinde so, daß diese von nun an die offene Feldschlacht mieden und sich auf den kleinen Krieg in den Gebirgen und hinter den festen Burgen beschränkten. Aristomenes wurde von den Spartanern gefangen und in den Abgrund geworfen, aber nach der Überlieferung durch einen Adler und Fuchs wunderbar gerettet. Trotz der ritterlichen Taten des gefeierten Helden trugen die Spartaner schließlich den Sieg davon, nachdem die für unüberwindlich gehaltene messenische Bergfeste Hira (Eira) gefallen war. Ein Teil der Messenier wanderte nach Rhegion in Unteritalien aus; ihre Nachkommen ließen sich um 500 in der alten Pflanzstadt Zankle auf Sizilien nieder, die in der Folge von ihnen den Namen Messana erhielt (§ 70).

Schlacht am großen Graben

Tyrtäos

Aus den Sagen der messenischen Kriege tritt uns als greifbare historische Persönlichkeit der Feldherr und Staatsmann Tyrtäos entgegen, der nach der Weise seiner Zeit in Gedichten auf seine Landsleute einwirkte. Mit seinen Schlachtliedern und mahnenden Kriegselegien entzündete er an dem ruhmvollen Beispiele der Ahnen die männliche Kampflust und schlichtete zugleich in seiner Gesetzesordnung (Eunomia) schlimmen Streit zwischen den geschädigten Nachbarn der messenischen Aufständigen und den übrigen Spartanern, die deren Notlage ausgenützt hatten, indem er das Land der geflüchteten messenischen Periöken unter sie verteilte. Die zurückbleibenden Messenier wurden zu dem traurigen Schicksal der Heloten verurteilt; die reiche Pamisosebene nahmen die Spartiaten für sich selbst in Besitz; die Küsten- und Berglandschaften wurden den Periöken zugewiesen. Seitdem bestand zwischen beiden stammverwandten Völkern ein tödlicher Haß, der sich noch mehrmals in Bürgerkriegen kundgab.

§ 76. Die Hegemonie über die übrigen Peloponnesier. In den Kämpfen um die Vorherrschaft in der Peloponnes hatten sich die Eleer, die ähnliche Ziele wie die Spartaner verfolgten, eng an diese angeschlossen, und beide Staaten gingen erobernd gegen die übrigen Peloponnesier vor. Dies mußte die andern, sonst uneinigen Staaten zu einem Zusammenschluß bringen, und die Führung der Gegnerschaft Spartas fiel Argos zu.

Unterwerfungspolitik Spartas

Mit begreiflichen Argwohn hatte dies schon immer auf das Vordringen der Lakedämonier geblickt. Ihm schlossen sich die Arkadier und die Pisaten an, und einmal ist es sogar dem argivischen König Pheidon gelungen, eine große Koalition gegen die Verbündeten zusammenzubringen, die den Eleern Olympia für eine Reihe von Jahren entriß (§ 71), die Messenier tatkräftig unterstützte und den Spartanern manche Niederlage (§ 75) zufügte. Pheidon muß eine gewaltige Herrschergestalt gewesen sein. Ihm dankte sein Vaterland außer den vorübergehenden politischen Erfolgen das erste für Griechenland allgemein gültige Münz-, Maß- und Gewichtssystem (das Aginetische System, nach der wichtigsten Handelsstadt des Reiches so genannt), das erst von Solon beseitigt ward. Nur Korinth, die alte Nebenbuhlerin des äginetischen Handels, trat diesem System nicht bei. Pheidons Nachkommen vermochten jedoch die Stellung, die Argos gewonnen hatte, nicht zu behaupten. Der spartanische Kriegsstaat gewann durch die sagenhaft ausgeschmückte Heldentat des Spartaners Othryadas die lange umstrittene Landschaft Kynuria mit der

um 670

Erwerbung Kynurias um 550

Stadt Thyrea, und die Argiver, bei denen sich nach Pheidons Tode ein Umschwung zur Demokratie vollzogen hatte, erlitten von König Kleomenes bei Sepeia eine schwere Niederlage. um 520

Trotzdem gelang weder eine wirkliche Unterwerfung dieser Landschaft, die von da an stets eine neutrale Haltung in allen Kämpfen Spartas einzunehmen strebte, noch von Arkadien, dem Kernlande der Peloponnes, hauptsächlich infolge des zähen Widerstandes der Tegeaten; infolgedessen trat in Sparta ein bedeutsamer Wandel der Politik ein: man verzichtete auf weitere Gebietserweiterungen und suchte die Machtsphäre durch Bündnisse, bei denen Sparta die führende Rolle zufiel, zu erweitern (Hegemonie). Kraft dieser Vorherrschaft waren die Spartaner die Heerführer in jedem gemeinsamen Krieg, bestimmten die Streitkräfte, die jeder Staat zum peloponnesischen Bundesheer zu stellen hatte, und führten den Vorsitz im Bundesrat. Diese Hegemonie Spartas war durch förmliche Verträge bestätigt und erstreckte sich auf fast die ganze Halbinsel nebst Megara und Agina. Außer Argos blieb nur Achaia neutral. Über Krieg und Frieden entschied der Bundesrat, in dem Stimmenmehrheit den Ausschlag gab; Korinth bildete dabei gegen Sparta ein nicht unbedeutendes Gegengewicht. Bündnispolitik Spartas

So weit war die politische Entwickelung in der Peloponnes gediehen, als der persische Krieg herannahte: König Kleomenes von Sparta blickte schon hinüber nach Attika, wo er nach Vertreibung der Alkmeoniden großen Einfluß gewonnen hatte. Es mochte ihm wohl eine Führerschaft des gesamten Griechenvolkes als Ziel vorschweben, und dazu bot offenbar die von außen nahende Gefahr die beste Gelegenheit. Aber auch die innere Entwicklung Athens schien darauf hinzuweisen, daß eine Einigung der Hellenen sich vollziehen werde; wenn auch in anderer Weise, hatten hier ebenfalls die politischen Wandlungen zu einem Einigen des ganzen Volkes hingeführt, und die schon öfters abgeschlossenen Bündnisse Athens und Spartas für den Fall einer auswärtigen Angriffes weisen darauf hin, daß nur der Moment zu kommen brauchte, um die Einheit zu verwirklichen.

D. Die solonische Verfassung.

§ 77. Die Geschlechterherrschaft in Athen. Die Einwohner Attikas in den ältesten Zeiten waren nichtarischen Ursprungs (sogenannte Pelasger, § 65) und hatten, in vielen Gemeinden verstreut, von denen einzelne unter sich einen Verband geschlossen hatten, gewohnt. Die ägyptische Kolonisation, welche nach der allgemeinen Annahme der spätern Gelehrten Attika von Sais aus empfangen haben sollte, war dem Bewußtsein des Volkes fremd. Ihre Repräsentanten, Kekrops und Erechtheus, galten in früheren Zeiten ebenfalls als Autochthonen (Eingeborene). Ein Nachhall jener ersten Zeiten findet sich in der Liste der vier ältesten Phylen, in die das Land eingeteilt ward (Kekropis, Diakria, Kranais und Atthis). Vorarische Bevölkerung Attikas. Kekrops und Erechtheus

In sehr frühen Zeiten setzte sich in Attika ein Teil des ionischen Stammes fest, und diesem werden die ältesten Könige zugeschrieben. Einwanderung der Jonier in Attika

Wir dürfen als sicher annehmen, daß sich von nun an die attische Verfassung ohne große Störung von außen entwickelte und ununterbrochen aus einheimischen Zuständen fortgebildet ward. In jene Zeit gehört die Einteilung des Volkes in Phratrien und deren Zusammenfassung in Phylen, in die der Geleonten (Grundbesitzer), Hopleten (Krieger), Argadeis (Handwerker) und Aigikoreis (Hirten), die zunächst eine räumliche Absonderung nach den ursprünglichen Wohnsitzen bezeichneten und ihren Namen, wie die einen wollen, von der vorherrschenden Beschäftigung führten, weil diese durch die örtliche Beschaffenheit der Wohnsitze bedingt war, während andere Historiker darin die Eigennamen der ionischen Stämme erblicken, ohne Beziehung auf ihre Beschäftigung.

Zweite Phylen-einteilung

Einigung des Landes

Die Einigung des Landes wird übereinstimmend dem Theseus, einer halbmythischen Persönlichkeit (§ 65), zugeschrieben, der die verstreuten Attiker um die steile Akropolis von Athen gesammelt und dieser Stadt zuerst ihren Namen gegeben haben soll. Auf ihn wird auch die Gliederung des Volkes in drei Stände zurückgeführt: die Eupatriden (wohlgeborene Herren), die Geomoren (landbebauende und landbesitzende Freisassen) und die Demiurgen (grundbesitzlose Handwerker). Jedoch kann dies kein einmaliger Akt der Willkür gewesen sein, um einen aristokratischen Staat zu gründen, sondern muß sich ganz allmählich entwickelt haben. Jedenfalls stellt diese Einteilung des Volkes sich als ein Ergebnis der Einigung dar, während in den vier alten Phylen noch das frühere Getrenntsein hindurchschimmert. Es blieben auch die alten Phylen bis zur Verfassungsreform des Kleisthenes (§ 85) nach wie vor bestehen. Eine jede Phyle zerfiel in drei „Bruderschaften" (Phratrien), von denen dann wieder jede dreißig Geschlechter mit einer größeren oder geringeren Anzahl von Häusern oder Familien umfaßte. Einer jeden grundherrlichen Familie war eine Anzahl gemeiner Leute als Schutzbefohlene zugeteilt, die, als Opfergenossen in die religiöse Gemeinschaft des Geschlechts aufgenommen, aller an diese Verbindung geknüpften Rechte teilhaftig waren. Es bestand somit ein Verhältnis der Pietät zwischen den „Eupatriden" und dem „Volke". Späterhin zerfiel jede der vier Phylen in zwölf Verwaltungsbezirke (Naukrarien), deren jeder ein Schiff zu stellen hatte. Die an der Spitze stehenden Finanzbeamten hießen Naukraren und bildeten mit den Phylenkönigen den Rat des Staates.

Stände

Einteilung der Phylen

Auch in Attika bestand, wie in allen anderen griechischen Staaten, als älteste Regierungsform das patriarchalische Königtum, das in dem Hause der Medontiden erblich war. Genaueres läßt das dichte Sagengewebe nicht erkennen. Nach des letzten Königs, Kodros, ruhmvollem Tode wurde, wie es heißt, die Königswürde abgeschafft und ein oberster Leiter aus der Familie der Medontiden auf Lebenszeit gewählt, um unter dem Titel Archon (Herrscher) die königlichen Befugnisse auszuüben. Die Wahl wurde nur von den Mitgliedern der Familie vollzogen. Schon früh wurden dem Archon die sechs Richter (Thesmotheten) und ein Feldherr (Polemarch) beigeordnet. Auch sonst gewann der Adel langsam an Macht. Seine Geschlechtshäupter, die ihren Ursprung von

Königtum und Archontat

Bildung des Adelsstaats

den Heroen der Urzeit ableiteten und teils die Führung der Mannen, teils gewisse religiöse Verrichtungen und Opferhandlungen erblich von ihren Vorfahren überkommen hatten, bildeten den beständigen Rat des Archon. Die Lage der unteren Stände, obgleich ohne politische Macht und größtenteils ohne Landeigentum, war anfangs nicht drückend, teils weil Fleiß und Mäßigkeit, Handel und Gewerbtätigkeit einen allgemeinen Wohlstand erzeugten, teils weil dem ionischen Wesen eine gewisse Milde und Achtung der persönlichen Freiheit tief innewohnte.

Attischer Adelsstaat 682—621 v. Chr.

§ 78. Erste gesetzgeberische Versuche. Kylon. Drakon. Hatte die Adelsgemeinde anfangs die Archontenwürde der Familie des Kodros ausschließlich und auf Lebenszeit übertragen, so beschränkte sie in der Folge, als die Formen einer aristokratischen Republik mehr zur Ausbildung kamen, die Regierungszeit des Archon auf zehn Jahre und machte einige Zeit nachher die Würde selbst allen Adelsgeschlechtern zugänglich. Damit trat der König ganz in die Reihen seiner Pairs zurück; ihm blieben fortan nur die oberpriesterlichen Befugnisse. Schließlich wurde bestimmt, daß jährlich neun Archonten gewählt würden, um der Regierung, den religiösen Angelegenheiten, dem Kriegswesen, der Gesetzgebung und dem Richteramte vorzustehen. Dies war der Anfang schwerer Zeiten für den Bürger und Bauer. Nicht nur, daß die Edelleute, die jetzt alle Gewalt in Händen hatten, das Volk (Demos) von allem Anteil an der Staatsverwaltung, an dem Priestertum, und dem Gerichtswesen ausschlossen, sie verletzten mehr und mehr das alte hausväterliche Verhältnis durch Eigennutz und Gewinnsucht und drückten die Untergebenen mit Abgaben und harten Schuldgesetzen. Sie allein sprachen Recht in göttlichen und menschlichen Dingen, weil sie allein die ungeschriebenen, nur auf dem Herkommen beruhenden Rechtsbestimmungen kannten, und ihre Gerichtsverwaltung war durch Parteilichkeit und Ungerechtigkeit befleckt.

Neun Archonten um 650

Die unerträglich gewordenen Zustände bewogen darum (wenn die unsichere chronologische Ansetzung richtig ist — andere Historiker setzen Kylon nach Drakon, teils erst um 580 oder auch in die Zeit des Peisistratos —) den ehrgeizigen Kylon, sich gegen die Alleinherrschaft der Eupatriden aufzulehnen und den Versuch zu machen, die Tyrannis in Athen an sich zu reißen. Er gehörte selbst einem alten Eupatridengeschlechte an und war als Sieger in den olympischen Spielen beim Volke beliebt und hochgefeiert. Nachdem es ihm durch seine persönliche Liebenswürdigkeit gelungen war, die unteren Klassen ganz für sich zu gewinnen, besetzte er mit Hilfe des Tyrannen Theagenes von Megara (§ 82), seines Schwiegervaters, die Burg. Da ihn aber das Volk, seinen Absichten mißtrauend, nicht unterstützte, so gelang es den von dem Alkmeoniden Megakles angeführten Eupatriden, sich der Akropolis wieder zu bemächtigen. Kylon selbst entkam, seine Anhänger aber wurden gegen die gegebene Zusage an den Altären der Götter, an die sie sich geflüchtet hatten, erschlagen. Dieser Religionsfrevel führte die Vertreibung der fluchbeladenen Alkmeoniden und später angeblich die Sühnung der Stadt durch den Seher Epimenides von Kreta herbei, der auf Solons Veranlassung durch Opfer und Reinigungen die Gemüter beruhigte, den bürgerlichen und Gottesfrieden wiederherstellte.

Kylons Versuch, eine Tyrannis zu gründen 640?

Nach dem „kylonischen Frevel" ward die Bedrückung und Gesetzlosigkeit in Athen ärger denn zuvor, und erst nach langen Kämpfen gelang es dem athenischen Volke, das durchzusetzen, auf was es schon längst gedrungen hatte, die Aufstellung geschriebener Gesetze. Die Adelsgemeinde gab der Forderung zwar nach, beschränkte sich aber auf die Aufzeichnung des bestehenden Rechtes. So trat, wie in solchen Fällen immer, eine bedeutende Verschärfung der Verhältnisse ein. Die geschriebenen Gesetze wirkten viel härter als der frühere Brauch, und so kommt es, daß dem Sammler jener Gewohnheitsrechte, dem Drakon, nachgesagt wird, seine Gesetze seien mit Blut geschrieben. Das ist freilich nicht so zu verstehen, wie man bis vor kurzem

Regeneration des Adelsstaats

Drakon 621 v. Chr.

Drakons Gesetze

meinte, daß auf jedes Vergehen der Tod gestanden hätte (diese Strafe war nur auf jede Körperverletzung mit tödlichem Ausgang gesetzt), aber das Schuldrecht nahm eine ganz ungewohnte Schärfe an, und die Adligen hatten eine gesetzliche Waffe in die Hand bekommen, um das Volk in der früheren, ja, in noch schlimmerer Abhängigkeit zu erhalten. Harte Kämpfe entstanden, wobei nicht nur die Bauern und Winzer, die Handwerker, Krämer und Schiffsleute gegen die Eupatriden feindlich auftraten, sondern die letzteren auch unter sich selbst in Hader und Parteiung gerieten. Der alte Herrenstand, gestützt auf das Herkommen und den Buchstaben des Rechts, bedrückte den gemeinen Mann durch Habgier und harte Schuldgesetze und füllte die verpfändeten Äcker mit den Pfandsteinen: viele einst freie und wohlhäbige Leute sanken in Schulden und in schutzhörige Abhängigkeit von den Reichen, welche ihnen Haus und Hof entrissen; Meutereien, Mord, Diebstahl und Zügellosigkeit wurden die unheimlichen Waffen der hilflosen Menge. Aber auch die neuen durch den Handel emporgekommenen Geschlechter suchte der auf seine Stellung eifersüchtige alte Adel von dem vollen Bürgerrechte auszuschließen.

Angebliche Verfassung Drakons

Nach dem Werke des Aristoteles „vom Staate der Athener" (Kap. 4) könnte es so scheinen, als wenn Drakon auch ein politischer Reformer gewesen sei, jedoch wird diese Ansicht jetzt fast allgemein abgelehnt, und viele wollen in dem aristotelischen Berichte einen Abglanz der oligarchischen Verfassung Athens von 411 wiedererkennen (§ 110).

Wirtschaftlicher Umschwung und neue auswärtige Unternehmungen

Schon damals bereitete sich die Umwandlung des Ackerbaustaates in den Handelsstaat vor. Da das arme Attika nicht genügend Getreide baute, suchte man durch Besetzung von Sigeion am Hellespont Anteil an der pontischen Handelsstraße zu gewinnen (§ 70), ein Unternehmen, dem die dort angesessenen Mitylenäer und Samier sich lange erfolgreich widersetzten. Dann wollte man sich von der Umklammerung Megaras dadurch befreien, daß man ihm Salamis zu entreißen suchte. Beide Unternehmungen des neubefestigten Adelsregiments mißlangen. Die heimische Industrie konnte keinen Absatz gewinnen, Mißernten und Krankheiten kehrten ein und wurden von dem aufgeregten Volk als Zeichen des göttlichen Zornes gedeutet. Der Kampf um Sigeion endete mit einem Schiedsspruch des Periander (§ 82), der die Festung den Athenern zusprach. Die Eroberung von Salamis aber wurde auf Anregung von Solon, dem Sohne des Exekestides, einem Angehörigen des Medontidenhauses, mit neuer Energie aufgenommen. In einer begeisternden Elegie forderte er die Seinen zum Kampfe gegen die megarischen Herren auf, und die lange verloren geglaubte Insel ward für immer gewonnen.

§ 79. Die solonischen Gesetze. Dieser äußere Erfolg gab dem Solon die höchste Gewalt im Staate. Gleich beliebt bei Adel und Volk, zog er, einer der sieben Weisen (§ 88), die Augen aller auf sich. Unumwunden verurteilte er das adlige Mißregiment. In einem großen Gedichte schilderte er die traurigen Zustände des Gemeinwesens und ermahnte zu Gerechtigkeit und Mäßigung. Dies machte bei allen Ständen seines Volkes den tiefsten Eindruck. Die Adligen, denen die Ausdehnungspolitik mißlungen war, und die darum für ihre Existenz fürchteten, sahen genau so in ihm ihren Retter und Heiland, wie das Volk, das nicht mehr wußte, wie es das Notwendigste erwerben sollte, und außerdem die Rückkehr der ehemaligen harten Adelsherrschaft befürchtete. In ihm erblickte man den Mann, der allein eine Lösung der verfahrenen Verhältnisse herbeiführen könnte, und so wurde denn Solon im Jahre 594 als Archon mit unbeschränkter Machtvollkommenheit an die Spitze des Staates gestellt. Er erhielt den Auftrag, die soziale Krisis zu lösen, die Verfassung zu ordnen, ein neues Gesetzbuch an die Stelle des drakonischen zu setzen: die gesamte Zukunft des Staates war in seine Hände gelegt. —

Solon Regent

Solonische Verfassung

Solons Verfassung ist eine weise Mischung fortschrittlicher und konservativer Elemente. Durch die sogenannte Lastenabschüttelung (Seisachthie) suchte er den Druck des Volkes zu erleichtern: die oberste Staatsgewalt nebst der gesetzgeberischen Hoheit teilte er der Volksversammlung zu, der sowohl der mit der Verwaltung betraute Rat (der Vierhundert?) als auch die Richter (Heliasten, Geschworene) verantwortlich waren: anderseits aber sicherte er durch die Einteilung des Volks in vier Klassen nach dem Grund- und Steuervermögen den Vornehmen, als den Reicheren, einige Vorrechte und Ehren, behielt ihnen die Archontenwürde vor und setzte den aristokratischen Areiopag, einen altehrwürdigen Gerichtshof, der auf dem Areshügel bei den Altären der „ehrwürdigen Gottheiten", der Erinyen oder Eumeniden, seine Sitzungen hielt, zum Hüter der Gesetze, Verfassung und Sitten ein. Ohne die festen Grundlagen der Zucht und Sitte aus dem Auge zu lassen, sprengte somit Solon die Fesseln, welche die Mehrheit des athenischen Volkes bis dahin in politischer und rechtlicher Unmündigkeit gehalten hatten, und knüpfte die vom Zeitgeiste geforderten Reformen an das erprobte Alte an. Darum blieb Solons Staatsordnung bei allen Schwankungen stets der feste Rechtsboden des attischen Gemeinwesens.

Schutz der Landwirtschaft

Das schwierigste Unternehmen war natürlich die Rettung des kleinen Grundbesitzes, der durch die Masseneinfuhr des billigen pontischen Getreides stark gelitten hatte. Hier konnte nur ein Bruch mit dem formellen Rechte helfen. Durch ein Gesetz (die sogenannte Seisachthie) wurden alle Schuldforderungen, die als Hypotheken auf den Grundstücken lasteten, oder bei denen gar die Person des Schuldners verpfändet war, für ungültig erklärt und die Schuldsklaverei für immer abgeschafft. Daß dies ohne Blutvergießen durchging, ist ein Beweis für die furchtbare Härte der früheren Gesetze und die schon geschwächte Macht des Adels. Dem Volke tat Solon damit freilich nicht genug. Denn dieses verlangte die Aufteilung aller Güter, und nur durch energisches Dazwischentreten Solons und der ihn unterstützenden Mittelpartei wurde dies verhindert. Auch für die Zukunft suchte er vorzubeugen, indem er dem Güterkauf gesetzliche Grenzen setzte und so dem Anwachsen des Großgrundbesitzes in das Ungemessene wehrte. — Die schon im Altertum vielfach mit der Seisachthie in Verbindung gebrachte Umformung des Münzsystems hat sicher nichts damit zu tun. Es war wohl eher ein Übergang vom äginetischen (§ 76) zum euböischen (aus Persien entlehnten) Münzsystem, das den Wert des als Münzeinheit angenommenen Talents von ungefähr 6200 Mk. auf ungefähr 4500 Mk. herabsetzte, und damit ein erster handelspolitischer Schlag gegen Ägina und dessen Handelsgebiet.

Münzreform

Moderne Ansichten über die solonische Verfassung

Die Bewertung dieser Verfassung ist in früheren Zeiten weit günstiger gewesen, als jetzt: früher erblickte man in ihr „das vollendetste Erzeugnis geläuterter und zur Kunst ausgebildeter Gesetzgebung"; jetzt ist man mehrfach geneigt, Solons Verdienste gering anzuschlagen. Besonders erschwert wird das Urteil dadurch, daß unter Solons Namen manches gesetzgeberische Material mitgeht, was kaum auf ihn zurückzuführen ist, und daß schon das Altertum über gewisse Begriffe, wie die Seisachthie und die Münzreform, weitauseinandergehende Ansichten hatte.

Politische Gleichstellung des Volks

Auf die soziale Befreiung folgte die politische Gleichstellung der Bevölkerung. Auch hier zeigt sich der eigentümlich maßhaltende Zug seiner ganzen Politik. Die Vorrechte der Geburt wurden zwar beseitigt, und alle Athener wurden einander rechtlich gleich. Aber Solon hielt nicht alle für gleich berufen, um sich am Regimente zu beteiligen. Daraus ergab sich mit Notwendigkeit eine timokratische (d. h. nach dem Vermögen abgestufte) Gliederung des Volkes. Bezeichnend für den konservativen Sinn

Solons ist, daß er dabei von den hergebrachten Verhältnissen des Ackerbaustaates ausging und nach den Erträgnissen an Getreide und Wein oder Öl die einzelnen Klassen der Bevölkerung und ihre Pflichten und Rechte abgrenzte*).

Pflichten — Die wichtigste Pflicht war natürlich der Militärdienst; den Kern des Hoplitenheeres machten hier die Gespannbauern (Zeugiten) aus, die mit einem Gespann ihr Feld bebauten. Leute, die doppelt soviel besaßen und ein Reitpferd halten konnten, dienten als Ritter (Hippeis); die reichsten endlich, die sogenannten Fünfhundertscheffler (Pentakosiomedimnen), wurden noch zu besonderen Zwecken, meist Kommandos, ausgesondert. Leute, die nicht so viel Land besaßen wie die Zeugiten und durch Arbeit für andere ihr Brot verdienten (Theten), haben als Leichtbewaffnete im Heere gedient und dafür vielleicht auch eine Entschädigung erhalten. Die Einteilung nach dem Ertrage von 500, 300, 150 und weniger Scheffeln Weizen (oder Maß Öl; nach einer später nicht mehr zutreffenden Preisgleichung) wird wohl mit der Steuererhebung zusammenhängen. Daraus erklärt es sich auch, daß der Marktwert dieser Erzeugnisse für die Berechnung des Einkommens und die danach erfolgende Klassifizierung der grundbesitzlosen Athener zugrunde gelegt wurde. Die Annahme, daß diese alle zu den Theten gehört hätten, ist unwahrscheinlich in sich, und durch neuere Funde als falsch erwiesen. — Die obenerwähnten Pentakosiomedimnen hatten noch eine dritte Verpflichtung, die

Leiturgien sogenannten Leiturgien. Man versteht darunter Leistungen für den Staat, wie z. B. die Ausstattung von Chören und Festen und die Ausrüstung von Kriegsschiffen. Wen das Los traf, der durfte sich dieser Verpflichtung nicht entziehn, es sei denn, daß er sich der sogenannten Antidosis unterzog, d. h. mit einem, den er für näher dazu verpflichtet ansah, das Vermögen tauschte.

Waffendienst Wenn der durch Leibes- und Waffenübung vorbereitete Jüngling das achtzehnte Jahr erreicht hatte, wurde er von den Eltern, Verwandten und Obrigkeiten wehrhaft gemacht; „er schwur Treue dem Vaterlande, den Heerführern und den Lagergesetzen; er gelobte, nie die Waffen zu schänden, den Feinden der Verfassung bis aufs äußerste zu widerstehen." Nach einem zweijährigen Dienst unter den Grenzwächtern (Peripoloi) wurde er dann in das Verzeichnis der Dienstpflichtigen eingetragen. Sold war unbekannt; jeder diente auf eigene Kosten; öffentliche Pflege der Verwundeten und feierliche Bestattung der Gefallenen belohnten den Tapferen; Ehrlosigkeit, sichtbar im Verlust des Bürgerrechts und in der Ausschließung von Opfern, strafte den Feigling.

Rechte Diesen sich abstufenden Pflichten standen sich steigernde Rechte gegenüber, die Pentakosiomedimnen allein haben das Recht auf die höchsten Staatsämter, das Archontat und den Zutritt zum Areopag; ihnen allein lag die Leitung des Finanzwesens ob. Die Ritter und Zeugiten hatten die kleineren Ämter und die Ratsstellen für sich, den Theten stand nur das Stimmrecht in der Volksversammlung (Ekklesia) zu.

Die solonische Klasseneinteilung erhielt sich fast dreihundert Jahre, wurde aber zuletzt ganz hinfällig, weil man für die Steuererhebung ein Kapital, anstatt des Zins- oder Naturalertrags, zur Grundlage nahm, und weil der sehr schnell sinkende Silberwert die Zugänglichkeit der oberen Klassen, deren Sätze an sich schon nicht zu hoch gegriffen waren, wesentlich erleichterte.

Gerichtsverfassung Die alten Gerichtshöfe ließ Solon im wesentlichen bestehen. Ebenso änderte er wenig an der Organisation der Behörden und der Verwaltung. Die alten Einrichtungen der Phylen und Naukrarien (§ 77) blieben unangetastet; damit war den Blutsverbänden, besonders bei Wahlen, ein großer Einfluß gestattet, zugleich bildeten die Naukrarien von nun an besonders im Finanz-

*) Vier Bevölkerungsklassen: Pentakosiomedimnen Hippeis Zeugiten Theten

Besitzertrag (Scheffel oder Maß): 500 300 150 —

Hopliten Leichtbewaffnete

Pflichten: Leiturgien Reiter

Rechte: Volksversammlung

Teilnahme am Rat

Archontat, Areopag.

und Militärwesen die Verwaltungsbezirke. Aus den Phylen gingen auch die Vorschläge für die höchsten Ämter hervor, an deren Machtbefugnissen nichts geändert wurde. Auch an den beiden Ratskollegien ward nur wenig geändert: 1. Der Rat der Vierhundert, dessen Befugnisse gegenüber den Archonten freilich eine vielumstrittene Frage sind, war aus je hundert Mitgliedern der alten vier Phylen zusammengesetzt, die auf ein Jahr gewählt wurden. Er leitete durch einen Ausschuß (die Prytanen) die laufenden Verwaltungsgeschäfte, den Verkehr mit dem Auslande und faßte über die in der Volksversammlung zu erledigenden Angelegenheiten vorläufige Beschlüsse. Neuerdings wird er von einigen (Riese, Desanctis) der solonischen Zeit abgesprochen und es gab nur 2. den Rat auf dem Areshügel (Areiopag) der aus lebenslänglichen Mitgliedern zusammengesetzt war. Er kontrollierte die Beamten, nahm ihre Rechenschaftsablage entgegen und übte in manchen Fällen die Blutgerichtsbarkeit aus. Der Areiopag galt immer als eine der ehrwürdigsten und heiligsten Einrichtungen Athens; nur die besten Bürger, meist gewesene Archonten, die ihr Amt gut geführt hatten, wurden Mitglieder, und darum galt auch sein Urteil über die Sitten der Mitbürger mehr, als ein Gerichtsbeschluß vermocht hätte. — Die Volksversammlung (Ekklesia) bestimmte die Höhe der Abgaben, beschloß über Krieg und Frieden usw. In der Regel bildete sie den Appellationsgerichtshof unter dem Namen Heliaia und mußte mindestens 6000 vereidigte Genossen zählen. — Wie bisher standen die neun Archonten der gesamten Staatsverwaltung und bürgerlichen Rechtspflege vor, nur daß sie von da an von der gesamten Bürgerschaft gewählt wurden und der Volksversammlung verantwortlich waren. Der Obmann oder erste Archon (Eponymos), nach welchem das Jahr benannt wurde, war der Nachfolger des Königs als oberster Richter; der Archon König, Vorsteher der Mysterien und gleichsam Nachfolger des alten Erbpriesterkönigs, stand den öffentlichen Opfern und Religionsfesten vor, entschied alle Klagen auf Ruchlosigkeit und Bruch des Sakralrechts und leitete die Untersuchung des Mordes für den Areiopag ein; der Archon Feldherr hatte neben der Oberaufsicht über das Kriegswesen und dem Heerbefehl die Entscheidung in Streitigkeiten zwischen Fremden und Bürgern; die sechs „Gesetzeswächter" (Thesmotheten) sollten alle nicht in die Vollmacht ihrer Amtsgenossen fallenden Rechtshändel erledigen, vor allem in allen Privatprozessen Recht sprechen.

Ratskollegien

Areiopag

Volksversammlung

Archontenamt

Die Form der Wahl ist streitig. Früher schwankte man zwischen der Annahme einer Erlosung der Beamten und einer Wahl durch Handaufheben. Aristoteles gibt als drittes an, daß eine Vorwahl geeigneter Bürger stattfand, aus denen dann die Beamten erlost wurden. Aus inneren Gründen ist die Wahl der höchsten Beamten seitens des Volkes für die solonische Zeit das Wahrscheinlichste.

Art der Wahl

Als dritte Aufgabe lag es Solon ob, die Rechtspflege neu zu ordnen. Das Strafrecht hat er in der Hauptsache so gelassen, wie es von Drakon formuliert war, die Mordklage bewahrte ihren sakralen Charakter und wurde vor dem Kollegium der Epheten (51 über 50 Jahre alte Bürger, die als „Anweiser des Rechtes" richteten), dem Anfange eines unabhängigen Bürgergerichtshofes, abgeurteilt. Das Zivilgericht blieb in den Händen des Archon Polemarchos und der sechs Thesmotheten. Im Privatrechte ist vor allem die Aufhebung jedes Klientelverhältnisses wichtig. Jeder Bürger hat Anteil an dem Rechtsstaat, aber nicht bloß als Recht, sondern auch als Pflicht; daraus erklärt sich die Bestimmung, daß jeder Bürger, der bei einem Aufruf nicht Partei ergreift, dadurch des Bürgerrechts verlustig geht. Das Erbrecht hat Solon wesentlich freier gestaltet. Besonders aber ward durch ihn der Handel erleichtert und dadurch der Umschwung zum späteren Industriestaat vorbereitet. Das zeigt sich schon in dem an sich geringfügigen Umstande, daß alle Amtslokale von der Burg weg auf den Markt verlegt wurden. — Aufgezeichnet wurden die solonischen Gesetze auf hölzernen vierkantigen, wagerecht liegenden und drehbaren Holztafeln, und Kopien davon auf Steinpfeilern wurden erst auf der Burg, dann auf dem Markt aufgestellt.

Rechtspflege

Epheten

§ 80. Solons Ausgang. Als Solon seine Gesetzgebung beendigt hatte, ließ er die Athener schwören, zehn Jahre lang nichts an derselben zu ändern, und begab sich dann auf Reisen nach Ägypten, Cypern und Kleinasien. Neue Unruhen führten ihn jedoch bald in seine Vaterstadt zurück. Trotz des sozialen Ausgleichs hatte er es keiner Partei recht machen können. Dem Volke hatte er zu wenig gegeben, und der Adel grollte ihm wegen der Minderung seiner Macht. Da eine kräftige Zentralgewalt fehlte, wurden zunächst Archontenwahlen mehrere Jahre
582 lang vereitelt, und der dann gewählte Archon Damasias machte sogar einen Versuch, die Tyrannis zu erlangen, und mußte verjagt werden. Schließlich kam ein Ausgleich zustande, der zunächst nur dem Erbadel,
580 den Großgrundbesitzern und den Großindustriellen Anteil an der Re-
Kampf der neuen Parteien gierung gewährte. In den nächsten Jahren entbrannte jedoch ein neuer Gegensatz zwischen dem Großgrundbesitz (Pediäer) und dem kleinen Besitz (Diakrier, wohl aus den obengenannten Demiurgen [§ 77] hervorgegangen, und die Vertreter der radikalen Forderungen). Entscheidend griff gewöhnlich eine neue, dritte Partei, die Seemannsbevölkerung Attikas (Paraler), ein, der sich die handel- und gewerbetreibende Bevölkerung anschloß, und die die Interessen des Mittelstandes vertrat. An der Spitze der Pediäer stand der alte Adel unter Führung des Lykurgos; die Alkmeoniden, ein vom Adel wegen Neigungen zur Tyrannis ausgestoßenes Geschlecht, führten die Paraler, und ihr damaliges Haupt war Megakles. An der Spitze der Diakrier endlich stand Peisistratos, ebenfalls ein adliger Mann, der sich aber zum Wortführer für die sozialen und demokratischen Wünsche der radikalen Partei aufwarf. Bei hohem Alter noch frisch an Kräften des Geistes und Gemütes, durchschaute Solon die ehrgeizigen Pläne der Parteihäupter, namentlich seines Verwandten Peisistratos (§ 84), und warnte mit väterlichem Ernste in Liedern und Reden das Volk vor den „großen Männern", welche das Gemeinwesen zu gefährden drohten, konnte jedoch des Peisistratos Emporkommen nicht hindern. In einem
Krieg mit Megara Kampfe gegen Megara, das das verlorene Salamis wiedergewinnen wollte, wurde Peisistratos oberster Feldherr und eroberte sogar Nisaia, die Hafenstadt Megaras. Der lange Kampf wurde durch einen Spruch Spartas, der Salamis den Athenern, Nisaia den Megarern zuwies, entschieden. Wenn auch die Absicht, Megara ganz zu unterwerfen, mißlungen war, so hatte Peisistratos doch so viel Ansehen gewonnen, daß das Volk ihm blind folgte, ja sogar ihm eine Leibwache bewilligte. Zürnend rief Solon den Athenern zu: „Nicht den Göttern, sondern eurer Schwächlichkeit schreibet das Unheil zu, das euch betreffen wird"; aber seine Ermahnungen verhallten ungehört, und darum zog er sich verstimmt
Solons Ende und mißmutig von dem undankbaren Volke zurück. Umgeben von einem
560 Kreise älterer und jüngerer Freunde, verbrachte er in der Stille seines Hauses den Rest seiner Tage, stets bemüht, sein Wissen zu vermehren, bis er im achtzigsten Lebensjahre ins Grab sank.

E. Die Tyrannis.

§ 81. Entstehung der Tyrannis. Blicken wir von Athen auf die Verfassungsentwicklung der übrigen Staaten, so ergibt sich ein den

athenischen Vorgängen ähnlicher, gewissermaßen typischer Verlauf. Die aristokratische Regierung, die das patriarchalische Königtum abgelöst hatte, sollte nicht von Bestand sein. Der König war allen Teilen der Bevölkerung gleich gerecht entgegengetreten; die Klasse aber, die jetzt regierte, bedachte mit wenigen Ausnahmen nichts anderes als ihren Vorteil. Die Volksversammlung, die schon früher wenig zu bedeuten hatte (§ 73), wurde ganz vernichtet; die Priestertümer mit ihren reichen Einkünften wurden Monopol der „besten" Herren; der Adel hatte die Rechtsprechung an sich gezogen, um sie zu seinem Nutzen zu gestalten. Die bäuerliche Bevölkerung wurde damals, wie im deutschen Mittelalter, in eine leibeigene und an den Boden gebundene Kaste verwandelt. Eine Opposition gegen diese Zustände konnte nirgends ausbleiben. Sie fand ihren ersten Halt in der Umbildung des Kriegerstandes. Von jeher haben in dem gebirgigen Lande die Fußheere den Ausschlag gegeben. Solange die Metallwaffen kostbar waren, wurden sie nur von den Adligen getragen; nachdem aber Tausende sie sich zu schaffen vermochten, verschwinden die adligen Vorkämpfer; es bildeten sich kompakte Streitermassen, und diese, aus dem Bürgerstande hervorgegangen, fühlten gar bald ihre Macht und suchten sie auch anzuwenden.

Verfall des Adelstaates

Umbildung des Kriegerstandes

Zwei Forderungen vor allem stellten sie wie in Athen so auch an anderen Orten an den Adel: Aufzeichnung des geltenden Gewohnheitsrechts und Verfassungsreformen, die den wehrhaften Bürgern einen Anteil an der Staatsregierung und Verwaltung gewähren sollten.

Demokratische Forderungen

Natürlich ließen sich diese Forderungen nicht überall friedlich durchführen, da eine privilegierte Kaste ohne starken Zwang ihre Vorrechte nicht aufzugeben pflegt. In einzelnen Fällen setzte sich eine friedliche Reform durch (Pittakos, § 83), aber in den meisten kam es zur Revolution. Der Hergang war gewöhnlich der, daß unter dem herrschenden Adel Spaltungen eintraten und Parteien sich bildeten. Der schwächere Teil stützte sich dann auf den aufstrebenden Demos, der, wenn er siegte, gewöhnlich über beide hinwegschritt, um seinen Vorteil zu verfolgen. Grausam und erbarmungslos waren diese Kämpfe, denn auch der Adel blieb, wenn er obsiegte, seinen Gegnern nichts schuldig. Hinrichtungen, Konfiskationen, Verbannungen waren das gewöhnliche Nachspiel. In den Liedern des Theognis aus Megara (§ 83) hören wir den Widerklang dieser sturmbewegten Zeit.

Im ganzen wurden beide Forderungen durchgesetzt. Das Recht und der Prozeß fanden bald früher, bald später in allen griechischen Staaten schriftliche Fixierung und damit eine feste Form, die wenigstens äußerlich gegen Parteilichkeit und allzu arges Aussaugen der wirtschaftlich Schwächeren schützte. Und auch an der Regierungsgewalt gewann der Demos seinen Anteil, nur daß er, in scheinbarer Rückkehr zum Königtum, seinen Führern die Macht verlieh, die allein gegen die Rückkehr des verhaßten Adelsregiments Schutz zu bieten schien. Umgeben von einer bewaffneten Schar treuer Anhänger, konnte sich ein solcher Volksführer (Demagog) leicht die Oberherrschaft aneignen, da ihm das Volk aus Erkenntlichkeit für seinen Beistand nicht selten bei diesem

Durchsetzung der Forderungen

Entstehung der Tyrannis

Streben behilflich war und sich vorerst mit näherliegenden Gütern, wie Ackerverteilung, Schuldenerlaß, Ehegemeinschaft und allgemeiner Rechtsgleichheit, begnügte. So kam es, daß sich im siebenten und sechsten Jahrhundert in den meisten griechischen Städten Einzelherrschaften bildeten, deren Inhaber als Tyrannen bezeichnet werden, eine Benennung, die zunächst nur „Herrscher" oder „Gebieter" bezeichnete, mit dem Nebenbegriff der unberechtigten, eigenmächtigen Aneignung der Regierungsgewalt (Usurpation); erst zur Zeit der ausgebildeten Demokratie, da solche Macht eines einzelnen schmachvoll erschien, verband man mit Tyrannis den Begriff einer grausamen Zwingherrschaft.

Blüte der Tyrannis

Mehrere von diesen Tyrannen besaßen große Herrschergaben und führten eine glanzvolle Regierung. Für sie war die Begünstigung der allgemeinen Interessen freilich nur Mittel zu dem Zwecke, ihre Macht zu behaupten; trotzdem hat die Pflege kultureller Interessen durch die Tyrannis die wirtschaftliche wie geistige Entwicklung Griechenlands mächtig gefördert. Denn sie befreite die Massen von jahrhundertelangem Druck, brach die alten Standesvorurteile und führte die Gleichheit von vornehm und gering vor dem Gesetz zum ersten Male tatsächlich durch. Allein der Vorwurf der Erpressung, Gewalttat und Steuerbedrückung liegt wie ein dunkler Schatten auf ihrem Andenken. Um das Volk, dem sie ihre Erhebung zu verdanken hatten, zu beschäftigen, ließen sie prächtige Gebäude aufführen; ihre Reichtümer gaben ihnen die Mittel, Künstler, Dichter und Weise in ihre Nähe zu ziehen und deren schöpferische Kraft anzuregen; glänzende Hofhaltungen trugen zur Blüte der Städte bei.

Niedergang der Tyrannis

Indes die Herrschaft der Tyrannen war von kurzer Dauer, so sehr auch die einzelnen sich bemühten, durch Gastfreundschaften und Verschwägerungen untereinander und durch Bündnisse und Verträge mit auswärtigen Königen ihre Macht sicherzustellen. Ihre unversöhnlichsten Feinde waren die Oligarchen, die sie auf alle Weise zu stürzen suchten und dabei von den Spartanern, die den aristokratischen Verfassungen allenthalben Vorschub leisteten, unterstützt wurden. Oft vergaßen auch die in der Herrschaft herangewachsenen Söhne, auf welche Weise ihre Väter zu dem Besitz gelangt waren, setzten die dem Volke schuldigen Rücksichten beiseite und wurden gewalttätige Despoten. Dies hatte alsdann ihren Sturz zur Folge; das Volk verband sich dabei auf kurze Zeit mit den Edelleuten, aber nur, um nach der Vertreibung der Tyrannen eine vollständige Demokratie zu begründen.

Gruppierung der Tyrannen

Die Tyrannen sind in mehrere Gruppen zu zerlegen: die in dem Mutterlande in die Höhe kommenden Geschlechter, die Tyrannen bei den kleinasiatischen Griechen und die westhellenischen Tyrannen. Von ihnen sind die im Mutterlande aufkommenden Herrscher der ältere Typus: zu ihnen gehören die Geschlechter der Kypseliden in Korinth, der Orthagoriden in Sikyon und Theagĕnes von Megara und die Peisistratiden. Einen jüngeren Typus stellen die kleinasiatischen Tyrannen dar, von denen uns die meisten nur schattenhaft entgegentreten; die einzige historisch schärfer umrissene Persönlichkeit ist Polykrates auf Samos. Schließlich die

westhellenische Tyrannis (§ 70, 4) ist der Entwicklung nach die langlebigste gewesen und hat sich in Sizilien bis in das vierte und dritte Jahrhundert hinein fortgesetzt (§ 108, 184).

§ 82. Die einzelnen Tyrannengeschlechter. Im Mutterlande waren es die durch Handel und Seefahrt schnell emporkommenden Isthmosstaaten, in denen sich die Tyrannis entwickelte, am großartigsten wohl in Korinth. Dort erhob sich gegen den Erbadel der dorischen Bakchiaden in der Mitte des siebenten Jahrhunderts Kypselos. Er stammte mütterlicherseits von ihnen ab, entging aber nur mit Mühe den Nachstellungen des argwöhnischen Adelsgeschlechts. Als er herangewachsen war, tötete er den Prytanen Hippokleidas, das damalige Haupt der Bakchiaden, und bemächtigte sich der Herrschaft in Korinth. Er richtete eine glänzende Hofhaltung ein, schmückte die Stadt mit prächtigen Bauwerken und beschenkte Olympia mit kostbaren Weihgeschenken, wozu ihm die Verbannung vieler Aristokratenhäupter und die Einziehung ihres Vermögens die Mittel gewährte. Die Gunst seiner Untertanen gewann er dadurch, daß er ein großes Kolonialreich gründete, das abgefallene Kerkyra wiedergewann und dadurch dem korinthischen Handel zu einem ungeahnten Aufschwung verhalf. Das Werk des klugen und verschlagenen Vaters setzte Periandros fort, unstreitig der bedeutendste Vertreter der neuen Monarchie und ein ganz ungewöhnlich begabter Mensch. An umfassendem Herrschergeist, an allgemeiner Bildung, an großartiger Politik, an kühnem Unternehmungssinn dem Kypselos weit überlegen, erwarb er sich und seiner Vaterstadt eine gebietende Stellung in der hellenischen Welt. Seine Schiffe beherrschten das Meer; in dem thrakischen Potidäa schuf er einen Mittelpunkt für korinthische Seefahrt und Handelstätigkeit im Ägäischen Meer, und im westlichen Meere machte er das widerspenstige Kerkyra durch Einsetzung eines seiner Söhne als Oberbefehlshaber zum Stützpunkt seiner Handelspläne und politischen Unternehmungen. Zugleich erhöhte er sein Ansehen und den Glanz seines Hofes durch Verbindungen mit fremden Fürsten (dem Lyderkönig Alyattes u. a., § 53). Anderseits übte er, umgeben von einer starken Söldnerschar, von seiner Burg aus eine starke Zwingherrschaft und drückte die Bürger mit Erpressungen; er überwachte argwöhnisch alle Zusammenkünfte, damit nicht Verschwörungen verabredet würden; bis in das Privat- und Familienleben erstreckte sich sein Mißtrauen. Daneben beförderte und schützte er Kunst und Poesie. Berühmt ist sein Freundschaftsverhältnis zu dem Sänger Arion von Lesbos, der an den Festen des Dionysos, dessen Kultus Periandros vor allen begünstigte, seine schwungvollen Chorgesänge mit aufregenden Tonweisen und kunstvollen Reigen zur Aufführung brachte.

A. Tyrannen im Mutterlande

1. Kypseliden

Periandros 627—585

Das Altertum erzählt davon folgende Legende: Um seine Kunst in weiteren Kreisen hören zu lassen, durchzog Arion Italien und Sizilien und wollte dann mit den erworbenen Gaben von Tarent nach Korinth zurückkehren. Unterwegs faßten die Seeleute, lüstern nach seinen Reichtümern, den Plan, ihn ins Meer zu stürzen. Umsonst bot ihnen Arion alle seine Schätze als Preis seines Lebens an; sie fürchteten sich vor Periandros Zorn, wenn der frevelhafte Anschlag verraten würde. Als Arion keine Rettung mehr vor sich sah, ließ er seinen Gesang und sein Saitenspiel ertönen und sprang dann im Sängerschmuck in die Fluten. Die lieblichen Töne hatten Delphine herangelockt; einer davon bot dem Sänger den Rücken und trug ihn ans Land. Arion eilte nach Korinth und erzählte dem Freunde die Gefahr und die wunderbare Rettung. Darauf beschied Periandros die

Arion

Schiffer, die im Hafen anlangten, vor sich und fragte nach Arion. „Wir haben ihn im Glücke in Tarent gelassen," war die Antwort. Da trat Arion plötzlich so vor sie, wie er in die See gesprungen war. Bestürzt bekannten die Schiffer ihre Schuld und erlitten die verdiente Strafe. (Nach Herodot.)

Nachfolger des Periandros

Häusliches Leid verdüsterte die letzten Lebensjahre des Fürsten. Periandros hatte seine Gattin Melissa, die ihm zwei Söhne geboren, in der Aufwallung des Zornes getötet und seinen grollenden Sohn Lykophron nach Kerkyra als Regenten geschickt, um ihn vom Hofe zu entfernen. Die Kerkyräer empörten sich gegen den korinthischen Befehlshaber, und Lykophron fand im Getümmel seinen Tod. Noch rächte Periandros den Mord seines Sohnes, den er stets geliebt hatte, dann sank er gramgebeugt in die Gruft. Sein Neffe

585—582 Psammetich erbte die Herrschaft, verlor sie aber schon im vierten Jahre seiner Regierung durch eine Verschwörung. Darauf kehrten die vertriebenen Edelleute zurück, richteten die oligarchische Verfassung wieder auf und vernichteten das Tyrannengeschlecht. Das Erbe des Periandros freilich vermochten sie nicht zu bewahren. Korkyra riß sich für immer los und nahm den ganzen Handel im Westen Griechenlands für sich in Anspruch. Und auch im Osten vermochte Korinth nur die Handelsbeziehungen der Tyrannenzeit zu erhalten und zu pflegen. Eine eigentliche Macht über seine Kolonien, so wie später Athen, hat es von da ab, trotz des 581 neugeschaffenen glänzenden Siegesfestes der Isthmien (§ 71), sich nicht bewahren können und konnte sich nur mit Mühe gegen die schon damals mächtige Nebenbuhlerin zur See, Aegina behaupten.

2. Orthagoriden in Sikyon 670—570

In Sikyon entriß um das Jahr 670 Orthagoras aus dem altionischen Stamm der Aegialeer den dorischen Edelleuten die Herrschaft, die er auf seine Nachkommen vererbte, unter denen sich Kleisthenes vor allen auszeichnete. Dieser tatkräftige, pracht- und kunstliebende Herrscher nahm an dem sogenannten 1. heiligen Krieg wider Krisa (das sich widerrechtlich ein dem Apollo geheiligtes Ackerstück angeeignet haben sollte; der eigentliche Grund mag wohl gewesen sein, daß Krisa den Zugang zur See, der zum delphischen Orakel führte, gesperrt hatte und dafür gestraft werden sollte) in Verbindung mit Athen und den thessalischen Aleuaden teil und verwandte die Beute zur Erweiterung und Verherrlichung der pythischen Festspiele. Er vernichtete die Stammesordnung in der Stadt, indem er die Phyle der Aegialeer zum bevorrechteten Stand machte und die dorischen Stämme aus ihren Rechten verdrängte. Noch lange erzählte man sich in Griechenland von der Brautwerbung in Sikyon und von dem glänzenden Feste, da Kleisthenes für seine Tochter Agariste unter zwölf Bewerbern den Alkmeoniden Megakles als Gemahl erkor. Bald darauf starb der Fürst ohne Nachfolger; allein solches Ansehen hatte er sich durch seine Milde und Gerechtigkeit erworben, daß seine Gesetze und Ordnungen noch lange in Ehren gehalten wurden. Von dem Wohlstande Sikyons zeugt vor allem die sikyonische Bildhauerschule (§ 102), die noch lange nach Kleisthenes Tode fortblühte. Die Rückkehr zu der altdorischen, oligarchischen Staatsform scheint sich erst spät und unblutig vollzogen zu haben.

Erster heiliger Krieg 600—590 (?)

3. Prokles in Epidauros 4. Theagenes in Megara um 640

Kürzer währten die Gewaltherrschaften des Prokles in Epidauros und des Theagenes in Megara. Jener starb in der Gefangenschaft seines Eidams Periandros. Theagenes entriß den dorischen Geschlechtern die Herrschaft in Megara. Gleich den übrigen Tyrannen suchte er sein kleines Reich durch Beförderung des Handels und Gewerbfleißes zu heben. Noch war der Krieg mit Athen, in welchen ihn die Erwerbung der Insel Salamis verwickelt hatte (§ 77), nicht beendet, als den adligen Geschlechtern die Vertreibung des Tyrannen gelang. Der Herrenstand errichtete nun eine drückende Adelsherrschaft, worüber lange, erbitterte Kämpfe mit der Volkspartei entstanden. Diese wilden Kämpfe lernen wir durch den Dichter Theognis

570—550

kennen (§ 86), der in seinen erregten Versen an den Polypaiden Kyrnos das ungerechte Regiment seiner Standesgenossen beredt schildert. Die Revolution, die den Demos ans Ruder brachte, trat erst ein, als Salamis endgültig

an die Athener verloren war. Von da an hörten die überseeischen Handelsbeziehungen Megaras auf, und der ehemalige Landwirtschaftsstaat lebte wieder auf, in naturgemäßer Abhängigkeit von Sparta.

B. Tyrannen in Kleinasien und auf den Inseln

5. Thrasybulos von Milet um 650

In den ionischen Städten und auf den Inseln Kleinasiens nahm die Entwicklung des Staatslebens einen ähnlichen Gang. In Milet herrschten die alten Adelsgeschlechter, bis in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts Thrasybūlos die Herrschaft erlangte und seine Stadt mit Erfolg gegen die Könige von Lydien beschützte. Nach seinem Tode brachen furchtbare Stürme und Kämpfe zwischen Adel und Demos über die unglückliche Stadt herein, bis durch einen Schiedsspruch der Parier das zerrüttete Gemeinwesen zur Ruhe kam.

Auch die Inseln des ägäischen Meeres wurden mehrfach von Tyrannen besetzt. Eine große Macht und weitgehenden Einfluß gewann der Tyrann Lygdämis von Naxos, der mit Polykrates und den Peisistratiden im Bundesverhältnis stand. Auf der Insel Samos hatten sich die herrschenden Edelleute durch Seefahrten und Handelsunternehmungen Macht und Reichtum erworben, wovon der herrliche Heratempel und die großen Wasserbauten Zeugnis ablegten. Auch hier hatte die Oligarchie so hart gewirtschaftet, daß sie der Usurpation der Herrschaft durch Polykrates und seine Brüder, die von dem Tyrannen Lygdamis von Naxos unterstützt wurden, nicht widerstehen konnten. Bald beseitigte jener seine Brüder und riß die Alleinherrschaft an sich. Freigebig und habgierig, tatkräftig und wollüstig, und stets nur den eigenen Vorteil im Auge, vereinigte er in seiner Person orientalischen Despotismus mit griechischer Weise und an seinem glänzenden Hofe orientalische Pracht mit griechischer Kunst. Unter seiner Regierung erhob sich die gewaltige Stadtmauer von Samos, die Eupalinos mit einer sturmfreien Wasserleitung versah und der Bildhauer Rhoikos mit einem prächtigen Heratempel schmückte. Seine Stütze suchte und fand der kluge Tyrann in einem Bündnis mit Amasis von Ägypten (§ 33), dessen Nachfolger er treulos im Stiche ließ, als sich die Entscheidung zugunsten des Kambyses (§ 54) neigte; doch nützte ihm der Verrat nichts, da er kurze Zeit darauf durch dieselben Perser seinen Untergang fand.

6. Polykrates von Samos 533—522

Sage vom Ring des Polykrates

Berühmt ist die Sage vom „Ring des Polykrates". Dem reichen und mächtigen Beherrscher von Samos schlug alles, was er unternahm, zum Glück aus. Wohin er zog in den Streit, sagt Herodot, da gelang es ihm wohl. Er hielt sich hundert Fünfzigruder und tausend Bogenschützen; damit überwand er alle seine Feinde, bezwang die Lesbier in einer Seeschlacht und unterwarf sich viele Städte und Inseln. Amasis von Ägypten, sein Gastfreund, geriet darüber in Sorge; er warnte ihn in einem Brief vor der Unbeständigkeit des Glücks und dem Neid der Götter und riet ihm, das Teuerste, was er besitze, von sich zu tun, um sich selbst einen Schmerz zu bereiten und die himmlischen Mächte zu versöhnen. Da warf Polykrates einen kunstreichen, wertvollen Siegelring von Smaragdsteinen, in Gold gefaßt, ein Werk des Theodoros von Samos, das ihm sehr teuer war, in die Tiefe des Meeres. Allein die Götter verschmähten sein Opfer: wenige Tage darauf brachte ein Fischer einen großen Fisch, den er gefangen, dem Herrscher zum Geschenk, und als man ihn öffnete, fand man in seinem Innern den Ring. Als Amasis dieses vernahm, fürchtete er, daß Polykrates ein schlimmes Schicksal haben werde, und sagte ihm die Gastfreundschaft auf, damit er nicht hernach den Freund beklagen müsse. Und das Unglück brach bald genug über Polykrates herein. Habsucht war der Fallstrick, in dem der kluge Tyrann seinen Untergang fand. Der persische Statthalter Orötes (§ 54) lockte ihn durch seine trügerischen Vorspiegelungen nach Magnesia und ließ ihn dort ans Kreuz schlagen. Die Perser eroberten aber Samos und übergaben darauf die Insel verödet und verarmt Polykrates' jüngstem Bruder Syloson. (Erzählt nach Herodot.)

§ 83. Die Äsymneten. Von diesen durch Usurpation zur Herrschaft gelangten Tyrannen müssen geschieden werden die vom Volke auf den Schild erhobenen rechtmäßigen Ordner der zerrütteten Staatsverhältnisse, die sogenannten Äsymneten, deren Name gewöhnlich als „Rechtserteiler" übertragen wird. Gewöhnlich traten sie dann an die Spitze des Staates, wenn im Kampfe zwischen Tyrannis und Oligarchie alle bestehenden Verhältnisse in unauflösliche Verwirrung geraten waren. Als ihr glänzendster Vertreter galt Pittakos von Mitylene. Daneben finden

sich noch ähnliche Männer auch in Unteritalien, wie Charondas in Katana und Zaleukos in Lokroi (§ 70).

Pittakos um 620

Auf der wein- und liederreichen Insel Lesbos herrschten bis zum siebenten Jahrhundert die adligen Geschlechter. Infolge des Mißbrauchs ihrer Macht suchten Tyrannen die Herrschaft zu erlangen. Im Kampfe zwischen diesen und den alten Geschlechtern (zu ihnen gehörte auch der Sänger Alkäos, § 86) kam das Staatswesen in solche Verwirrung, daß die Athener unter Phrynondas es wagen konnten, das Vorgebirge Sigeion (§ 78) zu besetzen und so unmittelbar die Freiheit der Insel zu bedrohen. Der Streit zwischen beiden Völkern wurde durch einen Zweikampf des lesbischen Führers Pittakos und des Atheners Phrynon, in dem letzterer unterlag, entschieden. Aus Dankbarkeit wählte das Volk den Pittakos zum Staatsordner, und er gab dem zerrütteten Vaterland Ordnung und Festigkeit zurück. Die Aristokraten, die den weisen Mann in seinem Werk zu hemmen suchten, unter ihnen Alkäos, sein Bruder Antimenidas und die Dichterin Sappho, mußten das Land meiden. Nachdem Pittakos sein Friedenswerk vollendet und die Vertriebenen durch eine allgemeine Amnestie zurückgerufen hatte, entsagte er freiwillig der Regierung. Die hohe Blüte aber, die Lesbos in jener Zeit erreichte, zeugte lange noch von seinem segensreichen Wirken.

Kampf um Lesbos

§ 84. Peisistratos und seine Söhne. Auch Athen ist trotz der solonischen Verfassung von der Tyrannis nicht verschont geblieben.

Peisistratos 560—527

Noch bei des greisen Gesetzgebers Lebzeiten hatte sich Peisistratos, ein reicher Edelmann, der von dem Ahnherrn seines Vaters, dem reisigen Nestor, den ritterlichen Mut, den leutseligen Sinn und die einschmeichelnde Beredsamkeit als Erbteil in sich trug, an die Spitze der Diakrier (§ 80), der abgehärteten Bauern der Berglandschaft, gestellt und gewann bald die Oberhand über seine Feinde, den Alkmeoniden Megakles, den Führer der Paraler, der Handelsherren und Seeleute, und über Miltiades und Lykurgos, die Häupter der Pediäer (§ 80). Nachdem er sich durch List (indem er sich selbst verwundete und dann vorgab, man trachte ihm nach dem

560? Leben) eine Leibwache von 50 Keulenträgern verschafft hatte, bemächtigte er sich der Burg, ohne tatkräftigen Widerstand zu finden. Aber seine Herrschaft war nicht von langer Dauer. Adel und Paraler, die sich sonst auf das bitterste befehdeten, schlossen sich gegen den gemeinsamen Gegner zusammen, und Peisistratos mußte sich nach den Besitzungen, die er in

545? Thrakien erworben hatte, flüchten. Von hier aus ist er im elften Jahre nach seiner Verjagung mit einer stattlichen Macht zurückgekehrt, zunächst nach der Insel Euböa, wo eine große Anzahl Parteigänger zu ihm stießen; in Eretria, wo der Tyrann Diagoras vor kurzem die Adelsherrschaft gestürzt und mit dem Peisistratidenhause ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen hatte, sammelte er Geldmittel, Truppen und Fahrzeuge und knüpfte auswärtige Verbindungen an (z. B. mit Lygdamis von Naxos, § 82). Als er sich kräftig genug fühlte, ging er nach dem Festland hinüber, besiegte seine Gegner beim Tempel

539? der Athena von Pallene und gewann zum zweiten Male die Herrschaft in Athen. Seine Feinde waren größtenteils gefallen oder entflohen; der Übriggebliebenen versicherte er sich durch Geiseln und umgab sich zu seinem Schutz mit einer starken Leibwache von Söldnern. Das treulose und machtbegierige Geschlecht der Alkmeoniden mußte in die Verbannung gehen. Megakles hatte einst dem Peisistratos seine

Tochter zum Weibe gegeben, da er so hoffte, die Hilfe der Diakrier zu gewinnen und an die Spitze des Staates treten zu können. Als aber Peisistratos seine Stelle eingenommen hatte und jene Ehe kinderlos geblieben war, hatte Megakles ihn fallen lassen und in Verbindung mit Lykurgos die Vertreibung des Peisistratos veranlaßt. Nach dessen Rückkehr versuchte Megakles abermals eine Annäherung, die aber erfolglos blieb. Er mußte Athen verlassen und hat von da an alle Hebel in Bewegung gesetzt, das feindliche Geschlecht zu stürzen.

Die Verdienste des Peisistratos

Alle Handlungen des Peisistratos, nachdem er sich in der Herrschaft festgesetzt hatte, tragen den Stempel eines großen Geistes, der die Klugheit des Staatsmannes mit der Kraft des Feldherrn vereinigte. Handel, Gewerbfleiß und Ackerbau nahmen unter ihm einen hohen Aufschwung; manches öde und baumlose Feld wurde auf Staatskosten mit Olivenwäldern bepflanzt; er gründete kleine Bauerngüter und munterte zur Übersiedelung dahin auf. Seine Schätze, die er durch Aneignung der Silbergruben bei Laurion erhöhte, verwandte er zur Belebung des Kunstsinns und zur Verschönerung Athens: der Töpfergau, Kerameikos, wurde zur Stadt gezogen; Hermensäulen mit Denk- und Sinnsprüchen schmückten die Straßen und Plätze und eine großartige Wasserleitung führte das klare Trinkwasser in die Stadt, deren Reste heute noch wohlerhalten sind und (nach der von W. Dörpfeld vorgetragenen Ansicht) am Südrand der Akropolis hin bis zu dem alten Stadtbrunnen Enneakrunos gehen; die gewaltigen Grundmauern zum Tempel des olympischen Zeus wurden aufgeführt; auch der älteste, freilich nicht mehr nachweisbare Stadtmauerring wurde in seiner Anlage auf Peisistratos zurückgeführt. Den Kultus der Pallas Athene, seiner besonderen Schutzgöttin, feierte er mit großer Pracht; alle vier Jahre sollten die Panathenäen aufs glänzendste begangen werden mit allerlei Wettkämpfen und Vortrag der homerischen Gesänge, für deren Herstellung in echter Gestalt er Sorge trug. Wenn auch nicht, wie einige wollen, unter Peisistratos die erste Aufzeichnung der homerischen Gedichte stattfand, sondern viel früher in Jonien, so ist es doch gewiß, daß er dieselben zuerst in die noch jetzt gültige Ordnung bringen ließ. Dies geschah durch eine Kommission von vier Männern, von denen Onomakritos, der Sammler der angeblichen Gesänge des Musaios, der bedeutendste gewesen zu sein scheint (§ 72). Auch die volkstümlichen Feste des Dionysos fanden in Peisistratos einen Förderer und Beschützer. In der äußeren Politik schlug Peisistratos neue Wege ein: wie es ihm schon im Anfang seiner Herrschaft gelungen war, Salamis, das wieder verloren gegangen war, dadurch zurück zu gewinnen, daß er Nisaia besetzte und erst nach Überlieferung der umstrittenen Insel wieder herausgab, so gelang es ihm auch, den Weg nach den pontischen Ländern für Athen möglichst zu sichern; er vermochte es, das mehrfach verlorene Sigeion (§ 78, 83) wieder zu gewinnen und damit für Athen die pontische Handelsstraße zu eröffnen; auch die Unterstützung des Miltiades auf der thrakischen Chersones und bei der Besetzung von Lemnos und Imbros diente demselben Zweck. Auch mit Delos, dem Stammesheiligtum der Jonier, knüpfte er Verbindungen an, und wußte sich dessen mächtige Priesterschaft zu gewinnen. So sehen wir denn bei ihm überall die Ansätze für die spätere Kolonialpolitik der Athener: er war es in der Tat, der die spätere Seeherrschaft Athens vorbereitet hat. Sein Volk wußte dies auch, verglich die Zeit des volksfreundlichen klugen Herrschers mit dem Zeitalter des Kronos, und die Dichtung lieh dem Heldenkönig Theseus gar manche Züge des Peisistratos.

Aufzeichnung der homerischen Gedichte

524

Nach Peisistratos' Tode wandelten seine Söhne Hippias und Hipparchos anfänglich auf seinen Wegen; sie beriefen die berühmtesten Dichter, Lasos von Hermione, Simonides von Keos, Anakreon von Teos (§ 86) an ihren Hof; aber die Mäßigung und Vorsicht des Vaters ging ihnen ab. Als Hipparch, von milder Natur, aber der Üppig-

Hippias und Hipparchos 527—510

keit ergeben, bei der großen Festfeier der Panathenäen von zwei durch vertraute Freundschaft verbundenen Athenern, Harmodios und
514 Aristogeiton, aus Rache für eine Beleidigung ermordet wurde, da ließ Hippias seiner heftigen, hochfahrenden Natur freien Lauf. Er nahm grausame Rache an den von den Athenern später als Freiheitshelden und Tyrannenmörder gepriesenen Verschworenen und entfremdete sich durch Strenge und schweren Steuerdruck die Herzen der Bürger. Dadurch gelang es den zahlreichen vertriebenen Edelleuten, namentlich den Alkmeoniden, die sich damals durch den großartigen Wiederaufbau des durch Feuer zerstörten Tempels in Delphi die Gunst der pythischen Priesterschaft und den Dank von ganz Hellas erworben hatten, mit Hilfe der Spartaner den Tyrannen nach tapferem Wider-
510 stande zu vertreiben. Bei Pallene, wo einst der Vater die Herrschaft gewonnen, wurde der Sohn besiegt. Er warf sich in die Burg und übergab diese erst, als seine Kinder in die Hände der Feinde gefallen waren. Dann flüchtete er nach Kleinasien, um dort, wie der ebenfalls vertriebene Spartanerkönig Demaratos, als persischer Vasall über seine kleinasiatischen Besitzungen zu herrschen und mit Hilfe des Großkönigs seine Rückkehr nach Athen und zur Tyrannis vorzubereiten (§ 93).

§ 85. Vollendung der atheniſchen Demokratie. Die Oligarchen hatten jedoch umsonst gehofft, mit Hilfe der Lakedämonier die Herrschaft
509 in Athen wiederzuerlangen. Unter der Leitung des Alkmeoniden Kleisthenische Verfassungsreform Kleisthenes, eines talentvollen Edelmannes von gewandtem Geiste und tatkräftiger Hand, wurde die Solonische Verfassung ihrer aristokratischen Bestandteile entkleidet und eine vollständige Demokratie eingeführt. Das Hauptmittel dafür war die vollständige Auflösung der alten aus dem Geschlechtsstaat überkommenen, auf Verwandtschaft und Freundschaft gegründeten Korporationen und die neue, ganz auf dem Prinzip der Territorialität aufgebaute Zehn-Phylen-Verfassung.

1. Örtliche Phylen Die vier alten Stammgebiete (Phylen), aus denen bisher die vierhundert Mitglieder des Rats mit Bevorzugung der gutsherrlichen Edelleute gewählt worden waren, wurden aufgelöst und damit die alten Stammes- und Geschlechtsverbindungen zerrissen. An ihre Stelle traten zehn Phylen, die nach alten Stammesheroen benannt worden (Erechthëis, Pandionis, Kekropis, Hippothontis, Oinëis, Aegëis, Aiantis, Akamanthis, Leontis, Antiochis) und ihrerseits wieder in eine Anzahl örtlich abgegrenzter Bezirke, die sogenannten Demen, zerfielen. Um die Wirkung der alten Ortsverbände ganz zu beseitigen, wurden die neuen Phylen aus Demen in verschiedenen Landstrichen gebildet, d. h. die drei Hauptteile Attikas (die Stadt, das Binnenland und das Küstengebiet) wurden in je zehn Bezirke (trittyes, vgl. tri-bus) geteilt, und dann je drei dieser „Drittel" (aus jedem Landesteile eins) durchs Los zu einer Phyle vereinigt. Sogar die Stadt Athen wurde unter alle zehn Phylen aufgeteilt und in Demen zerlegt. Wir haben hier also den ersten Übergang eines griechischen Stadtstaates in einen Landstaat. — So entstand eine völlige Neugliederung und Einteilung des gesamten Volkes mit neuen Namen unter völliger Gleichberechtigung aller Bürger, der entscheidende Schritt zur völligen Durchbildung der Demokratie. Die alten Einrichtungen behielten nur für religiöse Zwecke ihre Gültigkeit; erhalten blieben nur die
2. Naukrarien Naukrarien (§ 77), deren Zahl von 48 auf 50 erhöht ward, Schiffahrtsgesellschaften, die verpflichtet waren, im Kriegsfalle ein Schiff (zunächst einen Fünfzigruderer, später (483), nach der Flottenreform, eine Triere, d. h. ein

von 180 Mann in je drei Ruderreihen bedientes Schiff) zu stellen oder zu bemannen. Der Rat wuchs auf 500 Mitglieder an, indem alljährlich durch das Los aus einer jeden Phyle je 50 Mitglieder ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen, aber womöglich aus jedem Demos, gewählt wurden. Aus dieser Gesamtheit bildeten immer je 50 den regierenden Ausschuß der Prytanen, die während der 36 Tage ihres Vorsitzes sich im Prytaneion auf dem Markte aufhielten und auf öffentliche Kosten gespeist wurden. Jede der zehn Phylen führte abwechselnd die Prytanie, und bei jedem Wechsel wurde in der Regel eine Volksversammlung angeordnet. Aus den zehn Phylen wurden ferner jährlich 6000 Bürger (500 nebst 100 Ersatzmännern aus jedem Stamme) durch das Los ausgeschieden, die als Richter (Heliasten) bei den Volksgerichten (Heliaia) zu fungieren hatten (§ 79). Die Heliasten waren in der Regel in zehn „Dikasterien" oder Sektionen zu 500 nebst je 100 Ersatzmännern eingeteilt, welche, durch Täfelchen an die einzelnen Gerichtsstätten gewiesen, über die verschiedenen dort zur Verhandlung gebrachten Klagsachen Recht sprachen.

3. Rat

4. Heliaia

Durch diese Verfassungsreformen wurde das noch immer der ersten Steuerklasse vorbehaltene Archontat mehr und mehr zu einer Ehrenwürde herabgedrückt. Die beiden ersten Archonten waren auf die Leitung der Opferfeste und auf gewisse Gerichtsentscheidungen in Familien- und Erbschaftssachen beschränkt; der dritte, der Polemarchos, mußte seine Befugnisse mit den zehn Strategen, die jährlich aus den Phylen neu gewählt wurden, teilen, und die sechs Thesmotheten sanken durch die Bestimmung, daß von jedem ihrer Urteile an die Volksgerichte appelliert werden konnte, zu einer Vorinstanz für die Heliaia herab. Durch diese Reformen wurde die Minderung der Machtstellung des Areopags vorbereitet, die erst viel später durchgeführt wurde (§ 98). Zugleich ließ Kleisthenes eine Anzahl Gewerbleute und Handwerker, die bisher als Schutzbefohlene (Metöken) oder Freigelassene in Attika gelebt, aber außerhalb des bürgerlichen Verbandes gestanden hatten, in die Stämme einreihen und zu gleichen Rechten und Pflichten in die Bürgerschaft aufnehmen.

5. Archontat

6. Strategen

So legte die Gesetzesreform des Kleisthenes den Grund zur Selbstregierung des athenischen Volkes. Jeder Bürger, der das 30. Jahr überschritten hatte, durfte in der Volksversammlung sprechen und stimmen und als Richter und Geschworener bei der Heliaia tätig sein. Damit jeder, der die demokratische Verfassung zu gefährden schien, durch Verbannung entfernt werden könne, wurde das Scherbengericht (Ostrakismos) eingeführt, der Spruch des Volkes über einen einzelnen Bürger in seinem Verhältnis zur gemeinsamen Sicherheit und Wohlfahrt. Es war immerhin eine Milderung des Verfahrens gegen die der Tyrannis Verdächtigen, die nunmehr allein verbannt wurden, während vorher ihr ganzes Geschlecht mit auswandern mußte. Viele der angesehensten Männer der nächsten Zeit, wie Aristeides, Themistokles, Kimon u. a., hatten diese Verbannung zu erleiden, deren Härte durch den Umstand gemildert wurde, daß der Betroffene in seinen Ehren, Gerechtsamen und Gütern ungekränkt blieb. Lange Zeit bildete diese Einrichtung einen wirksamen Schutz gegen alle Gelüste einflußreicher Bürger, sich der Alleinherrschaft zu bemächtigen. Erst als sie zum Werkzeug niedriger Intrigen entwürdigt und zu einer Art Mißtrauensvotum gegen Minoritäten ward, und als zur Zeit des peloponnesischen Krieges durch eine Kabale des Alkibiades und Nikias statt eines dieser beiden Parteigänger ein unbedeutender Demagog, Hyperbolos, durch den Ostrakismos ausgewiesen wurde, schafften die Athener mit richtigem Takt das ganze Institut ab.

Selbstverwaltung der athenischen Demokratie

In Athen setzte die konservative Adelspartei den kleisthenischen Reformen den zähesten Widerstand entgegen und stützte sich dabei besonders auf den spartanischen König Kleomenes, der schon früher den Alkmeoniden sich feindlich erwiesen hatte und die demokratische Entwickelung Athens mit begreiflichem Mißtrauen beobachtete. König

Oligarchische Opposition

Kleomenes ging selbst nach Athen, und es gelang ihm mit Hilfe der oligarchischen Partei, die Verbannung des Kleisthenes und des ganzen Alkmeonidengeschlechts durchzusetzen: Isagoras, der Führer des
508 konservativen Adels, trat als erster Archont an die Spitze der Regierung. Als dieser aber, im Vertrauen auf die spartanische Hilfe, auch an das Werk des Kleisthenes Hand anlegen wollte, da schloß das Volk die Oligarchen unter Isagoras und Kleomenes auf der Burg ein und nötigte sie zum Abzuge. Von da ab ist lange kein ernstlicher Versuch gemacht worden, die neue Verfassung umzustürzen. Mit Begierde nahm das attische Volk die Gelegenheit wahr, in der Nähe und Ferne seine junge Kraft zu üben, und im glücklichen Kampfe mit Böotien und Chalkis, dem es die Hälfte von Euböa abnahm, im kühnen Wetteifer mit Ägina gelangte es zu dem Gefühle seiner Stärke, wodurch es bald nachher auf dem Schlachtfelde von Marathon seine Feuerprobe bestand; ein Sieg,
Erstarkung der Demokratie der nicht minder für die Befestigung der Demokratie im Innern als für die äußere Unabhängigkeit Athens von entscheidender Wichtigkeit war. Es war keine selbstsüchtige Demokratie, in deren Hände in jenen Tagen der jungen Freiheit die Herrschaft in Athen durch Kleisthenes' Verfassungsreformen gelegt ward. So entschieden das Volk an dem Grundsatz der bürgerlichen Gleichheit und der Herrschaft des Gesetzes über alle festhielt, so eifersüchtig es jede Verletzung der Verfassung, jeden Ungehorsam gegen das gemeinsame Recht zurückwies, jedes Gelüste nach Alleinherrschaft niederschlug, in der Ausübung der Machtbefugnisse war es mäßig und bescheiden.

Moderne Ansichten über die kleisthenische Reform Über die Folge der Ereignisse bei der Vertreibung des Hippias und der Einführung der kleisthenischen Reform besteht seit dem Bekanntwerden von Aristoteles Buche „vom Staate der Athener" (§ 117) Meinungsverschiedenheit. Wir sind in unserer Darstellung dem Bericht des Herodot gefolgt. Aristoteles, dem sich die meisten der Neueren anschließen, stellt die Sache so dar, daß der Sturz des Hippias durch die vertriebenen Adligen (an ihrer Spitze die Alkmeoniden unter Kleisthenes) unter Beistand der Lakedämonier erfolgte, daß dann eine Einsetzung des Adels in die Regierung unter Beiseiteschieben des Kleisthenes versucht ward, und daß Kleisthenes infolgedessen an die Spitze des Demos trat. Die Lakedämonier traten dann für die Optimaten ein, und Kleisthenes mußte zunächst weichen: aber die Bürgerschaft unterstützte ihn, Kleomenes und Isagoras wurden in der Burg belagert und verbannt, und Kleisthenes ward zurückgerufen. Um sein Ansehen nach außenhin zu verstärken, trat er in Verbindung mit den Persern; um im Innern die entscheidende Stellung einzunehmen, brachte er das vorher nur geplante Verfassungswerk nun zur Durchführung.

Aristeides Unter solch glücklichen Umständen entwickelte sich Athen zur Demokratie, und einer der reinsten Menschen, den die Geschichte kennt, Aristeides, setzte einige Jahre später durch Eröffnung des Zutritts zum Archontat und zu den übrigen Staatsämtern für alle Bürger, ohne Rücksicht auf Geburt oder Census, der absoluten Demokratie den Schlußstein auf. Wenn man erwägt, daß er es für ein Geschlecht tat, in dem sich alle durch gleiche Teilnahme an dem Interesse des Ganzen, durch gleichen Gehorsam gegen die Gesetze, durch gleiche Aufopferung in den Perserkriegen hervorgetan hatten, so ist dies durchaus begreiflich. Die natürlichen Anlagen des athenischen Volkes, verbunden mit der Öffentlichkeit des Staatslebens und den vielfachen Gelegenheiten, sich Kenntnisse zu erwerben, führten bei den freigeborenen Athenern eine so allgemeine Bildung herbei, daß selbst die Besetzung einer Anzahl von Staatsämtern durch das Los, die nach den Perserkriegen zur Einführung kam, nicht die Nachteile hatte, die in anderen Staaten aus einer solchen Einrichtung erwachsen würden. Jedoch ist dabei zu beachten, daß einige wichtige

Ämter von der Erlosung entweder ganz ausgenommen waren (z. B. die Strategie), oder doch die Erlosung nur unter einer Anzahl vorgeschlagener Kandidaten stattfand.

Diese von den Athenern folgerichtig ausgebildete Demokratie hatte, wenige Störungen abgerechnet, eine Dauer von 200 Jahren; durch die Zurückführung auf die solonischen Einrichtungen war ihr der Stempel der Gesetzlichkeit aufgedrückt. Dieses Bewußtsein des athenischen Volkes, daß seine Herrschaft die der Gesetze sei, und wesentlich auf der Unverletzlichkeit derselben beruhe, stellte wenigstens deren Buchstaben sicher; dazu kam seine Religiosität, die nichts anzutasten wagte, was Alter und Sage heiligten; und selbst als später bisweilen die Zügellosigkeit der Gesamtheit jene Schranken verachtete, ward doch erst spät und nur in einzelnen Fällen der Name der Freiheit mißbraucht, um das Ansehen der Gesetze der Willkür des einzelnen preiszugeben. Lebenskraft der athenischen Demokratie

F. Griechische Kultur und Literatur.

§ 86. Anfänge der Lyrik. Schon in Hesiods (§ 72) Werken hatte sich neben der reinen Objektivität des Epos hin und wieder ein subjektiver Zug hervorgewagt. Die neue Zeit der Adelsherrschaft mußte auch neue geistige Ideale und Strömungen hervorrufen. Wie ein mächtiger Quell rauschte zunächst die subjektive Lyrik empor. Das Wort Lyrik hat das Altertum kaum gekannt; ihm sind nur die Unterbenennungen der Elegie, der Melik, der Jamben und der chorischen Poesie geläufig. Das ernste Heldengedicht der heroischen Fürstenzeit mit dem gleichmäßig fortlaufenden breiten Fluß des Hexameters entsprach nicht mehr dem Wechsel der Stimmungen, die infolge der Parteikämpfe und bürgerlichen Unruhen in den Gemütern ihren Wohnsitz nahmen, nicht mehr dem beweglichen, raschen Leben, daß durch die erweiterten Beziehungen nach außen in Schwung kam. Höchstens an großen Kultusfesten hatte das Volk Muße genug, den Erzählungen der Wandersänger zuzuhören; daher wurden auch die Vorträge der Rhapsoden auf solche Gelegenheiten verwiesen. Für die Anliegen des Tages, für die Kämpfe und Genüsse der Gegenwart begehrte man Dichter, die sich an den Empfindungen, Taten und Interessen der jüngeren Geschlechter, der lebenden Menschheit beteiligten. So entstand eine neue Poesie, die alle Erscheinungen des Tages in ihr Bereich zog, allen Lebenszielen diente, allen Stimmungen und Empfindungen Töne und Worte gab, alle schlummernden Gefühle weckte und anregte, dem ganzen inneren Leben in seiner Mannigfaltigkeit Form und Ausdruck verlieh. Bald war sie Waffe und Kriegsdrommete, die, wie bei Kallinos und Tyrtäos, zu Kampf und Heldentaten anfeuerte; bald war, wie bei Solon und Theognis, der Dichterspruch der Träger der Lebensanschauungen und Ausdruck der politischen Meinungen und Parteizwecke. In der Hand des Archilochos und Hipponax wurden die Jamben zu spitzigen Pfeilen gegen persönliche Feinde, während bei Mimnermos und Alkäos (§ 83) der Gesang bald Kriegslust, bald, wie auch bei der Dichterin Sappho, feurige Liebe und Freude am heitern Lebensgenuß ausströmte. Anakreon (§ 84) galt dem gesamten Altertum als der Sänger der Liebe, des Weines und jeder sinnlichen Lust. Nachdem durch Olympos und Terpandros die Tonkunst ausgebildet worden und zur ernsten, feierlichen Kithara sich die aufregende phrygische Flöte gesellt hatte, wurde durch Alkman (§ 75) und Stesichoros der Chorgesang bei den Götterfesten eingeführt, den dann Pindar bei seinen herrlichen Siegesliedern zur Vollkommenheit brachte, indes sein Zeitgenosse Simonides (§ 84) sich durch Epigramme den größten Ruhm erwarb. Wechsel der poetischen Stimmung. Beginn der Lyrik. Neue musikalische Richtung

Dem neuen Inhalt entspricht die sich immer reicher ausgestaltende Ausdrucksweise. Neben den ruhigen Fluß des Hexameters tritt zunächst das elegische Distichon (zuerst wohl in Trauergesängen angewendet), dann folgen die schnellen sprungfertigen und des Zieles sicheren Jamben, und ihnen schließen sich die mannigfachsten Strophenformen an. Ursprünglich ver- Neue dichterische Formen

wendete jeder Dichter nur einzelne Formen, die gewöhnlich nach ihm genannt sind, bis die Kunst so weit vordrang, daß Lyriker wie Pindar und Simonides, hierin den deutschen Meistersingern ähnelnd, sich in ihren Metren überhaupt nicht wiederholten. Die höchste Vollendung wurde in den strophischen Gedichten erzielt, in denen sich Rhythmus der Bewegung und dichterischer Schwung vereinigten (die Parthenien des Alkman, die Kantaten des Stesichoros). Allen Arten der lyrischen Poesie war gesungener Vortrag mit musikalischer Begleitung eigen, ein Erbteil der nationalen Epik.

Musik und Orchestik

Diese Vervollkommnung der Poesie führte notwendig zur kunstreichen Ausbildung der Musik und Orchestik, da durch die Sitte der Griechen, die Feste der Götter durch Chorgesänge und rhythmische Tänze von Jünglingen und Jungfrauen zu verherrlichen, beide Künste aufs innigste verbunden waren. Wie die lyrischen Formen und Versmaße sich immer mannigfaltiger und kunstvoller gestalteten, so erlangte auch die Orchestik stufenweise eine höhere Ausbildung, vom ernsten taktmäßigen Umschreiten des flammenden Opferaltars bis zum mimischen und Waffentanz (Pyrrhiche), in dem die Taten der Helden und Götter dargestellt wurden. Die hohe Bedeutung aber, die das Altertum der Musik mit ihrer erhebenden und begeisternden Kraft beilegte (weshalb sie auch von den griechischen Gesetzgebern als Mittel zur Veredelung empfohlen ward), berechtigt zu dem Schluß, daß die Hellenen auch in dieser Kunst einen hohen Grad der Vollendung erreicht haben, so wenig wir auch ihre genauere Beschaffenheit kennen.

Die lyrische Poesie nach ihren Gattungen

Auch in der lyrischen Poesie hat die ionische Welt Kleinasiens die Führung. Hier, wo die Berührung mit der Fremde am nachhaltigsten war, wo sich die alte homerische Poesie am vollkommensten ausgebildet hatte, wurde auch die alte Form zuerst abgestreift, sind die ersten und bedeutendsten Lyriker entstanden. Die Lyrik zerfällt in drei Hauptgattungen, elegische, iambische und melische Gedichte, und diese wieder in mehrere Unterabteilungen.

1. Elegische Dichtung

Die elegische, in Distichen gekleidete Poesie ist a) politischer Art. Zu ihr gehören die Gedichte des Kallinos von Ephesos, von dem man noch das Bruchstück einer kriegerischen Elegie besitzt, worin er in patriotischer Begeisterung seine Landsleute zum tapferen Kampfe gegen die Lyder aufmuntert.

Kallinos um 650

Tyrtäos um 600

Tyrtäos, ein spartanischer Dichter (§ 75), beweist uns, daß auch in dem konservativen Lakedämon die neuen Dichtungsformen begeisterten Anklang fanden, so daß selbst der ionische Dialekt festgehalten ward.

Solon um 580

Solon, der athenische Weise, Dichter und Gesetzgeber, ein allseitig gebildeter, an Welt- und Menschenkenntnis reicher Mann, in dem Ernst und Heiterkeit, Phantasie und Verstand harmonisch gepaart waren (§§ 79, 88), begeisterte durch seine Elegien seine Landsleute zur Wiedererlangung der Insel Salamis. — b) Den Übergang zur Spruchdichtung bildet Theognis, Mitglied der durch die Demokraten gestürzten und ihrer Macht und Reichtümer beraubten dorischen Aristokratie in Megara (§ 82). Verbannt und flüchtig begab er sich nach Sizilien und anderen Orten und erleichterte seine Brust durch seine elegischen Spruchgedichte, in denen er einen Jüngling Kyrnos, den Polypaiden, ermahnt, an der alten Gesinnung und Seelengröße der dorischen Adelsgeschlechter festzuhalten und die gemeinen, von schlechten Grundsätzen und selbstsüchtigen Motiven geleiteten Demokraten zu hassen und ihre Wege zu meiden.

Theognis um 550

Ein eingefleischter Junker, sah er mit Verachtung auf die gemeinen Bürger, die „Schlechten", herab, mußte sich schließlich aber doch dazu bequemen, die neuen Staatsverhältnisse anzuerkennen. Er kehrte in die Heimat zurück, freilich ohne sein Vermögen zurückzuerhalten und ohne von seinen Ansichten abzugehen. Trotz seiner Verbitterung war Theognis eine unverwüstliche Natur, bei dem bisweilen die ganze griechische Freude an Wein und Gesang und die leidenschaftliche Hinneigung zu seinem Liebling urkräftig hervorquillt. Ein Zeitgenosse von ihm war

Phokylides um 550

Phokylides aus Milet, ein an moralischen Lehren und Sittensprüchen reicher Dichter. Das vielgerühmte, ihm zugeschriebene Lehrgedicht „Gnomen" ist die Fälschung eines alexandrinischen Juden. Zur Gnomendichtung gehören auch die Epigramme (Überschriften), die in wenigen Distichen einen neuen guten Gedanken mit einer überraschenden Wendung aussprechen.

Simonides 556—468

In dieser Gattung glänzte Simonides von Keos, besonders berühmt durch die Inschrift auf die Gefallenen in Thermopylä (§ 94). Auch Kritias (geb. 455), das Haupt der Aristokratenpartei in Athen (§ 112), hat sich als Elegiendichter ausgezeichnet. — c) Die erotische Dichtung wurde begründet durch

Mimnermos um 600

Mimnermos aus Kolophon, später in Smyrna, der in sehnsüchtigen Liedern den Schmerz einer unglücklichen Liebe zu der schönen Nanno in weichen, klagenden Tönen besingt und über das Alter klagt, das den Genuß der Schönheit und der Liebe tötet. Wie sein Zeitgenosse Alkäos, dem er jedoch an Schwung und Kraftfülle nachsteht, sang auch

Minnermos nicht bloß von Wein und Liebe, sondern auch von Krieg und Waffen und mahnte die Smyrnäer zur Mannhaftigkeit, indem er ihnen die Taten der Athener vorführte. Aber eine trübe Weltanschauung ist die vorherrschende Stimmung. Seine Klage über das Alter erregte den Widerspruch Solons. Nicht im sechzigsten, wie jener, sondern im achtzigsten Lebensjahre will der lebensfrohe Athener hinscheiden.

2. Jambische Dichtung

Die iambische Dichtung hat ihren Namen von dem iambischen Rhythmus, dessen rascher Gang sich dem Ton der Umgangssprache näherte und von dem Volke in kurzen erregten Wechselreden gern gebraucht wurde. Als Erfinder dieser Gattung galt Archilochos aus einer angesehenen, aber verarmten Familie zu Paros. Anfangs ein Sänger, der die Götter seiner Insel, Demeter und Dionysos, in Lobliedern pries, wurde er durch heftige Leidenschaft zu Neobule, des Lykambes Tochter, zur erotischen Poesie geführt, bis ihn die Verschmähung seiner Liebe zu den heftigen Jamben reizte, durch die er seinen Ruhm begründete. Die durch Anwendung der neuen Versart gehobene Kraft seiner Spottgedichte wird durch die Sage bezeichnet, daß die ganze Familie des Lykambes, von seinen Satiren verfolgt, in solche Verzweiflung geraten sei, daß sich Vater und Tochter selbst den Tod gegeben hätten. Archilochos führte ein bewegtes Leben, teils in Griechenland und auf den Inseln (Thasos), teils in Italien, bis er nach Paros zurückgekehrt war und im tapferen Kampfe gegen die Naxier fiel. Sein Leben, unruhig und von Not zerrissen, war geteilt zwischen den Mühseligkeiten des kriegerischen Berufs („Im Lanzenstreit wird mir mein Brot geknetet, auf den Speer gestützt trinke ich den Wein") und dem meisterhaften Dienste der Poesie. Volkstümlich war die Einflechtung der Fabel in seine Gedichte; er war ein echter Dichter, und der Verlust seiner Lieder ist tief zu beklagen. — Wie von Archilochos wird auch von Hipponax aus Ephesos, dem Erfinder des Choliambos oder Skazon (Jamben, die einen eigentümlichen, das Häßliche malenden Charakter dadurch erhalten, daß der letzte Fuß des Verses in einen Spondeus verwandelt wird), berichtet, daß er zwei Bildhauer von Chios, Bupalos und Athenis, die seine häßliche Gesichtsbildung und seinen ungestalteten Körper an einer Bildsäule des Dichters mit schadenfrohem Hohn übertrieben dargestellt, mit seinen Spottgedichten zum Selbstmord gebracht habe. — Semonides aus Samos, wegen seiner Auswanderung nach Amorgos auch der Amorginer genannt, verfaßte unter anderen einen Frauenspiegel, von dem wir noch ein Bruchstück besitzen. Bei Semonides geht die iambische Schärfe in die gemäßigte Satire über, die nicht die Gebrechen und Fehler einzelner, sondern die Schwächen und Laster ganzer Klassen, der ganzen Gesellschaft geißelt. Zu dieser Gattung der iambischen Dichtung gehört auch die ursprünglich nur in Prosaform auftretende Tierfabel, die nach ihrem angeblichen Erfinder, dem phrygischen Sklaven Äsopos, die äsopische Fabel genannt wird. Äsops Lebensgeschicke sind unbekannt und gehören selbst dem Fabelgebiet an. Er soll von kleiner, verwachsener Gestalt gewesen sein, bei verschiedenen Herren, namentlich bei Jadmon von Samos, als Sklave gedient haben und endlich von den Delphiern, die er durch seine Spottfabeln beleidigt, angeblich weil er eine goldene Schale aus dem Tempel entwendet hatte, von einem Felsen herabgestürzt worden sein. Von seinen Fabeln haben sich zwei in weit späteren Zeiten redigierte Sammlungen gerettet: 1. die Choliamben des Babrios, eine unvollständige Gedichtsammlung wohl aus dem dritten nachchristlichen Jahrhundert, und 2. mittelalterliche prosaische Umschreibungen. Beide Sammlungen enthalten aber, trotz ihrer relativ späten Entstehung, viele Bestandteile aus uralter Zeit. Dem Inhalt nach stehen die Fabeln zwischen der epischen und didaktischen Poesie, da auf die Erzählung ein lehrhafter Satz folgt, zu dessen Beweis jene nur erfunden ward. Der Form und der Zeit ihres Auftauchens nach gehören die Fabeln in den Kreis des Archilochos und der anderen Jambendichter, die auch für die späteren dichterischen Bearbeitungen das Muster abgegeben haben.

Archilochos um 650

Hipponax um 550

Semonides um 625

Fabel

Äsop um 550

3. Melik

Die melische Poesie oder Lyrik im engeren Sinn war aufs innigste mit Musik und Tanz verbunden; Mannigfaltigkeit des Versmaßes, strophische Abteilung und ein zu Gesang und Chorreigen geeigneter Rhythmus sind ihre wesentlichen Eigenschaften.

a) Das Lied

Das einfache gesungene Lied ist die erste Stufe der Melik; die Elegie und die Epoden des Archilochos gingen ihm voran. Als es anfing aufzublühen, hatten die ionischen Städte Kleinasiens aufgehört die Führerschaft in den Händen zu haben, so daß uns in Griechenland das neuerfundene Lied (Melos) bei allen Stämmen entgegentritt. Seine wesentlichsten Formen waren das Liebeslied, das Hochzeitslied (Epithalamion), und die Streitgesänge gegen die Widersacher auf dem Felde der Ehre und der Liebe. Am vollendetsten erscheint die melische Poesie bei den Aoliern in Kleinasien, wo sie weniger an den öffentlichen Kultus als an das gesellige Leben geknüpft war. Die äolischen Lyriker schufen zuerst einen Ausdruck für die geheimsten Regungen des Herzens und verwebten die Objekte der melischen Dichtung in ein seelenvolles Gemälde bewegter Persönlichkeit; dort offenbarten sich Lust und Schmerz, besonders aber die Leidenschaft der Liebe und die Kämpfe des bürgerlichen Gemeinwesens. Alkäos aus Mytilene, der als Vorkämpfer der edlen Geschlechter seiner Vaterstadt gegen die Demokratie und Tyrannis mit Leier und Schwert zu Felde zog, mußte als Gegner von Pittakos, dem patriotischen und edlen

Alkäos um 620

Beherrscher von Lesbos (§ 83), eine Zeitlang die Heimat meiden, bis er, mit diesem versöhnt, wieder zurückkehren durfte. Sinnliche Leidenschaft bildet den Mittelpunkt seiner Gedichte, die bald Kämpfe und Mißgeschicke der Verbannung, bald behagliche Freuden beim Genuß des Weins und der Liebe besingen — Sappho aus Mytilene ist eine begeisterte Sängerin der Liebe und ist wegen der Glut ihrer Schilderung der jugendlichen weiblichen Schönheit vielfach in den Ruf eines sittenlosen Lebens gekommen. Reicher noch und süßer tönt ihre Harfe als die des Alkaios. „Alle ihre Gedanken kleidet sie in die anmutigste Sprache, die harte Lautverbindungen sorgfältig meidet und uns die lieblichsten Bilder hervorzaubert." Die Sage, daß sie aus Liebesgram zu dem schönen Jüngling Phaon sich vom „leukadischen Felsen" ins Meer gestürzt, scheint ihren Ursprung in einem mißverstandenen bildlichen Ausdruck von der seelenreinigenden Kraft des leukadischen (d. h. des auf der Insel Leukas angebeteten) Apollon zu haben und hängt wohl mit einem wirklichen Ereignis ihres Lebens, der Flucht nach Sizilien, zusammen, die sie um politischer Gründe willen unternehmen mußte. Ihr bisher bekannter literarischer Nachlaß, der ziemlich dürftig war, ist dadurch ergänzt worden, daß einige ihrer verlorenen Gedichte ganz neuerdings in ägyptischen Papyri wieder aufgefunden worden sind. — Anakreon aus Teos lebte zuerst an dem glänzenden Hof des Polykrates von Samos, bis er einem Rufe des Peisistratiden Hipparchos nach Athen folgte. Er gilt als Meister der erotischen Poesie, da unter seinen zahlreichen Gedichten die Lieder auf die Liebe und die Freuden des Daseins den breitesten Raum einnehmen. Als heiterer Welt- und Lebemann preist er in seinen durch edle Sprache, schöne Form und Mannigfaltigkeit des Versbaues ausgezeichneten Gedichten Lebensgenuß, Frohsinn und Liebe. Anakreons echte Gedichte sind fast ganz verloren gegangen; die noch vorhandenen anakreontischen Lieder, in einem besonderen Metrum, tändelnde Gedichtchen, worin ein lebenslustiger Greis mit jugendlichem Frohsinn für Wein und Liebe schwärmt, sind aus späterer Zeit. Sie fanden im 18. Jahrhundert vielfach eine unverdiente Beachtung und Nachahmung (III, § 354). — Im stillen blühte daneben die Blume des Volksliedes, von dem wir nur sehr wenige Proben kennen, das Müllerlied, das Schwalbenlied usw. Das schönste, was wir davon besitzen, ist ein Kranz von Trinkliedern (Skolia), in denen sich ein kerniger Freiheitssinn mit frohem Lebensmute paart.

Sappho um 600

Anakreon um 530

Volkslied

b) Die chorische Lyrik

Die Entwicklung der chorischen Lyrik hängt eng zusammen mit dem Glanze der Festspiele. Bei keinem dieser Feste durfte Gesang und Musik fehlen. Natürlich hatte aber hier der Gesang einen objektiveren Charakter als im Einzellied und führte so zum Chorgesang, der lange Zeit herrschend blieb, bis sich an seine leidenschaftslosere Darstellung die heiße Empfindung des einzelnen anschloß und so von der Lyrik zur Dramatik hinüberführte. Frühzeitig kam zu dieser Lyrik hinzu die rhythmische Tanzbewegung, die ihrerseits wieder eine reichere Gliederung des Textes und der Begleitung nach sich zog. Diese Art der Lyrik fand hauptsächlich ihre Pflege bei den Doriern, deren Dialekt dafür der maßgebende blieb. Die Hauptunterarten sind die Parthenien (Lieder der Jungfrauen), die Hyporcheme (Tanzlieder zu Ehren Apollos), die Päane (Siegeslieder nach Erfolgen in den Kämpfen mit den Nachbarn, oder Weihelieder zu Ehren eines Gottes) und die gewaltigen Oden oder Epinikien (Preislieder auf die Sieger in den Wettkämpfen).

Alkman um 650

Der älteste Vertreter dieser Gattung war Alkman aus Sardes, der fast sein ganzes Leben in Sparta zugebracht hat (§ 75). Aus seiner Heimat brachte er die Kenntnis der verschiedenen musikalischen Arten mit. Der Hauptvorzug seiner Hymnen, Päane und Jungfrauenchöre (Parthenien), worin sich das bürgerliche und sittliche Leben des Spartaners abspiegelt, lag in der malerischen Anschaulichkeit seiner Schilderungen. Wenn auch einige seiner Chorlieder religiösen Inhalts waren oder die spartanische Tugend priesen, so besang er doch vorzugsweise Liebe und Wein und eine reichbesetzte Tafel und beklagte das Alter, das diese Genüsse nicht zulasse. An Goethe erinnert sein berühmtes Nachtlied. —

Stesichoros 630—555

Einige Zeit nach ihm blühte Stesichoros aus Himëra in Sizilien, ein fruchtbarer, vielgefeierter Dichter, der epische Stoffe (Heroensagen) geschickt in lyrische Form zu kleiden verstand. Mit ihm gelangten die Westgriechen zum erstenmal dazu, inneren Einfluß auf das Mutterland zu üben. Er brachte in das lockere epische Gewebe sittliche Motive hinein und zog damit die Fäden straffer zusammen. Wenn er damit zwar die Sagenerzählung vertiefte, so bereitete er damit freilich auch ihre Zersetzung vor. Es wird ihm ferner zugeschrieben, daß er die sentimentale Liebesgeschichte aus dem Volksmunde eingeführt und der sizilische Jüngling Daphnis in seinen Gedichten zuerst Hirtenweisen angestimmt habe. —

Ibykos um 530

Ibykos aus Rhegion lebte lange am Hofe des Polykrates von Samos und soll durch Räuberhand umgekommen sein („die Kraniche des Ibykus"); er ahmte in den mythischen Gesängen seinen Landsmann Stesichoros nach und besang dabei der Liebe Leid und Lust mit äolischem Feuer und der Glut einer ungestümen Leidenschaft. — Die vollendetsten lyrischen Gedichte sind von Simonides und Pindar, die miteinander um die Siegespalme der Dichtkunst wetteiferten. Simonides von Keos lebte eine Zeitlang zu Athen in dem durch Hipparch versammelten Dichterkreise, begab sich dann nach Thessalien, wo er

Simonides 556—468

um Sold die reichen Herrscherhäuser der Aleuaden u. a. feierte und sich den Vorwurf eines Fürstenschmeichlers und Schmarotzers zuzog, wiewohl er hie und da auf die feinste Weise den Machthabern auch die Wahrheit zu sagen wußte. Die schwungvolle Zeit der Perserkriege, denen er manches treffliche Gedicht widmete, verlebte er wieder in Athen, im Umgang mit Themistokles, und begab sich dann an den Hof des Tyrannen Hieron von Syrakus, wo er als gekrönter Sieger in vielen poetischen Wettkämpfen fast neunzigjährig starb. So sehr das ganze Altertum sein Dichtertalent anerkannte und ehrte, so scharf rügte man seine Erwerbsucht und seinen Geiz. Simonides war ein gewandter Weltmann; auf dem weitesten Schauplatz der griechischen Gesellschaft, der ihm eine Fülle der Erfahrung bot, bewegte er sich mit Sicherheit und feinem Takte; seine Lebensklugheit wußte jedes Verhältnis zu beherrschen, und ein heller Verstand, durch Witz und scharfsinnige Rede unterstützt, ließ ihn überall die rechte Mittelstraße gewahr werden. Seine Dichtungen sind mannigfaltiger Art und durch Glätte, Zartheit der Empfindung und Eleganz ausgezeichnet, auch sind sie nicht ohne Kraft, wenn sie gleich Pindars erhabenen Schwung nicht erreichen. Sein Neffe Bakchylides (von dem im Jahre 1897 zwanzig Gedichte auf einem ägyptischen Papyrus gefunden worden sind) versuchte sich auf gleicher Bahn, gelangte aber nicht zu dem Ruhme des Oheims. Die Mehrzahl seiner Lieder sind Epinikien, die letzten Gedichte sind balladenartige Sagenerzählungen, die man als Dithyramben bezeichnet zu haben scheint. Berühmt geworden sind vor allem die Theseuslieder, von denen das eine die Heimkehr des Helden nach Athen, das andere dessen Abenteuer mit der Göttin Amphitrite (ähnlich Schillers „Taucher") besingt. — In einsamer Größe steht neben den beiden Joniern Pindar, der Böoter, aus Kynoskephalä bei Theben. Er war der gepriesenste lyrische Nationaldichter der Griechen, der von den demokratischen Städtern nicht minder gesucht und geehrt ward als von den Fürstenhöfen und den reichen Adelsfamilien. Obgleich er während der Perserkriege lebte, wirkten diese bei weitem nicht so auf ihn wie auf seinen Zeitgenossen Aschylus (§ 101). Pindar konnte sich von der Neutralitätspolitik seiner Vaterstadt lange nicht losmachen, bis ihm endlich durch den herrlichen Doppelsieg am Eurymedon (§ 96) die Augen über die wahre Bedeutung Athens aufgingen, für das er das schöne Wort von der herrlichen, veilchenbekränzten Stadt prägte. Er war ein stolzer Mann, der sich mit dem Adler vergleichen konnte, den die Raben vergebens ankrächzten. Pindar glänzte in allen Gattungen der lyrischen Poesie, vom feierlichen Päan und schwärmenden Dithyrambos bis zu den fröhlichen Tischliedern (Skolien); doch sind seine Siegeslieder (Epinikien), — die bis jetzt allein im Zusammenhang bekannt waren (eine andere Liedersammlung [Päane] hat uns ein neuester Papyrusfund erst vor ganz kurzem gebracht) —, zur Verherrlichung der in den großen Nationalspielen zu Olympia, Delphi u. a. a. O. gekrönten Sieger, die Perlen seiner Poesie. Die Siegeshymnen wurden entweder auf dem Kampfplatz beim Festzuge, oder bei dem auf die Wettspiele folgenden Festzuge (Komos), oder bei Einholung eines Siegers, oder beim Einzuge desselben in seine Vaterstadt, oder bei einem deshalb angestellten Dankfeste im Tempel, oder bei späteren Erinnerungsfesten von einem Chor gesungen. In diesen Hymnen brachte er immer den Ruhm des Siegers in Zusammenhang mit dem Zustand und der Vergangenheit des Stammes und Staates (womöglich in mythologischer Zeit), aus dem er hervorgegangen war, und ermahnte stets, das errungene Glück würdig zu tragen und zu nutzen, oder die bewiesene Tüchtigkeit auch durch andere Tugenden, besonders Frömmigkeit, zu erhöhen. Seiner Sinnesart nach war Pindar ein echter Aristokrat, doch nicht verhärtet im Standesbewußtsein, sondern davon überzeugt, daß Adel verpflichte. Darum schließt er in seine Gedichte auch Lehren und Weisheitssprüche ein, die dem Auftraggeber (denn die Gedichte wurden meist bei ihm bestellt) nicht immer behagen mochten. Zum Schmeichler war er viel zu stolz. Seine schwungvolle Phantasie, die ihn oft zu den kühnsten Bildern und Gleichnissen führt, seine sentenzenreiche, feierliche Sprache, seine raschen, unverhofften Übergänge machen seine Gedichte oft dunkel und unverständlich. In seinen Versmaßen strebte er das Großartige an, und so repräsentierte er gemeinsam mit Aschylus die ältere Generation und die altertümliche Richtung des an die Herbe streifenden Stils, der in mehr als einer Hinsicht mit dem gleichzeitigen Stil der bildenden Kunst innerlich verwandt ist. — Außer Sappho zeichneten sich noch mehrere Frauen als Dichterinnen aus, darunter Korinna aus Tanagra in Böotien, eine durch Geist und Schönheit hervorragende Frau, von der neuerdings ein paar Gedichte in schlichter Sprache an das Licht getreten sind, in denen sie heimische Ortssagen berichtet. — Die schwungvollste Gattung der Lyrik ist der mit dem Dionysoskult verbundene, an die moderne Oper erinnernde Dithyrambos, worin eine bis zur Schwärmerei gesteigerte Begeisterung herrscht. In dieser Gattung zeichnete sich der durch die Sage (§ 84) gefeierte Lesbier Arion aus, der diesem bakchischen Festliede dadurch ein kunst- und würdevolles Gepräge verlieh, daß er es durch Chöre, die den brennenden Opferaltar umkreisten, absingen ließ.

Bakchylides um 480

Pindar 522—448

Korinna um 500

Die Zeit des Epos hatte nur ein einziges Instrument, die Harfe, gekannt. Im siebenten Jahrhundert trat dazu die Flöte, die den Barbaren entlehnt ward, in ihrem Klange mehr unserer Klarinette ähnlich. Man schrieb ihr aufregende Wirkung zu, und sie

Die Musik

gewann nur allmählich Boden (Mythos von Apollon und Marsyas, und das Urteil des Midas). Sie verlangte die Trennung des Sängers und Spielers. Das neue Instrument trat ebenfalls in die Dienste des Gesanges. Die Erfindung der Flöte schrieb man dem Phrygier Olympos zu, dessen Existenz zweifelhaft ist. Er soll eine ganze Reihe Melodien und das sogenannte enharmonische Tongeschlecht erfunden haben. — Die Einführung der Flöte in die Musik bildete auch die Zither, die bisher bloß Begleitinstrument war, weiter aus; sie wurde, wie es heißt, durch die Bemühungen des Lesbiers

Terpandros um 670

Terpandros zum siebensaitigen, selbständigen Instrument, zur Lyra. Zunächst hatte die Musik ihre Stelle im Kultus zu erfüllen und trug einen feierlich erhabenen Charakter. Bei den Götterfesten wurden meist Texte mit einrahmender musikalischer Begleitung, sogenannte Nomen („Sätze") vorgetragen, von denen einer, der Hymnos auf den delphischen Apollo, bis auf uns gekommen ist. Vor allem geschah dies in Sparta, wohin man Terpandros frühzeitig berufen hatte. Nach und nach zweigten sich von den Nomen weltliche Arten der Musik ab und fanden eigene Ausdrucksmittel. Neben die ernstfeierliche

Tonarten

dorische Tonart trat die weichere ionische, die leidenschaftliche äolische und daneben, den Griechen unbekannt und gerade dadurch sie anreizend, die beiden barbarischen Tonarten, die man als die phrygische und die lydische bezeichnet, und von denen die erstere den wildbegeisterten orgiastischen Taumel malen sollte, während der zweiten

Thaletas

eine sanfte Resignation zugrunde lag. — Eine weitere Fortbildung brachte Thaletas, aus Gortyn auf Kreta, dadurch, daß er den altheimischen Waffentanz Pyrrhiche mit

655

musikalischer Begleitung verband. Er ward nach Sparta, dem eigentlichen Hort der griechischen Musik berufen, um eine Pest zu beschwören und führte dort als neues musikalisches Element die Hyporcheme (Tanzlieder) ein, die man bei dem neugegründeten Feste der Karneen (§ 60) zuerst anwandte. In Sparta wurde Terpandros ernster Stil durch die Ephoren beim Kultus festgehalten; auch blieb man dort bei der siebensaitigen Kithara.

Phrynis um 400

Als später Phrynis von Lesbos, der zuerst die strengen Regeln des alten Tonsatzes verließ, dem Zitherspiel neben der Poesie eine unabhängigere Bewegung einräumte und auf glänzende Fingerfertigkeit mehr Gewicht legte als auf den Inhalt des Liedes, mit

Timotheos † 357

einer elfsaitigen Zither in Sparta auftrat, schnitten ihm die Ephoren vier Saiten ab. Was Phrynis begonnen, setzte Timotheos fort, ein glänzend begabter Mann, der von Milet nach Hellas herüberkam, um an Stelle der veralteten Gesangskunst die neue Musik mit ihren neuen Instrumenten und Weisen daselbst einzubürgern. Aber auch er stieß bei den konservativen Spartanern auf Widerstand. Die Reinheit der Tonkunst ward hier durch Religion, Sitte und Gesetz festgehalten; erst nach dem Peloponnesischen Krieg erlangte die neue Kunstrichtung die Oberhand. Von Timotheos ist in einem uralten Papyrus (1902) der Nomos „Die Perser" zum größten Teile entdeckt worden, der sich auf die Schlacht von Salamis bezieht (§ 99) und etwa 396/5 in Jonien vorgetragen wurde. Das Gedicht selbst macht einen geschraubten und unnatürlichen Eindruck: es stellt schon ein Bindeglied von der hellenischen zur hellenistischen Literatur dar, die wir dann in den Liebeselegien des Antimachos sich fortsetzen sehen (§ 152).

§ 87. Die orphische Theologie. Der Vorstellungskreis von Gott und der Welt, wie wir ihn bei Homer, Hesiod und in den sich anschließenden Theogonien (§ 72) fanden, mußte dem sich mächtig erweiternden Anschauungskreis

Vergeistigung des Götterglaubens

der Hellenen bald allzu kindlich und unzureichend erscheinen. Allmählich, schon vom siebenten Jahrhundert an, begegnen wir bei den Dichtern einer immer mehr zunehmenden Vergeistigung des Gottesbegriffs. Aus derselben Wurzel, aus der späterhin die Philosophie hervorgegangen ist, das letzte und höchste Geschenk, das der begabte ionische Stamm seinen Volksgenossen zu geben hatte, ist auch diese neue theologische Richtung des griechischen Geistes entsprungen. Es ist nicht mehr die naive Religion der Heldenzeit, die ihre Götter nach ihrem Bilde schuf; sie reflektiert und sucht den Gläubigen vor allem auf zwei Fragen Antwort zu geben, erstens: wer lenkt diese Welt und nach welchen Grundsätzen tut er es?, zweitens: was ist das Wesen der Menschenseele, und welche Schicksale warten ihrer? Bei Beantwortung dieser Fragen sucht die Philosophie die Antwort aus sich selbst und der Tiefe des menschlichen Geistes zu schöpfen; die neue Theologie dagegen knüpft an die alten religiösen Vorstellungen an und tritt in der Form einer Offenbarung auf. Ihr Prophet ist Orpheus, der Sohn der Muse Kalliope, der mythische Sänger; an ihn und seinen Namen schließen sich eine Menge anonymer Dichtungen an, die ihm und seinen ebenfalls halbmythischen Zeitgenossen Musäos, Eumolpos, Epimenides, Pherekydes von Syros usw. zugeschrieben wurden, aber sehr viel jünger sind und in ihrer Kosmologie sich an Hesiod (§ 72) anschließen.

Hauptsätze der orphischen Theologie

Die erste Hauptfrage nach dem Wesen der Gottheit wurde von den Orphikern dahin beantwortet, daß alle göttliche Macht nur Ausfluß der einen weltbildenden Gottheit sei, die man hauptsächlich in Zeus-Dionysos erblickte. Der Dionysosdienst, der in der voraufgehenden Epoche (§ 61) noch nicht vorgewogen hatte, trat in der neueren Zeit immer stärker hervor. An ihn schlossen sich die meisten Gedanken und literarischen Bestrebungen an, die wir als die Blüte des Griechengeistes anzusehen gewohnt sind. Mit dem gewaltigen Gedanken des einen Weltbildners verließ man die alte polytheistische Volksreligion, und schrieb der Gottheit Allwissenheit und Allmacht zu. Diese Gottheit ist der Schöpfung immanent, und so bildete sich der Gedanke des Pantheismus heraus. Auch die menschliche Seele ist nur ein Teil der Gottheit und kehrt immer und immer wieder zu ihr zurück (Lehre von der Seelenwanderung, die den Ägyptern (§ 35) entlehnt zu sein scheint). Um die Frage der Weltentstehung haben sich die Orphiker weniger bekümmert. In der Hauptsache schlossen sie sich an die hesiodische Auffassung an, daß der Eros den Stoff gestaltet habe. — Wichtiger war ihnen die zweite Frage, nach dem Wesen und Schicksale der menschlichen Seele, und die andere Frage: warum denn, bei der Allweisheit und Allgüte des Schöpfers, die Freveltat unbestraft bleibe, und die Tugend nicht vor Unglück geschützt werde. Sie beantworteten sie dahin, daß die Seele ewig und göttlich sei, und daß sie nach dem Tode des Leibes, von der Ananke (Notwendigkeit) geführt, in das Haus des Hades hinabsteige, jedoch nicht für immer, sondern im ewigen Wechsel auf Erden wiedergeboren werde. Das „Haus des Hades", bei Homer nur die Stätte der ein Traumdasein führenden Toten, wird nun der Ort der Vergeltung. Aus dieser Vorstellung entsprang der Gedanke des Totengerichts, das ursprünglich Hades selbst ausübte, und zu dem erst später Minos, Aeakus und Rhadamanthys (nach der berühmten Schilderung am Ende des platonischen Gorgias) herangezogen wurden (§ 62). Dieser neue Gedanke war vom tiefsten Einfluß auf das ganze Fühlen der Nation; wenn der Frevler auch nach dem Tode noch nicht sicher war, so mußte er frühzeitig an Sühnung denken. Diese fanden die Orphiker nicht bloß, wie Homer, im Opfer, sondern vor allem in der Reinigung, die ursprünglich ganz wörtlich gefaßt, nach und nach vergeistigt und auf einen reinen Lebenswandel umgedeutet wurde. Anderseits empfanden es die von schwerer Schuld Freien als trostlos, daß auch ihnen nur das Traumdasein der Schatten gewährt sein sollte. Das „Erlösungsbedürfnis" trat auf und suchte und fand seinen Weg nach den elysischen Gefilden, wo die Unsträflichen ein ewig heiteres Dasein führen. Bei Homer war es nur den größten Helden beschieden, dahin zu gelangen. Die Orphiker öffneten jedem den Weg, wenn er durch heilige geheime Weihen sich ihrem Bunde anschloß, und so entstanden die Geheimkulte der Kabeiren auf Samothrake (§ 57) und die berühmten eleusinischen Mysterien, deren Grundgedanke offenbar ist, daß Reinigung und Gottesverehrung den Menschen zur höchsten Seligkeit bringt.

Seelenwanderung

Hades

Mysterien

Opferschau

Eine so religiös gestimmte Zeit mußte natürlich das Bedürfnis empfinden, den Willen der Gottheit klar zu ergründen. Die Vogelschau, die aus dem Epos bekannt ist, genügte nicht, und so suchte man nach einer sicheren Methode und fand sie in der Untersuchung der Eingeweide der Opfertiere. Da an diesen alles untadelig sein mußte, so ergab sich bei einer Abweichung, daß die Gottheit mit dem Vorhaben, um deswillen man geopfert hatte, nicht einverstanden war; diese anscheinend so sichere und einfache Manier, den Willen Gottes zu erforschen, die die homerische Zeit noch nicht kennt, ist vor dem Perserkriege völlig durchgebildet; schon Äschylus kennt sie in seinem (kurz nach 479 gedichteten) Prometheus und die Figur des Teiresias im griechischen Drama ist besonders charakteristisch für die neue Auffassung. — Nahe damit verwandt war die Entwicklung des Orakelwesens, das sich in der Hauptsache zu Delphi und Dodona (§ 60) zu hoher Blüte erhob. Die Sprüche dienten, ebenso wie die Mysterien und Reinigungen, zur Beruhigung der Gewissen; gar bald erhob sich ihr Wert von der Bedeutung für die einzelnen zu allgemeiner Geltung, und es gab Sammlungen von

Orakelwesen

ihnen, wie die des Böoters Bakis, die weite Verbreitung erlangten und von gläubigen Gemütern ebenso fleißig nachgeschlagen wurden wie späterhin die sibyllinischen Bücher (§§ 160, 164) und die sortes vergilianae (§ 244).

Vertreter der neuen Richtung

Die neue Lehre findet sich bei den älteren Repräsentanten dieser Zeit noch nicht; wohl aber begegnen uns ihre Anklänge unendlich oft bei Pindar, Aschylos und den Eleaten. Ihr wichtigster Vertreter war der Athener Onomakritos, der am Hofe der Peisistratiden (§ 84) eine Rolle spielte. Abgelöst wurde diese theologische Richtung des griechischen Geistes von ihrer jüngeren, kräftigeren Schwester, der Philosophie, nicht ohne ihr viele befruchtende Elemente geschenkt zu haben, z. B. bei den Pythagoreern (§ 89). Auch von Plato, dessen Dichternatur in den Fragen nach dem Wesen und der Dauer der Seele von den rein verstandesmäßigen Folgerungen des Sokrates sich entfernte, ist von dieser Theologie manches in seine Lehre übernommen worden. Seine Lehre von der ewigen Existenz der Seele und ihren Wanderungen ist ganz in den orphischen (bzw. pythagoreischen) Vorstellungen verankert.

§ 88. Die älteste Philosophie. Die ionischen Physiker. „Wenn das menschliche Bewußtsein erwacht, so fängt die Seele an, aus dem Zustand ihrer wirr durcheinander laufenden Empfindungen und Vorstellungen sich zur Besinnung herauszuarbeiten, und dieses „Sich-Besinnen" ist der Anfang des Philosophierens, durch das der Mensch sich sowohl über die Dinge und Verhältnisse außer sich, als auch über die Regungen und Zustände in sich ins Klare setzen will." Bei diesem Erwachen wandte sich der menschliche Geist zunächst der äußeren Welt der Erscheinung zu und erprobte seine jugendliche Kraft an der Erforschung der Natur. Während sich aber dabei der beschauliche Morgenländer mit seinem ganzen „Sinnen" in die Natur vertiefte, an die sein Religionswesen geknüpft war, und von der sich sein Geist nicht als Gegensatz zu trennen vermochte, erhob sich der bewegliche Hellene über dieselbe und suchte sie zu durchdringen und zu bewältigen. Die älteste Philosophie der Griechen ist daher Naturphilosophie, indem ihr Streben darauf hinausging, in der Vielheit der erscheinenden Welt die Einheit und im ewigen Wechsel das Beständige zu ergründen.

Beginn der Philosophie

Einteilung der ältesten Philosophie

Dabei machten sich drei Richtungen geltend: 1. Die physische Anschauungsweise der ionischen Philosophie, welche die Welt in ihrer sinnlichen Erscheinung auffaßte und nach dem Urgrund der Dinge forschte, 2. die ethische der dorisch-pythagoreischen Schule in Unteritalien, die nach den inneren Gründen der Weltentwicklung fragte, 3. die metaphysische Schule der Eleaten (zu Eléa in Unteritalien), die auf philosophischem Wege zum Pantheismus vordringend Gott und Welt als Eins erfaßten. An diese drei ältesten Philosophenschulen schließen sich die Physiker des fünften Jahrhunderts an, die die Ergebnisse der Untersuchungen ihrer drei Vorgänger weiter zu bilden suchten, meist im Anschluß an die ältesten Jonier, denen sie auch bisweilen beigezählt werden.

Ionische Philosophie

Wie die epische und lyrische Poesie entstand auch die Philosophie in Jonien, aber in einer Zeit der untergehenden Freiheit. Verstimmt über die zunehmende Ohnmacht, die die Griechen Kleinasiens allmählich der persischen Oberherrschaft zuführte, flüchteten sich diese „Naturweisen" in das Reich der Gedanken und schöpften aus den Betrachtungen über das ewige Werden und Vergehen der Erscheinungswelt die wehmutsvolle Ergebung in den Gang der Naturnotwendigkeit. Die ionische Philosophenschule stellte sich die Aufgabe, die Erscheinungen der Natur aus den Kräften und Eigenschaften des Stoffes selbst zu erklären. Der Übergang von der theologischen zur philosophischen Betrachtung dieser Probleme vollzog sich dabei ganz allmählich, zwischen der hesiodeischen Theogonie und der ionischen Kosmologie haben Bindeglieder nicht gefehlt.

1. Thales um 600

Unter den Physikern ward als erster genannt Thales von Milet, hochberühmt als Staatsmann und Gelehrter. Er schloß aus der unendlichen Vielheit der Dinge auf den einen Urstoff und fand ihn, der Natur seiner Heimat entsprechend, in dem Feuchten, wofür gewöhnlich das Wasser substituiert wird. Von einer den Urstoff bewegenden Kraft hat Thales nichts gelehrt; er vertrat vielmehr die sogenannte hylozoistische Ansicht, nach der die Materie als von Uranfang an bewegt und damit auch als beseelt

erscheint. Wie dürftig auch diese erste „physikalische Theorie" sein mochte, der Anfang zu wissenschaftlicher Weltbetrachtung war damit doch gemacht. Einen erheblichen Schritt weiter tat Anaximandros, der Freund und Schüler des Thales. Er bezeichnete als den Anfang von allem das Unbegrenzte (Apeiron), d. h. die unendliche Menge des Stoffes, aus der alles hervorgeht, und in die alles zurückkehrt; bei ihm erscheint also der erste metaphysische Gedanke. Zugleich machte er einen Versuch, die Bewegung der Gestirne auf mechanischem Wege zu erklären. Von der metaphysischen Weltbetrachtung kehrte Anaximénes von Milet zur physischen zurück, indem er einen qualitativ bestimmten Stoff als Urgrund der Dinge setzte, bildete aber die anaximandrische Lehre dahin weiter aus, daß er diesem Stoff die Unbegrenztheit und unaufhörliche Beweglichkeit zuschreibt. Als solchen Stoff nahm er die Luft an, die sich im Winde als selbstbewegende Kraft, im Atem als Ursache des Lebens kundgebe, folglich die Seele der Welt, die Ursache des Lebens sei. Damit stimmt im wesentlichen Diogenes von Apollonia überein, der diese Luft als lebenschaffenden Geist dachte und, das hylozoistische Prinzip erweiternd und gegen Anaxagoras (§ 90) verteidigend, der Luft geistige Eigenschaften, Vernunft und Wissen zusprach. Ihre Fortbildung fand die hylozoistische Weltanschauung bei den Physikern des fünften Jahrhunderts (§ 90 B).

2. Anaximandros

3. Anaximenes

4. Diogenes von Apollonia um 460

Einen ähnlichen Übergang theologischer Lehren zur späteren Philosophie, der aber nicht die Frage nach der Entstehung der Dinge zu beantworten suchte, sondern die Ethik ins Auge faßte, erblicken wir in den Lehren der sogenannten sieben Weisen, in denen sich den Hellenen des siebenten und sechsten Jahrhunderts die Lebenserfahrungen ihrer Zeit verkörperten; sie drückten sie in kurzen Sprüchen aus, jedoch werden weder diese noch ihre Namen übereinstimmend angegeben. Den vier Männern des kleinasiatischen Griechenlands, Thales, Pittákos, Bias und Kleobúlos, wurden gewöhnlich noch drei aus dem Mutterlande beigefügt, nämlich Solon von Athen, Cheilon von Sparta und Periandros von Korinth, für die auch Pherekydes von Syros, Epimenides von Kreta oder der Malier Myson genannt werden. Es waren praktische Männer, die als Staatsbeamte, als Ratgeber des Volkes und Leiter der öffentlichen Angelegenheiten tätig gewirkt haben. Gewöhnlich legt man ihnen folgende Denk- und Sittensprüche bei: 1. Kleobúlos von Lindos: „Maß zu halten ist gut!"; 2. Periandros von Korinth: „Jegliches vorbedacht!"; 3. Pittakos von Mytilene: „Wohl erwäge die Zeit!"; 4. Bias von Priene: „Mehrere machen es schlimm!"; 5. Thales von Milet: „Bürgschaft bringet dir Leid!"; 6. Cheilon von Lakedämon: „Erkenne dich selbst!"; 7. Solon von Athen: „Nimmer zu sehr!".

Erster Versuch einer Ethik

Die sieben Weisen

§ 89. Pythagoras und die Pythagoreer. Die pythagoreische Philosophie rührt ihren Grundzügen nach von Pythagoras her, der zuerst den Namen des Weisen (Sophos) mit dem eines Weisheitsfreundes (Philosophos) vertauschte und als Stifter des pythagoreischen Bundes und als politische und moralische Persönlichkeit in höchster Verehrung stand; die Ausbildung seiner Lehre jedoch gehört seinen Jüngern an.

Pythagoras, der Abkömmling eines alten Adelsgeschlechtes, wird uns als Anhänger des Pherekydes von Syros bezeichnet, und somit ist seine Verbindung mit dem Kreise der Orphiker (§ 87) gegeben. Von ihnen hat er das Sektenstiften entlehnt, und viele Lehren, die ihm zugeschrieben werden, zeigen aufs deutlichste den Einfluß jener theologischen Richtung. Das Neue aber, was seinen Namen unsterblich gemacht hat, besteht in der Verbindung der orphischen Richtung mit der neuen Naturphilosophie der Jonier; dadurch hat er das Band zwischen Mathematik und Mystizismus geschlungen, das, so oft bespöttelt, doch in gewissem Sinne noch bis heute hält.

Entstehung des Pythagoreismus

Mag er auch die Kenntnis der mathematischen Probleme von den Babyloniern haben und ihm der bekannte pythagoreische Lehrsatz mit Unrecht zugeschrieben werden, gewiß ist, daß dieser kluge Kopf zuerst die Wahrheit voll erkannte, daß die Mathematik allgemeine Sätze liefert, die alle Erscheinungsformen unabänderlich beherrschen. Er und seine Jünger, von denen besonders Philolaos und Lysis zu nennen sind, trugen ihre Lehren meist in kurzen Sprüchen vor, die autoritativ auftreten. In diesen führten sie alles auf Zahl und Maß zurück, denn in den Zahlenverhältnissen erkannten sie das Wesen der Dinge, und aus den Zahlenverbindungen erklärten sie sich deren Entstehung. Es ist schwierig, aus dem Wust der Überlieferung das Richtige und mit Sicherheit auf die Pythagoreer Zurückzuführende herauszuschälen. Wie man jetzt mehrfach annimmt, waren der Pythagoras wichtigste wissenschaftliche Resultate: 1. die Saitenharmonie, d. h. die Längen gleich dicker und gleich

Lehre des Pythagoras

gespannter Saiten stehen zu den Schwingungszahlen harmonischer Töne in einfachen Verhältnissen; 2. die Sphärenharmonie. Die Welt war ihnen ein wohlgeordnetes Ganze, das aus zehn Weltkörpern (Sphären) bestand, die sich in regelmäßigen Bewegungen um die große Einheit drehten, die sie als Eins oder Zentralfeuer oder Gott oder den Urgrund aller vollkommenen Dinge bezeichneten. Nach einer älteren Auffassung ergeben die sieben Himmelskörper durch ihre schwingende regelmäßige Bewegung im Weltenraum einen den sieben Seiten der Lyra entsprechenden Zusammenklang. 3. Die Seelenharmonie, d. h. die Harmonie aller körperlichen und geistigen Kräfte. So geht das Experiment mit den phantastischsten Spielen Hand in Hand, und derselbe Mann, der die Rechenkunst lehrte, gewann es über sich, in Zahlenverhältnissen, wie $2 \times 2 = 4$, das Symbol der Gerechtigkeit zu erblicken. — Weit weniger wissen wir von der ethischen Seite und der Seelenlehre des pythagoreischen Kreises. Es gehört dahin vor allem die Lehre von der Seelenwanderung, die er aus Ägypten entnommen haben soll, und der Glaube an Dämonen. Dieser Teil der pythagoreischen Lehre steht ganz unter dem Einfluß der Orphiker, was unter anderem dadurch bezeugt wird, daß die Pythagoreer von einer Vergeltung nach dem Tode redeten, und daß ihre Forderungen sich gänzlich mit denen der Orphiker deckten (Reinheit, Mäßigkeit, Ehrfurcht vor den Göttern).

Seelenwanderung

Leben des Pythagoras

Pythagoras, geboren um das Jahr 580 auf der Insel Samos, war ein durch Vorzüge des Körpers und Geistes ausgezeichneter Mann, dessen Leben in mythisches und mystisches Dunkel gehüllt ist. Nachdem er seinen Geist an Mathematik und Musik gestärkt und dann auf großen Reisen nach Griechenland, Kreta und Ägypten (wo er in die Weisheit der Priester eingeweiht worden sein soll) die Sitten und Einrichtungen der gebildetsten Völker kennen gelernt hatte, verließ er Samos, wo unter der Herrschaft des Tyrannen Polykrates (§ 82) für seine Ideen kein Raum war, und begab sich nach Unteritalien, wo die in ihrer Heimat schon halb verwelkte Kultur der Jonier eine schöne Nachblüte erlebte und besonders in Kroton eine von Tatenlust gehobene Bürgerschaft bisher dem Eindringen des Luxus und der Wollust erfolgreich widerstanden hatte. Hier erwarb er sich unter einer einfachen, sittlich strengen und für höhere Güter empfänglichen Bevölkerung durch seine tiefe Weisheit, seinen reinen Wandel, seine Mäßigkeit und durch das Bedeutsame seiner priesterlichen Erscheinung bald viele Zuhörer, Anhänger und Freunde, mit denen er den pythagoreischen Bund gründete, eine geheime Sekte, die philosophisch-religiöse Zwecke verfolgte. Sie gewann bald große Bedeutung für das Staatswesen, so daß in Kroton selbst ein aus Gliedern dieses Bundes bestehender Rat der Dreihundert das Regiment bekam und in Lokri, Metapont, Tarent und anderen Orten die Pythagoreer den Staatseinrichtungen ihr aristokratisches Gepräge zu geben vermochten. Sie suchten den Gebrechen des Geschlechter- und Volksregiments die Aristokratie der Intelligenz entgegenzustellen und zugleich durch höhere Einsicht, Bildung und tatkräftige Gesinnung den Andrang der Demokratie abzuwehren. Während der zwanzig Jahre ihrer Herrschaft (530—510) blühten diese Städte durch Sitte, Ordnung, Frieden und Handelsverkehr empor. — Der pythagoreische Bund zerfiel in zwei Klassen, in Esoteriker, die mit den geheimsten Lehren und höchsten Zwecken des Bundes vertraut waren, und in Exoteriker, die sich äußerlich so lange an den Bund hielten, bis sie würdig befunden wurden, durch die Weihe in die Genossenschaft aufgenommen zu werden. Dieser Aufnahme ging eine strenge Prüfung ihres Lebens und Charakters voran, während welcher Zeit die Schüler zum Schweigen, zu Fleiß und Gehorsam und zu asketischen Übungen verpflichtet waren. Die Mitglieder führten eine geregelte, mäßige und sittlich strenge Lebensweise; sie hatten gemeinschaftliche Übungen des Leibes und Geistes, gemeinschaftliche Mahlzeiten ohne Wein- und Fleischspeisen, besondere Tracht, geheime Religionsversammlungen und symbolische Sprüche und Erkennungszeichen. Ihrem Lehrer, in dessen „goldenen Sprüchen" die meisten Lebensregeln des Bundes enthalten sein mochten, waren die Mitglieder so ehrfurchtsvoll ergeben, daß die Versicherung: „Er hat es gesagt!" als untrügliches Zeichen der Wahrheit galt. Als erstes Band des Ordens ist die religiöse Gesinnung anzusehen, die sie durch Prunkaufzüge und Festlichkeiten auch äußerlich kundgaben; Hauptgegenstände des wissenschaftlichen Strebens aber waren Mathematik und Musik. Auch die Heilkunde pflegten sie, und auf körperliche Übung in den Ringschulen legten sie großen Wert.

Pythagoreischer Bund 590—510

Anfänge der exakten Wissenschaften

Diesen ältesten Philosophen verdankten die Griechen auch die Anfänge der exakten Wissenschaften. Die Mathematik und Astronomie haben vom Orient her ihren Einzug in Hellas gehalten; schon Thales vermochte zum Staunen seiner Volksgenossen 585 eine Sonnenfinsternis vorauszusagen. Den Pythagoreern war bereits die Kugelgestalt der Erde bekannt, die sie unter die Himmelskörper rechneten

und um das Zentralfeuer sich drehen ließen. Zwei jüngeren Mitgliedern ihrer Sekte gelang es, zu fundamentalen Erkenntnissen in der Naturwissenschaft vorzudringen: Ekphantos lehrte, daß die Erde sich um ihre Achse drehe, und der Arzt Alkmäon von Kroton legte den Grund zur Anatomie und entdeckte, daß der Sitz aller seelischen Tätigkeit des Menschen im Gehirn zu suchen sei.

Wesen des Bundes

Die hohe Macht des pythagoreischen Bundes erregte bald den Neid der Demokraten, die von den „Ordensbrüdern" mit großer Verachtung behandelt wurden. Sagte doch Pythagoras selbst: „Tue, was du für edel hältst, auch auf die Gefahr der Verbannung hin; denn der Haufe ist ein schlechter Beurteiler des Edlen. Deshalb verachte sein Lob, verachte seinen Tadel! Die Brüder ehre wie die Götter, die übrigen Menschen halte für eine wertlose Menge!" Die Krotoniaten, von den allen Tyrannen feindlich gesinnten Pythagoreern beherrscht, fingen einen Krieg mit den verweichlichten Sybariten an, wo ein Tyrann das Regiment führte. Nach Zerstörung der Stadt entstand aber ein Streit zwischen der von dem sittenlosen, ehrgeizigen Kylon angeführten Volkspartei und dem Bunde über die Verteilung der Beute und der eroberten Feldmark, wobei das Haus ihres Führers Milon gestürmt, die meisten Glieder des Bundes getötet, ihr Verein gesprengt, ihre Güter unter die Demokraten verteilt wurden. Nach einer schweren Zeit der Zügellosigkeit, die nunmehr in Kroton eintrat, wurde endlich unter Vermittlung der achäischen Mutterstadt eine Vereinbarung auf Grund eines lockeren Bundes bewirkt, dessen religiöser Mittelpunkt der Tempel des Zeus Homorios, des „Grenzwächters", bildete. Aber die politische Bedeutung des pythagoreischen Bundes war vorüber. Pythagoras selbst soll im achtzigsten Jahre in Metapont gestorben sein. Trotz großer Verfolgungen, die nunmehr über die Pythagoreer ergingen, erhielt sich ihre Schule noch Jahrhunderte hindurch. Die bekanntesten späteren Meister waren Philolaos und Archytas, die Zeitgenossen des Sokrates.

um 540

§ 90. Die Eleaten und die Physiker des fünften Jahrhunderts.

A. Eleaten

1. Xenophanes 572—480

Der Stifter der eleatischen Schule, Xenophanes aus Kolophon, den das Schicksal nach Unteritalien verschlagen hatte, ist ebenfalls von den Gedanken der Orphiker ausgegangen. Auch ihm ist die Weisheit höchstes Gut; aber er kam zu ganz entgegengesetzten Folgerungen wie Pythagoras. Ein kühler, wissenschaftlicher Denker, verwirft er die mystischen Gedanken von der Seelenwanderung und den sich harmonisch bewegenden Sphären und gelangt zu einer empirischen Erkenntnis des Weltganzen und zu kühner Kritik des alten Götterglaubens; er ist der eigentliche Schöpfer der Metaphysik. Der Ausgangspunkt seiner Denkarbeit war der Satz: „Das Beste kann nur Eins sein. Es gibt also nur einen Gott, den Sterblichen nicht an Gestalt und Gedanken vergleichbar, der mit seinem Denken alles mühelos beherrscht." Mit dieser Gottheit fällt ihm aber die Welt als Ganzes zusammen, und so wird Xenophanes der erste wissenschaftliche Vertreter des Pantheismus. Dies Eine ist weder begrenzt noch unbegrenzt, ist unveränderlich, nie geworden und unvergänglich; es hat die vollkommenste Gestalt, die der Kugel, und unter ihr hat man sich sowohl die Gottheit wie die Welt zu denken. Sonst sucht er sein Weltbild im Gegensatz zu dieser dogmatischen Weisheit, lediglich auf die Grundlage der Erfahrung zu stellen. Er kennt die vier Elemente, verfolgt die Wirkungen des Wassers, nennt die Himmelskörper feuchte Dunstmassen und meint, daß die Erde aus dem Wasser hervorgetaucht sei. — Dieses System ist von seinem Schüler Parmenides aus Elea erweitert und vertieft worden. Auch dieser strenge Denker hat, wie sein Lehrer Xenophanes, seine kühlen, verstandesmäßigen Erwägungen in Gedichten niedergelegt, im Gegensatz zu den Joniern, die zuerst wagten, in Prosa zu schreiben. Indem er sich den Satz des Xenophanes aneignet, das Eins sei gleich dem All, kommt er zu der Folgerung, daß Denken und Sein gleich sei. Darum gibt es auch nur eine Wahrheit: die, die der Vernunft (dem Logos) entspricht; die Eindrücke der Sinne dagegen, die eine Vielheit zeigen, sind die Quellen alles Irrtums. Die Welt ist auf das „Eine" zurückzuführen. Freilich scheiterte diese metaphysische Lehre, die nur den Logos als das Wirkliche anerkannte, daran, daß sie das Wesen der Welt erklären wollte und dabei dazu kam, die sinnlichen Eindrücke, durch die wir die Welt erkennen, als trügerisch, folglich als nicht seiend, hinzustellen. — Noch schärfer wendete sich Zenon von der früheren physikalischen Tendenz der Philosophie dem rein abstrakten Denken und der Metaphysik zu. Indem er die Widersprüche zwischen dem wirklichen Einen und der trügerischen Vielheit der Dinge behandelt, gelangt er zur ersten Erkenntnis der formalen Logik und

2. Parmenides geb. um 550

3. Zenon geb. um 520

wird von Aristoteles mit Recht als Stifter der Dialektik bezeichnet. Von geringerer Bedeutung ist der letzte Eleate, Melissos (§ 99) aus Samos, der sich an Anaximander (§ 86) anzulehnen versuchte und den ionischen Philosophen Zugeständnisse machte.

4. Melissos

B. Physiker des 5. Jahrhunderts

1. Heraklit 535—475

Im Gegensatz zu der orphischen Theologie und der Metaphysik der Eleaten und im Anschluß an die ersten ionischen Naturphilosophen behauptete Heraklitos aus Ephesos, daß im ewigen Wechsel der Dinge das allgemeinste Weltgesetz liege: alles fließt, und nichts hat Bestand. Die Welt durchläuft in ihrer Umwandlung drei Grundformen: aus dem Feuer wird Wasser, aus dem Wasser Erde. Schließlich kehrt alles zum Feuer zurück, in dem Heraklit den Urgrund aller Dinge erblickt. Aus ihm geht dem Heraklit auch die menschliche Seele hervor. Diese sowohl wie das All befinden sich in beständigem Fluß, ja sogar ihre einzelnen Teile liegen miteinander im Kampfe, denn „der Streit ist der Vater aller Dinge". Regiert wird die Welt durch ein unabänderliches Schicksal (Heimarméne), aber nach ewigen Gesetzen, die er Zeus oder Logos nennt. Schon im Altertum galt diese Philosophie als dunkel und schwerverständlich; auch pflegte man dem Heraklit eine pessimistische Weltanschauung zuzuschreiben. An Heraklit schlossen sich eine Anzahl Schüler an, von denen besonders Kratylos eine tiefere Wirksamkeit geübt und die Jugendschicksale Platons (§ 116) beeinflußt hat. — Noch entschiedener trennte sich

2. Empedokles 495—435

Empedokles aus Agrigent von den Eleaten. Er gibt zwar zu, daß der Stoff nicht absolut entstehen und vergehen kann, leugnet aber, daß er ursprünglich eine Einheit dargestellt habe. Empedokles nimmt vielmehr vier ursprüngliche Elemente an (Luft, Feuer, Wasser, Erde), die zunächst in der Weltkugel (Sphairos) vereinigt waren, bis zwei entgegengesetzte Kräfte, Haß und Liebe, sich der ruhenden Masse bemächtigten, sie trennten und ordneten. Schließlich wird der Haß alles zertrümmern, die Welt zum Sphairos zurückkehren und das alte Spiel von Haß und Liebe von neuem beginnen. Wir haben in diesen kühnen und großen Gedanken den ersten Versuch einer mechanischen Welterklärung, die in gewissem Sinne heute in der Lehre von „Kraft und Stoff" noch fortwirkt. Auch eine andere moderne Ansicht hat in Empedokles insofern ihren Vater zu erblicken, als er gelehrt hat, daß nur die zweckmäßig gebildeten Organismen lebens- und fortpflanzungsfähig seien, während die unzweckmäßig gebildeten untergingen. Empedokles hat seine Lehren ebenfalls in Versen vorgetragen, in denen sich mancherlei Anlehnungen an den orphischen Gedankenkreis finden.

3. Demokritos von Abdera 460—380

Der Elementenlehre, die das ewige Sein und die Vielheit der Erscheinungen hatte erklären wollen, erstand bald ein ernster Gegner in Demokritos aus Abdera. Im Anschluß an die Eleaten gab er zu, daß ein absolutes Entstehen und Vergehen sich nicht denken lasse; aber in der Lehre von der Vielheit des Seins schloß er sich dem Empedokles an. Da nun die letztere einen leeren Raum verlangt, in dem sich die Vorgänge des Werdens vollziehen, so statuierte er den Gegensatz des leeren Raumes und des einfachen (nicht in vier Elemente geteilten) Stoffes, der seinerseits wieder in unzählige einfache, unteilbare Urkörper (Atome) zerfalle. Diese Atome sind ewig, unveränderlich, an Substanz gleich, aber verschieden an Schwere, Gestalt und Größe; im leeren Raum fallen sie mit ungleicher Geschwindigkeit nach unten und bilden verschiedene Verbindungen; so entstehen die einzelnen, unseren Sinnen wahrnehmbaren Gebilde. Auch das Denken und Empfinden wird lediglich durch die Bewegung der feinsten Atome, die sich in unserem Körper befinden, hervorgebracht.

Auch in der Ethik hat Demokritos Bedeutendes geleistet und ist deshalb von Plato öfters mit Lob bedacht worden. Seine Sittenlehre ist freilich individualistisch und alle sittlichen und sozialen Güter sind ihm nur insofern wertvoll, als sie die Möglichkeit zum „Wohlsein" und zur Beschaulichkeit gewähren. Insofern eilte er aber seiner Zeit voran, als er für praktische öffentliche Tätigkeit nichts übrig hatte und einen staatlosen Individualismus predigte, für den noch nicht Raum da war.

So war denn die erste Naturphilosophie zu seinem scheinbaren Ziele gelangt. Ein einfacher Urstoff füllt nach der Lehre der Atomistiker die Welt aus, und durch mechanische Kraft bewegt, entsteht und vergeht alles, was sich auf der Welt bildet. — Zwei wichtige Fragen freilich blieben hierbei ungelöst: Wer war der, der den Anstoß zu diesen Bewegungen des Alls gegeben hat? und: Ist es denn gewiß, daß alle diese Naturbeobachtungen unserer Sinne untrüglich sind, oder muß das Verhältnis der menschlichen Erkenntnis zur Sinnenwelt nicht erst festgestellt werden? Beide Fragen beschäftigten die nächsten Generationen der griechischen Denker. Die erste führte zu der Kosmologie des Anaxagoras von Klazomenä. Dieser kenntnis- und erfahrungsreiche Philosoph hat den größten Teil seines Lebens in Athen als Freund des Perikles (§ 100) zugebracht; erst nach dessen Tode mußte er als angeblicher Gottesleugner in seine alte Heimat fliehen. Er baute den demokritischen Materialismus dahin aus, daß er die wohlgeordnete Bewegung des Weltganzen und seiner Teile (die er Homöomerieen [gleiche Teilchen] nannte) als das Werk eines denkenden und allmächtigen Geistes, des Nüs (der Vernunft), ansah. Der leitende Gedanke ist also die Trennung des Geistes vom Stoff. Der Geist ist einfach, und seine Tätigkeit ist die Ordnung des Stoffes. Vor der Einwirkung des Geistes ist der Stoff völlig ungesondert und stellt das Chaos dar. Auch im Menschen lebt der Nus, sogar in den sinnlichen Empfindungen; aber gerade darin, daß diese die Wahrnehmungen vermitteln, liegt das Trügerische, da sichere Erkenntnis nur von der reinen Vernunft zu erwarten ist. Der Grundgedanke des Anaxagoras war fruchtbar, stellte aber nur ein Anfangsstadium dar; eine weitere Ausbildung sollte er erst finden bei der Beantwortung der zweiten Frage: Ist die Naturbeobachtung der Sinne untrüglich, oder muß das Wirkliche erst hinter dem Scheinenden gefunden werden? Dieses Problem schien zunächst dahin zu führen, daß man jedes Urteil als unzulässig anzusehen habe, weil man das Wirkliche nicht erkennen könne. Die daraus folgende zu negativem Ergebnis führende Philosophie ist der hauptsächliche Inhalt der sophistischen Bewegung, bis sich aus ihr kräftig der Idealismus der sokratischen Philosophie herausarbeitete und sie bezwang. Diese beiden Stadien der griechischen Geistesarbeit gehören aber der nächsten Periode der griechischen Geschichte an, haben den mächtigsten Einfluß auf die politische Geschichte geübt und die griechische Wissenschaft in ganz neue Bahnen geleitet (§ 113, 114).

Übergang zur Sophistik

Anaxagoras 500—428

§ 91a. Die älteste Geschichtschreibung. Auch die griechische Prosa verdankt den begabten Joniern ihre erste Blüte. Zuerst schrieben alle Prosaiker ionisch, und erst nach und nach gelang es dem klangvollen attischen Dialekte sich zur Schriftsprache zu erheben. Die ersten Aufzeichnungen wurden auf Stein und Erz gemacht. Soweit sie geschichtliches Interesse haben, enthielten sie nur trockene Verzeichnisse, die aber chronologisch von großer Wichtigkeit sind. Listen wurden zunächst von den Siegern in den Nationalspielen geführt. Dahin gehört die wichtige Aufzeichnung der Olympioniken (Siegern in Olympia), die mit dem Jahre 776 beginnt (§ 71) und für jede griechische Zeitbestimmung maßgebend geworden ist. Daneben finden sich Königs- und Priesterlisten, z. B. von Argos, Sikyon und Sparta. Einen zweiten Schritt tat man, indem man Gesetze und Verträge auf Stein und Erz aufzeichnete, die ursprünglich nur mündlich weitergegeben (Rhetra) worden waren. Schon des Zaleukos Gesetze (§ 70) sollen aufgeschrieben gewesen sein. Ferner wissen wir das von den Gesetzen des Drakon (§ 78), und als Zeugen jener ersten juristischen Prosa besitzen wir heute noch, außer einer Reihe von Volksbeschlüssen, die Gesetzestafeln von Heraklea und das Recht von Gortyn auf Kreta (§ 73).

Chronologische Listen

Gesetzestafeln

Von einer Schriftstellerei konnte jedoch erst die Rede sein, als ein leichter zu handhabendes Schreibmaterial geschaffen war. Dies geschah dadurch, daß König Psammetich (§ 33) die Ausfuhr des Papyros (§ 37) aus Ägypten freigab und somit dieser allgemein gebräuchlich ward. In Jonien blühte die Prosaschriftstellerei zuerst empor, zunächst im Anschluß an die kyklische Epik, dann

sich immer weiter von ihr entfernend, bis die reine Geschichtschreibung sich aus ihr entwickelte. Wie die epische Poesie eine zwiefache Richtung eingeschlagen hatte, eine heroische und eine theogonische, so auch die aus ihr hervorgehende Prosa. Aus jener entwickelte sich die Geschichtschreibung der Logographen, aus dieser die schriftliche Aufzeichnung philosophischer Lehren. Deshalb entstand auch bald Streit über die Priorität der einen oder der anderen Gattung. Denn während die einen den Pherekydes von Syros (um 544), der eine kosmogonische Schrift über die Natur und die Götter verfaßte (§ 87), für den ersten Prosaschriftsteller erklären, legen die andern diesen Vorzug dem Logographen Kadmos von Milet (um 546) bei. Mit Sicherheit fallen jedenfalls die ersten Prosaschriften zwischen die 60. und 70. Olympiade (540—500). — Die Tätigkeit dieser ältesten Geschichtschreiber bezog sich hauptsächlich auf die Erforschung, Sammlung und Aufzeichnung alter Sagen und Erzählungen über die Gründung und erste Einrichtung berühmter Städte und Gemeinwesen, über den Ursprung und die Schicksale einzelner Volksstämme und Geschlechter (Genealogien) und über die Urgeschichte gewisser Landschaften und ihrer Bewohner. Als treue Nachfolger der epischen Dichter behandelten sie besonders Stamm- und Lokalsagen, wie sie teils im Munde des Volkes umliefen, teils auch in alten öffentlichen oder priesterlichen Aufzeichnungen vorhanden sein mochten, und bei denen Denkmäler und Weihgeschenke mit Inschriften und Abbildungen ihnen als Grundlage dienten. Darstellung und Sprache waren einfach und schmucklos, wenn sich auch hie und da poetische Spuren erkennen ließen. Von kritischer Sichtung geschichtlicher Begebenheiten und mythischer Sagen scheinen sie eben so ferne gewesen zu sein wie von sachlicher und chronologischer Anordnung. — Milet allein besaß zwei solcher Schriftsteller, die sich zum Teil mit der Geschichte der Gründung und der frühesten Schicksale ihrer Vaterstadt befaßten: Kadmos (um 540) und Hekataeos (um 500). Während der erste sich einfach an die Aufzeichnung von Städtegeschichten und Gründungssagen hielt, hat der zweite, ein vaterländisch gesinnter Mann, der an dem Kriege seiner Vaterstadt gegen Dareios (§ 92) mit Rat und Tat Anteil nahm, auf großen Reisen in Ägypten, Asien, Italien u. a. O. den Stoff zu seinem Erde und Völker beschreibenden Werke „Fahrt um die Erde" gesammelt, wodurch er zum Vorgänger Herodots geworden ist. Zugleich gab er, nach dem Vorgange Anaximanders, zur größeren Verdeutlichung eine Karte bei. Unter den übrigen Logographen seien noch als die bekanntesten namhaft gemacht: Xanthos der Lyder (um 500), der eine Geschichte seines Heimatlandes bis auf die persische Eroberung herab geschrieben hat; Hellanikos von Mitylene (Urgeschichte des Menschengeschlechts bis in die Zeit nach den Perserkriegen) und Verfasser der ersten lokalhistorischen Schriften, unter denen die Atthis für eine ganze Reihe späterer Werke vorbildlich gewirkt hat, und sein Schüler Damastes von Sigeion; Charon von Lampsakos; Akusilaos von Argos; Pherekydes von Leros (um 456) und Antiochos von Syrakus (vor 423), Verfasser einer Geschichte von Italien und Sizilien in ionischer Mundart. Der Tadel, den Herodot und die späteren Geschichtschreiber über Hekataeos und mehrere andere Logographen aussprechen, daß sie leichtgläubig Wahres und Falsches aneinander gereiht hätten, kann als Beweis gelten, daß diese Schriftsteller genau der mit erdichteten Zutaten angefüllten Überlieferung gefolgt sind, daß sie vom Stammesstolz geleitet, dem Bestreben gehuldigt haben, alles Ruhmwürdige ihrem Stamme anzueignen, alles Unrühmliche oder Schmachvolle fern zu halten oder doch zu mildern, und daß sie mithin ihre Schriften mit Fabeln und Märchen ausgestattet haben, ein Fehler, von dem sich selbst Herodot nicht ganz frei zu halten gewußt hat. Die Schriften sämtlicher Logographen sind bis auf wenige Fragmente verloren gegangen.

Logographen

Pherekydes von Syros um 540

Kadmos von Milet um 540

Hekataeos um 500

Xanthos

Spätere Logographen

§ 91b. Die bildende Kunst der vorpersischen Zeit. In der bildenden Kunst, deren Anfänge bis zu dem Untergang der mykenischen Kunst oben (§ 68) dargestellt worden sind, begegnen wir nach dem Aufblühen der

Bildende Kunst

griechischen Eigenart immer mehr dem Streben, sich von dem Konventionellen loszulösen und zu etwas Eigenartigem zu gelangen. Der mykenische Stil (§ 68) kam immer mehr in Verfall: an seine Stelle trat zunächst der geometrische Stil, der nicht aus der mykenischen Kunst hervorgegangen ist, sondern vielfach auf ältere Muster zurückgeht. Er nimmt die linearen Muster der neolithischen Zeit und Bronzezeit auf und entwickelt sie folgerichtig zu einem geometrischen System, das weder die Spirale noch die Pflanzenornamente der Mykenier kennt. Zickzack, Dreieck und das Mäanderornament sind die beliebtesten Motive. Dazu kommen später figürliche Zutaten, Haustiere u. a., und schließlich entwickelte sich hieraus der Dipylonstil (so genannt von seinem Hauptfundorte im NW. von Athen), an dessen Produkten wir neben den rein geometrischen Ornamenten auch Pflanzen-, Tier- und Menschengestalten finden: die letzteren mit dünner Taille und eckigen Schultern. Die Motive der Dipylonvasen sind, im Gegensatz zu der späteren Vasenmalerei, nicht den Mythen, sondern dem täglichen Leben entnommen und zeigen besondere Vorliebe für die Darstellung von Seeschlachten und prunkhaften Bestattungen. Im ganzen ist die Kunst in der Zeit der Adelsherrschaft zeitweilig scheinbar zurückgegangen; doch zeigen sich trotz der Erstarrung Spuren, daß eine neue Zeit sich vorbereitete, die die Kunst zu ihrer höchsten Blüte zu führen bestimmt war.

Geometrischer Stil

Dipylonstil

Zunächst trat der Baukunst hemmend entgegen, daß die Fürsten verschwunden waren, die große Bauten aufführen ließen. Deshalb fehlen auch die bewunderten Gebäude im Zyklopenstil, die die Königszeit auszeichneten. Selbst das Kuppelgrab (§ 66) verschwand, und nur einzelne Festungsbauten im Polygonalstil sind noch vorhanden (Ithome). Dagegen tritt, dem religiösen Bedürfnis der Zeit entsprechend, als etwas Neues der Tempelbau auf. Durch die Vermittlung des Heldenliedes hatte sich die Religion sehr gehoben: von den kümmerlichen Idolen der mykenischen Zeit hatten sich die Götter zu ausgebildeten, den Menschen sehr ähnlichen Persönlichkeiten durchgearbeitet, und den Vorstellungen von den Göttern als menschlichen Idealbildern gemäß war der Tempel das „Haus" des Gottes, und sein Innerstes, die „Cella", barg sein Standbild. Bald umgab man diese mit Säulen, die das vorspringende Dach tragen sollten. Dem alten Holzbau entsprechend waren sie nur steinerne Nachbildungen des Baumstammes. Deshalb wuchsen im altgriechischen (gewöhnlich dorisch genannten) Stile die Säulen zunächst direkt aus dem Boden empor, verjüngten sich jedoch nicht mehr nach mykenischem Muster nach unten, sondern der Natur entsprechend nach oben und zeigten in den Kanneluren die ursprünglichen Risse der Baumrinde. Oben bogen sie sich, der Last des darauf ruhenden Balkens (Architrav) weichend, um, und so entstand die erste und einfachste Form des Kapitäls. Das Dach war ebenfalls dem alten Holzdach in seiner Konstruktion nachgebildet. Die vorragenden Balkenköpfe erhielten den Namen Triglyphen (Dreischlitze, wegen der eingeritzten drei Furchen) und die dazwischen liegenden Räume wurden durch Steinplatten mit bildlicher Darstellung (Metopen) ausgefüllt. Die ersten Tempel (Reste davon z. B. das Heräon in Olympia, und in Selinus, Korinth) machten einen wuchtigen nnd gedrückten Eindruck: erst der ionische Stil, der der Säule die Basis gab und das Kapitäl erhöhte, verlieh dem Ganzen etwas Freieres und Leichteres. In dem ionischen Kapitäl, dem die sogenannte Volute zwischen Säulenstamm und Architravbalken eigentümlich ist, wollen einige heutzutage eine Nachbildung der ägyptischen Kunst wiedererkennen, in der die Säulen oft als Büschel von Papyrusstengeln, offenen und geschlossenen Lotosblüten, Lilien usw. endigen. Andere halten es nur für eine Nachbildung und Ausschmückung des sogenannten Sattelholzes, das die Zimmerleute zwischen Holzbalken und -putz einschieben, und das dann zu der Volute umgestaltet ward. Der Tempel in seinen verschiedenen Formen knüpft zwar in seiner Formengebung durchaus an orientalische Vorbilder an, zeigt sich aber doch in seiner Beschränkung auf wenige streng festgehaltene Motive und deren abgeklärter Vollendung als etwas rein Griechisches und war ein mächtiger Schritt weiter zur Entwicklung einer nationalen Kunst.

1. Baukunst

Tempelbau

Dorischer Stil

Jonischer Stil

2. Plastik

Der Säulentempel forderte zur dekorativen Plastik heraus. Die Metopen, die Friese und die Giebelfelder wurden von den Hellenen mit buntbemalten Reliefs ausgeschmückt (Tempel von Assos, alter Athenetempel in Athen). Von den einfachen, dem Vasenstil entnommenen Darstellungen ausgehend, gelangte man zu mythologischen Bildnereien, die sich auf den Kultus des angebeteten Gottes selbst bezogen. Die älteste Plastik des griechischen Mittelalters knüpfte ebenfalls an die mykenische Kunst an und schuf zunächst Reliefbilder. Das geht schon aus den homerischen Gedichten hervor, in denen die Darstellung vom Schilde des Achilleus eine hervorragende Rolle spielt. Auch die Berichte von der Lade des Kypselos mit ihren Streifenbildern weisen auf sehr altertümliche Darstellungen hin, von denen wir uns nur aus sehr frühgriechischen Vasen eine entfernte Vorstellung machen können. An sie schließen sich die ersten Grabreliefs an, von denen uns besonders aus Sparta einige erhalten sind. — Die Rundbilder gewinnen erst eine größere Ausbreitung, als mit dem fortschreitenden Anthropomorphismus auch das uralte Holzbild der Götter (z. B. das sogenannte Palladion der Sage) verschwand und der

Kultbilder

Steinbildnerei wich. — Die Kultbilder im Innern der Cella gewannen von jener Zeit an eine weit höhere Bedeutung. Zunächst scheint man aus Holzklötzen eine Herme (bloßen Kopf) geschnitten zu haben. Allmählich ging man dazu über, die ganze menschliche Gestalt herauszumodellieren, und die ersten bescheidenen Erfolge machten auf die Hellenen solchen Eindruck, daß sie die frühsten Erzeugnisse der Plastik dem Dädalus (§ 57), dem Erfinder aller Künste, zuschrieben. Später wechselte man das Material, und an Stelle des Holzes trat der Stein (gewöhnlich Marmor). Die ersten Bildhauer treten im siebenten Jahrhundert v. Chr. in Böotien (Grabstele des Dermys und Kitylos aus Tanagra) und Korinth auf (der Apollo von Tenea). Zunächst schufen sie nur nackte männliche Figuren, späterhin kamen auch bekleidete weibliche Figuren (das Weihgeschenk der Nikandra aus Delos und die Hera des Cheramyes von Samos), die sogar in der Nike des Archermos zum erstenmal das Flugproblem zu lösen suchten. In Athen zog die neue

um 550

Kunst erst unter den Peisistratiden ein. — Den Erzguß erfand Theodoros von Samos, der die ersten Bronzebildwerke schuf (§ 82). Ein ganz eigenartiges Bildwerk aus jener Zeit war die in Olympia aufgestellte Lade des Kypselos (§ 82), ein Kasten aus Zedernholz, der auf seiner ganzen Oberfläche mit Schnitzereien aus Elfenbein eingelegt war, in offenbarer technischer Verwandtschaft mit den aus dem Homer und Hesiod bekannten Schilden des Achilleus und Herakles (§ 72).

3. Malerei

Die älteste Kunst, die wir schon aus den kretisch-mykenischen Erzeugnissen her kennen (§ 68) ist die Malerei, jedoch sind gerade von ihr kaum nennenswerte Reste erhalten geblieben; was wir von ihr wissen, ist nur auf dem Umweg über das Kunstgewerbe (Vasenmalerei) uns bekannt geworden. Mit den Dipylonvasen hatte die lineare Ausschmückung der Gefäße ihren höchsten Stand erreicht. Nunmehr trat das Geometrische immer mehr zurück und orientalische Motive (Palmetten, Lotosblumen, Löwen, Tiger) hielten ihren Einzug. Der Hauptsitz der Kunsttöpferei

4. Keramik

war zuerst Milet und die kleinasiatische Küste, doch ging die neue Übung bald auf das Heimatland über, wo Korinth (mit den sogenannten protokorinthischen Vasen, die zwischen dem Dipylonstil und den altattischen Vasen und ähnlichen Gebilden in Unteritalien stehen) und Athen die Führung übernahmen. Nach und nach kam man zur bildlichen Darstellung von mythologischen Stoffen, worin sich besonders die schwarzfigurigen attischen Vasen des sechsten Jahrhunderts auszeichneten. Die Stoffe wurden meist auf übereinanderliegenden Streifen gemalt (z. B. auf der Françoisvase in Florenz). Die bevorzugte Form der Gefäße war die der Amphora, zu denen auch die panathenäischen Preisvasen gehörten. Aber diese Kunst, schwarze Silhouetten zu zeichnen, blieb zunächst noch leblos; erst als der entscheidende Schritt getan und die Figuren rot aus dem schwarzen Grunde herausgearbeitet wurden, stieg auch das Kunstgewerbe zu den Höhen der klassischen Kunst empor.

In den uns erhaltenen Bildwerken jener Zeit spiegelt sich eine große Kindlichkeit der Auffassung wieder. Die Arme und Beine kleben aneinander, die Götter tragen, den assyrischen gleich, stilisiertes Haar; die Augen stehen, wie bei den ägyptischen Bildwerken, immer in Vorderansicht; ihre Züge sind tot und ausdruckslos, gewöhnlich nur von dem sogenannten archaischen Lächeln belebt. Aber schnell entwickelt sich die Kunst; die Gestalten erhalten Bewegung, Leben und individuelle Züge. Gewaltig ist der Schritt von dem Apollo zu Tenea bis zu der Aginetengruppe (Giebelgruppen am sogenannten Aphaiatempel auf Ägina, § 102). Auch das Vorherrschen der dekorativen Malerei an den Skulpturen tritt zurück; die bisher bemalten Teile der Bildsäulen bleiben entweder ebenfalls unbemalt (so daß kein Unterschied zwischen Nacktem und Bekleidetem mehr bleibt) oder wir gelangen zu der Goldelfenbeinkunst der klassischen Zeit. — Freilich, der Schritte von der Aginetengruppe an bis zu den Gruppen am Parthenon sind noch viele, die Plastik ist von allen Künsten in jener Zeit am weitesten zurückgeblieben, aber „auch hier war die härteste Arbeit doch getan, die technischen Schwierigkeiten meistens überwunden und die Bahn frei, auf der sich die klassische Kunst der Hellenen entwickeln sollte".

Charakter der bildenden Kunst

Drittes Kapitel.

Von den Perserkriegen bis zum Tode des Epaminondas.

A. Die Perserkriege (494—465).

§ 92. Überschau. Der Aufstand der kleinasiatischen Griechen.

Nach dem Ausleben des griechischen Adelsstaates trat das Zeitalter der Despotien ein; diese suchten ihren Rückhalt an dem Perserreiche und fanden besonders dann bei diesem Schutz und Stütze, wenn sie in der Heimat der Herrschaft verlustig geworden waren und sie zurückzuerobern suchten. Zugleich bereitete die Niederwerfung der alten orientalischen Großreiche durch die Perser und das Zusammenfassen aller asiatischen Elemente in der Hand der Achämenidenkönige einen neuen Vorstoß des Orients gegen die europäischen Völker vor, bei dem es sich aber weniger um Kultureinflüsse, wie früher (§ 66), als um Machterweiterung handelte. Seinen Ausdruck fand dies neue Vordringen der Asiaten in den Perserkriegen, seinen Höhepunkt in dem Doppelangriff von Salamis und Himera.

Erneutes Vordringen des Orients

Die unmittelbare Folge dieses Angriffes war, daß das ganze Hellenenvolk sich für kurze Augenblicke einigte, um der drohenden Gefahr erfolgreich zu begegnen und die herandringende persische Hochflut abzuweisen.

Wichtiger aber waren die dauernden Ergebnisse: triumphierend hatte sich die hellenische Nation in diesen Kämpfen ihre Eigenart bewahrt. Und vierfach waren die Folgen, die sich daraus ergaben. Es war klar geworden, daß alle griechischen Staaten zu jeder Zeit wehrhaft sein mußten, um den sicher wiederkehrenden Kampf mit dem Orient zu bestehen. Deshalb brachten sie ihre Streitkräfte auf eine möglichst hohe Zahl und bildeten die einzelnen auf das trefflichste aus. Schon bei diesem Vorgehen trennte sich aber die dorische und die ionische Eigenart. Die Dorier meinten, es sei mit ausreichenden Verteidigungsanstalten und deshalb mit der allgemeinen Wehrpflicht zu Lande genug getan; sie und ihre Verbündeten schufen deshalb ein vortreffliches Landheer. Anders die Jonier, die neben der Abwehr auch den Angriff ins Auge faßten. Der Verlauf des Kampfes hatte sie gelehrt,

Abwehrmaßregeln der Hellenen

daß nur dann ein Erfolg gegen den Orient denkbar sei, wenn sie zur See mächtig seien, und so schufen sie eine große nationale Flotte, eine Aufgabe, die ebenso naturgemäß den ionischen, auf Handel und Industrie angewiesenen Staaten zufiel, wie die Landmacht von den mehr binnenländischen Ackerbaustaaten gestellt ward. Als Drittes ergab sich wegen der starken Bedrohung durch die Orientalen ein politischer Zusammenschluß der Seeuferstaaten. Sie waren von den Perserkriegen am härtesten getroffen worden und suchten sich am entschlossensten zu wehren. Der Not entsprang der Gedanke der Einigung, und die maritime Entwickelung der Hellenen brachte ihnen die Zusammenfassung aller hellenischen Seestreitkräfte im delischen Bund, dem ersten größeren politischen Ganzen, das ihre Nation geschaffen hat. Das Vierte und Beste aber war die stolze Entwicklung der griechischen Eigenart auf allen Gebieten. Nicht mehr das Emporsteigen der Besten, sondern jedes Einzelnen zur höchsten und schönsten Menschlichkeit war die Aufgabe der Zeit. Man hatte gelernt, daß auch wenig zahlreiche Nationen, wenn sie nur vollentwickelte Menschen waren, stets den Massen gegenüber die Sieger sein werden, und demgemäß bildete sich eine Zeit heraus, in der die Demokratie der natürliche Ausdruck der Volksentwicklung war. Dieser Gedanke rang sich freilich nicht überall gleichmäßig durch. Am klarsten und folgerichtigsten trat er in den ionischen Seeuferstaaten in die Erscheinung; in den dorisch-äolischen Binnenstaaten entwickelte er nicht die gleiche Kraft, und die meisten von ihnen kehrten auch nach der Tyrannis wieder zur Adelsherrschaft zurück.

Jedoch in dieser Periode stolzer Entwicklung und hoher Blüte lag auch der Keim des Verfalls. Solange die orientalische Gefahr drohend war, dauerte der Aufschwung fort; sobald sie aber entschwunden schien, mußten die verschieden entwickelten Kräfte der Nation sich gegeneinander wenden. Deshalb folgt auf die Schlacht am Eurymedon, den Tiefpunkt der ablaufenden orientalischen Welle, der Beginn der Kämpfe unter den griechischen Staaten. Die Beweggründe dieser Kämpfe sind im wesentlichen wirtschaftlicher Natur. Die bis dahin vorherrschenden dorisch-äolischen Ackerbaustaaten beriefen sich auf ihre historischen Vorrechte, die ionischen Seeuferstaaten wiesen auf den in der Hauptsache ihnen verdankten Sieg über den Orient hin; in Wirklichkeit war das Erstarken der letzteren in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht der Grund zu den Zwistigkeiten, die die nächste Epoche ausfüllen. Die wirtschaftlichen Interessenkämpfe traten gegen deren Ende immer schärfer hervor und brachten zunächst die Dorier und Aolier zu einem Verteidigungsbund gegenüber der attisch-delischen Koalition und schließlich zum erbitterten Kampf gegen die letztere (§ 97, 103).

Verhältnis zwischen Persien und den asiatischen Hellenen

Nach diesem Vorblick auf die Bedeutung der persisch-griechischen Kämpfe kehren wir nun zu deren Anfängen zurück. Lange Jahre hatten sich die griechischen Staaten unbehelligt von fremden Einflüssen entwickeln können, doch änderte sich dies Verhältnis, als Barbarenstaaten an der Peripherie der griechischen Welt auftraten: im Osten Lydien und später Persien, im Westen der phönikisch-karthagische Staat. Dieses letztern

erwehrten sich die westlichen Hellenen mit Leichtigkeit, die Lyder (§ 53) aber zeigten sich unter den Mermnaden griechenfreundlich, und dadurch wurden sie leichter Herren der partikularistisch zerklüfteten Kleinasiaten. Dies sollte aber anders werden, als die Perser erobernd auftraten und mit den Karthagern einen Bund gegen die Gesamtheit der Hellenen schlossen. Durch die Unterwerfung der griechischen Kolonien auf der Küste Kleinasiens unter Kyros und durch die Eroberung Thrakiens unter Dareios (§ 54) waren die Perser mit der griechischen Welt in mehrfache Berührung gekommen, die bald feindselige Reibungen herbeiführen mußte. Jahrelang begnügten sich die persischen Könige mit einem losen Abhängigkeitsverhältnis der kleinasiatischen Griechen, die sie am liebsten unter perserfreundliche Tyrannen stellten. Erst mit Dareios kam ein schärferer Zug in die persische Verwaltung. Der Satrap von Kleinasien Oroetes, der den Tyrannen Polykrates von Samos (§ 82) beseitigt hatte, hatte es nach des Kambyses Tode gewagt, sich zum selbständigen Herrscher zu erklären. Dareios räumte ihn aus dem Wege (§ 54), und Samos, der letzte freie griechische Staat an der kleinasiatischen Küste, wurde persisch. Das politische Leben der kleinasiatischen Griechenstädte schien vorläufig zu Ende. Zwar blieb die Mißstimmung gegen das Joch der Barbaren, und aus dem Mutterlande kam die Aufforderung, sich der verhaßten Fremdherrschaft zu entziehen, aber die vornehmen Griechen, die von den Persern zu Fürsten in den verschiedenen Städten eingesetzt waren, hielten im Interesse ihrer eignen Herrschaft ihre Landsleute in Gehorsam gegen die Perser.

Kleinasiatischer Aufstand 500—493

Der völlige Mißerfolg des Skythenzugs (§ 54) ließ in Kleinasien die Hoffnung auf einen erfolgreichen Widerstand gegen die Perser aufleben; dieser erschien jedoch nur erst dann möglich, wenn auch die griechischen Tyrannen der Freiheitsbewegung sich anschlossen. Und dies geschah sehr bald: denn Histiäos, Fürst von Milet, wurde angeblich zur Belohnung seiner Verdienste, weil er auf dem skythischen Feldzug den Abbruch der Donaubrücke verhindert hatte (§ 54), in Wahrheit aus Mißtrauen, das der persische Feldherr Megabazos in Dareios zu wecken gewußt hatte, nach der persischen Hauptstadt berufen, um von nun an sein Leben am persischen Hofe, überwacht von dem König und seiner Umgebung, zuzubringen. Dies wurde ihm auf die Dauer unerträglich; er bewog daher heimlich seinen Schwiegersohn Aristagóras, der während seiner Abwesenheit sein Amt in Milet verwaltete, einen Aufstand unter den unzufriedenen Griechen zu erregen, in der Hoffnung, dadurch Gelegenheit zur Rückkehr zu erlangen. Aristagoras war um so williger dazu, als er wegen eines gescheiterten Unternehmens gegen Naxos, das er angeraten und geleitet hatte, von den Persern Strafe fürchtete und sich durch den Stolz des Statthalters von Kleinasien beleidigt fühlte. Er legte seine Herrschaft feierlich nieder und rief das Volk und die Flottenmannschaften zum Befreiungskampfe auf. Bald standen Milet (wo der Geschichtschreiber Hekataeos (§ 91) in vaterländischem Sinne wirkte, indem er anfangs vor dem Aufstand warnte, dann zur Behauptung des Meeres durch eine zahlreiche Flotte mahnte), sowie die übrigen ionischen Pflanzstädte unter den Waffen. Sparta

Histiäos

Aristagoras

500

und andere mächtige Staaten des Mutterlandes wurden um Hilfe ange-
520—482 gangen. Leider versäumte man dort aus nicht näher bekannten Gründen (§ 76), den rechten Moment, um tatkräftig einzugreifen, und vorsichtigen Politikern mochte wohl auch ein kleinasiatischer Feldzug als ein aussichtsloses, ja gefährliches Abenteuer erscheinen; nur Athen (welches besorgte, der persische Satrap von Sardes, Artaphrenes, ein Verwandter des griechischen Königshauses möchte den in seiner Nähe weilenden Hippias [§ 84] wieder einsetzen) und die kleine Stadt Eretria auf Euböa schickten auf Betreiben der Alkmeoniden eine geringe Hilfsmacht. Zugleich benutzten die Athener unter tätiger Beihilfe des Miltiades, damals Tyrann der thrakischen Chersones, die Gelegenheit, sich der Inseln Lemnos und Imbros zu bemächtigen und so die Straße nach dem Pontus, die wegen der Getreidezufuhr eine Lebensader des attischen Staates war, zu sichern. Anfangs schien der Aufstand zu gelingen. Das ganze Küstenland von Karien bis Chalkedon am Bosporus stand in offener Empörung,
499? und Aristagoras faßte den Entschluß, durch einen Angriff auf Sardes eine rasche Entscheidung herbeizuführen. Wirklich bemächtigten sich die Griechen der Stadt bis auf die hochgelegene Burg. Als aber ein Grieche einen Feuerbrand in ein leicht gebautes Haus warf und die Flammen schnell die mit Schilfdächern versehene Stadt verzehrten, da wagte man angesichts des nahenden Perserheeres die Belagerung nicht, und so blieb nichts anderes übrig als der Rückzug nach Ephesos, wo sich die Athener von den kleinasiatischen Griechen trennten. Nun wendete sich das Glück. Nicht nur erlitt das Landheer kurz nach dem Brand von Sardes an dem Strande von Ephesos durch den persischen Statthalter eine Niederlage; auch die wichtige Insel Kypros, die sich unter ihren einheimischen Fürsten für frei erklärt und dem Aufstande angeschlossen hatte, ging trotz glänzender Waffentaten ihrer Bewohner verloren. Dadurch wurde die persische Flotte frei und erschien an der Westküste Kleinasiens. Die Uneinigkeit der Jonier, die sich ihrem Führer Dionysios aus Phokäa nicht fügen wollten, und die Übermacht der Feinde führten im nächsten
Schlacht bei Lade Herbst 495 Jahre den Verlust der Seeschlacht bei Lade (einem Inselchen vor dem antiken Hafen von Milet) und die Eroberung und Zerstörung von Milet herbei. Die Milesier wurden teils getötet, teils nach dem
493 unteren Tigris in die Knechtschaft abgeführt und ihre Stadt mit Persern besetzt. Aristagoras floh zu den Thrakern am Strymon, wo er erschlagen ward; Histiäos, der, zur Beschwichtigung des Aufstandes nach Jonien entsandt, sich ihm angeschlossen hatte, starb als Gefangener am Kreuz. Karien wurde nach tapferer Gegenwehr besiegt, Jonien geriet aufs neue unter das persische Joch und wurde hart gezüchtigt, und Dareios schwur den Förderern des Aufstandes, den Athenern und Eretriern, blutige Rache. Nach Herodot mußte ihm ein Diener bei jeder Mahlzeit dreimal zurufen: „Herr, gedenke der Athener!“

§ 93. Die ersten Feldzüge unter Dareios (492—490). Themistokles und Aristeides. Um das durch den Skythenzug eingebüßte Thrakien wiederzugewinnen und um die ersehnte Rache zu nehmen, zog zuerst
492 Mardonios, des Dareios Schwiegersohn, mit einer Flotte und einem Heer längs der thrakischen Küste gen Griechenland, während

Herolde von sämtlichen griechischen Staaten Wasser und Erde, die Zeichen der Unterwerfung, verlangten. Aber ein Sturm schleuderte die Schiffe wider das Vorgebirge Athos, und die thrakischen Völker erschlugen einen Teil des Landheeres, so daß Mardonios sich unverrichteter Sache mit den Trümmern seiner Armee nach Asien zurückbegeben mußte. Nicht besser erging es den Herolden. Zwar reichten die meisten griechischen 491
Staaten die verlangten Gaben; in Sparta und Athen aber wurden die Boten gegen alles Völkerrecht getötet. Die Spartaner stießen sie in einen Brunnen, wo sie sich das Verlangte holen sollten, die Athener stürzten sie in den für die Hinrichtung von Verbrechern bestimmten Abgrund (Barathron, im Nordwesten der Stadt). Man hat vielleicht in diesen Vorgängen nur eine Symbolisierung der Notwendigkeit der nationalen Einigung zu sehen, ohne die eine ernstliche und dauernde Abwehr der Perser nicht denkbar war.

Über den ihm angetanen Hohn aufgebracht, schickte Dareios im folgenden Jahre eine zweite mit vielen Truppen bemannte Flotte 490
unter Datis, einem älteren Kriegsmann, und dem jungen Artaphrenes, dem Sohn des Statthalters von Sardes, ab. Diese durchschnitt den Archipelagus, wo sie Naxos und die übrigen Kykladen zur Unterwerfung zwang, und landete dann auf Euböa. Besetzung Euböas
Nach tapferem Widerstand fiel Eretria durch Verrat in die Gewalt der Feinde, die es von Grund aus zerstörten und die Einwohner als Knechte in das Innere von Asien abführen ließen. Sengend und brennend durchzogen die Perser die Insel, landeten darauf, von Hippias, der seinen verlorenen Thron (§ 84) wieder zu erlangen hoffte, geleitet, an der attischen Küste und lagerten sich in der Ebene von Marathon. In Athen war man auf einen persischen Angriff vorbereitet, doch waren die Meinungen geteilt. Die herrschenden Kreise, insbesondere die Alkmeoniden, glaubten, daß man mit einem Landheere am ehesten Aussicht auf Erfolg habe; Themistokles dagegen (493 Archon), der Führer der Demokraten, meinte nur zur See erfolgreich Widerstand leisten zu können. Darum drang er auf den Ausbau der Marine und begann mit der Befestigung des Piräus.

Lange Zeit, besonders nach 492, hatte diese Meinung das Über- Miltiades
gewicht, bis Miltiades heimkehrte. Dieser, der Sohn Kimons, eines athenischen Edelmannes, den einst Hippias aus Mißtrauen hatte töten lassen, war Besitzer einer Strecke Landes in der thrakischen Chersones, die seine Vorfahren im Kampf um die pontische Handelsstraße (§ 78) erworben hatten, und lange Zeit persischer Vasall gewesen, hatte den skythischen Feldzug mitgemacht (§ 54) und kannte der Perser Kriegsführung ganz genau. Aus Furcht vor der Rache des Perserkönigs hatte er sich nach der Schlacht bei Lade mit fünf Schiffen nach seiner Vaterstadt begeben, wo ihm 494
seine Kriegserfahrung bald das größte Ansehen verschaffte. Nachdem es ihm gelungen war, sich dauernd des Oberbefehls zu versichern, rückte er dem im Osten Attikas, auf der Strandebene von Marathon gelandeten persischen Heere entgegen, um ihm die Straße über das Gebirge nach Athen zu sperren. Einige Zeitlang standen sich die

Armeen untätig gegenüber. Erst als Datis, um den Übergang zu erzwingen, den Befehl zum Angriff gab, kam es zur Schlacht. Die athenischen Hopliten, 9000 an der Zahl, denen sich nur noch 1000 bundestreue Platäer angeschlossen hatten, brachten dem in ungünstiger Stellung angreifenden Perserheere eine entscheidende Niederlage bei. Das ganze Lager mit allen Vorräten fiel in die Hände der Sieger. Die Perser eilten zu den Schiffen; doch erst nach einem heftigen Kampfe am Ufer, der halb zu Land, halb zu Wasser, mit Feuerbränden, mit Schwert und Faust geführt wurde, konnten sie absegeln.

Schlacht von Marathon September 490

Verschiedene Ansichten über den Gang der Schlacht von Marathon

Über die Art des Gefechtes ist viel gestritten worden. Nach einer früher vielfach vorgetragenen Vermutung (von E. Curtius), die sich schon bei athenerfeindlichen Historikern des Altertums findet, hatten die Perser, des langen Harrens müde, ihre Truppen wieder eingeschifft, nachdem sie gehört hatten, daß die Stadt durch einen Handstreich der Flotte genommen werden könne, da sie von Verteidigern entblößt sei. Da habe sich das athenische Heer den Moment zunutze gemacht, um die abziehenden Truppen zu überfallen. Die Schlacht sei also nur ein Rückzugsgefecht gewesen, mit dem Zweck, die persische Flotte am Absegeln zu hindern. Neuerdings ist (besonders durch Delbrück) der Bericht des Herodot wieder zu Ehren gekommen, dem sich die meisten Neueren anschließen.

Scheitern des persischen Angriffs

Mit Bestürzung sahen die griechischen Wächter auf den Höhen die feindliche Flotte um das Vorgebirge Sunion herum nach Westen steuern, in der deutlichen Absicht, die entblößte Stadt zu überraschen. Man vermutete, daß Verrat im Spiel sei, und die immer noch zahlreichen Anhänger des Hippias den Persern diesen Anschlag eingegeben hätten. Da faßte Miltiades einen raschen Entschluß. Den Aristeides mit seiner Mannschaft zur Bewachung des Schlachtfeldes zurücklassend, eilte er mit dem Hauptheer auf dem kürzesten Weg nach der Stadt und traf gerade ein, als die Perser landen wollten. Bei dem Anblick der nach der Heimat zurückkehrenden Heldenschar gaben Datis und Artaphrenes das Vorhaben auf und segelten davon. Auf der Rückfahrt starb Hippias; das Scheitern seiner Hoffnungen beschleunigte sein Ende.

Ergebnis

Groß war der Ruhm der Athener, die hier zum erstenmal bewiesen hatten, daß sie der demokratischen Freiheit, die sie kurz zuvor (§ 85) bei sich eingeführt hatten, würdig seien, und daß die hellenischen Hopliten nach der Niederwerfung der bis dahin für unbesieglich gehaltenen Perser sich vor keinem Gegner zu fürchten brauchten. Noch Jahrhunderte nachher benutzten patriotische Redner den Sieg von Marathon, um das Volk in Begeisterung zu setzen. Neben dem Grabhügel der Gefallenen, der noch heute auf der marathonischen Ebene sichtbar ist, richteten die Athener ein Siegeszeichen „den Vorkämpfern der Hellenen, deren Macht die goldgeschmückten Meder in Staub gestreckt", und ein besonderes Ehrendenkmal für Miltiades, beides aus weißem Marmor. Am Tage nach der Schlacht kamen 2000 Lakedämonier (deren Mobilisierung sich verzögert hatte), um den Athenern zu helfen. Sie besichtigten das Schlachtfeld, priesen die tapfere Tat und zogen dann wieder heim.

Miltiades' Ende

Miltiades war es klar, daß Dareios die Scharte um jeden Preis würde auswetzen wollen. Deshalb suchte er ihm zuvorzukommen und die abgefallenen Bewohner der Kykladen mit den Athenern zu vereinigen. Es gelang ihm auch, die westliche Kykladenreihe auf die athenische Seite zu bringen. Die östlichen Kykladen aber hielten an Persien fest.

489 Als nun ein Angriff auf die Insel Paros mißlang, wurde er von Xan-

thippos aus dem Hause der Alkmeoniden angeklagt, daß er das Volk durch falsche Verheißungen betrogen habe. Krank an einer Wunde, die er auf Paros erhalten hatte, wurde der Sieger von Marathon in die Gerichtssitzung gebracht. Die Todesstrafe, auf die seine Gegner angetragen hatten, wurde nicht ausgesprochen; dagegen wurde er zur Erstattung der Kosten verurteilt. Aber ehe diese zusammengebracht werden konnten, starb er.

Fortschreitende Demokratisierung Athens

Damit fiel der erste Versuch einer Offensivpolitik gegen Persien. Vorläufig wurde sie auch nicht wieder aufgenommen; denn Athen hatte zunächst genug mit sich selbst zu tun. Denn schon dieser Versuch hatte gezeigt, daß die bisherige Regierungsform und die Parteien nicht bleiben konnten, wie sie waren, und daß die Macht immer mehr in demokratische Hände kommen mußte. Dazu führte außer anderem der Umstand, daß Heer und Marine hatten bedeutend erweitert und darum auch der vierte Stand, die Theten, stark zum Kriegsdienst herangezogen werden müssen. Dies mußte zu einem Streite zwischen den konservativen und den fortschrittlichen Elementen der Bürgerschaft führen. Aristeides war der Vertreter der Konservativen, der in Adel und Bauernstand den Kern des Staates erblickte und auf der früheren Bahn weiter gehen wollte, Themistokles der Vertreter des Fortschrittes, der den Schwerpunkt der attischen Macht in die zu schaffende Marine setzte und deshalb der Begünstigung von Handel und Gewerbe das Wort redete. — Der erste demokratische Vorstoß richtete sich gegen die Form der Bestellung zum Archontenamt. Der solonische Wahlmodus war abgekommen und unter den Tyrannen hatten die Archonten nur die Rolle von Verwaltungsbeamten gespielt. Von 510—487 hatten sie ihr Amt durch Wahl erhalten und waren Präsidenten des Staates gewesen. Nunmehr wurde gegen den Widerstand der Alkmeoniden bestimmt, daß das Archontenamt unter 500 vorgeschlagenen Kandidaten verlost werden sollte. Damit war das tatsächliche Privileg der großen Familien gebrochen, und deren Häupter mußten, durch den damals zuerst angewendeten Ostrakismos (§ 85) verbannt, in das Exil gehen. Der Urheber dieser eingreifenden Verfassungsänderung war Themistokles, der größte Politiker seiner Zeit. Damit war ein sehr bedeutender Fortschritt in der Demokratisierung des Volkes gemacht worden: indem durch den neuen Wahlmodus die Oberbeamten keinen politischen Einfluß mehr hatten, sondern zu Verwaltungsorganen herabgedrückt wurden, und auch der Rat nur in letzterem Sinne tätig sein durfte, war nur das Volk selbst noch übrig, das regieren konnte, und in der Tat auch die Herrschaft übernahm; nur auf militärischem Gebiete mußte die staatliche Autorität bleiben, und das führte dazu, daß die Wahl zur Strategie erhalten blieb. Da es nun keine rechtlichen, sondern nur tatsächliche Regenten (Demagogen) gab, so haben diese auch stets die Strategie erstrebt und geführt. Die beiden großen Demokratenführer, Themistokles und späterhin Perikles, sind darum auch beständig Feldherren gewesen, um auch in Kriegszeiten das Heft in der Hand zu haben, und haben das Amt auch immer dann eingebüßt, wenn sie die politische Leitung verloren hatten. Klüger und talentvoller als Aristeides, gewann Themistokles bald das größte Ansehen beim Volke und sicherte sich auf längere Zeit die politische

Veränderung der Archontenwahl

487/6

Themistokles

Wichtigkeit der Strategie

Macht. Er hatte eingesehen, daß Athens Heil auf dem Meere liege. Das Volk brachte er dadurch auf seine Seite, daß ein schmachvoller
485 Kampf mit Ägina die von den Aristokraten geführte attische Seemacht lahmgelegt hatte, und daß der Ausgleich dieser Schande notwendig erschien. Die Flottenverstärkung wurde durchgesetzt, und zwar sollten
483/2 dazu die Einkünfte der reichen Silberbergwerke in Laurion verwendet werden. Dagegen erhob sich starke Opposition, geführt von Aristeides. Themistokles, um in seinen Plänen nicht gehindert zu sein, betrieb deshalb die Verbannung des Aristeides durch den Ostrakismos. Nachdem
483 diese erfolgt war, wurde Themistokles alleiniger Leiter des attischen
Verstärkung der athenischen Machtmittel Gemeinwesens. Die Verstärkung der Flotte und der Ausbau des befestigten Hafens Piräus, der schon 493 begonnen hatte, legten den Grund zur künftigen Großmachtstellung Athens. Die anderen griechischen Staaten sahen neidisch dem Aufblühen der jungen Seemacht zu. Aber sie vermochten es nicht zu hindern, denn Sparta, die damals führende Macht, ging durch eine schwere Krisis hindurch, die schon das tatkräftige
520—482 Eingreifen in den Perserkämpfen gehindert hatte. Der König Kleomenes aus dem Hause der Agiaden wollte gern eine starke auswärtige Politik führen und Herr der ganzen Peloponnes werden, sah sich aber darin von dem andern König Demaratos gehindert, der sich auf die neu emporstrebende Behörde der Ephoren (§ 74) stützte. Die Ephoren wurden die eigentlichen Träger der politischen Tradition und Kleomenes
Spartanische Gegenwirkung machte beständige Versuche, deren Gewalt einzuschränken. Hierbei und bei seinen sonstigen Vorherrschaftsplänen fortwährend durch seinen Mitkönig gehindert, wußte er sich desselben zu entledigen. Demaratos, dessen Abkunft verdächtigt worden war, wurde auf Grund eines Orakelspruchs abgesetzt und mußte nach Persien fliehen. Aber auch Kleomenes erreichte
490—468 nicht sein Ziel, obwohl sein neuer Mitkönig Leotychidas II. ihm gänzlich gefügig war; bei einem neuen Versuche, das Ephorat zu stürzen und die Suprematie in der Peloponnes zu gewinnen, wobei er mit Hilfe der Arkadier sein Ziel erreichen wollte, wurde er nach Sparta gelockt, ins
482 Gefängnis gesetzt und ist dort eines geheimnisvollen Todes gestorben.
482—480 Sein Nachfolger wurde sein Stiefbruder Leonidas.

§ 94. Der Feldzug unter Xerxes (480—479). Mitten unter großen Vorbereitungen zu einem neuen Zuge wider Griechenland wurde Dareios
Xerxes 485—465 vom Tode abgerufen. Sein Nachfolger ward Xerxes, ein stolzer Fürst von stattlicher Gestalt und angeborner Würde. Obwohl er den Racheplan seines Vaters aufzunehmen entschlossen war, sah er sich doch zunächst genötigt, die mit einem Thronwechsel im Orient fast unausbleiblich verbundenen Unruhen und Palastrevolutionen niederzuschlagen.
Aufstand in Ägypten 484 Am heftigsten wütete der Aufstand in Ägypten (§ 54). Erst nach zwei Jahren gelang es, der Aufrührer Herr zu werden, die von nun an eine weit härtere Herrschaft über sich ergehen lassen mußten. Auch Babylonien machte den Versuch, sich von der persischen Oberhoheit loszulösen, und konnte nur mit Mühe durch den königlichen Feldherrn Megabyzos, des Xerxes Schwiegersohn, unterworfen werden. Eine Zeitlang schwankte der König, ob es an der Zeit sei, den Zug gegen Griechenland zu unternehmen. Denn die Friedenspartei an seinem Hofe,

mit seinem Oheim Artabanos an der Spitze, riet ihm von dem Abenteuer dringend ab, während sein Schwager Mardonios ihn unaufhörlich antrieb, das angefangene Werk des Dareios zu vollenden. Schließlich siegte die Kriegspartei: Xerxes beschloß, sich gegen Hellas zu wenden, und betrieb die Rüstungen in solchem Umfange, daß er, wie Herodot nach der Volksüberlieferung und nach dichterischen Angaben berichtet, eine Armee von 1 700 000 Mann (in Wirklichkeit mag die Zahl der Kombattanten reichlich 100 000 betragen haben, eine den Griechen gegenüber immer noch furchtbare Armee) und eine Flotte von mehr als 1200 Schiffen zusammenbrachte. Demaratos, der abgesetzte und flüchtige König von Sparta, diente ihm als Ratgeber und Führer, wie einst Hippias dem Dareios. Nachdem der neue Herrscher seine Rüstungen beendigt hatte, ließ er alle Truppen bei Sardes sich sammeln und zog dann über das Gebiet von Ilion dem Hellespont zu. In allen seinen Handlungen gab sich die stolze Überhebung kund, die mit dem Namen des Xerxes sich im Sprichwort verbindet.

Zug des Xerxes nach Europa 481—480

Es war ein wundersames, vielsprachiges Völkergemisch, das auf zwei Schiffbrücken, die der Perserkönig unweit Abydos hatte aufschlagen lassen, sieben Tage lang ohne Unterbrechung über den Meeresarm setzte, begleitet von einem endlosen Zuge von Waffen- und Pferdeknechten, Wagen mit Frauen und Kammerzofen, männlicher und weiblicher Dienerschaft, Fuhrwerken und Lasttieren mit Gepäck, Schmucksachen und anderen Dingen. Jede Nation erschien in ihrer landesüblichen Tracht und Waffe; der schwer geharnischte Perser auf feurigem Roß, der halbnackte Araber auf dem Kamel, die Saken (§ 6 II) und die Völker von Ost-Iran mit Bogen und Streitaxt, die Truppen aus Kleinasien und vom Kaukasus mit geflochtenen Schilden und hölzernen Helmen, die Äthiopen in Panther- und Löwenfelle gekleidet. Nach beendigtem Übergang über den Hellespont zog das Landheer von der Chersones aus über Thrakien und Makedonien, während die Flotte längs der Küste und durch den zwischen dem Vorgebirge Athos und dem Festlande von phönizischen Werkleuten neu gegrabenen Durchstich hinsegelte, um das Heer mit dem Nötigen zu versehen.

Feldzug durch Thrakien und Makedonien

Um dem Vorstoß gegen Hellas die nötige Wucht zu verleihen, hatte Xerxes beschlossen, die Westgriechen dadurch lahmzulegen, daß er mit Karthago (§ 187) ein Bündnis abschloß und diesem den ganzen Westen preisgab, wenn es zu gleicher Zeit mit ihm die unteritalischen Griechen angreifen würde. Karthago, das schon längst ein lüsternes Auge auf die reichen Griechenstädte geworfen hatte, ging darauf ein und sandte ein großes Heer mit entsprechender Flotte unter Hamilkars Befehl, um zunächst den Osten Siziliens zu gewinnen.

Bündnis mit Karthago

In Hellas selbst war die Stimmung geteilt. Einzelne Staaten entschlossen sich zur Unterwerfung, wie Thessalien, wo die Aleuaden medisch gesinnt waren, oder zu einer zweideutigen Neutralität, wie Argos, Böotien und die seemächtigen Inseln Korkyra und Kreta, eine Haltung, zu der auch das delphische Orakel riet; Athen aber, das die Rache für Marathon zu fürchten hatte, und Sparta, das Haupt des peloponnesischen Bundes, das bei einer Unterwerfung seine Stellung einbüßen mußte, waren gewillt, sich bis auf das äußerste zu wehren.

Stimmung in Hellas

Wegnahme des Tempetales

Die erste Verteidigungsstellung war das Tempetal, durch das die große Heerstraße von Makedonien nach Thessalien führte. Aber die Lakedämonier, denen der Oberbefehl zugefallen war, gaben diese Position ohne Schwertstreich auf, da sie von einer Umgehung durch das Haliakmontal über den Paß auf den kambunischen Bergen gehört hatten und die unsichere Haltung der Thessalier fürchteten. So fiel denn Thessalien in die Hände der Perser. — Die zweite Verteidigungslinie bot der Engpaß der Thermopylen, auf der Grenze von Thessalien und Mittelgriechenland. Die Thermopylenstellung an sich war nur für ein vorläufiges Aufhalten der Feinde geeignet und konnte leicht umgangen werden (daher ist auch die Erzählung vom Verräter Ephialtes nur angeblich wahr); ihre Wichtigkeit beruhte darauf, daß die Griechen dort die Möglichkeit hatten, zu Lande und zur See den Feind zurückzuwerfen. Denn daß die Entscheidung zur See fallen müsse, war den Oberbefehlshabern der Griechen klar: der Landarmee konnte nur die Aufgabe zufallen, die Flotte (unter Eurybiades) zu decken. Die Meerenge des Euripus schien ganz besonders geeignet, der großen persischen Flotte mit einer relativ kleineren griechischen entgegenzutreten. Auch hier hat die Tradition einen verhältnismäßig einfachen Vorgang vielfach ausgeschmückt. Nach dreitägigen harten Kämpfen zu Wasser und zu Lande errangen die Perser einen vollen Sieg und Mittelgriechenland lag ihnen offen.

Landläufige Darstellung der Schlacht an den Thermopylen 480

Nun endlich zeigte Griechenland, was Eintracht, Mut und Vaterlandsliebe vermögen. Ein Bund mit einem allgemeinen Land- und Gottesfrieden, auf des Themistokles Betreiben abgeschlossen, vereinigte die meisten griechischen Staaten unter Spartas Hegemonie, als im Juli Xerxes an den Thermopylen erschien. Der lakedämonische König Leonidas hielt diese mit dreihundert Spartanern und einigen Tausend Bundesgenossen besetzt. Der Aufforderung, die Waffen abzuliefern, begegnete der heldenmütige Führer durch die mannhafte Antwort: „Komm und hole sie!“ und auf die Bemerkung, die Menge der Feinde sei so groß, daß ihre zahlreichen Geschosse die Sonne verfinstern würden, erwiderte ein anderer: „Desto besser, so werden wir im Schatten fechten!“ Umsonst suchte der Perserkönig mehrere Tage lang den Durchgang zu erzwingen. Tausende seiner Soldaten erlagen der Lanze und dem Schwerte der Hellenen; selbst die Unsterblichen (§ 54) konnten die Griechen nicht bestehen. Da führte, wie es heißt, ein verräterischer Grieche Ephialtes einen Teil des Perserheeres auf einem Fußsteig (Anopaia) über die Berghöhe des Oeta. Tausend Phoker, die auf der Paßhöhe aufgestellt waren, um eine etwaige Umgehung zu verhindern, ergriffen alsbald die Flucht, so daß die Feinde ungehindert auf der anderen Seite niedersteigen und die Hellenen im Rücken angreifen konnten. Auf die erste Kunde von der drohenden Gefahr entließ Leonidas, wie es heißt, die Truppen der Bundesgenossen. Er selbst mit seinen dreihundert Spartanern, denen sich noch freiwillig siebenhundert Bürger der Stadt Thespiä anschlossen, wählte den Tod fürs Vaterland. Von beiden Seiten angegriffen, kämpften sie mit Löwenmut, bis sie, erdrückt von der Übermacht und ermüdet vom Kämpfen, erlagen. Nur die Thebaner, die gezwungen am Kampfe teilgenommen hatten und nach der Bewältigung des Passes die Hände flehend emporhielten, wurden begnadigt, aber mit dem Brandmal königlicher Sklaven bezeichnet und so in die Heimat entlassen. Leonidas und seine tapfere Schar lebten noch lange im Liede fort, und ein eherner Löwe bezeichnete dem Wanderer die Stelle, wo der dorische Heldenkönig und seine tapferen Gefährten gefallen waren. Simonides (§ 86) aber dichtete zu Ehren der Gefallenen das berühmte Distichon:

Ephialtes

Wanderer, kommst du nach Sparta, verkünde dorten, du habest
Uns hier liegen gesehen, seinen Gesetzen getreu!

Unterwerfung Mittelgriechenlands

Ungehindert unterwarfen die Perser Böotien und Phokis, drangen verheerend in Attika ein und legten Athen in Asche. An eine ernsthafte Abwehr hatte man dort nicht gedacht; nur auf der Akropolis war eine kleine Besatzung zurückgeblieben, die nach mehrtägiger Verteidigung den Angriffen der Perser erlag. Die Tempel und Gebäude der Burg gingen zur Rache für die Verbrennung von Sardes (§ 92) in Flammen auf. Die waffenfähigen Bürger Athens dienten auf der Flotte; Weiber, Kinder und alle Habe waren auf Themistokles' Rat nach Salamis, Ägina und Trözen gebracht worden.

Flottenkämpfe bei Euböa

Neben den Kämpfern zu Lande war die griechische Flotte, die zum weitaus größten Teile aus Athenern bestand, keineswegs müßig gewesen; gegen 300 Segel stark deckte sie unter dem spartanischen Admiral Eurybiades die Thermopylenstellung von der Seeseite. Der persischen Flotte, die von Norden her in den malischen Golf einfuhr, fiel die Aufgabe zu, die griechische zu vertreiben und so dem Landheer den Durchgang zu erzwingen. Als sie sich näherte, entfiel den Griechen der Mut, und sie wollten sich zurückziehen. Nur Themistokles war dagegen und wußte zu verhindern, daß die griechische Flotte ohne Schwertstreich abfuhr. Dadurch gewannen die Perser Zeit, 200 Trieren um das Südkap von Euböa herum zu senden, um die Griechen von zwei Seiten anzugreifen. Voll Verzweiflung faßten diese den Plan, nach Süden durchzubrechen; aber ein gewaltiger Südoststurm hinderte sie am Auslaufen, schleuderte jedoch zu gleicher Zeit die Umgehungsflotte der Perser auf das klippenreiche Gestade von Gerästos. Hierdurch ermutigt gingen die Griechen zum Angriff gegen die persische Hauptflotte vor und gewannen in mehrtägigen Kämpfen vor dem Kap Artemision einige Vorteile. Indes ihre Stellung war unhaltbar, als die Nachricht vom Falle der Thermopylen kam; sie fuhren ab und gingen zunächst in den Häfen Athens vor Anker.

Schlacht bei Artemision

Angriff auf Athen

Nunmehr sollte Themistokles der Retter Griechenlands werden. Der hellenischen Flotte war um das Vorgebirge Sunion herum die trotz der erlittenen Unfälle immer noch weit stärkere persische Seemacht bald nachgefolgt. Zunächst ankerte sie bei Phaleron; dann aber zog sie sich nordwärts in die Meerenge zwischen der Insel Salamis und dem Festland, den Griechen gegenüber. In einem schnell gehaltenen Kriegsrat faßten die Peloponnesier, die nur auf Erhaltung ihres eigenen Landes bedacht waren und darum den Isthmos durch eine Mauer befestigt hatten, den Vorsatz, abzusegeln und den Kampf von da ab in die Nähe der korinthischen Landenge zu ziehen, um unter den Schutz ihrer Landmacht zu kommen. Vergebens suchte Themistokles sie von diesem Plane abzubringen und sie zu überzeugen, daß die engen Gewässer, wo die Menge der feindlichen Schiffe sich nicht entwickeln könnte, vorteilhaft seien, und daß sie durch ihren Abzug die athenischen Frauen und Kinder auf Salamis in die Hände der Feinde liefern würden; die Selbstsucht der Spartaner und Korinther widerstand jedoch seiner Beredsamkeit. Da fand der Athener einen Ausweg. Als schon alles zur Abfahrt bereit war, schickte er einen Diener an Xerxes und ließ ihm melden, die Hellenen wollten wegfahren, er möge sie nicht entweichen lassen, ein rascher Angriff würde ihm den sichern Sieg verschaffen. Auf diese Botschaft hin gab

Rückzugspläne der Peloponnesier

Xerxes Befehl, die Insel und die griechische Flotte einzuschließen. In einer dunkeln Nacht fuhren die Phöniker an der Westküste von Salamis herum, um auch diesen Ausweg den Griechen zu verschließen. Aristeides, der sich als Verbannter in Ägina aufhielt, brachte den Landsleuten die Kunde. Dadurch wurde am andern Tage die denkwürdige Seeschlacht von Salamis herbeigeführt, in der die Griechen einen vollständigen Sieg erlangten. Verzweiflungsvoll sah Xerxes von einer nahen Felsenhöhe dem Untergang seiner Flotte zu und trat mit einem Teile seines Heeres den Rückzug durch Thessalien, Makedonien und Thrakien an, wo noch Tausende seiner Krieger dem Hunger, der Kälte und den Anstrengungen erlagen. Ganze Haufen ertranken im Strymon, dessen Eisdecke unter ihnen zusammenbrach. Ein wesentlicher Grund für diesen übereilten Rückzug war, daß die neu unterworfenen europäischen Provinzen bedenklich gärten, Thrakien abfiel, Byzanz von den Griechen belagert ward und die schlimmsten Nachrichten aus Babylonien kamen, wo der kaum niedergeworfene Aufstand in hellen Flammen emporloderte und die persönliche Anwesenheit des Herrschers nötig machte. — Groß war dagegen die Freude der Hellenen über den stolzen Sieg. Die Spartiaten erkannten dem Eurybiades den Ehrenpreis der Tapferkeit zu, dem Themistokles aber den Olivenkranz für Weisheit und Geschicklichkeit und beschenkten ihn mit einem zierlichen Wagen.

Entscheidungskampf zur See

28. September 480

Landläufiger Bericht über die Schlacht bei Salamis

Es war Ende September des Jahres 480, als die denkwürdige Seeschlacht von Salamis geliefert wurde. 380 hellenische Schiffe stritten gegen über 500 persische. Der rechte Flügel, wo Themistokles mit den athenischen Schiffen den Phönikern gegenüber aufgestellt war, sollte beginnen. Kaum aber waren diese hinausgefahren, so hielten sie plötzlich inne, erschreckt durch das wilde Schlachtgeschrei, das von den Reihen der Barbaren herüberbrauste, und fingen an, rückwärts zu rudern, ohne jedoch die Schiffe zu wenden. Da lief auf dem linken Flügel eine attische Triere, auf welcher Ameinias, des Dichters Äschylus Bruder, den Oberbefehl hatte, rasch gegen ein phönikisches Schiff und bohrte den Schnabel so fest in dessen Seite, daß beide nicht mehr auseinander konnten. Nun kamen die anderen Fahrzeuge dem Ameinias zu Hilfe, und die Schlacht wurde allgemein. Den athenischen Schiffen gelang es, die Phöniker zu durchbrechen und zu zerstreuen. Die im Mitteltreffen aufgestellten Kyprier und Kilikier hielten eine Zeitlang wacker stand; als aber deren tapferer Fürst gefallen war, flohen sie, verfolgt von den Agineten, die sich nach den Athenern am tapfersten hielten. Schon hatten die athenischen Schiffe den linken Flügel, auf dem die Jonier und Karier sich befanden, erreicht. Themistokles stürmte auf das hohe Admiralschiff, auf dem Ariabignes, des Xerxes Bruder, den Oberbefehl führte. Ein Hagel von Pfeilen und Wurfspeeren empfing ihn; Ameinias brachte jedoch das feindliche Schiff zum Sinken. Unter den Feinden hielten sich die Jonier und Artemisia von Halikarnassos am wackersten. Mittlerweile war auch Aristeides, der aus dem Exil zurückgekehrt war, um seinem Vaterlande zu dienen, nicht untätig gewesen. Als er die Verwirrung der feindlichen Flotte erblickte, segelte er nach der Felseninsel Psyttaleia hinüber. Die dort aufgestellten Perser wurden überwältigt und niedergemacht; auf der Höhe des Eilands erblickte man am Abend das Siegeszeichen der Hellenen. Anfangs hielten die Griechen den erfochtenen Sieg nicht für so gar bedeutend: denn trotz aller Verluste war die persische Seemacht noch groß genug, um sich auf dem offenen Meere gegen die Feinde behaupten zu können. Aber das Vertrauen auf seinen Stern hatte Xerxes verlassen. Es faßte ihn die Angst, die griechische Flotte möge am Hellespont die Brücken zerstören und ihm so den Rückweg abschneiden. Darum gab er Befehl, nach dem Hellespont zu gehen und diesen zu verteidigen. Leider versäumten die Griechen, die Perser zu verfolgen, was den Abzug des gesamten Perserheeres zur Folge gehabt hätte, und verzögerten dadurch die Entscheidung bis in das folgende Jahr. — Auch bei dieser Schlacht ist die Örtlichkeit infolge des unmilitärischen Berichtes bei Herodot (die Erzählung in Äschylus' Persern ist für die Erkenntnis der Flottenstellungen nicht verwendbar) viel umstritten. Eine Sicherheit wird sich kaum erzielen lassen. Der Hauptstreitpunkt ist, ob die Hellenen längs der Küste von Salamis oder quer durch den Sund zwischen Attika und der Insel gestanden haben. Die erstere Auffassung hat gegen sich die

Ort der Schlacht

Schwierigkeit, den Seekampf in dem engen Meeresteile zu erklären, die zweite Auffassung scheint den Flotten nicht genügenden Spielraum zu gewähren und ist nur denkbar, wenn man eine sehr tiefe Aufstellung derselben annimmt.

Entscheidungskampf zu Lande 479

Ein ähnliches Geschick, wie bei Salamis die Flotte, traf im nächsten Jahre die Landtruppen, die Xerxes in Thessalien zurückgelassen hatte. Umsonst ließ ihr Anführer Mardonios durch den Makedonierkönig Alexandros (§ 125) den zurückgekehrten Bürgern Athens ein Bündanbieten, er wollte ihnen Frieden und Freiheit gewähren, die zerstörten Heiligtümer wiederherstellen und ihnen einen Landstrich nach freier Wahl einräumen, jedoch die athenische Volksversammlung erklärte: „Solange die Sonne den Weg wandelt, den sie jetzt geht, werden wir niemals mit Xerxes einen Vertrag schließen!" Erzürnt über diese stolze Antwort, rückte im Frühjahr 479 Mardonios von Thessalien aus durch das befreundete Böotien verheerend in Attika ein und zwang die Athener nochmals zur Auswanderung nach Salamis. Als auf die dringenden Vorstellungen der Athener endlich das peloponnesische Bundesheer über den Isthmos heranzog und Aristeides mit den athenischen Schwerbewaffneten sich anschloß, zog sich Mardonios nach Böotien zurück, weil er dort seine beste Waffe, die Reiterei, besser verwerten konnte. Doch die Griechen folgten ihm über die Engpässe des Kithäron, erfochten unter der Führung des Pausanias, der für des Leonidas Kinder in Sparta die Regentschaft führte, in der großen Schlacht von Platää über das nicht viel stärkere Heer der Feinde einen so vollständigen Sieg, daß sich nur eine geringe Zahl der Perser (etwa 10 000 Mann) nach dem Hellespont rettete. Die übrigen, darunter der tapfere Führer selbst, wurden erschlagen. Die Beute war unermeßlich. Hoch loderte die sühnende Flamme auf dem Altare des „befreienden Zeus"; Platää wurde neu aufgebaut, sein Stadtgebiet für heilig und unverletzlich erklärt und ein Dank- und Siegesfest gestiftet, das alljährlich mit Wettkämpfen gefeiert und von allen Staaten durch Gesandtschaften beschickt werden sollte. Von Theben dagegen erzwang Pausanias die Auslieferung der Häupter der persischen Partei und ließ zwei davon hinrichten.

Moderne Auffassungen vom Gange der Schlacht

Lange standen die Hellenen, von den Persern durch das Asopostal getrennt, auf den Höhen des Kithäron. Nach der einen Ansicht nahm Pausanias nur zögernd den angebotenen Kampf an und rückte bis an die Ufer des Asopos, mußte aber bald diese Stellung aufgeben und erteilte deshalb den Befehl zum Abzug. Hierin erblickte Mardonios eine beabsichtigte Flucht und zog den Feinden nach. Diese waren in drei Heerhaufen auseinandergezogen (die Athener auf dem linken, die Spartaner auf dem rechten Flügel und die anderen Bundesgenossen in der Mitte), und daher wurde auch an verschiedenen Stellen zugleich gekämpft. Nach anderen ging Pausanias nur zum Schein zurück, um die zögernden Perser zum Kampf zu verlocken. Das entscheidende Treffen fand am Tempel der Hera, östlich von Platää, statt, wo die Perser dem rechten Flügel hart zusetzten. Doch kamen bald die Hellenen durch ihre bessere Bewaffnung und ausgebildetere Taktik in Vorteil. Umsonst suchten die Barbaren die feindlichen Reihen zu durchbrechen; sie fielen als Opfer ihres Mutes. Am tapfersten stritt Mardonios selbst: als er von dem Spartaner Aeimnestos die Todeswunde empfing, wurde die Flucht allgemein. Die Perser zogen sich in ihr Lager am Asopos zurück; erst als die Athener sich mit den Spartanern verbanden, wurden die Befestigungswerke durchbrochen und die Perser völlig geschlagen. Mit Ausnahme einer Abteilung, die der General Artabazos noch während der Schlacht nach Byzanz abführte, hatten sich nur wenige Versprengte zu retten vermocht.

Nachdem ein Zehntel für den delphischen Apollo, nebst reichlichen Weihgeschenken für Zeus und Poseidon, und eine Ehrengabe für Pausanias zurückgestellt worden war, wurde die Beute unter die einzelnen Heere verteilt. Kein Mißklang, keine unwürdige Tat entstellte den herrlichen Sieg. Als Weihegabe wurde dem Apollo von Delphi die berühmte eherne Schlangensäule geweiht, drei ineinandergeschlungene Schlangenleiber,

Schlangensäule

die mit ihren Köpfen einen goldenen Dreifuß trugen. Auf diesem Bildwerk (von dem sich noch heute ein beträchtlicher Teil auf dem Atmeidan in Konstantinopel befindet), ließ Pausanias eine Inschrift, die seinen Ruhm pries, anbringen, aber auf einen Beschluß der erzürnten Verbündeten wurde sie ausgetilgt und dafür die Namen der hellenischen Staaten, die bei Platää gefochten hatten, eingegraben.

Ergebnis

Damit war der Verteidigungskampf der Hellenen gegen die Barbaren zu der ersteren Gunsten entschieden; zweihundert Jahre von da ab hat kein Barbar mit gewaffneter Hand den Boden von Hellas betreten. Der Geist hatte die Masse überwunden und die Lehre, daß Vaterlandsliebe und Freiheitsgefühl, getragen von dem stärkenden Bewußtsein der Eintracht, auch einen übermächtigen Feind zu bewältigen vermögen, fand in den siegreichen Kämpfen der Griechen ihre glänzende Bestätigung.

Schlacht am Himera 480

Ihre Ergänzung fanden diese Kämpfe durch den herrlichen Sieg, den Gelon von Syrakus am Flusse Himera über die mit den Persern verbündeten Karthager davontrug (§ 108); mit richtigem Gefühl von der Zusammengehörigkeit beider glorreichen Taten setzten die Griechen die Schlacht von Salamis und Himera auf denselben Tag.

Folgen der Perserkriege

Die Folgen des großartigen Kampfes für die gesamte Weltentwickelung sind gar nicht hoch genug anzuschlagen. Nicht nur die Abwehr der orientalischen Flutwelle und die Rettung des Griechenvolkes ist von Bedeutung gewesen, viel wichtiger ist, daß neben dem politischen Siege auch ein geistiger Sieg stand: denn hier wurde die Weltauffassung und Gedankenrichtung für die Menschheit gerettet, die wir als spezifisch den Griechen, vornehmlich aber den Athenern als eigen ansehen, die „diesseitig gewendete freie hellenische Geistesart", die uns die voraussetzungs- und autoritätenfreie Wissenschaft gebracht und die Kulturwerte geschenkt hat, daran wir noch heute uns erfreuen. In diesem Sinne sind die Schlachten der Perserkriege auch noch für uns geschlagen; einen ähnlichen Augenblick der Bedeutung für unsere ganze jetzige Kultur werden wir weiter unten (§ 191) ebenfalls glücklich vorübergehen sehen.

B. Athens Vorherrschaft (die Pentekontaëtie) 479—431.

Griechische Angriffspolitik

§ 95. Beginn der griechischen Angriffe gegen die Perser und der Seehegemonie Athens. Gleichzeitig mit der endgültigen Abwehr der Perser gingen die Griechen durch die Befreiung der Hellenen jenseits des Meeres zum Angriff über. Wenige Tage nach der Schlacht von Platää erlitten die Perser durch die bei Delos ankernde griechische Flotte

479

am Vorgebirge Mykäle eine entscheidende Niederlage: sie hatten ihre Schiffe an den Strand gezogen und mit einer Schutzwehr umgeben und wurden von den Griechen, die von Samos hersegelnd im Angesicht der Feinde gelandet waren, völlig besiegt. Auch hier war ein Spartaner, Leotychidas, der Anführer, aber den von Xanthippos, des Perikles Vater, geführten Athenern und den Milesiern gebührte die Palme.

Besetzung des Bosporus

Nach der glorreichen Schlacht von Mykale segelte die griechische Flotte nach Norden, um die für die ganze griechische Volkswirtschaft so überaus wichtige Position am Hellespont und Bosporus zurückzugewinnen. Nachdem die Athener Sestos und die Inseln Lemnos und Imbros zurückerobert und, mit den Spartanern und andern Bundesgenossen vereinigt,

Byzanz, den Schlüssel zum Schwarzen Meer, in ihre Gewalt gebracht hatten, stiftete Kimon und Aristeides, zunächst zur Abwehr gegen die Perser, den delischen Seebund, an dem jedoch Sparta nicht teilnahm. Durch ihn gewann Athen das Übergewicht zur See. Mit der Gründung des Seebundes war unauflöslich der Gedanke der Offensive gegen das Perserreich verbunden; denn noch lange nicht alle Hellenen waren vom persischen Joch befreit. Die Hoffnungen, die man auf das Bündnis setzte, haben sich glänzend erfüllt. Dank der außergewöhnlichen Tätigkeit der Athener, die sich dadurch zugleich von der Hegemonie Spartas freimachten, gelang es ihnen, im dreißigjährigen Kampfe fast alle Hellenenstädte zurückzugewinnen und dem delischen Bunde anzugliedern. Erst seitdem man auch auf nichtgriechischem Boden (in Ägypten und Kypros) Fuß zu fassen versuchte, verließ die Athener das Glück. Der Wendepunkt trat mit dem Jahre 445 ein, in das auch der angebliche kimonische Frieden gelegt wird.

Aufstieg des delischen Seebundes 478

Die Ausbildung der Seehegemonie Athens vollzog sich, weil es sich zeigte, daß die Spartaner trotz ihres strammen Militarismus wenig geeignet waren, offensive Unternehmungen gegen den Feind zu leiten. Der Übergang der Führung auf Athen wurde noch beschleunigt durch die Verräterei des spartanischen Feldherrn Pausanias, der seinen bei Platää erworbenen Kriegsruhm im ehrgeizigen Streben nach Herrschaft zugrunde richtete. Ursprünglich hatte dem spartanischen Regenten dieser Plan wohl fern gelegen, aber die steigende Seemacht Athens, die den spartanischen Einfluß lahmzulegen drohte, legte ihm den Gedanken nahe, den Athenern auf ihrem eigenen Gebiete zu begegnen, d. h. ebenfalls eine große Seemacht zu gründen. Dazu bestand jedoch in dem Ackerbaustaate Sparta wenig Geneigtheit, und da Pausanias es nicht auf gesetzlichem Wege erreichen konnte, suchte er auf revolutionären Pfaden zum Ziel zu gelangen, indem er sich auf die zu emanzipierenden Heloten stützen und anstatt der lykurgischen Verfassung eine Tyrannis einrichten wollte, die hauptsächlich durch die neu zu schaffende und von Heloten zu bemannende Flotte gehalten werden sollte. Dadurch kam er in einen Gegensatz sowohl zu den heimischen Machthabern als auch zu Athen. Solange er im Felde stand und sich dort gegen Athen behaupten konnte, war alles gut; sowie er aber dort den kürzeren zog, mußte er sich, um die Herrschaft für sich zu retten, den Persern in die Arme werfen und dadurch untergehn. So kam es auch, nachdem es ihm gelungen war, lange Zeit Byzanz und Sestos festzuhalten und dadurch den Athenern den Weg nach dem Osten zu sperren. Bei der Eroberung von Byzanz hatte Pausanias einige vornehme Perser, darunter Angehörige und Verwandte des Königs, zu Gefangenen gemacht. Diese schickte er ohne Wissen der übrigen Bundesgenossen an Xerxes zurück und gab dann vor, sie seien heimlich entflohen. Dabei ließ er dem Könige melden, er wolle ihm zur Herrschaft über Sparta und das übrige Hellas behilflich sein, wenn er ihm seine Tochter zur Gemahlin gebe und ihn zum Statthalter über die Peloponnes einsetze. Als der Perserkönig voll Freude auf den Plan einging, wurde Pausanias so übermütig, daß er die Gesetze und die Lebensweise der Spartaner außer acht ließ, sich orientalisch kleidete, schwelgerische Tafel hielt

Seehegemonie Athens

478—472

Abfall des Pausanias

und medische und ägyptische Begleitung und Bedienung annahm. Die
Untergang des Pausanias 468 Spartaner, von diesem Benehmen in Kenntnis gesetzt, riefen den treulosen Feldherrn ab. Pausanias, der in die Heimat zurückgekehrt war, um sich zu verantworten, unterhielt auch in Sparta noch heimliche Verbindungen mit dem Perserkönig und strebte zugleich nach einer Umgestaltung der heimischen Staatsordnung, dadurch, daß er das Königtum von der Aufsicht der Ephoren befreien und damit aus den Fesseln des altaristokratischen Staates loslösen wollte, ein Vorhaben, das so viele spartanische Fürsten versucht haben, und an dem sie ausnahmslos gescheitert sind. Als sein Plan durch einen Vertrauten an den Tag kam, wurde er in dem Tempel der Athene Chalkioikos, in dem er als Schutzflehender Zuflucht gesucht hatte, dadurch zum Hungertod gezwungen, daß die Ephoren ohne Rücksicht auf die heilige Stätte die Tempelpforten schließen ließen.

Auch andere Versuche der Spartaner, ihren Einfluß auszubreiten, mißlangen: der König Leotychidas, Nachfolger des Demaratos (§ 93), hatte 469 kein Glück bei der Beseitigung der Aleuaden in Thessalien, und ebenso schlug die Bemühung fehl, die perserfreundlichen mittelgriechischen Staaten aus der delphischen Amphiktionie auszuschließen. Ja, es traten sogar in der Peloponnes Verwickelungen ein, die die Spartaner nötigten, die Hilfe der Athener in Anspruch zu nehmen.

§ 96. Der Aufschwung Athens unter Themistokles, Aristeides und Kimon. Der delische Bund. Während so Pausanias die Macht seiner Vaterstadt minderte und das Ansehen Spartas durch mancherlei Mißerfolge immer mehr zurückging, trugen die drei athenischen Heerführer durch verschiedene Eigenschaften und Talente sehr viel zur Hebung ihrer
Themistokles Heimat bei. Der bedeutendste unter ihnen war Themistokles. Er bewirkte durch seine Klugheit und List, daß das neu aufgebaute und über den damals schon verschwundenen Mauerring des Peisistratos (§ 84) hinaus bedeutend erweiterte Athen mit einer festen Mauer umgeben wurde, die einen Umfang von mindestens 50 Stadien hatte und trotz des Einspruchs der Spartaner von den Athenern mit beispielloser Schnelligkeit und Energie zu Ende geführt ward. Den Einwänden der Spartaner aber wußte Themistokles durch kluge Diplomatie zu begegnen. Auch der neue treffliche Hafen Piräus wurde vollendet. Sein Lieblingsplan, die Stadt der Athener überhaupt an das Meer und an den Piräus zu verlegen und so eine wirkliche Seestadt zu schaffen, ist ihm nicht
Befestigung Athens gelungen; denn die Athener hingen zu fest an ihrer heimischen Scholle. So verfiel er denn auf den Mittelweg, die Straße zwischen Athen und dem Piräus durch zwei mächtige Mauern, die Schenkelmauern, sturmfrei zu machen. Auch dieses Planes Vollendung sollte er nicht sehen.
460—456 Erst in dem Jahre 460 hat man mit dem Bau begonnen. Die eine Mauer führte nach dem Piräus, die andere nach der Rhede von Phaleron, dem
445 früheren Hafen von Athen. Erst Perikles hat die dritte Mauer parallel der Nordmauer hinzugefügt und so Athen mit dem Meere unlöslich verbunden. Aus behauenen Blöcken, die durch Metallklammern verbunden waren, wurde die befestigte Straße erbaut, der Stolz und die Lebensader des neuen Athen, naturgemäß den Nachbarn und Feinden eine stete Drohung.

Durch diese Unternehmen, die Athen in eine große Festung verwandelten, die niemals gänzlich abgeschnitten werden konnte und dadurch um so furchtbarer war, zog sich Themistokles den unversöhnlichen Haß der Spartaner zu. Sie wollten Athens Befestigung nicht dulden, angeblich, damit die Perser, wenn sie wieder in Griechenland einfallen würden, keinen befestigten Stützpunkt fänden, in der Tat aber, um der wachsenden Macht der regsamen Stadt entgegenzutreten. Deshalb beschuldigten sie den Themistokles der Teilnahme an der Verräterei des Pausanias, weil er als Mitwissender dessen hochverräterischen Plan nicht angezeigt habe, und forderten ihn vor ein Bundesgericht, in dem sie selbst den Vorsitz hatten. Dies traf gerade in die Zeit, da die spartanerfreundliche Aristokratenpartei in Athen (an deren Spitze Kimon, des Miltiades Sohn, stand) es durchsetzte, daß der einflußreiche Mann durch das Scherbengericht auf zehn Jahre aus seiner Vaterstadt verwiesen ward. Verfolgt floh Themistokles, der Athen zu einem Handels- und Seestaat erhoben, die Stellung der Schutzbürger (Metöken) geordnet und gebessert und die Industrie in Aufschwung gebracht hatte, nach Asien, wo er bei dem Perserkönig eine ehrenvolle Aufnahme fand (angeblich, weil er ihm versprochen hatte, Griechenland an ihn auszuliefern) und drei Städte Kleinasiens zu seinem Unterhalt angewiesen erhielt. Die Motive dieser sonderbaren Handlungsweise werden wohl nie aufgeklärt werden, auch nicht, was er eigentlich mit Artaxerxes ausgemacht hatte. Als dieser ihn einige Jahre später um seine Beihilfe zur Unterjochung Griechenlands anging, soll er Gift genommen haben, um nicht zum Verräter zu werden. Nach anderen Nachrichten brachen ihm Kummer und Heimweh das Herz. Seine Asche begruben seine Freunde, wie sie selbst erzählten, heimlich in vaterländischer Erde. Die späteren Geschlechter glaubten, sein Grab befinde sich auf dem kleinen Vorsprunge, der vor der Halbinsel Piräus in die stille Meeresbucht hineinragt; sie konnten sich den großen Mann nicht anders denken als im Angesicht seiner Schöpfungen. Aber auch in Magnesia zeigte man auf dem Marktplatz sein glänzendes Grabmal.

Verbannung des Themistokles 470

465

455?

Nicht weniger als Themistokles hat sein bedeutendster Gegner Aristeides dazu beigetragen, dem Vaterland zu seiner Größe zu verhelfen. Es zeichnete ihn nicht dieselbe Schnellkraft und Genialität des Geistes aus wie den Themistokles; schöpferische Pläne und fruchtbringende Gedanken lagen seinem konservativen Geiste fern; aber sein makelloser Charakter, seine über allen Zweifel erhabene Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit befähigten ihn, ein Werk auszuführen, dessen Grundgedanke wohl dem Themistokles entsprungen war, die schon erwähnte (§ 95) Gründung des delischen Seebundes unter athenischer Führung. Das hohe Vertrauen, das alle künftigen Bundesglieder zu Aristeides hegten, machten den Abschluß der Verhandlungen und die Verteilung der Lasten leichter, ja in vielen Fällen allein möglich; denn man war überzeugt, er werde in keinem Falle einem Bundesmitgliede mehr zumuten, als es tragen könne. Die glänzende Bearbeitung dieser schwierigen Frage, die er zu allseitiger Befriedigung löste, trug ihm den Beinamen des Gerechten ein. In dem

Aristeides † um 467

Delischer Bund 478

neuen Bunde verpflichteten sich zahlreiche kleine griechische Staaten an der asiatischen Küste und im Archipelagus zur Lieferung von Schiffen nebst Besatzung oder von Geld. Zunächst war an Stellung von Bundeskontingenten sämtlicher Bundesglieder gedacht, und daran haben Lesbos, Chios und Samos bis zuletzt festgehalten; aber schon sehr früh müssen Geldleistungen daneben hergegangen oder dafür eingetreten sein.

Bundesverfassung

Die ursprüngliche Verfassung des Bundes ist uns nur sehr teilweise bekannt: an der Spitze stand ein ständig tagender Bundesrat (Synodos), der aber Athen gegenüber nicht viel bedeutete und nach der Verlegung der Bundeskasse ganz verschwand. Die in Delos gegründete Bundeskasse wurde von Aristeides eingerichtet, und sowohl zu Verwaltern dieser Schatzkammer als zu Anführern der gemeinschaftlichen Flotte wurden Athener bestellt. Nicht bloß die ionischen Inseln und Städte, wie Samos und Chios, wie Milet und Smyrna, auch das äolische Lesbos und Tenedos und die dorischen Gemeinwesen auf Kos und Rhodos, sowie die Griechenstädte auf der Chalkidike und an dem thrakischen Gestade schlossen sich dem Bunde von Delos an. Bald fiel jedoch die Lieferung von Schiffen den kleineren Staaten lästig, und sie kauften sich gern durch eine höhere Geldabgabe von der Verpflichtung los. Dies bot den Athenern später die willkommene Gelegenheit, ihre Flotte immer mehr zu vergrößern und allmählich die Inseln des ägäischen Meeres und die kleinen Seestaaten unter ihre Herrschaft zu bringen. Im Besitze einer überlegenen Seemacht verlegten sie dann, von niemand gehindert, die bisher im Apollotempel zu Delos aufbewahrte und von eigenen Beamten, „Hellenotamien", verwaltete Bundeskasse nach Athen, schalteten darüber, wie über ihr Eigentum und behandelten die beisteuernden Verbündeten als zinspflichtige Untertanen. Das ganze Bundesgebiet zerfiel seit 443/2 in fünf Kreise (den ionischen, hellespontischen, thrakischen, karischen und Inselkreis), in denen die Steuern von athenischen Beamten alljährlich eingehoben wurden; ein Rekurs gegen deren Höhe war nur vor attischen Gerichten möglich. Die jährliche Steuer, die in den fünf Steuerbezirken eingehoben wurde, ward auf 460 Talente festgesetzt, ist aber bis zum peloponnesischen Kriege bis auf 600 gestiegen. Neben dieser Geldleistung, die der attische Demos allein zu verwalten hatte, trat auch noch auf anderen Gebieten die Zentralisation hervor: das attische Recht wurde überall eingeführt, attische Münzen, Maße und Gewichte herrschten, und auch auf wirtschaftlichem Gebiete suchte man sich entscheidende Vorteile zu sichern, so z. B. das Stapel- und Straßenrecht, das die besten bundesgenössischen Waren zunächst nach Athen und erst von da an die anderen Griechen gelangen ließ. Nach dem Verschwinden der Persergefahr suchten einzelne Staaten aus dem Bunde auszuscheiden (Naxos 467, Thasos 465, nachdem die attische Kolonisation Thrakiens mißlungen war), wurden aber von den Athenern unterworfen, entwaffnet und als athenische Untertanenländer von Athen aus verwaltet (§§ 98, 99).

Bundeskasse

Bundesflotte

Sommer 454 (nach anderen Sommer 450 oder 449)

Bundessteuer

Kimon

Nach dem Ostrakismos des Themistokles war Kimon, des Miltiades Sohn, der unbestrittene Regent. Er war ein spartanerfreundlicher Adliger und suchte die einmal begonnene demokratische Bewegung einzudämmen, ohne einen wesentlichen Erfolg zu erzielen; die Demokratisierung Athens ging unaufhaltsam weiter. Zwar machte er sich durch glückliche Unternehmungen zur See um sein Vaterland verdient und gewann das Volk durch Leutseligkeit und Freigebigkeit; aber nur nach außen hin gelang es ihm, einige Erfolge zu erzielen. Mehr ein Mann der Tat als des Wortes, vertrieb er die Perser aus ihren letzten Besitzungen in Thrakien und eroberte die gold- und silberreiche Küste am Ausfluß des Strymon, wo die Athener alsdann die blühende Handelsstadt Amphipolis anlegten; er unterwarf die Insel Skyros, verjagte deren nichthellenische Bewohner (die Dolopen), die sich durch Seeraub berüchtigt gemacht hatten, verteilte das herrenlos gewordene Land in Losen an athenische Kolonisten (Kleruchen) und ließ die Gebeine des Theseus, der dort seinen Tod und sein Grab gefunden haben sollte, in feierlichem Zuge nach Athen bringen.

Festsetzung der Athener in Thrakien

467

Als Flottenführer setzte er am Flusse Eurymedon in Pamphylien der beginnenden Offensive der Perser ein Ziel. Diese glänzende Doppelschlacht machte dem Kriege gegen das persische Reich vorläufig ein Ende. Jedoch ist der Abschluß eines wirklichen Vertrags, des sogenannten „Kimonischen Friedens", der alle griechischen Staaten von der persischen Herrschaft befreit haben soll, mit guten Gründen bestritten worden; die beiderseitige Einstellung der Feindseligkeiten führte nur einen tatsächlichen Friedenszustand (d. h. ohne formellen Vertragsabschluß) herbei, währenddessen in den griechischen Gewässern kein persisches Kriegsschiff erschien und die ionischen Bundesgenossen keinen Zins nach Persien entrichteten.

Schlacht am Eurymedon 465?

Sogenannter Kimonischer Friede

§ 97. Wirtschaftliche und politische Gegensätze. Die Grundlage des politischen Aufschwungs der Athener in dieser Periode, die man gewöhnlich die der fünfzig Jahre (Pentekontaëtie) nennt, und die ihren Höhepunkt in dem Zeitalter des Perikles fand, ist der wirtschaftliche Wohlstand gewesen, der sich innerhalb dieser Frist zu einer außerordentlichen, nie gehofften Blüte entwickelte. Denn die Schlachten bei Salamis und Himera hatten nicht nur die Perser zurückgetrieben, sie hatten auch dem phönikischen Handel im Osten und Westen einen Schlag versetzt, von dem er sich nicht wieder erholt hat. Damit war Athens wichtigster Gegner auf seinem Handelsgebiet beseitigt. Die kleinasiatischen Griechen gelangten niemals wieder zu dem alten Wohlstand, da ihrem Handel das persische Hinterland verschlossen war; darum haben sie sich auch später gern wieder an die Perser angeschlossen. Auch für die europäischen Griechen hörte der Handel mit dem Orient fast gänzlich auf; dagegen blühte der Verkehr nach dem Westen, der neu erschlossen ward, und nach den Ländern am Pontos um so fröhlicher empor. Und dieser Verkehr gelangte, vor allem durch die weitausschauende Politik des Themistokles, immer mehr in die Hände Athens, das in dem neuangelegten Hafen des Piräus einen übermächtigen Konkurrenten für den Handel von Korinth und Ägina schuf.

Pentekontaëtie 479—431

Zugleich mit dem Handel blühte auch die Industrie empor. Die Bevölkerung Athens war, selbst nach mäßigen Schätzungen, in 30 Jahren auf das Fünffache gewachsen. Außer der natürlichen Bevölkerungszunahme waren zahlreiche Schutzbürger (Metöken) zugezogen, die in Athen leichte und lohnende Arbeit fanden; außerdem gestattete der wachsende Reichtum der Stadt zahlreiche Arbeitssklaven zu halten, die in den Häfen und Fabriken tätig waren.

Aufblühen der attischen Industrie

Schon früh hatten sich die dichtbesiedelten griechischen Industriestaaten (die damals etwa 3 Millionen Einwohner zählen mochten, weit mehr als dasselbe Gebiet heutzutage) daran gewöhnt, ihren Nahrungsbedarf von auswärts einzuführen und mit ihren Industrieerzeugnissen dafür zu zahlen. Die einheimische Landwirtschaft konnte den Bedarf nicht decken, weil sie eine zu primitive Art des Betriebs hatte und an Menge der Bodenprodukte nicht entfernt das schaffen konnte, was gebraucht ward. Der Rückgang der altheimischen Landwirtschaft war unvermeidlich, obwohl die reichen Grundbesitzer dies auf alle Weise zu hindern suchten. Schon früh muß dieser Zustand eingetreten sein; das lehren die Versuche aller Gesetzgeber, die Landwirtschaft zu schützen, und nicht zum wenigsten der des Solon, der den Vollbesitz des Bürgerrechts an die Bewirtschaftung eines bestimmten Landguts von mäßiger Ausdehnung knüpfte und der Latifundienbildung energisch entgegentrat. Aber der Gang

Industrie und Lebensmittel

Rückgang der attischen Landwirtschaft

dieses wirtschaftlichen Prozesses ließ sich dadurch nicht aufhalten. Das billige „pontische Getreide" der unerschöpflichen Ebenen Südrußlands und die freie Ein- und Ausfuhr aus Ägypten brachten einen solchen Preissturz der verschiedenen Getreidearten hervor, daß die attische Getreide- und Naturalienwirtschaft fast ganz aufhörte (das geht daraus hervor, daß die Würde der Pentakosiomedimnen schon 478 auf einen bestimmten jährlichen Geldgewinn gesetzt ward) oder sich mit dem Anbau besonders feiner und teurer Produkte (z. B. des Öls und Weins) befaßte. Die Bevölkerung, die sich bis dahin mit Landwirtschaft beschäftigt hatte, zog in die Städte, die schnell aus Land- zu Großstädten wuchsen, und fand dort Beschäftigung, die ihr ausreichenden Lohn gewährte. So geschah es in Korinth, Ägina, Megara vor allem aber in Athen.

Rückwirkung auf andere griechische Staaten

Dies alles schärfte die politischen Gegensätze zwischen den griechischen Staaten. Der delische Seebund hat nicht nur die gesamten Seekräfte Griechenlands zusammengefaßt, um sich der Persernot zu erwehren, er hatte noch weitertragende Folgen, die bei der Gründung des Bundes am wenigsten beabsichtigt oder auch nur berücksichtigt worden waren. Er wurde aus dem Defensivbündnis gegen den äußeren Feind zu einem Offensivbündnis gegen die landwirtschaftstreibenden Schwesterstaaten; an deren Spitze stand Sparta, an das sich naturgemäß alle anderen Länder der Peloponnes, selbst Argos, anschlossen, weil ihr Wohlstand auf dem Ertrag ihres Ackers ruhte, und dem auch, trotz tiefer innerer Abneigung, die anderen Ackerbaustaaten beitreten mußten, z. B. Böotien und Thessalien, da es sich um ihre wirtschaftliche Existenz handelte. Sie waren darauf angewiesen, für die Ausfuhr zu produzieren, und ihr natürlicher Abnehmer war bis dahin der auf die See und den Industriefleiß hingewiesene ionische und attische Nachbar gewesen, der von ihnen das Getreide hatte kaufen müssen. Das war die goldene Zeit der griechischen Landwirtschaft gewesen, und trotz allen Fleißes hatten sich Athen und die Inseln nur schwer aus ihrer Armut zu erheben vermocht. Seit der Besetzung der thrakischen Chersones und von Byzanz, der Wegnahme der Inseln Samothrake, Lemnos und Imbros, die Athen zur Beherrscherin der
465/4 pontischen Getreidestraße machte, und seit der Kolonisation von Amphipolis, die das reiche Uferland des Strymon erschloß, war das jedoch gelungen, und im delischen Bunde waren die Handelsinteressen ebenso sehr in der einen Hand von Athen vereinigt, wie hundert Jahre vorher Sparta es verstanden hatte, die Interessen der Landwirtschaft und der monopolisierenden Versorgung der anderen Griechen mit peloponnesischen Bodenprodukten unter seine Leitung zu bringen.

Gegensatz Athens zu den Landwirtschaftsstaaten der Peloponnes

Gewaltig war der Versuch, Athen zur Herrscherin der Meere zu machen, und jahrzehntelang schien er geglückt. Aber das herrliche Gebilde trug in dem Interessengegensatz zu Sparta seinen Todeskeim in sich. Der Kampf zwischen beiden Staaten und Wirtschaftsformen mußte kommen und mußte geführt werden, bis einer der Gegner am Boden lag. Diese (früher nicht genug beachtete) Seite des Gegensatzes der beiden Mächte erklärt auch die Erbarmungslosigkeit des Streites, gerade wie bei dem Kampf zwischen Karthago und Rom. Denn Wirtschaftskämpfe lassen, ungleich den idealen Gegensätzen, nur schwer Kompromisse zu und führen zu Sieg oder Vernichtung.

Ausbildung der Demokratie

Dieser wirtschaftliche Gegensatz verquickte sich mit einem politischen, der in der Hauptsache nur die Folge des ersteren gewesen ist, aber fast immer als der Hauptgrund des Zwiespaltes zwischen Athen und Sparta angesehen ward. Es bildete sich nämlich in allen Staaten, die sich auf Handel und Industrie angewiesen sahen, die neue Staatsform der Demokratie heraus, am schnellsten und nachdrücklichsten dort, wo Handel und Industrie ihr Zentrum fanden, d. h. in Athen. Das Herrscherrecht der Geburt war schon vorher in vielen durch das Herrscherrecht des Besitzes abgelöst worden. Die Generation, die die Perserkriege durchgefochten hatte, trug das Ideal der Freiheit, die in der sittlichen Persönlichkeit ruht, ohne um Geburt und Besitz zu fragen, tief in ihrem Herzen; alle Wortführer der damaligen Zeit sind Demokraten gewesen. Dabei hat sich der Umschwung in allen Staaten, die von Handel und Industrie existierten, friedlich und auf dem Wege der Reform vollzogen; durch die Volksversammlung und das allgemeine Stimmrecht wurde das Volk dazu hinübergeleitet; eine soziale Revolution fand nirgends statt, obwohl sogar kommunistische Gedanken auftauchten. Das schon stark demokratische Athen an der Spitze des delischen Bundes machte aus allen den kleinen Staaten, die sich anschlossen, ebenfalls Demokratien. Umgekehrt fanden die alten Regierungsformen einen starken Rückhalt an Sparta, das den konservativen Zug aller Ackerbauländer zeigt. Zwar blieb es von monarchischen und demokratischen Erschütterungen nicht verschont (Versuch des Pausanias, sich des Ephorats zu entledigen und eine Tyrannis zu gründen, und der große Helotenaufstand 464), aber es wußte ihrer Meister zu werden und war der natürliche Beistand aller aristokratischen Minderheiten, um auch auf diese Weise den großen politischen und sozialen Aufschwung zu hindern.

§ 98. Athens Glanzzeit. Perikles. Erster Zusammenstoß zwischen Athen und Sparta. Wie sehr auch die Spartaner mit Neid auf die wachsende Macht und Größe der Nebenbuhlerin blickten, der Kampf mit Argos, das damals aus Rache die altehrwürdige Stadt Mykenä zerstörte, vor allem aber ein fürchterliches Erdbeben, das den größten Teil ihrer Hauptstadt in Trümmer legte und einen zehnjährigen, hartnäckigen Krieg mit den empörten Messeniern und Heloten hervorrief, machte ihnen jedes Einschreiten unmöglich. Im stillen aber spannen sich die Fäden zwischen Sparta und der aristokratischen Minderheit in Athen, die sich in zahlreichen Klubs (Hetärien) eine feste Organisation geschaffen hatten, immer fester, da Kimon (§ 96) offenkundige Sympathien für Sparta hegte. Der spartanische Hochmut verdarb aber alles dadurch, daß das eben erst erbetene attische Hilfsheer, das Kimon bereitwillig herangeführt hatte, aus Mißtrauen zurückgeschickt wurde. Diese schmachvolle Behandlung erbitterte die athenischen Demokraten dermaßen, daß sie Kimons Verbannung durchsetzten, mit Argos einen Bund schlossen und den besiegten Messeniern die kurz zuvor eroberte Stadt Naupaktos (das heutige Lepanto) am Eingange des korinthischen Golfs als Wohnsitz anwiesen.

Dritter messenischer Krieg 464—455

Helotenaufstand 464

Verbannung Kimons Frühjahr 461

An Kimons Stelle trat sein demokratischer Gegner Ephialtes. Er wagte es, seine Hand an den Areiopag, den Hort der konservativen Partei, zu

Ephialtes 461

legen. Früher hatte sich dieser aus den besten gewesenen Archonten gebildet und dadurch den Ruf einer gewissen Exklusivität erworben und wohl auch verdient. Das hatte sich aber geändert, denn seit 486/5 konnte jeder Angehörige der beiden ersten Censusklassen durchs Los Archon werden und damit Anspruch auf eine Areopagitenstelle gewinnen, und bereits 457 wurden die Zeugiten (Besitzer eines Bauerngutes) auch zugelassen. Damit hatte sich auch die Wertschätzung des Areiopags vermindert. Dazu kam die fortschreitende Demokratisierung, eine Folge der Befreiung der Massen, und das immer stärkere Überwiegen der radikalen Parteien, die von dem gerade durch den wachsenden Wohlstand entstandenen Kapitalismus sich um den vollen Genuß der Frucht ihrer Arbeit betrogen glaubten und mit den konservativen Parteien Streit anzufangen suchten. Das Kampfobjekt zwischen Konservativen und Radikalen bildete nun der Areiopag, dem man die Möglichkeit und auch den Willen zutraute, jeden Fortschritt durch sein Veto zu hemmen. Ephialtes beantragte, daß der Areiopag nur die Blutgerichtsbarkeit behalten und seine sonstigen politischen und richterlichen Rechte an den Rat, die Volksversammlung und die Geschworenengerichte der Heliasten abgeben sollte. Bei den konservativen Parteien erhob sich ein Sturm der Entrüstung: Kimon und seine Anhänger widersetzten sich auf das nachdrücklichste. Jedoch alles war umsonst; der
461 Kampf wurde dadurch entschieden, daß Kimon das Schicksal aller Perserbesieger teilte und durch den Ostrakismos in die Verbannung geschickt ward.
457? Zwar wurde Ephialtes durch Meuchelmord beseitigt; aber er fiel als Märtyrer für sein Werk, das ihn überleben sollte. Denn Volkshoheit und Volksgericht sind die Palladien der atheniſchen Demokratie geblieben. Die Demokratisierung des Staates ging dadurch weiter, daß man nunmehr Gehaltsschädigungen für die durch das Los überkommenen Ämter einführte, die auch dem Ärmsten es ermöglichten, an den Staatsgeschäften sich zu beteiligen. Die Führerschaft der Demokraten ging aber auf den Mann über, dessen Name mit dem Höhepunkt der griechischen Geschichte unzertrennlich verbunden ist, auf Perikles aus Cholargos, den Sohn des Xanthippos (§ 95).

Niederwerfung von Ägina

Die Erfolge dieses siegreichen Vordringens der Demokratie blieben nicht aus. Man kündigte das Bündnis mit Sparta und schloß Allianzen mit dem durch Synoikismos zu demokratischen Einheitsstaaten gewordenen Argos, Elis und Mantineia. Den Abschluß machte
459 der Übertritt von Megara. Diese kleine Stadt war damals in Grenzstreitigkeiten mit Korinth geraten, sagte sich deshalb vom peloponnesischen Bunde los und schloß sich an Athen an. Attische Soldaten besetzten die Stadt und verbanden, nach dem Vorbild der eigenen Heimat, den trefflichen Hafen Nisäa am saronischen Golf durch Mauern mit Megara selbst, so daß eine Einschließung unmöglich war. Korinth begann nun den Kampf und fand an Ägina eine Bundesgenossin. Aber eine
458 furchtbare Seeschlacht vor Kekryphaleia, einer dem Hafen von Ägina vorgelagerten Insel, vernichtete die peloponnesische Flotte gänzlich, und als die Korinther für ihre dorischen Landsleute ins Feld zogen, brachte ihnen der tapfere Myronides mit einer Schar von Greisen und Knaben in Megaris eine Niederlage bei. Schließlich ward Ägina, der reiche, durch Kunstsinn, Gewerbefleiß und Handel blühende, aber wegen Stolz und Habsucht verrufene Aristokratenstaat, nach hartem
457 Kampfe erobert und unter Zusicherung einer gewissen Autonomie, genötigt, dem delischen Seebunde beizutreten.

Niederhaltung der Bundesgenossen

Auch in anderen Fällen hatte Athen, trotz der Widerspenstigkeit seiner Bundesgenossen, mit denen es mehrfach zu kämpfen gehabt hatte, z. B. 467 bei dem Abfall der Insel Naxos und der Einnahme des gold-

reichen Thasos (§ 96), alle Kräfte daran gesetzt, um sich seiner Gegner 463
zu erwehren (Bau der phaleriſchen Mauer, § 96) und ſchließlich gelang es ihm, überall ſeiner handelspolitiſchen Gegner Herr zu werden.

Spartas erneutes Vorgehen gegen Athen

Erſt als ſich der dritte meſſeniſche Krieg zu Ende neigte, konnten die Spartaner Schritte zur Schwächung der Athener tun. Unter dem Scheine einer Hilfeleiſtung für das von den Phokern bedrängte Doris ließen ſie unter Nikomedes, der für den unmündigen König Pleiſtoanax 458—406
(Sohn des Regenten Pauſanias) die Vormundſchaft führte, ein bedeutendes Heer in Böotien einrücken, um durch Wiederherſtellung der in den Perſerkriegen vernichteten Hegemonie Thebens über die böotiſchen Städte für Athen ein Gegengewicht zu ſchaffen, und ſiegten durch den Übertritt der theſſaliſchen Reiterei in der Schlacht bei Tanagra 457
über die Athener. Mißtrauiſch hatten dieſe den verbannten Kimon, der unter ſeinen Stammesgenoſſen mitkämpfen wollte, aus ihren Reihen gewieſen, erkannten jedoch ſpäter, als ſeine alten Waffengefährten im rühmlichen Streite den Tod gefunden hatten, ihr Unrecht und riefen ihn in die Heimat zurück. Neue Erfolge Athens brachten die Verluſte bald in Ver- Erfolgreiche Abwehr der Athener
geſſenheit. Alle Vorteile, welche die Spartaner und ihre Verbündeten durch den Sieg bei Tanagra erfochten zu haben wähnten, vereitelte Myronides 62 Tage nachher durch die Schlacht „bei den Weinbergen“ (Onophyta), in der die Athener zu Herren von Phokis, Lokris 456
und Böotien wurden. Sie gaben der Volkspartei in dieſen drei Staaten die Herrſchaft in die Hände und ſchloſſen Freundſchaft und Bündnis mit ihnen. Dieſe Erfolge wurden dadurch gekrönt, daß die Inſel Ägina kapitulierte, Perikles die langen Mauern vollendete (§ 96) und der atheniſche Admiral Tolmides es wagte, mit ſeiner Flotte die ganze Peloponnes zu umfahren, Kythera zu brandſchatzen und den ſpartaniſchen Hafen Gythion zu verbrennen. Zahlreiche neue Bundesgenoſſen traten dem attiſch-deliſchen Bunde bei: Athen befand ſich auf dem Gipfel ſeiner Macht. Wäre eine, von ihm vergeblich unternommene, Einmiſchung in Theſſalien geglückt, ſo hätte es das ganze außerpeloponneſiſche Griechenland unter ſeiner Führung vereint. Schon dachte man in Athen daran, auch auf der Peloponnes ſelbſt entſcheidenden Einfluß zu gewinnen, und beſetzte militäriſch wichtige Punkte, um die Halbinſel zu umklammern, wie Naupaktos, Chalkis, Troezen u. a.; die weitausgreifende Politik der Athener ſuchte außerdem neue Handelsbeziehungen zum ferneren Ausland, um ſich während des unvermeidlichen Kampfes mit Sparta wirtſchaftlich ſicherzuſtellen.

Überſeeiſche Unternehmungen Athens

Die Entſcheidung zwiſchen dem demokratiſchen und dem ariſtokratiſchen Teile von Hellas, die das letztere vernichtet hätte, kam jedoch noch nicht; denn neben den innerpolitiſchen und in Hellas ſich abſpielenden Kämpfen ſtanden noch weitausſchauende Unternehmungen im Ausland, die zunächſt wohl wirtſchaftliche Zwecke hatten, aber ſich von politiſchen Folgen nicht freihalten ließen, und die eine verhängnisvolle Überſpannung und Zerſplitterung der Kräfte Athens nach ſich zogen.

1. Kämpfe in Ägypten

Die neue (radikale) Demokratie hielt übrigens ebenſo wie die geſtürzte Regierung an der Notwendigkeit einer kraftvollen Offenſive gegen die Perſer feſt. Eine unvergleich-

Offensive gegen Perſien 465

liche Gelegenheit boten dazu die Thronwirren nach dem Tode des Xerxes. Am ſtärkſten regte ſich damals der Unabhängigkeitsdrang bei den Ägyptern. An der Spitze des Aufſtandes der Ägypter wider die Perſer ſtand der Libyer Inārōs (§ 34), der mit den Athenern ein Bündnis geſchloſſen hatte, und unter ihrem Beiſtande das Land zu befreien und

Aufſtand in Ägypten 462—455

ſich zum König zu machen gedachte. Die Athener ſegelten mit der Bundesflotte von 200 Schiffen den Nil hinauf bis nach Memphis, und dieſer Erfolg der griechiſchen Waffen ſchreckte den König Artaxerxes I. dermaßen, daß er den Perſer Megabazos mit Geld nach Lakedämon ſandte, um die Peloponneſier zu einem Einfall in Attika zu beſtimmen und dadurch die Athener von Ägypten abzuziehen. Als ihm dies nicht gelang, ſchickte der König den General Megabyzos mit einem großen Heere ab, der die Hellenen aus Memphis

Kapitulation der Athener auf Proſopitis 454

(456) vertrieb und ſie zuletzt auf der Inſel Proſopitis einſchloß. Auf dieſer belagerte er ſie ein Jahr und ſechs Monate, bis er durch Trockenlegen eines Kanals ihre Schiffe aufs Trockene ſetzte, den größten Teil der Inſel zu Feſtland machte und die Athener zur Kapitulation zwang. Inaros, der die ganze Unternehmung der Ägypter geleitet hatte, ward gefangen und ſpäterhin gegen das gegebene Verſprechen gekreuzigt. Von den Athern ſegelten kurze Zeit nachher 50 Trieren, um die früheren abzulöſen, nach Ägypten

Niederlage an der mendeſiſchen Mündung

und landeten bei dem mendeſiſchen Flußarm. Eine phönikiſche Flotte überfiel ſie: die meiſten Schiffe wurden vernichtet, und nur wenige entrannen. Dadurch war die Hoffnung der Athener, ſich für den Fall eines peloponneſiſchen Krieges mit billigerem ägyptiſchen Getreide verſorgen zu können und zugleich von der perſiſchen Überwachung am Hellespont befreit zu ſein, vernichtet.

2. Kämpfe um Kypros

Dieſer gewaltige Schlag, der die Athener die Blüte ihrer Mannſchaft koſtete, führte zunächſt dazu, daß die Bundeskaſſe aus dem offenen Delos nach dem Tempel der Athene auf den attiſchen Burghügel gebracht wurde (§ 96).

451

Mit Sparta mußte ein Frieden geſchloſſen werden, der unter der Bedingung zuſtande kam, daß die attiſche Koalition mit Argos (§ 98) geſprengt ward, und nun ſchickte man ſich an, den Kampf mit Perſien von neuem aufzunehmen. Kimon übernahm den Oberbefehl, beſchloß, die Offenſive zu ergreifen und den Krieg von neuem nach Oſten zu tragen. Unter ſeiner Führung ſegelte eine atheniſche Bundesflotte von 200 Trieren nach der Inſel Kypros. Dort ereilte den Helden vor der Stadt Kittion der Tod. Sein Unterfeldherr ſtieß

Schlacht bei Salamis 449

bald darauf bei Salamis mit der perſiſchen Flotte zuſammen und gewann einen großen Sieg. Darauf wurde durch den Friedendes Kallias der beſtehende Zuſtand, d. h. die Anerkennung des attiſchen Machtbereichs und die ſtillſchweigende Freigabe der dazu gehörenden, ehemals perſiſchen Küſtengebiete Kleinaſiens, ratifiziert und nur Kypros den Perſern zugeſprochen.

Höhepunkt der atheniſchen Demokratie

Kimon hatte das Glück, daß er bei ſeinem Tode ſeine Vaterſtadt auf dem Gipfel der Macht und Größe ſah. Nach ihm nahm Perikles, der ſchon ſeit der Reform des Ephialtes der unbeſtrittene Führer der Demokratie war, und nunmehr keinen ernſtlichen Nebenbuhler mehr hatte, das Staatsruder in ſeine feſte Hand und erhielt den Friedenszuſtand mit Perſien aufrecht. Von dem deliſchen Bunde ſtanden nur noch die drei Inſelſtaaten Chios, Lesbos und Samos zu Athen in dem alten Verhältnis freier und ſelbſtändiger Bundesgenoſſen, die anderen waren ſämtlich zinspflichtige Untertanen der ſeebeherrſchenden Stadt geworden, die nun über Krieg und Frieden aus eigener Machtvollkommenheit entſchied, die Rechtshändel der Bundesgenoſſen in Athen verhandeln ließ und die Bundesſteuern erhöhte, eine Maßregel, die um ſo härter wirkte, als auch die Bundesgenoſſen ſchwer an den Folgen der atheniſchen Politik trugen, und viel Mißſtimmung erzeugte. Geſchützt durch Mauern und Bollwerke, im Beſitz befeſtigter Orte in Achaja und auf der Oſtküſte der Peloponnes, umgeben von abhängigen Bundesſtaaten, zur See ohne Nebenbuhler, ſchien Athen in ſeiner Herrſchaft für immer ge-

Beginn des Verfalls

ſichert. Trotzdem trug es, ſchon durch die große Ausdehnung ſeiner Beſitzungen, die nur mit Mühe und unter unverhältnismäßig hohen Koſten erhalten werden konnten, den Keim des Verderbens in ſich.

Außerdem suchte die in Athen herrschende Demokratie überall die demokratische Verfassung einzuführen, und das ging nicht ohne Gewalt ab; fast in allen Staaten blieben aristokratische Minderheiten, der natürliche Herd athenfeindlicher Bestrebungen. Am stärksten war diese Aristokratenpartei in Theben, das sich nur widerwillig dem athenischen Joch gebeugt hatte. Als nach dem Kampfe vor Kypros sich die Verhältnisse zwischen Athen und Sparta wieder spannten, besetzten die thebanischen Verbannten Chäronea und Orchomenos. Die Athener suchten den glimmenden Funken zu löschen; aber die Früchte aller ihrer Siege und Anstrengungen vernichtete die in der Schlacht von Koroneia erlittene Niederlage, wo der tapfere Feldherr Tolmides den Heldentod starb. Nunmehr geriet Böotien von neuem unter die Oberherrschaft von Theben, wo die Aristokratie wieder zur Herrschaft gelangte und an ihren Widersachern blutige Vergeltung übte. Dann versuchten Megara und Euböa von Athen abzufallen; zugleich bedrohte ein lakedämonisches Heer unter dem jungen König Pleistoanax die Grenzen von Attika. Da gelang es dem klugen Perikles, durch Bestechung der spartanischen Führer Pleistoanax und Kleandridas, die dafür freilich das Brot der Verbannung essen mußten, den Abschluß des perikleischen oder dreißigjährigen Friedens herbeizuführen, in dem Athen, um Euböa zu retten, alle Punkte, die es an der Küste der Peloponnes innegehabt hatte, herausgab. Sparta und Athen verbürgten sich gegenseitig ihre Hegemonien, gestatteten den übrigen Staaten den freiwilligen Anschluß an den einen oder andern Bund und sicherten einander freien Verkehr und Handel in Markt und Hafen. So ging die panhellenische Konföderation der Perserkriege in einen vertragsmäßigen Dualismus über, der die nächsten Jahre vorgehalten hat.

Kämpfe mit den griechischen Festlandsstaaten

Schlacht bei Koroneia 447

Abfall Megaras und Euböas 446

Perikleischer Frieden 445

Mit diesem sogenannten dreißigjährigen Frieden hängt auch der Gedanke des Perikles zusammen, einen Nationalkongreß nach Athen zu berufen, der eine neue Friedenszeit heraufführen und die Altäre der Götter schützen sollte; wäre dieser Versuch einer Nationalversammlung geglückt, so hätte schon damals das Repräsentativsystem in der Politik seinen Einzug gehalten. Leider hinderte der Haß Spartas die Verwirklichung dieses großen Gedankens.

Panhellenischer Nationalkongreß

§ 99. Der Sieg des Perikles über seine einheimischen Gegner. Trotz des hohen Glanzes, der die nun folgenden vierzehn Jahre durchflutet, war Athens Entwickelung schon über den Höhepunkt hinaus, und nicht ohne der Athener Schuld. Drückend lastete auf ihren Verbündeten das zentralisierende System, das im delischen Seebunde Platz gegriffen hatte (§ 96). Nicht mehr Verbündete suchten bei dem starken Schwesterstaate ihren Schutz, sondern zinspflichtige Untertanen zahlten der strengen Herrin Tribut. So viele Versuche auch gemacht wurden, das Joch abzuschütteln, es war umsonst. Der Aufstand in Euböa, den Perikles unterdrückt hatte (§ 98), fand sein Ende damit, daß die Einwohner des nördlichen Teiles der Insel vertrieben und attische Kleruchen in das Gebiet von Histiäa (Oreos) und Chalkis verpflanzt wurden.

Auch die drei letzten freien Bundesgenossen versuchten der Reihe nach, sich von Athen loszumachen. Eine geringfügige Grenzstreitigkeit führte zunächst zu dem gewaltigen Aufstand der Samier, der zugleich eine oligarchische Reaktion auf ihrer Insel hervorrief. Sofort griffen die

Samischer Aufstand 440

Athener, unter deren Feldherren damals auch der Dichter Sophokles war, ein. Nach lange schwankendem Kriegsglück gelang es dem Perikles, den samischen Führer Melissos (§ 90) einzuschließen, zur Kapitulation zu nötigen und somit die große, reiche Insel zu unterwerfen. — Von den friedlichen Ereignissen der Zeit sind die wichtigsten die Neuanlegung der Kolonien Amphipolis (§ 97), das durch die Schlacht von Drabeskos 466 wieder an die Thraker verloren gegangen war, nunmehr aber von Hagnon wieder erobert, Makedonien in die Interessensphäre Athens ziehen sollte, und Thurioi in Unteritalien, wo die Athener ebenfalls festen Fuß zu fassen hofften, hier mit weniger Erfolg als in Thrakien; denn Thurioi sagte sich später von Athen los, und begründete 433 Herakleia am Siris. Außerdem wurden damals eine ganze Anzahl Kleruchien (den römischen Bürgerkolonien [§ 182] vergleichbar) von Athen aus gesendet, so Chersonesos, Lemnos, Imbros, Brea am Strymon u. a. Sie zahlten keinen Tribut und galten als ausländische Vorstädte der Heimatstadt.

Attische Kolonien
437
443

Im Innern herrschte zwar die Demokratie, aber die kleine Partei der Oligarchen hat niemals aufgehört, an dieser Herrschaft zu rütteln. Nach Kimons Tode war ihr Führer Thukydides, des Melesias Sohn, ein befähigter Mann, der sich vor allem gegen die neue Finanzpolitik des Perikles wendete. Diese ging darauf aus, die vorhandenen, z. T. sehr beträchtlichen Gelder des Tempelschatzes der Athener auf der Burg für die Befestigung und Ausschmückung der Stadt und der Burg nutzbar zu machen. Um diese Tempelschatzreserve, die in früheren Zeiten, z. B. in den Perserkriegen, schon öfter durch Gewährung von Anleihen ausgeholfen hatte, wieder aufzufüllen, beschloß man, die Beiträge der Bundesgenossen teilweise wieder ins Schatzhaus der Athene abführen zu lassen. Perikles hatte ausdrücklich erklärt, daß, wenn Athen den Verbündeten gegenüber seine Pflicht als Schutzherrin getan habe, diesen kein Recht betreffs der Tributüberschüsse zustände, und daß die Athener diese nach eigenem Ermessen verwenden dürften. In diesem Sinne also, kann man sagen, hatte Perikles, nach Bildung einer starken Schatzreserve, den Geldern, die dem Gesamtbunde gehörten, die Mittel entnommen, die für die herrliche Ausschmückung und Befestigung der Stadt nötig waren, und sich zwar dadurch die größte Popularität erworben, aber auch einen trefflichen Ausgangspunkt für Anklagen gegen ihn gegeben. Thukydides wollte diese Gelder zu Angriffskämpfen gegen die Perser verwendet sehen und betonte diese Meinung so, daß schließlich nur noch das Mittel des Ostrakismos übrig blieb. Thukydides mußte weichen, und von da an ist, trotz mancher äußeren Mißerfolge (z. B. des oben (§ 98) erwähnten verunglückten Versuchs, alle griechischen Staaten auf einem Kongreß zu einer Nation zu verschmelzen) und der sich mehrenden drohenden Zeichen eines Konflikts, Perikles der erste Mann des Staates geblieben. Erst in seinen späteren Jahren hatte Perikles unter dem Neide seiner Gegner zu leiden und ernstliche Angriffe zu bestehen. Nur mit Mühe vermochte er seine Hausgenossin Aspasia von der Anklage wegen Vergehens gegen den Volksglauben und gegen Sitte und Ehrbarkeit zu

Oligarchische Umtriebe in Athen

Verwendung des Bundesschatzes

Thukydides, des Melesias Sohn

befreien; und als schon der Peloponnesische Krieg vor der Tür stand, suchte die aristokratische Partei nochmals den großen Staatsmann zu stürzen, indem sie die Forderung der lakedämonischen Gesandten auf Ausweisung des durch die kylonische Blutschuld fluchbeladenen (§ 78) Alkmeonidengeschlechts, dem Perikles von mütterlicher Seite angehörte, unter der Hand unterstützte und begünstigte.

§ 100. Das perikleische Zeitalter. Gewaltig war der Umschwung, den Perikles in allen Einrichtungen seiner Vaterstadt hervorbrachte. In Verbindung mit Ephialtes hatte er, wie erwähnt (§ 98), den Areiopag seiner politischen Macht entkleidet und in einen bloßen Gerichtshof von beschränktem Geschäftskreis verwandelt. Noch wichtiger war, daß er die Finanzmittel des Staates für die Gesamtheit der Bürger mobil machte und dafür sorgte, daß auch der arme und lediglich auf den Ertrag seiner Arbeit angewiesene Mann politisch tätig sein konnte; er erreichte dies dadurch, daß er die Leistungen der Bürger für den Staat in auskömmlicher Form aus der Staatskasse bezahlen ließ. Durch die auf seinen Antrag getroffene Einrichtung, daß jeder athenische Bürger, wenn er zu Gericht sitze oder in der Volksversammlung anwesend sei oder in der Armee oder auf der Flotte diene, einen Sold von zwei Obolen täglich erhalte, und durch freigebige Spenden an die dürftige Menge gewann er die Volksgunst in solchem Grade, daß er, fort und fort zu den wichtigsten Ämtern (vor allem zum Strategen) gewählt, 15 Jahre lang als „erster Bürger" ohne andere Mittel, als welche ihm die Verfassung an die Hand gab, und ohne der Menge zu schmeicheln, mit fürstlichem Ansehen das athenische Gemeinwesen leiten und die schönste Blüte und das freieste Staatsleben im Innern wie die größte Macht nach außen herbeiführen konnte.

Sturz des Areiopags

Die Soldzahlungen

Unter ihm wurde Athen der eigentliche Sitz der Kunst und Literatur und die Mutterstadt hellenischer Bildung. Durch Errichtung von Tempeln (Parthenon, Demetertempel in Eleusis), Prachtgebäuden und Säulenhallen (Propyläen, Odeion) hob er den Ruhm des Staates; die Anlage der Hafenstadt Piräus nach einem ganz bestimmten, von dem Sophisten Hippodamos ausgesonnenen Plane mit rechteckigen Straßenzügen und geeigneten freien Plätzen war des Perikles Werk; durch Vollendung der Hafen- und Wasserbauten im Piräus und der langen Mauern sicherte und förderte er Schiffahrt, Verkehr und Seehandel. Durch prachtvolle Feste, Schauspiele und Aufzüge erhöhte er den Glanz seiner Verwaltung und ergötzte er die schaulustige Menge; durch Pflege der Künste und Wissenschaften begründete er den geistigen Aufschwung des Volkes. Durchdrungen von dem Wert der Wissenschaft und Kunst, zog Perikles geistreiche Männer in sein gastfreies Haus, wo die schöne und gebildete Aspasia von Milet in Anmut waltete; er verschaffte jedem, Mittel und Gelegenheit, sich zu bilden und auszuzeichnen, und bewirkte dadurch, daß Geschmack an Kunst und Dichtung in alle Klassen drang und eine Volksbildung erzeugte, die, neben der allgemeinen Teilnahme am öffentlichen Leben, den ganzen Staat so hob, daß fast alle Bürger zu allen Ämtern und Staatsgeschäften als gleichbefähigt gelten konnten.

Athens höchste Blüte

Aspasia

Unermeßliche Geldsummen flossen damals nach Athen; denn es war eine Weltstadt, in der die Erzeugnisse aller Länder zusammenströmten. 300 Galeeren wurden von Privatleuten ausgerüstet, die großen Feste von ihnen zum Teil ausgeführt, und zu dieser ungeheuren Last drängte man sich als zu einer Ehre. Die Choregie oder prunkvolle Aufführung eines Theaterstückes mit Chorgesängen (§§ 79, 101) und die Trierarchie oder Ausrüstung und Bemannung der von dem Staate gestellten Trieren (Dreiruderer) waren die

Wirtschaftliche Blüte

Last und die Ehre der Reichen. Diese öffentlichen Leistungen richteten sich nach dem Vermögen und wurden als sogenannte Leiturgien (§ 79) von den einzelnen gern übernommen, wenn die Verhältnisse es zuließen; erst später, als die allgemeine Vermögenslage stark gesunken war, kamen die Symmorien (d. h. Vereinigungen von mehreren, um die Kosten aufzubringen) auf. Wer sich auszeichnete, dem wurde ein Kranz gereicht; wer seine Galeeren am schönsten und vollständigsten ausgerüstet und die besten Ruderknechte hatte, wer den Ruderknechten zu dem Solde, den der Staat bezahlte, noch Zulage gab usw., der wurde öffentlich vor dem Volke genannt und bekam einen Kranz; daß ihm diese Auszeichnung zuteil geworden, wurde auf einer Inschrift aufgezeichnet. An den Dionysosfesten wurden den ärmeren Bürgern zwei Obolen gezahlt, damit sie, ohne zu darben, feiern könnten; an anderen Festen erhielten sie Geldgeschenke zur Teilnahme an einem Festmahl.

Die Ziele des Perikles

Das Handeln des Perikles trägt überall den Stempel eines hohen Geistes. Gleich groß in den Künsten des Friedens wie des Krieges, wußte er die Waffe des Wortes bei den Gerichtssitzungen und in der Volksversammlung nicht minder geschickt zu führen als das Schwert. Das Endziel all seiner Taten, Reden und Gedanken war immer nur die Wohlfahrt der geliebten Heimat. Mit Selbstgefühl konnte er sich, wie es in der berühmten Leichenrede bei Thukydides (§ 118) ausgeführt ist, das Zeugnis geben, daß es ihm gelungen sei, sein Vaterland auf eine stolze Höhe zu führen, und Athen eine Bildungsschule für ganz Hellas nennen. Nicht alle Zeiten haben gleichmäßig den „Olympier" gepriesen: neuerdings scheint er immer mehr hinter Themistokles zurückzutreten (Beloch, E. Meyer); aber immer hat man anerkannt, daß Perikles' und Athens höchste Blütezeit nicht von einander zu trennen sind. Mit Recht wird das Zeitalter des Perikles als die schönste und glücklichste Periode der griechischen Geschichte gepriesen; denn die wirtschaftliche und politische Blüte des attischen Staates waren mit hohem künstlerischen und wissenschaftlichen Glanze verbunden. Athen war auf dem besten Wege, sich auf der bedeutend erweiterten materiellen Basis zu einem Kulturstaat ersten Ranges auszubilden. Staunenswert war es schon, was es unter des einen Mannes Leitung in politischer und militärischer Hinsicht leistete. Den höchsten Ruhmesglanz jener Zeit aber machte es aus, daß in ihr die griechische Kunst in Wort und Bild eine Vollendung erreichte, die uns noch heute mit Bewunderung erfüllt.

Drama

§ 101. Die klassische Zeit der dramatischen Poesie. In der perikleischen Zeit kam die letzte Dichtungsart, das Drama, das sich aus der Lyrik heraus entwickelte, zur Vollendung. Sein Ursprung führt auf den religiösen Kultus des Dionysos zurück, bei dem man anfangs die begeisterten lyrischen Gesänge (Dithyramben) zu Ehren des Gottes mit Tanz und Gebärden verband, bis man allmählich zur Darstellung des Inhalts dieser Gesänge mittelst Rede und Handlung überging. — Das Schauspiel blieb immer ein wesentlicher Bestandteil des dionysischen Religionskultus; daher stand das Theaterwesen unter dem Schütze des Staates und wurde von dem zweiten Archonten überwacht. Die herrlichen Theater, die mit der zunehmenden Kunstbildung in Athen und allen griechischen Städten errichtet wurden, trugen neben der szenischen Pracht bei der Vorstellung nicht wenig zur Hebung der dramatischen Kunst bei. Reiche Bürger konnten sich bei dem athenischen Volke durch nichts mehr in Gunst setzen, als wenn sie die zur glänzenden Aufführung (Choregie) eines dramatischen Kunstwerkes erforderlichen Kosten übernahmen. Daher wetteiferten die Finanzleute nicht minder als die Dichter um den Preis. Gedenktafeln (die

teilweise noch vorhanden sind) verkündeten den Namen des siegenden Dichters und der Phyle, die den Chor gestellt hatte.

Chor

Die der dramatischen Dichtung der Griechen eigentümlichen Chorgesänge beweisen deren Entstehung aus der lyrischen Poesie. Anfangs bestand der Chor aus 50, später aus 12 oder 15 um einen Chorführer (Koryphaios, Chorēgós) geschartenPersonen, welche bald in der Rolle von Volksältesten und Königsräten, bald als Hausgenossen, Freunde, oder zufällig der Handlung beiwohnende Personen durch rhythmische, mehr gesprochene als gesungene, aber von der Musik begleitete Rede die Eindrücke aussprachen, welche die vor ihren Augen sich abwickelnde Begebenheit bei den Nichtbeteiligten erregte und, wenigstens im älteren Drama, auf die weitere Entwicklung der dramatischen Handlung hindeuteten. Ohne als handelnde Person in den Gang des eigentlichen Dramas einzugreifen, spricht der Chor teils während des Spiels, teils während der Zwischenakte seine inneren Empfindungen in der Form des Rates, des Trostes, der Beruhigung, der Ermahnung, der Warnung aus. Er ist also „als der personifizierte Gedanke über die dargestellte Handlung, als der idealisierte Zuschauer" anzusehen.

Die drei Einheiten

Eigentümlich sind der griechischen Tragödie die sogenannten drei Einheiten, der Zeit, des Orts und der Handlung. Da der Plan der Tragödie in der zwingenden Einheit von Ursachen und Folgen lag, und ihre Aufgabe war, eine durch Zeit und Ort begrenzte, nicht allzu kurze, Handlung sittlich tüchtiger Personen darzustellen, die, in gehobener Rede sprechend, selbst auftraten und nicht nur die Dinge erzählten, und da die Tragödie durch Furcht und Mitleid die Reinigung der Leidenschaft herbeiführen sollte (Aristot. Poet. 6), so mußten sich Zeit und Ort nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit richten; die beständige Gegenwart des Chores aber, die höchst einfachen, nur selten gewechselten Dekorationen, sowie der Umstand, daß das Stück nicht in Akte geteilt war, machten es notwendig, daß die Handlung auf einen kurzen Zeitraum beschränkt blieb, der nicht mehr als die Dauer eines Tages umfaßte. Hinsichtlich des

Äußere Ausstattung

szenischen Apparats bestand die Eigentümlichkeit, daß die Schauspieler immer Masken, Schleppgewand und Kothurne (hohe Schuhe) trugen.

a) Tragödie

Schon zur Zeit der Perserkriege und in den nächsten Jahrzehnten blühten die größten dramatischen Dichter Aschylos, Sophokles und Euripides, deren Leben mit der Schlacht von Salamis so verknüpft ward, daß, wie die Sage meldet, der fünfundvierzigjährige Aschylos in den Reihen der Kämpfer focht, der fünfzehnjährige Sophokles an der nach der Schlacht angeordneten Siegesfeier im Chore der Jünglinge Anteil nahm, Euripides aber an demselben Tage geboren wurde. Diese drei Dichter brachten das ernste Drama (Tragödie, Trauerspiel) zur Vollendung. — In den sieben

Aschylos

Stücken des Aschylos erkennt man die mächtige Zeit der Perserkriege, in der eine edle Begeisterung die Griechen zu großen Taten führte. Seine Stücke, die der kühne Gedankenflug und die gehobene feierliche Sprache hie und da dunkel machen, atmen durchgängig Scheu vor den Göttern, Achtung vor den alten Staatseinrichtungen und das Selbstgefühl einer hohen Menschenseele. — In Sophokles' Tragödien, von denen uns ebenfalls nur noch sieben

Sophokles

erhalten sind, spiegelt sich das perikleische Zeitalter mit seiner lebensfrohen Heiterkeit und geistreichen Geselligkeit ab. Zahlreiche Reminiszenzen politischer und literarischer Art beweisen dies. Bei ihm ist Schönheit, harmonisches Wesen und Zartheit der Empfindungen vorherrschend. Seine Personen handeln selbständiger und freier als bei Aschylos, aber überall schwebt über der Freiheit des einzelnen die Schicksalsnotwendigkeit. — Euri-

Euripides

pides, von dem wir 19 Stücke besitzen, ist der Repräsentant einer schon anders empfindenden Zeit, ein Kind der sophistischen und sokratischen Aufklärung (§ 113). Gerichtsszenen, an denen das Volk im Leben so großes Gefallen fand, kunstgerechte Reden nach den Regeln der Schule, Sprüche und Gedankenreihen, wie sie die damaligen Philosophen im Munde führten, werden mit Vorliebe angewendet. Die Götter- und Heroenwelt wird in den Kreis menschlicher Eindrücke und Lebensinteressen gezogen, und das starke Gefühl

seiner Vorgänger sucht er durch Empfindsamkeit, die Ursprünglichkeit ihrer Sprache durch Glätte und Zierlichkeit des Ausdrucks zu ersetzen. Aber an Erkenntnis des menschlichen Herzens und an vielseitiger Auffassung der Leidenschaften verrät auch er den hohen Geist der perikleischen Zeit. Neben diesen unleugbaren Vorzügen, die schon die Alten anerkannten, stand freilich eine gewisse Sorglosigkeit in der Verwendung der Kunstmittel, und schon sein großer Zeitgenosse Aristophanes tadelte an ihm die Einförmigkeit der Prologe, die allzusehr auf den musikalischen Effekt berechneten lyrischen Stellen und das Durchhauen des dramatischen Knotens durch den allzuhäufig auftretenden deus ex machina.

Thespis um 550

Thespis aus Ikaria in Attika wurde dadurch der Schöpfer der Tragödie, daß er zur Einleitung in die dithyrambischen Dionysosgesänge und in der Mitte derselben durch einen vom Chore getrennten Schauspieler irgendeinen Mythos aus dem dionysischen Sagenstoff, selten aus anderen Mythenkreisen, als Episode (Zwischenlied) in einem Monolog vortragen ließ. Im Jahre 534 führte er in Athen die erste Tragödie auf. Die bis dahin üblichen burlesken Scherze, die das Volk an den Dionysosfesten nicht missen wollte, machte Pratinas aus Phlius bühnenfähig und schuf aus ihnen das Satyrspiel, das von nun an regelmäßig den Abschluß der Theatervorstellungen bildete.

Phrynichos um 490

Phrynichos wagte sich einen Schritt weiter, indem er seine Stoffe nicht nur frei aus dem ganzen Gebiete der griechischen Götter- und Heldensagen wählte, sondern sogar auf das geschichtliche Feld übergriff. Durch seine „Zerstörung Milets" versetzte er die Zuschauer in solche Rührung, daß er deshalb in eine Strafe verfiel. Wahrscheinlich hatte er darin den Athern, die sich bei dem Aufstande der kleinasiatischen Griechen (§ 92) nicht sehr rühmlich benommen hatten, ihre Untätigkeit streng vorgehalten. — Sein Zeitgenosse Aschylos von Athen wurde durch Beifügung eines zweiten Schauspielers der Begründer des Dialogs und somit der eigentliche Schöpfer der tragischen Kunst. Durch seinen tätigen Anteil an den Perserkriegen wurde er tief ergriffen von dem allgemeinen Aufschwung seines Vaterlandes; sie erregten in ihm das Bewußtsein hellenischer Nationalität, weckten das religiöse Gefühl und das Nachdenken über das Verhältnis der Gottheit zur menschlichen Existenz; sie erzeugten „eine über gewöhnliche Neigungen erhabene Sittlichkeit", einen festen, energischen Charakter und eine großartige Weltanschauung. Bei den tragischen Wettkämpfen (§ 71), in denen er meistens den Sieg davontrug, führte Aschylos gewöhnlich drei zu einem kunstvollen Ganzen verbundene und den großen Mythenkreisen der Griechen entnommene Dramen (Trilogien) auf, denen er noch ein viertes Stück, ein Satyrdrama, das für den Ernst der Tragödie durch lustige Scherze entschädigen sollte, beifügte, so daß seine sämtlichen dramatischen Erzeugnisse aus Tetralogien bestanden. Die Sprache des Aschylus hat etwas Übermenschliches, Titanenhaftes: es ist ihm ernstes Bedürfnis, als gewaltiger Prediger der Anschauung der Perserzeit zu seinen Landsleuten zu sprechen, die nur zu bald die schweren Tage der fremden Invasion über den herrlichen Siegen vergessen hatten. Daß solches Leid nie wiederkehren möge, wie er es miterlebt hat, ist sein einziger Gedanke, sein inniger Wunsch. Im Spiegel der Heldensage, die auf jede Hybris die Ate folgen läßt, sollen seine Landsleute schauen, was ihnen bevorsteht, wenn sie die Warnung nicht hören wollen. Besonders ergreifend wirkt die Warnung in den Eumeniden, mit denen der Dichter, freilich vergebens, die Athener beschwor, der „Götter uralt geheiligtes Recht" nicht zu verletzen. Der Stil des Aschylus zeigt eine wunderbare Abwechslung in der Sprache, voll kühner Bilder und hoher Worte: den Späteren schien er öfters unnatürlich und bombastisch; so schildert ihn wenigstens Aristophanes. Auf uns macht er doch den Eindruck des einheitlich Geschlossenen und Wuchtigen; der schon öfters gebrauchte Vergleich mit Michelangelo trifft den Charakter der Tragödie des Aschylus ausgezeichnet: Wucht, sittlicher Ernst und über das Menschliche hinausragende Größe sind beiden eigen.

Aschylos 525—456

Stücke des Aschylos

Unter den noch vorhandenen Stücken (die ganze Zahl soll 70, nach andern 90 betragen haben) bilden „Agamemnon" (seine Heimkehr und Ermordung durch Klytämestra und Aigisthos) (§ 64), die „Choëphoren" (die Blutrache des Orestes an den Mördern seines Vaters) und die „Eumeniden" (die Verfolgung des Orestes durch die Furien und dessen endliche Lossprechung vor dem Areiopag, welches altehrwürdige Institut dadurch gegen die Angriffe der von Perikles geleiteten Demokratie in Schutz genommen werden sollte [98] eine zusammenhängende Trilogie (die Orestie). Der „gefesselte Prometheus" schildert die Leiden, die der an den Kaukasus angeschmiedete Titane von Zeus erdulden mußte, weil er den Menschen das Feuer zugeführt hatte. Der darin dargestellte Kampf des auf seine Kraft vertrauenden Menschen gegen die in dem despotischen Zeus dargestellte höhere Schicksalsmacht hatte ohne Zweifel seine versöhnende Lösung in dem verlorenen Stück „Der befreite Prometheus", in dem die Lehre enthalten gewesen war, daß die Unterordnung des menschlichen Willens

unter den göttlichen in der Weltordnung begründet sei. Die „Perser“ atmen das stolze Hochgefühl des Dichters über die siegreiche Beendigung der persischen Kriege. Die „Sieben gegen Theben“ behandeln den Kampf und Untergang des schuldbeladenen feindlichen Brüderpaares in Theben (§ 64) und die „Schutzflehenden“ die Sage von Danaos (§ 66), der mit seinen fünfzig Töchtern aus Ägypten flieht und in Argos Schutz sucht. — Äschylus starb drei Jahre nach der Aufführung der Orestie in Sizilien, wohin er sich aus Verdruß über die zur Herrschaft gelangte Demokratie oder über einen von Sophokles davongetragenen Sieg bei einem tragischen Wettkampfe begeben haben soll. 456

Sophokles aus dem attischen Gau Kolonos führte den dritten Schauspieler ein und beschränkte die Chöre. Ferner löste er die einzelnen Stücke aus dem Tetralogienzusammenhange los und suchte in jedem etwas Abgerundetes zu geben, indem er aus dem Gesamtmythus den Punkt herausgriff, der sich zur lebensvollen dramatischen Handlung am meisten eignete. Er führte die dramatische Kunst von dem Titanenhaften des Äschylus zur idealen Schönheit und Abgeklärtheit des Denkens und Ausdrucks. Wie Äschylus unter dem Einfluß der Naturerkenntnis und Naturphilosophie seiner Zeit steht, so erkennen wir bei Sophokles deutlich die historische Auffassung Herodots und der theologischen Richtung seiner Tage wieder. Sophokles' Vorzüge sind außer der schönen Form und der edlen Sprache die kunstvolle Anlage und Entwicklung der dramatischen Handlung, die tiefdurchdachte Charakterzeichnung der handelnden Personen, deren Seelenleben er ergreifend zu schildern und deren daraus hervorgehendes Tun er meisterhaft zu motivieren versteht, das richtige Maß von Zartheit und Stärke in der Empfindung und die klare Lösung der Katastrophe der Handlung. An Schwung der Phantasie steht Sophokles dem Äschylus nach; seine Helden wirken durch die sittliche, rein menschliche Größe, die sich an der unabänderlichen Macht des Schicksals bricht. Edel und erhaben wie die Charakterzeichnung ist auch die Sprache des Sophokles. Wie sein großer Zeitgenosse Pheidias (§ 102) wußte er hier auch überall das rechte Maß zu treffen, gleich weit entfernt von dem Pathos und der Dunkelheit des Äschylus wie von der schon öfters zum Alltäglichen herabsinkenden Weise des Euripides. Das Beste und Herrlichste sind seine Chorlieder: sie fassen den Gang der bisherigen Handlung zusammen und öffnen den Ausblick auf das noch Kommende. Sie sind die schönsten Perlen der griechischen Lyrik; die Tiefe der Gedanken und die Anmut der Form verbinden sich in ihm zur „klassischen“ Schönheit. Sophokles 496—406

In der „Antigone“ stellt der Dichter den Widerstreit zwischen den Pflichten der Familie und den Forderungen des Staats, zwischen den ewigen, der Menschenbrust innewohnenden Satzungen und dem menschlichen Gebote dar und begründet den Satz, daß die maßlose, leidenschaftliche Geltendmachung dieser Rechte ein zum Untergang führender Irrtum sei. Die „Antigone“ sowie die Schicksalstragödie „König Ödipus“ und das im höchsten Alter verfaßte Drama „Ödipus auf Kolonos“ gehören dem großen thebanischen Sagenkreise an (§ 64). Das letztere versöhnende, wunderbar weiche Stück hat zur Unterlage „die Weihe des Dulders, den die göttliche Fügung am äußersten Ziele des Leidens und unverschuldeten Mißgeschicks verklärt,“ so daß auf ein seliges Jenseits, als auf die letzte trostreiche Hoffnung der unschuldig Leidenden, hingewiesen wird. Der „geißeltragende Ajax“ und der „Philoktet“ gehören dem Sagenkreise des Trojanerkrieges an (§ 67). Im „Ajax“ sehen wir den über seine Zurücksetzung im Streite um Achilleus Waffen erbitterten Helden in Wahnsinn verfallen und in eine Herde einbrechen, in deren Leittieren er seine verhaßten Gegner erblickt und tötet. Als dann die Göttin ihm die Binde des Wahnsinns von den Augen nimmt, erkennt er, was er getan und nimmt sich das Leben. „Philoktetes“ ist ein Charakterstück: der nichtsahnende, biedere Held, der um das Beste, was er hat, den Bogen des Herakles, heimtückisch gebracht werden soll, überwindet durch seine ritterliche Art die Weltklugheit des Odysseus und gewinnt das Herz des Neoptolemos, der ihn glücklich nach Troja führt. Vielleicht liegt hier eine Tendenz des Dichters vor, wie gerader Sinn und ehrliches Pflichtbewußtsein über die Ränke der Sophisten schließlich doch die Oberhand gewinnt. „Elektra“ behandelt (wie die Choëphoren des Äschylus) einen Teil der Atridensage und zeigt uns den Tod der verbrecherischen Eltern; die „Trachinierinnen“, eins der letzten, schon an Euripides erinnernden Stücke, behandeln den Untergang des Herakles (§ 64). Ganz kürzlich (1911) ist neben andern tragischen Resten auch ein Satyrdrama des Sophokles, die Spürhunde, in einem Papyrus aus Oxyrhynchos ans Licht getreten. Nach dem Vorbilde des homerischen Hymnus auf Hermes wird uns darin die Erfindung der Leier durch den Gott Hermes und ihre Verbreitung unter dem Menschengeschlecht vorgeführt. Stücke des Sophokles

Euripides, trotz seiner bescheidenen Herkunft mit einer guten Erziehung ausgerüstet, schloß sich frühe an den skeptischen Philosophen Anaxagoras (§ 90) an und teilte in der Folge die Bestrebungen der Sophisten (§ 113). Daher rührt seine Neigung zum Grübeln, seine Vorliebe für das philosophische und reflektierende Denken, seine Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben in das Studierzimmer, wodurch er der Welt entfremdet wurde, und weshalb er an der athenischen Volksherrschaft, deren Sittenmaler und Sprecher er doch war, keinen Anteil nahm. Seine besten Tragödien, die ihre reinste Euripides 480—406

Wirkung erreichen, sind unter den Eindrücken und Einwirkungen des Archidamischen Kriegs gedichtet. Vom Volke wenig gekannt, von den Kritikern und Satirikern unaufhörlich verspottet, in seinem häuslichen Leben durch zwei unglückliche Ehen verkümmert, folgte er im hohen Alter einer Einladung des Königs Archelaos nach Makedonien, wo er nach der Sage an dem Bisse einiger von Neidern auf ihn gehetzten Jagdhunde starb. — Euripides soll von strengem, herben Charakter gewesen sein; seine ergreifende Schilderung der Leidenschaften und des menschlichen Elends verschaffte ihm den Ruf des „tragischsten" unter den Dichtern. Trotz seiner gewandten, geschmeidigen Sprache und seines zierlichen, fließenden Stils lassen sich doch die Spuren des beginnenden Verfalls der dramatischen Kunst nicht verkennen. Der Mangel an würdiger Erfassung des Göttlichen, der sich in Euripides' Dramen kundgibt, mochte von der skeptisch philosophischen Bildung herrühren; die Heroen und Götter erscheinen bei ihm bekleidet mit allen menschlichen Schwächen und Leidenschaften. Zweifel und Verneinung treten oft in grellen Tönen hervor, und die Volksreligion erfährt häufige Angriffe. Euripides versetzte die Tragödie aus dem Boden der objektiven Natur und idealen Gemütswelt in die Sphäre des reflektierenden Verstandes und suchte durch Rührung des Gemüts, durch wortreiche Gefühlsbeschreibungen und durch rhetorisches Pathos, durch Sentenzen, Spitzfindigkeiten und Antithesen Eindruck zu machen. Euripides führte zuerst die Sitte ein, durch einen Prolog den Zuschauer zum voraus auf den rechten Standpunkt zu stellen, und machte durch Vermehrung der Schauspieler und Erweiterung der Dialoge den Chor zur Nebensache. Wo er den Chor anwendet, ist er nur Beiwerk, um die Zuschauer durch schöne lyrische Gesänge zu ergötzen. Ihre Sprache ist, im Gegensatz zu seinen Vorgängern, meist einfach, doch sind sie wegen der in ihnen zusammengedrängten Gedankenwelt nicht immer leicht zu verstehen. — Aus seinem reichen dramatischen Nachlaß sind uns, außer zahlreichen Bruchstücken (die noch in jüngster Zeit durch eine ganze Reihe Papyrusfunde vermehrt worden sind, die uns z. B. die Melanippe, die Hypsipyle u. a. beschert haben), achtzehn vollständige Tragödien und ein Satyrspiel, der Kyklops, erhalten, in ihrer Fülle von jeher eine Fundgrube für Dramatiker und Kunstrichter. Neben vielem Geringwertigen gelang es diesem Dichter doch, die ewigen Gestalten einer Medea und Iphigenia zu schaffen, und wohl keiner vor ihm hat wie er die leidenschaftlichen Töne des menschlichen Herzens erklingen lassen. Diese Eigenschaften, die den Kunstrichtern nicht zusagten, weshalb sie ihm auch nur selten den Preis in den Wettkämpfen zuerkannten, gefielen dem Volke, das unzählige Stellen aus seinen Stücken auswendig wußte und im Munde führte, und sowohl die Redner als die nachfolgenden Tragiker studierten seine Werke sehr fleißig.

Nachfolger des Euripides

Unter seinen zahlreichen Nachahmern sind der glatte, redegewandte, sophistisch gebildete Agathon (um 430), in dessen Tragödien sich der überreizte Geschmack einer verweichlichten Zeit kundgab, und Karkinos aus Akragas die beachtenswertesten. Außer diesen wurden im Altertum noch Jon von Chios (um 454) wegen seiner Glätte und Korrektheit, und Achäos von Eretria (um 447) wegen seiner Geschicklichkeit im Satyrdrama gepriesen. Wenn Euripides seine Götter und Heroen als Menschen darstellte, so ging Agathon noch einen Schritt weiter, indem er die mythischen Stoffe durch geschichtliche ersetzte. Auch räumte er der Tonkunst eine größere Bedeutung auf der Bühne ein. Durch ihn und Euripides erlangte die neue Richtung der Musik eines Phrynis und Timotheos (§ 86) den Sieg.

Das griechische Theater

Die griechischen Theater waren in der Regel sehr groß; sie standen gewöhnlich auf Anhöhen mit schöner Aussicht auf das Meer und über die Stadt hin. Das Innere zerfiel in einen Halbkreis mit Stufensitzen für die Zuschauer, in die Orchestra für den Chor, in der älteren Form der Theater ein kreisrunder Tanzplatz, der auch mit als Bühne verwendet ward, in der jüngeren Form ein etwas erhöhtes Podium, mit einem Altar des Dionysos in der Mitte und in die Bühne, ein langgestrecktes schmales Rechteck von geringer Tiefe mit drei Türen an der Hinterwand, einfachen, feststehenden Dekorationen und geringem Maschinenwesen. Anfangs übernahmen die Dichter selbst die Hauptrollen; die Chöre bestanden aus freien Bürgern (Choreuten), die den Dichter unterstützten; der aus der Klasse der Reichen gewählte Festausstatter (Choregos) suchte durch kostspielige Leistungen, die von den reichen Bewohnern freiwillig oder nach einer gewissen Reihenfolge der Phylen übernommen wurden, der Gottheit seine Ehrfurcht zu beweisen, zugleich aber auch die Gunst des Volkes zu erwerben und sich berühmt zu machen; Richter, von den Phylen aus ihrer Mitte gewählt, erteilten den Preis, einen mit der heiligen Wollenbinde umflochtenen Efeukranz. Frauen durften nicht mitspielen, lange Zeit nicht einmal zusehen.

b) Komödie

An den Dionysosdienst schloß sich auch das Kind der heitern Muse, die Komödie, an. Sie ging zunächst aus volkstümlichen Schwänken und Neckereien hervor. Stegreifwitze und ständig wiederkehrende Figuren kennzeichneten die ersten Versuche, die einem gewissen Susarion zugeschrieben

467 wurden. Der erste größere Komödiendichter, den wir kennen, ist Epicharmos aus Syrakus. In derselben Stadt wurde auch eine Abart der Komödie

erfunden, der Mimos, dessen Hauptvertreter Sophron war. Festen Boden und dauernde Heimstätte fand die Komödie erst in Attika, wo ihr von den Archonten ein Chor zugestanden wurde. Es war ein tolles Fastnachtsspiel mit politisch-satirischer Tendenz voll Geist und munterer Laune. Die ersten Komödiendichter traten kurz nach den Perserkriegen auf. Einen höheren Ton verlieh dieser Dichtungsart Kratinos, ein geistreicher Mann voll sprudelnden Witzes. Neben ihm stand Eupölis († 411), dessen politische Satire für besonders treffend und scharf galt. Eine Anzahl geringerer Geister, wie Pherekrates, Krates, Telekleides schlossen sich an. Ihre höchste Blüte fand aber diese ganz eigenartige Schöpfung des attischen Geistes in Aristophanes, dem „ungezogenen Liebling der Musen". Während Euripides dem herrschenden Geschmack huldigt und der Lobredner alles Bestehenden ist, überschüttet Aristophanes Personen und Verhältnisse mit Tadel und Spott und hält, durchdrungen von Rechts- und Wahrheitsgefühl, mit unparteiischem, vaterländischem Sinn den Gebrechen seiner Zeit die Tugenden der früheren Geschlechter entgegen. Diese Freiheit der alten Komödie, die Schwächen und Verkehrtheiten der Zeit an wirklichen Personen von Bedeutung anschaulich zu machen, ging mit der unumschränkten Demokratie unter. Daher bewegte sich die des Chors entbundene mittlere Komödie in dem engen Kreis der Bürgerlichkeit, führte nur Personen von untergeordneter Bedeutung und ohne allzu kenntliche Bezeichnung vor und kehrte ihren satirischen Spott gegen die Zustände und Persönlichkeiten der jüngsten Vergangenheit, besonders der Literatur und Kunst, bis zur Zeit Alexanders und seiner Nachfolger die neuere Komödie aufkam, die ihre Stoffe aus dem Bereiche der Häuslichkeit und des Familienlebens nahm, sich die Schilderung von Sitten und Charakteren zur Aufgabe machte, in Sprache und Vortrag sich an das wirkliche Leben anlehnte und ihre Handlungen auf Intrigen und Liebschaften aufbaute.

Ältere Komödie

Mittlere Komödie

Neuere Komödie

Die Komödie, die nicht wie die Tragödie mit dem öffentlichen Kultus in Verbindung stand, sondern sich frei aus den Trinkliedern und Scherzspielen bei den Dionysien (Bacchusfesten) entwickelte, nahm ihren Ursprung bei den dorischen Stämmen. Sie entstand aus dem Most- oder Hefenspiel der in Umzügen (dem Komos) sich belustigenden Winzer (meist dienstbarer dorischer Landleute), die mit Schilf und Efeu bekränzt und mit Weinhefe geschminkt ihren weinseligen Mutwillen in neckischen Reden, mimischen Tänzen (dem Kordax) und fröhlichen und rohen Gesängen ergossen, denen der possenreißende Stegreifspieler oder Mimendichter irgendeine Handlung unterlegte, in der er einen lächerlichen Charakter darstellte oder jemand verspottete. Diese Gestalt hatte die Komödie in Megara; einen kunstmäßigeren Charakter erhielt sie zuerst auf Sizilien durch Epicharmos aus Kos, in Syrakus wohnhaft (um 470) und Sophron (um 450). Ihre Stücke gefielen wegen feiner Beobachtung des menschlichen Treibens, das mit Gutmütigkeit und munterer Laune geschildert war, sowie wegen der darin verstreuten, mit praktischem Witz angebrachten allgemeinen Wahrheiten und Lebensregeln. — Nach den Perserkriegen fingen die Attiker an, das megarische Possenspiel in ein ihnen angemessenes Lustspiel umzuwandeln, wobei sie sich die Vorarbeiten der Tragödie aneigneten. Nach den Anfängen des Magnes gab der mit schöpferischer Kraft begabte Kratinos († 421) der Komödie einen höheren Schwung, bis Aristophänes während und nach dem Peloponnesischen Krieg sie der Vollendung zuführte. Die von diesem ausgebildete Dichtungsgattung nennt man die alte Komödie, in der ein ausgelassener Spott alle Vorkommnisse, insbesondere Verkehrtheiten im Leben und im Staate, und alle bekannten, selbst die ehrwürdigsten Personen der damaligen Gegenwart in witzigen, beißenden, öfters sogar niedrigen Worten und Gleichnissen auf das schonungsloseste geißelte, in der Willkür und Laune in keden Sprüngen die Stelle des Schicksals vertrat und Phantasie und Wirklichkeit in buntem Wechsel sich ablöste. Diese alte Komödie, die mit dem größten Freimut alle fehlerhaften Zustände, Irrtümer und Torheiten rücksichtslos rügte und in dem athenischen Gemeinwesen dieselbe Bedeutung hatte wie in den neueren Staaten die Tagespresse der Opposition und die politischen Witzblätter, gibt Zeugnis sowohl von der großen Ausdehnung der demokratischen Freiheit in Athen wie von dem gutmütigen Humor des Volks, das solche Strafreden und Züchtigungen über sich ergehen ließ. Erhöht wurde die Wirkung des Spotts durch Masken, Kostüme und Symbole, die, wenngleich zur Karikatur übertrieben, doch den Gegenstand kenntlich machten. Die alte Komödie hatte außer dem Chor und Dialog, der oft zum Redeturnier ward, die eigentümliche, alle dramatische Illusion aufhebende Parabase, d. h. eine Anrede des Chorführers an die Zuschauer im Namen des Dichters, und mit der Absicht, „zunächst Wünsche, Klagen

Entstehung der Komödie

Sizilische Komödie

Attische Komödie

Aristophanes 450—385

Parabase

und Verdienste des Dichters in ein günstiges Licht zu setzen, dann aber abwechselnd die Götter des Staats zu preisen und politischen Tadel gegen Personen nicht minder als gegen Mängel des öffentlichen Lebens zu richten". In scherzhafter Form enthielt sie oft sehr ernste Mahnungen an das athenische Volk und stellte gewissermaßen ein politisches oder auch ästhetisches Glaubensbekenntnis des Dichters dar.

Die Stücke des Aristophanes

Von den 60 Stücken des Aristophanes besitzen wir noch elf, die sowohl von der tiefen Menschenkenntnis des Dichters, dem Reichtum seines Witzes, seiner Phantasie, die im Himmel wie auf Erden, unter den Barbaren wie unter den Hellenen wandelt, und überall mit überraschend derben und realistischen Farben gemalte Märchenbilder schafft, als auch von seiner Sprachgewandtheit Zeugnis geben. Die Acharner (425) hatten die Absicht, den Wert und die Segnungen des Friedens im günstigsten Lichte zu zeigen, um dadurch von einer Verlängerung des Peloponnesischen Kriegs, den die jungen vornehmen Athener zur Befriedigung ihrer Eitelkeit fortzusetzen wünschten, abzumahnen. In den Rittern (423) wird der selbstsüchtige Demagoge Kleon (§ 105) und das von ihm verleitete Volk mit solcher Schärfe und Kühnheit gegeißelt, daß sich niemand fand, der die Hauptrolle zu spielen oder die dazu notwendige Maske zu verfertigen wagte, so daß Aristophanes selbst mit bemaltem Gesichte die Rolle übernehmen mußte. Die Wolken (423) geißeln in der Person des Sokrates die Schulweisheit der Sophisten (§ 113) mit ihren verderblichen Folgen und preisen die strenge Zucht und schlichte Sittlichkeit der alten Zeit. Die Wespen (422) rügen die Prozeßlust der Athener und die daraus hervorgegangene Sykophantie (Angeberei), sie verspotten das engherzige Kleinbürgertum der Heliasten (Volksrichter, § 85) und ihre Eitelkeit, Ungerechtigkeit und Gewinnsucht. Der Frieden (421) ist ein Gelegenheitsstück, durch das Aristophanes seine Landsleute auf den Frieden des Nikias (§ 106) vorzubereiten suchte. In den Vögeln (414), einem mit reicher Phantasie und übersprudelnder Laune ausgestatteten Meisterwerke, sucht der Dichter die Athener bei Gelegenheit der unheilvollen Expedition nach Sizilien (§ 109) von allzu schnellen und des Erfolgs zu sicheren Entschlüssen abzumahnen, indem er ihre maßlosen Entwürfe und Pläne durch Fingierung einer von unruhigen Athenern in den Lüften aufgerichteten Vogelrepublik (Wolkenkuckucksheim) verspottet. Das Verlangen nach einem allgemeinen Frieden ist das Motiv der Komödie Lysistrata (411), in der die aus ganz Hellas versammelten Weiber sich der gemeinsamen Sache annehmen, die Akropolis besetzen, und durch beharrliche Verschwörung gegen die Männer einen Friedensschluß erzwingen. Die Thesmophoriazusen (zu Ehren der Demeter feiernde Weiber) sind gegen Euripides gerichtet, der als Weiberhasser galt, und den sie für seine Lästerungen zum Tode verdammen; dabei deckt Aristophanes unter der Hülle der Verspottung des Euripides und des weichen Agathon zugleich die Verderbnis des weiblichen Geschlechts zu Athen auf. In den Fröschen (405) wird in der Person des Euripides die falsche Richtung der dramatischen Poesie im Gegensatz zu der älteren dargestellt, und zugleich das Treiben der Ochlokratie verspottet; der Hauptzweck dieser mit köstlicher Laune durchgeführten Dichtung geht darauf hinaus, Erinnerungen der Vorzeit wachzurufen, am Meister Aschylus die klassische Kunst zu feiern und dem Sophokles ein liebendes Andenken zu widmen. Die Ekklesiazusen ([392] der „Weiberkonvent"), worin die Weiber in männlicher Tracht eine Volksversammlung halten und beschließen, sich der Leitung der öffentlichen Geschäfte zu bemächtigen, sind ein Hinweis und eine Satire auf die wenig glückliche Lage des damaligen Athen, die den Gedanken einer gründlichen Staatserneuerung nahelegte, und zugleich eine Verspottung der von Platon gelehrten idealen Staatsformen und ihrer Undurchführbarkeit (§ 116). Plutos, des Dichters letztes Werk, das schon zum Charakterstück übergeht, straft die Athener wegen ihrer Habgier, Genußsucht und Prachtliebe und stellt die alte Einfachheit und Sittenstrenge als Muster auf.

Mittlere Komödie

Mit dem Untergang der unumschränkten Demokratie hörte die alte Komödie auf, und als die Dreißig (§ 112) von neuem (wie schon 440 geschehn) die persönlichen Angriffe auf der Bühne verboten, entstand die mittlere Komödie, die ohne Choregie war, weil niemand mehr die Kosten dafür tragen wollte. Diese auf den Dialog beschränkte Dichtung ohne Chorgesänge und Parabasen machte die Torheiten und Gebrechen der Menschen im allgemeinen oder einzelner Klassen und Stände zum Gegenstand ihres Spottes. Besonders hatten die Dichter und Schriftsteller des Tages und der entartete Zeitgeschmack ihren Angriffen standzuhalten. Da man keinen rechten Glauben an die Olympier mehr hatte, trat die Travestie ein, die die nur allzu menschlichen Seiten der Götter ins Auge faßte und ihnen eine Reihe pikanter Motive entnahm; der plautinische Amphitruo (§ 204) ist dafür ein charakteristisches Beispiel. Daneben traten jetzt schon die Charaktertypen ein, die dann in der neueren Komödie zur Vollendung gebracht wurden. Der Form fehlte es nicht an Glätte und Eleganz, der Darstellung nicht an feinen Bildern und Gleichnissen; aber der Dialog war breit, und die Schilderungen und Beschreibungen litten an übermäßiger Länge. Die bekanntesten Dichter dieser Gattung sind: Antiphänes aus Rhodos (384), dessen Witz und dramatisches Talent sich in der Vielseitigkeit seiner Stoffe bekundet und von dem man noch viele Fragmente besitzt, Anaxandridas, ein

Antiphanes um 384

heiterer und kluger Beobachter des Lebens, der zuerst Liebesabenteuer behandelte, und Alexis aus Thurii.

Neuere Komödie

Die neuere Komödie gehört zwar zeitlich schon zu der Poesie der alexandrinischen Periode, hängt aber so innig mit der früheren Komödie zusammen, daß sie hier mit behandelt werden muß. Sie fiel in die Zeit der Ohnmacht Griechenlands und des allgemeinen, auch sittlichen, Niederganges Ihre Stärke fand sie deshalb in der künstlichen Schlingung des Knotens und in der Feinheit der Charakterzeichnung; der Boden, auf dem man sich bewegt, ist das häusliche und bürgerliche Leben, das die Dichter beobachteten. Den Stoff liefern Familienverhältnisse, Liebeshändel, Ereignisse des täglichen Lebens soziale Zustände u. dgl.; ihre Vorzüge bestehen in Sittenschilderungen, wobei weniger die Phantasie als der beobachtende Verstand tätig erscheint. Gewisse stehende Charaktere, listige Sklaven, lockende Buhlerinnen (Hetären), prahlerische Kriegsleute, verzogene Söhne, knurrige und geizige Väter u. a. kehren allenthalben wieder.

Menander 342—291

Der bekannteste Dichter der neueren Komödie ist Menander aus Athen (342—291), der in Schärfe der Beobachtung, Fülle der Erfindung sowie Gewandtheit der Aktion mit Recht als der Meister galt. Hierzu kam die Milde des Tones, die den philosophischen Denker verrät; in der Sittenmalerei besaß niemand unter seinen Zeitgenossen größere Sicherheit, und alle Charakteristik der neueren Komödie geht auf ihn zurück; er ist reich an Sprüchen und Lebensregeln. Menander war das Vorbild des römischen Komödiendichters Terenz (§ 204), wie sein älterer Zeitgenosse Philemon (361—263?) mit seinem weniger geglätteten Volkston, dem Plautus als Muster diente. Diphilos aus Sinope, der mit Menander und Philemon in Athen wetteiferte, diente ebenfalls den lateinischen Dichtern als Vorlage; seine Stärke lag besonders in der künstlichen Verwicklung der Handlung. Nachdem man lange Zeit nichts als dürftige Bruchstücke besessen hatte, wurde 1907 ein kurz vorher von G. Lefebvre in Aphroditopolis in Ägypten aufgefundener Papyrus publiziert, der reichliche Bruchstücke von fünf Stücken Menanders enthält: der Held, das Schiedsgericht (Epitrepontes), die Geschorene (Perikeiromene), die Samierin und der Sikyonier(?). Sie geben uns in wundervollen griechischen Versen einen recht guten Einblick in das Wesen der jüngeren Komödie und zeigen uns den Abstand, in dem diese feinen Gebilde von den gröberen römischen Nachahmungen stehen. Schon vor dem glücklichen Funde war Einzelnes von Menander aufgetaucht; es steht zu hoffen, daß das Schicksal uns noch mehr beschert und es gelingen wird, ein vollständiges Bild des feinsinnigen athenischen Dichters zu gewinnen.

Philemon

§ 102. Die klassische Zeit der bildenden Kunst. Nach Beendigung der Perserkriege gelang es den Hellenen, den letzten Rest der orientalischen Einflüsse zu beseitigen und rein nationale Gebilde zu schaffen. Das Härteste in der Arbeit war in der vorigen Periode schon getan; jetzt galt es zu ernten, was jene gesäet hatte. Die Vollkommenheit der Denkmäler aus der nun beginnenden goldenen Zeit erklärt sich daraus, daß eine Reihe glänzender Talente aufkamen, die das beneidenswerte Glück hatten, an den Herrschenden verständnisvolle Gönner zu finden, die mit nie erschöpften Händen zu spenden vermochten.

1. Baukunst

Die Baukunst hatte zunächst der vorigen Periode den Tempelbau zu danken. Sie machte ihn schlanker und gefälliger und verwendete anstatt des Porossteins das köstliche Material des Marmors. Der Parthenōn auf der Akropolis, der den in den Perserkriegen verbrannten alten Tempel der Athene (das Hekatompedon) ersetzte, ist noch heute das herrlichste Beispiel für den altgriechischen Tempelbau. Iktinos und Kallikrates erbauten ihn aus pentelischem Marmor, und Pheidias schmückte ihn mit seinen Skulpturen. Neben dem Parthenon stand das Erechtheion, aus verschiedenen Gebäuden zusammengesetzt und den heimatlichen Göttern des Burgfelsens geweiht, geschmückt mit der herrlichen Korenhalle, deren Architrav von Jungfrauen (Koren, später Karyatiden) getragen wird. Auch anderwärts schuf der Gemeinsinn der Bürger ihren Göttern das Haus, so den Zeustempel in Olympia, den Artemistempel in Ephesus, den Apollotempel in Delphi u. a. Selbst kleine unbemittelte Gemeinden, wie Phigalia in Arkadien, scheuten weder Zeit noch Geld, um ihrem Gott von den besten Künstlern in schönstem Material die Stätte bereiten zu lassen. Sogar in den Kolonien blühte der Tempelbau auf. Akragas, Syrakus, Poseidonia u. a. schmückten sich mit herrlichen Denkmalen, wenn auch aus weniger edlem Material wie Athen, so doch von ebenbürtiger Kunst. — Daneben finden sich die ersten Spuren des künstlerischen Profanbaues. Die alljährlich wiederkehrenden Theateraufführungen zu Ehren des Dionysos lenkten darauf hin, ständige Versammlungsorte, die diesem Zwecke geweiht

447—432

Profanbau

waren, zu schaffen. Der Bodengestalt sich anschmiegend, vom Zuschauerraum aus mit dem Blick auf das freie Meer, entstand das Dionysostheater in Athen, gleich in seiner ersten Anlage ein genialer Wurf von unnachahmlicher Feinheit der Linien (§ 101). An seine Anlage schließen sich fast alle griechischen Theater an; erst den Römern war es beschieden, den nächsten Schritt zu tun, indem sie die Amphitheater anlegten. Ein weiterer Profanbau war die köstliche Propyläenhalle, der breite säulengeschmückte Aufgang zum Westtor der athenischen Burg, das Meisterwerk des Mnesikles. Sie stellte ein Festtor dar, das dem gottbegeisterten Volke den Zugang zur heiligen Stätte gewähren sollte. — Für die Ausstattung des Privathauses hatte man noch kein Verständnis. So weit unsere Kunde reicht, waren alle Wohnhäuser klein und schmucklos und entwickelten sich erst in der nächsten Periode.

Propyläen 437—432

2. Plastik

Einen noch gewaltigeren Aufschwung nahm die Plastik. Schon die peloponnesische Kunst, die die Aginetengruppe schuf (§ 92), zeigte einen großen Fortschritt. Wenn auch vieles noch sehr altertümlich anmutet, so sehen wir doch, wie die Griechen sich aus dem Bann des Formalen herausarbeiten und zu individueller und naturwahrer Gestaltung gelangen. Die stereotype Darstellung verschwand und wurde durch immer größere Individualisierung ersetzt. In allen griechischen Staaten hören wir von Bildhauern und ihren Schulen; von Wichtigkeit blieb allein die attische Kunst.

Von der vorpersischen Kunst zu der Blütezeit gelangen wir durch eine Menge Einzelstufen. Für die Plastik war das Wichtigste der Übergang von der Holzbildnerei und der Verwendung des Porossteines zu der Bildhauerei in Marmor oder Metall. Dies zeigt sich vor allem in der peloponnesischen Kunst, die, vielleicht unter kretischem Einfluß, im sechsten Jahrhundert blühte. Sie verpflanzte den Erzguß (§ 92) von Kleinasien in das Mutterland, und von nun an war dort die Erzkunst zu Hause. Das macht sich in den heute noch vorhandenen Kunstwerken jener Zeit bemerkbar, die auch im Stein noch die der Metallverwendung eigene Technik zeigen. Ein weiterer Fortschritt war die Vereinigung mehrerer Statuen zu Gruppen, wofür das bekannteste Beispiel die Agineten (zurzeit in München), zwei Giebelgruppen vom Tempel der Aphaia auf der Insel Ägina, sind. Die sorgfältige Arbeit auf der einen Seite und das Festhalten gewisser archaischer Einzelheiten (der falschen Stellung des Auges und der Füße, des bekannten Lächelns) anderseits zeigen uns das Ringen der Künstler der Gruppe, Kalon und Onatas, nach einer höheren Vollendung. An sie schlossen sich dann Kanachos von Sikyon und Ageladas von Argos an. — Eine weitere Ausgestaltung dieser dorischen Kunst vor allem des Gruppenbildes finden wir während des fünften Jahrhunderts an den Giebeln des Zeustempels in Olympia. Auf Ägina war es Athene, die den Kämpfen um Troja zuschaute, hier ist es Apollo, der über den Kämpfen der Lapithen und Kentauren waltet. Die Meister der Skulpturen sind noch nicht bekannt: am nächsten steht die Technik der altertümlichen Metopen der sizilischen Tempel in Selinunt und anderswo, so daß man vielleicht an lokale Künstler zu denken hat. Unter den archaischen Werken, die aus jener Zeit während und nach den Perserkriegen stammen, ist eins der bemerkenswertesten der bronzene Wagenlenker von Delphi (vielleicht eine Stiftung des Polyzelos, Bruders des Gelon [§ 108]), der gewissermaßen auch architektonisch wirkt und eine steife Würde zeigt. Daneben steht der liebenswürdige Dornauszieher vom Kapitol, an dem uns die Arbeit an den Locken und das typische Gesicht die Altertümlichkeit der Kunst bezeugt. Auch die 1906 gefundene Niobide (die nicht zu Skopas gehört) ist in diese Periode, die der klassischen Zeit vorangeht, einzurechnen.

Peloponnesische Kunst

Ionische Plastik

Neben dieser dorischen Plastik vermochte die ionische nicht aufzukommen; die Verheerung der Perserkriege hatte ihre Blüte geknickt. Nur in einzelnen Schatzhäusern in Delphi (z. B. dem der Insel Siphnos) erblicken wir Nachklänge dieser feinen und heiteren Kunst. — Gewaltig war dagegen das Aufblühen in Attika. Auch hier ging man von der archaischen Kunst aus: die Tyrannenmördergruppe (§ 92), sei sie von Antenor

Attische Kunst

oder von Kritios und Nesiotes um 476, zeigt uns noch ganz den älteren Typus. Und ähnliches tritt uns an den Porosskulpturen vor allem aus der vorperſiſchen Zeit entgegen, die beſonders ſeit 1886 durch den großen Fund auf der Akropolis bekannt geworden ſind. Die 14 ſogenannten „Tanten" zeigen uns neben den Eigentümlichkeiten des archaiſchen Stils (dem Lächeln, den geflochtenen Haaren, der falſchen Augenſtellung) noch eine ſehr ſtarke Verwendung der Farbe, die wir auch für die Agineten anzunehmen haben. Von da an beginnt auch dort die Gruppenbildung und die ſtarke Individualiſierung. Doch haben alle dieſe Figuren zweierlei gemeinſam, die Frontalität der Darſtellung und die lediglich Betonung des körperlichen Daſeins.

Blütezeit

Etwas ganz Neues brachte die nächſte Kunſtperiode herein, ſie zeigte alle die dargeſtellten Weſen in vollſter Bewegung. Wie ſehr die Menſchen dieſen Fortſchritt ſchätzten, zeigen die zahlreichen Anekdoten, die ſich an den Begründer der neuen Richtung, an Myron und ſeine Kunſtwerke, anſchloſſen. Von ſeiner berühmten Kuh hören wir, daß Kälber an ihr ſaugen und Löwen ſie zerfleiſchen wollten. Die Durchbildung des neuen künſtleriſchen Gedankens ſehen wir an ſeinem Marſyas (der neuerdings zuſammen mit einer Athene, die die Flöte wegwirft, als Gruppe aufgefaßt wird) und ſeinem Diskoswerfer, die beide faſt nur Momente des Lebens darſtellen. Auch ein Schnelläufer Ladas wird von ihm genannt. — Der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts blieb noch Größeres vorbehalten. Der Athener Pheidias trat auf, der typiſche Künſtler der Zeit des Perikles, der ſelbſt in Kreſilas ſeinen Darſteller fand. Pheidias entſtammte einer Künſtlerfamilie und iſt urſprünglich Maler geweſen. Späterhin wandte er ſich der Bildhauerei zu und ſeine Erſtlingswerke waren der Verherrlichung der Perſerzeit gewidmet. Zu ihnen gehörte die Koloſſalfigur der Athene Promachos, die im Freien auf 9 m hohem Sockel ſtand und deren vergoldete Lanzenſpitze den nach Athen Heimkehrenden am Kap Sunion den erſten Gruß aus der Heimat bot. Ein anderes berühmtes Bild von ihm war die neuerdings wieder umſtrittene Athene Lemnia, ebenfalls aus Bronze, von der man Kopien in Marmor gefunden hat. Das höchſte Werk des Künſtlers war die Goldelfenbeinſtatue der Athene Parthenos, 12 m hoch, das Kultbild in dem Mittelſchiff des Parthenon. Nach ſpäteren Marmorkopien trug die Göttin einen gewaltigen Helm, war mit dem Peplos und der Agis bekleidet und hielt auf der rechten, auf einer Säule ruhenden Hand eine Statuette der Nike, während die Linke ſich auf einen Schild ſtützte, unter dem die Burgſchlange Erichthonios ſich hervorbäumte. Nach Vollendung dieſes mühevollen Werkes wurde Pheidias nach Olympia berufen und ſchuf für den dortigen Zeustempel ſein berühmtes Meiſterwerk, den Zeus Olympios, ebenfalls aus Goldelfenbein, deſſen ruhige Majeſtät und Abgeklärtheit noch in ſpäteren Zeiten auf den Beſchauer tiefen Eindruck machten. Man erblickt jetzt vielfach in ihm das Prototyp zu dem ſpäteren Chriſtusideal. Von Olympia kehrte Pheidias 432 nach Athen zurück, wurde in den Sturz ſeines Gönners Perikles verwickelt und iſt kurz vor Beginn des Peloponneſiſchen Kriegs im Kerker geſtorben. — Pheidias war auch ein gefeierter Lehrer ſeiner Kunſt, und ſo finden wir denn eine ganze Menge begabter Bildhauer, die ſich mit Stolz ſeine Schüler nannten. Unter ihnen ragten Praxiteles d. A. und Alkamenes hervor, der die „Aphrodite in den Gärten" und den Diskobolen ſchuf, der zum Wurfe ausholt. Den Schülern des Pheidias wird vor allen Dingen der herrliche Bildſchmuck verdankt, mit dem die Bauten der perikleiſchen Akropolis ausgeſtattet wurden. Beſonders der Parthenon zeigte den Skulpturenſchmuck in verſchwenderiſcher Fülle. Die älteſten ſind die 92 Metopen, die meiſt Kampfſzenen vorſtellten; an der beſterhaltenen Seite im Süden ſind es Schlachten zwiſchen den Lapithen und Centauren. Weſentlich jünger iſt der berühmte Cellafries, der ſich um die eigentlichen Wände des Tempelhauſes herumzieht und den großen Panathenäenzug (§ 60, 84) zum Gegenſtande hat. Das Erhaltene befindet ſich, wie die Giebelgruppen, großenteils in London, nur der Weſtfries iſt noch an Ort und

Myron 470

Pheidias 500—430

447—438

438

Schule des Pheidias

Skulpturen am Parthenon

Stelle. Den Höhepunkt bildete die Götterversammlung im Osten, die leider sehr verstümmelt ist. So ziemlich dieselben Götter füllten auch das östliche Giebeldreieck aus, das uns zeigte, wie die Göttin Athene gewaffnet in den Kreis der Olympier eintrat. Infolge der jahrhundertelangen Vernachlässigung ist uns von diesem Giebel nur sehr Trümmerhaftes erhalten. Der Westgiebel zeigte Athene und Poseidon, die auf dem Burghügel Athens eingetroffen waren, um Athen mit ihren Segnungen zu beglücken. Der Stil dieser Gruppen entfernt sich bereits von der Strenge des Pheidias und zeigt uns die Einwirkung der Malerei. Denn wir werden uns, wenigstens in der Gewandung, diese Stücke durchaus als bemalt zu denken haben. Der größte Teil dieser Giebelgruppen befindet sich jetzt (seit 1816) als die sogenannten Elgin marbles im Britisch Museum zu London. — Ebenfalls in die Schule des Pheidias gehören

Die Korenhalle

die Karyatiden an der Korenhalle des Erechtheions, schreitende Jungfrauen, die das Dachgebälk des Tempelvorbaus kraftvoll und doch zierlich auf ihren

Reliefbildnerei

Köpfen tragen. — Eine besondere Eigentümlichkeit Athens sind die zahlreichen Grabreliefs, die zum Teil noch an ihrem Platze auf dem Friedhof an dem Dipylon genannten Tore im NW. der Stadt gefunden worden sind. Hervorgegangen sind sie aus den Choregenreliefs (Triptolemosrelief in Eleusis) und zeigen uns den Toten meist in den Lieblingsbeschäftigungen, die er im Leben betrieb, niemals mit einer Erinnerung an den Tod, die erst im vierten Jahrhundert hervortrat. Besonders bekannt sind die Steine der Hegeso, Mynno und des Dexileos. — Auch sonst tritt uns noch Skulpturenschmuck entgegen an der Balustrade des

Niketempel und Theseion

Niketempelchens, am sogenannten Theseion (Hephaisteion?), und in Phigalia, am Asklepiostempel, der merkwürdigerweise innen im Cellaraum angebrachte Fries mit den in Attika so beliebten Lapithen und Kentauren. Auch dieses letztere Bildwerk befindet sich in London.

Paionios um 425

Den Übergang zu der Kunst des vierten Jahrhunderts (§ 131) stellen dar die plastischen Werke, die wir in Olympia finden, vor allem die Nike des Paionios, die etwa um 425 geschaffen wurde. Die Göttin fliegt von einer 9 m hohen, dreieckigen Basis herab und macht mit dem gebauschten Mantel und dem nach vorn gesenkten Körper durchaus den Eindruck des sich Niederlassens nach dem Fluge. Unendlich hat sich die Fassung und Lösung des Flugproblems seit der Nike des Archermos (§ 91 b) verfeinert. Eine fast ganz gleiche Statue hat man in Delphi gefunden. — Beachtung verdienen auch zwei große, neuerdings gefundene und in diese Zeit gehörende Grabanlagen, die in Lykien zutage getreten sind, zu Gjölbaschi (Tipsa) (mit einem Fries, der Amazonenkämpfe darstellt und in der Anlage barbarische Elemente und malerischen Einschlag enthält), und das Nereidenmonument von Xanthos, das als Fürstengruft und Siegesdenkmal dienen sollte und gleich drei Friese (mit verschiedener Darstellung) und in den Säulenzwischenräumen zwölf stark an die Nike des Paionios erinnernde Figuren zeigt, die man wohl richtiger als Todesgöttinnen bezeichnet.

Polykleitos 470—404

Auch im übrigen Hellas blühte die Kunst in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts auf. Der größte Nichtathener war der Sikyonier Polykleitos, ein echter Dorier. Auch er bildete goldelfenbeinerne Statuen, z. B. die der Hera im Tempel zu Mykenä; jedoch steht er hinter Pheidias zurück und bildet den Übergang zur folgenden Periode der Kunst. Ihm vor allem verdankte es die Plastik, daß er die Proportionen des menschlichen Körpers auf feste mathematische Formeln brachte (Körperlänge = 6 Kopf- oder 7 Gesichtslängen, oder Entfernung der linken von der rechten Mittelfingerspitze bei wagrechter Armhaltung), hierin der Vorgänger von Lionardo da Vinci (III, 101) und Albrecht Dürer (III, 104). Seine Statuen sind alle nach diesem sogenannten Kanon gebildet. Es waren fast ausschließlich nackte Jünglingsgestalten, die auf einem Beine standen, während das sogenannte Spielbein nur zur Balancierung diente. Das klassische Beispiel für dies Motiv ist der Speerträger (Doryphoros), das Urbild kraftvoller Männlichkeit. Ein weiteres bekanntes Bild von ihm war der Diadumenos (Jüngling, der sich die Stirnbinde umlegt), der ebenfalls die charakteristische

Fülle und Schwere der Gliedmaßen zeigt. Neben jugendlichen Athleten wird ihm auch das Normalbild des weiblichen Körpers zugeschrieben, die verwundete Amazone. Polykleitos war ein denkender Künstler, dem das Problem der Form im Mittelpunkt des Schaffens stand. Das Altertum stellte ihn unmittelbar neben Pheidias. Auch Polyklet hat Schule gemacht, und es schlossen sich viele argeische und dorische Künstler an ihn an. Aus seiner Umgebung stammt auch das Motiv des Apoxyomenos (des Schabers, der sich nach dem Wettkampf im Gymnasion mit dem Striegel säuberte), dessen beste Ausführung aber erst der Zeit des Lysippos (§ 131) vorbehalten bleiben sollte. Auch eine 1901 bei Antikythera (Cerigotto) aufgefischte Bronze, die eine Jünglingsgestalt mit erhobenem Arm und gespreizten Fingern zeigt, gehört in diesen Kreis. Schule des Polykleitos

Als neue selbständige Kunst tritt in dieser Zeit die Malerei auf. 3. Malerei
Früher wurde sie nur zu dekorativen Zwecken benutzt; jetzt fanden sich ihre ersten großen Meister. Polygnotos aus Thasos schmückte zu Kimons Zeiten die „bunte Halle" mit der Darstellung der Marathonschlacht. Seine berühmtesten Gemälde aber befanden sich in Delphi, wo er in der Lesche (Versammlungshalle) der Bürger die Zerstörung Ilions und die Unterwelt darstellte. Seine vielgepriesenen Gemälde hatten noch keine Perspektive und zeigten eine friesartige Anordnung, waren aber wegen der naiven Lebendigkeit ihrer Zeichnung weit berühmt. Die Perspektive erfand erst Agatharchos; Licht und Schatten gab Apollodoros aus Athen, löste die Gemälde von der Wand und schuf so das Tafelbild. Weit überstrahlt aber ward ihr Ruhm durch die um zwei Generationen später lebenden Künstler Zeuxis aus Heraklea und Parrhasios aus Ephesos, in deren Preis die Alten nicht müde wurden. Zeuxis schuf, wie das Volk erzählte, z. B. gemalte Trauben, die so täuschten, daß die Vögel an ihnen zu picken versuchten, und Parrhasios malte einen Vorhang, den Zeuxis wegziehen wollte, um das eigentliche Gemälde zu sehen.

Die Malerei war eher entstanden als die Plastik. Ihr Hauptvertreter war Polygnotos um 470
Polygnotos, Aglaophons Sohn, aus Thasos, dessen Werke wir freilich nur aus Beschreibungen und aus Vasenbildern kennen lernen. Um 475 kam er nach Athen; hier schuf er mit seinem Landsmann Mikon zusammen die Fresken am Dioskurentempel und in dem von Kimon begründeten Theseion die Amazonenkämpfe und des Theseus Schicksale in der Unterwelt. Späterhin malte er die Neue Markthalle aus, die nachher die „bunte" (Poikile) hieß. Hier schuf er drei Hauptwerke: den Amazonenkampf, die Eroberung Trojas und die Schlacht von Marathon. Auch anderwärts, z. B. in Platää und Thespiä, schmückte er die Tempel und öffentlichen Gebäude mit Fresken. Am genauesten kennen wir seine Bilder aus der Lesche von Delphi; seine Malweise zeigt mehr die Manier des Zeichners als des Malers. Er wandte die vier Farben Weiß, Gelb, Rot und Schwarz an, aber die Übergänge von Hell und Dunkel und die Schattierung verstand er noch nicht. Seine Gemälde waren groß und figurenreich; darum war sorgfältige Gruppierung nötig, um so mehr, als sie ohne Verwendung der Perspektive gemalt waren. Genau noch, wie auf den altägyptischen Malereien, sehen wir nämlich Vorder-, Mittel- und Hintergrund dadurch angedeutet, daß die jeweilig dazu gehörenden Figuren übereinander, statt hintereinander gemalt werden, wie man das auch an älteren, schwarzfigurigen Vasen beobachten kann. Wellige Terrainlinien, die auch als Hügel erscheinen, sollen den Eindruck beseitigen, daß die Figuren in der Luft schweben. Vor allem rühmte man die Gedankenfülle und die Ausdrucksfähigkeit des Meisters. Er übte durch die sorgfältige Gruppierung seiner Bilder auch auf die Plastik insofern einen maßgebenden Einfluß, als er in die Giebelgruppen den Gedanken brachte, von einer Handlung, die in der Mitte ihren Höhepunkt hat, nach den Seiten hin ein Ausklingen hervorzurufen und darzustellen. — Große Fortschritte machte die Malerei unter dem Athener Apollodoros, der das Apollodoros 410
Tafelbild bevorzugte, die Freskomalerei aufgab und die Temperatechnik (mit Eiweiß und Gummi die Farben zu binden) aufbrachte. Er vermochte zuerst auch durch richtiges Modellieren und Schattieren die Rundung hervorzutäuschen, eine Neuerung, die den Tadel der Zeitgenossen fand, die darin eine Abart der Sophistik erblickten. — Weitergeführt wurde diese neue Malerei durch Zeuxis aus Herakleia am Pontos, der zur Zeuxis ca. 400
Zeit des Peloponnesischen Kriegs wirkte. Er ging vom Historienbild ab und schuf mythologische Bilder; die Kentaurenfamilie wird besonders gerühmt. Er schuf auch die erste Schönheitskonkurrenz, da die Krotoniaten für das Bild der Helena im Heratempel ihm die schönsten Mädchen der Stadt zur Auswahl für das Modell vorführen lassen mußten. Sein Nebenbuhler, besonders im Hervorbringen realistischer Illusion, war Parrhasios aus Ephesos; er bevorzugte heroische Stoffe, unter denen Odysseus im erheuchelten Parrhasios

Timanthes

Wahnsinn und der „Demos" der Athener genannt werden. Der dritte große Maler der Zeit war Timanthes aus Kythnos, der ebenfalls die Historie pflegte; vor allem wird ihm Gedankenreichtum nachgerühmt. Am berühmtesten von ihm war seine Darstellung der Opferung Iphigeniens, die wir durch eine ungeschickte Kopie aus Pompeji kennen, und der „Streit um die Waffen Achills". — Im vierten Jahrhundert trat dann

Pauſias

Pausias von Sikyon (§ 131) auf, der die sogenannte enkaustische, in ihrer Technik noch nicht wieder genügend aufgehellte Malweise erfand. In ihr soll er bisher noch unerreichte Farbenwirkungen erzielt haben. An ihn schlossen sich andere an, die die Realistik und Seelenmalerei bis auf das feinste vervollkommnet haben sollen.

4. Kunstgewerbe

Der große Aufschwung in der Malerei übte seinen Einfluß auch auf das Kunstgewerbe aus, vor allem in der Kunsttöpferei, in der Athen seit den Perserkriegen Bewunderungswürdiges leistete. Seit dem Jahre 500 etwa tritt der große Umschwung in der Vasenmalerei ein, daß man nicht mehr wie früher den schwarzen Firnis entfernte und nur die Figuren damit bedeckt stehen ließ, sondern daß man alles schwarz firnißte bis auf die Figuren, die den roten Grundton der Vase zeigten. Man darf freilich nicht meinen, daß diese technische Änderung auf einmal zur Herrschaft gelangte, und alles radikal umänderte, denn schwarz- und rotfigurige Vasen (besonders aus den Nekropolen von Etrurien her bekannt) gehen eine geraume Weile nebeneinander her. Ein berühmtes Beispiel für den älteren Stil gibt uns die Françoisvase aus Florenz (Vase des Klitios und Ergotimos aus Athen), die uns die schwarzfigurige Silhouettenmalerei mit schwarzen Männer- und weißen Frauengesichtern zeigt; unter den Meistern des rotfigurigen Stils sind Euphronios, Brygos und Duris zu nennen, deren Anfänge noch bis in die Peisistratidenzeit zurückreichen.

Schwarz- und rotfigurige Vasen

Die dominierende Stellung Athens auf dem Kunstgewerbemarkt dauerte bis 420, d. h. bis zur sizilischen Expedition. Überall kam man dabei dem Geschmack der Kundschaft entgegen. Späterhin überzog man die Vasen mit Pfeifenerde und schuf damit einen Malgrund, auf dem in vielen Farben dargestellt werden konnte. Dies kam vor allem auf den attischen Lekythoi zur Darstellung, die auch oft als Preisgaben für die Sieger in Wettkämpfen verwendet wurden. Aus der älteren Zeit behielt man nur das eine in dieser Malerei bei, daß die Geschlechter dadurch gekennzeichnet wurden, daß bei den Männern die nackten Körperteile dunkel, bei den Frauen weiß gehalten wurden. Überall ging Athen mit gutem Beispiel voran: seine geschmackvollen Erzeugnisse beherrschten den Weltmarkt und wurden sogar im fernen Etrurien fleißig nachgebildet.

Attische Lekythen

Kleidertracht

Ähnliche Einflüsse finden wir auch in der Umwandlung der griechischen Tracht, die den steifen orientalischen Prunk fallen ließ und sich mit dem einfach gefälligen Gewande begnügte. Ebenso geschah es in der Haartracht; die künstlichen orientalisierenden Gebilde (Krobylos) verschwanden, und an ihre Stelle trat eine edle Einfachheit. Nur die Spartaner hielten am Altertümlichen fest.

C. Der peloponnesische Krieg (431—404).

Ausblick

§ 103. Bedeutung und Veranlassung des Krieges. Der perikleische Friede (§ 98) hatte die Gegensätze zwischen dem von Sparta geführten lakedämonischen Landbunde und dem unter Athen stehende delischen Seebunde selbstverständlich nicht beseitigt. Wie früher (§ 97) dargetan, waren diese politischer und wirtschaftlicher Natur. Auf der einen Seite standen die konservativen, aristokratisch regierten dorischen Staaten, deren militärische Stärke auf dem Landheere ruhte, deren materielle Wohlfahrt von den Erträgen der Landwirtschaft abhing; auf der andern Seite die demokratischen Jonier, die sich auf die Flotte stützten und durch Handel und Industrie reich geworden waren. Eine Abgrenzung der Machtsphären, wie sie der perikleische Friede versuchte, konnte allenfalls die politische Feindschaft

der beiden Staatengruppen abschwächen, der wirtschaftliche Gegensatz blieb davon unberührt und mußte zum Kampf auf Leben und Tod führen. Das billige Getreide, das die Jonier aus der Krim, Ägypten und Sizilien (§ 108) holten, machte sie unabhängig von dem bisher teuer gekauften Brotkorn der dorischen Staaten und bedrohte deren wirtschaftliche Existenz. Aus der wirtschaftlichen Feindschaft zog die politische immer wieder neue Nahrung, und so entstand aus beiden der *Peloponnesische Krieg*.

Er endete damit, daß der Bund der Industrie- und Handelsstaaten zu Boden gerungen wurde und anscheinend die politischen, in Wahrheit die wirtschaftlichen Beweggründe der Dorier siegten. Die ungewollte Folge des langen Kampfes aber war erstens, daß die von den geeinten Griechen gebrochene Macht des Perserreiches wuchs und wieder ein bedrohliches Anschwellen der orientalischen Flutwelle folgte, die ihren Höhepunkt im antalkidischen Frieden (§ 122) erreichte, um von da an sich zurückzuziehen. Eine andere, ebenfalls ungewollte Folge des entsetzlichen Kampfes bestand darin, daß die Kräfte beider Gegner nach dem jahrzehntelangen Ringen so geschwächt wurden, daß auch die Sieger nicht imstande waren, die leitende Stellung zu behaupten, und daß der zwar siegreiche, aber ausgelebte Adelsstaat der Dorier die Führung der griechischen Welt an einen ganz neuen Faktor abtreten mußte, die schnell sich zur Blüte entwickelnde makedonische Militärmonarchie. Ihr erst war es beschieden, endgültig die Perser zu überwinden.

Eine dem äußeren Kampfe parallele Bewegung zeigte sich auch auf *geistigem Gebiete*. Bis zu den Perserkriegen hatten hier die Dorier und Aolier überall die Führung gehabt (Lyrik, Sophistik). Nach den Perserkriegen begann auch hier der Streit. Das Althergebrachte in Religion, Wissenschaft und Kunst, das die Dorier vertraten, mußte sich hier ebenfalls gegen den Ansturm der neuen Ideen der Jonier wehren. Der Ausgang dieses Kampfes war dem politischen Endergebnis entgegengesetzt. Die Jonier ersetzten die alte Volksreligion durch die zu wunderbarer Höhe emporsteigende Philosophie, die dorische Wissenschaft mußte weichen, die dorische Kunst verblaßte neben den Erzeugnissen der ionischen. Und in diesem Ausgange des Kampfes liegt beschlossen, daß die makedonischen Führer gegen den Orient sich der ionischen Geisteswaffen bedienen mußten, und daß Athen, obgleich es politisch am Boden lag, doch durch seine Gedanken und Schöpfungen und die aus ihnen hervorgegangene geistige Gesamtrichtung, die man gern als Hellenismus bezeichnet, und das Große und Bleibende an den Athenern und Joniern war, den Orient überwand.

Die beiden Staatenbünde

Dieser Ausblick zeigt die Bedeutung des großen Kriegs, dessen Ausbruch durch den perikleischen Frieden um kurze Zeit hinausgeschoben ward. Das Gleichgewicht, das beide Mächte durch den perikleischen Frieden erlangt haben, blieb nicht lange bestehen. Die weitausgreifende Politik des Perikles erregte durch ihre Erfolge den Neid der Lakedämonier Dazu kam die wirtschaftliche Umklammerung des peloponnesischen Bundes durch Athen und seine Bundesgenossen. Ganz Hellas schied sich in zwei Heerlager, in den *attischen Seebund*, dem die Inseln und

Küstenstädte gezwungen oder freiwillig angehörten, auf den die Volkspartei aller (auch der feindlichen) Staaten ihre Hoffnungen und ihr Vertrauen setzte und dessen Stärke in seiner bedeutenden Seemacht bestand; und in den peloponnesischen Landbund unter Spartas Führung, dem die dorischen und die meisten äolischen Staaten (wie Böotien, Phokis, Lokris u. a.) anhingen, in dem die aristokratische und konservative Partei der verschiedenen Gemeinwesen (auch der ionischen Staaten) ihren Beschützer sah, dessen Zuversicht auf den schwer bewaffneten Hoplitenheeren beruhte. Nur wenige Städte standen beiseite, so Argos, das den Lakedämoniern wegen der Besetzung von Kynuria grollte (§ 76), aber sich auch nicht an Athen anschließen mochte. Eifrig wurden auf beiden Seiten die Rüstungen betrieben, aber vorsichtig wich man einander aus, denn wie Gewitterschwüle lag es über dem Lande.

Veranlassungen des Kriegs

Der Bruch trat schließlich, fast ohne Absicht der leitenden Kreise, durch einige Nebenkonflikte ein. Die Insel Kerkyra (Korfu) war wegen der Stadt Epidamnos (Dyrrhachium, Durazzo) an der Küste Illyriens mit dem Mutterstaat Korinth in Krieg geraten und wendete sich um Unterstützung an Athen. Unter dessen Beistand wurden denn auch die Korinther nach einer unentschiedenen Seeschlacht zum Abzug genötigt. Darin sahen diese einen Friedensbruch und führten auf einem peloponnesischen Bundeskongreß laute Klage. Sie glaubten um so mehr dazu berechtigt zu sein, als die Athener die korinthische Kolonie Potidäa

Juni 432

in Makedonien zinspflichtig gemacht hatten und diese hart bekriegten, als sie im Vertrauen auf peloponnesische Hilfe die Niederlegung seiner starken Befestigungen und die Zahlung eines bedeutend erhöhten Tributs weigerte. Ein dritter Punkt der Klage war die Ausschließung des kleinen dorischen Staates Megara von allen Seehäfen und Märkten Attikas, als Strafe für seinen Abfall von Athen. Wie einige meinen, hat Perikles selbst diese Nebengründe benutzt, um den Krieg zu entzünden und so seine Stellung zu befestigen.

Kerkyra und Epidamnos 435—432

In Epidamnos, einer von den Kerkyräern unter Anführung eines Korinthers gegründeten Kolonie, war zwischen den dorischen Aristokraten und der Volkspartei ein Streit ausgebrochen. Die ersteren wurden vertrieben und wandten sich um Beistand an die stammverwandten Kerkyräer, die Gründer der Kolonie, während die Demokraten in Epidamnos den Schutz der Korinther anflehten, die schon längst auf Kerkyras Macht eifersüchtig waren. Allein die Kerkyräer schlugen bei Leukimme die Korinther zurück und nötigten Epidamnos zur Übergabe. Erbittert über diese Schmach und für ihren Einfluß auf dem ionischen Meere fürchtend, rüsteten die Korinther eine große Flotte aus, um die stolze Insel zu demütigen. Die Kerkyräer aber schlossen ein Bündnis mit den Athenern, die sich zunächst nur zu einer Defensivallianz verstanden und nur zehn Trieren als moralische Unterstützung schickten. In der Seeschlacht an den Sybotainseln wurden jedoch die Kerkyräer so zurückgedrängt, daß die Athener, die sich zunächst neutral gehalten hatten, eingreifen mußten, um eine Landung der Korinther zu verhindern. Zu gleicher Zeit traf noch eine zweite Flotte der Athener ein, und die Korinther, die anfangs entschieden im Vorteil gewesen waren, mußten unverrichteter Sache wieder abziehen.

Sommer 435

Sept. 433

Versuche, den Perikles zu stürzen

Ehe der Krieg begann, versuchten die Gegner des Perikles, nochmals den großen Mann zu stürzen. Die konservativen Elemente der Bevölkerung waren mit ihm unzufrieden wegen seiner Baupläne auf der Burg und seines Verkehrs mit den Männern der Aufklärung, wie Anaxagoras, und diesen Umstand nützten seine politischen Gegner aus. Die beiden Tendenzprozesse gegen Pheidias (§ 102) und Anaxagoras (§ 101) waren in Wirklichkeit gegen ihn gerichtet. Noch deutlicher tritt das in der Anklage gegen Aspasia hervor, die Perikles nur durch sein persönliches Eintreten zu retten vermochte. Jedoch alle diese Versuche waren umsonst: Perikles, an den persönlich man sich nicht heranwagte, blieb im Besitze der Macht und der politischen Leitung des Staates, und als er den Augenblick des Kampfes für gekommen hielt, war dieser in der Tat unvermeidlich geworden.

§ 104. Die ersten Kriegsjahre bis zu Perikles' Tod. Auf die Beschwerde der Korinther in der peloponnesischen Tagsatzung zu Sparta stellten nach einigem Zögern die Lakedämonier an Athen die Forderung, die Markt- und Handelssperre gegen Megara aufzuheben, von der Belagerung Potidäas abzulassen und den Agineten (§ 98) die Freiheit zurückzugeben. Als die Athener dieser Zumutung nicht Folge leisteten, fiel ein spartanisches Heer unter dem König Archidamos in Attika 468—427
ein und verheerte das Land. Perikles, von der Überlegenheit des 431
spartanischen Landheeres überzeugt, hatte den Beschluß gefaßt, sich zu Lande nur defensiv zu verhalten, dagegen zur See die Offensive zu ergreifen. Deshalb hatte er die attischen Landbewohner mit Weib, Kind und ihrer fahrenden Habe in die Hauptstadt gerufen und auf der sumpfigen Ebene (Halipedon) zwischen den langen Mauern untergebracht; gleichzeitig landete eine athenische Flotte an den Küsten der Peloponnes und übte Vergeltung für die Verwüstung Attikas. Megara wurde durch verheerende Einfälle an den Rand des Untergangs gebracht; auf Ägina vertrieben die Athener alle dorischen Einwohner, die späterhin von den Spartanern in der Thyreatis angesiedelt wurden, und bevölkerten die Felseninsel mit attischen Ansiedlern (Kleruchen). Einen großen Erfolg Winter 430
errangen die Athener ferner durch den Fall Potidäas, das ihnen die ganze Chalkidike in die Hände spielte; auch sonst wollte ihnen das Glück wohl, denn sie gewannen den Thrakerkönig Seuthes zum Bundesgenossen. So waren denn ihre Hoffnungen hoch geschwellt und fanden ihren schönsten Ausdruck in der berühmten Leichenrede, die Perikles im Winter 431 an den offenen Gräbern der Gefallenen auf dem Kerameikos hielt. Das Trauerfest ward zum höchsten Ehrentag, und glanzvoll wurde jedem, der eigene Verluste beklagte, das Bild des herrlichen und dankbaren Vaterlandes vor die Seele gestellt.

Aber es sollte nicht so bleiben. Die Einfälle der Peloponnesier in Attika und die Verwüstungen der Athener in der Peloponnes wiederholten sich alljährlich, bis eine entsetzliche Krankheit aus Äthiopien und Die Pest
Ägypten über Asien und die griechischen Inseln ihren Weg nach dem Piräus und Athen fand. Hier genährt durch die in schlechten und schmutzigen Hütten dicht zusammengedrängte Menschenmasse, durch einen ungewöhnlichen Witterungswechsel, durch die fieberhafte Gemütsaufregung und mangelhafte Nahrung, raffte sie Tausende von Menschen jedes Alters und Standes unter entsetzlichen Schmerzen dahin und stürzte zuletzt Perikles selbst ins Grab, nachdem er zwei seiner Söhne und viele seiner Freunde und Anhänger sterben gesehen hatte. Vorher hatte er aber noch den Unbestand des Glückes erfahren müssen; auf Antrag der Sturz des Perikles
Drakontides wurde ihm im Oktober 430 die Strategie aberkannt und er selbst wegen Unterschleifes verurteilt. Jedoch man konnte ihn nicht entbehren; da Sparta unannehmbare Friedensbedingungen stellte, so wählte man ihn wieder zum Strategen, um die einmal eingeschlagene politische Richtung weiter zu verfolgen. Jedoch zu spät! Er starb kurz nach seiner Perikles Tod 429
Rechtfertigung. Die ungerechten Vorwürfe des über die Kriegsleiden erbitterten Volkes, die Verdächtigungen seiner zahlreichen Gegner, der Kummer über die schlimme Lage des Staates und den Kleinmut der

Bürger, der Schmerz über den Untergang seiner, wenngleich unwürdigen Söhne trugen dazu bei, seine Tage zu verkürzen. Sein Trost auf dem Sterbelager war, daß keiner der lebenden Athener um seinetwillen je ein Trauerkleid angelegt habe. Der Tod des großen Mannes schlug dem athenischen Gemeinwesen, das zudem drei Jahre lang von der furchtbaren Krankheit betroffen ward, bis sie, aller ärztlichen Kunst und Pflege spottend, zuletzt „gleichsam ersättigt in sich selbst erlosch", eine unheilvolle Wunde; denn mit diesem feinsinnigen, hochgebildeten Mann, dem „Ersten Athens", ging auch seines Vaterlandes Blüte dahin.

Teilung der Macht

§ 105. Platää. Perikles allein war imstande gewesen, sein Volk zu regieren. Die nach ihm kamen, strebten nur nach der Macht um jeden Preis. Selbstsüchtige Demagogen, wie der großsprecherische Lederfabrikant

Kleon

(Gerber) Kleon, nahmen des Perikles Stelle ein und traten in einen bemerkenswerten Gegensatz zu den leitenden Feldherren einerseits und zu den oligarchischen Minderheiten anderseits, die immer offener, sogar in Athen selbst, ihren Rückenhalt an Sparta suchten. Die athenische Bürgerschaft wurde eine haltlose Menge, und ihre Führer besaßen weder staatsmännisches Talent noch die Kenntnisse, die nur durch Übung und Erfahrung in den Staatsangelegenheiten erworben werden. Selbst das

Nikias

Haupt der konservativen Friedenspartei, der reiche Nikias, war eine untergeordnete, der Leitung bedürftige Natur und entbehrte der „stillen Größe" des Perikles, um den nötigen Einfluß bei der Menge zu gewinnen. Diese aber, einmal zur Herrschaft gelangt, zeigte sich argwöhnisch gegen alle durch Tüchtigkeit sich Auszeichnende und war eifersüchtig darauf bedacht, von ihren Rechten sich nichts zu vergeben. Ehrlose Denunzianten (Sykophanten) bedrohten unaufhörlich die Ruhe und das Glück eines jeden Bürgers, der nicht unbedingt der bestehenden Ordnung ergeben schien und hinderten jedes tatkräftige Auftreten. Unter diesen Umständen mußte Athen zusehen, wie Platää, sein treuester Bundesgenosse, nach heldenmütigem Kampfe den Spartanern und Böotiern erlag.

Der Untergang Platääs

Noch ehe der Krieg selbst zum Ausbruch gekommen war, hatten die Thebaner versucht, die Stadt Platää, auf die sie noch von der Zeit der Perserkriege her einen Groll hatten, weil sie mit Athen einen Bund geschlossen hatte (§ 93), in ihre Gewalt zu bringen. Mit Hilfe einiger Aristokraten drangen sie unerwartet zur Nachtzeit ein, wurden aber am

429

anderen Tage gefangen und niedergehauen. Die Rache für diese Tat führte im dritten

429—427

Jahre des Krieges zu der denkwürdigen Belagerung von Platää. Die Einwohner schickten die Wehrlosen, Weiber und Kinder, nach Athen, das ihnen nicht helfen konnte, weil es selbst durch die Pest geschwächt war, und mit der Unterwerfung der widerspenstigen Bundesgenossen, deren wichtigste damals abgefallen waren, alle Hände voll zu tun hatte. Die Platäer selbst aber waren entschlossen, ihre Stadt mannhaft zu verteidigen. Als keine Rettung mehr möglich schien, wagte ein Teil der Bürgerschaft einen kühnen Ausfall und schlug sich glücklich nach Athen durch. Die Zurückgebliebenen, vom Hunger aufgerieben, ergaben sich endlich den Spartanern auf Gnade und Ungnade. Die Sieger hielten Gericht über sie, und wer nicht nachweisen konnte, daß er während des Krieges den Lakedämoniern und ihren Bundesgenossen einen Dienst erwiesen hatte, den töteten sie.

Unterwerfung von Lesbos 426

Dagegen gelang es den Athenern durch ihren tapferen Feldherrn Paches, das abgefallene Lesbos wieder zu unterwerfen. In der ersten Hitze faßte man auf Kleons Betreiben den Beschluß, alle erwachsenen Mytilenäer zu töten, die Weiber und Kinder zu Sklaven zu machen. Aber bald erwachte die Reue; eine am anderen Morgen in der Eile zusammengetretene Volksversammlung milderte den Beschluß dahin, daß 1000 (andere: 30) Lesbier, die Hauptschuldigen, mit dem Tode bestraft, die übrigen Bewohner ihrer Schiffe und befestigten Städte beraubt und an ihrem Eigentum gebüßt werden sollten. Das Land wurde an 2700 attische Kleruchen verteilt, und die früheren Besitzer mußten als deren Pächter von dem bisher freien Grund und Boden ein jährliches Pachtgeld nach

Athen entrichten. Eine unter Alkidas gesendete peloponnesische Hilfsflotte kam zu spät und fuhr unverrichteter Sache von dannen.

Verschiedung der kämpfenden Parteien und der Kampfziele

Durch den Tod des Perikles war es der radikalen Demagogie in Athen möglich geworden, zur völligen Ausbildung zu gelangen und auch anderwärts siegreich vorzudringen, so daß sich überall die aristokratische Opposition, die um ihre Existenz besorgt war, regte, und der Kampf, der zunächst um die Großmachtstellung von Athen ging, und zwischen zwei Staatengruppen sich abspielte, umschlug, und in einen Kampf zwischen Oligarchie und Demokratie sich verwandelte, der zu dem äußeren Kampf überall noch die Komplikation des inneren Kampfes und Bürgerzwist hinzufügte.

§ 106. Kerkyra, Pylos, Delion, der Friede des Nikias. Bis zu Ende des Jahres 427 hatten sich beide miteinander ringenden Staaten trotz gewaltiger Verluste und ungeheurer Geldopfer keinen nennenswerten Schaden zuzufügen vermocht. Trotzdem waren die Peloponnesier im Vorteil, während das attische Reich in seinen Grundfesten wankte. Die Pest hatte mehr Menschenleben gefordert, als es der grausamste Krieg jemals vermocht hätte, und dazu kam das schwankende Staatsregiment, seitdem die Zügel den Händen des sterbenden Perikles entglitten waren. Einerseits drängte die Demokratie unter Kleon nach der Herrschaft, anderseits erhoben die früher niedergehaltenen Adligen wieder ihr Haupt, und Männer wie der Redner Antiphon und Peisandros übten durch die geheimen Gesellschaften, die ihnen bedingungslos zu Gebote standen, einen starken Druck aus. Die innere Uneinigkeit der Athener führte dazu, daß auch die Verbindungen mit den Bundesgenossen sich lockerten und auch bei diesen sich der Adel gegen den Demos regte und eine mehr oder weniger ausgebildete Hinneigung zu den Peloponnesiern zeigte.

Innere Parteikämpfe

Innere Kämpfe auf Kerkyra 426

Am ärgsten wütete dieser innere Kampf bei den Kerkyräern. Die Korinther, die den Verlust ihrer namhaftesten Kolonie nicht verschmerzen konnten, untergruben die Macht der in Kerkyra herrschenden Demokratie (§ 103) und setzten es durch, daß die von Lesbos heimgekehrte Flotte des Alkidas (§ 105) im ionischen Meere kreuzen sollte. Daraufhin beschlossen die Kerkyräer, zwar mit Athen verbündet zu bleiben, aber nichts gegen die Peloponnesier zu unternehmen. Durch diesen Erfolg sicher gemacht, wollten die Aristokraten zur Vernichtung der demokratischen Herrschaft schreiten. Aber nach einem verzweifelten Kampfe in der Stadt selbst, wobei freigelassene Sklaven die Volkspartei verstärkten und ein furchtbarer Brand Schrecken verbreitete, gelang es den Demokraten mit Hilfe der auf der Insel gelandeten Athener, ihrer Gegner Meister zu werden. Ein Teil wurde sofort getötet, die übrigen flüchteten sich als Schutzflehende in den Heratempel, wo sie bald nachher ein ähnliches Schicksal ereilte.

Urteil des Thukydides über die Parteikämpfe (III, 82)

Der Verlauf dieser inneren Kämpfe auf Kerkyra ist typisch für alle ähnlichen Vorgänge bei den attischen Verbündeten. Charakteristisch ist die erbarmungslose Härte, mit der der politische Widersacher zu Boden geschlagen und unschädlich gemacht ward. Die Auseinandersetzungen des großen gleichzeitigen Historikers Thukydides von dem, was man damals fühlte und politisch dachte, und seine Urteile darüber sind äußerst bemerkenswert. „Es kam damals im Parteikampfe zwischen Aristokraten und Demokraten über die Staaten viel und schweres Unheil. Das ist so und wird so bleiben, solange die menschliche Natur dieselbe bleibt; bald wird es im höheren Grade eintreten, bald in geringerem, je nach den Wechselfällen der Ereignisse. Denn während des Friedens hegen sowohl ganze Staaten wie einzelne Menschen edlere Gesinnungen gegen einander, weil sie freie Entschließung haben; der Krieg aber, der die Behaglichkeit der täglichen Lebensgewöhnung raubt, ist ein harter Lehrmeister und stimmt die Leidenschaften der Menge nach den Umständen des Augenblicks. In dem Taumel des Parteikampfes wurden sogar alle hergebrachten Begriffe umgewertet. Was man früher getadelt hatte, hob man jetzt gen Himmel: Waghalsigkeit hieß wackerer Mannessinn, vorsichtiges Zurückhalten schnöde Feigheit. Die ewig Unzufriedenen galten etwas; wer ihnen widersprach, war verdächtig. Hoch pries man den Mann, dem ein hinter-

listiger Anschlag geglückt war. Sogar die Bande des Blutes traten zurück gegen den Parteisinn, weil dieser bereitwilliger war, rücksichtslos etwas zu wagen; denn die politischen Vereine bezweckten nicht eine mit den geltenden Gesetzen verträgliche Unterstützung, sondern eine ihnen zuwiderlaufende Bevorzugung ihrer Genossen. Auch die gegenseitigen Garantien befestigte man nicht durch das göttliche Gesetz, sondern durch gemeinschaftliche Verbrechen. Die von den Gegnern ausgehenden heilsamen Vorschläge nahm man nur aus vorsichtiger Berechnung und nicht aus Edelsinn an. Sich an jemandem zu rächen, galt für wünschenswerter, als selbst nicht zuvor beleidigt zu werden. Und wurden ja einmal Versöhnungseide geschworen, so galten sie, da sie gegenseitig aus Not geleistet wurden, nur für den Augenblick, solange man nicht von anderen Seiten Verstärkung erhielt."

Umschwung der Stimmung

Den Erfolg auf Kerkyra konnten die Athener sehr wohl brauchen, denn sonst wäre es ihnen nicht möglich gewesen, auf Sizilien, auf das sie schon lange die Augen gerichtet hatten, sich einzumischen. Nach dem Jahre 427/26 war den Peloponnesiern bis auf weiteres durch die glücklichen Feldzüge des Laches (§ 108) die Hoffnung genommen, daß ihre westlichen Kolonien ihnen zur See zu Hilfe kommen würden. Darum kam die Friedenspartei in Sparta zum Siege, was sich in der Rückberufung des seit 446 verbannten Königs Pleistoanax (§ 98) äußerte. Sofort wurden Friedensverhandlungen angeknüpft, und die athenische Mittelpartei unter Nikias war gern bereit, auf annehmbare Bedingungen hin abzuschließen.

Athens Offensive

Aber die Macht war immer mehr in die Hände des Kleon und seines Anhangs gelangt. Dieser aber war dafür, den Krieg zu Ende zu führen, bis einer der Gegner am Boden läge, und es gelang ihm, bei der Strategenwahl lauter Männer seiner Farbe durchzubringen. Mit ihnen trat auch ein neuer Kriegsplan in Kraft: man suchte die Peloponnesier dadurch niederzuwerfen, daß man an geeigneten Punkten ihres Landes Zwingburgen am Meere errichtete und ihnen so jede Bewegung zur See unmöglich machte. So hatte man schon früher unter
430 Phormion Naupaktos besetzt und dadurch den korinthischen Golf gesperrt. Jetzt nahm man die Idee in größerem Maßstabe wieder auf, und es gelang dem athenischen Feldherrn Demosthenes, einem Mann von großem Unternehmungsgeist, der kurz vorher die korinthische Tochterstadt Am-
426 brakia bezwungen hatte, auf einem Zuge nach Sizilien sich des messenischen Hafenortes Pylos (Navarino) zu bemächtigen und von dort aus mit Hilfe entlaufener Heloten und Messenier das lakedämonische Gebiet durch Raubzüge und verheerende Einfälle zu beunruhigen. Umsonst versuchten die Spartaner, sie daraus zu verdrängen; ihr Angriff wurde zurückgeschlagen und mehr als 400 Schwerbewaffnete wurden auf der

Sphakteria und Pylos 425

öden Insel Sphakteria eingeschlossen, wo sie dem Hungertod erlegen wären, wenn nicht einzelne Heloten, gelockt durch die Aussicht auf Freiheit und Lohn, in kleinen Ruderkähnen ihnen Lebensmittel zugeführt hätten. Lange wagten die Athener keine Landung; erst nachdem neue Verstärkungen gekommen waren, gelang es ihnen, sich der Insel zu bemächtigen und, unterstützt von einem Waldbrand und von den ortskundigen Messeniern, die Spartaner in einer hochgelegenen Schanze so in die Enge zu treiben, daß sie sich alle ergeben mußten und als Gefangene nach Athen gebracht werden konnten. Diesen Ausgang hatte Kleon, der Anführer der Verstärkungstruppen, bewirkt, der entgegen der „Ermattungsstrategie" des Perikles zur Offensive drängte und im

Aufsteigen Kleons

Westen die Vorherrschaft erstrebte. Durch den glücklichen Erfolg auf Sphakteria war es ihm gelungen, sich dauernd an die Spitze des Staates zu stellen; er gehörte von nun ab dem Strategenkollegium an, und sein Werk war vor allem die finanzielle Reorganisation des Staates, die eine nachhaltige Kriegführung erst ermöglichte. Die Tribute der Bundesgenossen wurden beinahe verdoppelt, und damit die Möglichkeit gegeben, den Heliasten statt zwei nun drei Obolen täglich zu zahlen, eine Maßregel, durch die die radikale Demokratie sich stark befestigte.

Eine Reihe unerwarteter Erfolge fiel auch weiterhin den Athenern zu; so gewannen sie 424 Kythera, wodurch sie den lakonischen Golf 424
sperrten, besetzten unter dem Admiral Hippokrates Nisäa, den Hafen von Megara, und strebten sogar nach dem Besitze dieser Stadt selbst. Dann aber wandte sich das Kriegsglück. Der kühne Spartaner Brasidas drängte sie in Verbindung mit den megarischen Oligarchen zurück, und nur der Hafen Nisäa blieb in athenischen Händen. Doch wollte man in Athen von Frieden nichts hören; erst als die Athener bei Delion, einem 424
Tempel des Apollo an der böotischen Grenze (wo Sokrates und Alkibiades sich den Preis der Tapferkeit erwarben und der attische Feldherr Hippokrates mit tausend Hopliten die Walstatt deckte) von den Böotiern eine empfindliche Niederlage erlitten und der geschickte Brasidas die thessalischen Gebirgspässe durchschritten hatte und die athenischen Pflanzstädte in Thrakien und der Chalkidike mit Erfolg bekriegte und zum Abfall brachte, ja sogar auch Amphipolis zu gewinnen wußte, 422
das der Geschichtschreiber Thukydides (§ 118) vergeblich zu halten und entsetzen gesucht hatte, erlangte die Friedenspartei die Oberhand. So kam denn der Friede des Nikias zustande, in dem man sich zu einer 421
fünfzigjährigen Waffenruhe, zur Herausgabe aller Gefangenen und aller Eroberungen auf Grund des Besitzstandes vor dem Kriege und zur friedlichen Ausgleichung aller künftigen Streitigkeiten verstand. Kurz vor dem Friedensschluß ging noch die thrakische Armee der Athener bei einem Versuch, Amphipolis wiederzugewinnen, verloren. Kleon, der sich der Friedenssehnsucht seiner Landsleute widersetzt hatte, und für 422 zum Strategen gewählt war, suchte persönlich eine Entscheidung in Thrakien herbeizuführen, ehe der Friede zum Abschluß kam. Aber er war dem Brasidas nicht gewachsen und fiel in heißem Ringen mit einem großen Teile seines Heeres. Die Spartaner hatten glänzend gesiegt, aber ihren Feldherrn Brasidas verloren, und mit seinem Tode hörte die so glücklich begonnene auswärtige Politik Spartas gegenüber den attischen Bundesgenossen wieder auf.

Charakter Kleons

Der Charakter Kleons ist viel umstritten: in früheren Zeiten schloß man sich allzu kritiklos der Zeichnung an, die seine beiden großen Gegner, Thukydides und Aristophanes, von ihm entworfen haben. Jetzt neigt man eher dazu, ihn zu günstig zu beurteilen. Selbst demokratisch gerichtete Historiker erkennen an, daß man in ihm zwar eine zu energischem, ja rücksichtslosem Handeln stets bereite, aber doch sich stark überschätzende und mehr tollkühne, als wahrhaft mutige Natur zu erblicken habe.

Unhaltbarkeit der neugeschaffenen Zustände

§ 107. Die Zeit des faulen Friedens (421—413). Alkibiades. Der Friede des Nikias trug schon vom ersten Tage an den Todeskeim in sich, denn Klearidas, des Brasidas Nachfolger, gab Amphipolis nicht heraus, im Einverständnis mit den Chalkidiern, die von einer neuen

Unterwerfung unter Athens hartes Joch nichts wissen wollten. Daraufhin hielten die Athener ebenfalls mit der Räumung von Kythera und Pylos zurück. Auch die mit Sparta verbündeten Staaten fanden nicht ihre Rechnung; die Megarer grollten, weil Athen Nisäa behielt, die Thebaner waren aufgebracht, weil ihre Grenzfestungen in attischen Händen blieben, schließlich wollten auch die Korinther, die Kerkyra nicht wieder erhielten und Naupaktos in den Händen der Feinde sahen, vom Frieden nichts wissen und fanden bei den Böotern und Chalkidiern laute Zustimmung. Von allen Seiten bestürmte man Sparta, den Frieden zu brechen und günstigere Bedingungen für sich und die Bundesgenossen in der Peloponnes herauszuschlagen. Da aber die Spartaner nicht nachgeben wollten, sondern fest auf den Friedensbedingungen bestanden, brach der peloponnesische Bund in Stücke. Korinth, Elis, Mantineia fielen ab und schlossen mit Argos, dem alten Feinde Spartas, eine neue Eidgenossenschaft, so daß Sparta gänzlich vereinsamt war. Dieser neue Bund suchte nunmehr engere Fühlung mit Athen zu gewinnen, wo die kriegslustige gemäßigt-demokratische Partei wieder obenauf gekommen war.

Argivischer Bund 419

Zu dieser Annäherung wurden sie besonders ermutigt von dem damals dreißigjährigen Alkibiades, dem Sohne des tapferen und reichen Kleinias, der hier zuerst seine Gewandtheit und seine diplomatischen Talente bekundete. Alkibiades, der Verwandte und Mündel des Perikles, der jugendliche Freund und Genosse des Weltweisen Sokrates, besaß neben unermeßlichem Reichtum die größten äußeren und inneren Vorzüge und einen rastlosen Ehrgeiz. Er war schön, geistreich, gebildet und ein trefflicher Redner, so daß er ganz geeignet gewesen wäre, die Rolle des Perikles zu übernehmen, hätte er mehr Ruhe und Besonnenheit besessen und seine unbändige Selbstsucht zu bemeistern verstanden. Er gehörte zu den Persönlichkeiten, die über das Schicksal ganzer Völker und Länder entscheiden, zu den Herrschernaturen, die sich nicht in die bestehenden Gesetze und Ordnungen des Staates zu fügen vermögen, sondern eigenmächtig ihre Wege gehn.

Alkibiades

Zerstörung des Bundes von Argos 418

Seine Einmischung in die peloponnesischen Händel hatte einen Krieg zwischen den Spartanern und dem argivischen Sonderbund zur Folge, in dem Spartas Macht auf dem Spiele stand, wenn nicht die siegreiche Schlacht von Mantineia das frühere Ansehen der Stadt hergestellt hätte. Der eben gegründete Bund zerfiel, weil Athen ihm nicht zu Hülfe kam: Arkadien und Elis schlossen sich wieder an Sparta an, selbst das früher neutrale Achaia trat dem peloponnesischen Bunde bei, und Athen stand jetzt eben so isoliert da wie vor kurzem Sparta. Es war eine Zeit der politischen Schachzüge, die die ermatteten Staaten miteinander wechselten, bis sie wieder Kraft genug in sich fühlten, um das nur abgebrochene Ringen wieder aufzunehmen. Mit Recht nennt Thukydides diese Zeit „den faulen Frieden", da beide Parteien nur auf den günstigen Augenblick warteten, um wieder hervorzubrechen. Die (freilich nur moralische) Unterstützung, die Athen dem Bunde von Argos gewährt hatte, die unvollkommene Ausführung der Friedensbedingungen durch die Spartaner und ihre Bundesgenossen und die Erinnerung an die blutigen Greueltaten, die die Rachegeister wach erhielten, ließen eine dauernde Ruhe unter den kriegführenden Staaten nicht aufkommen. Das strenge Verfahren der Athener gegen die dorische Insel Melos, die in dem Kampfe neutral geblieben war, um die Treue gegen den Mutterort nicht zu brechen und auch den Groll Athens nicht zu reizen, zeigte deutlich, was geschehen würde, wenn einer der beiden Nebenbuhler völlig zu Boden geworfen sein würde. Nach einer mehrmonatlichen Gegenwehr wurde das Eiland zur Übergabe auf Gnade und Ungnade gezwungen, die waffenfähige

416

Mannschaft getötet die übrige Bevölkerung, Weiber und Kinder, in die Knechtschaft geschleppt, der Grund und Boden unter die Sieger verteilt.

Verdrängung der radikalen Demokratie aus der Macht

In diese Zeit fällt auch der Versuch der radikalen Demokratie, die Gegensätze zwischen dem Demos (Alkibiades), der kriegslustig war, und der großen Mehrheit der Besitzenden (Nikias), die vom Kriege nichts wissen wollten, dadurch zur Entscheidung zu bringen, daß Hyperbolos den Ostrakismos zwischen beiden Führern vorschlug. Doch das Mittel wendete sich gegen ihn selbst; die beiden Führer einigten sich gegen ihn und Hyperbolos, der Nachfolger Kleons, wurde verbannt; dadurch zeigte sich, daß diese Einrichtung nichts mehr bedeutete, und man ließ sie von da ab fallen. Zu gleicher Zeit aber brachte diese gänzlich unerwartete Niederlage der radikalen Partei einen starken Aufschwung aller oligarchischen Parteien, der bis in die Peloponnes hinüberreichte, und diesen den Mut gab, von nun an mit allen Kräften nach dem Umsturz der demokratischen Verfassung zu streben.

§ 108. Ältere Geschichte Siziliens. Der Anstoß zur Erneuerung der Kämpfe kam aus den fast gleichzeitigen Vorgängen auf Sizilien, zu deren Verständnis ein Rückblick auf die Geschichte dieser Insel notwendig ist.

Als die Griechen anfingen, sich in Sizilien und Unteritalien dauernde Niederlassungen zu gründen (§ 70), war bei ihnen schon überall das patriarchalische Königtum von dem Adelsstaat abgelöst worden. So finden wir denn in den Anfängen der westgriechischen Geschichte ebenfalls aristokratische Altgemeinden, deren Bürger nur unter sich heirateten und aus ihrer Mitte heraus sämtliche Staatsämter besetzten. Die gewöhnliche Tendenz aller oligarchischen Regierungen, die Macht auf eine sich immer mehr verringernde Minderzahl von Köpfen zu konzentrieren, zeigte sich auch hier. Am deutlichsten tritt uns dieser typische Vorgang in Syrakus entgegen. Hier gehörte dem grundbesitzenden Adel (den Gamoren) alles Land, und die Neubürger gewannen nur durch Handel und Verkehr ihren Unterhalt, während die einheimischen Sikeler (Siculi) als hörige Knechte den Ackerbau besorgten. Mit der Zeit wuchs die Zahl und der Wohlstand der Neubürger, die trotzdem den Altbürgern keinerlei Rechte abzugewinnen vermochten. Da verbündeten sie sich denn, gerade wie es im Mutterlande geschehen war, mit den Unfreien, verjagten die adeligen Herren und gaben der Stadt eine demokratische Verfassung. Die sonst übliche Folge einer demokratischen Umwälzung, daß nämlich nach kurzer Zeit ein Tyrann sich der Staatsgewalt bemächtigte, ist, wie es scheint, in Syrakus vorläufig nicht eingetreten. Aber in den anderen sizilischen Städten finden wir überall sehr bald die Tyrannis. Der älteste Tyrann war Panaitios von Leontinoi. Weit bekannter ist der etwas spätere Phalaris von Akragas, von dessen Grausamkeit man sich fabelhafte Dinge erzählte. Wirklich bedeutend war nur Gelon, Tyrann von Gela, dem es gelang, eine große Macht zu begründen, so daß fast die ganze Südküste Siziliens seinen Befehlen gehorchte. Auch den Osten der Insel gewann er; denn die besiegten syrakusanischen Aristokraten forderten ihn auf, er möge sie in ihre Heimat zurückführen. Er tat dies, behielt aber Syrakus dann für sich und machte es zur Hauptstadt seines Reiches. Megara Hyblaea und Kamarina, die sich gegen ihn erhoben, wurden zerstört und die Bürger nach Syrakus gebracht, so daß die Altstadt auf der Insel Ortygia nicht mehr genügte und Achradina, eine frühere Vorstadt, mit in den Mauerring einbezogen wurde. Die höchste Stärkung erfuhr aber seine Macht, als er Demarete, die Tochter des vielgepriesenen Tyrannen Theron von Akragas (Agrigent), als Weib heimführte und mit seinem Schwiegervater einen engen Bund schloß. Ein ähnlicher Bund der griechischen Tyrannen scheint im Nordosten der Insel geherrscht zu haben.

Politische Zustände in Sizilien

Syrakus 735 gegründet

Panaitios 608

Phalaris 570—554

Gelon 491—478

485

Theron 490—472

Diese Machtentfaltung der Westgriechen, die immer mehr in das Innere vordrangen und sich nach Nordwesten ausbreiteten, erregte die Eifersucht der phönikischen Ansiedler, die die Westecke der Insel besetzt hielten und damals unter Karthagos Oberleitung standen (§ 187). Schon einmal hatten diese die Besetzung von Drepana (Trapani) und dem Berge Eryx durch den spartanischen Prinzen Dorieus, den Bruder des Königs Kleomenes (§§ 76, 85) zu hindern gewußt und eine Ansiedlung griechischer Kolonisten vereitelt und hüteten eifersüchtig ihren Besitz gegen die von Osten herandrängenden Hellenen. Sie suchten und fanden gegen ihren Feind den politischen Halt an dem persischen Großkönig, der damals gerade zum entscheidenden Schlag gegen die griechische Welt ausholte (§ 94). Ja, es bestand sogar höchstwahrscheinlich zwischen den beiden Mächten ein förmlicher Bund, um die Freiheit der Griechen zu vernichten. Auch die Ost- und Westgriechen suchten sich deshalb zusammenzuschließen. Aber Gelon konnte den Eidgenossen in Hellas, trotz seines guten Willens, nicht zu Hilfe kommen, weil die Karthager sein eigenes Reich bedrohten. Den Anlaß zum Kampfe bot die Besetzung des an der Nordküste gelegenen Himera durch Theron, wodurch die Verbindung zwischen Nord und Süd der Insel hergestellt und dem Vordringen der Karthager nach Osten ein Damm gezogen werden

Beginn der Kämpfe zwischen Karthago und den Hellenen

sollte. Um dies zu hindern, beschlossen die Karthager zu Felde zu ziehen und schickten
480 unter Hamilkar eine große Flotte nach Sizilien. Am nördlichen Himeraflusse kam es zur Schlacht. Obgleich der Feldherr sich selbst zum Opfer brachte, erlitten die Karthager durch Gelon eine schwere Niederlage, wie die Sage will, am Tage der Schlacht bei Salamis.

Gelon wurde deshalb mit den höchsten Ehren überhäuft und starb als „König" von
Hieron I. 478—466 Syrakus im Jahre 478. Ihm folgte sein Bruder Hieron I. auf dem Throne. Er nutzte den Sieg am Himera aus und wandte sich gegen eine andere griechenfeindliche Macht, die Etrusker, die damals, vielleicht ihrerseits von den Kelten im Norden angegriffen, unaufhaltsam zu Lande und zur See nach Süden zu vordrangen. Sie bedrohten da-
474/3 mals Kyme; Hieron eilte mit einer Flotte zu Hilfe und gewann einen glänzenden Sieg (§ 159), der die Feinde vom tyrrhenischen Meere wegjagte und den kampanischen Hellenen einen neuen Aufschwung verschaffte. Leider sollte dieser nicht lange dauern, da bereits 421 die Samniten (§ 180) bis nach Kampanien vordrangen und sich der Meeresküste bemächtigten. — Auch sonst war seine Regierung glänzend; er erlangte große Berühmtheit dadurch, daß er an seinem „Musenhofe" alle Dichter und Philosophen seiner Zeit, Simonides, Aschylos, Pindar, auch Epicharmos, den ersten Komödiendichter Siziliens, versammelte. Seine Gespanne gewannen in den Festspielen Griechenlands den Sieg und wurden in den Oden Pindars besungen. Dabei war er aber
474 grausam und argwöhnisch. Obwohl er die Stadt Atna gründete und Unteritalien 474 von den Bedrückungen der Etrusker (§ 159) erlöst hatte, konnte er wegen beständiger Familienstreitigkeiten keinen beherrschenden Einfluß in Syrakus selbst gewinnen, ebensowenig wie Theron in Himera und Akragas. Als die beiden Herrscher ins Grab stiegen, brach unter ihren schwachen und unfähigen Nachfolgern (Thrasydaios in Akragas und Thrasybulos in Syrakus) die Tyrannis zusammen, und an ihre Stelle trat nunmehr die gemäßigt-demokratische Republik.

Demokratische Regierungen

Gegen diese wurden zwar verschiedene Staatsstreichversuche im oligarchischen Sinne unternommen, aber meist ohne Erfolg. Nähere Nachrichten haben wir nur von Syrakus und Akragas. Dort traten dem neu aufkommenden Beamtenadel Demagogen entgegen, eine ursprünglich sehr edel gemeinte Bezeichnung von Männern, die die Interessen des Volkes gegenüber den nach Alleinherrschaft strebenden Behörden vertraten, deren Angehörige durch die neu aufkommende Kunst der Beredsamkeit (Korax, Tisias, Gorgias [§ 113]) sich ein neues und starkes Machtmittel schufen. Der Gefahr, aus den Demagogen Tyrannen werden zu sehen, beugte man
Petalismos durch den sogenannten Petalismos, einer dem attischen Ostrakismos (§ 85) nachgebildeten Einrichtung, vor, durch die ein zu einflußreich gewordener Bürger auf fünf Jahre verbannt werden konnte. Ähnlich waren die Verhältnisse in Akragas, wo der Philosoph Empedokles (§ 90) eine leitende Stellung einnahm. — Zwistigkeiten zwischen den beiden großen und mächtig emporblühenden Schwesterrepubliken blieben
Duketios 549—446 nicht aus, und das suchte der eingeborene Sikulerfürst Duketios zu benutzen, um die fremden Eindringlinge zu beseitigen und sich ein einheimisches, freies Reich zu gründen. Jedoch einigten sich die großen Stadtrepubliken bald gegenüber dem gemeinsamen Gegner; nach anfänglichen Mißerfolgen gelang es ihnen 446, den Sikulerfürsten vom Meere abzudrängen und auf das Binnenland zu beschränken. Dadurch sah er sich zur Bedeutungslosigkeit verurteilt und bald darauf gingen seine ehrgeizigen
440 Pläne bei seinem Tode im Jahre 440 mit ihm zu Grabe.

So stand es um Sizilien, als der Peloponnesische Krieg begann. Schon früher hatte man vom Mutterlande aus in die sizilischen Verhältnisse eingegriffen. 454 schloß Athen einen Bund mit den Egestäern, 443 wurde Thurioi gegründet (§ 99), und 431 verlangten die Lakedämonier, daß die westgriechischen Dorier ihnen mit einer Flotte zu Hilfe kommen
Kämpfe zwischen Doriern und Joniern sollten. Aber erst 427 verflochten sich die Geschicke von Hellas und Sizilien enger. Denn es war auch zwischen den Doriern und Joniern auf der Insel der Kampf ausgebrochen, und zwei Bünde, mit Syrakus und Leontinoi an der Spitze, standen einander gegenüber. Die schwächeren Jonier schickten Gesandte um Hilfe nach Athen, an ihrer Spitze den redegewaltigen Gorgias, der auf die Athener tiefen Eindruck machte. Zunächst trug man in Athen Bedenken, aber als die pontische Handelsstraße gefährdet wurde und die Sperrung der Ebenen Makedoniens drohte (§ 106), entschlossen sie sich zu energischerem Vorgehen,
424 um wenigstens im Westen freie Hand zu behalten. Sie schickten zunächst (426) eine schwache Abteilung unter Laches (§ 106), um die Verhältnisse zu erkunden, und, durch den Erfolg angestachelt, eine große Flotte unter Pythodoros und forderten ihre Verbündeten zu energischem Kampf gegen Syrakus auf. Hier fanden sie freilich einen Gegner, dem sie
Hermokrates nicht gewachsen waren, Hermokrates, den angesehensten Bürger der Stadt und bedeutendsten Mann unter den gemäßigt demokratisch Gesinnten Siziliens. Er berief einen Kongreß nach Gela und forderte alle sizilischen Griechen auf, sich zu einigen und keiner fremden Macht auf Sizilien Zutritt zu gewähren oder deren Einmischung zu dulden. Man gab ihm Gehör, und die athenische Aufforderung war erfolglos. Mehr Aussicht gewannen die Athener, als Leontinoi während innerer Unruhen von Syrakus zu

Boden gezwungen war und die bedrängte Stadt sich 422 von neuem an Athen wendete. Aber Athen benutzte die günstige Gelegenheit nicht. Denn durch den Frieden des Nikias wurden die ihnen wirtschaftlich gesperrten Gebiete im Norden der Chalkidike und die pontische Straße wieder frei, und nach Wegfall der wirtschaftlichen Gründe blieben nur die politischen übrig, die ihnen ruhiges Abwarten nahe legten. Erst 416, bei einer Streitigkeit der Segestaner und Selinuntier, raffte man sich in Athen zu energischerem Handeln auf. Auf Alkibiades' Rat, der begierig nach einem kühnen Unternehmen ausschaute, beschloß man, sich tatkräftiger in Sizilien einzumischen. Man rüstete in Athen eine große Flotte aus und dachte ernstlich daran, die ganze an Naturprodukten so reiche Insel sich zu eigen zu machen. Anscheinend wendete sich der Kriegszug gegen die Selinuntier, in Wirklichkeit gegen die großen und mächtigen dorischen Republiken.

Eingreifen Athens

§ 109. Die sizilische Expedition. Aus wirtschaftlichen und politischen Gründen also und getrieben von der Abenteuerlust ehrgeiziger Politiker entschlossen sich die Athener zu dem verhängnisvollen Zuge nach Sizilien und unternahmen ein Wagestück, das ihre Stadt zur Herrin des Meeres machen sollte, so weit die griechische Zunge klang; es mißlang und warf den Peloponnesiern endlich die reife Frucht in den Schoß, nach der sie so viele Jahre gestrebt hatten: die Vernichtung des attischen Reiches und seiner demokratischen Verfassung, seiner wirtschaftlichen und handelspolitischen Macht.

Erste Flottenexpedition 415

Der Neid und der Stammeshaß, die zwischen Athen und Sparta bereits heftig wieder entzündet waren, erhielten neue Nahrung, als die schönste Flotte und das trefflichste Hoplitenheer, die jemals aus dem Piräus gesegelt waren, unter Alkibiades, Nikias und Lamächos nach Sizilien abfuhr, um Syrakus ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Jedoch waltete über dem Unternehmen ein Unstern. Denn in der Nacht vor der Abfahrt der Flotte ereignete sich ein Frevel, der den religiös denkenden Teil der athenischen Bevölkerung in große Aufregung versetzte. Die steinernen Bildsäulen des Hermes, die vor den Häusern und Tempeln, auf Märkten, Straßen und Kreuzwegen standen, eine Zierde der Stadt und ein Zeichen des frommen Sinnes ihrer Bewohner, waren bis auf wenige arg verstümmelt worden. Man erblickte in dem unerhörten Vorgang ein schlimmes Vorzeichen für die Expedition und witterte zugleich einen Versuch, die bestehende Verfassung umzustürzen. Der Demagog Peisandros, der an der Spitze der sogleich bestellten Untersuchungskommission stand, benutzte die ihm übertragene Gewalt, die Untersuchung auch auf andere Vergehen gegen die Religion auszudehnen; dadurch hoffte die radikale Demokratie an Alkibiades bei dessen bekannter Frivolität heranzukommen, und dieser Anschlag gelang auch. Man haßte ihn, der von Natur ein Gewaltmensch war und eine Tyrannenseele hatte, und suchte durch seine Beseitigung auch den Ostrakismos des Hyperbolos zu rächen. Unter den zahlreichen Angebereien, die an die Gerichte gelangten, machte die Anzeige, daß Alkibiades, dessen Teilnahme an der Hermenverstümmelung so gut wie erwiesen war, noch außerdem in seinem Hause die eleusinischen Mysterien verhöhnt habe, den tiefsten Eindruck. Alkibiades verlangte, daß man ihn sofort vor Gericht stelle; jedoch das Volk entschied, daß er sich nach seiner Rückkehr verantworten solle. So fuhr denn die Flotte ab.

Hermenfrevel 22. Mai 415

Juni 415

Nun hatten die Feinde des Feldherrn freie Hand und brachten es schließlich dahin, daß das Mißtrauen gegen ihn stieg und man ihn in

Hermokopidenprozeß

Anklagezustand versetzte. Noch ehe die Flotte auf Sizilien gelandet war, wurde er zurückgerufen, um sich vor Gericht zu rechtfertigen. Denn in der frevelhaften Hermenverstümmelung glaubte man, auf Einflüsterung der extremen Demokraten hin, die Tat einer geheimen Verschwörung der aristokratischen Vereine (Hetärien) zu erblicken. Deshalb wurde auf die Aussage des Redners Andokides (§ 130) hin eine Menge angesehener Bürger als Verdächtige und Mitschuldige an dem hochverräterischen Vorhaben eingezogen und zum Teil mit dem Tode bestraft. Dasselbe Schicksal fürchtete auch Alkibiades. Statt sich dem athenischen Gerichtshofe zu stellen, entfloh er deshalb nach Elis, um den Ausgang der Untersuchung abzuwarten, und begab sich dann, auf die Kunde von seiner Verurteilung, nach Sparta, wo er rachedürstend seiner Vaterstadt
März 413 Verderben zu bereiten suchte. Auf seinen Rat nahmen die Spartaner einen festen Standpunkt in Attika, indem sie sich unter König Agis des Städtchens Dekeleia, drei Meilen von Athen, bemächtigten, und schickten ihren gewandten Feldherrn Gylippos mit peloponnesischen Truppen dem stammverwandten Syrakus zu Hilfe.

Sommer 415 Dadurch nahm der sizilische Krieg, der trotz der Gewandtheit des syrakusischen Heerführers Hermokrates bisher einen günstigen Fortgang gehabt hatte, bald eine für die Athener unglückliche Wendung. Schon im Anfang hatten sie die Zeit mit unfruchtbaren Expeditionen an den Küsten Siziliens und Italiens verbracht, nirgends festen Fuß zu fassen vermocht und darum auch nicht die Unterstützung gefunden, auf die sie gehofft hatten. Die anfänglich tief verzagten Sizilier faßten neuen Mut, als sie sahen, daß die beiden Feldherren Nikias und Lamachos sich zu keinem energischen Handeln aufzuraffen vermochten. Die erst
Frühling 414 im folgenden Jahr zur Einschließung von Syrakus aufgeführten Befestigungswerke wurden durchschnitten und Lamachos mit einem großen Teile des Hoplitenheeres getötet; die Enge des Großen Hafens, in dem die Athener ihr Schiffslager hatten und die meisten Seekämpfe sich abspielten, hinderte die athenischen Schiffe an den raschen Bewegungen, durch die sie sonst zu siegen pflegten; die Seemannschaft wurde demoralisiert und die Flotte der Syrakusaner erlangte die Oberhand. Jedoch die Athener wollten trotzdem das sizilische Unternehmen nicht
Zweite Flottenexpedition 413 aufgeben und schickten eine zweite, fast ebenso große Flotte unter dem trefflichen Feldherrn Demosthenes dem Nikias zu Hilfe. Aber auch er vermochte nicht das Verhängnis aufzuhalten. Trotz ihrer numerischen Übermacht verloren die Athener eine Seeschlacht im Großen Hafen und sahen sich dadurch vom Meere abgedrängt. Als endlich nach dem Untergange der ganzen Flotte die beiden Führer Nikias und Demosthenes mit dem Reste ihres Heeres sich nach dem befreundeten Katana oder in das Innere der Insel retten wollten, wurden sie auf dem zu spät begonnenen Zuge von Gylippos und den Syrakusanern überfallen, getrennt und nach blutigen Gefechten zur Ergebung gezwungen. Was nicht im Kampfe umkam oder in den
September 413 Wellen des Bergstromes Assinäros den Untergang fand, wurde in Knechtschaft verkauft oder in den engen Räumen unbedeckter Steinbrüche (Latomien) den unerträglichsten Leiden preisgegeben. Die

Häupter des Nikias und Demosthenes fielen in Syrakus durch die Hand des Scharfrichters, wenn nicht beide zuvor, um diesem Schicksal zu entgehen (wie andere Angaben melden), im Kerker mit Hilfe des Hermokrates ihrem Leben ein Ende gemacht haben. Ihr Tod war unvermeidlich, weil sie mit den unterlegenen Parteien in Syrakus beständig in Verbindung gestanden hatten.

Untergang des athenischen Heeres

Als die athenischen Schiffe nach der Schlacht im Großen Hafen teils verbrannt, teils weggeführt waren, wurde der Rückzug zu Land beschlossen. Dieser wäre vielleicht auch gelungen, wenn das Vorhaben der athenischen Führer, noch in der Nacht nach dem Schlachttage aufzubrechen, zur Ausführung gekommen wäre. Dies aber hinderte Hermokrates. Er schlug zunächst vor, die Syrakusaner sollten zugleich ausrücken und durch Besetzung der Engpässe den Feinden den Rückzug abschneiden; und als er das in der Siegesfreude schwelgende Volk nicht dazu bewegen konnte, suchte er durch List den Abzug der Athener zu verzögern. Einige seiner Vertrauten ritten heimlich an deren Lager, wo sie den Oberfeldherrn warnten, da die Syrakusaner die Wege besetzt hielten. Der Rat wurde befolgt, und die Athener gaben dadurch dem Feinde die nötige Zeit, die Wege zu versperren. Am dritten Tage erfolgte der Aufbruch, bei dem man die Toten unbeerdigt und die Verwundeten unbeschützt zurückließ. Der Zug bewegte sich dem Flusse Anāpos zu, erzwang den Übergang und gelangte bis zu einem schwer zugänglichen, vom Feind besetzten Passe. Außerstande, den Durchgang zu erzwingen, beschlossen die Athener, sich südwestlich zu wenden. Die Feinde folgten ihren Spuren und erreichten, während Nikias seinen Marsch fortsetzte, die gelockerten Reihen der Nachhut unter Demosthenes. Zwar bewährte dieser auch hier sein Feldherrntalent. Schnell waren seine Truppen in Schlachtordnung aufgestellt. Den ganzen Tag hielten die Athener stand; dann aber streckte die ganze Heeresabteilung die Waffen. Nur mit Mühe wurde Demosthenes am Selbstmord gehindert. — Am anderen Tage wurde auch Nikias gefangen genommen. Von den 150 000 Kriegsmännern, die sechs Tage zuvor den großen Hafen verlassen hatten, waren, mit Ausnahme einiger Flüchtlinge, nur noch wenige tausend Gefangene vorhanden, die übrigen waren auf den Märschen und in den Gefechten, dem Hunger, der Erschöpfung und den Waffen der Feinde erlegen. Man schloß die völlig entmutigten Gefangenen in die von Sonnenhitze durchglühten Latomien ein, wo sie großenteils kläglich umkamen; die wenigen Überlebenden wurden als Sklaven verkauft, und nur wenige sahen die Heimat wieder. Doch wird erzählt, manche seien wegen ihrer Bildung und ihrer Kenntnisse in Freiheit gesetzt worden, und besonders hätten die athenischen Gefangenen durch das Vortragen rührender Stellen aus Euripides, die sie im Gedächtnis bewahrten, die Herzen ihrer Gebieter so bewegt, daß diese ihnen die Sklavenketten abnehmen ließen. Der Tragiker soll noch lange genug gelebt haben, um den Dank der Befreiten zu empfangen. „So endigten die Ereignisse in Sizilien," schließt Thukydides sein siebentes Buch, „die wichtigste Begebenheit nicht bloß in diesem Krieg, sondern in der ganzen hellenischen Geschichte."

Mitte September 413

§ 110. Der dekeleische Krieg. Flottenkämpfe in Kleinasien. Dunkle Gerüchte brachten die erste Kunde von dem entsetzlichen Schlage, der Flotte und Heer vor Syrakus betroffen hatte, nach Athen; als sich die Schreckensnachricht bestätigte, war kaum eine Familie ohne Trauer. Die Folgen blieben nicht aus; das Übergewicht der demokratischen Parteien war mit einem Schlage vorbei, und die Oligarchen dachten mehr als je daran, sich der Herrschaft in Athen zu bemächtigen. Die athenischen Bundesgenossen, hart getroffen durch einschneidende Finanzmaßregeln, die die Steuererträgnisse steigern und sichern sollten, fielen ab und schlossen sich an Lakedämon an; ein spartanisches Heer hatte Dekeleia besetzt und hinderte die Zufuhr; eine auf Alkibiades' Rat ausgerüstete und von dem persischen Statthalter Kleinasiens Tissaphernes reichlich mit Geldmitteln unterstützte spartanische Flotte suchte die Seeherrschaft der Athener zu vernichten.

März 412

Oligarchischer Staatsstreich 411

Unter diesen Umständen vereinigte sich ein großer Teil der geistig und gesellschaftlich hervorragenden Elemente Athens zum Werke der Verfassungsreform im Sinne der oligarchischen Partei. An ihrer Spitze stand Antiphon von Rhamnus, einer der ersten Redner

seiner Zeit (§ 130); neben ihm standen Männer wie Theramĕnes, der Sohn des Hagnon, der frühere Demokrat Peisandros (§ 106) u. a. Auch der Mehrzahl der Beamten und der Offiziere glaubte man sicher zu sein. Mit Hilfe der schon erwähnten (§ 106) politischen Klubs, die in der Stadt bestanden, gelang es durch einen Staatsstreich, die unbeschränkte Volksherrschaft zu beseitigen, an Stelle des alten Rates,
Mai bis September 411 der aus erlosten Mitgliedern bestand, die Einsetzung eines Ratsvon Vierhundert, die sich untereinander selbst wählten, zu bewirken und die Volksgemeinde auf die Zahl von fünftausend Bürgern zu beschränken, die aber nie zur Volksversammlung oder zur Ausübung der bürgerlichen Rechte einberufen wurden. In der Rückkehr zu den alten Zeiten Solons, und womöglich zu noch ältern Zuständen, erblickten diese Männer, die in ihrer Weise auch ehrliche Politiker waren, die einzige Möglichkeit, den Staat zu retten.

Reaktion der gemäßigten Demokraten Gegen diese Neuerungen erklärte sich aber die auf Samos weilende athenische Heer- und Schiffsmannschaft, bei der sich Thrasybūlos befand, und beharrte bei der alten Ordnung. Hier hatte man zwar auch Versuche gemacht, einen Umschwung herbeizuführen, aber er war nicht geglückt. Anfänglich führte der oligarchische Feldherr Phrynichos das Kommando; mit ihm hatte sich Alkibiades in Verbindung gesetzt und verheißen, wenn die athenische Armee sich der heimischen Bewegung anschlösse und ihm die Heimkehr gestatten würde, die persischen Subsidiengelder auf die athenische Seite herüberzuziehen. Dies machte Eindruck und die nunmehr nach Hause abgeschickten Gesandten des Heeres bestimmten das Volk in Athen, mit Tissaphernes und Alkibiades zu verhandeln. Da jedoch eine Verständigung mit Tissaphernes nicht zu erzielen war, und die Flotte auf Samos durch ein betrügliches Doppelspiel des Strategen Phrynichos, der den Alkibiades vernichten wollte, in große Bedrängnis geriet, so setzte man diesen ab und wandte sich an Alkibiades, der, von dem König
427—399 Agis wegen persönlicher Ehrenkränkung gehaßt und von den argwöhnischen Spartanern mit Nachstellungen bedroht, wieder eine Aussöhnung mit
411 seinen Landsleuten wünschte. Nach seiner Rückberufung zum Heer auf Samos wählte man ihn zum Oberfeldherrn ohne Kollegen, und er bemühte sich, den Athenern die Hilfe des persischen Statthalters, dessen Vertrauen er sich zu gewinnen gewußt hatte, zu erwirken.

Mißerfolg der Oligarchie Die Regierung in Athen suchte nun eine Verständigung herbeizuführen, und Alkibiades zeigte sich so maßvoll, daß er sogar die Einschränkung der Volksgemeinde auf fünftausend vermögliche Bürger anerkennen wollte, falls nur der widerrechtliche Rat der Vierhundert beseitigt würde. Antiphon und seine Genossen, die zu weit gegangen waren, wollten sich, anstatt dies zu dulden, lieber in die Arme von Sparta werfen und eine Flotte der Peloponnesier in den Piräus hineinlassen. Mit Mühe wurde dies verhindert. In den nächsten Monaten erlitt die oligarchische Regierung einen Verlust nach dem andern. Oropos, die hellespontischen Städte und Chios gingen verloren. Ja, eine spartanische Flotte vermochte sogar den Athenern
Juli 411 das wichtige Euböa zu rauben. Dies machte das Maß voll und hatte

zur Folge, daß nach einer Zeit von vier Monaten der Rat der Vierhundert wieder aufgelöst und unter Mitwirkung des Theramēnes, eines gemäßigten Politikers, der es infolgedessen späterhin keiner Partei recht machen konnte (§ 112), die Demokratie, jedoch in sehr gemäßigten Formen und mit Beschränkung der Volksgemeinde auf fünftausend Bürger, hergestellt wurde. Antiphon büßte sein Beginnen mit dem Tode.

Mißerfolge der spartanischen Flotte

Unterdessen war die große peloponnesische Flotte unter Astyochos untätig gewesen. Erst unter seinem Nachfolger Mindaros war sie nach dem Hellespont gefahren, um die Unterwerfung der dortigen Griechenstädte zu vollenden. Um dies zu hindern, fuhr die athenische Flotte unter Alkibiades' Leitung von Samos nach dem Hellespont, gewann bei Kyzikos (§ 70) und in zwei anderen Schlachten glorreiche Siege über die Lakedämonier, bemächtigte sich der Städte Byzanz, Chalkedon und der meisten übrigen Orte der Küste und erhob bei Chrysopōlis (Skutari am Bosporus) einen Sundzoll, wodurch neue Einkünfte nach Athen flossen.

410

409

Rückkehr der radikalen Demokratie

Zugleich trat die radikale Demokratie wiederum und, soweit wir zu erkennen vermögen, ohne recht greifbaren Grund, an die Stelle der Verfassung des Theramenes. Man hat längere Zeit gemeint, daß diese, die sich auch des Beifalls des Thukydides und Aristoteles erfreute, weiter geherrscht habe, doch sprechen die Wiedereinführungen der Theorika, der sonstigen Geldzahlungen an die athenischen Bürger und des allgemeinen Stimmrechts dagegen. Der Führer der neuen radikalen Partei war der Leierfabrikant Kleophon, ein Mann vom Schlage Kleons, der ein echter Fanatiker und „wahrer Jakobiner" war und von Verständigung mit den Gegnern nichts wissen wollte. Er machte sich durch die Einführung der Diobolie (einer Geldunterstützung für Arme) und durch Notstandsbauten bald beliebt. Inzwischen traf die Peloponnesier ein Unglück nach dem andern. Die neugewonnenen sizilischen Verbündeten hatten im Kampfe gegen Karthago schwere Verluste erlitten. Hermokrates (§ 109) war unrühmlich im Straßenkampfe gefallen, und schon stieg die Militärmonarchie Dionysios' des Älteren (§ 187) herauf. Dazu kamen die durch die Unfähigkeit der lakedämonischen Führer im Archipelagus erlittenen Niederlagen.

Alkibiades auf dem Höhepunkt

So schien denn Athen noch einmal ein freundlicher Stern. Während der spartanische Unterfeldherr damals verzweiflungsvoll den lakonischen Bericht an die Ephoren sandte: „Mindaros tot, die Schiffe verloren, die Leute hungern, wissen nicht, was zu tun," riefen die Athener, unter Zustimmung aller politischen Parteien, erfreut über diese Erfolge, den Alkibiades in die Stadt zurück, ernannten ihn wiederum zum Oberanführer über Flotte und Landheer und stürzten die Schandsäule auf der seine Vergehen geschrieben standen, ins Meer. Jetzt hätte er, wenn er gewollt hätte, sich zum Herrn in Athen machen können, aber im entscheidenden Augenblick verließ ihn der Mut, und das ward sein Verhängnis. Wenige Monate, nachdem er in Athen unter dem Jubelrufe des Volks einen glänzenden Einzug gehalten und zum erstenmal wieder den eleusinischen Festzug auf der heiligen Straße angeordnet hatte, wurde ihm der Oberbefehl von neuem entzogen, weil in seiner

Juni 408

Schlacht bei Notion 407

Abwesenheit sein Unterfeldherr Antiochos eine Seeschlacht bei Notion unweit Ephesos gegen die Peloponnesier unter Lysandros verloren hatte. Dieser spartanische Feldherr, ein Mothake und wohl ein Nebensproß aus königlichem Blut, war ihm als Soldat und Politiker völlig gewachsen, ja infolge seiner eisernen Selbstbeherrschung überlegen, und es gelang ihm auch, den Alkibiades völlig zurückzudrängen. Er stellte sich in den Mittelpunkt aller oligarchischen Zettelungen und infolgedessen erreichte er die immer stärker sich geltendmachende Isolierung Athens. Diese gab man dem Alkibiades Schuld und nötigte ihn zum Rücktritt; an seine Stelle traten wiederum zehn Strategen, unter ihnen der tüchtige Konon.

Mißerfolge der attischen Flotte

Alkibiades begab sich nach seinem Rücktritte nach seinen Schlössern am Hellespont, sein Auge unverrückt auf das unglückliche Vaterland gerichtet. Die Spartaner aber machten unter Anführung des wackeren Kallikratidas, der in edler Vaterlandsliebe und warmem Nationalgefühl es verschmähte, bei den Persern um Hilfe zu betteln, einen Angriff auf Lesbos. Der athenische Feldherr Konon, dem wegen Geldmangels die Seeleute in Menge desertierten, konnte das offene Meer nicht mehr halten. Nach starken Verlusten sah er sich gezwungen, sich mit dem Reste seiner Flotte im Hafen von Mitylene einschließen zu lassen. Da strengten die Athener ihre letzten Kräfte an und schickten eine mit Freien, Schutzbürgern und Sklaven bemannte Flotte ihren Landsleuten zu Hilfe.

Schlacht bei den Arginusen 406

Kallikratidas fuhr ihnen mit seiner Flotte entgegen, und es kam bei den Arginusen, einer südlich vom Sund von Lesbos gelegenen Inselgruppe, zu einer gewaltigen Seeschlacht, der größten des ganzen peloponnesischen Kriegs. Kallikratidas starb den Heldentod, viele Schiffe gingen auf beiden Seiten zugrunde, die Athener aber blieben Sieger. Ein heftiger Seesturm und die Unentschlossenheit der Führer verhinderte jedoch die Ausnutzung des Sieges sowie das Bergen der Leichen und der Schiffstrümmer mit den verunglückten Kämpfern, die sich noch auf dieselben gerettet haben mochten. Diese Versäumnis wurde den (demokratischen) Feldherren zum Verbrechen angerechnet; sechs von ihnen wurden in Athen von der Volksversammlung zum Tode verurteilt und mußten den Giftbecher trinken. Die Bemühungen des Sokrates und anderer Vaterlandsfreunde, die Unglücklichen zu retten, wurden durch die gewaltige Erregung der Menge, die allerdings schwere Verluste an Menschenleben zu betrauern hatte, vereitelt. Alle starben mit dem Mute der Unschuld und mit Worten des Segens für das Vaterland und ihre Mitbürger. Ob politische Beweggründe mit in Betracht kamen, läßt sich nicht entscheiden. Es ist wohl möglich, daß die Oligarchie ihre Hände im Spiele hatte; die extreme Demokratie, mit Kleophon an der Spitze, blieb jedoch maßgebend, verhinderte des Alkibiades Rückberufung und schlug die neuerdings wieder von den Lakedämoniern angebotenen Friedensvorschläge ab.

§ 111. Athens Fall. Aegospotamoi, Friede. Nach der Seeschlacht bei den Arginusen nahmen die Spartaner wieder ihre Zuflucht zu Lysander, zu den man einige Jahre vorher, wohl auf Veranlassung der spartanischen Könige, die ihm Macht und Einfluß mißgönnten, unter

demütigenden Formen aus seinem Kommando abberufen hatte. Es war ihm schon früher gelungen, die Schaukelpolitik des Perserkönigs und seines klugen Satrapen Tissaphernes (§ 120) zu beseitigen. Nachdem für diesen Kyros d. J., der Sohn Dareios II., Satrap geworden war, hat er dessen Gunst zu gewinnen gewußt und ausgenutzt, um Spartas Flotte zu vergrößern. Nunmehr wurde diese Verbindung neu gefestigt und neue Gelder flüssig gemacht, wobei man versprach, die geheimen ehrgeizigen Pläne des Kyros auf den persischen Königsthron zu unterstützen, und bald geboten die Peloponnesier über eine weit größere Flotte als vorher. Das wichtigste aber war, daß Lysander an die Spitze trat, ein Mann von unergründlicher Schlauheit, den die einen als edlen Vaterlandsfreund, die anderen als einen gewissenlosen Streber nach der Alleinherrschaft hinstellen; er ist das rechte Gegenbild des Alkibiades gewesen: wenn auch weniger genial als dieser, besaß er doch dieselbe Geschmeidigkeit, andere zu gewinnen, vereinigte er dieselben Talente des Feldherrn und diplomatischen Unterhändlers in sich. Von diesen Eigenschaften gab der neue Flottenführer bald nach Übernahme des Oberbefehls in den hellespontischen Gewässern den glänzendsten Beweis. Nachdem er sich der Stadt Lampsakos bemächtigt hatte, legte er sich auf der asiatischen Seite des Hellespont vor Anker gegenüber der athenischen Flotte, die unweit Sestos an dem flachen Ufer bei den Ziegenflüssen (Agospotamoi) ihren Platz gefunden hatte. Alkibiades, der in der Nähe weilte, warnte die athenischen Feldherren, in einer so exponierten Stellung zu bleiben, wurde aber hochmütig abgewiesen. Das wurde den Athenern, die noch immer ihre Gegner als Seeleute unterschätzten, zum Verderben; denn gerade auf diesen Hochmut hatte Lysander seinen Plan gebaut. Die athenische Schiffsmannschaft, die viermal vergeblich den Kampf angeboten hatte, überließ sich bald der sträflichsten Sorglosigkeit; die Land- und Seesoldaten ruhten entweder in Zelten oder gingen ihrem Zeitvertreibe nach. Diese Nachlässigkeit der Gegner machte sich Lysander zunutze. Von allem wohl unterrichtet, brach er plötzlich mit der ganzen peloponnesischen Flotte von Lampsakos auf, überfiel unerwartet die feindlichen Fahrzeuge und vernichtete fast ohne Schwertstreich bei Agospotamoi die ganze athenische Seemacht. „Es war kein Schlagen, sondern ein Schlachten; scharenweise wurden die Athener niedergemacht, gefangen oder zersprengt, die Schiffe ohne Gegenwehr genommen oder zerstört." Nur acht Trieren, die Konon nach Cypern zu dem hellenischen Fürsten Euagoras (§ 121) rettete, und das Staatsschiff Paralos, das die Trauerbotschaft nach Athen brachte, entgingen dem allgemeinen Verderben. Der Rest der Athener nebst mehreren Anführern wurden hierauf in Lampsakos der Rache der Spartaner als Opfer geschlachtet. Der Feldherr Philokles, der im festlichen Gewande seinen Unglücksgefährten voranschritt, empfing den ersten Stoß und gabden übrigen das Beispiel mutigen Ertragens.

Untergang der athenischen Seemacht

Agospotamoi 405

Bald darauf fand auch Alkibiades nach einem wechselvollen Leben ein gewaltsames Ende. Nach der Schlacht von Agospotamoi fühlte er sich in Thrakien vor den Lakedämoniern nicht mehr sicher und begab sich mit seinem bedeutenden Vermögen in die Satrapie des Pharnabazos, Bithynien, in der Hoffnung, wie einst Themistokles, das Ohr des persischen Großkönigs zu gewinnen. Aber der unversöhnliche Haß der Spartaner ver-

Ende des Alkibiades

folgte ihn auch hier, und hinein spielte das Interesse des Kyros, der, von den Spartanern in seinen ehrgeizigen Plänen (§ 120) unterstützt, des Atheners Enthüllungen fürchtete. So mußte denn der Satrap Pharnabazos widerwillig dem Drucke dieser beiden weichen, und Alkibiades wurde dem Tode geweiht. Seine Wohnung wurde auf Befehl des Persers von Truppen umzingelt, das Haus in Brand gesteckt und er selbst, als er sich durch die Flammen retten wollte, aus der Ferne mit Pfeilen erschossen. So starb der merkwürdige Mann, ehe er noch das fünfzigste Jahr erreicht hatte, im fernen Phrygien durch Mörderhand. Begabt wie wenige Sterbliche, hat er während seines unruhigen Lebens seinen fruchtbaren Geist mehr zum Schaden als zum Nutzen seines Vaterlandes angewendet. Mehr gefürchtet als geliebt, ist er im Tode nur wenig betrauert worden.

Belagerung von Athen

Seit der Niederlage von Ägospotamoi war die Macht der Athener dahin. Nachdem Lysander die mit ihnen verbündeten Inseln und Städte zur Unterwerfung gebracht und durch Einführung aristokratischer Regierungsformen an Sparta gekettet hatte, *schloß er* in Verbindung mit König Agis *Athen*, wo sich eine Menge heimatloser Menschen zusammendrängte, von der Land- und Seeseite *ein*. Groß war die Angst und Sorge, was das Schicksal der Stadt und des einzelnen sein

Januar 404

würde. Trotzdem bestand die Demokratie unter Kleophon fest auf dem Plane, wenigstens mit Ehren unterzugehen, und ging selbst auf sehr maßvolle Bedingungen der Spartaner (Niederreißung von 10 Stadien der langen Mauern und Abtretung aller auswärtigen Besitzungen außer Lemnos, Imbros, Skyros, wo attische Kleruchen waren) nicht ein. Wie in der ganzen bisherigen Entwicklung verschob sich auch bei dem letzten Ringen Athens das Bild, und an Stelle des Kampfes um die richtige äußere Politik setzte sich der Streit um die innere Verfassung; man hatte in der radikalen Partei das richtige Gefühl, daß es mit ihrer Existenz für immer vorbei sei, wenn man selbst auf die mildesten Friedensbedingungen eingehe und wollte lieber untergehen, als sich selbst aufgeben. In diesen unfruchtbaren und aussichtslosen Streit mischte sich nun Theramenes (§ 110) ein, erbot sich, privatim mit Lysander über den Frieden zu verhandeln, ging zu diesem und blieb drei Monate aus. Unterdes stieg in Athen mit der Hungersnot das Übergewicht der Friedenspartei. Kleophon wurde unter einem Vorwande angeklagt, verurteilt und hingerichtet, und nunmehr wagte es die eingeschüchterte Demokratie nicht mehr, zu widerstehen. Theramenes und neun andere Bürger wurden als Gesandte nach Sparta geschickt und erhielten unumschränkte Vollmachten.

Friede Ende April 404

Durch ihre Bemühungen kam der *Friede* auch zustande und zwar unter weit härteren Bedingungen als vorher. Athen wurde aller auswärtigen Besitzungen beraubt; die langen Mauern und Festungswerke wurden mit rohem Hohn unter Flötenspiel niedergerissen, die Schiffe bis auf zwölf den Spartanern ausgeliefert und alle Flüchtlinge und Verbannten zurückgeführt. Hierauf begab sich Lysander nach Samos, das sich mit dem Mute der Verzweiflung verteidigte, bis es nach mehrmonatlichem Widerstande sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte.

Parteizwist in Athen

Unterdessen stritten sich in Athen die Parteien. Die Demokratie schien selbst nach dem Falle der Stadt noch immer so mächtig, daß die Oligarchen den Lysander als Schiedsrichter anriefen. Er kehrte mit seiner Flotte nach Athen zurück, und unter seinem Vorsitz wurde die demokratische Verfassung aufgehoben und die Regierungsgewalt dreißig vornehmen, Sparta treu ergebenen Athenern überwiesen mit der unumschränkten Vollmacht, den Staat durch neue Gesetze zu ordnen.

§ 112. Die Verfassung der Dreißig. Wiederherstellung der Demokratie. Die Inseln und Küstenstädte freuten sich anfangs über Athens Fall und feierten den Lysander, den siegreichen „Kriegsherrn von Hellas", dessen Seele für Schmeicheleien sehr empfänglich war, mit Festgesängen und Lobliedern; allein die Hoffnung, ihre Freiheit und Selbständigkeit wieder zu erlangen, scheiterte an der Herrschsucht und Habgier der Spartaner, die nunmehr neben ihrer Landhegemonie auch die Seeherrschaft erstrebten. Sie raubten den Chiern ihre Schiffe und 404
lockten achthundert Demokraten von Milet durch gleisnerische Freundlichkeit aus ihrem Versteck hervor, um sie dann niederzuhauen; sie bedrückten die Inseln und Seestädte mit schweren Abgaben; sie machten Elis, nachdem sie das geweihte Land mit Feuer und Schwert verwüstet hatten, zu einem wehrlosen Kleinstaat, verjagten die unglücklichen Messenier wieder aus Naupaktos (§ 98) und suchten allerorten durch List und Gewalt die demokratischen Verfassungen durch aristokratische zu verdrängen, indem sie allenthalben *Zehnerausschüsse* (Dekarchien) errichteten und ihnen als „militärisch-polizeiliche Beamte" stolze, habgierige Vögte (*Harmosten*) mit einer Söldnerschar zur Seite stellten. Ja, sie unterstützten gegen ihre alte Politik die nach der Tyrannis strebenden Prätendenten: im Osten waren sie Kyros d. J. behilflich, sich auf den Achämenidenthron zu schwingen, und in Sizilien unterstützten sie den grausamen und menschenfeindlichen Dionysios in seinen Bemühungen, sich die Tyrannenmacht in Syrakus anzueignen und durch rohe Söldnertruppen seine Mitbürger und viele griechische Städte Siziliens und Unteritaliens in Knechtschaft zu bringen (§ 188), und täuschten die Erwartungen der Bürgerschaft von Syrakus, die sich vertrauensvoll an sie gewendet hatte.

Spartas Herrschsucht

Am schlimmsten traten die Folgen dieses harten Systems, dessen Seele Lysander war, in der streng oligarchischen Verfassung hervor, die von ihm dem unglücklichen Athen aufgezwungen wurde. Die an die Spitze gestellten Männer, bekannt unter dem Namen der „*Dreißig*" oder auch der *dreißig Tyrannen*, der talentvolle, aber leidenschaftliche *Kritias* (§ 86) an der Spitze, wüteten mit Mord und Verbannung nicht nur gegen die Demokratie, sondern sogar gegen ihre eigenen Standesgenossen. Entschlossen, ihre Macht rücksichtslos zu gebrauchen, drängten sie alle gemäßigten Elemente ohne Erbarmen beiseite und scheuten selbst vor Gewalttaten nicht zurück. Die Gelegenheit dazu fanden sie darin, daß sie einen neuen Rat von den 3000 stimmberechtigten Bürgern wählen ließen, dem auch die dem Heliastengerichte abgenommene Rechtsprechung überwiesen wurde. Ließ doch Kritias den Theramenes (§ 111) ohne weiteres verhaften und den Giftbecher trinken, weil dieser ihm auf der Bahn wilder Gewalttat und Tyrannei nicht länger folgen wollte. Unter dieser Regierung des Schreckens kam Athen an den Rand des Untergangs. Nur 3000 Bürger besaßen volles Bürgerrecht; reiche Schutzbürger (Metöken) wurden ermordet und beraubt; in acht Monaten sollen über 1500 Menschen getötet worden sein; ja, um ganz sicher zu sein, scheute sich Kritias nicht, eine spartanische Besatzung unter Kallibios

Verfassung der Dreißig

Kritias und Theramenes

Die verbannten Demokraten

sogar auf die Akropolis zu legen. Jedoch die größte Gefahr vermochten die Dreißig nicht abzuwenden: die zahlreichen Verbannten, die der Demokratie anhingen. Zwar setzte es Kritias durch seinen Freund Lysander durch, daß der gefährlichste von allen, Alkibiades, von Pharnabazos hingemordet ward (§ 111), und brachte die Lakedämonier sogar dahin, ein Gesetz zu geben, daß keiner dieser Verbannten in einer dem peloponnesischen Bunde angehörenden Stadt aufgenommen werden durfte. Aber gerade das letztere war das Verderben; in Argos wurden sie mit offenen Armen empfangen, und in Theben, das sich durch Spartas Übermacht beunruhigt fühlte, war eine Art Hauptquartier der athenischen Emigranten. Unterdessen dauerte die Schreckensherrschaft in Athen fort, und die Dreißig verloren auch die Sympathien derer, die sie bis dahin unterstützt hatten. Da faßten sich die demokratischen Verbannten ein Herz, und ihrem tapferen Führer Thrasybulos (§ 110) gelang es, in der Grenzfeste Phylé die Flüchtlinge um sich zu sammeln. Ein Angriff, den die Dreißig auf ihn unternahmen, mißglückte, und nun fand Thrasybulos rasch Zulauf, so daß er bald vermochte, sich des Piräus zu bemächtigen und die Oligarchen im Felde zu bestehen. Kritias fiel im Kampfe, und mit dem Tode des Führers brach die Herrschaft der Dreißig zusammen. Die 3000 Bürger setzten sie förmlich ab und bestellten eine neue aristokratische Regierung von zehn Männern. Die noch übrigen Mitglieder des Kollegiums der Dreißig verließen Athen und begaben sich nach Eleusis, das ihnen treu ergeben war.

Sturz der Dreißig

Aber es schien, als wenn die Demokratie nichts erreichen sollte; denn die Leute des Thrasybulos und die Regierung in der Stadt konnten sich nicht verständigen, und so kam es denn abermals zum Kampfe. Schließlich fühlten sich die Oligarchen so bedrängt, daß sie Sparta um Hilfe angingen. Sofort machte sich Lysander auf, um Athen vollends zu Boden zu treten. Den Oligarchen wurde Geld bewilligt, eine Flotte unter Libys, Lysanders Bruder, blockierte den Piräus, und Lysander selbst lagerte mit einem Heere bei Eleusis. Aber schon längst war der letztere den Spartanern zu mächtig geworden. Die blutigen Greuel, die mit seinem Regierungssystem eingezogen waren, hatten überall, sogar in Sparta, Stürme der Entrüstung erregt. Deshalb wurde von der spartanischen Regierung nicht ihm, sondern dem König Pausanias die Leitung der Angelegenheiten übertragen. Dieser hatte aber die feste Absicht, die streitenden athenischen Parteien zu versöhnen und war besonders gegen die Dreißig, deren blutbefleckte Regierung Sparta nicht länger decken durfte, wenn es sich nicht kompromittieren wollte. Er wies sie deshalb mit ihren Bitten um Unterstützung schroff ab und verlangte von den Demokraten im Piräus und den Gemäßigten in der Stadt Vergleichsvorschläge. Beide Parteien, des langen Haders müde, waren zum Unterhandeln bereit, und so kam unter Vermittelung des Königs Pausanias zwischen den beiden Parteien der athenischen Bürgerschaft eine Aussöhnung zustande, infolge deren durch eine unter dem Archontat des Eukleides vorgenommene Gesetzesrevision die demokratische Verfassung in ihrer alten, gemäßigten Form wiederhergestellt, einige Reformen vorgenommen, die Rechtsansprüche auf

Erneuter Widerstand der Oligarchen

Sturz des Lysander

406—394

Wiederherstellung der gemäßigten Demokratie 403

Besitz und Eigentum nach Billigkeit geschlichtet und dem geschwächten Staate durch Erteilung einer Amnestie Ordnung und Ruhe zurückgegeben wurden. Nur die Dreißig und einige von ihnen abhängige Exekutivbeamte sollten ausgeschlossen sein, sich aber in Eleusis eine Freistatt gründen dürfen.

Sturz der Oligarchen

Kurze Zeit darauf kam es mit den Oligarchen in Eleusis zum Kampf, in dem die Führer fielen oder gefangen wurden und dieser oligarchische Nebenstaat verschwand. Lysander, erbittert darüber, daß man ihn beiseite zu schieben gedacht hatte, versuchte, dem König Pausanias wegen Landesverrats den Prozeß zu machen. Als ihm dies mißlang, ging er nach Ägypten in freiwillige Verbannung. In Sparta folgte man indes nach außen hin noch eine Weile seinen Bahnen, und so häufte sich überall Stoff zum Unwillen über die neue Regentenstadt, der sich bei gegebener Gelegenheit entladen mußte.

D. Die geistigen Bewegungen seit dem Jahre 450.

1. Philosophie.

§ 113. Die sophistische Bewegung. Beginn der Rhetorik. Es war nicht zufällig, daß die Gedanken der ungebildeten Menge sich immer weiter von den sich läuternden Anschauungen der Gebildeten in der griechischen Welt trennten. Denn die stets erneute Berührung und Befruchtung von seiten des Orients brachte neue geheimnisvolle Religionen, z. B. der Kabeiren von Samothrake (§§ 57, 87), der großen Mutter aus Phrygien, des Sabazios nach Hellas, und diese verquickten sich mit der vorgefundenen orphischen Theologie (§ 87) und den altheimischen Geheimdiensten. Mit immer größerer Hingabe und Inbrunst schlossen sich die Massen an diese neuen Vorstellungen an, die ihren sinnenfreudigen, religiösen Bedürfnissen so sehr entgegenkamen. Aber voll Widerwillen wandte sich der gebildete Mann von dieser den Verstand leer lassenden Götterverehrung und suchte seinen Trost bei der neu erblühenden Philosophie.

Sophistik

Aber auch diese vermochte ihm, zunächst wenigstens, nichts Befriedigendes zu bieten. Von den materialistischen Anschauungen der vorigen Periode (§§ 88, 89) hatte sie sich zwar losgesagt, war aber hierbei ganz und gar im Negativen stecken geblieben und leugnete jede sichere Erkenntnis. Da dem obersten Objekt aller Philosophie, der Natur, wegen des geringen Kenntnisstandes, über den man verfügte, nichts Sicheres sich abgewinnen ließ, so wandte man sich dem zweiten Objekte, dem Menschen und dem menschlichen Geistesleben zu. Aus dessen Betrachtung ergab sich den neuen Weisheitslehrern, die mit der Sicherheit, die ihr Auftreten kennzeichnet, sich Sophisten (Künstler im Weisesein) nannten, daß man nichts genau wissen könne und alles dem Zweifel unterworfen sei. Ihren Ausgangspunkt hatte diese neue Lehre in Sizilien; Korax und Tisias (§ 108) waren ihre Hauptvertreter. Dabei trugen die neuen Propheten der Richtung ihrer Zeit Rechnung. Diese verlangte, nachdem die Demokratie alle Schranken beseitigt hatte, die Gesetz und Herkommen bisher gezogen hatten, gebieterisch eine Vorbildung für die politische Tätigkeit des einzelnen; das wichtigste Erziehungsmittel für den künftigen Staatsmann aber erkannte man in der Ausbildung der Redekunst (Rhetorik). Rhetorik
Die Beredsamkeit ward schon früh bei den Hellenen hochgeschätzt, war aber mehr eine Sache der natürlichen Anlage als der wissenschaftlichen Behandlung gewesen. Nunmehr begann man über das Wesen ihrer Mittel und Wirkungen nachzudenken und fand als neue Kunst die sorgfältige Ausgestaltung des Beweisens. Eine Reihe Theoretiker traten auf: Korax aus Syrakus und sein Schüler Tisias begründeten die Theorie der Gerichtsrede, Gorgias aus Leontinoi ward der gefeierte Festredner, Zenon, des Parmenides

Korax um 460
Gorgias um 425

Schüler (§ 90), wurde der Vater der Dialektik. Den tiefsten Eindruck machte die neue Kunst in Athen, das die besten Lehrer an sich zog und mit Begeisterung hörte, bis es eigene Vertreter aufzustellen vermochte. Leider ward aus der Kunst gar bald eine Künstelei, die sich prahlend rühmte, aus allem alles beweisen und aus einer schlechten Sache durch ihre Reden eine gute machen zu können. In der Ethik gelangte man bald dazu, alle Sittlichkeit nur als Vereinbarung gelten zu lassen, und in religiösen Fragen kam man mit Protagoras dahin, zu gestehen, daß man nicht wisse, ob es einen Gott gebe oder nicht. Der Schritt zur allgemeinen Skepsis und zum Atheismus war nicht mehr weit:

Protagoras 485—411

Protagoras schon erklärte, der Mensch sei das Maß aller Dinge; etwas absolut Sicheres gäbe es also nicht. Ja, Kritias (§§ 86, 112) leugnete sogar die Existenz der Götter und meinte, die Religion sei von den Klugen nur erfunden, um durch dieses Mittel die große Menge zum sittlichen Handeln zu bewegen.

Wirkungen der Sophistik

Diese neue, ganz ungekannte Wege einschlagende Lehre hatte ihr Gutes darin, daß sie die Gebildeten der Nation vom naiven Glauben hinüberführte zur wissenschaftlichen Voraussetzungslosigkeit; Sophokles und Euripides, Herodot und Thukydides sind für die Stufenfolge dieses Fortschritts treffende Beispiele. Ihr Schlimmes bestand aber darin, daß sie sich nicht damit begnügte, die Gebildeten zu einer neuen Weltauffassung zu bringen, sondern auch die Volksmassen mit sich fortreißen wollte. Durch den in Athen geltenden Brauch, daß jeder sich selbst verteidigen mußte, drang überall die neue Beredsamkeit ein und leider vor allem die schlimme Angewohnheit, mit dialektischer Kunst eine schlechte Sache zu beschönigen oder gar als gut hinzustellen. In jener Zeit hat der Begriff „sophistisch" seine üble Nebenbedeutung erworben. Schlimmer noch wirkte die Lauheit der Sophisten in religiösen Dingen, die nicht nur den alten Glauben an die Götter verwüstete, sondern überhaupt zu einer traurigen religiösen Indifferenz überleitete, die dann ein Hauptcharakterzug des Hellenismus wurde.

Es fehlte indes nicht an einer kräftigen Gegenströmung. Ungünstige Nachrede, die den Sophisten die Sucht nach Geldgewinn und die Entschuldigung aller Schlechtigkeiten vorhielt, wucherte überall. Aber die Sophistik ging siegreich ihren Gang, bis eine neue Philosophie aufkam, die sie vom idealistischen Standpunkt aus überwinden sollte, die Lehre des Sokrates.

Leben des Sokrates 470—399

§ 114. Sokrates und seine Schüler. Sokrates, der Sohn des Sophroniskos, ward um das Jahr 470 zu Athen in bescheidenen, aber sorgenfreien Verhältnissen geboren. Der Sitte gemäß hatte er des Vaters Handwerk, die Bildhauerkunst, erlernt, und noch in späterer Zeit zeigte man einzelne Bildwerke von ihm, z. B. eine Gruppe der drei bekleideten Grazien. Aber bald vermochte er in dieser Beschäftigung kein Genüge mehr zu finden. Schon als Knabe war er eine nachdenkliche Natur, die sich vielfach durch die innere Stimme (das Daimonion) vor falschem Handeln warnen ließ. Von guten Lehrern, wie Anaxagoras (§ 90) und Archelaos, unterrichtet, hat er doch das meiste seiner Philosophie durch eigenes Nachdenken gefunden. Denn in dem Wirken auf andere und der Beschäftigung mit den aus der geistigen Natur des Menschen sich ergebenden Aufgaben erblickte er seinen eigenen Lebenszweck. Ein treuer Sohn seines Heimatlandes, hatte er vor Amphipolis und Delion (§ 106) tapfer mitgefochten und betätigte dieselbe Unerschrockenheit auch unter den Dreißig (§ 112) als Geschworener und Ratsherr. An der Seite seiner Gattin Xanthippe lebte er ein bedürfnisloses Dasein, ganz und gar seinen idealen Aufgaben sich widmend, bis ihn die Opposition der dumpfen Massen, die ihn mit seinen Gegnern, den Sophisten, zusammenwarf, aus religiös-sittlichem Fanatismus hinmordete.

Sokrates' Lehrweise

Nicht in kunstreichen Vorträgen vom Katheder herab, sondern durch Fragen und Antworten auf offener Straße oder in den Werkstätten der Handwerker lehrte Sokrates seine Lebensweisheit. Vor seinem hellen Verstande, vor seinem einfachen, rechtschaffenen Leben und vor seiner sittlichen Würde verstummten die Sophisten, und die reichsten und talentvollsten Jünglinge schlossen sich dem sonderbaren Manne an, der häßlich und arm, doch in stolzer

Haltung durch das Leben ging und in seiner Bedürfnislosigkeit sich den Reichsten gleich achtete. Seine Bildung und seine erhabene Lehre, daß Sittlichkeit der einzige Weg zum wahren Glück, und daß der Natur des Menschen alle Tugend und Erkenntnis angeboren sei und nur eines „Weckers" bedürfe, gewann ihm die Herzen der begeisterungsfähigen Jugend. Alkibiades hing ihm mit kindlicher Liebe an; zu Hause wie im Felde waren sie unzertrennliche Genossen, und wenn jener dem Sokrates bei Potidäa (§ 103) sein Leben verdankte, so rettete Alkibiades bei Delion (§ 106) das des Lehrers. Aber Sokrates hatte sich auch viele Feinde gemacht; und da mehrere seiner Schüler, besonders Kritias, sich als Gegner der Demokratie gezeigt hatten, so wurde während der demokratischen Reaktion und der damit verbundenen „Umkehr der Wissenschaft" nach dem Sturz der Dreißig von einigen eifrigen Anhängern der Volksherrschaft (Anytos, Meletos und Lykon) eine Klage wider ihn eingereicht, daß er falsche Götter lehre und die Jugend verführe. In einer Verteidigungsrede (Apologie) bewies Sokrates vor den Volksrichtern (Heliasten) daß die Anklage falsch sei. Aber statt, wie gewöhnlich geschah, mit Flehen und Wehklagen sein Lossprechung zu erbitten, reizte er die Versammlung durch einen stolzen, verächtlichen Ton und schloß seine Rechtfertigungsrede mit der Versicherung, daß er verdient habe, an den öffentlichen Mahlzeiten im Prytaneion (wo die Prytanen [§ 79], die olympischen Sieger und andere verdiente Männer auf Staatskosten gespeist wurden) teilzunehmen. Dieser Anspruch auf die höchste Belohnung, die einem athenischen Staatsbürger zuteil werden konnte, klang im Munde eines Angeklagten wie Hohn und verdroß die demokratischen Richter. Sokrates wurde daher mit einer kleinen Stimmenmehrheit zum Tode verurteilt. Wegen einer Wallfahrt nach Delos wurde die Vollziehung des Urteils um dreißig Tage aufgeschoben, während welcher Zeit der Gefangene von seinen Anhängern und Schülern besucht werden durfte. Vergebens bemühten sich einige seiner Freunde (besonders Kriton), ihn zur Flucht zu bereden; Sokrates verwarf einen solchen Vorschlag, der seine Lehren Lügen strafen und sein ganzes Leben schänden würde, und unter erhebenden Gesprächen über die Unsterblichkeit der Seele (wiedergegeben in Platons Phädon [§ 116]) trank er den Giftbecher und starb mit der Heiterkeit und Seelenruhe eines Weisen. Die Ermahnung an die trauernden Freunde, dem Asklepios einen Hahn zu opfern, d. h. die Spende des Dankes für die Genesung, welche er im Tode erblickte, darzubringen, waren seine letzten Worte.

Die Schüler des Sokrates

Prozeß des Sokrates

Tod des Sokrates 399

Sokrates selbst hat nichts Schriftliches hinterlassen, da ja seine Unterweisung nur darin bestand, mit dem beliebig sich ihm zur Verfügung Stellenden Unterredungen anzuknüpfen, in denen er als unerreichter Meister der Dialektik glänzte. Aber seine beiden Jünger Xenophon und Plato haben von ihm ihre Lehren übernommen. Heute zweifelt niemand mehr daran, daß Plato dem Sokrates die eigenen Gedanken nur in den Mund legt, während der unphilosophische Soldat Xenophon uns in einfältiger Treue die Lehren des Mannes wiedergibt, dem er seine ganze geistige Erziehung verdankte.

Des Sokrates' Lehre sah von aller Naturbetrachtung ab, da sich der Natur nichts Sicheres abgewinnen lasse, und wendete sich allein der Selbst- und Menschenprüfung zu. Der pythische Spruch „Erkenne dich selbst" war ihre höchste Forderung. Des „Nichtwissens" sich bewußt, sucht er das Wissen bei anderen. Deren vermeintliches „Wissen" wird geprüft, und nachdem durch Ironie dessen Nichtigkeit nachgewiesen ist, streben beide in gemeinsamer dialogischer Forschung nach dem eigentlichen Wissen. Da Sokrates hierbei den jüngeren Mitarbeitern als Führer dient, belehrt er sie in fragender Form und holt aus ihnen die Wahrheit heraus (Mäeutik, d. h. Hebammenkunst, die er von seiner Mutter, die diesen Beruf versah, gelernt zu haben behauptete). Diese jugendlichen Mitarbeiter, die sich seiner Führung überlassen, sind ihm Gegenstand seiner Zuneigung (Eros), aber seine Zuneigung gilt nur der Schönheit der Seele, und ihr Ziel ist, in dem Geliebten den Wunsch zu erregen, die Tugend zu besitzen. Das Endziel seiner Methode ist ihm die Begriffsbestimmung. Die Aussage über einen richtig gefaßten Begriff gilt ihm als Wahrheit. Dabei beschränkt sich Sokrates auf die Ethik, und hierbei ist der leitende Grundgedanke, daß man die Tugend auf das Wissen zurückzuführen habe. Hieran schließt sich die häufig von ihm ausgesprochene Folgerung: Jede Tugend kann gelehrt und gelernt werden. Gerecht z. B. ist also, wer gelernt hat zu tun, was den göttlichen und menschlichen Gesetzen entspricht. Darum ist ihm auch das Gute zugleich das Nützliche, freilich mit der Einschränkung, daß

Sokratische Methode

Ethik

man dies nur auf die Sorge für die Seele und ihre Vervollkommnung zu beziehen habe. Er dringt darauf, daß man auf die Ausbildung des Geistes höheren Wert zu legen habe als auf die Erwerbung äußerer Güter. Die Tugend, die man erwerben kann, ist ihm das edelste Ziel des Menschenlebens, und damit schlägt dieser große Idealist die Brücke zum praktischen Leben. Tugend ist Wissen, und nur das Wissen befähigt z. B. den Mann zu politischer Tätigkeit. Tugend enthält aber auch klare Erkenntnis der Pflichten: zu den wesentlichsten Pflichten aber rechnet Sokrates den Gehorsam gegen göttliches und menschliches Gesetz. Damit wurde die von den Sophisten umgestoßene Moral wieder aufgerichtet und der Menschheit neue Spannkraft gegeben, um sittlich zu handeln. Denn wer das Wissen und die Tugend erobert hat, der wird niemals freiwillig unrecht tun, denn damit schadet er sich selbst. Freilich ist das eine große Einseitigkeit, denn damit wird das Gebiet des Willens lediglich auf das sittliche Wollen eingeschränkt, aber das unsittliche Wollen in seiner Entstehung und seinem Wesen nicht erklärt. Trotzdem hängt diese Auffassung ganz und gar mit dem innersten Wesen des Sokrates zusammen, der sich selbst durch Selbstzucht und Prüfung dem Denken völlig untertan gemacht hat und gar nicht anders als sittlich handeln kann und auch will. Den Gehorsam gegen das Sittengesetz hält er als etwas Gegebenes fest. Diesen Stützpunkt kann und will er nicht missen. Denn als bloßer Ethiker kann er den Zusammenhang zwischen Handlung und Folge, auf den die sittlichen Gesetze gegründet werden, nicht beweisen, und der theologische Zug, der, freilich vielfach verkannt, durch sein ganzes Wesen ging, legte ihm diese Anlehnung an die Volksmoral nahe. Bei dem naiven Glauben freilich beruhigte er sich nicht, sondern stützte diesen durch eine Reihe Beweise meist teleologischer Natur; vor allem wies er die menschliche Begabung als einen Ausfluß der göttlichen Allweisheit nach. Götter, wie sie sein Vaterland hatte, und der Gott der Philosophie flossen ihm dabei zusammen, und so kam denn schließlich eine vermittelnde Stellung der sokratischen Ethik heraus, die zwischen dem Subjektivismus und der Skepsis der gebildeten Kreise und den Meinungen der blindgläubigen Masse der Griechen einen Mittelweg einzuschlagen versuchte und von allen den Späteren nur als ein erster, aber entscheidender Schritt zur spekulativen Philosophie empfunden ward, der eine Menge weiterer Schritte nach sich ziehen mußte.

Neuaufrichtung der Moral

§ 115. Die Schüler des Sokrates. Diese weiteren Folgerungen wurden von Sokrates' Schülern gezogen. Diesen war zugleich die Aufgabe vorbehalten, mit den Vertretern der älteren Philosophenschulen Fühlung zu suchen und mit ihnen einen Ausgleich herbeizuführen. Mit Sokrates' Tode setzte die sokratische Literatur, die schon vorher vertreten gewesen sein muß, von neuem und in einem mächtigen Strome ein. Die sokratischen Dialoge, die sich sofort in fast unübersehbarer Fülle einstellten, sind nicht die Schöpfungen eines einzelnen oder gar gewollte und beabsichtigte Kunstform, sondern nur die natürliche Weiterbildung der Lehrform des Meisters, schriftlich fixierte Gespräche, die absichtlich kunstlos gehalten waren, um abzustechen von der überladenen Zierarbeit der Sophisten, und in einer gewissen Selbstverständlichkeit die Art des Meisters, der nicht mehr lebte, zu vergegenwärtigen und fortzuführen suchten. Wenn wir von Xenophon, Kebes (in der ihm zugeschriebenen Schrift „Gemälde") und Äschines absehen, stellen sich die Weiterbildungen der sokratischen Lehre hauptsächlich in drei Richtungen dar. Die Megariker (Eukleides) verbanden die eleatische Lehre vom Seienden (§ 90) mit der sokratischen Tugend und erklärten, Tugend und Seiendes seien eins. Die Cyniker (Antisthenes) lehnten sich an Gorgias (§ 113) an. Ihnen ist die Tugend vor allem etwas Negatives, nämlich die Bedürfnislosigkeit und Enthaltung vom Schlechten. Diese Auffassung führte zu einer ziemlich hochmütigen Bettlerphilosophie, die sich an die Namen des Diogenes von Sinope († 323) und Krates (um 300) knüpft, und zu einer geflissentlichen Mißachtung des Herkömmlichen, die sich noch heute in dem Wort zynisch widerspiegelt. Die Cyrenaiker (Aristippus) messen den Wert aller Tugend und alles Wissens an der praktischen Brauchbarkeit; die Erzeugung der Lust im Menschen ist ihnen das Wichtigste, denn das Gute fällt mit dem Angenehmen zusammen. Die Lust ist ihnen dabei positiver Genuß, dessen Reinheit durch die dabei notwendige Anwendung der Philosophie, des Wissens (das darum als höchstes Gut gedacht wird) gewährleistet wird. — Die megarische Schule hat wenig Einfluß auf die Weiterentwicklung der Philosophie und ihrer Systeme gehabt. Die zynische Schule dagegen, die in ihrem Streben nach dem Naturzustand so weit herabkam, daß sie Begriffe wie Ehe, Staat, Bildung, Vaterland abstreifte, fand ihre Wiedergeburt und Veredelung in dem System der Stoiker

Schüler des Sokrates und ihre Schriften

1. Megariker

2. Cyniker

3. Cyrenaiker

(§ 154). Die Cyrenaiker endlich waren die Vorläufer der Epikureer, die freilich die Lehre von der Luſt weit anders und höher auffaßten als Ariſtippus und ſich nicht lediglich mit dieſer einen Seite der Philoſophie begnügten (§ 154).

§ 116. Platon und ſeine Schüler. Der Schüler des Sokrates aber, der über ſeinen Meiſter hinausſchritt, war Platon aus Athen, eine der edelſten Verkörperungen des griechiſchen Geiſtes.

Platons Leben 427—347

Platon, geboren zu Athen am 26. Mai 427, aus einem vornehmen, von Kodros abſtammenden Geſchlechte, erhielt in ſeiner Jugend eine vortreffliche Bildung und widmete ſich früh der Dichtkunſt, bis er zuerſt von dem Herakliteer Kratylos (§ 90), dann von Sokrates der Philoſophie zugeführt wurde. Als nach deſſen Tode ſich ſeine Schüler durch die Flucht vor Verfolgung ſichern mußten, begab ſich Platon zuerſt nach Megara zu Eukleides (§ 115) und ſuchte, nachdem er hier durch das Studium der älteren Philoſophie ſeine Kenntniſſe erweitert hatte, ſeinen Geiſt durch Reiſen zu bilden. Er beſuchte Kyrene in Nordafrika und Ägypten, den Sitz orientaliſcher Weisheit; er bereiſte Unteritalien, wo er in Tarent mit dem Pythagoreer Archytas in Verbindung kam (§ 89), und erforſchte den Ätna auf Sizilien. In Syrakus ſchloß er enge Freundſchaft mit dem hochſinnigen Dion und fand ſogar bei dem älteren Dionyſios (§ 188) Zutritt, fiel aber bei dieſem in ſolche Ungnade, daß er nach Ägina auf den Sklavenmarkt gebracht wurde. Von Annikeris, einem Manne aus Kyrene, der nicht mit dem gleichnamigen Kyrenaiker zu verwechſeln iſt, losgekauft, ging er nach Athen zurück und widmete ſich vollſtändig der philoſophiſchen Lehre und Schriftſtellerei. In der anmutigen Gegend im Weſten der Stadt, wo er Grundbeſitz in dem heiligen Hain des Akademos (der ſpäteren Akademie) erworben hatte, vor einem auserleſenen Kreiſe ſtrebſamer Männer und Jünglinge (darunter Iſokrates, Chabrias, Phokion) hielt er Vorträge. Nach dem Tode des Dionyſios folgte er dem Rufe des Dion und begab ſich abermals nach Syrakus. Er wurde mit den höchſten Ehren behandelt, aber ſeine und Dions Hoffnung, den jüngeren Dionyſios (§ 188) zu einem muſterhaften Fürſten bilden zu können, ſcheiterte an der verderbten Natur des Tyrannen und an den Verführungen der Höflinge. Dion ward verbannt, und Platon kehrte nach Athen zurück, wo er ſeine Vorleſungen fortſetzte und 347 im einundachtzigſten Jahre ſeines Lebens ſtarb.

Um 390

Stiftung der Akademie

Der Charakter Platons fand eine faſt ungeteilte Verehrung; angeborene Vornehmheit, dichteriſche Begabung, höchſter ſittlicher Ernſt und ungeteilte Hingabe an ſeine philoſophiſchen Aufgaben, und eine ins Wunderbare geſteigerte Fähigkeit, als Geſprächskünſtler zu dem geſteckten Ziele zu gelangen, haben aus ihm eins der ſchönſten unter den harmoniſchen Menſchengebilden geformt, an denen die Griechen ſo reich ſind. Seine Verwandtſchaft mit den Olympiern ahnten ſchon die Zeitgenoſſen, die ihn den „Göttlichen“ nannten und der Zauber ſeiner Perſon und ſeiner, halb philoſophiſchen, halb dichteriſchen Schriftſtellerei dauert heute noch an.

Xenokrates 339—314

Vor ſeinem Tode ſetzte er ſeiner Schweſter Sohn Speuſippos († 339) zum Erben ſeines Eigentums und zum Leiter der Akademie ein, mit der Beſtimmung, daß der jeweilige Erbe immer den Würdigſten der Schule zum Nachfolger wähle. Der wiſſenſchaftliche Verein der Akademie erhielt ſich ziemlich lange Zeit. Auf den wenig fähigen Speuſippos folgten Xenokrates und Philipp von Opūs. Sie näherten ſich immer mehr dem Pythagoreismus, vor allem in den Anſchauungen von der Natur. Xenokrates griff auf die Zahlentheorie zurück, ſetzte den Äther als fünftes Element und kam in ſeiner Ethik der Unterſcheidung des Ariſtoteles von den dianoëtiſchen und ethiſchen Tugenden (§ 117) ſchon ſehr nahe. Philipp von Opus begünſtigte vor allem die Mathematik, andere, wie Polemon und Krantor, ſetzten die ethiſchen Lehren ihres Meiſters in zahlreichen Schriften auseinander, bis mit Arkeſilaos (§ 154) die Schule anfing, weſentlich andere Bahnen einzuſchlagen.

Schriften Platons

Der ſchriftſtelleriſche Nachlaß Platons, ſo weit er ihn zur Veröffentlichung beſtimmt hatte, iſt uns faſt ganz erhalten; freilich ſind ihm nicht ganz wenige unechte Elemente beigemiſcht, die ſchwer herauszuerkennen ſind. Seine Schriften, die faſt alle in dialogiſcher Form abgefaßt ſind, und in denen er ſeinem Lehrer Sokrates überall die Hauptrolle zuteilt, ſuchen aufinduktivem Wege zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen. Nach Schleiermacher hat Platon von vornherein nach einem pädagogiſchen Plane einen Dialog an den andern gereiht. Die Neueren, beſonders ſeit Eduard Zellers Forſchungen, meinen, daß man in Platons Entwicklungsgang eine Reihe voneinander zu trennender Stufen zu erblicken habe. Der erſten Periode, die man die „ſokratiſche Zeit“ genannt hat, und die mit der ägyptiſchen Reiſe Platons ihren Abſchluß fand, ſind (nach Windelband) alle die Schriften der Jugendzeit Platos zuzuweiſen, in denen er noch im weſentlichen auf dem Standpunkt ſeines Lehrers ſtand. Dahin gehören die

Einteilung von Platons Schriften

kleinen Dialoge: Euthyphron, Apologie, Kriton, Lysis, Laches, Charmides, der kleinere Hippias und als Schlußstein der Protagoras. Die zweite Periode, in der Plato sich im wesentlichen gegen die Sophistik wandte, zeigt uns die Lehre von der „Präexistenz der Seele", von der Unsterblichkeit, der Seelenwanderung, also lauter Elemente des Pythagoreismus (§ 89), mit dem sich Plato in Sizilien bekannt gemacht hatte, und dazu kommen die Anfänge der Ideenlehre. Hierher gehören die Dialoge Gorgias, Menon, Euthydemus, Theätet und Kratylus. Eine eigenartige Stellung nimmt der Phädrus ein, gewissermaßen ein Programm zu seinen gesamten Schriften, in dem er die Grundlinien zu den einzelnen Dialogen zieht, um dann sorgfältig die Einzelheiten auszuführen. Er leitet zu der dritten Periode über, der Blütezeit Platos, in der das Symposion (Gastmahl) den Höhepunkt darstellt. An dieses reihen sich an die kleineren Schriften Menexenos und Jon, und ihren Abschluß fand diese Periode in der ausführlichen politischen Theorie, die er in den Büchern vom Staate niederlegte, und in dem Politikos, der mit dem Parmenides und Sophistes eng zusammengehört. Die vierte Periode endlich umfaßt die ausführlichsten metaphysischen Werke, in denen die Ideenlehre weiter ausgebaut und auf die einzelnen Gebiete der Philosophie übertragen wurde. Ihr gehören die reifsten und schönsten Schriften Platons an: Phädo, Philebus, seine Geschichtsphilosophie, die er im Kritias darlegte, seine staatsmännische und rechtliche Theorie, die er in dem umfänglichen, und von ihm unvollendet hinterlassenen Werke von den Gesetzen zu begründen suchte, und seine physikalische Theorie, die im Timäus vorgetragen wird.

Lehre Platons

Zunächst weist Platon die Notwendigkeit der Philosophie nach, indem er dem „allgemeinen Bewußtsein" Mängel vorwirft, die nur durch wahres Wissen zu beseitigen seien. Anderseits tadelt er aber die „Aufklärung" der Sophisten und weist ihre Behauptungen (der Mensch ist das Maß aller Dinge usw.) als das Gegenteil aller wahren Philosophie nach. Die Erkenntnis erklärt Plato für das einzige, was der Mensch sich zu eigen, was er sich zum Lebenszwecke machen solle Zu solcher Erkenntnis führt aber allein die Philosophie. Ihre Wurzel ist das Streben der Sterblichen, vom Sinnlichen zum Geistigen, vom Einzelnen zum Allgemeinen zu gelangen. In der Anschauung der „Ideen" ist ihr das Ziel gesteckt.

1. Dialektik

Das Mittel zu deren Erkenntnis ist die Dialektik (das begriffliche Denken). Sie lehrt uns die Begriffe bilden und einteilen, und kennzeichnet sich so als ein Vorläufer der von Aristoteles ausgebildeten Logik. In diesem Teile seiner Philosophie schloß Plato sich dem sokratischen Gedanken an, daß nur die Erkenntnis der Begriffe ein wahres Wissen gewähre, bildete ihn aber dahin aus, daß nur den Formen der Dinge, die deren Begriff

Ideenlehre

darstellen, ein wirkliches Sein zukomme. Diese letzteren nannte er Ideen. Nicht das einzelne Haar oder Tier z. B. ist etwas Seiendes, da das Einzelwesen beständiger Umformung unterliege, sondern die Idee, d. h. der Begriff des Haares, des Tieres. Diese Ideen sind das wirklich Existierende und besitzen darum auch allein die Realität. Späterhin erhielten sie von ihm auch den Namen der Zahlen oder der Monaden. — Da die Ideen zu metaphysischen Realitäten umgestaltete allgemeine Begriffe sind, so muß es auch von allem, was allgemeiner Begriff heißt, Ideen geben. Dieser Folgerung entsprechend statuierte Platon auch Ideen von abstrakten Dingen, z. B. den Tätigkeiten, Namen usw. Die wichtigste und höchste aller Ideen aber ist die Idee des Guten. Das absolut Gute ist ihm der letzte Grund alles Erkennens und Seins, und die Idee des Guten fällt ihm schließlich mit dem Begriff der Gottheit zusammen.

2. Physik

Neben der Welt der Ideen steht die Welt der Erscheinungsformen, über die sich Platon in seiner Physik ausspricht. Die Unvollkommenheit der Erscheinungswelt erklärt sich ihm entweder aus dem Vorhandensein der Materie oder des Weltraumes, die beide mit den Ideen nichts zu schaffen haben. Nur durch die Teilnahme an den Ideen erhält die Erscheinungswelt ein Sein, denn die Idee ist ewig und wirklich, die Erscheinung nur eine „Abschattung" davon. Das Vollkommenste im Reiche des Gewordenen ist das

Weltseele

Weltall (der Kosmos), dem Platon eine Seele (die Weltseele) beilegt. Der Weltbaumeister (Demiurgos) schuf es, indem er die Ideen mit dem Stoffe verband und ihm die Kugelgestalt als die vollkommenste verlieh. Als das Werk der Idee des Guten, der Vernunft, ist die Welt vernünftig eingerichtet und die beste der Welten. Die Weltseele ihrerseits befindet sich im Mittelpunkt der Welt und ordnet alles an, nach bestimmten Endzwecken, die wir Menschen nicht zu erkennen vermögen. Das wichtigste Wesen dieser

Psychologie

Erscheinungswelt ist der Mensch. Seine Seele ist der Weltseele gleichartig; sie ist mit der Idee des Lebens unauflöslich verknüpft; darum hat sie weder ein Ende noch einen

Anfang ihres Daseins. Die Unsterblichkeit der Seele also, die Sokrates nur hin und wieder zu hoffen wagte, steht Platon sicher fest. Aus der Ideenwelt herabgekommen, kehrt die Seele nach dem Tode des Menschen dorthin zurück, aber ihr an der Erscheinungswelt hängendes Etwas führt sie zurück in sterbliche Leiber, und damit nähert sich Platon der Seelenwanderungslehre der Pythagoreer, die besonders durch die Bekanntschaft mit Archytas vermittelt ward, und den Gedankenkreisen der orphischen Theologie (§ 87). Die Seele selbst zerfällt ihm in drei Teile, den Verstand, den Mut und die Begierden, die in verschiedenen Körperteilen ihren Sitz haben. Unsterblichkeit der Seele

Platons Ethik erhielt ihren Charakter durch die Verbindung, die die sokratischen Sätze mit seiner Ideenlehre eingingen. Da die Seele der überlinnlichen Welt angehört, so kann sie den Besitz des Guten (das letzte Ziel alles menschlichen Strebens) nur durch Erhebung in die Ideenwelt erlangen. Bei den Indern hatte eine ähnliche Betrachtung zur „Weltflucht" geführt (§ 16). Diese widerstrebte dem gesunden Hellenengeiste. Er lehrte, daß auch in der Sinnenwelt die Ideen beschlossen seien, und fand die Spuren jener höheren Welt in der über die Welt ausgegossenen Schönheit, die sich in der zweckmäßigen Anordnung der Natur und in der Harmonie des Weltgebäudes, dem Einklang der Töne und der Anmut des Menschenleibes offenbart. Das Sichwiederbewußtwerden des Schönen ist eine Rückkehr zur Ideenwelt: eine Abart davon ist die Liebe zweier gleichgestimmter Seelen, die sogenannte „platonische Liebe", die höchste Stufe des Liebestriebes, die uns aus den Banden der Sinnlichkeit zum Anschauen der ewigen Wahrheit erhebt. — Glückseligkeit und Tugend sind Plato eins. Ursprünglich noch in den sokratischen Vorstellungen von der Lehrbarkeit der Tugend befangen, kommt er schließlich dazu, die Tugend als das Wissen in richtiger praktischer Anwendung hinzustellen, und jedem Teile der Seele schreibt er seine Tugend zu. So dem vernünftigen Teile die Weisheit, dem Mute die Tapferkeit, der Begierde die Besonnenheit und allen dreien die Gerechtigkeit. 3. Ethik

In der Ausübung dieser vier „Kardinaltugenden" liegt auch die Wohlfahrt des Staates beschlossen. Denn im Leben der gesamten Menschheit stellt sich ihm die Weltharmonie als der vollkommene Staat dar. Der Grundgedanke des platonischen Staates liegt in der Forderung ausgedrückt: die ewigen Gesetze der Wahrheit, Vollkommenheit und Harmonie auf ähnliche Art im Reich der sittlichen Freiheit wirken zu lassen, wie sie der Schöpfer im Weltall verwirklicht hat. Dies kann nur eintreten, wenn die Könige Philosophen (im platonischen Sinne) oder die Philosophen Könige werden. Mit ihnen verbindet sich auf das engste der Stand der Wächter (Phylakes), denen der Schutz des Staates obliegt, während der Nährstand in seiner weitesten Ausdehnung lediglich zur Erzeugung der für die Erhaltung des Staates notwendigen Güter vorhanden ist. Philosophen aber können die Könige nur werden, wenn sie auf das sorgfältigste erzogen werden. Darum legt Platon so hohen Wert auf die Bildung des Herrschers, und man erkennt deutlich, daß ihm aristokratische, vor allem dorische, Einrichtungen vorgeschwebt haben. Wesentlich anders stellte sich ihm der Staat in seinem letzten Werke, den „Gesetzen" dar, in denen er weit mehr als vorher den Bedürfnissen der wirklichen Welt entgegenkommt und nicht lediglich konstruierend, sondern an das Vorhandene sich anlehnend manche frühere Unausführbarkeit zurücknimmt. Platons Staat ist ein ideales Werk der Phantasie; möglich, daß sein Zweck war, den schon in seiner Zeit zerfallenen Gemeinwesen durch eine neue Organisation der Gesellschaft Rettung zu bringen, auszuführen aber sind seine Ideen im Großen ebenso wenig wie die sozialistischen Bestrebungen unserer Tage; beide legen die individuelle Freiheit in die engsten Schranken, und Platon erhob sich dabei noch nicht dazu, bei den Menschen Verschiedenheit der Anlage und des ihnen zugewiesenen Wirkungskreises mit der Anerkennung der allen gemeinsamen Menschenwürde zu verbinden, denn er ließ die Sklaverei weiter bestehen. Nur die höheren Stände sollten durch Gemeinschaft der Güter, Frauen und Kinder zu einer brüderlichen Genossenschaft vereinigt, zur Weisheit und Tugend herangezogen und dadurch zur Herrschaft fähig gemacht werden. Die Unausführbarkeit seiner Ideen mochte Platon selbst gefühlt haben, als er den Antrag der Arkadier und Kyrenäer, ihnen eine Staatsverfassung zu entwerfen, ablehnte. 4. Politik — Platons Staatsideal

Platon war der erste wirklich große Philosoph. In seiner Philosophie finden sich die älteren Richtungen wie in einem Brennpunkt vereinigt. Elemente der Eleaten und der Pythagoreer, der ionischen Hylozoisten und Materialisten sowie der Sophisten kommen bei ihm zur Geltung. Das ewig Eine ist ihm die Form, der Fluß der Dinge ist der Charakter des Stoffes, der Nus des Anaxagoras (§ 90) und die ewige Harmonie sind Ursache und Zweck der Bewegung. Dazu setzt er die neue Weise seines Lehrers Sokrates fort. Auch ihm ist wahres Wissen, das von der Erkenntnis der Begriffe ausgeht, gleich der Tugend und der letzte Endzweck des Daseins. Aber Platon tut einen weiten Schritt über Sokrates hinaus, indem er das Wissen zum System erheben will, und darin liegt seine Größe, daß ihm der Aus- Würdigung Platons

bau des Systems gelang, ohne wesentliche Lücken zu hinterlassen. Von den Sophistenkünsten und der sokratischen Dialektik gelangte er zur Ideenlehre, von den einzelnen sittlichen Forderungen seines Lehrers zu einem System der Ethik und Politik, und füllte die Lücke, die Sokrates absichtlich gelassen hatte, mit einer ganz neuen Art von Naturphilosophie aus. Er ist der erste universell denkende und die Gesamtheit seiner Wissenschaft umfassende philosophische Kopf. Im Grunde war Platons Philosophie in vieler Hinsicht eine Art theologisches System, dem die Philosophie als Stütze diente, denn Plato war eine auch dichterisch hervorragend begabte Natur. Das erklärt uns die Bewunderung und den Beifall seiner Zeitgenossen, die in ihm den Hauch des Apollon zu spüren meinten. Größer aber noch ist an ihm die Vorahnung von künftig zu erforschenden und zu begründenden Wahrheiten, besonders auf dem Gebiete der Psychologie und Ethik, wie der Unsterblichkeit der Seele und der Harmonie der Welt, und dies wird ihm die Dankbarkeit und das staunende Bewundern aller Zeiten sichern.

Leben des Aristoteles 384—322

§ 117. Aristoteles und seine Schule. Den Gegensatz zu Platon, dem Schöpfer des Idealismus, bildet dessen Schüler Aristotĕles aus Stagiros (Stageira) in Makedonien, der Begründer des Realismus. Des Aristoteles Vater war Nikomachos, der Leibarzt des makedonischen Königs Amyntas; auch Aristoteles selbst war zum Studium der Medizin bestimmt, und das ist für sein ganzes späteres, auf die Naturwissenschaft gerichtetes Denken von entscheidender Bedeutung geworden. Als Achtzehnjähriger begab sich Aristoteles nach Athen, um Platon zu hören, und ist bis zu dessen Tode sein Schüler geblieben. Nachher hat er sich eine Zeitlang in Kleinasien aufgehalten, bis ihn Philipp (§ 132) als Erzieher seines Sohnes Alexander nach Philippi berief. Nach Vollendung seines Erziehungswerkes, das mit dem größten Erfolge gekrönt war, begab sich Aristoteles wieder nach Athen, wo er in den schattigen Baumgängen, die den Tempel des Apollo Lykeios umgaben, seine Lehre einem großen Kreise wißbegieriger Männer und Jünglinge vortrug. Sein Unterricht erstreckte sich außer der Philosophie auch auf die Rhetorik. In seiner Frühzeit verfaßte er populäre Dialoge (die sogenannten exoterischen Schriften), die in künstlerischer Form seine Lehren weiten Kreisen zugänglich machen sollten, die später verfaßten, streng wissenschaftlichen (sogenannten esoterischen) Schriften sind von ihm nicht zur Herausgabe bestimmt gewesen, und zeigen darum in Disposition und Darstellung manche Unfertigkeiten. Nach Alexanders Tode wurde er der Gottlosigkeit angeklagt. Um dem Sturme auszuweichen, ging er nach Chalkis, wo er bald darauf einer Krankheit erlag. Seine Beziehungen zum makedonischen Hof ermöglichten ihm, sich eine umfangreiche Büchersammlung anzulegen, und alle Hilfsmittel, die seine Zeit der Forschung darbot, zu beschaffen, zogen ihm aber auch viel Neid und Feindschaft zu.

342

322

Grundlinien der aristotelischen Philosophie

Während Platons poetischer Geist in die unsichtbaren Räume der Ideenwelt aufstieg und die Philosophie nur als Mittel zur Läuterung und zum Streben nach dem Höheren und Himmlischen betrachtete, hielt sich Aristoteles' kritischer Geist lediglich an die Welt der Erscheinung, schritt von dem Besonderen, durch die Natur und Erfahrung Dargebotenen zum Allgemeinen auf (Empirie) und betrachtete die durch die Wissenschaft errungene Wahrheit als Zweck der Philosophie. Platon und Aristoteles bilden demnach in ihrer Gegensätzlichkeit die zwei höchsten, gleich notwendigen und gleich wertvollen geistigen Größen der alten Welt; sie haben für alle Zeiten die Richtungen angegeben, denen das philosophische Denken nachgeht, und stehen als die beiden Pole da, um die sich „alles Suchen nach Wahrheit auf dem Wege menschlicher Forschung ewig bewegen wird". In dem schönen Freskogemälde von Raffael im vatikanischen Palaste zu Rom, „die Schule von Athen", streckt daher Platon die Hand gen Himmel, als dem Reiche seiner Ideen, während Aristoteles auf die Erde, als den Schauplatz seiner Forschung, hindeutet.

Schriften des Aristoteles

Des Aristoteles zahlreiche Schriften, die an Form und Schönheit weit hinter den platonischen stehen, sich aber ebenso durch Klarheit und Schärfe auszeichnen, wie jene durch poetischen Schwung, beschäftigen sich mit allen Gebieten der theoretischen und praktischen Philosophie. Sie gehören alle der esoterischen Gattung an und bestehen teils aus vollständig ausgearbeiteten und von ihm selbst noch zu seinen Lebzeiten bekannt gemachten Werken, teils aus Entwürfen zu seinen Vorlesungen, die er mit Zusätzen und Verbesserungen versehen seinen Schülern hinterließ, und die dann von diesen nach des Meisters Tode in weiteren Kreisen verbreitet wurden. Dabei scheint die fromme Pietät jedes Blatt von seiner Hand geachtet und so nicht nur die Entwürfe und Aufsätze, sondern auch alle Auszüge, Notizen und Kollektaneen, die er mit mühsamem Fleiße angelegt hatte, auf die Nachwelt gebracht zu haben. So erklärt sich bei vielen der gänzliche Mangel kunstreicher Darstellung, der freilich darin einen Ersatz findet, daß Aristoteles zum erstenmal eine brauchbare philosophische Terminologie schuf. Da die Schriftsprache von ihm nur als Träger und Notbehelf anstatt der mündlichen Lehrvorträge und der Wechselrede angesehen ward, so glaubte er jeden Schmuck, jede gefällige Einkleidung entbehren zu können. In merkwürdigem Widerspruche damit stand das einmütige Urteil der Alten, die dem Aristoteles in seinen exoterischen Schriften harmonischen Fluß der Rede und angenehme Form der Darstellung nachrühmen. Erst die 1890 gefundene Schrift vom Staate der Athener, ein Teil seines Riesenwerkes der „Politien", hat dies Urteil als teilweise zu Recht bestehend erwiesen. Unter des Aristoteles Schriften befindet sich auch eine ganze Anzahl untergeschobener Produkte; viele von ihnen mögen auch ausgearbeitete Kollegienhefte sein, die also nur den Ideengang des Lehrers widerspiegeln.

Lehre des Aristoteles

1. Logik

Die schon von Sokrates angebahnte, von Platon weiter ausgebaute Lehre vom Denken hat Aristoteles zu solcher Vollendung gebracht, daß er als der eigentliche Schöpfer der Logik anzusehen ist. Er tat über Plato den Schritt hinaus, daß er zwischen der transszendentalen Welt der Begriffe und der Sinnenwelt eine Brücke schlug. Alles Wissen stammt ihm aus der Erfahrung, aus der die allgemeinen Prinzipien abgeleitet werden; die Aufgabe der Wissenschaft ist es, aus diesen Prinzipien auf das Besondere durch die sogenannte „Syllogistik" zu gelangen. Darum befassen sich seine logischen Schriften (das sogenannte Organon) nicht allein mit den Begriffen, sondern entwickeln auch die Lehre von den Urteilen und Schlüssen und von der Methode der Beweisführung aus Gründen (Dialektik). Die Voraussetzungen jeder Beweisführung sind ihm allgemein gültige Sätze (Prinzipien), die ihrerseits nicht bewiesen (deduziert) werden können, aber ihre Begründung durch das Verfahren der Induktion finden (d. h. daß ihre tatsächliche Geltung an allen unter sie fallenden Einzelfällen dargelegt wird). Auf Beweis und unmittelbarem Wissen beruht ihm das Wesen der Begriffsbestimmung (Definition). Die Begriffe sind nun engeren und weiteren Sinnes, Art- und Gattungsbegriffe. Die letzteren haben als weitest gefaßte Klasse die sogenannten Kategorien, deren Aristoteles zehn zählt (Substanz, Quantität, Qualität, Beziehung, Wo, Wann, Lage, Haben, Wirken, Leiden). — Mit der Logik in inniger Verbindung steht die Rhetorik oder Anweisung zur Beredsamkeit, die im wesentlichen die Theorie des Wahrscheinlichkeitsbeweises enthält.

2. Metaphysik

Die Substanz ist ihm der Gegenstand der ersten Philosophie, gewöhnlich Metaphysik genannt, weil das sie behandelnde Werk hinter den Büchern von der Physik stand. In ihr wendet er sich zu der Kritik der platonischen Ideenlehre, bekämpft den Dualismus der Ideenwelt und Erscheinungswelt und erklärt, daß alle Dinge aus Stoff und Form bestehen; die platonische Idee wird also in die reale Welt versetzt; daneben freilich gesteht Aristoteles der Form noch eine transszendentale Existenz zu. Die „Form" hat das Bestreben, in den an sich formlosen Stoff einzudringen und in ihm zur Darstellung zu gelangen. Dies nennt Aristoteles das „Geschehen". So ist die Form nicht bloß der Begriff, sondern auch der Endzweck jedes Dinges und zugleich die Kraft, die zu diesem Zwecke führt. Darum ist auch die Form das Einzige, was wirklich existiert, der Stoff dagegen wird erst durch die Form zur Wirklichkeit erhoben, vorher stellt er nur das Mögliche dar. Aus dem Verhältnis von Stoff und Form geht die Bildsamkeit des ersteren (die Potenzialität) hervor; wird im Stoffe die Form wirksam, so erhält er Gestalt und Bewegung und gelangt von der Möglichkeit zur Wirklichkeit und zur Erfüllung seines Endzwecks (seiner Entelechie). Diese Folgerung führt zu einem „ersten Bewegenden", das, als vom Stoffe völlig losgelöst zu denken, also reine Form ist. Das ist der reine Geist, das Denken, die Gottheit. Ihre immerwährende Tätigkeit (Energie) besteht

Die Entelechie

Gottesbegriff

im ewigen Denken, dessen Gegenstand sie selbst bildet. Auch auf die Welt wirkt der reine Geist nur durch sein bloßes Dasein; das schlechthin vollkommene Wesen ist als das höchste Gut auch der letzte Zweck aller Dinge, dem alles zustrebt. Aus dieser Definition ist der ontologische Beweis vom Dasein Gottes hervorgegangen. Aber religiös, selbst im höheren Sinne, ist diese Ansicht nicht, da die aristotelische Gottheit sich um die Welt nicht kümmert; darin liegt ein tiefgehender Unterschied zwischen Aristoteles und Platon. Beide stellen etwas Unkörperliches an die Spitze der Welt: bei Platon aber ist es die Idee des Guten, die ethisch auf die Welt wirkt, bei Aristoteles die „reine Vernunft", die, ohne sich um die Welt zu kümmern, nur sich selbst als das Vollkommenste denkt.

2. Physik

Noch weiter entfernt sich Aristoteles von seinem Lehrer in der Physik. Ihr Gegenstand ist das Bewegte, im Gegensatz zur Metaphysik, die das Unbewegte behandelt, und sie geht von dem Satze aus, daß es ein absolutes Entstehen und Vergehen nicht gibt, sondern das ewig Bestehende sich nur verändert, und zwar durch Bewegung. Darin weicht Aristoteles von Platon ab, daß er nicht einzelne für sich bestehende Elemente konstruiert, und daß er den Übergang von einem in das andere für möglich hält. Auch die Lehre Demokrits von den Atomen (§ 90) überwindet er, indem er an Stelle der völlig gleichartigen Teilchen die qualitative Verschiedenheit derselben zugibt. Noch wichtiger ist der Grundsatz, daß die Wirksamkeit der Natur nur als Zweckmäßigkeit aufgefaßt werden darf. Sogar den Elementen schreibt er eine gewisse Bestrebung zu, und so wird ihm die ganze Natur zu einem lebendigen Ganzen, das zweckmäßig handelt. Aus der Ewigkeit von Form und Stoff folgt Ewigkeit der Bewegung und somit Ewigkeit des Weltgebäudes. Im Gegensatz zu den Kosmogonien erklärt Aristoteles nur die Beschaffenheit der Welt, vor allem der organischen Wesen, denen er einen großen Teil seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten gewidmet hat. Das Leben besteht ihm aus der Fähigkeit, sich selbst zu bewegen; der Stoff ist ihm der Leib, die Form die Seele, und die letztere des Leibes Entelechie. Das höchste organische Wesen ist der Mensch, dem als besonderes der Geist (Nûs) beigesellt ist, der ewig und unveränderlich ist. Auf der Verbindung der Vernunft mit den niederen Seelenkräften beruht die Geistesfähigkeit, die den Menschen über das Tier erhebt.

4. Ethik

An diese Psychologie knüpft die Ethik an. Der Zweck aller menschlichen Tätigkeit ist die Glückseligkeit. Aber diese besteht nur in der Vollkommenheit des Daseins, nicht in dem Genuß, der aus ihr nur hervorwächst. Vollkommenheit des Daseins ist aber Vollkommenheit der wichtigsten Geistestätigkeit und darum gleich der Tugend. Die Tugenden zerfallen in die Vorzüge des Denkens (dianoëtische Tugenden, z. B. Vernunft, Wissenschaft, Weisheit, Kunst, praktische Einsicht) und des Wollens (ethische Tugenden, d. h. Tapferkeit, Mäßigkeit, Freigebigkeit, Gerechtigkeit). Die Tugenden haben ihren Sitz im Willen, doch wird der letztere nur dann zur Tugend, wenn er eine grundsätzlich festgehaltene Gesinnung darstellt. Sittlich ist eine Willensmeinung, wenn sie die Mitte zwischen zu viel und zu wenig innehält. Diese richtige Mitte zu bestimmen, ist Sache der Einsicht, die keine rein dianoëtische Tugend ist. Darum ist auch jede Tugend ein Mittleres zwischen zwei Fehlern. Der Zweck und das Ziel des Menschen ist die Glückseligkeit (Eudämonie); diese setzt Aristoteles in die vernunftgemäße Tätigkeit der Menschen, die zugleich ehrenwert und tugendhaft ist. Am ausführlichsten behandelt Aristoteles die Gerechtigkeit und die Freundschaft (Liebe). In der schönen Abhandlung über diese Doppeltugend kommt der Gedanke zum Ausdruck, daß der Mensch seiner Natur nach ein geselliges Wesen ist, und daß alle Menschen ein gemeinsames Recht verknüpft. Dies ist die Grundlage für Familie und Staat.

5. Politik

Der Zweck der höchsten Gemeinschaft des Menschen, des Staates, ist die Glückseligkeit seiner Bürger, und die Hauptaufgabe des Staates ist die Erziehung seiner Bürger zur Tugend. So weit geht Aristoteles mit Platon. Dann aber trennt er sich von ihm, indem er nicht das bedingungslose Aufgehen des einzelnen im Staate fordert, da der Staat kein einheitliches Wesen sei, und indem er zugibt, daß die Verfassungseinrichtungen sich nach den Bedürfnissen des Volkes richten müssen, für das sie bestimmt sind. Zu dieser Einsicht gelangte er durch das Studium von mindestens 150 Verfassungen, die er in ebensoviel Büchern, teils historisch, teils systematisch, in den verlorenen „Politien", dargestellt hat. In seinem Musterstaate freilich schließt sich Aristoteles der Tendenz nach fast ganz an Plato an und erblickt ihn in einer „hellenischen Aristokratie", in die aufzusteigen die Staatsbürger nur durch ihre „Tugend" ein Recht gewinnen. Auch die unvollkommenen Staatsformen hat Aristoteles besprochen und die praktische Frage zu beantworten versucht, welche Verfassungsform sich für die meisten Staaten am besten eigne. Er beantwortet sie dahin, daß er eine Einrichtung verlangt, in der der Schwerpunkt des Staatslebens im wohlhabenden und gebildeten Mittelstand liege.

Politien

6. Kunstlehre

Schließlich behandelte Aristoteles auch die Kunstlehre, ist aber nur zu einer Theorie der Dichtkunst (Poetik) gelangt. Der Begriff des Schönen ist bei ihm noch unbestimmt. Alle Kunst erscheint ihm als Nachahmung, aber nicht dessen, was wirklich geschah, sondern was zu geschehen hatte; die Gestalten sind darum Typen allgemeiner Gesetze. Deshalb dient die Kunst nicht zur bloßen Unterhaltung, sondern soll in dem Einzelnen allgemein gültige Gesetze zur Anschauung bringen. Darauf beruht auch das

Wesen der bekannten Katharsis (Reinigung), die nach Jakob Bernays eine zeitweilige Befreiung von den jedesmaligen Affekten bedeuten, und die Gemütsbewegung des einzelnen auf die allen Menschen gemeinsamen Empfindungen hinlenken soll. Aus der Poetik stammt auch die Lehre von den drei dramatischen Einheiten (der Zeit, des Ortes, der Handlung [§ 101]), die oft mißverstanden worden ist.

Würdigung der aristotelischen Philosophie

Das System des Aristoteles stellt sich in der Hauptsache als ein Kompromiß zwischen den Ergebnissen der Erfahrungswissenschaften und der platonischen Begriffsphilosophie dar. Ganz hat es diese Aufgabe nicht gelöst; aber die vergeistigte Naturlehre des Aristoteles hat bis in die neuere Zeit fast unbeschränkte Geltung gehabt, und anderseits verdankt seine Lehre gerade den platonischen Elementen ihre weltgeschichtliche Wirkung.

Schüler des Aristoteles

Die Schüler des Aristoteles bekamen von dem Wandelgange, in dem ihr Lehrer sie unterrichtete, den Namen der Peripatetiker. Nach des Meisters Tode trat Theophrast aus Eresos auf Lesbos an ihre Spitze, der sich auf allen Gebieten der Philosophie auszeichnete. Er ist der erste Lehrer der Pflanzenkunde gewesen, am bekanntesten aber durch die sittengeschichtlichen Schilderungen geworden, die den Titel „Charaktere" führen. Die aristotelische Ethik setzte Eudemus fort; eine merkwürdige Verquickung von Pythagoreismus und aristotelischer Lehre tritt uns in den Schriften des großen Musiktheoretikers Aristoxenos aus Tarent entgegen. Die geschichtlichen Forschungen des großen Meisters nahm Dikäarch auf und verfaßte kulturgeschichtliche und politische Schriften. Eine Zeitlang setzten die Peripatetiker nur die Lehre des Aristoteles fort, bis diese schließlich nach mannigfachen Umformungen in die des Epikur (§ 154) überging. Schon früh schloß sich an Aristoteles eine große Zahl von Erklärern an, die besonders in der römischen Kaiserzeit blühten, unter denen Andronikos von Rhodos, der Ordner der aristotelischen Schriften (um 70 v. Chr.), Nikolaos von Damaskus (unter Tiberius), Alexander von Aphrodisias (um 200 v. Chr.) und Themistios (unter Julian) die wichtigsten sind. Über das Fortleben des Aristoteles im Mittelalter siehe II, §§ 197, 229.

371—287

um 340

2. Geschichtschreibung.

§ 118. Herodot. Thukydides. Derselbe staunenswerte Fortschritt wie auf allen anderen geistigen und künstlerischen Gebieten zeigt sich auch in der Geschichtschreibung der Hellenen. Noch um das Jahr 500 fanden wir die allerprimitivste Darstellung historischer Ereignisse, und um die Zeit des Peloponnesischen Krieges hatte die griechische Geschichtschreibung schon ihre höchste Blüte erreicht, denn sie sagte sich von der einfachen Darstellung der Lokalgeschichte los und lenkte in die Bahnen der Staaten- und Völkergeschichte ein. Den vorbereitenden Schritt hatte schon Hekatäos von Milet (§ 91) getan; der erste aber, der an die Stelle der bisherigen Geschichtenschreibung (Logographie) die wahre Geschichtschreibung (Historie) setzte und daher der Vater der Geschichte genannt wird, war Herodot aus Halikarnaß. Nach dem Untergange der Freiheit seiner Vaterstadt durch die Perser lebte er eine Zeitlang auf Samos und machte dann große Reisen nach dem Wunderlande Ägypten und nach Libyen bis in die Gegend von Kyrene, nach Syrien und Babylonien, nach Kleinasien und Persien, nach Griechenland und in die pontischen Länder an den Mündungen der Donau, wo er aus eigenen Anschauungen und nach mündlichen Erzählungen den Stoff zu seiner später in neun Bücher (die man gewöhnlich nach den neun Musen benannte) geteilten Geschichte sammelte. Am liebsten scheint er in Athen geweilt zu haben, dessen freies, geordnetes Staatswesen unter Perikles seine höchste Bewunderung erregte. Es geschah wohl auf Anregung dieses Staatsmannes, daß er an dem Fest der Panathenäen im Jahre 445 eine öffentliche Vorlesung aus seinem Werke hielt. Sein Alter verlebte er zu Thurioi in Unteritalien (§ 99). Dort arbeitete er die späteren Teile seines Werkes aus, doch scheint ihn der Tod wohl erst während der ersten Jahre des Peloponnesischen Krieges vor der Vollendung des Ganzen überrascht zu haben. Herodot beschrieb im ionischen Dia-

Herodot 484—425

lekte, in treuherziger, redseliger Sprache, die Kämpfe der Griechen mit den Persern samt deren Vorgeschichte und schaltete die ältere Geschichte und Landeskunde der orientalischen und griechischen Völker an geeigneten Stellen ein. Dabei lief freilich manches Fabelhafte, das er den Erzählungen der Priester, Dolmetscher und Fremdenführer, der Prahlerei und Wundersucht des Orients nachschrieb, unter. Der Zweck seines mit großer Einfachheit und Klarheit geschriebenen Werkes ist, zu zeigen, wie die Freiheitsliebe der Hellenen über den Knechtssinn des Orients den Sieg davon trug. Das reine Gemüt und die redliche Gesinnung des Verfassers, die aus der ganzen Darstellung hervorleuchten, geben dem Werke ein edles Gepräge. Überall begegnet man der religiösen Idee, daß die Geschichte nur das Ergebnis einer moralischen Weltordnung sei, und der theologischen Anschauung, daß die Gottheit jedem Wesen bestimmte Bahnen und feste Schranken angewiesen habe, deren Durchbrechung Strafe und Verderben auf den Schuldigen herabziehe, daß sie dem Schwachen und Demütigen Stärke verleihe, den Vermessenen und Übermütigen dagegen zu Falle bringe. Darum erlaubt sich Herodot auch nur da ein eigenes Urteil, wo die Gottheit selbst schon gerichtet hat. Wie schon die Darstellung der orientalischen Geschichte gezeigt hat (§§ 22, 36), verdienen Herodots Nachrichten durchweg, sorgfältig geprüft zu werden; denn bei vielen, die man früher zu den Fabeln verwies, hat sich hinterher ihre Richtigkeit herausgestellt. Die Darstellung der durch vielseitige Forschungen erworbenen Resultate nach einer vortrefflich durchgeführten Anlage verlieh dem Werke den Charakter eines großartigen Epos, weshalb auch schon im Altertum die herodotische Geschichte als homerisch bezeichnet wurde. Wie bei Homer schwebt auch bei ihm über dem Ganzen und allen seinen Teilen „eine heitere Ruhe, in anmutige Fülle der Rede eingekleidet".

Nunmehr zog die historische Schriftstellerei auch in Attika ein; ihr erster Vertreter war ein ungenannter Oligarch, der die Schrift vom Staate der Athener verfaßte, die unter Xenophons Schriften (§ 119) erscheint, und die attischen Zustände um 424 v. Chr. von seinem Parteistandpunkte aus in glänzender Diktion darstellt. Es ist der erste Versuch eines historisch gehaltenen Pamphlets, dem sich von da an, besonders in der Form von Reden, große Menge anderer angeschlossen haben.

Thukydides 455—400

Herodots Geschichtsbücher feuerten, wie die Sage berichtet, den edlen Athener Thukydides, den Sprößling aus dem Hause des Miltiades und eines thrakischen Fürstengeschlechts, schon als Knaben zur Nacheiferung an (§ 71). Zur Zeit der Schlacht von Amphipolis (§ 106) wurde Thukydides (weil man seiner verspäteten Ankunft die Einnahme dieser Stadt durch die Spartaner schuld gab) verbannt und widmete die langen Jahre seines Exils der Abfassung der Geschichte des Peloponnesischen Krieges, die er nicht vollenden sollte. Sein Werk in acht Büchern (eine Einteilung, die nicht von ihm herrührt) bricht mitten in der Erzählung der Ereignisse des Jahres 411 ab. Im Jahre 403 nach Athen zurückgerufen, soll er bald darauf hinterlistig ermordet worden sein. — Er bildet in vielen Dingen den Gegensatz zu Herodot. Während sich bei diesem der Schwung der Gesinnung kundgibt, den die Perserkriege hervorbrachten, tritt bei Thukydides die hohe Bildung Athens zur Zeit des Peloponnesischen Krieges hervor. Wie jener die einfache, verständliche Sprache des Volkes redet und die Phantasie der Leser anregt, so hat Thukydides bei seiner gedrungenen, sinnschweren Sprache und seinem mühsam ringenden Stil den gebildeten Teil der Nation im Auge und beschäftigt vorzugsweise den denkenden Verstand. Sein Werk ist von vornherein unter der Anschauung geschrieben, daß der ganze Krieg eine Einheit bildet, und ist leider von ihm nicht zur Vollendung und zum Abschluß gebracht worden. Alles anmutige Bei- und Nebenwerk verschwindet; jedem Volk und Staat ist in der großen Tragödie des 27jährigen Bürgerkrieges seine Rolle knapp vorgezeichnet. Das Streben, überall möglichst viele Einzelheiten in einem einzigen Brennpunkt zu vereinigen, um den Gesamteindruck nicht durch Zersplitterung zu schwächen, ist die Ursache seiner dunkeln Kürze; die

423

gewaltige Ideenfülle ringt oft mit der noch ungefügen Sprache: für viele Begriffe findet er noch keine Worte, sondern muß sich mit einer Umschreibung zu helfen suchen. Je nach dem Gegenstande der Darstellung zeigt er die größte Abwechslung; von der gefälligen Einfachheit des erzählenden Stils erhebt er sich zum kühnsten Periodenbau und zu energievoller Kraft. Das in der modernen Geschichtschreibung so viel verwendete Mittel der Charakteristik verschmäht er fast ganz. Als Ersatz dienen ihm (wie auch schon bei Herodot) die eingeflochtenen Reden, die keineswegs Originale sind, sondern des Redners Person ausmalen und aus seinen Worten ein Bild seines Wesens hervorbringen sollen. Obwohl Aristokrat von Geburt und Gesinnung, sieht er den Maßstab seines Urteils lediglich im Heil des Vaterlandes. Thukydides, der die Geschichte als Staatsmann ansah und ihr durchaus eine politische Bestimmung anwies, bietet keine epische Darstellung, sondern eine kritische Betrachtung der Begebenheiten. Er leugnet oder beachtet nicht den von Herodot so oft betonten Willen der Gottheit. Er sieht nur wirkende Menschenkräfte, er will aus den Handlungen, insofern sie von Menschen veranstaltet werden, praktische Folgerungen für ähnliche Lagen des gemeinen Wesens ableiten. Die Natur seines Stoffes, der Krieg, führte ihn zu einer Anordnung (nach Sommern und Wintern), die im ganzen der chronologischen verwandt ist.

§ 119. Die nachfolgenden Geschichtschreiber (Xenophon, Ktesias, Philistos). Der Fortsetzer des Thukydides, Xenophon, der oben erwähnte Schüler des Sokrates (§ 114), dessen Lehren er in der anmutigen Schrift „Denkwürdigkeiten des Sokrates" dargestellt hat, steht an Tiefe der Gedanken und an Unparteilichkeit weit hinter ihm zurück. Obgleich ein Athener, ist Xenophon ein Lobredner der Spartaner, besonders ihres Königs Agesilaos (§ 121), den er auf seinem Feldzuge gegen die Perser begleitete und dessen Leben er auch beschrieben hat. Darum sind seine Hellenischen Geschichten mit bewußter Parteilichkeit verfaßt und namentlich die großen Thebaner Pelopidas und Epaminondas werde ganz in den Schatten gestellt. Die Darstellung ist nüchtern, übergeht manche wichtigen Punkte und erhebt sich nur selten zu lebendiger Frische. Am besten und anschaulichsten sind die Kämpfe der Dreißig dargestellt, unter denen Xenophon als Ritter gedient haben mag. Wesentlich besser ist die Anabasis, die den Feldzug des (von ihm sehr überschätzten) Kyros d. J. gegen seinen Bruder (§ 120) behandelt und besonders in der Schilderung der abenteuerreichen Heimkehr der zehntausend Griechen oft zu naturalistischer Treue aufsteigt. Xenophon schrieb außerdem eine Bildungsgeschichte des älteren Kyros (Kyrupädie), eine Art politisch-philosophischen Romans, worin er den Stifter des persischen Reiches als das Ideal eines nach sokratischen Begriffen erzogenen Herrschers darstellt und die Vorzüge einer weise geleiteten Monarchie, in der Ordnung und Ruhe herrschen, und die Untertanen ein behagliches Leben führen, ausmalt, und den republikanischen Verfassungen seiner Landsleute entgegenhält. — Xenophon hat die Tugend- und Weisheitslehre seines Meisters ganz von der praktischen Seite als Mittel zu einem glücklichen Dasein aufgefaßt und sie in diesem Sinne auf alle Verhältnisse des Lebens angewandt, so in den Schriften über Hauswesen und Landwirtschaft, über Jagd und Reitkunst. Von Athen verbannt, brachte Xenophon seine letzten Lebensjahre in der Peloponnes zu, anfangs in ländlicher Einsamkeit auf dem ihm von den Spartanern zugewiesenen Gute Skillus, dann, seit der Schlacht bei Leuktra, in Korinth, wo er hochbetagt starb. Unter seinem Nachlaß finden sich auch einige staatswissenschaftliche Schriften, die zum Teil nicht von ihm herrühren, vor allem das Pamphlet „Über den Staat der Athener" (§ 118), über die Staatsverfassung von Lakedämon, und einige dem sokratischen Kreis entsprungenen Bücher, unter ihnen das hübsche Symposion. Die Beurteilung von Xenophons Schriftstellerei hat sehr gewechselt. Das, was die Alten an ihm rühmten: Klarheit und Natürlichkeit der Darstellung, und einen anmutigen Stil, wird man auch heute noch anerkennen. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß er nicht imstande war, weder in die Tiefe der Spekulation einzudringen, noch die historischen Zusammenhänge

Xenophon 434—359

zu fassen. Besonders die letzteren sah er, ganz im Geiste Herodots, als das Werk der Götter an, und damit hatte allerdings die Geschichtschreibung wieder einen Schritt rückwärts getan.

Von der Geschichte Persiens, die der am persischen Hof als Leibarzt fungierende griechische Arzt Ktesias von Knidos verfaßte, besitzen wir nur Fragmente und Auszüge; ebenso von der Geschichte von Sizilien des Syrakusaners Philistos, der lange Jahre als Premierminister am Hofe von Dionysius I. gewesen ist und für seine Schriftstellerei den Thukydides zum Vorbild nahm.

Ktesias um 400

Da Ktesias als Leibarzt des Königs Artaxerxes, dem er in der Schlacht von Kunaxa (§ 120) zur Seite stand, aus orientalischen Quellen geschöpft hat, die den griechischen Historikern unzugänglich waren, so wich seine Darstellung in vielen Dingen von der der übrigen ab; und da er sich ebenso entschieden auf den persischen Standpunkt stellte, wie Herodot auf den griechischen, so zog er sich die Mißachtung seiner Landsleute und den Vorwurf der Parteilichkeit zu. Sein aus 23 Büchern bestehendes Werk behandelte die Geschichte des assyrischen, medischen und persischen Reiches bis zu seiner Rückkehr in sein Vaterland, im Jahre 399. Sein Hauptzweck war, die vielen Irrtümer und Vorurteile, die die Griechen über Persien hegten, zu widerlegen und zu beseitigen. Noch reicher an bestrittenen Nachrichten und Fabeln als die persische Geschichte war eine andere kleinere Schrift des Ktesias über Indien.

Philistos 430—357

Philistos von Syrakus stand mit dem älteren und jüngeren Dionysios in Verbindung. Den älteren unterstützte er mit Rat und Tat in seinem Streben nach der Alleinherrschaft über Syrakus (§ 108) und stand ihm auch während derselben als Minister zur Seite. Zwar trieb ihn das Mißtrauen des Tyrannen auf einige Zeit ins Exil, doch kehrte er nach der Thronbesteigung des jüngeren Dionysios zurück und erlangte großen Einfluß. Er wirkte dem edlen Dion und dessen Freund Platon (§ 116) nach Kräften entgegen und betrieb die Verbannung des ersteren und die Verweisung des letzteren. Als Dion im Jahre 356 zurückkehrte und Syrakus mit bewaffneter Hand eroberte, fand Philistos seinen Tod, ungewiß, ob durch eigene Hand oder in der Gefangenschaft. Sein Werk zerfiel in zwei Teile: der erste im Exil geschriebene umfaßte die älteste Geschichte Siziliens bis zur Thronbesteigung des älteren Dionysios (406) in sieben Büchern; der zweite die Geschichte der beiden Dionyse in sechs Büchern. Mit diesem Werke tritt bereits ein neues Moment in die Geschichtschreibung: das Persönliche wird, im Gegensatz zu Thukydides zurückhaltender Art, immer stärker hervorgehoben, und der Individualismus gewinnt gegenüber dem Staat und der Allgemeinheit immer mehr Boden. — Neben diesem größeren Geschichtswerk verschwand das ältere Buch des Antiochos über Sizilien, das noch Thukydides benutzt hatte. Ein eigenartiges Werkchen ist die Taktik des Aneas aus Stymphalos, das noch erhalten ist.

Eins ist allen diesen Historikern, im Gegensatze zu den früheren (§ 91) und den späteren Geschichtschreibern (§ 153), gemeinsam: sie haben selbsttätig an der Entwicklung der von ihnen geschilderten Zustände und Ereignisse teilgenommen, nicht bloß ihre Arbeit als Resultat gelehrter Forschung herausgegeben und stehen darum den Politikern ihrer Zeit innerlich und äußerlich sehr nahe. Das verbürgt ihren großen Wert, gibt aber auch klar und deutlich die Grenze an, bis zu der wir ihnen folgen dürfen.

E. Angriffspolitik gegen Persien. Die zweite spartanische Hegemonie und ihr Sturz (403—362).

Einfluß Persiens auf Griechenland

§ 120. Rückblick auf die persische Geschichte seit 465. Die Expedition des jüngeren Kyros. Die mißlungenen Versuche der Perser, sich Griechenlands zu bemächtigen, waren zunächst für den Bestand ihres eigenen Königtums ohne weitere schädliche Folgen gewesen. Denn die Hellenen hatten mit sich und ihrer inneren Entwicklung zu viel zu tun, um ihre Blicke nach außen zu richten, und dann erschöpfte der vieljährige Kampf zwischen Athen und Sparta ihre Kräfte zu sehr, als daß man hätte daran denken können, den Faden der themistokleischen und kimonischen Politik wieder da aufzunehmen, wo jene ihn notgedrungen hatten fallen lassen. So kam es denn, daß der greisenhafte absolutistische Staat der Perser scheinbar glücklich weiter lebte und sogar stellenweise, dank seiner Diplomatie und seines Geldes, einen Einfluß auf die griechischen Händel gewann, der im schlimmen Mißverhältnis zu seiner wirklichen Macht stand.

Seit den Kämpfen mit den Griechen war das persische Reich innerlich immer kraftloser geworden; Aufstände in Baktrien, Ägypten und anderen Provinzen, wo die Statthalter unumschränkt schalteten, Hofränke selbstsüchtiger Schwächlinge, die greuelvolle Schandtaten verübten und dabei allen Ausschweifungen frönten, und fortwährende Thronkämpfe, wobei die Überwundenen durch martervolle Hinrichtungen beiseite geschafft wurden, bildeten den wichtigsten Inhalt der persischen Geschichte während der sechs Jahrzehnte, die auf die Ermordung des Xerxes durch den Hyrkaner Artabanos folgten. Nach Xerxes Tode versuchte Artabanos selbst den Thron zu besteigen, wurde aber von der Achämenidenpartei geschlagen und beseitigt, und nunmehr bestieg des Xerxes jüngster Sohn Artaxerxes I. Langhand (Artasastha der Bibel, § 49) den Thron, dessen 40jährige Regierung reich an Unfällen aller Art war. Unter ihm erfolgten die früher erwähnten Versuche der Ägypter, sich zu befreien, und das Eingreifen des athenischen Staates (§§ 34, 98), um sich in Ägypten eine Hilfsquelle für seine Entwicklung zu erschließen. Nach seinem Tode traten einige von Brudermord, Verrat und Grausamkeit begleitete Thronwechsel ein, bis Dareios II. Nothos sich seines Gegners Sogdianos mit List bemächtigte, ihn in einem Aschenhaufen ersticken ließ und dann beinahe 20 Jahre lang seine von Aufständen und Weiberränken beunruhigte Regierung in Wollust und Üppigkeit fortführte. Sicher wäre es schon damals zu einem Zusammenbruche gekommen, wenn nicht gleichzeitig der Peloponnesische Krieg getobt und ein ungewöhnlich kluger Mann, der Satrap Lydiens Tissaphernes, die Politik des Reiches im Westen geleitet hätte. Ihm gelang es, durch falsches Doppelspiel beide streitende Mächte an das Interesse Persiens zu binden und keine von beiden zu mächtig werden zu lassen. Aber Tissaphernes war zu bedeutend, als daß ihn der orientalische Argwohn allzulange an seinem Platze lassen konnte; er mußte bei einem scheinbaren Mißerfolge weichen, und an seine Stelle trat der ehrgeizige zweite Sohn des Dareios, Kyros, der in seiner Hand die Macht des Satrapen und des kommandierenden Feldherrn vereinigte. Seine ganze Natur trieb ihn an, die persische Politik mit der Lakedämons zu verschmelzen; nicht zum wenigsten wurde Athens Untergang durch die Ströme persischen Goldes herbeigeführt, die in die spartanischen Kassen flossen. Dafür sollten sich ihm nun die Lakedämonier dankbar zeigen, als er bei seines Vaters Tode den lange gehegten Plan zur Ausführung bringen wollte, seinen ältesten Bruder Artaxerxes II. mit dem Beinamen der „Gedächtnisstarke" (Mnemon) der Herrschaft zu berauben und selbst König zu werden. Ein ritterlicher Fürst von liebenswürdigem Wesen und der hellenischen Bildung zugetan, besaß Kyros viele Freunde; selbst in Persien begünstigte seine Mutter Parysätis sein Beginnen. Unter allerlei Vorwänden sammelte er ein beträchtliches Heer, dessen Kern spartanische und andere griechische Miettruppen bildeten, und zog damit gen Osten, seine wahre Absicht lange verbergend. In der Ebene von Kunäxa, etliche Meilen von Babylon, ereignete sich die Entscheidungsschlacht, in der zwar die Griechen siegten, aber Kyros im Kampfe gegen den Bruder fiel. Artaxerxes ließ dem Leichnam den Kopf und die rechte Hand abhauen, belohnte die getreuen Beschützer seines eigenen Lebens und legte sich selbst die Ehre der blutigen Rachetat bei.

Artaxerxes I. 465—424

Dareios II. 424—405

413

Kyros d. J. 408

Artaxerxes II. 405—359

Schlacht bei Kunaxa 401

Nachdem sich das asiatische Heer des Kyros aufgelöst hatte, erging auch an die Hellenen die Aufforderung, sich zu ergeben. Als diese zurückgewiesen wurde, nahmen die Perser zu Betrug ihre Zuflucht, und Tissaphernes schloß im Namen des Königs einen Vertrag mit den griechischen Anführern, worin er ihnen sicheres Geleit nach Kleinasien versprach. Aber nachdem sie eine Zeitlang am Ufer des Tigris aufwärts gezogen waren, lud Ariaios, ein Freund des Kyros und Führer der diesem ergebenen Perser, im Lager am Zabfluß den Feldherrn Klearchos, einen kriegskundigen Lakedämonier von rauher Gemütsart, und die übrigen Hauptleute zu einer Unterredung ein und ließ sie verräterisch ermorden, in der Meinung, auf diese Weise der führerlosen Truppen Meister zu werden. Da wurde aber der Athener Xenophon (§ 119), der sich

Ermordung der Feldherrn

Rückzug der Zehntausend

als Freiwilliger dem Kriegszug angeschlossen hatte, durch das Vertrauen der Lagergemeinde an die Spitze des Heeres gerufen und führte es, in Verbindung mit dem Spartiaten Cheirisophos, unter den unglaublichsten Schwierigkeiten durch Armenien nach der griechischen Handelsstadt Trapezūs am Schwarzen Meer und von da nach Byzanz. Ohne Kunde des Landes und der Sprache, und ohne zuverlässige Führer mußten sie unwegsame Berge übersteigen, reißende Ströme durchwaten, unwirtliche, mit tiefem Schnee überdeckte Gegenden durchziehen, verfolgt von den Persern und angegriffen von den Einwohnern. Als sie von einer Anhöhe herab zum erstenmal das Meer wiedersahen, brachen sie in ein lautes Freudengeschrei aus und begrüßten seinen Anblick als das Ende ihrer zahlreichen Leiden und Beschwerden. Nach ihrer Heimkehr wollten die Söldner in spartanische Dienste treten; doch hegte man in Sparta Bedenken, einen offenen Bruch mit Artaxerxes II. herbeizuführen, und lehnte ihren Eintritt vorläufig ab. Erst nachdem der Thrakerkönig Seuthes sich ihrer zu Kämpfen gegen seine abgefallenen Untertanen bedient hatte,

399

wurden sie in die Armee des spartanischen Feldherrn Thibron, der damals in Asien kommandierte (§ 121), aufgenommen. Das wichtigste Ergebnis dieser Kondottierenfahrt war, daß sich selbst in den breitesten Schichten des griechischen Volkes die Ansicht immer mehr Geltung verschaffte, daß das persische Reich ein „Koloß auf tönernen Füßen" sei, den es leicht gelingen werde, umzustoßen, und dieser Gedanke hat die Griechen beseelt, bis er zur Tat ward.

Offensive der Spartaner gegen die Perser 399—394

§ 121. Die Kämpfe der Spartaner in Kleinasien. Die durch den „Zug der Zehntausend" eingeleitete Offensivpolitik der Hellenen gegen die Perser wurde dadurch weitergeführt, daß die Perser aus Zorn über die dem Kyros geleistete Hilfe an den Hellenen Rache zu nehmen gedachten. Tissaphernes, der einst dem Königssohn hatte weichen müssen, und dessen Ränkespiel den jüngeren Kyros ins Verderben gestürzt hatte, ward sein Nachfolger als Satrap und Militärgouverneur in Kleinasien und suchte zunächst die kleinasiatischen Griechen zu strafen.

Diese wandten sich an Sparta, das nunmehr die Konsequenz aus seiner Vormachtstellung ziehen mußte und gern die Gelegenheit wahrnahm, eine nationale Politik zu betreiben, um sich von dem Makel zu reinigen, daß es mit Persiens Hilfe Athen niedergeworfen habe; die Lakedämonier schlossen deshalb mit Dionys I. (§ 188), der soeben mit Glück die Demokraten in Syrakus niedergerungen hatte, ein Schutz- und Trutzbündnis, um vor allem sich gegen einen Flottenangriff seitens der Karthager zu schützen, die von alters her mit den Persern verbündet waren, und wandten sich dann gegen den alten Nationalfeind. Doch ging man behutsam vor, so daß man erst nach vergeblichen Vermittlungs-

Thibron

versuchen den Thibron mit einem kleinen Heere nach Ephesos sandte. Da der spartanische Feldherr das offene Feld nicht halten konnte, setzte er sich im Winter 400/399 in den Städten fest. Erst im folgenden Jahre, durch die Reste der Zehntausend verstärkt, ging er zur Offensive über. Da Thibron zu wenig energisch war,

Derkylidas

wurde er abberufen und ins Exil geschickt; an seine Stelle trat Derkylidas, dem es gelang, mit Tissaphernes einen Waffenstillstand zu schließen und dann in energischem Vorgehen gegen Pharnabazos, den Satrapen von Bithynien, alle Griechenstädte zu befreien. Der persische Hof war jedoch nicht gewillt, dies ruhig zu ertragen. Da man zu Lande gegen die hellenischen Krieger nichts ausrichten konnte, beschloß man, den Kampf auf das Meer zu

Euagoras von Cypern 410—374

verlegen. Die dazu notwendigen Schiffe lieferte den Persern Euagoras, seit 410 Tyrann von Salamis auf Cypern. Dieser Mann, ein Abkömmling des alten Königshauses der Teukriden auf Salamis, hatte sich, nachdem man vorher mit Glück die Insel zu semitisieren versucht hatte, als Verbannter nach Kilikien geflüchtet, war von dort zurückgekehrt und hatte die Macht der Phönizier gebrochen. Nach seiner Festsetzung sah er seine Lebensaufgabe darin, als Vorkämpfer des Hellenismus gegen die Semiten zu dienen, hierin durchaus ein Gegenstück des Dionysios I. von Syrakus, der im Westen gegen die Karthager focht. Dies brachte ihn auf die Seite der Athener, denen er jeden Vorschub leistete, und die ihn dafür mit außerordentlichen Ehren überhäuften. Dabei

war Euagoras ein treuer Vasall der Achämeniden, und so bewog er auch die Perser, den Athener Konon (§ 111), der seit der Schlacht von Ägospotamoi bei ihm lebte, zum Feldherrn gegen die Spartaner zu ernennen. Zwar lief 397
gleichzeitig eine spartanische Flotte aus, und Derkylidas fiel in Karien ein; aber der Krieg ward auf beiden Stellen so matt geführt, daß man in Sparta einsah, daß es so nicht weiter gehen könne und man sich energischer der Sache annehmen müsse.

Als deshalb durch Lysanders Einfluß der kräftige und mit Liebe für altspartanische Sittenstrenge erfüllte Agesilaos, Xenophons (§ 119) bewunderter Freund, zum König erhoben und mit der Leitung des Kriegszugs gegen die Perser betraut wurde, nahmen die Dinge eine andere Wendung. Rasch drang Agesilaos bis Daskylion vor und setzte den Satrapen in nicht geringe Angst. Leider war aber die spartanische Armee zu klein, um wirklich 396
dauernde Erfolge zu erzielen. Viel Schaden brachte auch die Eifersucht der Führer; Lysander, der gehofft hatte, den Agesilaos nach seinen Wünschen leiten zu können, sah sich bald in seiner Erwartung getäuscht; von dem auf sein Ansehen eifersüchtigen König mit Verachtung behandelt, begab er sich, Rache sinnend, an den Hellespont und von da nach Sparta, während Agesilaos nach einem siegreichen Gefechte am Paktōlos unweit Sardes mit seiner durch fremde Söldner verstärkten Armee Bithynien und Phrygien raubend und verwüstend durchzog und den Krieg in das Innere des persischen Reiches zu tragen gedachte. Dies brachte einen Umschwung in der persischen Politik hervor und führte zu Unterhandlungen mit dem verhaßten Gegner. Zunächst mußte aber Tissaphernes fallen. Dieser hatte an Parysatis, die ihm den Tod ihres Lieblingssohnes Kyros schuld gab, eine unversöhnliche Gegnerin. Sie benutzte die Gelegenheit, schürte die Unzufriedenheit des Königs mit des Tissaphernes Kriegsführung und erreichte seine Absetzung. Tithraustes, des Artaxerxes Minister, übernahm selbst den Oberbefehl, ließ den Satrapen sofort hinrichten und begann Unterhandlungen, die den kleinasiatischen Städten die Freiheit gegen Tributzahlung gewähren sollten. Jedoch war man damit in Sparta nicht zufrieden und gab den Befehl, den Krieg weiterzuführen. Zwar waren die Spartaner zu Lande überall glücklich, aber zur See fügte ihnen die persische Flotte durch die Wegnahme von Rhodos empfindlichen Schaden zu, und der siebenjährige Kampf neigte sich einem unrühmlichen Ende zu, da die inneren Wirren (§ 122) Sparta zwangen, von äußeren Unternehmungen abzulassen und ihre Streitkräfte gänzlich aus Kleinasien zurückzuziehen. — Bitter hatte sich der eine Fehler der spartanischen Politik gerächt, die äußeren Feinde zu gering anzuschlagen. Noch härter sollte sich der zweite Fehler des siegreichen Dorierstaates bestrafen, den besiegten Stammesgenossen die eigene Verfassung aufzuzwingen, anstatt mit schonender Hand nur die Auswüchse der fremden Staatsverfassung zu beseitigen.

Agesilaos 399—360

Tissaphernes † 395

§ 122. Der böotisch-korinthische Krieg. Der Friede des Antalkidas. Spartas Gewaltherrschaft. Was die persischen Waffen nicht vermochten, erreichte die Eifersucht der griechischen Nachbarstaaten und das persische Gold. Es gelang nämlich dem neuen persischen Statthalter von Kleinasien durch Bestechung und Aufreizung, den Spartanern im Mutterlande nähere Feinde zu bereiten. Die Böoter, Korinthier, Argiver, auf Spartas wachsende Macht neidisch, und von dessen Selbstsucht vielfach gekränkt und gedrückt, wurden durch persisches Gold leicht zu einem Bunde wider den vorherrschenden Staat vereinigt. Ein Grenzstreit zwischen Lokris und Phokis, bei dem die Thebaner dem ersteren, die Spartaner dem letzteren zur Seite standen, brachte den Krieg zum Ausbruch. Der leidenschaftlich erregte Lysander zog eilig nach Böotien, um durch einen raschen Schlag die drohende Gefahr abzuwenden. Aber in einem unbedeutenden Gefechte bei Haliartos verlor er gegen die vereinten Böoter Schlacht und Leben. Da König Pausanias zögerte, die Niederlage gutzumachen, so schloß sich Athen, das schon längst auf eine Gelegenheit gewartet hatte, das verhaßte spartanische Joch abzuschütteln, an die Böoter an. Im folgenden Jahre 394 sammelte man ein

Böotisch-korinthischer Krieg 395—387

Schlacht bei Haliartos 395

Schlacht am Nemeabach Juli 394

starkes Heer, um Sparta selbst anzugreifen. Jedoch die Spartaner kamen ihnen zuvor und traten ihnen in der Küstenebene von Nemea entgegen. Trotz der großen Tapferkeit der Athener unter Thrasybulos endigte der Kampf mit einem Siege der Spartaner. Leider blieb aber der von diesen erhoffte Erfolg, die feindliche Koalition zu sprengen, aus. Korinth hielt am Bunde fest und sperrte den Spartanern den Weg nach Norden. Da der Bund vielmehr immer noch an Mitgliedern wuchs, entschlossen sich die Spartaner, um dem drohenden Schlage zu begegnen, Agesilaos zurückzurufen, der nun seinen Siegeslauf in Kleinasien aufgeben und zur Rettung des Vaterlandes herbeieilen mußte. Er gewann zwar die Schlacht von Koroneia, aber die Menge der Feinde und der um dieselbe Zeit von der griechisch-phönikischen Flotte unter Konon erfochtene Seesieg bei Knidos, der die spartanische Seemacht vernichtete und das befreite Rhodos zum Abfall von den Lakedämoniern brachte, versetzte der Hegemonie Spartas einen empfindlichen Stoß. Konon gab den Inseln Chios, Lesbos, Samos und den griechischen Küstenstädten Kleinasiens ihre Unabhängigkeit zurück, vertrieb die spartanischen Harmosten und Dekarchen (§ 112) von den Kykladen und bewirkte dann mit persischer Unterstützung die Wiederherstellung der Stadt- und Hafenbefestigung von Athen und den Bau neuer Schiffe. Zugleich wurden die Kleruchengemeinden auf Lemnos, Imbros und Skyros wieder an den athenischen Staat angegliedert und mit den wichtigsten Inseln Bundesverträge abgeschlossen.

Schlacht bei Koroneia August 394

Schlacht bei Knidos 10. Aug. 394

Wiederherstellung der athenischen Befestigung

Nun zog sich der Krieg an den Isthmos in die Nähe von Korinth; deshalb heißt er auch der korinthische. Lange kämpfte man, ohne daß sich eine bedeutende Waffentat ereignet hätte. Wer den anderen an Schlauheit und kühnem Mut überbot, galt als Meister; man stritt nicht in geordneter Feldschlacht, nicht nach kunstvoll angelegten Kriegsplänen; beide Teile waren nur bedacht, durch kecke Überfälle und unerwartete Angriffe einander Schaden zuzufügen und durch verwegene Raub- und Freischarenzüge aus dem feindlichen Gebiete Gefangene wegzuschleppen. Es war ein Krieg voll wilder Greuel, zuletzt durch Söldnerscharen (da die Bürgerschaften nicht ausreichten, um genügende Mannschaften zu stellen), unterhalten, die ihren Weg mit Brand, Verwüstung und Mord bezeichneten. Alles Völkerrecht wurde niedergetreten, kein Tempel, keine Schirmstätte der Religion geachtet; in Korinth ermordete die Volkspartei am Eukleiafest ihre lakedämonisch gesinnten Gegner auf offenem Markte und vereinigte ihre Vaterstadt mit Argos zu einem demokratischen Bundesstaat, erlitt aber kurz nachher bei der Hafenstadt Lechäon durch die Spartaner und eine Anzahl flüchtiger und verbannter Aristokraten eine vernichtende Niederlage, die die Sklavenmärkte mit Gefangenen füllte. Jedoch blieben wirkliche Erfolge für Sparta aus, und man dachte um der allgemeinen Erschöpfung willen ernstlich daran, Frieden zu schließen und dabei für sich zu retten, was noch zu retten war.

Kämpfe um Korinth

393

Der schlaue Antalkidas wurde als Unterhändler zu dem neuen Satrapen von Phrygien, Tiribazos (393—392), geschickt, um gegen die Garantie völliger Freiheit der europäischen Hellenen dem Großkönige Kleinasien auszuliefern und somit einen Teil der spartanischen Vorherrschaft zu retten. Die Perser gingen gern auf diese Vorschläge ein, die jedoch an dem Widerstand des böotisch-athenisch-korinthischen Bundes scheiterten. Inzwischen ging der Krieg an seinen verschiedenen Schauplätzen ruhig weiter, mit wechselndem Erfolg, und ohne daß den Spartanern wesentlicher Abbruch geschehen wäre. Erst als der talentvolle Feldherr Iphikrates von Athen, der eine neue Kriegskunst begründete, indem er sich leichtbewaffneter Söldnertruppen (Peltasten) mit kleinen Schilden und verlängerten Speeren bediente und dem Hoplitenheer eine zweckmäßigere Bewaffnung und Einrichtung verlieh, eine im Abzug begriffene spartanische Heeresabteilung (Mora) bei Korinth überfiel und vernichtete, nahm der Krieg eine für die Spartaner gefährliche Wendung. Freilich traf die neugeschaffene athenische Seemacht um dieselbe Zeit ein herber Verlust. Euagoras von Kypros (§§ 111, 121) wurde nämlich wegen der Übergriffe, die er sich erlaubt hatte, von den Persern angegriffen und bat die Athener um Hilfe. Diese

Friedensverhandlungen

390

mochten sie nicht verweigern und schickten den alten Helden Thrasybulos mit einer Flotte aus, der die kleinasiatische Küste wieder erobern sollte. Dieser hatte die alten glänzenden Zeiten des großen Seebundes nicht vergessen und strebte danach, den letzteren zu erneuern. Eine ganze Anzahl der ehemaligen Bundesglieder war auch dazu bereit und harrte nur auf entscheidende Taten des alten Seehelden, um auch formell beizutreten. Es gelang ihm auch, eine Reihe glänzender Erfolge davonzutragen, bis er bei einer harten Steuereintreibung in Pamphylien von den erbitterten Aspendiern erschlagen ward. Trotz dieses Unglücks 388
hatte Athen so viel erreicht, daß es wieder in der ersten Reihe der griechischen Mächte stand und man in Sparta befürchten mußte, es werde das alte Reich wie vor 405 wieder aufgerichtet werden. Darum drängte man zum Frieden. Die spartanerfreundlichen Satrapen Tiribazos und Struthas und mit ihnen Antalkidas schlossen die Athener durch eine überlegene Flotte vom Pontos ab, und so mußte sich auch Athen dazu bequemen, Frieden zu schließen.

Nach langen Verhandlungen, während welcher der athenische Staatsmann Andokides vergebens eine Aussöhnung zu erzielen bemüht war, kam endlich der Frieden des Antalkidas (Königsfriede) zustande, wodurch die griechischen Stadtgemeinden des asiatischen Festlandes nebst Kypros den Persern unterworfen, alle übrigen hellenischen Staaten aber und alle Inseln (bis auf Lemnos, Imbros und Skyros, die den Athenern verbleiben sollten) für frei und selbständig erklärt wurden. Durch diesen von dem Perserkönige diktierten Frieden ging die Westküste Kleinasiens für Hellas auf immer verloren. Die von Sparta erwirkte Auflösung aller hellenischen Bündnisse und Vereinzelung der kleinen Gemeinwesen führte nicht zur Freiheit, sondern zur Ohnmacht, und die von nun an immer häufiger werdende Anwendung von Söldnertruppen im Kriege hatte zur Folge, daß sich die Bürger mehr und mehr der Waffen entwöhnten und dadurch den Untergang ihrer freien Verfassungen beschleunigten. Am härtesten traf der Antalkidische Friede die kleinasiatischen Griechen, die sich zunächst auf das energischste gegen die persische Herrschaft wehrten, schließlich aber doch, trotz der Unterstützung, die sie in einer gleichzeitigen ägyptischen Rebellion unter Führung des Pharao Achoris fanden (§ 34), sich fügen mußten. Auch Athens treuer Bundesgenosse, der ritterliche Euagoras von Kypros, bei dem Konon seine Tage beschlossen hatte, wurde, nachdem ihn die athenische Flotte unter Chabrias hatte verlassen müssen, schließlich ein zinspflichtiger Unterkönig des Beherrschers von Susa.

Friede des Antalkidas 387 (bzw. 386)

Krieg mit Euagoras 389—380

Durch den Peloponnesischen Krieg war Sparta die erste Macht in Griechenland geworden. Durch eine kluge und zur rechten Zeit den hochfliegenden Plänen auf Kleinasien entsagende Politik hatten es die leitenden Männer erreicht, daß die Hegemonie auch jetzt bei Sparta blieb; diese war schon dadurch gewährleistet, daß niemand gewagt hatte, ihnen ihre alte Eroberung, Messenien, auch nur mit einem Worte streitig zu machen. Dazu kamen glänzende politische Erfolge im Kampfe mit seinen einheimischen Widersachern. Seit 401 dauerten die Streitigkeiten mit Elis, das die unterworfenen triphylischen und pisatischen Landschaften nicht herausgeben wollte. König Agis rückte ein, und trotz des mannhaften Widerstandes der Demokratenpartei mußte sich Elis unterwerfen und alle angemaßten Herrschaftsgebiete herausgeben: nur Olympia behielt es, um dort die Spiele zu leiten. Desgleichen wurden die Messenier aus Naupaktos und Kephallenia verjagt, und die gehetzten Reste dieser Todfeinde Spartas mußten in Sizilien und Kyrenaika ihre Zuflucht suchen, wo sie sehnsüchtig harrten, bis ihnen schließlich doch die Stunde der Heimkehr (§ 124) schlug. Zwar ließ man in Böotien die Parteien gewähren, doch suchte Sparta auch im Norden von Hellas sich festzusetzen. Durch die Besetzung von Herakleia Trachinia gewann es eine sichere

Folgen des Kampfes für Sparta

Stellung am malischen Golf, hielt die dortigen Stämme im Zaum und spann seine Fäden über ganz Thessalien hin. Das Ziel war, Thessalien ganz und, wenn möglich, Makedonien unter seine Herrschaft zu bringen. In Thessalien herrschten die wirrsten Zustände, und hier konnte es nicht schwer werden, zur Herrschaft zu gelangen. Hier hatte sich um 404 zwar Lykophron in Pherä zum Tyrannen gemacht, aber er fand einen starken Konkurrenten an dem völlig skrupellosen König Archelaos von Makedonien (§ 125), der seit 413 als Usurpator den Thron innehatte und sich seit dem Ende des Peloponnesischen Kriegs auf Athens Seite stellte. Den Zwist der beiden Fürsten benutzte Sparta, um seinen Einfluß in jenen nördlichen Gegenden zu erweitern und zu befestigen. Im Innern freilich stellte sich das Bild weniger günstig dar; denn durch die ins Große gehende auswärtige Politik hatte sich der spartanische Staat aus seiner selbstgewollten Einsamkeit herauslösen müssen, und infolge des Weltverkehrs waren die Spartaner weit von der alten Einfachheit und Sittenstrenge abgekommen. Die Kriege in der Fremde brachten große Reichtümer, und diese letzteren entfesselten das alte, von Lykurg (§ 74) mühsam gebändigte Laster einer maßlosen Habsucht. Schon zur Zeit der Perserkriege ließen sich Könige und Feldherrn um hohe Summen erkaufen, und seitdem war die ehrlose Sitte der Bestechlichkeit auf eine furchtbare Höhe gestiegen. Die alte Warnung der Götter „Die Liebe zum Geld wird Sparta verderben, nichts anderes", war bereits ihrer Erfüllung nahe. Vor allem brachten die untergeordneten, nicht dem alten Geschlechteradel angehörigen Familien unermeßliche Reichtümer nach der Hauptstadt, die dadurch bald den alten Charakter verlor und ein ähnliches Gepräge zeigte wie die üppigen Wohnsitze in Kleinasien. Lysander und seine Harmosten betrachteten sich in Bundesgenossen- wie in Feindesland als berechtigt, zu nehmen, was zu nehmen war, und erzeugten durch dieses Raubsystem eine tiefe Erbitterung gegen Sparta, die sich schrecklich Luft machen sollte.

Lykophron von Pherä 404—394

Eindringen des Luxus

Dazu kamen innere Zwistigkeiten. Die reicheren Vollbürger (Homöen) bildeten eine geschlossene Körperschaft, der sich die ärmeren allmählich unterordnen mußten; aus ihnen ging nicht nur der lebenslängliche Rat hervor, sondern sie lenkten auch die Beschlüsse der großen Nationalversammlung. Aber dieser bevorrechtete Stand krankte an demselben Übel, an dem alle Oligarchien (z. B. die venetianischen Nobili und die englischen peers) leiden: die Kopf- und Familienzahl der Homöen ging beständig zurück, und somit häufte sich Macht und Geld in immer weniger Familien an. Die Abnahme der alten, mächtigen Häuser durch Krankheiten und Kriege drängte den Grundbesitz immer mehr in wenigen Händen zusammen, namentlich seit der Ephor Epitadeus (dessen Zeit ungewiß ist, und dessen Existenz von manchen bestritten wird) die Unveräußerlichkeit der Eigenhöfe aufgehoben hatte, und erzeugte bei wachsender Habgier eine Art früher unbekannten Geldadels. Diese wenigen, auf ihre bevorrechtete Stellung eifersüchtig, konnten sich nun nicht zu dem später in Rom mit großem Glück angewendeten Mittel entschließen, ihre Reihen durch Aufnahme anderer Geschlechter zu ergänzen, und bewirkten dadurch, daß die, die auf dem Rechtswege niemals in die Höhe zu kommen

Trennung der Homöen in Reich und Arm

Reform des Ephoren Epitadeus

hoffen durften, sich mit Gewalt das zu nehmen suchten, was man ihnen vorenthielt. Schon im zweiten Regierungsjahr des Agesilaos hatte ein gewisser Kinadon eine Verschwörung gebildet, um mit Hilfe von Perioken, Heloten und andern zurückgesetzten Einwohnern (Hypomeionen, d. h. heruntergekommenen Vollbürgern, und Neodamoden, d. h. Söhnen aus nicht vollbürtigen Ehen) der Oligarchie der Homöen ein Ende zu machen; aber der Plan wurde verraten und der Urheber mit den übrigen Häuptern der Verschwörung hingerichtet. Verschwörung des Kinadon 398

Zugleich wurde die Königsmacht immer mehr geschwächt, teils infolge der Zwietracht und Eifersucht der beiden erblichen Herrscherhäuser, teils wegen ihres durch ihre Habsucht und Käuflichkeit sinkenden Ansehens. Niedergang des Königtums

Desto mehr stieg die Gewalt der fünf Ephoren (§ 74). Sie zogen allmählich alle Hauptgebiete der Staatsgewalt in ihren Amtskreis, beriefen und leiteten die Volksgemeinde, ernannten Gesandte und Heerführer und erteilten ihnen schriftliche Weisungen, übten Aufsicht über Sitte und Lebensart und schalteten nach allen Seiten hin als die Vertreter der Volkshoheit. Damit war die Oligarchie rein entwickelt, und sie suchte sich nun im Vollbesitz der Macht zu erhalten. Zunächst schien ihr das zu gelingen; ja sie wagte sogar, bis nach Mittelgriechenland hinüberzugreifen. Aber sie hatte in ihrem Hochmut nicht mit der tiefen Erbitterung der unterdrückten griechischen Staaten und der zu Boden getretenen demokratischen Parteien gerechnet und mußte diese Unterschätzung der Gegner durch einen tiefen Sturz büßen. Aufsteigen des Ephorats

Zunächst freilich schien Sparta so stark wie nie zuvor. Denn seine so kühne und doch wohlerwogene Politik hatte eine Reihe von Folgen gezeitigt, die die gegnerischen Staaten dauernd niederhielten. Politisch waren die Demokratien niedergerungen, sowohl die gemäßigten, wie die radikalen. Das Autoritätsprinzip war durchweg durchgeführt worden, freilich nicht im Sinne der Aristokratie (denn der alte echte Adel war ausgestorben, und an seine Stelle trat der Geldadel), sondern im Sinne der Tyrannis: die spartanischen Harmosten und Euagoras sowie Dionys unterschieden sich nur dem Titel nach. Neben die politischen Folgen traten aber auch soziale und wirtschaftliche. Nichts bewegte in jener traurigen Zeit die Gemüter mehr als die Frage nach der Versorgung der Massen. Der alte Agrarstaat verschwand, und an seine Stelle trat der Industriestaat und der Handels- und Geldverkehr. Der landwirtschaftliche Mittelstand ging unter, da er neben der billigen Einfuhr nicht bestehen konnte, und an seine Stelle trat der Großbetrieb auf Sklavenplantagen. Da trotzdem die Bevölkerung wuchs, so stieg die Zahl des besitzlosen Proletariats. Dessen kräftigste Elemente gingen in den Söldnerscharen auf, die unaufhaltsam anwuchsen, und das Bürgerheer völlig zurückdrängten. Der Proletarisierung der Massen entsprach ein ungesundes Wachsen des Luxus bei den Besitzenden. Am wenigsten empfand man diesen ungeheuren Umschwung in Athen selbst, am stärksten in den früher zu seinem Reiche gehörigen Gebietsteilen. Doch überall fühlte man nur das Übel, ohne seine Wurzel zu erkennen: nur das eine empfand man, daß die nunmehr persisch gewordenen Kleinasiaten sich relativ am wohlsten befanden, und darum zog auch ein guter Teil griechischer Intelligenz Die politische und soziale Zersetzung der Gegner Spartas

und Kraft nach dorthin ab. Den größten Vorteil von diesem sich vollziehenden Zersetzungsprozeß hatte aber, wenigstens vorläufig, Sparta.

Vordringen des spartanischen Einflusses

Der antalkidische Friede, dessen Hüter und Vollstrecker die Spartaner in Gemeinschaft mit dem Perserkönig waren, befestigte das Übergewicht der Lakedämonier aufs neue, indem sie die Bestimmung, daß alle griechischen Städte frei sein sollten zur Auflösung, aller Staatenvereine und Eidgenossenschaften und zur Schwächung aller Bundeshäupter benutzten, ihre eigene Hegemonie in der Peloponnes dagegen mehr ausdehnten und stärkten. Sie eroberten und zerstörten Mantineia, das ihnen nicht willfährig genug diente und eine selbständige Politik zu verfolgen wagte, und zwangen die Einwohner, in fünf offenen Flecken zu wohnen; in allen Städten führten sie ihre aristokratischen Anhänger zurück und erhoben sie zu Macht und Ehre; die Stadt Phlius an der Nordostgrenze von Arkadien lieferten sie einer Schar verbannter Oligarchen aus und legten das Schicksal sämtlicher Bürger in deren Hand, so daß diese über Leben und Tod jedes einzelnen verfügen konnten; sie übten eine schiedsrichterliche Gewalt, und nirgends wagte man mehr, den Befehlen eines spartanischen Mannes Widerstand zu leisten.

384

Unterwerfung von Phlius 381—379

Die olynthische Eidgenossenschaft

Nun hatte sich in Nordgriechenland ein neuer Staatenbund gebildet. Die griechische Stadt Olynth auf der Halbinsel Chalkidike hatte nach 387 einige benachbarte hellenische Städte durch freie Einigung zu einer chalkidischen Eidgenossenschaft verbunden, über die sie als Vorort eine Art Oberherrschaft übte, ohne jedoch die Rechtsgleichheit der Bundesglieder zu verletzen. Dieser Bund, der tatsächlich einen Einheitsstaat mit munizipaler Selbständigkeit darstellte, hatte sich in den ruhigen Jahren, die vorausgegangen waren, befestigt, während der Thronwirren im Königreich Makedonien (§ 125) sich des fruchtbaren Unterlandes an der See bemächtigt und suchte nun die noch übrigen freien Hellenenstädte Amphipolis, Akanthus und Apollonia zum Beitritt zu bewegen. Darüber führten diese Städte Klage und erwirkten in Sparta den Befehl, die Olynthier sollten ihre Hegemonie auflösen, weil sie dem antalkidischen Frieden zuwider sei. Da diese sich weigerten, dem Ansinnen nachzukommen, beschloß die peloponnesische Tagsatzung, ein Heer unter Eudamidas nach der Chalkidike zu schicken und führte diesen Vorsatz aus.

383

Sommer 382

Vorstoß Spartas nach Nordgriechenland

In Athen und Theben rief dieser neue Vorstoß der spartanischen Politik lebhafte Beunruhigung hervor, da man Eingriffe in die eigene Freiheit befürchtete (hatte doch Eudamidas, ohne zu fragen, sein Heer durch ihr Gebiet geführt) und in Theben bestimmte man sogar, daß kein Bürger gegen die Olynthier kämpfen dürfe. Um diesem Gebote die Kraft zu nehmen, beschlossen die Spartaner, mit Hilfe der Aristokratenpartei in Theben einen Verfassungsumschwung herbeizuführen. Da gerade eins der Häupter dieser Partei, Leontiadas, an der Spitze des Staates stand, gelang das Unternehmen. Phöbidas, des Eudamidas Bruder, der Verstärkungen nach der Chalkidike führte, drang durch die geöffneten Tore in Theben ein und besetzte, ohne Widerstand zu finden, die unbewachte Kadmeia. Die Leiter der Volkspartei, vor allem der athenerfreundliche Ismenias, der 395 den Anschluß Thebens an Athen bewirkt hatte, wurden als Hochverräter behandelt und teils hingerichtet,

August 382

teils in Haft gebracht; die Oligarchen bemächtigten sich der Regierung und herrschten, im Vertrauen auf die spartanische Besatzung in der Burg, übermütig und gewalttätig. Zwar wurden die Spartaner für dieses Vergehen von den Thebanern zur Rechenschaft gezogen, aber sie straften nur zum Schein ihren Feldherrn Phöbidas mit einer geringen Geldbuße, räumten jedoch die Kadmeia nicht.

Nunmehr zog das peloponnesische Bundesheer unter Teleutias, dem Bruder des Agesilaos, nach der Chalkidike, und fand starke und bereitwillige Unterstützung durch den König Amyntas III. von Makedonien (§ 125), der fürchtete, daß er beim Erstarken des chalkidischen Bundes von der See ganz abgedrängt werden würde. Die Olynthier wurden geschlagen, vermochten aber ihre Stadt erfolgreich zu verteidigen. 381
Im nächsten Frühjahr erlitt Teleutias zwar eine große Niederlage und fiel, jedoch änderte dies an dem Ausgange des Feldzugs nichts. König Agesipolis I. 395—380
Agesipolis bedrängte mit überlegenen Streitkräften den Feind, und wenngleich der jugendliche König dem Fieber erlag, war doch die Kraft der Olynthier gebrochen. Sie ergaben sich, und ihr Bund ward Unterwerfung Olynths 379
aufgelöst. Auch andere Versuche anderer Staaten, besonders innerhalb der Peloponnes, sich vom Einfluß Spartas freizumachen, wurden vereitelt, und König Agesilaos, der einzige Überlebende von den spartanischen Führern, hatte das Verdienst, den Einfluß Spartas, den es vor dem korinthischen Kriege gehabt, zurückgewonnen zu haben.

§ 123. Das Emporstreben Thebens. Indes dauerte dies nicht lange: denn die gewalttätige Politik Spartas hatte allenthalben Mißstimmung erzeugt. Athen, dem der letzte Krieg (§ 122) schwere Wunden geschlagen hatte, wagte zwar noch nicht, sich öffentlich von Sparta loszusagen, unterstützte jedoch durch seine Teilnahme die zu Boden geschlagene demokratische Partei in Böotien. Die flüchtigen Demokraten sammelten sich in Athen und unterhielten von dort aus Verbindungen mit den Gesinnungsgenossen in Theben. Von diesen aufgefordert, kehrten sie nach einiger Zeit als Bauern und Jäger verkleidet heimlich auf verschiedenen Wegen zurück, versammelten sich in dem Hause eines Freundes (Charon) und überfielen in später Nacht, in Frauengewänder gehüllt und dicht verschleiert, die bei einem schwelgerischen Mahle vereinigten Häupter der Oligarchen. Nach deren Ermordung riefen sie das Volk zur Freiheit auf, stellten die demokratische Verfassung wieder her und zwangen die spartanische Besatzung zum Abzug aus der Burg. Dies führte zum Kriege zwischen den Thebanern und Lakedämoniern. Befreiung Thebens 379 Krieg Thebens mit Sparta 379—362

Thebens Gemeinwesen wurde damals von zwei durch Freiheitsgefühl, Vaterlandsliebe und Tugend, wie durch kriegerische Talente und Mut ausgezeichneten und durch innige Freundschaft verbundenen Männern geleitet, Epaminondas und Pelopidas. Mit vereinten Kräften suchten diese ihr Vaterland zu heben. Epaminondas, der unter Leitung des in seinem väterlichen Hause als Gastfreund weilenden Pythagoreers Lysis eine Bildung und geistige Einsicht erlangt hatte, die weit über den Gesichtskreis der übrigen Böoter hinausging, war der eigentliche Leiter der thebanischen Politik, und Pelopidas, einer der heimgekehrten Flüchtlinge, durch dessen starken Arm der tapferste der Epaminondas und Pelopidas

Die heilige Schar

Oligarchen, Leontiadas, auf der Türschwelle seines eigenen Hauses gefallen war, stiftete „die heilige Schar“: 500 thebanische Jünglinge, die durch das Band der innigsten Freundschaft verknüpft und für Ruhm und Freiheit begeistert waren, dazu bestimmt, den Kern des neuen thebanischen Heeres zu bilden und in den Lakedämoniern und ihrer ausgesprochenen Hinneigung zu den oligarchischen Parteien eine ständige Gefahr für sich erblickten.

Verbündete Thebens 378

Eine Hauptstütze für die neue Verfassung fanden die Thebaner bei den Tyrannen, die damals Thessalien beherrschten. Auch die Athener, gereizt durch die Spartaner, die für den Harmosten Sphodrias eintraten, der eigenmächtig den Hafen Piräus durch einen ähnlichen Handstreich in seine Gewalt zu bringen gesucht hatte, wie Phöbidas die Burg Kadmeia, standen anfangs auf seiten der Thebaner und fügten durch ihre tüchtigen Feldherren Iphikrátes, Chabrias und Timotheos, Konons Sohn, den Lakedämoniern zu Lande großen Schaden zu. Durch die lange Ruhezeit hatte sich Athen wieder beträchtlich gekräftigt und vor allem durch eine Steuerreform, die 378 eine vernünftige Einteilung des Landes in Steuerbezirke (Symmorien) vornahm und die Steuern nach einer Schätzung des gesamten Besitzes umlegte, reichliche Mittel gewonnen, um seine Seestreitkräfte zu reorganisieren. Dadurch gewannen die Athener, deren politischer Führer damals Kallistratos war, an politischem Ansehen und Einfluß; ja, sie brachten sogar wieder eine Anzahl Inseln und Seestaaten, wie Chios, Rhodos, Samos, Mitylene, diesmal jedoch mit Anerkennung ihrer Freiheit und Selbständigkeit und mit Stimmrecht im Bundesrate, zu einem zweiten athenischen Seebunde zusammen und erwarben durch Chabrias' Sieg bei Naxos, wo die spartanische Flotte vernichtet wurde, von neuem die Seehegemonie. Auch im Westen gewannen die Athener an Einfluß; sie besiegten 375 die spartanische Flotte bei Alyzia und führten damit die Vereinigung der epirotischen Fürsten herbei. Ja sogar (374) der Tagos Jason von Pherä und der Makedonierkönig suchten sich mit dem neuen Bunde gutzustellen.

Zweiter athenischer Seebund 378—377

376

Spannung zwischen Athen und Theben

Ursprünglich unterstützte Athen die Thebaner in ihrem Streben, die demokratische Verfassung auszubauen und in Böotien einen größeren Einfluß zu gewinnen. Als aber Theben die kleineren Städte Böotiens mit Gewalt unter seine Herrschaft brachte, Thespiä unterwarf und das mit Athen befreundete und unlängst wieder aufgebaute Platää, weil es sich nicht fügen wollte, zerstörte und die Einwohner vertrieb, da erwachte die alte Eifersucht wieder, und es kam zwischen Athen und Sparta zunächst eine Annäherung, dann ein Frieden zustande; in diesem wurde dem ersteren die Herrschaft zur See, dem letzteren die Hegemonie zu Lande gewährleistet, für alle übrigen hellenischen Staaten dagegen der Grundsatz der örtlichen Selbstregierung festgehalten.

373

Ausgleich zwischen Athen und Sparta 371

Theben, das zu diesen Friedensverhandlungen ebenfalls eine Gesandtschaft abgeschickt hatte und aufgefordert wurde, nur für sich und nicht für ganz Böotien den Frieden zu beschwören, weigerte sich aber, seinen jungen Bundesstaat aufzulösen („es soll geschehen,“ sagte Epaminondas schneidend, „wenn Spartas Periöken als freie Gemeinden anerkannt

werden"). Da rückten die Lakedämonier unter ihrem jungen König Kleombrotos mit Heeresmacht in Böotien ein, um den aufstrebenden demokratischen Staat niederzuzwingen, erlitten aber, trotz des tapfersten Widerstandes, in der Schlacht bei Leuktra eine furchtbare Niederlage. Epaminondas gewann den Sieg durch die sogenannte „schiefe Schlachtordnung", indem er, um mit seinem weit schwächeren Heere den Spartanern erfolgreich die Spitze bieten zu können, seinen Angriff nur auf einen Punkt, den linken Flügel, wo Kleombrotos in eigener Person befehligte, richtete. Kleombrotos 380—371

Mit einem Keil von 50 Schilden Tiefe, an dessen Spitze die auserlesene „heilige Schar" unter Pelopidas stand, drangen die Thebaner gegen die spartanischen Krieger vor, die der Unwiderstehlichkeit dieses Anpralls nicht stand zu halten vermochten. Einem Umzinglungsversuch der Spartaner wußte Pelopidas mit überraschender Schnelligkeit zu begegnen, so daß die Niederlage sich nicht vermeiden ließ. Über 1000 Krieger, unter ihnen 400 spartanische Vollbürger, lagen auf der Walstatt, und die Zahl derer, die besiegt vom Schlachtfelde entflohen, war so groß, daß Agesilaos riet, das altspartanische Gesetz, das alle Fahnenflüchtigen für ehrlos erklärte und des Waffenrechts beraubte, für diesmal schlafen zu lassen. Unter den Gefallenen befand sich auch der Führer des Heeres, König Kleombrotos, mit seinem ganzen Stabe. Heldenmütig ertrugen die Spartaner die Trauerkunde; die Ephoren geboten eine allgemeine Bürgerbewaffnung und untersagten jede laute Klage, und am anderen Tage erschienen die Angehörigen der Toten mit heiterem, die der Überlebenden mit betrübtem Angesicht. In Theben aber feierte man den Tag der Schlacht bei Leuktra mit festlichen Aufzügen, solange die Stadt stand; denn durch diesen Sieg wurde der böotische Vorort eine selbständige Macht in Griechenland. Schlacht bei Leuktra, 5. August 371

Ein glücklicher Zufall befreite die Stadt fast gleichzeitig von ihrem gefährlichen Verbündeten, dem Tyrannen Jason von Pherä, der es verstanden hatte, sich zum alleingebietenden Herrn von ganz Thessalien zu machen. Mörderhände töteten den begabten, ehrgeizigen Mann, als er sich eben anschickte, bestimmend in die griechischen Verhältnisse einzugreifen. Abwehr der thessalischen Einmischung 370

In Thessalien (§ 56) waren die alten Bewohner von kriegerischen Einwanderern überwunden und zu leibeigenen Bauern (Penesten) erniedrigt worden. Aber auch die Überwinder wurden häufig die Knechte einiger adliger Familienhäupter (Dynasten), die mit Hilfe von Söldnern und Leibwächtern eine Zwingherrschaft über die bedeutenden Städte übten. Jahrhundertelang hatten die Aleuaden in Larissa und die Skopaden in Pharsalos als Fürsten geherrscht und als Tagoi den thessalischen Bund gelenkt, bis sich in den anderen Landstädten neue Herren aufwarfen. Unter diesen waren Jason von Pherä und nach dessen Ermordung sein Neffe Alexander die mächtigsten. Der letztere, durch Mord zu der Würde eines Tagos gelangt, behauptete sich in der Herrschaft durch die furchtbarsten Greueltaten. Anfangs waren diese Tyrannen mit Theben verbündet, dessen demokratische Parteien sie unterstützten; doch zog Pelopidas, von dem gedrückten Volke gegen den unmenschlichen Tyrannen um Hilfe angegangen, zweimal nach Thessalien; auf dem ersten Zuge ordnete er einen Thronstreit in Makedonien (wobei er den jungen Königssohn Philipp [§ 125] nebst dreißig edlen Makedonen als Geiseln nach Theben führte), wurde aber auf dem Rückzug von Alexander II. (§ 125) gefangen genommen und nur mit Mühe einige Zeit nachher durch Epaminondas' Klugheit und Tapferkeit wieder befreit. Übersicht über die Entwicklung Thessaliens. Jason von Pherä 394—370. Alexander von Pherä 370—359. 368

So war denn durch eine Reihe glücklicher Kämpfe und unvorhergesehener Glücksfälle Thebens Vorherrschaft zunächst in Mittelgriechenland unbestritten, und auch in den übrigen hellenischen Gemeinden trat der Umschwung zugunsten der Demokratie ein; überall stellte man die Thebens Hegemonie

unterdrückten Volksregierungen wieder her und vergalt den von den Spartanern eingesetzten Aristokraten mit Hinrichtung und Verbannung. Nur die Isthmosstaaten hielten treu zu Sparta. Furchtbar wütete von neuem an allen Orten die politische Gegnerschaft und forderte ihre blutigen Opfer; nirgends schrecklicher als 370 in Argos zur Zeit des „Skytalismos" (Stockprügeln), bei dem gegen 1200 aristokratische Bürger erschlagen wurden. Auch sonst zeigten sich die Wirkungen des Tages von Leuktra in der Peloponnes. Das zerstörte Mantineia (§ 122) wurde wieder aufgebaut; ja, das Volk der Arkadier versuchte sogar, unter der Führung des Staatsmannes Lykomedes von Mantineia, einen Gesamtstaat zu bilden, als dessen Hauptstadt man einen ganz neuen Ort gründete, Megalopolis (die „große Stadt"), das dem neuen Bund einen festen Halt verleihen sollte. Die Pläne der Spartaner und der ihnen ergebenen Parteien, dieses Unternehmen zu hindern, führten dazu, nur das zu vollenden, was man vor wenig Jahren noch nicht einmal geahnt hatte: die Vorherrschaft Thebens, an die sich alle die neuen demokratischen Staaten und Staatenbünde anschlossen.

Wirkungen

369

§ 124. Thebens Hegemonie bis zur Schlacht von Mantineia. Die Böoter waren weder so begabt wie die Athener, noch so kraftvoll und beharrlich wie die Spartaner. Ihr Vorrang war nur das Werk ihrer beiden großen Feldherren. Pelopidas war weltkundig, gewandt und tapfer, mehr ein Mann der Tat als des Wortes und trotz seines Reichtums und seiner vornehmen Abkunft ein feuriger Anhänger demokratischer Grundsätze; Epaminondas war hochsinnig, kriegserfahren und so gerecht, so uneigennützig und so arm wie Aristides. Bei einem gewandten, in den Ringschulen abgehärteten Körper besaß er einen scharfsinnigen, durch Nachdenken und Studien gestärkten Geist und bei angeborener Schweigsamkeit am geeigneten Orte eine eindringliche Beredsamkeit. — Bald nach der Schlacht von Leuktra zog Epaminondas in die Peloponnes, um die spartafeindliche Bewegung zu unterstützen, und nahte sich Lakoniens mauerloser Hauptstadt, die seit fünf Jahrhunderten keinen Feind in ihrer Nähe gesehen hatte. Da geriet Sparta in große Not. Die Arkadier und Argiver waren zu den Thebanern abgefallen; in den Periökenstädten zeigten sich aufrührerische Regungen; die Heloten waren von jeher unsicher in ihrer Haltung gewesen und warteten nur auf eine Niederlage ihrer Herren, um das verhaßte Joch für immer abzuschütteln. Aber in dieser gefahrvollen Lage bekundete sich des Agesilaos politische Umsicht und Feldherrntalent. Die trefflichen Verteidigungsanstalten des alten Königs und die entschlossene Haltung der Spartaner hielten Epaminondas von feindlichen Angriffen ab. Nachdem er das Land bis zur Südküste verheerend durchzogen hatte, kehrte er wieder nach Mittelgriechenland zurück.

Epaminondas geb. 451

Epaminondas in der Peloponnes 370

Trotz dieses Mißerfolgs erhielt Sparta aber einen unverwindlichen Schlag. Denn es gelang ihm, der verhaßten Stadt dadurch zu schaden, daß er die Autonomie der griechischen Staaten auch auf das bis dahin noch nie angetastete Messenien ausdehnte. Er rief die Messenier zur Freiheit auf, gab den aus der Fremde heimkehrenden Nachkommen der alten Bewohner das Land ihrer Väter (§ 75) und gründete die Stadt Messēne, der die blutgetränkte Berghöhe Ithōme (§ 56) als

Unabhängigkeit Messeniens 369

Burg diente. In kurzem strömten die vertriebenen Messenier scharenweise aus der Fremde zurück, um im heißgeliebten Lande der Väter ihre Wohnung aufzuschlagen; so spröde und abgeschlossen hatte sich ihr Volkscharakter gegen fremde Einflüsse erwiesen, daß die Heimkehrenden trotz einer fast dreihundertjährigen Verbannung nichts an der dorischen Sprache und Sitte eingebüßt hatten. Messeniens Herstellung war die eigentliche Todeswunde für Sparta.

Oligarchische Umtriebe in Theben

Nach der Rückkehr des Heeres von einem zweiten Zuge 369, der ergebnislos verlaufen war, wurden Epaminondas und Pelopidas von den einheimischen Oligarchen, den Gegnern des böotischen Einheitsstaates wegen Gesetzwidrigkeiten und Nichtbenutzung ihrer Erfolge angeklagt. Da sprach Epaminondas vor den Richtern: Er sehe ein, daß er das Gesetz verletzt und das Leben verwirkt habe; nur möchten sie auf sein Grab schreiben, daß er deshalb das Gebot übertreten habe und von den Thebanern mit dem Tode bestraft worden sei, weil er in Lakonien eingefallen sei, Sparta belagert und Messenien hergestellt habe. Zu verurteilen wagte man ihn zwar nicht, aber das nächste Jahr blieb er von den Geschäften ausgeschlossen.

Diese Krisis führte zu einer Lockerung der Bundesverhältnisse. Vor allem hielten sich die Arkadier für stark genug, um sich von Theben loszumachen, eigene Politik zu treiben und in der Peloponnes sich auszubreiten. Da trat ihnen Archidamos, des Agesilaos Sohn, entgegen und erfocht 368 in der „tränenlosen Schlacht" einen glänzenden Sieg, so daß man wieder an Theben sich anschließen mußte, wo Epaminondas, nach einem Umschwung in der Stimmung des Volkes, wieder an die Spitze des Staates berufen worden war.

Bund Athens mit Sparta 369

Er sollte bald Gelegenheit finden, seine Unentbehrlichkeit zu beweisen: denn das neuentstandene Übergewicht der Thebaner und ihre sich täglich mehrende Bundesgenossenschaft führte Athen und Sparta zu einem Bündnis, das das Gleichgewicht der Mächte erhalten sollte.

Dritter Zug des Epaminondas 367

Zunächst ohne Erfolg; denn unter Epaminondas Leitung geboten die Thebaner in Griechenland, wiederholten ihre Züge nach der Peloponnes und ordneten durch das Schwert oder durch schiedsrichterliches Einschreiten die verwirrten Verhältnisse in Thessalien und Makedonien. Dazu kamen die Hemmnisse, die den Athenern und Spartanern durch den großen Satrapenaufstand in Kleinasien 366 erwuchsen. Fast ganz Kleinasien sagte sich von dem schwächlichen Artaxerxes II. los, vor allem die Dynasten Datames von Kappadokien, Maussollos von Karien und andere mehr, und suchten die Unterstützung der Athener und Spartaner. In der Tat gingen auch Timotheos von Athen und Agesilaos ab, um mit Soldaten und Schiffen den Aufständischen zu helfen (§ 133).

Diese Verletzung des Königsfriedens machte aber den Thebanern den Rücken frei und begünstigte ihre weitgehenden Absichten auf eine Hegemonie in Hellas. Die erste Gelegenheit dazu bot sich in Thessalien. Der neue Tyrann von Pherä, Alexander (§ 123), griff um sich und brachte dadurch den thebanischen Bund in Gefahr. Um diesen zu schützen, zog Pelopidas mit einer Freiwilligenschar aus und brachte Alexander bei Kynoskephalä eine entscheidende Niederlage bei. Freilich wurde den

Schlacht bei Kynoskephalä 364

Böotern der Erfolg dadurch vergällt, daß Pelopidas auf dem Siegesfelde blieb. Sein Tod machte in Böotien tiefen Eindruck. In den Landstädten zeigten sich bundesfeindliche Neigungen und, um diesen vorzubeugen, zogen die Anhänger der Demokratie wider Orchomenos, die zweite Stadt des Landes, wo man eine Aristokratenverschwörung entdeckt haben wollte, zerstörten den Ort, ermordeten die Ritter und vornehmen Bürger und führten die übrigen Bewohner mit Weib und Kind auf den Sklavenmarkt. So verschwand das altberühmte Orchomenos, einst der goldreiche Sitz der Minyer (§ 56), aus der Reihe der griechischen Städte. Die nutzlose Zerstörung rief überall große Entrüstung hervor. „Wäre ich zu Hause gewesen," klagte Epaminondas, „die Greueltat wäre nicht verübt worden."

Böotische Flotte

Während dieser Vorgänge weilte er nicht in Theben; seine hochfliegende Seele hatte den Plan gefaßt, Böotien zu einer Seemacht zu entwickeln, es so dem Einfluß Athens zu entziehen und ihm die Hegemonie über alle Hellenen zu sichern. „Man muß die Propyläen von der Burg Athens nach der Vorhalle der Kadmea verpflanzen", lautet ein viel von ihm zitiertes Wort. Dazu drängten die Erfolge, die Timotheos in Kleinasien hatte, und so baute man denn, indem man Larymna in Lokris zum böotischen Haupthafen machte, eine große Flotte, die unter Epaminondas Oberbefehl in See ging. Ihr bloßes Erscheinen genügte, um den neuen attischen Seebund zu sprengen. Er wäre völlig in seine Urbestandteile zerfallen, wenn nicht die Ereignisse in der Peloponnes den Epaminondas nach Hause gerufen hätten. So vermochten denn Timotheos und Chabrias wenigstens einen Teil der Bundesgenossen im Gehorsam zu erhalten, wenngleich das wichtige Byzanz dauernd an die Perser verloren ging.

Kampf zwischen Arkadien und Elis 365—363

Eine Hemmung für die weitere Entwicklung der böotischen Hegemonie waren die neuentstandenen Streitigkeiten unter den mit Theben verbündeten peloponnesischen Staaten. In Korinth versuchte der Söldnerführer Timophanes sich zum Tyrannen zu machen, wurde aber von seinem eigenen Bruder Timoleon (§ 188) 366 überfallen und niedergemacht. In Sikyon versuchte man durch Hinterlist die Thebaner loszuwerden und tötete den Euphron, der sich zum Tyrannen machen wollte. Gefährlicher war der Streit zwischen Arkadien und Elis. Die Eleer verlangten die Räumung der Städte, die ihnen die Arkadier seit dem Königsfrieden (§ 122) hatten herausgeben sollen, und setzten sich durch einen Handstreich in deren Besitz. Darauf gingen nun die Arkadier zum Angriff über, besetzten Olympia und die Stadt Elis und bemächtigten sich der Tempelschätze. Jedoch fand dieser Eingriff in das Gesamteigentum der Hellenen selbst bei einer großen Partei der Arkadier Widerspruch. Man schloß mit den Eleern Frieden und behielt nur Triphylien für sich. Damit aber war die Kriegspartei nicht zufrieden; in dem notdürftig zusammengebrachten arkadischen Bundesstaate trat wiederum der alte Gegensatz von Mantineia
363 und Tegea hervor und bewirkte, daß sich die einen an die Lakedämonier anschlossen, während die anderen bei Theben Schutz suchten.

Damit war der Krieg von neuem entbrannt und als Epaminondas zum viertenmal mit Heeresmacht in die Halbinsel einzog, um Ordnung zu stiften, und sich abermals der bestürzten Hauptstadt Lakoniens näherte, da rafften die Spartaner unter Agesilaos' Leitung alle

ihre Kräfte zusammen und stellten sich, ermutigt durch die Verteidigung ihrer unbefestigten Stadt und von Athen und den arkadischen Aristokraten unterstützt, dem thebanischen Feldherrn entgegen. Da zog Epaminondas eilends ab, um wenigstens Mantineia noch schnell zu überrumpeln. Doch auch dies mißlang. Die athenischen Reiter traten den thebanischen Scharen entgegen und retteten die Stadt. So blieb nichts anderes übrig, als der Entscheidungskampf im offenen Felde. Die blutige Schlacht von Mantineia entschied für die Thebaner, allein ihr Sieg war durch den Tod des Epaminondas teuer erkauft. Ein Wurfspeer war ihm in die Brust gedrungen; erst als er die Niederlage der Feinde erfuhr, ließ er sich die Todeswaffe aus der Wunde ziehen und hauchte seine Heldenseele aus. Da der große Feldherr gefallen war, konnte Theben nicht mehr daran denken, die Hegemonie zu behaupten. Die allgemeine Erschlaffung, die nunmehr in Griechenland eintrat, machte den Frieden, zu dem der sterbende Epaminondas geraten hatte, notwendig. So ward denn ein allgemeiner Friede geschlossen auf Grund des gegenwärtigen Besitzstandes: Messenien blieb selbständig, Nordarkadien unter Mantineia, Südarkadien unter Megalopolis blieben bestehen. Nur Sparta schloß sich von dem Frieden aus, aber ohne damit etwas zu erreichen.

Schlacht von Mantineia 5. Juli 362

Allgemeiner Friede von 362

Mit Epaminondas' Tod brach der stolze politische Bau zusammen, den er aufgerichtet hatte. Die Basis war zu schmal gewesen, und deshalb war es nicht möglich gewesen, das errichtete Gebäude sicher zu gründen. Der Plan Spartas, die Nation in Atome zu zerreißen, war gelungen; aber die sich daran knüpfende Absicht, dadurch leichter zu herrschen, hatte das Schicksal durch die glänzende Episode von Thebens Hegemonie vereitelt. Die Ironie der Geschichte wollte es, daß gerade an dem Staate sich dasselbe Schauspiel wiederholen mußte, das er so oft an anderen Staatsgebilden, die nach einer Hegemonie über Griechenland strebten, hervorgerufen hatte. Denn trotz aller Anstrengungen glitt Sparta immer tiefer und ist niemals wieder zu einer Macht geworden.

Auch die zweite Garantiemacht des Königsfriedens, Persien, sollte schwere Krisen durchmachen. Ägypten hatte sich wieder losgerissen und wehrte sich in fünfzehnjährigem Kampfe (§ 34) gegen die persischen Satrapen. Glückliche Aufstände verleiteten auch die Herren der vorderasiatischen Provinzen, sich frei zu machen, und die griechischen Küstenstädte Kleinasiens sich ihnen anzuschließen, um ihren Anteil an der leicht zu gewinnenden Beute zu erhaschen. Der Aufstand, der schon 366 ausgebrochen war, ging stellenweise so weit, daß Datames sogar den Euphrat überschritt, und daß es schien, als werde sich Kleinasien, wie in ältester Zeit, in eine Reihe kleiner Fürstentümer auflösen. Freilich trauten die Führer der Aufständischen einander nicht, und dies war für den energischen Ochos, der 359 dem Artaxerxes II. folgte, die Handhabe, um überall die Autorität der Zentralgewalt wieder herzustellen. Überall aber griffen die Führer aus dem Mutterlande Hellas helfend und ratend in den Angelegenheiten der Satrapen ein. Sogar der greise König Agesilaos setzte mit einer Heeresabteilung nach Ägypten über und nahm an den Wirren (§ 34, 122) dieser aufrührerischen Provinz Anteil. Dort fand er auch sein Ende; an der Spitze eines abwärts gleitenden Staates

Der Satrapenaufstand 366—359

360

mußte er trotz hervorragender Regenteneigenschaften es erleben, daß das, was er tat, ihm und seinem Volke zum Unheil ausschlug.

Niedergang Athens

Auch Athen hatte keine Erfolge aufzuweisen und glitt ebenfalls auf der Bahn zur Bedeutungslosigkeit immer weiter abwärts. Zwar versuchte es in dem sogenannten Bundesgenossenkrieg die 357—355 abgefallenen Seestaaten wieder zu unterwerfen; allein diese leisteten unter dem Beistand des karischen Königs Maussōllos (§ 131) kräftigen Widerstand, bis die Drohungen Persiens die Athener von Auflösung des athenischen Seebundes 355 weiteren Eroberungsversuchen abschreckten. Sie verzichteten auf ihre Seeherrschaft und trugen dadurch noch mehr dazu bei, daß das nunmehr aus lauter freien Republiken bestehende Griechenland einem zerrissenen Körper glich und alle Staaten sich in einem solchen Zustand der Schwäche befanden, daß keiner mehr Anspruch auf die Hegemonie erheben konnte. Innerlich erholte sich zwar Athen, besonders unter der weisen und umsichtigen Leitung des Eubulos, der vor allem die Finanzkraft des Staates stärkte; aber die alte Seemacht war dahin und trotz aller Versuche, auch nur die Reste wiederzugewinnen, die nach 355 abgebröckelt waren, blieb es dabei.

Aufkommen des Individualismus und Sozialismus

Der Hauptgrund für die politische Erschlaffung und das Sichabfinden mit dem Unvermeidlichen war aber die tiefe Friedenssehnsucht der Massen, die durch jede Störung in ihrer Erwerbstätigkeit empfindliche Verluste erlitt. Eine Anzahl interessanter Schriften aus jenen Tagen bekunden uns deutlich die Tendenz, daß man vom Großmachtstaumel abzusehen habe, wenn man nicht die am allernächsten liegenden Interessen gefährden wolle. Die politischen Tendenzen traten immer mehr zurück, und an ihrer Stelle kommt die soziale Frage auf, die von jeher auf eine Lösung im Sinne der Verneinung des Staates hingewirkt hat; der Individualismus und der aufwachsende Kapitalismus einerseits und anderseits der erstarkende Sozialismus, die vom Vaterlande weg oder über das Vaterland hinausstrebten, trugen die Schuld, daß Hellas' Geschichte so klanglos zu Ende geht, und daß selbst Männer wie Demosthenes nichts gegen diese allmählich überstark gewordenen Tendenzen vermochten.

So war denn für Hellas der Augenblick gekommen, wo im heillosen Kampfe aller gegen alle jeder gemeinschaftliche Staat, der über die Grenzen der Kantone hinausging, unmöglich erschien. Alle Regierungsformen waren versucht worden, die besten einheimischen Kräfte hatte das hochgebildete Volk nutzlos verbraucht, den nationalen Staat hatten sie nicht erreichen können. Da sollte den Hellenen Hilfe von da kommen, von wannen sie es nie gedacht hätten, von dem in jugendkräftiger Machtfülle erhaltenen erblichen Königtum im Norden und von dessen genialem Vertreter, dem König Philipp.

Viertes Kapitel.

Die makedonische Zeit (360—190 v. Chr.).

A. Philipp von Makedonien (359—336).

Überschau und Vorblick. In den Leidensjahren des griechischen Volkes seit 404, während derer der Nation jeder große und einheitliche

Gedanke fehlte, sahen wir das Kämpfen sehr verschiedener Tendenzen, das so lange unentschieden hin und her wogte, bis die Kräfte der Nation in sich verzehrt waren und sie die Führung an eine neuaufsteigende Macht abgeben mußte.

Der Stadtstaat und seine Wirkung

Der Wunsch, ein großes Reich zu gründen, ist erst von den Doriern, dann von den Joniern, schließlich von den Böotern gehegt und nahe an die Verwirklichung gebracht worden. Er scheiterte aber an dem Wesen der griechischen Staatsform, der Polis. Man kam vom Wesen des Stadtstaates nicht los und konnte sich nicht entschließen, die Unterworfenen an den Vorteilen der Gemeinschaft zu beteiligen. Das hatte zunächst üble Folgen in wirtschaftlicher Beziehung, da man sich nirgends von einer Stadt- zu einer Volkswirtschaft zu erheben vermochte, den Verkehr nur willkürlich regelte und die volle Ausnutzung der Bodenkräfte und der Bevölkerung erschwerte. Der Geist der Gewaltsamkeit trat überall der natürlichen Entwicklung entgegen. — Die zweite üble Folge war politisch, einmal eine ewiger Kreislauf von sozialen und bürgerlichen Krisen, die die üblichen wirtschaftlichen Erscheinungen der Revolution mit sich brachten, und zweitens die beständigen Kriege mit den Kantonsnachbarn, die überall den wirtschaftlichen Ruin des Feindes beabsichtigten. So war denn in jener Zeit der Volkswohlstand mehr als einmal in Frage gestellt, ja öfters sogar beinahe vernichtet worden.

Lange Jahre hatte sich der Stadtstaat behauptet; die Polis erschien den Hellenen als das Staatsideal und die „kleinräumige Tendenz" der hellenischen Welt hatte zwar einen hingebenden Patriotismus und die völlige staatliche Allmacht der Polis gegenüber dem einzelnen hervorgebracht. Aber gerade in ihren Vorzügen lag auch der Keim ihres Untergangs.

Denn ein Stadtstaat und die ihn schützende Politik kann sich nur behaupten, wenn keine mächtigeren Umwohner das Gleichgewicht eines solchen nationalen Mikrokosmos stören. Er muß aber schwinden, wenn solche Mächte eingreifen, oder wenn die natürliche Expansion seines Volkes die Kräfte an die Peripherie treibt und Zusammenstöße mit den Nachbarn unvermeidlich sind. Er wird dann vergehn, und zwar um so eher und gründlicher, je mehr die einzelnen Stadtstaaten im Ringen miteinander oder auch im eignen Innern ihre Kräfte verzehrt haben.

Das Ringen im Innern wird wieder die Tyrannis zeitigen, und so kam es denn auch in jener Unglückszeit, wie die Tyrannen von Pherä, Dionys I. und die kleinen Herrscher in der Peloponnes zeigen, bis auf Machanidas und Nabis herab. — Das Ringen miteinander wird auswärtigen Mächten die Möglichkeit geben, die kraftlos gewordenen Gebilde zunächst zu unterwerfen und dann ihren eignen Zwecken dienstbar zu machen. Wenn eine verwandte Macht an der Peripherie sich der Führung bemächtigt und, die Völker schonend, sie mehr an sich angliedert als ihnen ihren überlegenen Willen aufzwingt, so kann die Nation noch eine Zeit herrlicher Nachblüte erleben. Es war ein Glück für die damalige Hellenenwelt, daß nicht der umgekehrte Fall eintrat und eine fremde, starke Macht ihre Stadtstaaten beseitigte, und daß die orientalische Flutwelle im Ablaufen begriffen war, und mit dem

Absterben ihrer Stadtstaaten zeitlich ein Aufsteigen des gesamten Okzidents zusammenfiel. Denn damit wurde die Kultur, ja gewissermaßen die Existenz der Hellenen gerettet. Nur war es weder Athen noch Sparta bestimmt, den Orient zu gewinnen, denn ihre Macht war dahin; es mußte eine neue Macht kommen, die in einer Hand lag und den Willen des Schicksals erfüllte. Das makedonische Königtum war dazu bestimmt, Griechenland zum Sieg über den Orient zu führen und das Vordringen des Okzidents, daß eine Zeitlang unterbrochen schien, zu einem Abschluß zu bringen. Schon nach Salamis und Himera setzt ja das Vordringen Europas nach Asien ein, aber erst jetzt wird ein voller Erfolg errungen. Ihn ergänzen dann die Römer durch ihren Sieg über Karthago, ihn nehmen sie im Osten als Erben der Griechen auf; er wird mit gewisser Einschränkung (Parther, Neuperser) behauptet, bis Asien im Islam sich zu neuem Ansturm ermannt (II, § 1).

Bedingungen des makedonischen Erfolgs

Der beispiellose Erfolg der Makedonier hatte zur Voraussetzung, daß der Okzident mit *vereinter Kraft* vordringen konnte und keine heimischen Widersacher den Vorkämpfern für Europa in den Rücken fielen. Diese Forderung erfüllte Philipp dadurch, daß er faktisch den griechischen Einheitsstaat schuf. Dadurch war gegeben, daß der Gegner mit ausreichenden und geeigneten Kräften angegriffen ward. Der themistokleische Gedanke der griechischen Seeherrschaft ward von neuem aufgenommen, diesmal jedoch verknüpft mit der von den Doriern ausgebildeten Wehrhaftigkeit zu Lande, und damit dem numerisch schwachen Heere der Abendländer gegenüber den gewaltigen Streitermassen des Orients der Sieg gesichert.

Weltmonarchie

Die Folge des ungeheuren Sieges war die *Schaffung einer Weltmonarchie*. Trotz des hellenischen Sieges wäre der Kampf jedoch nutzlos gewesen, da die Zahl der Sieger viel zu klein war, um das eroberte Gebiet auch zu durchdringen, der Vorteil wäre dem Orient geblieben, da der Schwerpunkt der neuen Monarchie auf Babylon fiel und damit dem neuen Gebiete ein orientalischer Charakter aufgedrückt ward, wenn nicht die Kraft des abendländischen Geistes das Werk, das die makedonischen Lanzen nicht zu Ende zu bringen vermocht hatten,

Hellenismus

vollendet hätte. Der *Hellenismus*, d. h. der attisch-ionische Geist, nahm diesen Teil des Streites auf. Durch ihn drang die griechische Philosophie vor, drängte die orientalische Religion und Kultur zurück und reichte dem indischen Brahmaismus die Hand. Der Hellenismus brachte die Früchte seiner Wissenschaft und belehrte damit die Orientalen; er überschüttete sie mit den Gebilden seiner Kunst und lehrte sie „griechisch" verstehen, bis tief in das Hochland von Iran hinein. Nicht zum wenigsten aber waren es seine praktischen Gaben, die Kunst der Städteerbauung und Städteverwaltung, die auch dem erbittertsten Gegner Achtung und Beachtung abnötigten. So war der Hellenismus die stärkste und schärfste Waffe, mit der Alexander focht. Er schützte am nachhaltigsten den Erfolg der makedonischen Waffen, und er behauptete den heiß umstrittenen Boden, bis die Römer kamen. Solange die Hellenen die geistige Grenzwacht hielten, solange der Hellenismus stark und kräftig war, vermochten es die religiösen und politischen Kräfte des Orients nicht, über den

Euphrat vorzudringen. Erst als der Hellenismus kraftlos ward und abstarb, erhob sich das Arsakidenreich mit seinem Mazdaismus, kamen die Sassaniden mit dem Parsismus auf und endlich der größte religiöse Impuls des Orients, der Islam, der die Asiaten weit über den ehemaligen Schauplatz der bisherigen Kämpfe hinaus bis an das Herz Europas tragen sollte.

Das Land Makedonien

§ 125. Geschichte Makedoniens bis auf Philipp. Nördlich von dem eigentlichen Griechenland liegt das rauhe Gebirgsland Makedonien (§§ 56, 58), dessen Bewohner aus einem Völkergemenge verschiedener Abkunft bestanden, unter dem sich auch einige griechische Stämme befunden haben mögen. Ursprünglich auf den waldigen Berghöhen des skardischen Gebirges (Schar-Dagh) seßhaft, sind die Makedonier allmählich in die Talebene des Axios und an das Küstenland herabgestiegen und haben ihr Reich ostwärts bis zum Strymon und südwärts bis zu den kambunischen Bergen und an den Olympos ausgedehnt. An der Spitze des Staates standen erbliche Könige aus dem Hause der Argeaden, die ihre Abkunft von den Herakliden in Argos herleiteten und ihren Herrschersitz in Edessa (später Aga) in der Landschaft Emathia innehatten. Freilich darf man sich ihre Macht nicht unumschränkt denken. Denn die Makedonier waren freie Männer, ein Bauernvolk mit eigenem Besitz, eigener Gemeindeverfassung und eigenen Gerichten. Das Heer galt als versammeltes Volk, das zur Beratung und zum Gerichte zusammengerufen ward. In dem Heere selbst tritt ein zahlreicher Adel, die „Hetairoi" hervor, der zu der Person des Königs in näherer Beziehung stand. Größere Städte und Handelszentren im griechischen Sinne gab es nicht. Nur an der Meeresküste lagen hellenische Kolonien, meist Handelsniederlassungen, im bewußten politischen Gegensatze zum Binnenlande, das mit seiner Bevölkerung um die Wende des fünften Jahrhunderts an die homerischen Zeiten oder auch an die Germanen der Völkerwanderung erinnert. Krieg, Jagd und Viehzucht bildeten die einzige Beschäftigung der rauhen, abgehärteten Männer, die meistens zu Pferde in den Kampf zogen, nur denjenigen ehrten, der einen Feind erschlagen hatte, und das einfache und einförmige Alltagsleben durch laute Gelage, Ritterspiele und prunkvolle Gastmähler unterbrachen. Mit Tapferkeit verbanden sie List und Verschlagenheit.

Könige

Heer

Griechischer Einfluß

Einige Zeit den Persern zinspflichtig, machten sich die Makedonier die Siege der Griechen zunutze, um das fremde Joch abzuschütteln, und Alexander I., der Philhellene, erschlug einen Teil des nach der Schlacht bei Platää (§ 94) durch Makedonien fliehenden Kriegsheeres. Die Nachricht, die er vor dem Schlachttage dem spartanischen Feldherrn von dem bevorstehenden Angriffe überbrachte, hatte zu dem Sieg des Pausanias hauptsächlich beigetragen. Durch mehrere einsichtsvolle Könige, besonders durch den klugen Perdikkas II. und durch Archelaos, den Freund hellenischer Kultur und Poesie, bei dem Euripides (§ 101) weilte, und dem der Maler Zeuxis (§ 102) in Pella Palast und Tempel mit Kunstwerken schmückte, war Makedonien durch Einführung des griechischen Heerwesens und griechischer Einrichtungen dem gebildeten Hellas näher gerückt worden, nur daß die Freiheit und politische Gleichberechtigung aller Staatsangehörigen keine solche Ausdehnung erhielt wie in Griechenland, schon darum nicht, weil die hellenische Bildung nicht Eigentum des gesamten makedonischen Volkes wurde, sondern nur die höheren Stände und insbesondere die Hofwelt berührte. Darum wies auch Sokrates den vorteilhaften Ruf des Königs stolz zurück. Auf Archelaos, der auf der Jagd durch zwei von ihm beleidigte Günstlinge ermordet worden war, folgten nach langwierigen Streitigkeiten Amyntas II. und III., unter deren Herrschaft Makedonien durch Thronkämpfe, Verwirrung und innere Unruhen an den Rand des Unterganges geführt ward. Nicht nur, daß der König gegen den neuen Bundesstaat der Olynthier (§ 122) seine Hauptstadt Pella einbüßte, bis er mit Hilfe der Spartaner wieder in deren Besitz kam, er hatte auch mit den kriegerischen Illyriern und den Bewohnern des make-

Amyntas I. 540—498
Alexander I. 498—454
Perdikkas II. 454—413
Archelaos 413—399
Orestes 399
Aeropos 399—394
Thronwirren 394—392
Amyntas II. 392—390
Amyntas III. 389—369

donischen Berglandes zu kämpfen, die einen Gegenkönig begünstigten, und konnte nur unter dem Beistande des thessalischen Adels sich in der Herrschaft behaupten. Des Amyntas zwei älteste Söhne starben nach kurzer Regierung, der erste (Alexander) auf Anstiften seiner Mutter Eurydike durch die Mörderhand seines Halbbruders Ptolemäos, der zweite (Perdikkas) in einer unglücklichen Schlacht wider die Illyrier und Hochländer.

Alexander II. 369—368. Perdikkas III. 364—359.

Unter solchen Umständen, als äußere Feinde und innere Parteikämpfe die Nation zu vernichten drohten, erlangte des Amyntas III. jüngster Sohn Philipp die Regierung, ein Mann, der ganz geeignet war, die seit der Schlacht von Mantineia frei gewordene Herrschaft in Griechenland an sich zu reißen. Er hatte einige Jahre (368—365) als Geisel in Theben gelebt (§ 123) und sich sowohl hier als in anderen griechischen Städten mit dem Wesen, den Sitten und der Kultur der Hellenen vertraut gemacht; daher liebte und begünstigte er die griechische Bildung und ihre Pfleger, so sehr er auch im übrigen den Sitten seines Volkes treu blieb und selbst die Trunksucht seines Adels teilte. Philipp vereinigte mit der Gewandtheit eines Staatsmannes die Talente eines Feldherrn, die Tätigkeit und Ausdauer eines Kriegers und das großmütige und freigebige Wesen eines königlichen Herrschers. Seine politische Klugheit riet ihm, den starken, waffen- und vermögensmächtigen Adel an sich zu ketten, um zu unumschränkter Macht zu gelangen. Deshalb war es auch seine erste politische Tat, diesen ganz für sich zu gewinnen und durch militärische Unternehmungen zu einem gefügigen Werkzeuge zu machen. Mit seinem trefflichen Heere, das aus schwer bewaffneten Fußgängern, gewandten Reitern und einer tapferen Garde bestand, konnten sich keine Soldtruppen messen. Die mit langen Lanzen, Schwertern und großen Schilden bewaffnete Fußarmee bildete die berühmte Phalanx (d. h. ursprünglich Spinne, die alle Füße von sich streckt), deren gewaltigem Anprall, wenn sie mit vorgestreckten Lanzen anrückte, kein Feind zu widerstehen vermochte. Im Besitze ansehnlicher Reichtümer, wußte er durch die Künste der Bestechung seinen Unternehmungen nicht minder Erfolg zu verschaffen, als durch das Glück der Waffen, und seine List und Verschlagenheit, die auch vor einem Treubruch nicht zurückschreckte, ließ ihn alle Vorteile erspähen.

Philipp 359—336. Phalanx.

§ 126. Die Lage der griechischen Staaten. Ein günstiges Geschick führte Philipp gerade in dem Augenblick auf den makedonischen Thron, als sich bei den Griechen allgemein das Gefühl regte, daß man aus der Zersplitterung herausmüsse, um alle nationalen Kräfte zusammenzufassen. Bei den edelsten Geistern der Nation blieb der Gedanke bestehen, daß man dieses hohe Ziel aus eigner Kraft erreichen könne und müsse, und darum wehrten sie sich mit aller Macht gegen das Eingreifen des nordischen Königs (Demosthenes, Hypereides). Eine andere Partei, die dasselbe Ziel anstrebte, suchte einen Ausweg dadurch zu finden, daß sie die Eroberungspolitik der kimonischen Zeit empfahl, um durch Bekämpfung des Perserreichs die innere Krankheit der Staaten zu heilen (Phokion, Isokrates). Ein Hauptmittel, um zu diesem Ziele zu gelangen, erblickte Isokrates in dem Anlehnen an die Monarchie, deren staatenbildende Kraft er erkannt hatte; zunächst schloß er sich an Jason von Pherä, dann an die beiden Dionyse von Syrakus an, endlich an das makedonische Königtum, dessen Aufschwung Günstiges zu verheißen schien. Eine dritte Partei endlich schloß sich bedingungslos an Philipp an und begünstigte seine Pläne, selbst dann, wenn diese sich gegen die eigenen Landsleute richteten (Äschines, Philokrates). Es war gewiß nicht das makedonische Geld allein, das ihre Handlungsweise bestimmte, wie ihre erbitterten Gegner ihnen oft genug Schuld geben wollten. Denn diese Männer hatten das unzweifelhaft richtige Gefühl, daß Griechen-

Politische Ziele der griechischen Parteien.

land sich aus eigner Kraft niemals wieder würde erheben und seine Kräfte zusammenfassen können. Darum wählten sie das kleinere Unglück, wurden dem Makedonierkönig untertan und strebten mit ihm auf sein doppeltes Ziel los: Griechenlands Kräfte in Eins zusammenzufassen und dann diese zu benutzen, um den persischen Koloß zu zertrümmern.

Nicht nur politische, auch kulturelle und wirtschaftliche Einflüsse hatten die Hellenen auf diesen Punkt geführt. Ehe das gigantische Ringen zwischen Athen und Sparta begann, hatte Athen einen solchen Wohlstand erreicht, daß seine Kultur fast überfeinert erschien und seine Bewohner in den glücklichsten äußeren Verhältnissen lebten. Dann kam der Kampf, der den beiden Faktoren des attischen Aufschwungs, dem blühenden Seehandel und den billigen Ernährungspreisen, den Tod zu bringen schien: die konservativen Ackerbaustaaten triumphierten. Aber mit der Hegemonie mußten sie auch das athenische Erbe antreten: die freiere Beweglichkeit des Eigentums und die Großmachtspolitik nach außen. Die letztere führte Sparta, das seiner ganzen Weise nach nur auf eine Herrschaft innerhalb des Isthmos eingerichtet war, bis an den Abgrund und brachte dort durch die bedeutende Verminderung seiner Vollbürger zugleich eine wirtschaftliche Revolution hervor (§ 122). Noch härtere Schläge erlitt der Wohlstand Spartas durch die Wegnahme Messeniens, durch die seinen Bürgern auf einmal die Hälfte ihres Grundeigentums verloren ging. Auch Athen vermochte sich, trotz vieler Anstrengungen seiner Staatsmänner, nicht wieder an die Spitze der Hellenen zu stellen. Denn die Not der Zeit, die das große athenische Reich zusammengeschweißt hatte, war zwar durch die Ohnmacht aller Beteiligten geschwunden, aber auch der edle Patriotismus, der selbstverleugnend alles an alles setzte, war dahin. Geblieben aber war aus den früheren großen Zeiten der Hang, sich an den Freuden des Daseins zu ergötzen, ohne freilich die Opfer bringen zu wollen, die jene glücklicheren Tage als selbstverständlich voraussetzten. Das bürgerliche Leben ging in üppigem Luxus dahin. Die perikleische Einrichtung der Entlohnung für (§ 100) dem Staat geleistete Dienste wurde immer mehr erweitert, sogar dahin, daß man den Bürgern Geld gab, um ohne Arbeitsverlust ins Theater gehen zu können (Theorikon). Die früher üblichen Leiturgien wurden nicht mehr geleistet, weil der allgemeine Wohlstand so gesunken war, daß der einzelne die Opfer für so bedrückende Leistungen nicht mehr aufbringen konnte. Nicht mehr einzelne, sondern ganze 357/356
Vereine (Symmorien) mußten zusammentreten, um die Ausrüstung der Schiffe zu besorgen. Das Prozeßwesen wurde des Richtersolds halber ein wahrer Unfug. Die Ausstattung der Theaterstücke mußte 355
der Staat übernehmen. So war es denn kein Wunder, daß es den Leitern der athenischen Finanzen, unter denen sich wahre Genies, wie Eubulos (§ 124) und Lykurgos, befanden, nie gelingen wollte, den leeren Staatssäckel zu füllen. Indirekte Steuern und Monopole brachten bei dem in seiner Menge bedürfnislosen Südländervolke wenig ein, und die direkten Steuern vom Vermögen wurden als sehr hart empfunden. In Zeiten außergewöhnlichen Bedarfs war die Steuerdecke des Staates stets zu kurz, da nach dem Peloponnesischen Krieg keine Aussicht mehr

war, auch nur nennenswerte Barbestände zu sammeln. Deshalb kam man zu dem sehr bedenklichen Mittel, die Tempelschätze zu säkularisieren, ein Verfahren, das man von dem älteren Dionys gelernt hatte, und das schon anderwärts sehr beliebt geworden war. So nahmen sich die Argiver die Schätze von Olympia (§ 124), so wurden die Schätze der attischen Tempel verbraucht. Ein ähnlicher Vorgang sollte auch Philipp die erwünschte Gelegenheit bieten, um sich in die inneren Verhältnisse von Hellas einzumischen.

§ 127. Philipps Einmischung in die griechischen Angelegenheiten. Der phokische Krieg. Zunächst ging Philipps Bestreben dahin, sein Reich durch feste Begrenzung nach der Landseite hin gegen feindliche Einfälle abzuschließen und ihm zugleich den Zugang nach der See zu öffnen. Kaum hatte er aber durch glückliche Kriege gegen die Illyrier und die Thraker sein Gebiet nach Westen und Osten erweitert und gesichert, die griechischen Städte Amphipolis, Pydna und Potidäa unter seine Herrschaft gebracht und in der Nähe der ersteren in einer an alten Goldbergwerken reichen Gegend die feste Stadt Philippi auf einer steilen Anhöhe angelegt, so boten ihm die Kriege um Delphi die Veranlassung, sich in die inneren Angelegenheiten der Griechen zu mischen.

Eroberungen in der Chalkidike 357/356

356

Der phokische Krieg 355—346

Die Thebaner wollten nämlich ihr Übergewicht zur Unterjochung des benachbarten Phokis benutzen, wo Freibürger und Freibauern seit Menschengedenken in einem freien Städtebund lebten, und bedienten sich dazu des delphischen Amphiktionenbundes (§ 71), vor dessen Gerichte sie die Phoker anklagten, sie hätten einige zum Tempelgut gehörige und mit einem alten Fluch beladene Strecken Landes in Besitz genommen. Das Amphiktionengericht, durch die Stimmen mehrerer kleiner Bundesglieder ganz in das Interesse der Thebaner gezogen, verurteilte die Phoker zu einer schweren Geldbuße, sprach, als diese die Zahlung der die Kräfte des armen Landes weit übersteigenden Summe weigerten, den Bann über sie aus und übertrug die Ausführung der Strafe den Thebanern. Die Phoker, von den Spartanern und Athenern unterstützt, beschlossen, sich zu wehren. Sie besetzten die Stadt Delphi, bemächtigten sich des reichen Tempels und warben mit dessen Schätzen ein großes Söldnerheer, mit dem sie zehn Jahre lang glücklich allen Angriffen ihrer Feinde widerstanden und sogar einige böotische Städte in ihre Gewalt brachten. Furchtbar wütete die Rache der rauhen Phoker und ihrer räuberischen Söldnerscharen, die an Philomelos und seinem Gesinnungsgenossen Onomarchos kühne und tatkräftige Führer und an der Tempelstadt Delphi einen festen Stützpunkt hatten. Es entbrannte ein Kampf, der an Schrecklichkeit den blutigsten Auftritten des Peloponnesischen Kriegs nicht nachstand. Der Tod des kühnen Philomelos, der nach der Niederlage bei Reon sich über eine steile Felsenhöhe hinabstürzte, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen, brachte nicht den gehofften Frieden. Sein leidenschaftlicher Waffengefährte Onomarchos und sein Bruder Phayllos setzten den Kampf mit solchem Erfolg fort, daß sie nicht nur die Feinde aus dem phokischen Gebirgsland hinausschlugen, sondern auch nach Böotien und Thessalien verheerende Streifzüge unternahmen.

355

Schlacht bei Reon 354

Diese Einfälle bewogen die Thessaler, den König von Makedonien zu Hilfe zu rufen. Philipp folgte der Einladung, die seitens des thessalischen Bundes unter den Aleuaden an ihn ergangen war, erlitt aber zunächst schwere Niederlagen und entging nur dadurch der Vernichtung, daß Onomarchos durch eine Bedrohung in seinem Rücken sich genötigt sah, sich alsbald wieder gegen die Böoter zu wenden.

Schlacht auf dem Krokosfelde 352

Im folgenden Jahre rückte Philipp wiederum nach Thessalien, in dem einzelne Tyrannen, vor allem Lykophron und Peitholaos von Pherä, die Mörder und Nachfolger des Tyrannen Alexander (§ 123), die früher auf seiten der Böoter gegen die Phoker gefochten hatten, sich an die Phoker angeschlossen hatten; hier stellte sich ihm Onomarchos auf dem Krokosfelde bei dem phthiotischen Theben entgegen und erlitt eine entscheidende Niederlage. Onomarchos wurde im Kampf erschlagen und als Leiche von den Makedonen ans Kreuz geheftet; an dreitausend Gefangene verloren als Tempelräuber ihr Leben durch Ertränken. Durch diesen Sieg befreite Philipp Thessalien von seinen Tyrannen und rückte als neuernannter Oberfeldherr des thessalischen Bundes gegen die Phoker vor. Aber eine athenische Flotte unter Eubulos sperrte ihm den Thermopylenpaß, denn zahlreiche hellenische Staaten, denen der Gedanke kam, daß Philipp nicht ganz uneigennützig handele und einem verborgenen Ziele zustrebe, hatten Verstärkungen geschickt, so daß Philipp unverrichteter Sache wieder abziehen mußte.

Philipp Mitglied des Amphiktionenbundes 346

Im Innern von Phokis selbst schleppte sich der Kampf so lange fort, bis 346 die delphischen Tempelschätze erschöpft waren und damit die Möglichkeit entfiel, die großen Söldnerheere noch länger zu unterhalten. Da auch Athen mit Philipp Frieden schloß (§ 128), trat der letzte Führer der Phoker, Phalaekos, des Onomarchos Sohn, mit Philipp in Unterhandlung und erhielt nach Auslieferung des Landes und der Thermopylenpässe freien Abzug. Nun mußten sich die Phoker ergeben und eine hohe Strafe (10 000 Tal.) bezahlen; sie wurden als Fluchbeladene aus dem Amphiktionenbund gestoßen, und Philipp, der sich das Ansehen eines Gottesstreiters gegeben und seine Soldaten mit dem Lorbeer des pythischen Apollo bekränzt ins Feld hatte rücken lassen, trat an ihre Stelle. Die phokischen Städte wurden zwar geschleift, jedoch ihr Schicksal war erträglich; offenbar wollte Philipp auch mit diesem Stamme es nicht ganz verderben, zumal er die Absicht hatte, auch über Mittelgriechenland hinauszugreifen und sich in die von neuem verwirrten Verhältnisse der Peloponnes zu mischen und Sparta gegen die Arkadier und Eleier auszuspielen. Von nun an galt er als Hellene und nahm an dem Amphiktionenbund und an den olympischen Festspielen teil, und die zwieträchtigen Griechen wählten den frommen Beschirmer des apollinischen Heiligtums zum Schiedsrichter in ihren inneren Streitigkeiten.

Anwachsen der monarchischen Partei

Diese Stellung verdankte Philipp vor allem der in Athen stetig anwachsenden monarchischen Partei, deren Stimmführer Isokrates war, und die in ihrer Art genau so gut panhellenisch dachte als Demosthenes, nur daß sie in der monarchischen Spitze von Hellas das Heil des Volkes erblickte; ja sie waren es vielleicht noch mehr als Demosthenes,

denn dieser hatte ja nur die Stärke Athens im Auge, die aber nur denkbar war bei der Schwäche seiner Nachbarn, und damit den uralten Interessengegensatz fortpflanzte, der jede wirklich kraftvolle, panhellenische Politik ausschloß. Dem Isokrates schloß sich übrigens der kühle und vorsichtige Phokion (§ 128) an, und es mögen wohl auch Fäden von den Philosophenschulen zu Philipp hinübergeführt haben.

Folgen des heiligen Krieges

Der heilige Krieg hatte nicht allein für die Phoker, die, von Natur rauh, durch den langen Kampf und den Umgang mit barbarischen Söldnertruppen mehr und mehr verwilderten, die verderblichsten Folgen, sondern auch für ganz Hellas. Die mit dem Kriege verbundene Beraubung der Tempel tilgte vollends alle Ehrfurcht vor den Göttern aus den Herzen der Griechen. Goldene Gefäße, Kränze und Kunstwerke von unschätzbarem Werte und ehrwürdig durch ihr Alter, fielen in die Hände roher Söldnerscharen und ihrer Anführer, die sie zum Teil an feile Personen verschenkten oder mit dem heiligen Gute den niedrigsten Wucher trieben. Die durch Ausmünzung der Weihgeschenke bewirkte sehr starke Vermehrung des Geldes wirkte verderblich auf die Preisbildung der wichtigsten Lebensbedürfnisse ein, und der Untergang der Tempelschätze, unter denen sich auch zahlreiche Depositen befanden, gab den Handelsverhältnissen und dem öffentlichen Kredit in ganz Hellas einen empfindlichen Stoß.

§ 128. Philipp und Athen. Demosthenes. Während dieser Kämpfe hatte Philipp nicht vergessen, auch anderwärts seine Ausbreitungspolitik zu betreiben. Die rauhen Länder an seiner Nordgrenze reizten ihn ebenso wie die reichen Städte, die an den Küsten des Ägäischen Meeres lagen. Indem er die Schlaffheit der Athener und die Zwiespältigkeit der anderen Hellenen ausnutzte, gelang es ihm, mit Ausnahme des chalkidischen Bundes alle griechischen Ansiedlungen nördlich der Thermopylen in seine Gewalt zu bringen. Schon während des phokischen Krieges hatte sich Philipp des festen Torone bemächtigt und andere Städte von Grund aus zerstört. Früher hatten sich die Chalkidier an Makedonien angelehnt; jetzt begannen sie, an Athen einen Rückenhalt zu suchen. Olynth, das Haupt des chalkidischen Bundes, schloß mit Athen einen Bundesvertrag auf gegenseitige Hilfe, und Philipp erklärte ihm daraufhin den Krieg. Auf Betreiben des Demosthenes (§ 126, 130), der damals das Haupt der antimakedonischen Partei war und in gewaltigen Reden den Patriotismus seines Volkes zu entflammen wußte, wurde eine Hilfsflotte unter Chares nach Olynth geschickt, die dem Vordringen Philipps halt gebieten sollte. Jedoch durch einen Aufstand auf Euböa wußte sich Philipp der Athener zu entledigen. Trotz Phokions kraftvoller Verteidigung ging die herrliche Insel den Athenern verloren, und zugleich fiel auch Olynth in die Hände Philipps, der das strengste Kriegsrecht walten und die Stadt dem Erdboden gleichmachen ließ. Infolge dieses Mißgeschicks ließ man in Athen entmutigt die Hände sinken. Selbst Demosthenes' gewaltige Beredsamkeit, die in der ersten philippischen Rede (351) und in den drei olynthischen Reden (350—348) die Athener zu ernstlichen Maßregeln gegen den nordischen Eroberer antrieb, vermochte das Volk nicht mehr aufzustacheln.

Kämpfe auf der Chalkidike 351—348

Olynths Fall 348

Verhandlungen mit Athen

Anderseits fürchtete auch Philipp, dessen kühle Politik durch Augenblickserfolge sich nicht zu kühnem Vordringen hinreißen ließ, doch für den Augenblick einen Krieg mit Athen, das durch gewaltige Anstrengungen wieder über eine große Flotte verfügte. Darum machte er verschiedene Versuche, sich den Athenern zu nähern. Dort wies man die gebotene Hand nicht zurück, und so kam es denn im Jahre 346 zu

einer Gesandtschaft nach Makedonien (der sogenannten Truggesandtschaft), an der Demosthenes, Aschines, Philokrates und andere teilnahmen. In den Friedensverhandlungen, die sich hier entspannen, zeigte sich Philipp als ein den Athenern weitaus überlegener Diplomat; er behielt sich Amphipolis vor und beharrte überhaupt darauf, den Athenern alle Stellungen im Norden, mit Ausnahme der thrakischen Chersones, abzusprechen und für sich zu behalten; schließlich kam man überein, auf dieser Grundlage den Frieden abzuschließen. Trotz starken Widerspruchs in der athenischen Volksversammlung wurde der Friede beschworen. Friede des Philokrates 346

Nun erst konnte Philipp Phokis, wie gesagt (§ 127), zu Boden schlagen und Amphiktione werden. Das neu hervorbrechende Mißtrauen Athens schadete ihm nichts, da er den Thermopylenpaß in der Hand behielt. Doch zunächst lag ihm nicht daran, in die inneren Verhältnisse Griechenlands einzugreifen; erst mußte sich sein weit ausgedehntes Reich befestigen. Aber eine warnende Stimme sagte den Athenern, daß der Zeitpunkt herannahte, wo sie sich auf Philipps Zugreifen gefaßt machen mußten. Darum konnte die makedonische Partei keinen Boden mehr bei ihnen finden, und der erste, der dafür büßen sollte, war ihr Haupt, Aschines, der von Demosthenes angeklagt ward, durch sein Verhalten bei der Truggesandtschaft Athen benachteiligt zu haben. Durch einen klug eingefädelten Gegenprozeß wußte er aber den gegen ihn gerichteten Schlag zu parieren. Mißstimmung in Athen 343

Inzwischen dehnte Philipp teils durch Geld und Überredung, teils durch Waffengewalt seine Machtsphäre in den nordgriechischen Landschaften immer weiter aus; Thessalien, das eine Erhebung gegen ihn plante, wurde 344 durch sein schnelles Eingreifen genötigt, eine Verfassung unter vier Tetrarchen anzunehmen, die ganz von ihm abhängig waren; ganz Euböa wußte er zu gewinnen, und Epirus mit seinen machtlosen Dynasten fiel ihm ebenfalls zur Beute und wurde seinem Schwager Alexander als Königreich überwiesen. Als sogar das feste Ambrakia in seine Hände kommen sollte, da gingen auch den andern griechischen Kleinstaaten die Augen auf, und Athen war aus seiner Isolierung erlöst. Besonders trug dazu bei das Vordringen des Philipp nach Thrakien, wo ihm das verfallende Odrysenreich eine leichte Beute geworden war. Die antimakedonische Partei gewann unterdes in Athen die Oberhand, was sich durch die Ablehnung des „Geschenkes" der früher athenischen Insel Halonnesos (unsicherer Lage), als der Athener unwürdig, deutlich aussprach. Weiteres Vordringen Philipps 343

Die Seele des Ganzen war Demosthenes, der sich einen klaren Einblick in die Machenschaften des makedonischen Königs verschafft hatte und lieber umkommen als sein Vaterland ihm ausliefern wollte. Als er sah, daß Philipp immer weiter nach Süden um sich griff und der Kampf unvermeidlich wurde, beschloß er, dem König zuvorzukommen. In seinen berühmten Philippiken, vor allem in der gewaltigen dritten, bewies er, daß man kämpfen müsse, wenn man nicht untertan sein wolle, und bewirkte Bündnisse mit Byzanz und den Thrakerstädten. Im Jahre 341 begann der Kampf auf Euböa, wo die Athener Oreos einnahmen, das Philipp zwei Jahre vorher sich Demosthenes gegen Philipp 341

angeeignet hatte. Phokion befreite die Insel und machte sie wiederum zu einer Vormauer für den Staat.

Unterwerfung Thrakiens 340

Philipp ließ sich durch diesen athenischen Vorstoß nicht stören und führte inzwischen die Unterwerfung Thrakiens ruhig zu Ende. Im Sommer 340 wandte er sich gegen Perinthos und Byzanz. Zunächst erzwang er die Einfahrt in die Propontis, indem er die thrakische Chersones vorübergehend besetzte. Bis dahin hatten die Athener ruhig zugesehen; als aber Philipp sich daran machte, auch Byzanz zu besetzen, den wichtigen Schlüssel der pontischen Handelsstraße, da schickten die 340 Athener Flotte und Heer zu Hülfe, und unter Phokions tatkräftiger Leitung gelang es, die Makedonen zur Aufgabe der Belagerung zu nötigen. Damit hatte sich Demosthenes eine unbegrenzte Popularität erworben, die er dazu anwandte, die Theorika (§ 126) in Athen abzuschaffen, um dadurch Geld für Heer und Marine zu gewinnen und durch ein neues Finanzgesetz die Lasten für die Erweiterung der Flotte und des Landheeres gerechter zu verteilen und bedeutend zu erhöhen.

§ 129. Einigung Griechenlands unter Philipp. Philipp suchte nun bei dem bevorstehenden Entscheidungskampfe die Athener ins Unrecht zu setzen und verklagte sie bei den Amphiktionen wegen Religionsfrevels. Aber der Pfeil prallte auf die Lokrer, die Philipp hierbei vorgeschoben hatte, selbst zurück. Die Lokrer von Amphissa wurden nämlich beschuldigt, eine dem delphischen Apollon geweihte Strecke Landes an sich gerissen und unter den Pflug genommen zu haben, ein lächerlicher Vorwurf, der aber auf eine gewisse Formalgläubigkeit berechnet war, gerade wie man es einst im ersten heiligen Kriege mit den Phokern von Krisa gemacht hatte (§ 82). Das Amphiktionengericht legte den Schuldigen eine schwere Geldbuße auf, und als die Zahlung nicht erfolgte, wurde auf seinen Antrag die Ausführung der Strafe dem makedonischen König, als dem mächtigsten Bundesgliede, übertragen. Diesem konnte nichts erwünschter sein; von einem siegreichen Zuge gegen die Skythen an der Donau heimgekehrt, eilte er nach Griechenland, eroberte und bestrafte Amphissa und gab die krisäische Ebene, den Gegenstand des Haders, dem delphischen Tempel zurück. Dann aber griff er unvermutet weiter, überlieferte die Seefestung Naupaktos den mit ihm verbündeten Atolern und besetzte unerwartet die feste phokische Stadt Elateia, die den Zugang zu Böotien beherrschte.

Dritter heiliger Krieg 339—338

Besetzung Elateias 339

Diese Nachricht wirkte wie ein Donnerschlag und trieb Theben zum Anschluß an Athen. Nunmehr mußte es ja jedem klar werden, daß Philipp sein Absehen auf die Herrschaft auch über Mittelgriechenland gestellt hatte. Demosthenes ging sofort als Gesandter nach Theben, vermittelte ein Bündnis und bewirkte die Ausrüstung einer beträchtlichen Streitmacht. Aber die ungeübten, in der Eile zusammengezogenen und von schlechten Führern (vor allem dem unfähigen Athener Chares, dem man es schon zu verdanken gehabt hatte, daß Olynth verloren gegangen war [§ 128]) befehligten Truppen konnten der überlegenen und kriegsgeübten Phalanx der Makedonen nicht widerstehen. Trotz der Tapferkeit der heiligen Schar von Theben, die insgesamt auf der Walstatt blieb, gewann Philipp die Schlacht von Chäronea, die

August 338

der griechischen „Freiheit" auf immer ein Ende machte, aber die griechische Einheit begründete. Bei Chäronea legte Philipps Sohn Alexander die ersten Proben seines Feldherrntalentes und Kriegsmutes ab; seinem kraftvollen Reiterangriff verdankten die Makedonen den blutigen, aber glänzenden Sieg. Das ganze Heer, in dessen Reihen auch Demosthenes als einfacher Soldat mitgefochten hatte, zerstreute sich in wilder Panik. Der Eindruck der Niederlage war furchtbar, vor allem in Theben, wo man sich den harten Forderungen Philipps bedingungslos fügen mußte. Die Verluste an Menschen waren ungeheuer gewesen; eine gemeinschaftliche Gruft, geschmückt mit dem riesenhaften Standbilde eines Löwen, das jetzt wieder aus den Bruchstücken aufgebaut ist, umschloß die gefallenen Thebaner. geb. am 21. Juni 356

In Athen herrschte bei der drohenden Annäherung Philipps in allen Ständen großer Kampfeifer, den der Redner Lykurgos (§ 126) in folgenden kräftigen Zügen geschildert hat: „Kein Alter entzog sich in jenen Tagen der Rettung des Staats, als das Land die Bäume, die Toten die Särge, die Tempel die Waffen hergaben." Auf Antrag des Hypereides gab man den Sklaven als Lohn des Kampfes die Freiheit, den Metöken und Fremden das Bürgerrecht, den Ausgewanderten und Ehrlosen die Wiederherstellung der Heimatsrechte; die Flüchtlinge dagegen erklärte man für Verräter. An die Stelle des unfähigen Chares wählte man den rechtschaffenen Phokion zum Befehlshaber und rückte unerschrocken zum Kampfe aus. Diese Energie mochte Philipp von einem Angriff auf Attika abschrecken; denn das Übergewicht Athens zur See war immer noch unzweifelhaft. Er zögerte lange und suchte durch gute Behandlung der Kriegsgefangenen die erloschenen Sympathien in Athen wieder zu beleben. Stimmung in Athen

Bald legte sich auch in Athen die Kampflust, die Friedenspartei gewann die Oberhand, und unter Vermittlung des Demädes kam es zu einem verhältnismäßig günstigen Frieden, in dem Athen seine politische Selbständigkeit behielt, aber die thrakische Chersones aufgeben und den Seebund auflösen mußte. Härter erging es Theben: es mußte seine Toten und Gefangenen um schweres Lösegeld loskaufen, sich in die Auflösung des böotischen Bundes finden, Orchomenos und Platää wieder aufbauen, die oberste Regierungsgewalt einem Ausschuß der makedonischen Partei übergeben, makedonische Besatzung in die Kadmeia aufnehmen, den böotischen Bund auflösen und die unterworfenen Städte freigeben. Auch Sparta, das sich dem fremden Schiedsrichter nicht fügen wollte, mußte durch Verwüstung des Küstenlandes und durch Verlust sämtlicher Untertanenlandschaften den Widerstand büßen. Demosthenes, der zum Lohn des zwischen Athen und Theben vermittelten Bundes zum zweitenmal mit einer Bürgerkrone geschmückt worden war, wurde nach der Schlacht von seinen Gegnern vor Gericht gestellt, aber nicht nur ehrenvoll freigesprochen, sondern mit dem Auftrage beehrt, den bei Chäronea Gefallenen, deren Asche Philipp nach Athen geschickt hatte, die Leichenrede zu halten. Auch erteilte man ihm den Auftrag, die Ausbesserung der athenischen Mauern zu beaufsichtigen; da er hierbei aus seinen eigenen Mitteln zulegte, beantragte Ktesiphon 336 für ihn einen goldenen Kranz, der dann der Anlaß zu der berühmten Kranzrede geworden ist. Friede des Demades 338

Moderne Auffassungen von den Kämpfen Philipps und der Politik des Demosthenes

Die Beurteilung dieses Kampfes und der dabei wirkenden Kräfte und Tendenzen ist in der neueren Zeit sehr verschieden gewesen. Lange Zeit hat man den Kampf gegen Philipp als Freiheitskampf angesehen und demgemäß Demosthenes verherrlicht und seinen Gegner herabgesetzt. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß die Gesinnung des Demosthenes bei aller unbezweifelbaren Ehrlichkeit etwas Doktrinäres an sich hat. Sein Grundideal ist rein demokratisch; für eine Monarchie, die positiv wirken könne, hat er kein Verständnis. Dazu kam, wie schon gesagt, sein Streben, nur Athen groß zu machen, und zwar auf Kosten der Nachbarn, also eine Tendenz, die nur die früheren Gedanken wiederholte und für die neuen Zeiten unbrauchbar war. Darum haben neuere Beurteiler (z. B. Beloch) ihn einen Fanatiker genannt und mehrfach der bewußten Lüge geziehen (Holm, Blaß). Sie sind darin zu weit gegangen, man wird lieber der Verteidigung (von Hartel und Schäfer) beistimmen und ihn als in gewissem Sinne sehr einseitigen und befangenen Politiker ansehen, der sich aber bewußt war, daß er mit Athens Größe auch einen historisch wohlbegründeten Anspruch verteidigte (Kärst, Pöhlmann) Wenn ihm auch das Auge für die Unvermeidlichkeit des makedonischen Aufschwungs fehlte, wenn der Sieg der Makedonen im Interesse des Hellenentums nur zu wünschen, ja nötig war, um den begonnenen Aufschwung des Westens gegen den Osten zu vollenden, und Demosthenes dies nicht einsehen konnte oder wollte, jedenfalls hat er ehrlich und treu seinen Standpunkt festgehalten: es war sein Los, als Vorkämpfer des alten Stadtstaates zu fechten, und sein Verhängnis, daß er seine großen und herrlichen Geistes- und Charaktergaben an ein verschwindendes und erlöschendes Ideal setzte.

Neugestaltung Griechenlands

Nunmehr konnte Philipp zur politischen Neugestaltung Griechenlands schreiten. Denn er sah sich der Verwirklichung seines zweiten Zieles nahe, an der Spitze sämtlicher griechischen Staaten das morsche Reich der
337 Perser anzugreifen, und berief deswegen eine Nationalversammlung nach Korinth, um einen hellenischen Bund unter makedonischer Oberleitung abzuschließen und die Heerfahrt in den Orient vorzubereiten. Hierbei ging er mit der größten Mäßigung vor, beließ allen Staaten die Autonomie und verhinderte dabei doch die kantonalen Kämpfe, so daß die ganze Kraft der Nation in einen Strom und zu einem Ziele gelenkt werden konnte. So brachte er denn das große Einigungswerk zustande, und die wenigen Jahre der Einheit, die auf Philipps Sieg von Chäronea gefolgt sind, haben genügt, um das unermeßliche Gebiet des Perserreichs der griechischen Nation zu unterwerfen, und ihr damit die Möglichkeit gegeben zu der Ausbreitung, deren sie bedurfte, wenn sie nicht wirtschaftlich zugrunde gehen sollte. Ja, die Jahre der Einheit haben der griechischen Kultur erst den Weg zur Weltkultur geebnet.

Panhellenischer Bund

Der neugegründete panhellenische Bund war eine Art Landfriedensgarantie, die von allen und für alle von einem Bundesrate gewährleistet wurde. Dieser Bundesrat (das Synedrion) galt zugleich als Gerichtshof gegen bundesbrüchige Mitglieder. Das Schwergewicht lag natürlich bei Makedonien, dessen König die unbeschränkte Führung in allen Bundeskriegen übertragen ward. Der erste praktische Fall dieser Vorherrschaft war der Angriffskrieg gegen Persien, der damals, wie es scheint, formell beschlossen und Philipp übertragen worden ist.

Moderne Beurteilungen des neuen Bundes

Die Wirkung und der Wert des neuen Bundes ist in moderner Zeit ebenfalls sehr verschieden beurteilt worden: die einen (Droysen, Oncken) sehen in ihm die festeste Stütze für ein nationales Königtum; andere (Schäfer, Kärst, Pöhlmann) erkennen zwar an, daß der Bund den föderativen Gedanken unter den Hellenen sehr verstärkte, betonen jedoch, daß ihnen die Bundesverfassung von dem makedonischen Königshaus aufgezwungen wurde, dessen Interessen vornehmlich zu dienen hatte und deswegen von den Griechen wieder abgeschüttelt wurde, sobald die Lebensinteressen der hellenischen nicht mit denen der makedonischen Staaten zusammenfielen. Nur wenn es gelang, den Gedanken der nationalen Zusammengehörigkeit über die besonderen politischen Zusammenhänge zum Siege zu verhelfen, war von dem Bunde etwas zu hoffen. Daß der geniale König das gewollt hat, und daß er wohl auch in ganz anderer Weise die hellenischen Kräfte zum Kampfe gegen

Persien heranziehen wollte (es war z. B. verboten, daß irgendein Hellene gegen ihn dienen durfte, was den Zug der Söldner nach Persien verhindern sollte), als später unter Alexander geschah, darf man als sicher annehmen.

Philipps Tod 336

Philipp selbst freilich war es nicht beschieden, zum Weltkriege zu schreiten. Schon war er zum unumschränkten Oberfeldherrn ernannt und jedem Staat die auf ihn treffende Truppenzahl bestimmt, als er auf der Scheitelhöhe des Glücks bei dem glänzenden Hochzeitsfeste seiner Tochter zu Aegä, der alten Totenstadt der makedonischen Könige, von einem beleidigten Leibwächter Pausanias entweder aus Privatrache oder auf Anstiften der eigenen zurückgesetzten Gemahlin Olympias ermordet wurde. Pausanias selbst, von den erzürnten Soldaten auf dem Platze erschlagen, konnte kein ferneres Zeugnis geben; Olympias aber, in unversöhnlichem Haß, ehrte des Mörders Andenken und ließ Philipps zweite Gattin, die schöne Kleopatra, und deren Sohn sofort töten.

Entwicklung der Rhetorik

§ 130. Die griechische Literatur und Wissenschaft des vierten Jahrhunderts. An die Stelle der gewaltigen Dichtkunst, die das geistige Leben des fünften Jahrhunderts beherrscht hatte (§ 101), trat seit den inneren Kämpfen die Rhetorik, deren Anfänge sich (§ 113) als eine Abzweigung der Philosophie darstellten. Ihr gefeierter Meister war der Leontiner Gorgias gewesen, dessen tönende Perioden mit ihrer strengen Stilisierung an die Steifheit der archaischen Kunst erinnerten. Bald regte sich dagegen Widerspruch, und gemäß der einfachen Schönheit der klassischen Kunst suchten Lysias und einige andere zu natürlicheren und weniger prunkvollen Formen der Rede zurück zu gelangen. Indes der wichtigste und einflußreichste Schüler des Gorgias, Isokrates aus Athen, hielt streng an den gorgianischen Regeln fest, und teils durch die Not der Zeit, teils durch seine hohe Begabung darauf hingewiesen, pflegte er die überkommene Prunkrede, in der er seinen politischen (§ 126) Idealen Worte lieh. In prachtvoll dahinrollenden Perioden, mit bis in das Kleinste durchgefeilten Wort- und Gedankenspielen, sucht er durch seine politischen Broschüren (denn keine seiner Reden ist ja wirklich von ihm gehalten worden), Anhänger für seine Ansicht zu gewinnen. Nicht geringeren Einfluß wie als Redner und politischer Schriftsteller übte dieser merkwürdige Mann als Lehrer der Beredsamkeit. Dem ganzen jüngeren Geschlecht drückte er seinen Stempel auf; fast alle die attischen Redner haben von ihm gelernt, die rhetorisierende Geschichtschreibung eines Theopompos und Ephoros zeugen von isokrateischem Stile und Gedankengange, ja sogar in die Staatsverträge und öffentlichen Erlasse ist seine Ausdrucksweise übergegangen. Nach unserer Empfindung sind des Isokrates Arbeiten zu kalt und geklügelt, als daß sie uns begeistern könnten. Den wahren Strom der Empfindung aber, der uns packt und fortreißt, finden wir bei seinen Schülern Demosthenes, Hypereides und Aschines, die in mancher Beziehung wieder an die lysianische Einfachheit anknüpften. Machtvoll, wie des Sturmes Wetter, rauschte des ersteren Rede hin, nur barg sich unter dem prächtigen, so natürlich klingenden und doch so sorgsam durchgefeilten, streng rhythmisierten Strome der Worte bisweilen eine anfechtbare Beweisführung. Einfacher und natürlicher war Hypereides. Aschines schließlich steht dem Demosthenes an Feinheit des Witzes nahe und gleicht ihm an Kraft des Ausdrucks.

Einfluß des Isokrates

Die zehn attischen Redner

Andokides um 420

Antiphon † 411

Der Sammelfleiß der alexandrinischen Gelehrten hat uns die Reden von zehn attischen Rednern aufbewahrt. Unter diesen hatte Andokides (§ 109) noch am meisten das Gepräge alter Einfachheit und schmuckloser Beredsamkeit beibehalten, während sein Zeitgenosse Antiphon, der Lehrer des Geschichtschreibers Thukydides (wegen Teilnahme an dem Umsturz der demokratischen Verfassung im Peloponnesischen Kriege (§ 110) mit dem Tode bestraft) sowohl durch Errichtung einer Rednerschule als durch Anfertigung bestellter Gerichtsreden schon den Weg der späteren Rhetoren einschlug. Von ihm sind eine Anzahl Reden erhalten, die sich alle auf Blutprozesse beziehen; ganz neuerdings ist auch in einem Papyrus ein Stück der Verteidigungsrede zutage gekommen, die er in dem Hochverratsprozeß von 411 gehalten hatte. Von Andokides ist die bekannteste Rede, die er für sich in dem Hermokopidenprozeß (§ 109) gehalten hat. Sonst ist er uns

nur als Rechtsanwalt und Redenverfertiger für andere bekannt geworden. — Dasselbe tat auch Lysias, der, von syrakusanischen Eltern geboren, sich auf Perikles' Aufforderung in Athen niederließ, im Jahre 435 mit der attischen Kolonie nach Thurioi in Unteritalien zog, wo er sich in seiner Kunst vervollkommnete, und dann nach seiner Rückkehr in Athen und dem Verluste seines Vermögens durch die Dreißig (§ 112) eine Rednerschule errichtete und um Geld auf Bestellung Reden fertigte. An seinen Reden, von denen wir noch 34 besitzen, wird die Reinheit und Klarheit der Sprache, die Anschaulichkeit der Darstellung, der einfache und anmutige Stil gepriesen. Seine Leichenrede zu Ehren der im Kriege Gefallenen (deren Echtheit jedoch von vielen bestritten wird) gehört in die Gattung der Lob- und Prunkreden, Panegyriken genannt, die nun immer allgemeiner wurden. — Von der Wende des Jahrhunderts an nahm die Redekunst eine entschiedene Richtung zur Künstlichkeit, wozu die Ausbildung des Theaterwesens mit seinem Mimen- und Gebärdenspiel und die Zunahme diplomatischer Verhandlungen nicht wenig beitrugen. Das Haupt dieser durch Glätte des Stils, Vollendung des Periodenbaues und Wohllaut der Sprache ausgezeichneten Redner ist der Athener Isokrates, der, wie es heißt, als achtundneunzigjähriger Greis nach der Schlacht von Chäronea freiwillig den Hungertod starb, um nicht den Untergang der griechischen Freiheit überleben zu müssen. Von seinen 21 Reden, die richtiger als politische Broschüren zu bezeichnen sind, ist am berühmtesten seine Lobrede (Panegyrikos) auf die Athener, in der er zu beweisen sucht, daß nicht den Spartanern die ihnen im antalkidischen Frieden (§ 122) übertragene Hegemonie gebühre, sondern den Athenern, und diese zur Eintracht und zum Kriege wider die Perser zu ermahnen strebt; er soll an dieser Lobrede zehn Jahre gearbeitet und gefeilt haben. Nachdem lange Zeit die Reden des Isokrates nur formell anerkannt, inhaltlich aber als wertlos angesehen worden sind, werden sie von den Neueren (Ed. Meyer, Beloch) als eine der wichtigsten Quellen für die Erkenntnis der Zustände Griechenlands angesehen und ihrem Verfasser das Verdienst zugeschrieben, für die wahren Aufgaben seiner Nation das beste Verständnis gehabt zu haben. — Isäos, ein Schüler von Lysias und Isokrates, und gleich diesen das Haupt einer Rednerschule und Verfasser bestellter und bezahlter Reden, galt als ganz besonders befähigter Jurist, zeichnete sich aber auch durch rhetorische Kunst aus. Seine Spezialität waren Erbschaftsreden. Die Aufnahme in den Kanon verdankt er der entwickelten Kunst der Beweisführung, die freilich oft an das Rabulistische streift. — Demosthenes, der Sohn ehrbarer bürgerlicher Eltern von einigem Vermögen, das ihm durch betrügerische Vormünder größtenteils entrissen wurde, genoß den Unterricht des Isokrates und Isäos mit solchem Erfolg, daß er als das unerreichte Muster der Redekunst anzusehen ist. Sein Fleiß und sein Studium sind dabei nicht weniger bewunderungswürdig als sein Talent und seine edle vaterländische, wenn auch nicht weitblickende Gesinnung. Zunächst begann er seine Praxis als Advokat, bezeichnenderweise immer als Ankläger, im Gegensatz zu Cicero, der vor allem als Verteidiger glänzte. Späterhin wandte er sich ganz der Staatsrede zu, in der seine philippischen Reden für immer mustergültig geworden sind. Die höchste Blüte entfaltete seine Kunst in der Kranzrede. Ein gewisser Ktesiphon hatte nach Philipps Tode die Bekränzung des Demosthenes beantragt (§ 129). Äschines, der politische Gegner des Demosthenes, hatte den Antrag bekämpft, und es entspann sich in dem daraus entstehenden politischen Prozesse ein Redekampf, wie es nur wenige gegeben hat; der eigentliche Prozeß trat ganz und gar in den Hintergrund, denn in den beiden Reden, in denen sich die ebenbürtigen Gegner maßen, erörterten sie hauptsächlich ihre einander bekämpfenden politischen Absichten und Endziele. Der alles aufregende Prozeß endigte mit einer schmählichen Niederlage des Äschines, der von da ab sein Vaterland meiden mußte. Die zahlreichen Prozeßreden des Demosthenes gewähren uns viele erwünschte Einblicke in die damaligen Privatverhältnisse Athens. — Äschines, ebenfalls ein hochbegabter Mann, kam an Rednertalent dem Demosthenes nahe. Er entfaltete in den drei Reden, die wir noch von ihm besitzen, eine große Meisterschaft in Schilderungen von Charakteren, Sitten und Leidenschaften und behielt aus seiner früheren Schauspielerlaufbahn eine große Gewandtheit der Darstellung. — Gleichgesinnt mit Äschines war ein anderer atheniſcher Redner Demädes, von dem aber keine Reden mehr vorhanden sind, wahrscheinlich weil er sie nicht aufgeschrieben, sondern improvisiert hatte. — Schüler von Isokrates war der Athener Lykurgos (§ 126), gleich Demosthenes Hypereides einer der Hauptgegner des Makedoniers Philipp. Seine noch heute vorhandene Rede gegen Leokrates gehört zu den besten Werken antiker Beredsamkeit und gibt einen schönen Beweis von der sittlichen Würde des Mannes, dessen Strenge seinen Namen zum Schrecken aller Staatsverbrecher und aller Räuber des Staatsvermögens machte. — Hypereides war ein Mann von großem Talent (§ 141), von dem uns durch eine Reihe Papyrusfunde sechs ganze Reden wiedergeschenkt worden sind, darunter eine Leichenrede auf die im lamischen Kriege (§ 141) Gefallenen, schließt die Reihe der großen attischen Redner, doch besitzt der Korinther Deinarchos, der letzte Redner in der alexandrinischen Sammlung, noch einige Spuren der attischen Beredsamkeit, die er sich durch seine Ausbildung in Athen angeeignet hatte.

Lysias 450—380

Isokrates 436—338

380

Isäos 348—340

Demosthenes 384—322

330

Äschines 389—314

Demades um 350

Lykurgos um 330

Hypereides † 322

Deinarchos um 300

Einen starken Einfluß erfuhr durch die Rhetorik auch die Dichtkunst. Poesie
Schon oben wurde auf die tiefgehenden Unterschiede hingewiesen, die die sophistische Redeweise eines Euripides von der einfachen Klarheit des älteren Dramas trennen. Noch viel deutlicher wird dies in den Erzeugnissen der neueren Komödie (§ 101) und in den Hervorbringungen der Epik und Lyrik.

Unter dem Einfluß der Rhetorik steht endlich auch die Geschichte. Die Geschichtschreibung
Geschichtschreiber des vierten Jahrhunderts huldigen alle, soweit es den Stoff angeht, dem beherrschenden Staatsideal der aristotelischen Philosophie, und formell zeigen sie sich sämtlich als Isokrateer, wohlgeschult in allen Feinheiten eines sorgsam durchgefeilten Stils. Dem sich erweiternden politischen Blicke des Volkes entspricht die Erweiterung des historischen Betrachtungsgebietes. Anfänglich kannte man nur Stadtgeschichte, dann die politische Geschichte einzelner Staaten und Völker. Jetzt wurde der Schritt zur Weltgeschichte durch Ephoros von Kyme getan, der damit das gleichzeitige Werk des Anaximenes in den Schatten stellte und in der Folgezeit solche Bedeutung gewann, daß man ihn als den Gewährsmann der Vulgata in der griechischen Geschichte bezeichnen kann. Ephoros setzte mit der Eroberung der Peloponnes durch die Herakliden (§§ 69, 73) ein und führte die Geschichte hinab bis zum phokischen Kriege. Sein Sohn setzte sie fort bis zum Übergange Alexanders nach Asien. Der große Erfolg, den des Ephoros Darstellung davongetragen hat, bestand hauptsächlich darin, daß er das gab, wonach das damalige Publikum verlangte, ein reiches Material, bequem zusammengestellt in lesbarer, dem Zeitgeschmack entsprechender Darstellung. Größere Auszüge seines Werkes liegen in der historischen Bibliothek des Diodor (§ 244) vor. Ein anderer Schüler des Isokrates, Theopompos von Chios, wurde einer der gefeiertsten Darsteller der Zeitgeschichte; mit dem Glanz der isokrateischen Sprache verband er in seinen philippischen Geschichten inneres, ihn oft zur Parteileidenschaft fortreißendes Feuer. Daher pflegte schon Isokrates von beiden zu sagen, daß Ephoros des Spornes, Theopomp aber des Zügels bedürfe. Von Theopompos sind durch die Papyrusforschung neuerdings beträchtliche Stücke eines Geschichtswerkes (Hellenika, in denen er gegen Xenophons gleichnamiges Werk polemisiert zu haben scheint) hervorgetreten, die viele neue Nachrichten über die gesamthellenische Geschichte bringen. Die Tendenz seiner Geschichtschreibung war durchaus gegen Athen, und der Monarchie günstig; daher hat er auch in der Hauptsache die Geschichte der Makedonen und ihre Erfolge zur Darstellung gebracht.

Ephoros von Kyme bis 340

Theopompos 380—310

Neben der Geschichtschreibung ging die Erdkunde einher, und aus Erdkunde
jener Zeit stammen eine ganze Anzahl Erweiterungen des geographischen Wissens, die in sogenannten Umfahrten (Periploi) niedergelegt wurden; von ihnen sind die beiden wichtigsten die des Skymnos von Chios und des Skylax von Karyanda. Nachdem die pythagoreische Lehre von der Kugelgestalt der Erde überall Eingang gefunden hatte, wurde auch die Astronomie stark durch die Pythagoreer beeinflußt. Die größte Wirkung übte das Weltsystem des Eudoxos aus, dessen Himmelseinteilung nach Sternbildern wir heute noch folgen. Derselbe Mann wirkte auch bahnbrechend auf dem Gebiete der Mathematik. Diese früher von der spekulativen Philosophie nicht immer geschätzte Wissenschaft nahm im vierten Jahrhundert, besonders von der Akademie (§ 116) gepflegt, einen immer breiteren Raum ein und fand ihrerseits Berührungspunkte mit der Medizin, die damals noch ganz unter dem Einfluß des genialen Hippokrates stand, dessen Bücher viel gelesen wurden, und der eine ganze Schule (die sich nach dem Heilgotte Asklepios die Asklepiaden nannte), vor allem auf Kos, seiner Heimatinsel, um sich sammelte, die dann auch ihre Erfahrungen mehrfach literarisch verwertete. Ähnliches geschah auch zur Fortbildung der Naturwissenschaften, in denen sich vor allem Aristoteles und seine Schüler auszeichneten. Ihm und seinem Schüler Theophrast verdanken wir die ersten befriedigenden Leistungen in der Zoologie und Botanik. Die ganze Zeit nahm ihre Richtung vom Spekulativen zum Empirischen; das zeigte sich vor

Skymnos
Skylax
Eudoxos um 320
Hippokrates geb. 460
Theophrast 372—287

allem in der Umwandlung in der Philosophie durch Aristoteles, und diese war eine Vorstufe zu dem gelehrten Treiben, das man als Alexandrinismus bezeichnet.

Entwicklung des Kunstsinns

§ 131. Die Kunst im vierten Jahrhundert. Von Perikles' bis zu Alexanders Tod standen die bildenden Künste im höchsten Flor. Kunstsinn war damals in Griechenland eine allen Klassen gemeinsame Gabe; die Kunst war mit dem ganzen Volkstum verwachsen, sie bildete den idealen Boden des gesamten nationalen Lebens in Religion und Sitte, in den städtischen Einrichtungen wie im häuslichen Berufe; die ganze Gefühls- und Denkweise, das ganze Sein und Tun der Griechen war künstlerisch, das Wesen des Hellenentums und das Wesen der Kunst liefen in ihren innersten Wurzeln zusammen. Nicht nur boten die herrlichen Tempel mit ihrem Reichtum an Skulpturen und mit den Göttergestalten der Olympier der Kunsttätigkeit und dem schöpferischen Formensinn ein weites Gebiet; auch die städtischen Gebäude und Theater, die Straßen und Plätze, die Brunnen und Tore wurden durch Kunstwerke geschmückt. Einen berühmten und verdienten Mann wußten die Hellenen nicht besser zu ehren, als durch Errichtung einer Bildsäule oder durch Aufstellung seiner Büste oder Herme, und jede Stadt setzte eine Ehre darein, viele Bildsäulen auf ihren Straßen und freien Plätzen zu besitzen. Der schöne, durch keine häßliche Kleidertracht entstellte Körperbau der Griechen und das durch die gymnastischen Übungen in den Ringschulen erleichterte Studium nackter Körper in den verschiedensten Stellungen begünstigten die Ausbildung der plastischen Kunst. Man hat die beiden vorhergehenden Perioden (§§ 91, 102) gewöhnlich die des archaischen und des erhabenen Stils genannt und dem vierten Jahrhundert den sogenannten schönen Stil zugeschrieben. Damit soll gesagt sein, daß diese dritte Periode griechischer Kunstübung sich im Wesentlichen damit begnügt hat, das Überkommene weiter auszubilden, und das ist insofern richtig, als vor allem die Technik auf das sorgsamste und feinste durchgebildet wurde und zu einer Eleganz der Darstellung gelangte, die die früheren Gebilde noch nicht ahnen ließen; aber an eigenartiger Weiterbildung und neuen künstlerischen Gedanken hat es trotzdem nicht gefehlt.

1. Architektur

In der Architektur bewahrte der Tempel noch immer die weitaus wichtigste Stelle. Neben den wuchtigen dorischen Stil, dessen Säulen gleich Baumstämmen dem bloßen Erdboden entwuchsen (§ 91), und dem gefälligeren ionischen Stil, der das Kapitäl und die Basis geschaffen hatte (§ 102), trat nun als dritte Form der korinthische Stil. Jedoch hielt man sich im Tempelbau immer noch an die beiden ersteren Ordnungen und verwandte die korinthische Säule zunächst nur im Innern. Die künstlerische Ausgestaltung der korinthischen Säule zeigt sich vor allem am Kapitäl, das aus zwei Reihen übereinander stehender Akanthusblätter so herauswächst, daß eine Reihe längerer Blätter mit einer Reihe kürzerer abwechselt. Eine neue Erfindung war der Rundtempel, für den als klassisches Beispiel die Tholos des Polyklet in Epidauros angeführt wird. Diese Bauform ging dann mit den griechischen Baumeistern nach Italien über und fand dort zahlreiche Vertreter, z. B. die Sibyllentempel in Cumä und in Tivoli an den Aniofällen, den Vestatempel in Rom u. a. m. Vielfach wurden auch die Denkmäler zum Gedächtnis großer Männer in dieser Form erbaut, so das noch heute erhaltene Lysikratesmonument in Athen (Laterne des Diogenes). Damit war der Übergang zum künstlerischen Profanbau gegeben, der zum erstenmal in den Fürstenschlössern in Pella und Syrakus höhere Anforderungen an den Baumeister stellte. Leider sind von Profanbauten aus dieser Zeit keine Denkmäler erhalten.

2. Plastik

Weit größere Schritte vorwärts tat die Plastik. In der Übergangszeit vom fünften zum vierten Jahrhundert finden wir noch die alten Anschauungen im Vorwiegen; der religiöse Sinn ließ den Kephisodotos die schöne Gruppe Eirene und Plutos schaffen, die in so ergreifender Weise das Sehnen der ganzen damaligen Griechenwelt nach Frieden, der die Kriegsstürme ablösen sollte, ausdrückt. Aber die Anschauungen änderten sich; wie man im Material nicht mehr an der Goldelfenbeinkunst festhielt, sondern kost-

baren Stein und Erz bevorzugte, so suchten auch die künstlerischen Absichten eine neue Richtung. Das ernstreligiöse Moment der Kunst des fünften Jahrhunderts fehlte; es sind nicht mehr die hehren, erhabenen Götter, die die Künstler darstellen, sondern idealschöne Menschengestalten. Das zeigen schon die wunderbaren Schöpfungen des Praxiteles, die Venus von Knidos, der Hermes von Olympia und der Apollon Eidechsentöter. Die gleiche Vermenschlichung tritt uns auch entgegen in der nunmehr ziemlich häufigen Darstellung des Plutos- oder des Bacchusknaben, die nicht mehr, wie im fünften Jahrhundert die Nikestatuetten, als Kultidole von den erwachsenen Göttern auf den Händen gehalten werden, sondern mit diesen zur Gruppe vereint und in eine innere Beziehung zu ihnen getreten sind. Jedoch dies Herabsteigen zur Menschenwelt verlieh der neuen Kunst auch die Fähigkeit, menschliche Leidenschaften und Gemütsbewegungen zum Ausdruck zu bringen. Am gewaltigsten tritt uns das in dem Meisterwerk der Niobiden (jetzt in Florenz) entgegen, das man gewöhnlich mit dem Namen des Skopas in Verbindung bringt, eines Künstlers, der auch in der religiösen Kunst der Peloponnes eine große Rolle spielte. Zugleich war er mit mehreren anderen an der Ausschmückung des Mausolleums in Halikarnaß beteiligt, eines Grabdenkmals, das Mausollos, der Dynast von Karien (§ 124), sich und seiner Schwester Artemisia d. J. errichten ließ. Noch weiter in der Entwicklung der neuen Kunst ging Lysippos aus Sikyon, der sich besonders als Erzbildner einen großen Namen erworben hat, sich der Realistik in der Darstellung zuwendete und für die Schönheit des Menschenleibes ein anderes Ideal aufstellte, als hundert Jahre früher Polyklet (§ 102). Berühmt waren seine Statuen des Herakles, für den er den eigentlichen Typus erfand. Darum hat späterhin Alexander sich nur von ihm darstellen lassen wollen. Vielleicht stammen auch die vier berühmten Bronzerosse in Venedig von ihm her. Lysippos ist zugleich der wichtigste Künstler für Porträtstatuen, die, abgesehen von den Tyrannenmördern (§ 91), erst seit Konons Siege bei Knidos (§ 122) aufkamen, seitdem aber, selbst für literarische Größen, sehr bald überhandnahmen.

Im vierten Jahrhundert nimmt die Zahl der berühmt gewordenen Kunstwerke außerordentlich zu; insbesondere war Praxiteles reich an Erfindung reizender Menschengestalten, die als Göttertypen in oft Dutzenden von Repliken uns entgegentreten. Sein Jugendwerk war die Aphrodite von Arles deren Typus noch an die Eirene seines Vaters Kephisodotos erinnert. Auch der eingießende Satyr und der sich auf den Bogen lehnende Eros gehören noch in seine Frühzeit. In seine Meisterjahre gehört: der ausruhende Satyr, dessen dem dolce far niente ganz hingegebene Gestalt uns in zahlreichen Kopien erhalten ist. Ein ähnlich elegantes Bürschchen ist auch der Eidechsentöter, dessen Beiname Apollo uns trotzdem nicht überzeugen kann, daß wir es mit einem Gotte zu tun haben. Ein glückliches Ungefähr hat uns von dem Künstler auch ein Originalwerk, den Hermes von Olympia, in ungewöhnlich guter Erhaltung aufgespart. Hermes trägt den verwaisten Bacchusknaben zu den Nymphen, und in einer Ruhepause hält er ihm, wie ein pompejanisches Bild bezeugt, eine Traube hin, nach der das Götterkind verlangend die Händchen ausstreckt. Der herrliche Jünglingskörper und das geistvolle Haupt des Bildwerks sind jetzt eines der kostbarsten Besitztümer aus dem Altertum. — Später wirkte der Künstler in Kleinasien, wo er sein reifstes Werk schuf, die Aphrodite von Knidos, in ihrer göttlichen Nacktheit, wie sie eben zum Bade sich anschickt. Auch die Artemis Brauronia und der Eubuleus von Eleusis (ein Unterweltsgott, der in den Eleusinien eine Rolle spielte) gehören vielleicht dorthin. — Doch nicht bloß in der Einzelfigur, auch im Relief feierte Praxiteles Triumphe. Wir kennen ein Grabrelief aus Mantineia, das den Wettstreit des Apollo und Marsyas vor den Musen darstellt, und das eine ganze Reihe neue Motive in derselben Gewandbehandlung zeigt, die auch auf dem berühmten Alexandersarkophag (dem Marmorsarg Stratons I. von Sidon, gefunden 1887)

Praxiteles um 370

Einfluß des Praxiteles

wiederkehren. Auch sonst hat seine feine und heitere Kunst, die seltsam kontrastiert mit den Zeiten, in dem sie erstand, großen Einfluß auf das Kunstgewerbe geübt. Die Terrakotten, besonders die Tanagrafigürchen, stehen ganz im Banne seiner liebenswürdigen Kunstübung.

Skopas um 400

Zu ihm steht der düstere, leidenschaftliche Skopas im Gegensatz; sein frühstes bekanntes Werk sind die Bildhauerarbeiten an dem Tempel der Athene in Mantineia (um 390), von denen wir zwar nur spärliche Reste kennen, aber doch genug, um seine Eigenart zu verstehen. Sie tragen den Charakter des Gewaltsamen, schnell Auflodernden, an sich; eine rasende Bacchantin, die man ihm gewöhnlich zuschreibt, gibt davon einen guten Begriff. Auf ihn wird zurückgeführt die Figur des Meleagros (Kopie im Vatikan), der ebenfalls mit seinen tiefen Augenhöhlen die speziell dem Skopas eigene Düsterkeit und Leidenschaft wiedergibt. Außerdem werden dem Meister (ob mit Recht?) noch mehrere andere Gruppen zugeschrieben, unter denen die Niobiden (jetzt in Florenz) die wichtigste sind. Ihre Gesamtkomposition ruft einen gewaltigen Eindruck hervor, vor allem der leidenschaftliche Schmerz der Mutter, der in dem vorwurfsvollen Blick nach oben ausklingt. Ihr nahe steht die Gruppe des Menelaos, der den Leichnam des Patroklos rettet (in der Loggia dei Lanzi in Florenz, eine andere, als Pasquino bekannte Kopie in Rom). — Gerade wie Praxiteles, hat auch Skopas sich an der Ausschmückung von Tempeln und an Reliefbildnerei versucht. Der Tempelbau begann damals in das Kolossale zu gehen, und Bildhauerarbeit fand sich hier in verschwenderischer Fülle. Beispiele dafür sind das Didymäum bei Milet und der Artemistempel in Ephesus, die schon ganz deutlich den Übergang zur hellenistischen Kunst ankündigen. Derselbe Zug zum Gewaltigen zeigt sich auch in den dynastischen Grabbauten, mit denen die Fürsten an eine frühere kleinasiatische Gewohnheit (§§ 70, 102) anknüpften. Der berühmteste war das Mausolleum, eine sprichwörtlich gewordene Anlage, die der Architekt Pytheos auf Befehl des Dynasten Mausollos (353) errichtete. Auf einem quadratischen Unterbau ruhte eine Pyramide, die von einer Quadriga mit Mausollos und Artemisia bekrönt war. Zur Ausschmückung der Seitenflächen war ein ganzer Stab von Künstlern aufgeboten, die das Werk zu Ende führten, auch als die Auftraggeber gestorben waren. Die Reste befinden sich jetzt meist in London, darunter die Kolossalstatuen des Fürstenpaares selbst, die ganz charakteristisch barbarische Eigenart zeigen. — Zu der Schule dieser beiden großen Künstler gehören eine Anzahl kleinere Künstler und nicht sicher zuweisbare Kunstwerke. Leochares schuf den Ganymedes, der vom Adler des Zeus zum Olymp hinaufgetragen werden soll, ein früher hochgeschätztes Bildwerk, das sich jetzt im Vatikan befindet. Silanion pflegte als Erzgießer besonders die Porträtierkunst. Unbekannten Ursprungs, aber sicher aus dieser Epoche, und hoch gefeierte Bildwerke sind: die Demeter von Knidos (jetzt in London), die Diana von Versailles, der Apollo von Belvedere, der das Entzücken des 18. Jahrhunderts ausmachte, die Zeusbüste von Otricoli (die man früher auf Pheidias zurückführte) und die feine Statue des Sophokles im Lateran.

Einwirkung des Skopas

Schule des Skopas und Praxiteles

Die erste Grenzscheide zwischen der Plastik der Hellenen und des Hellenismus stellt dar der große Erzbildner Lysippos, von dem eine ganze Menge Statuen und Bildwerke herstammen. Vom Schmiedehandwerk aus entwickelte er sich zum großen Künstler und ist außerordentlich fruchtbar gewesen: an der größten Zahl seiner Arbeiten haben ihm aber seine Schüler geholfen. In vielen Stücken, vor allem in den Motiven schloß er sich an Polyklet (§ 102) an, dem er auch als Kunsttheoretiker nacheiferte, an Stelle der polykletischen Gedrungenheit der Manneskörper eine gefällige Schlankheit setzte und damit einen etwas anderen Kanon der menschlichen Normalmaße aufstellte. Schon sein wichtigstes, vielfach kopiertes Werk, der Schaber (Apoxyomenos) mutet polykletisch an (§ 102); an beiden wird der Unterschied sofort klar, den Lysippos selbst in die Worte kleidete, daß Polykleitos die Menschen schaffe, wie sie seien, er dagegen, wie sie zu sein schienen.

Lysippos 350—300

Eine Lieblingsfigur von ihm war Herakles, den Lysippos in sehr vielen Situationen dargestellt hat. Bekannt ist der Herkules, der ausruht, sich auf seine Keule stützend; möglicherweise gehört auch der Herkules Farnese zu dieser Gruppe von Bildwerken. Daß Lysipp die Kontraste geliebt hat, sah schon das Altertum: höchste Kraft in großer Ermüdung war ein reizvolles Motiv, das ihm für den oben genannten Herakles vorschwebte, und das er im Ares Ludovisi wieder aufnahm. — In des Lysippos Schule des Lysippos
Schule gehören auch noch der ruhende Hermes, eine Bronze aus Pompeji, der Sandalenbinder und vielleicht der Pankratiast von Olympia, eine vielgefeierte Bronze, deren Einzelheiten in ihrer derben Realistik, mit den angeschlagenen Ohren und der plattgeboxten Nase die peinlichste Naturtreue verraten. — Im Gefolge von Lysipp entwickelte sich auch die Porträtkunst, die aber erst unter Alexander und seinen Nachfolgern ihren Höhepunkt erreichte. Auch die Reliefs auf Grabmälern zeigen uns von dem erhabenen Stil Übergänge zu den neuen Idealen, mit ergreifenden und rührenden Abschiedsszenen (Grab des Prokleides).

Auch die Malerei blühte schnell und herrlich empor. Von der geordneten Perspektive (§ 102) und der klaren Zeichnung war der Schritt zur sorgfältig beachteten Farbenwirkung nicht weit; schon Zeuxis und Parrhasios hatten darin Bemerkenswertes geleistet. Das vierte Jahrhundert, das vor allem die Tafelbildnerei bevorzugte, kam hierin noch bedeutend weiter. 3. Malerei
Berühmt war das Bild des Malers Pausias, der seine Geliebte Glykera von Pausias um 340
holdem Jugendreiz umflossen darzustellen wußte. Aber alle anderen wurden von Apelles aus Ephesos weit in Schatten gestellt. Weniger die Kom- Apelles um 320
position als die vollendete Technik und die unvergleichliche Anmut seiner Bilder hoben ihn hoch über alle Zeitgenossen empor. Sein berühmtestes Werk war die aus dem Meeresschaum emportauchende Aphrodite für den Asklepiostempel in Kos. Daneben wird noch seine Artemis unter den opfernden Jungfrauen und ein Alexander mit dem Donnerkeil genannt. Über seine virtuose Technik existierten schon im Altertum eine ganze Reihe von Anekdoten. Apelles ist vor allem der Porträtist der damaligen Machthaber gewesen. Philipp von Makedonien und Alexander d. Gr. stellte er gern in höfischer Idealisierung dar und verschmähte selbst die Allegorie nicht, wie das ihm zugeschriebene Bild der Verleumdung besagt. — Sein Nebenbuhler war Protogenes von Kaunos in Karien, der in Athen lebte und in Rhodos starb. Er trat ebenfalls als Porträtist auf, hat Seestücke gemalt und einige Heroenbilder geschaffen. — Ein dritter Maler war Aëtion, der die Hochzeit Alexanders mit der persischen Prinzessin Roxane malte, ein Bild, das man in der (1606 gefundenen) aldobrandinischen Hochzeit (jetzt im Vatikan) hat wiedererkennen wollen.

Diese Ausbildung der Malerei konnte nicht ohne Einfluß auf das Kunsthandwerk bleiben. Schon kurz nach den Perserkriegen verschwinden die rotfigurigen Vasen (§ 102), und dafür traten besonders im eigentlichen Hellas die schlankhalsigen Lekythen ein, Gefäße aus Ton mit weißem Grunde und vielfarbiger Malerei. In Italien war man konservativer, indem man, besonders von Tarent aus, die rotfigurigen Vasen mit anderen Farben reichlicher ausstattete, aber den Grundtypus beibehielt. Die attische Vasenmalerei war freilich in Verfall geraten, aber dafür blühte die westgriechische Tonbildnerei um so fröhlicher auf und schuf besonders in den Nolaner Vasen neue, nicht minder edle Typen (§ 204). Freilich stand daneben viel Handwerksmäßiges und Manieriertes, man verfiel auch (besonders in Apulien) in das Kolossale und Überreiche und schuf damit Produkte, die von attischer Feinheit weit entfernt waren, jedoch dem noch ungeläuterten Geschmack der Italiker und Etrusker vollauf genügten. — Einen erfreulichen Aufschwung nahm ein anderer Zweig der Tonindustrie, die Terrakottenbildnerei; zahllose kleine, bemalte Figürchen, die nach ihrem Hauptfundorte Tanagrafiguren heißen, sind den Gräbern entstiegen. Aus der heiteren Art dieser Genregebilde, die mit unseren Porzellanfiguren und Rippes sehr viel ähnliches haben, ist zu schließen, daß es keine Votiv- 4. Kunsthandwerk

gaben waren, die man den geliebten Toten darbrachte, sondern besonders hochgeschätzter Hausrat, den auch die Heimgegangenen im Grabe nicht missen sollten. Der Einfluß dieser Gebilde auf die Bestrebungen unserer modernen farbigen Plastik ist fast handgreiflich. — Ähnliche Fortschritte machte die Steinschneidekunst, Pyrgoteles die sich zum Teil sogar wieder an altmykenische Vorbilder erinnert. Pyrgoteles ebenfalls ein Zeitgenosse Alexanders, der sich oft von ihm porträtieren ließ, hat als Kameenschneider sich den höchsten Ruhm erworben. Ähnliche kleine Kunstwerke lieferte er auch für die Münzprägung, die damals überhaupt einen gewaltigen Aufschwung nahm. Neben den alten klobigen Silberstücken des vorigen Jahrhunderts nehmen sich die zierlichen kleinen Meisterwerke der neuen Zeit vortrefflich aus, vor allem in den Prägungen der syrakusischen Münzstätten. Daneben fallen als besonders schön und zierlich gearbeitet die Kunstwerke der Silberschmiedekunst und die Metallspiegel auf, die oft mit den zartesten Zeichnungen bedeckt waren.

5. Musik Ein ähnlicher Zug, sich frei und leicht zu entwickeln, läßt sich auch in der Musik nachweisen. Auch sie suchte, wie die Rhythmen in Dichtung und bildender Kunst freier und mannigfaltiger geworden waren, sich von den Fesseln des Hergebrachten loszulösen, und unternahm bei reicher Instrumentierung sogar das Unmögliche, indem sie allen Vorgängen auf Himmel und Erde die entsprechende Begleitung und Darstellung in Tönen zu verleihen suchte. Die neuen schwierigen Aufgaben verlangten auch von dem ausübenden Musiker weit mehr Studium, als der begabte Dilettant darauf zu verwenden pflegt, und so bildeten sich denn eigene Musiker- und Sängerschulen. Eine

6. Schauspielkunst volle Trennung von Kunstkenner und ausübendem Künstler können wir erst bei einem anderen Stande beobachten, den Schauspielern, die sehr bald zu gefeierten Vortragskünstlern wurden. Ein Dramatiker des vierten Jahrhunderts konnte nicht mehr, wie ein Sophokles und Aristophanes, es wagen, selbst aufzutreten. Ja, es bildete sich hierbei sehr schnell ein Spezialistentum aus, das schließlich vom Künstler- zum Virtuosentum hinabführte.

Bei einer Betrachtung des Kunstlebens im vierten Jahrhundert drängt sich unwillkürlich der Vergleich mit den Bestrebungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts auf: der Zug zur Realistik um jeden Preis, die direkte, oft hochmütige Abwendung von allem Hergebrachten, und bei sorgsamster, fast überfeiner Technik doch eine gewisse Sorglosigkeit in der Wahl des Hauptgegenstandes. Trotzdem waren auch die künstlerischen Gebilde des vierten Jahrhunderts edle Werke. Anderseits dürfen wir nicht vergessen, daß das aus der Verfeinerung hervorgehende Virtuosentum sich an immer engere Kunstkreise wendete, und daß die begabten Köpfe sich von nun an immer mehr von der Kunst ab und der Wissenschaft zuwandten, wie dies die Besprechung der alexandrinischen Epoche darlegen wird.

B. Alexander der Große (336—323).

§ 132. Anfänge Alexanders. Vereitelte Aufstände der Griechen.

Alexanders Thronbesteigung Nach Philipps Tod bestieg sein hochherziger, für alles Große und Edle empfänglicher Sohn Alexander in einem Alter von einundzwanzig Jahren den makedonischen Thron. Er war von Aristoteles (§ 117) erzogen und in die griechische Bildung eingeführt worden; daher ist er auch sein ganzes Leben hindurch ein Freund und Bewunderer der griechischen Kunst und Literatur geblieben. Als Philipps Ermordung bekannt geworden war, glaubten die Hellenen ihres schlimmsten Feindes ledig geworden zu sein, zumal da eine Reihe andrer Verwandter Philipps als Bewerber um den erledigten Thron auftraten und man von Alexanders Jugend wenig erwartete. Aber es gelang ihm sehr bald, im Innern Ordnung zu schaffen und seine Krone zu befestigen. Ehe er sich aber gegen die Griechen zu wenden und sie sich botmäßig zu machen beschloß,

Getenkrieg hatte er einen schweren Kampf wider die Geten und andere barbarische

Völker, die aus den rauhen Berggegenden des Hämos in sein Land eingefallen waren, zu bestehen.

Aufstand in Griechenland 336

Da erscholl plötzlich in Griechenland ein falsches Gerücht von seinem Tode und erfüllte die Hellenen mit der Hoffnung, ihre Unabhängigkeit wieder erlangen zu können. In der Peloponnes wurde gerüstet; in Athen fanden die aufreizenden Reden des Demosthenes großen Anklang, und in Theben tötete man einen Teil der makedonischen Besatzung und belagerte die übrigen in der Burg. Aber mit Blitzesschnelle eilte Alexander herbei; Theben ward erobert, und da die um ihr Urteil befragten böotischen Bundesstädte, die von dem Vorort viel zu leiden gehabt hatten, auf ein strenges Strafgericht drangen, so wurden die Häuser und Mauern der Stadt dem Erdboden gleich gemacht, das Gut verteilt und die Einwohner, dreißigtausend an Zahl, bis auf die Priester und makedonischen Gastfreunde in die Knechtschaft verkauft. Nur die Burg, das Haus des Geschlechtes des Dichters Pindar (§ 86) und die Tempel und Heiligtümer der Götter wurden verschont. Eine makedonische Wache auf der einsamen Burg hütete die Tempel und die „Gräber der Lebendigen"; in das Stadtgebiet teilten sich die wiederhergestellten Orte Orchomenos, Thespiä und Platää. Dieses harte Geschick schreckte die übrigen Griechen; die Athener, die mit sorgenvoller Seele die makedonischen Wachfeuer auf dem Kithäron erblickten, flehten um Gnade, und der Sieger ließ sich besänftigen; er stand von der anfangs gestellten Forderung, daß ihm zehn athenische Bürger, darunter Demosthenes, ausgeliefert werden sollten, auf Demades' Vorstellung ab und verzieh. Durch sein rasches, blitzähnliches Auftreten hatte Alexander die aufflammende Tatkraft der Griechen niedergehalten. Weise Mäßigung schaffte dem Sieger die Sympathien der Mittelparteien, so daß er, völlig über das Schicksal seines Stammlandes beruhigt, sich zu dem großen Unternehmen gegen die Perser wenden konnte.

Vernichtung Thebens

Unterwerfung Athens

Allmähliches Entstehen des „Hellenismus"

Dieses große Unternehmen war innerlich schon längst vorbereitet und brauchte nur ins Werk gesetzt zu werden. Die persische Zentralgewalt hatte in dem schon immer locker organisierten Staate während des vierten Jahrhunderts gewaltig an Einfluß eingebüßt. In den beständigen Kämpfen mit den an der Peripherie des Reiches auftauchenden Gewalten hatten sich vor allen Dingen die Hellenen ausgezeichnet, und was in den Kämpfen mit den kleinasiatischen Städten an politischer Selbständigkeit verloren gegangen war, hatten die hellenischen Beamten des Großkönigs an Einfluß reichlich wieder erlangt. Mit ihnen zogen hellenische Kaufleute, Gelehrte und Militärs unaufhaltsam in Kleinasien ein, die Vorboten der großen Sturmwelle, die vom Okzident aus den Orient bis an den Indus überfluten sollte. Männer wie Lysander, der Freund des jüngeren Kyros, dieser selbst mit seinem griechischen Generalstab, die Tyrannen Euagoras und Nikokles von Kypern, die Generale Memnon und Mentor bereiteten den Boden für die eigentümliche Erscheinung des Hellenismus, der viele Jahrzehnte früher begonnen hat, ehe er unter Alexander seinen Siegeszug nach Osten antrat. Das Unternehmen Alexanders lag in den Richtlinien der Entwicklung des Ostens, und dadurch werden seine schnellen

und durchschlagenden Erfolge am ehesten verständlich, die freilich auch dann nur möglich waren, wenn sie von einer so gewaltigen militärischen und politischen Persönlichkeit angebahnt wurden.

§ 133. Rückblick auf die persische Geschichte seit 400. Unter König Artaxerxes II. Mnemon ging trotz seines Sieges über Kyros d. J. (§ 120) das persische Reich immer mehr seinem Verfall entgegen. Während der Hof mit seiner Wollust und Sittenlosigkeit, mit seinen Weiberränken und Grausamkeiten ein abschreckendes Bild orientalischer Verworfenheit darbot, herrschte im Innern des Reiches eine wilde Ungebundenheit, die sich bald als Despotismus von oben, bald als Anarchie von unten kundgab und Bedrückung, Aufstände und blutige Greuel im Gefolge hatte. Das Gefüge des gewaltigen Staates war schon immer locker gewesen, und einzelne schwer zugängliche Landschaften (wie Paphlagonien, Pisidien, das bergige Cilicien u. a.) standen nur dem Namen nach unter persischer Hoheit. Nachdem die Regierung schwach geworden war, lockerten sich die Bande immer mehr: einzelne Staaten und Provinzen machten sich frei, und der „Groß-König" in Susa hatte nicht die Macht, sie zum Gehorsam zu bringen. Gegen Ende seiner Regierung war in ganz Kleinasien ein gewaltiger Aufstand der Satrapen (§ 124) losgebrochen, dessen Führer Datames von Kappadokien war. An ihn schlossen sich eine ganze Reihe anderer Dynasten an (Ariobarzanes von Daktylion, Maussollos von Karien, Artabazos von Troas u. a.), nur Autophradates von Lydien hielt dem Könige die Treue. Von Athen und Sparta unterstützt, bildeten sie einen Bund, und im Verein mit dem nie ganz bezwungenen Ägypten (§ 34) waren sie im Begriff, sich gänzlich vom persischen Reiche loszulösen. Doch gelang es dessen kluger Diplomatie, die einen Führer gegen den andern ausspielte, den Bund zu sprengen, und sich durch List und Verrat der Rebellen zu entledigen. Ende 360 waren auch die letzten von ihnen bezwungen, nur Ägypten behauptete seine Selbständigkeit. Als Artaxerxes nach einer vierzigjährigen Regierung durch Gift aus der Welt geschafft worden war, kam sein Sohn Artaxerxes III. Ochos auf den Thron, unter dem der Eunuche Bagoas, ein Ungeheuer in Menschengestalt, als erster Minister und Feldherr die ganze Herrschermacht in Händen hatte. Schon jetzt hätte sich das Reich in seine einzelnen Bestandteile aufgelöst, wäre nicht der blutdürstige König und sein schrecklicher Gefährte mit Hilfe zahlreicher Söldnerscharen und unternehmender Bandenführer griechischer Abkunft über die empörten Landschaften wieder Meister geworden. Phönizien entzog sich der persischen Herrschaft, stellte die alte Bundesverfassung wieder her und machte Tripolis zur gemeinschaftlichen Hauptstadt; aber Sidons Fall machte die übrigen Phöniker fügsam und befestigte die persische Herrschaft aufs neue im syrischen Lande. Ähnlich erging es in Ägypten, wo Nektanebus II. von Memphis (§ 34), der Sohn des Tachos, dem Agesilaos einst zu Hilfe gezogen, und der Enkel jenes Nektanebus I., der, mit Euagoras von Cypern (§ 121) verbündet, unter Artaxerxes Mnemon sich von Persien unabhängig gemacht hatte, nach mehreren siegreichen Kämpfen der Kriegskunst der Söldnerheere erlag und zur Flucht nach Äthiopien gezwungen ward, worauf Ochos und Bagoas durch Habsucht und Grausamkeit die Untaten des Kambyses noch überboten. In Kleinasien übte das Brüderpaar Mentor und Memnon von Rhodos, geschickte, aber treulose Führer der griechischen Söldnertruppen, eine für Hellenen und Barbaren gleich verderbliche Macht. Nach der Niederwerfung Ägyptens stand Persien scheinbar so stark und gekräftigt da wie zu den Zeiten des ersten Dareios. Lebhafte Besorgnisse, daß die alte Eroberungspolitik der Achämeniden von Ochos wieder aufgenommen werden könnte, erfüllten damals die griechischen Herzen. Der Gedanke, daß sein aufblühendes Reich zuerst den Persern anheimfallen müsse, bewog Philipp von Makedonien nicht zum wenigsten zu seinen Angriffsplänen. Aber beide feindliche Fürsten fielen kurz nacheinander durch Mörderhand. Nach einer Regierung von 21 Jahren wurde Ochos von Bagoas durch Gift getötet und dann nach einer nur zweijährigen Zwischenregierung des Arses, eines Sohnes des Ochos, ein Abkömmling einer Seitenlinie der Achämeniden, Dareios Kodo-

Arta-xerxes II. 405—359

Arta-xerxes III. 359—338

Mentor und Memnon

Arses 338—336

Dareios III. 336—330

mannos, ein Mann von Kriegsmut und häuslichen Tugenden, mit der Königsbinde geschmückt. Er entledigte sich des Bagoas, der auch ihm nach dem Leben trachtete, durch den Giftbecher, den der Bösewicht für ihn selbst 335
bereitet hatte, und führte dann eine gemäßigte und, soweit es die zerrütteten Verhältnisse gestatteten, gerechte Regierung, so daß viele angesehene Griechen, um der makedonischen Zwingherrschaft zu Hause zu entgehen, in persische Kriegsdienste traten. Aber das Ende der persischen Monarchie nahte mit gewaltigen Schritten: Dareios büßte für die Missetaten der Vorgänger.

§ 134. Der Feldzug in Kleinasien. Ehe sich Alexander anschickte, gegen die Perser vorzugehen, traf er zwei wichtige vorbereitende Maßregeln; er ordnete das griechische Münzwesen, indem er vom Doppel- Münzreform
währungssystem seines Vaters Philipp zur reinen (rhodischen) Silberwährung überging, so daß die Goldschätze des persischen Reiches einer immer mehr zunehmenden Entwertung verfielen; und zweitens verstärkte er das schon von seinem Vater Philipp geschaffene Heer durch Heeresreform
zahlreiche technische und bundesgenössische Truppen. Der hellenische Heerbann war dabei nicht so zahlreich, wie es nach dem Bundesvertrag von 337 (§ 129) hätte sein sollen, und wie es die Nation ihrer Zahl nach vermocht hätte: er mochte wohl sein Unternehmen nicht in die Hände derer legen, deren Widerstand er eben erst hatte brechen müssen. Dagegen zog er die Hellenen stark zum Flottendienste heran, da seine Makedonen dafür noch nicht genügend geschult waren. Als Statthalter ließ er den schon unter Philipp erprobten Antipatros, einen Seitenverwandten, zurück.

Es war im Frühling 334, als Alexander den Eroberungszug gegen Persien antrat, mit seinem kleinen, aber tapferen und von den besten Feldherren (wie Perdikkas, Kleitos, Parmenion, Hephästion, Kratĕros, Ptolemäos, Antigŏnos u. a.) geleiteten Heere. Den Kern bildete das schwergerüstete Fußvolk der Makedonen und Griechen; makedonische und thessalische Reiter deckten die Flanken, während illyrische und thrakische Bogenschützen und Leichtbewaffnete als Plänkler dienten. Im ganzen mögen es etwa 35 000 Mann gewesen sein, die zu diesem beispiellosen Siegeslaufe auszogen. Geschichtschreiber und Gelehrte aller Art, wie Anaximĕnes (§ 130), Kallisthĕnes (§ 138, 153), Aristobūlos u. a. befanden sich in des Königs Gefolge. Bei seinem Unternehmen trat der romantische Zug, der trotz aller kühlen Berechnung Alexander ebenso gut eigen war, wie manchem großem Eroberer nach ihm, öfters deutlich zutage. Gern fühlte er sich den homerischen Helden gleich und übte, wenn es die Gelegenheit bot, die Bräuche der Vorzeit. So spendete er beim Übersetzen über den Hellespont, am Steuer seines Übergang nach Asien 334
Schiffes stehend, den Göttern des Meeres aus goldner Schale Trankopfer, schleuderte, am grünen Gestade Asiens angelangt, seine Lanze vom hohen Bord auf die asiatische Erde und sprang dann, der erste von allen, in voller Rüstung an den Strand. Auf der Stätte, wo das heilige Ilion gestanden hatte, opferte er dem Zeus und seiner kriegerischen Tochter Pallas Athene, tauschte seine Waffen gegen die alten aus, die noch aus dem trojanischen Kriege herrühren sollten, und feierte das Andenken der Helden durch Wettkämpfe und Spiele. Achilleus, sein Ahn, war sein Vorbild, und Alexander trug die homerischen Gesänge beständig bei sich. Durch dieses Auftreten, das ebenso oft

gut berechnet, wie plötzliche Eingebung war, weckte er in den Griechen das Nationalgefühl, während er die Makedonen durch seinen ritterlichen Mut, seine Tapferkeit und Gewandtheit zu begeistern wußte.

In Persien hatte man anfänglich den Angriff nur gering geachtet; man hätte ja mit Leichtigkeit den Übergang nach Asien verhindern können. Nun zog man aus den vorderasiatischen Satrapien Truppen zusammen, die unter den Oberbefehl des griechischen Söldnerführers Memnon (§ 133) gestellt wurden. An Zahl war natürlich die persische Heeresmacht den Makedonen weit überlegen; aber was Alexander und sein Heer vermochten, das zeigte sich gleich in der ersten Schlacht

Schlacht am Granikos 334

am Flüßchen Granikos in Troas, wo die Perser im heißen Reiterkampf erlagen. Der König selbst geriet in Lebensgefahr; schon hatte ein persischer Führer seine Streitaxt auf Alexander gezückt, als Kleitos den gehobenen Arm des Barbaren mit sicherem Streiche abschlug.

Alexanders Taktik

In all diesen Kämpfen zeigte sich Alexander als der geniale Schüler der Strategie des Epaminondas. Er selbst stand an der Spitze der schwer bewaffneten Reiterei, die als Sturmkolonne den Kampf begann und die Aufgabe hatte, durch die feindlichen Reihen durchzubrechen. Wenn dies glücklich gelungen war, sollte sie dann umschwenken, um der Phalanx Hilfe zu bringen, die inzwischen den übrigen Teil der Feinde auf sich gezogen hatte, um ihn zu beschäftigen. Die Hauptsache war dabei, die Reiterei rechtzeitig herum und zum Rückenangriff zu bringen, ehe die Phalanx gefährdet oder gar vernichtet war. Alexander gelang dies in allen drei Schlachten; späterhin hat dies Manöver versagt (Ipsos). Als selbständiger Stratege trat Alexander erst in der Schlacht gegen Poros auf.

Folgen des Sieges

Der westliche Teil Kleinasiens bis zu dem Taurosgebirge war die Frucht des Sieges. Der Statthalter von Lydien, Mithrines, unterwarf sich ohne Widerstand und öffnete die Tore von Sardes; zwar hielt sich Halikarnassos, von den einheimischen Dynasten und den Persern tapfer verteidigt, bis nach der Schlacht von Issos, aber die übrigen hellenischen Städte ergaben sich größtenteils freiwillig und begrüßten freudig den stammverwandten Helden. Den größten Wert legte Alexander darauf, daß er überall als Hellene angesehen wurde; er stellte den persischen Eroberungszug als einen Rache- oder Vergeltungszug für die frühere Zerstörung griechischer Städte und Tempel hin, und die Mehrzahl der Griechen kam diesem Bestreben auf das willigste entgegen. Noch wichtiger war, daß er den einheimischen, früher den Persern unterworfenen Völkern politisch möglichst entgegenkam, ihre einheimischen Traditionen und ihre Religion schonte und schützte und dadurch ihre Neigung gewann und ihre Interessen an sich fesselte.

Flottenkämpfe

Inzwischen war die persische Flotte nicht untätig gewesen. Sie operierte in Alexanders Rücken mit Glück, und es gelang ihren Führern, überall die heimlichen Freiheitshoffnungen zu schüren und eine ganze Reihe Inseln, besonders an der asiatischen Küste, zum Abfall zu bringen. Jedoch dauerte dies nur so lange, bis Alexanders Flotte in den asiatischen Gewässern erschien. Die Inseln Lesbos, Chios u. a. gerieten in Alexanders Gewalt, als der unternehmende Memnon, der von dort aus die griechischen Staaten mit persischem Gelde gegen die Makedonen unter die Waffen zu rufen bemüht gewesen war, einen jähen Tod gefunden hatte, und auch die Lykier, Pamphylier und Karier huldigten Alexander, als er während des Winters das

Zug nach Kilikien

südliche Küstenland durchzog. In der phrygischen Stadt Gordion,

dem Sammelplatz aller Truppenabteilungen, zerhieb er mit dem Schwerte (oder, wie andere wollen: löste er durch Herausziehen des Spannagels) den künstlichen Knoten an dem uralten Wagen des Sagenkönigs Midas, an dessen Lösung ein Orakel die Herrschaft über Asien geknüpft hatte, und zog dann auf gefahrvollen Märschen über das kilikische Gebirgsland, wo er sich durch ein kaltes Bad in dem Flusse Kydnos eine schwere Krankheit zuzog, von der ihn nur die Geschicklichkeit des griechischen Arztes Philippos rettete.

Abdrängung der Perser vom Meere

§ 135. Issos. Nach der Unterwerfung der Küstenprovinzen hatte Alexander die Wahl, entweder direkt auf das Euphrattal gegen das Zentrum des Reiches loszugehen oder erst Phönikien zu unterwerfen. Er zog das letztere vor, da er keinen Feind im Rücken lassen wollte und vor allem die Perser hindern mußte, mit Hilfe der Phönizier eine große Flotte aufzustellen, die die seinige im Schach halten und ihm damit die Rückzugsstraße sperren konnte. Inzwischen hatte sich jedoch das große Reichsheer der Perser gesammelt, und nunmehr zog Dareios Kodomannos, der zu lange sorglos die Besetzung der Gebirgsstraßen unterlassen hatte, in eigner Person mit einer unermeßlichen Heeresmacht heran und stellte sich in der Nähe der aus Kilikien über das Amanosgebirge nach Syrien führenden Pässe in Schlachtordnung. Durch ihren Aufmarsch waren die Perser zunächst in großen Vorteil gekommen, denn es war dem Dareios gelungen, seine ganze Macht zwischen die Makedonen und ihre Rückzugslinie zu schieben. Aber Alexander, der bereits durch die „Kilikisch-syrischen Pforten" nach der Küstenstadt Myriandos vorgerückt war, kehrte während der Nacht rasch um und brachte dem übermächtigen Feinde in der großen Schlacht bei Issos eine vollständige Niederlage bei.

Nov. 333

Moderne Ansichten über das Schlachtfeld von Issos

Die Lage des Schlachtfeldes von Issos ist streitig. Die meisten modernen Darsteller (Droysen, Janke, Kärst) erblicken in dem heutigen Deli-tschai den Küstenfluß Pinaros, um dessen Tal hauptsächlich gekämpft wurde; andere suchen das Schlachtfeld südlicher, am Pajas (Delbrück). Die letztere Ansicht hängt mit der Auffassung von der Größe des persischen Heeres, bzw. von der Unzuverlässigkeit der überlieferten Zahlen zusammen. Auch die mehrfach erwähnten Pässe sind verschieden lokalisiert worden, vor allem die amanischen Tore, die teils westlich oder nordwestlich von Issos, aber auch östlich im oberen Tale des Deli-tschai gesucht werden. Die Schwierigkeiten sind wohl dadurch entstanden, daß die Namen zu verschiedenen Zeiten des Altertums verschiedenen Orten beigelegt worden sind, also Cicero (§ 228) bei seinem kilikischen Feldzug etwas anderes unter diesen Pforten verstand als die Zeit Alexanders.

Folgen der Schlacht

Der unglückliche König Dareios floh mit den zerstreuten Überresten seines unkriegerischen Heeres (nur die griechischen Söldner hatten sich tapfer gehalten und bildeten noch einen zusammenhängenden Truppenkörper) in das Innere seines Landes. Die bei Issos gemachte Beute an goldenen und silbernen Gefäßen und Gerätschaften und an kostbaren Teppichen war unermeßlich, ebenso die Zahl der Gefangenen, unter denen sich des Dareios Mutter, Gemahlin und zwei Töchter befanden, die von dem Sieger mit Großmut und aller ihrem Range gebührenden Ehrerbietung behandelt wurden.

Der Eindruck dieser Schlacht war unbeschreiblich. Bis dahin hatte man in Hellas immer noch mit der Möglichkeit gerechnet, daß beide Gegner einander aufreiben könnten; nunmehr gab man die Hoffnung, unter Alexander wieder die Freiheit zu erlangen, endgültig auf. Das große

Alexandermosaik

Alexandermosaik (jetzt in Neapel) stellt uns in lebendigen Zügen dar, wie der Heldenmut des jungen Königs und die ungeheure Niederlage der Perser auf die Gemüter der Griechenwelt wirkten. Dareios bot dem Sieger ganz Vorderasien nebst der Hand seiner Tochter um den Preis des Friedens und unermeßliches Lösegeld für seine Mutter und seine Gemahlin; aber stolz wies der makedonische König das Anerbieten zurück. Sein Streben war von nun an nicht mehr, den Plan Philipps durchzuführen und Persien zu strafen, sondern von Issos ab waren seine Gedanken auf die Vernichtung dieses Reiches gerichtet; ein nur verkleinertes Persien bedeutete für Alexander eine stete Gefahr, und darum verlangte er bedingungslose Unterwerfung.

§ 136. Eroberung Syriens und Ägyptens. Er hatte ein Recht, solch stolze Sprache zu führen; denn alle Unternehmungen schlugen zu seinem Glück aus. Sein nächster Plan war, nicht Dareios in das Innere seines Reichs zu verfolgen, sondern vor allem Phönikien, Palästina und Syrien in seine Gewalt zu bringen und damit Persien vom Mittelmeer und der Fühlung mit Hellas abzuschneiden. Wenn es ihm gelang, die phönikische Flotte für sich zu gewinnen, war er der Herr im östlichen Mittelmeergebiet, und jede kriegerische Aktion von Hellas war infolgedessen wirkungs- und bedeutungslos. Er selbst übernahm die Aufgabe, das Küstenland sich zu unterwerfen, während Parmenion weiter im Innern dahinziehend, Damaskus nahm und dort unermeßliche Schätze fand.

Belagerung von Tyros 332

Überall folgte seinen Fahnen das Glück. Palästina und Phönikien unterwarfen sich ohne Widerstand; nur Tyros wies, im stolzen Gefühl seiner alten Größe und im Vertrauen auf seine feste Lage, die Aufforderung, sich zu ergeben, trotzig zurück, weil es hoffte, durch strenge Neutralität seine Unabhängigkeit zu bewahren. Da unternahm Alexander die denkwürdige Belagerung von Tyros. Er ließ von dem Festlande nach der Inselstadt einen Damm mit Türmen aufführen, von wo aus die Soldaten mit Wurfmaschinen die Stadt zu erobern suchten, während die Schiffe der unterworfenen Küstenstädte und der Inseln Rhodos und Kypros die Inselstadt von der Seite her eingeschlossen hielten. Aber die Tyrier vereitelten seine Anstalten durch kunstreiche Gegenerfindungen (Sperrketten unter dem Wasser) und leisteten sieben Monate verzweifelten Widerstand. Darum büßte Tyros auch schwer, als es zuletzt unterlag. Was von den Einwohnern nicht entflohen oder umgekommen war, wurde in Sklaverei verkauft und die Stadt größtenteils dem Erdboden gleichgemacht (§ 40). Dann zog Alexander weiter, nach Ägypten, am Meere entlang; ein angeblicher Zug Alexanders nach Jerusalem hat sich als Geschichtsfälschung erwiesen. Gaza, die feste, wohlgerüstete und tapfer verteidigte Grenzstadt gegen Ägypten, hatte ein ähnliches Schicksal wie Tyros.

Eroberung Ägyptens

Dagegen wurde Ägypten, das sich freiwillig unterwarf und die Makedonen als Retter begrüßte, mit Nachsicht und mit Schonung seiner religiösen und bürgerlichen Einrichtungen, Sitten und Eigentümlichkeiten behandelt. Der aufgeklärte Zögling des Aristoteles schonte und ehrte die religiöse Eigenart und die uralten Kultusformen des starrsinnigen Nilvolkes. Alexander lag alles daran, möglichst bald dieses Land ganz

für sich zu gewinnen, denn mit Ägyptens Angliederung war der Ring im Mittelmeer geschlossen und Persien auch in seiner letzten Provinz vom Meere abgedrängt. Die Folge der schnellen Erwerbung zeigte sich bald, denn nunmehr erschien sein Admiral Hegelochos bei ihm und meldete ihm die Unterwerfung auch der letzten insurgierten Gebiete in Hellas. Daß man ihn bereits als Herrn ansah, geht daraus hervor, daß das Bundesgericht (Synedrion, § 129), dem eigentlich die Entscheidung über die abgefallenen Inseln Chios, Lesbos usw. (§ 134) oblag, gar nicht erst berufen wurde, sondern der Herrscher sogleich selbständig dahin entschied, daß die Rädelsführer in die Verbannung gehen mußten.

Von Memphis aus unternahm Alexander den beschwerde- und gefahrvollen Zug nach der Oase Siwah mit dem sprudelnden Sonnenquell zu dem weitberühmten Orakeltempel des Zeus Ammon (§ 54). Seine Priester erklärten den König für einen Sohn ihres Gottes, was ihm in den Augen der abergläubischen, phantasievollen Morgenländer großes Ansehen verschaffte und seiner Erscheinung den Glorienschein einer höheren Bestimmung verlieh; bald ging die Sage, der Gott sei der Olympias in Gestalt eines Drachen genaht und habe den göttlichen Sohn gezeugt. Auch hier zeigte sich wieder die eigentümliche Verschwisterung von Romantik und kältester Berechnung, die in Alexanders Charakter lag. Denn um dem von Phönikien beherrschten Orienthandel eine andere Richtung zu geben, ließ der König nach der Eroberung Ägyptens am kanobischen Nilarme Alexandria anlegen, das, wie er mit richtigem Scharfblick voraussah, vermöge seiner glücklichen Lage bald Mittelpunkt des Handels wurde und späterhin auch der Brennpunkt der an Alexander und seine Nachfolger sich anschließenden griechischen Bildung im Morgenlande werden sollte.

Zug nach der Oase des Zeus Ammon

§ 137. Zerschmetterung des Perserreichs. Gaugamela. Durch den, wenngleich sehr notwendigen, Zug Alexanders nach den Westprovinzen hatte Dareios Zeit gewonnen, seine bei Issos zersprengte Armee zu sammeln und zu ergänzen. Mit einem gewaltigen Heere erwartete er Alexander in der Ebene östlich vom Tigris, um entweder den griechischen Eroberer zu vernichten oder sich selbst freien Rückzug in das Bergland Irans zu sichern. Alexander zögerte nicht, den Entscheidungskampf herbeizuführen. Nachdem er in Ägypten eine neue Verwaltung und Besteuerung teils unter eingeborenen, teils unter makedonischen und hellenischen Beamten eingerichtet hatte, brach er mit seinem, durch neue Zuzüge verstärkten Heere auf, um über Tyros und Damaskos seinen Feldzug nach Osten fortzusetzen, überschritt ohne Schwierigkeiten bei Thapsakos den Euphrat und bei der heutigen Stadt Mosul den Tigris und schlug die gewaltigen Heerscharen der Perser, die sich aus den weiten östlichen Landschaften in den babylonischen Ebenen gesammelt hatten, mit einer bedeutend schwächeren Armee in der Schlacht von Arbela oder richtiger Gaugamēla, unweit der untergegangenen Weltstadt Ninive. Alexander selbst drang auf dem rechten Flügel vor und zerschmetterte das Zentrum und den linken Flügel der Perser in so kurzer Zeit, daß der ihm gegenüberstehende Dareios nur durch schnelle Flucht sich retten konnte. Auf der Verfolgung drang

Feldzug nach dem Osten

331 1. Oktober

Alexander aber zu schnell vor, so daß die makedonische Schlachtordnung in zwei Stücke zerriß; denn Parmenion, der auf dem linken Flügel kommandierte, hielt nur mit Mühe den persischen Reitern stand. In diesem kritischen Augenblick rettete Alexander die Schlacht durch rechtzeitige Umkehr. Als Mazaios, der den rechten Flügel der Perser befehligte und schon gesiegt zu haben glaubte, dies erfuhr, brach er die Schlacht ab, und dadurch fiel den Makedonen der Sieg zu.

Die Eroberung von Babylon mit seinen gartenartig angebauten Fluren sowie die Einnahme der alten Hauptstädte Persepolis und Susa mit ihren unermeßlichen Schätzen war die Frucht dieses glänzenden Sieges. Die Ruinen von Persepolis und Pasargadä, wo die uralten Königsburgen der Achämeniden und die Felsengräber des Kyros und Dareios I. gestanden haben, zeugen noch jetzt von der alten Pracht dieser „Wiege" des persischen Königsgeschlechtes, die durch den siegestrunkenen Makedonenhelden ihren Untergang fand. Nach einem schwelgerischen Mahle soll Alexander selbst, angetrieben von der schönen attischen Tänzerin Thais, an der Spitze eines schwärmenden Festzuges die Brandfackel in die Prachtgebäude von Persepolis geschleudert haben, um den Brand von Athen und den Frevel an den hellenischen Heiligtümern zu rächen. Persepolis galt für das Haupt des persischen Weltreichs; sein Untergang bezeichnete den Abschluß des griechischen Rachekriegs mit Persien und zugleich den Anfang einer neuen Zeit.

Zerstörung von Persepolis

Denn mit der Eroberung dieser Kernlandschaft des Perserreichs trat eine ganz neue und andere Idee in den Vordergrund, der alte Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren verschwand, und an seine Stelle trat die Idee eines neuen einheitlichen Weltreichs mit makedonischer Spitze. Der Ausgleich, der sich damit vollzog, verdeutlichte sich in der starken Heranziehung des persischen Adels in makedonische Dienste. Alexander bekundete damit, daß er nicht mehr die Perser bekämpfe, sondern nur den persischen König, der seine Oberhoheit nicht anerkennen wolle. Bei der Heranziehung persischer Beamter entfernte er sich aber von dem persischen System, trennte die Zivilverwaltung, die er den Einheimischen überließ, von dem Militärkommando, das fast ausnahmslos Makedonen innehatten, und gliederte insbesondere die Steuererhebung ab. So übertrug er die früheren großen, fast ganz selbständigen Verwaltungsbezirke an mehrere gleichgeordnete Beamte und steigerte dadurch die Autorität der zentralen Kriegsgewalt.

Idee des hellenistischen Weltreichs

Neue Verwaltungsgrundsätze

§ 138. Eroberung der Ostprovinzen. Befestigung des neuen Reichs. Als Dareios die Kunde vernahm, daß Alexander die schwer zugänglichen Felsenpässe des persischen Gebirgslandes durchzogen, Susa, die medische Landeshauptstadt, Ende 331 und Persepolis mit dem bedeutenden Reichsschatz der Perser genommen habe und nach einer viermonatigen Ruhepause im April 330 in Medien eingerückt sei, floh er, an seinem Glücke verzweifelnd, von Ekbatăna, dem anmutigen Sommersitz der persischen Könige, in das gebirgige Baktrien, fiel aber dort durch die Mörderhand des treulosen Statthalters Bēssos und einiger ver-

Dareios † 330

räterischer Großen. Für Alexander konnte nichts Erwünschteres geschehen; er wurde ohne eigenes Zutun von der Person des letzten Perserkönigs befreit und konnte als Rächer der beleidigten Majestät auftreten. Deshalb stellte er den Mörder, der als Artaxerxes IV. den Königstitel angenommen hatte, aber bald darauf von den Makedonen in Sogdiana besiegt und gefangen ward, in Zariaspa in Baktrien vor ein Gericht einheimischer Großen und ließ ihn als Hochverräter nach persischer Sitte ans Kreuz schlagen. Nachdem Dareios in der Ahnengruft zu Persepolis beigesetzt worden war, galt der makedonische Heldenkönig in den Augen der Perser als sein Erbe und Nachfolger.

Niederwerfung Spartas

Zugleich mit der Niederwerfung des persischen Reichs erfolgte die Demütigung Spartas, des einzigen griechischen Staates, der sich dem korinthischen Bunde (§ 129) unter Führung Makedoniens nicht angeschlossen hatte. Sofort nach Beginn des großen Krieges waren von Sparta Verhandlungen mit anderen Griechen angeknüpft worden; denn König Agis III. 338—331 suchte einen großen Bund zu bilden, um den Makedonen in den Rücken zu fallen und so die alte Freiheit wieder zu erlangen. Zu diesem Zwecke nahm er die hellenischen Söldner, die bei Issos gegen Alexander gefochten hatten, in seine Dienste und bildete mit ihrer Hilfe ein großes Heer. Jedoch blieb Sparta vereinzelt; denn die Nachsicht und das Wohlwollen, das Alexander auf dem persischen Feldzuge den Hellenen, namentlich den Athenern, bewiesen hatte, hielt diese ab, an der Erhebung der Spartaner gegen Antipater, den von Alexander zurückgelassenen Statthalter Makedoniens, Anteil zu nehmen. Dadurch gelang es diesem, nach der blutigen Schlacht von Megalopölis, Ende 331 wo Agis mit 5000 der Seinen den Heldentod starb, des gefährlichen Aufstandes Meister zu werden. Den um Frieden flehenden Spartanern gewährte hierauf der König, damals auf dem Höhepunkt seines Glücks, abermals Gnade und Vergebung. Damit war auch hinsichtlich der hellenischen Verhältnisse, auf die der König bisher immer hatte Rücksicht nehmen müssen, die Sicherheit gegeben, daß er keine Rückendeckung mehr brauchte. Zum äußeren Zeichen dieses Umschwunges diente die Entlassung aller hellenischen Kontingente in Ekbatana im Frühsommer 330. Alexander bezeugte damit, daß er nicht mehr im Auftrage des korinthischen Bundes einen panhellenischen Rachekrieg führte, sondern daß er sich als Nachfolger des von ihm überwundenen Achämeniden fühlte. Zugleich bekundete er damit, daß er sich im Rücken durchaus gesichert fühlte, denn sonst hätte er die Kontingente, als Pfänder für die Treue der Hellenen, nicht entlassen dürfen.

Zug nach den Ostprovinzen 330/29

Inzwischen setzte Alexander seinen Siegeslauf fort. Durch die beschwerlichsten Märsche über das schneebedeckte Hindukuschgebirge (den indischen Kaukasus), wo die Soldaten dem Hunger und der Anstrengung massenhaft erlagen, gelang es dem kühnen Eroberer, sich in den nächsten zwei Jahren der Gebirgsländer im Südosten des Kaspischen Sees und an den Flüssen Oxus (Amu) und Jaxartes (Sir), die den Namen Hyrkania, Aria, Arachosia, Baktria und Sogdiana (vgl. § 6 v) führten und von streitbaren Volksstämmen iranischen Ursprungs bewohnt waren, zu bemächtigen, durch Anlegung neuer Heerstraßen zu-

gänglich zu machen und dadurch mit den übrigen Ländern zu verbinden. Vielleicht schwebte ihm, außer der Absicht, die wilden, streitbaren Gebirgsbewohner für die neue Ordnung empfänglich zu machen, auch der Gedanke vor, auf den alten Handelsstraßen, die er in Turkestan vorfand, bis an den Saum der Oikumene zu gelangen und die Weltmonarchie zur Tat werden zu lassen. Von der ungeheuren Ausdehnung dieser Ostprovinzen hatte Alexander freilich keine Vorstellung, er mußte am Jaxartes umkehren, ohne auch nur bis an den Rand von Ostasien zu gelangen, und deshalb mußte auch sein Versuch, die hellenische Kultur über das gesamte Perserreich zu verbreiten, mißlingen. Trotzdem waren die von ihm in dieser fremdartigen Welt erreichten Resultate recht bedeutend. In
330 Baktra feierte Alexander auch seine Vermählung mit der Fürstentochter Roxäne, „der Perle des Morgenlandes", die er nach Erstürmung des festesten Bergschlosses Aornos, wohin die Fürsten des Landes mit ihren Frauen und Schätzen geflüchtet waren, als Preis
Alexander Großkönig der kühnen Waffentat erworben hatte. Diese Vermählung sollte das Zeichen sein, daß nun der Kampf zwischen Hellas und Iran zu Ende sei, und daß beide Völker in brüderlicher Eintracht fortan nach einem neuen Lebensziele streben möchten, ein Gedanke, dem er auch noch in andrer Weise Ausdruck gab. Seit dem Tode des Dareios Inhaber des Thrones, wollte er nunmehr auch äußerlich als persischer Großkönig angesehen werden und nahm deshalb mehr und mehr die Formen und das prunkende Zeremoniell orientalischer Despoten an. Er empfing die Asiaten im medischen Königsgewand und mit der königlichen Kopfbinde, nahm die Kniebeugung und die abgöttische Verehrung wohlgefällig an und umgab sich mit persischen Stabträgern und Hofdienern; die besiegten Völker sollten in ihm nicht den Eroberer, sondern den rechtmäßigen König erblicken.

Makedonische Opposition Dieses Benehmen verdroß jedoch die Makedonen; sie wollten als Herren und Gebieter über die unterworfenen Landschaften schalten, den Überwundenen das Joch des Gewaltrechts auflegen und mit der Machtfülle der früheren Statthalter die Willkür der Eroberer verbinden. Nur wenige, wie Hephästion und Krateros, hatten die Einsicht und den guten Willen, Alexanders wohldurchdachte Pläne zu unterstützen. Die meisten fühlten sich durch die Heranziehung der persischen Großen zurückgesetzt und klagten Alexander der Undankbarkeit an: jahrelang hätten sie dem Fluge seines Ehrgeizes folgen müssen, um jetzt die Früchte ihrer siegreichen Kämpfe in die Hände der Überwundenen übergehen zu sehen. An der Spitze der Unzufriedenen stand Parmenion und sein tapferer,
Philotas aber heftiger und hochfahrender Sohn Philotas, der Anführer der makedonischen Reiterei. Sie weckten in dem Heer das Verlangen nach der Heimat, damit der Feldzug beendigt, die Beute verteilt würde, und fanden dort einen empfänglichen Boden. Wie uns berichtet wird, bildete sich zu Prophthasia, im Lande der Dranger, eine Verschwörung, die ihren Hauptgrund in der Unzufriedenheit des makedonischen Waffenadels mit der Verschmelzungspolitik hatte und die Ermordung Alexanders beabsichtigte. Sie wurde entdeckt, und da bei der Untersuchung Philotas
330 als Mitwisser erschien, wurde er vom König selbst vor der Heergemeinde

verklagt, im Lager zum Tode verurteilt und nach altmakedonischer Sitte von den Lanzen der Kampfgenossen durchbohrt. Damit sein Vater Parmenion, der mit einer starken Besatzung zu Ekbatana den persischen Königsschatz bewachte und die Rückzugslinie nach Europa deckte, auf die Kunde von dem Vorgange nicht vom König abfalle, erhielten zwei Hauptleute den Auftrag, ihn zu ermorden. Sie nahten sich dem Arglosen, als er sich im Schloßgarten der medischen Hauptstadt erging, und versetzten ihm die Todeswunde. Durch die Hinrichtung beider beschwichtigte Alexander auf einige Zeit den Geist des Aufruhrs, der unter seinen Makedonen herrschte. Jedoch die Wunde fraß weiter, und die Mißstimmung blieb. Immer neue Opfer mußten diesem gespannten Verhältnis fallen, darunter viele dem König bisher treu ergebene Freunde. Schon im nächsten Jahr, als Alexander sich zum indischen Feldzug rüstete, kam es bei einem Opferfest in Marakanda zu einer neuen Bluttat. Der schwarze Kleitos, der dem Könige am Granikos das Leben gerettet hatte (§ 134), führte beim Festmahl verletzende Reden, die bei zunehmender Aufregung endlich in bittere Schmähungen gegen den Fürsten übergingen. Ergrimmt riß der König einer Wache die Lanze aus der Hand und schleuderte sie auf den Feldherrn, der sofort tot zu Boden stürzte. Der raschen Tat folgte die tiefste Reue; verzweiflungsvoll warf sich Alexander über den Leichnam und betrauerte den Toten drei Tage lang in seinem Zelte ohne Schlaf, ohne Speise und Trank.

Parmenion

Kleitos' Ermordung 328

Kurze Zeit nachher brach eine zweite Verschwörung der königlichen Edelknaben aus, an der Kallisthenes (§ 134) aus Olynth, ein den König begleitender Literat, den Hauptanteil hatte. Dieser Mann, ein Neffe des Aristoteles, war ein Gegner der immer mehr um sich greifenden Orientalisierung des königlichen Hofes. Als die Verschwörung entdeckt und die Schuldigen bestraft worden waren, ward auch er verhaftet und ist kurze Zeit darauf durch Henkershand gestorben.

Kallisthenes 327

Die Unternehmungen Alexanders im äußersten Nordosten waren für den Weitergang seines Eroberungszuges von hoher Bedeutung. Er hatte in den Ostprovinzen einen weit stärkeren Widerstand zu überwinden als im Westen; die nationaliranische Bewegung gegen die Fremden und die religiöse Abneigung der Zarathustrabekenner erschwerten ihm das Vordringen sehr. Hier zeigte Alexander eine neben seiner militärischen Bedeutung oft in den Hintergrund tretende, aber ebenso große politische Tüchtigkeit. Es gelang ihm in kurzer Frist, auch hier, auf dem Steppenboden, haltbare politische Gebilde hervorzubringen, die in den neugegründeten Alexanderstädten ihren Mittelpunkt fanden und von militärischen Kommandeuren in strenger Ordnung gehalten wurden. Diese Städte wurden die Quellen staatlicher und kultureller Interessen, und ihr Fortbestehen bis zum heutigen Tag beweist, daß Alexander mit sicherem Blick das überall Passendste fand und nicht bloß Städte schuf, die mit seinem Tode wieder verschwanden.

Politische und kulturelle Folgen der Züge in Turkestan

§ 139. Die Heerfahrt nach Indien (327—325). Nachdem Alexander im Winter 328/7 in Nautaka ein in zentraler Lage befindliches Winterquartier genommen hatte, machte er sich an seine gewaltigste Unternehmung, die Heerfahrt nach Indien, die schon den Alten in einem zauberischen Lichte erschien. Mit Herakles, dem weltbezwingenden

Zug an den Kophen

Heros, ward Alexander von schmeichelnden Hellenen verglichen und seine indische Heerfahrt dem sagenhaften Siegeszug des Dionysos an die Seite gesetzt. Dadurch wurde der Feldzug nach dem sagenreichen und wundersamen Goldlande, der dem neuen Weltreich die Vollendung geben sollte, in das Zwielicht mythischer Überlieferung gestellt. Gegen Ende des Frühlings 327 verließ Alexander mit einem großen, aus allen Völkerstämmen gemischten Heer das baktrische und sogdianische Bergland und machte sich nach dem Kabulstrom (Kophen) und dem Indus auf. Große Beschwerden und Kämpfe gegen die Natur und die kriegerischen Völkerschaften hatte das Heer zu überwinden, ehe es an die Pforten Indiens klopfen konnte. Langsam rückte er entlang des Kophen vor, nie ruhend, bis der letzte Gegner im Rücken unterworfen war. Seine glänzendste
Aornos 326 Waffentat war die Einnahme der unersteiglichen Felsenburg Aornos, deren Name, wie man ihn deutete, eine selbst dem Vogelflug unerreichbare Höhe bezeichnen sollte. Die streitbaren, von ihren Büßern und Priestern angefeuerten Bewohner der Berggegenden setzten indessen dem Welteroberer einen kräftigeren Widerstand entgegen als die feigen Untertanen des Perserkönigs. Mehr als einmal schwebte bei Erstürmung der festen Burgen Alexanders Leben in der höchsten Gefahr. Die gegenseitige Eifersucht der vielen kleinen Fürsten des Fünfstromlandes (Pendschab) kam jedoch den Makedoniern zustatten. Kaum hatte Alexander den Indus überschritten, so verbanden sich mehrere derselben mit ihm, vor allem der reiche Herrscher Taxiles,
Kampf mit Poros Mai 326 gegen Poros (Paurava), den mächtigsten König des Landes jenseits des Hydaspes (Dschilam). Der Übergang über diesen Fluß im Angesicht des Feindes und die darauffolgende Elephantenschlacht, in der der tapfere Poros verwundet und gefangen wurde und 20 000 Inder die Walstatt deckten, gehören zu den gefeiertsten Kriegstaten des Altertums. Berühmt wurde die Begegnung der beiden tapferen Fürsten, bei der Poros auf die Frage, wie er behandelt sein wolle, dem Alexander antwortete: Königlich!, eine Aufforderung, der Alexander auf das großmütigste nachkam, um an dem edlen Königsgreise einen treuen Bundesgenossen zu erwerben. Zwei neugegründete Städte Bukephála (Alexanders gefallenem Schlachtroß Bukephalos zu Ehren so benannt) und Nikäa (Siegesstadt) sollten auch diese Länder der griechischen Kultur erschließen.

Zug an den Hyphasis Auf beschwerlichen Märschen zog Alexander dann weiter nach Osten bis zum Hyphásis (Bias), an der Grenze des Fünfstromlandes, und traf Anstalten, die Gangesländer mit ihrer hohen Kultur und alten Herrlichkeit seinem Weltreiche hinzuzufügen. Da murrten aber die Makedonen so laut, daß der König, wiewohl mit innerem Widerstreben, den ungestüm geforderten Rückzug antrat. Zwölf turmähnliche, steinerne Altäre am Ufer des Flusses sollten das östliche Ende des Eroberungszuges bezeichnen und vergrabene Waffen und Gerät-
Spätherbst 326 schaften von übermäßiger Größe bei der Nachwelt den Glauben erwecken, daß einst ein „Riesengeschlecht" bis zu dieser Stelle vorgedrungen sei. Nachdem Alexander dem Poros und den übrigen mit ihm durch Verträge
Unterwerfung der Maller verbundenen Fürsten ihre Länder unter makedonischer Oberhoheit zurückgegeben, auf einem kühnen Streifzug das kriegerische Volk der Maller

mit eigner größter Lebensgefahr zur Unterwerfung gebracht, ihre Hauptstadt Agalassa eingenommen und an der Grenze des Fünfstromlandes noch eine Stadt angelegt hatte, fuhr er auf Schiffen, die er auf dem Hydaspes hatte bauen lassen, den Indus hinab, um einen andern Rückweg zu suchen. Er wollte zugleich die unerforschten Länder des Südens der Welt öffnen und für den großartigen, Abend- und Morgenland verbindenden Handelsverkehr, welcher in der von ihm befestigten und mit Hafen und Werften versehenen Stadt Pattala (Haiderabad) am Indusdelta seinen Ausgangspunkt haben sollte, neue Bahnen schaffen. Von den Indusmündungen an beschloß der König umzukehren, denn der zu lange sich hinziehende Feldzug hatte die noch nicht genügend gefestigte Organisation im Westen des Reichs gelockert, und die Anwesenheit Alexanders in den Zentrallandschaften Persiens erwies sich als dringend nötig. Einen Teil des Heeres hatte er schon unter Krateros durch Karmanien nach Westen abgesendet. Nunmehr teilte er den Rest der Armee und sandte die Kranken und Verwundeten zur See nach Hause.

Während sein geschickter Flottenführer Nearchos längs der Küste des heutigen Beludschistan hinsegelte, zog der König mit seinen Truppen durch die schauerliche Wüste von Gedrosien, dem „Lande der Armut", voll rötlich glühenden Flugsandes und lockerer Dünen, wo die stechende Sonnenhitze, der Durst in einer wasserlosen Sandebene, Hunger und Ermüdung in zwei Monaten drei Vierteile des Heeres aufrieben. Fanden sich anfangs in den weiten Sandstrecken noch einige Palmengruppen, die einen ärmlichen Schatten gegen die glühende Sonne boten, und blühende Sträucher, deren wohlriechende Blätter zur nächtlichen Streu dienten und deren köstlichen Saft die phönizischen Kaufleute, die zahlreich dem Zuge folgten, einsammelten und auf ihre Kamele luden, so hörte, als das Heer die eigentliche Sandwüste betrat, bald alles Wachstum auf. Die heldenmütigen Führer erlagen den Qualen des Mangels und der Anstrengung. Der Soldat streifte Zucht und Gehorsam ab, warf gleichgültig seine kostbare Beute weg und schlug sich mit den Waffengenossen um die spärlichen Vorräte der hier und da entdeckten Wasserquellen. Edelmütig teilte Alexander alle Beschwerden und Gefahren mit dem Geringsten seiner Krieger und belohnte die Geretteten (nur noch ein Viertel des Heeres) in der fruchtbaren und reichen Oasenstadt Pura durch Geschenke und Feste. Mit Vorräten reichlich versehen, durchzogen sie sodann Karmanien und langten schließlich über Pasargadä in Persepolis an, das Alexander von nun an als die Hauptstadt seines Reiches angesehen wissen wollte. Dort begann er sofort, auf das energischste den Sondergeist der Satrapen zurückzudämmen, die während der indischen Heerfahrt mehrfach Selbständigkeitsgelüste gezeigt hatten, da ihnen die Rückkehr Alexanders kaum als möglich erschien. Sie mußten samt und sonders, wenn sie noch Soldtruppen hielten, diese entlassen und bekamen makedonische Offiziere als Adjutanten, die ihnen aufpassen mußten. Von Persepolis ging Alexander nach Susa über den Pasitigris, wo Nearchos nach einer an Gefahren und Wundern reichen Seefahrt sich wieder mit dem Hauptheere vereinigte.

Heimfahrt des Nearch Sommer 325

Zug durch die gedrosische Wüste 325

Heimkehr 325/4

Februar 324

§ 140. Alexanders Ende und Bedeutung. Nach seiner Rückkehr verfolgte Alexander immer eifriger und zielbewußter den Plan, sich als Nachfolger der alten orientalischen Großkönige zum Herrn des gesamten Ostens zu machen. Um dies zu erreichen, suchte er die überwundenen Völker den Überwindern zu nähern und aus ihnen eine einzige Nation mit griechischer Bildung zu formen, während er die Religion der Überwundenen sorgsam schonte. Durch Geschenke beförderte er Heiraten seiner Feldherren und Krieger mit Jungfrauen des Landes und vermählte sich selbst mit Stateira, einer Tochter des Dareios. Ein fünftägiges Vermählungsfest in Susa, wobei über 10 000 Makedonen mit Perserinnen das glänzende Beilager feierten, sollte der Ausdruck seines großen Einigungs- und Verschmelzungsplanes sein. Durch dieses Verfahren beleidigte er aber die Makedonen und Griechen, nach deren Ansicht den Siegern die Herrschaft über die Besiegten gebührte, immer mehr. Die hohe Idee von einem durch griechische Kultur veredelten und durch Handel und Gewerbefleiß blühenden Weltreiche war ihnen unbegreiflich. Über den Reichtümern Asiens, über dem Taumel der Siege, des Ruhmes und der Herrschaft hatte das makedonische Kriegsheer die altväterische Einfachheit der Sitten aufgegeben, ohne dabei zu der Höhe der Bildung emporzusteigen, die es zu der großen Aufgabe dauernder Staatengründungen auf fester, lebenskräftiger Grundlage fähig gemacht hätte. Als nun Alexander junge Männer aus den Eingeborenen aushob und, nachdem sie auf makedonische Weise bewaffnet und eingeübt waren, als die sogenannten Epigonoi in das Reichsheer einreihte, als er die makedonischen Garden mit parthischen und iranischen Rittern vermehrte und persische Große selbst in seine Umgebung zog, da fühlte sich der Stolz der Makedonen tief verletzt. Sie ahnten, daß der König sie mit der Zeit entbehrlich machen, sich gegen die Wiederholung ähnlicher Auftritte wie am Hyphasis sicherstellen, sich für neue Unternehmungen rüstigere Kräfte sammeln wollte. Eine gereizte Stimmung griff um sich und steigerte sich bis zum offenen Aufstand, als der König im Feldlager zu Opis am Ufer des Tigris die Absicht aussprach, die älteren Soldaten in die Heimat zu entlassen. Trotzig und mit wildem Geschrei forderten sie alle ihren Abschied. Es war für Alexander eine gefährliche Stunde, als sich der altmakedonische Sinn so gewaltig aufbäumte, und einen Augenblick schien es, als wenn das stolze Gebäude des neuen Weltreichs schon jetzt zusammenbrechen sollte. Jedoch wußte Alexander dem Sturm zu begegnen, der sich freilich gewaltig genug äußerte. Erst als Alexander einige Rädelsführer in die Fluten des Tigris hatte versenken lassen und dann mit stolzen Worten die übrigen gehen hieß, wohin sie wollten, und sich ihrem Anblicke entzog, erwachte Reue und Beschämung in der Makedonen Brust. Sie umringten das Schloß und flehten laut um Gnade und Vergebung. Er ließ sie lange harren; endlich versöhnte er sich mit ihnen und entsandte die alten Kampfgenossen, 10 000 an der Zahl, unter der Führung des tapferen Kratĕros und des Polyperchon, reich beschenkt und mit Ehrenrechten belohnt in das Land der Väter. An ihrer Statt sollte der Statthalter Antipater, der sich mit des Königs herrschsüchtiger Mutter Olympias auf das bitterste

Ausgleich der Völker

Aufstand der Makedonen Juli 324

entzweit hatte und auch als Träger der Traditionen aus Philipps Zeiten zu mächtig für seinen heimischen Posten erschien, den jungen Ersatz an makedonischen Truppen nach Asien führen.

Hatte Alexander anfangs nur aus Politik sich mit persischem Zeremoniell umgeben, so tat er es später aus Liebe zu orientalischem Prunk. Sein Hof zu Babylon, das zum Herrschersitz seines Weltreichs bestimmt war, strahlte in höchster Pracht; glänzende Gesandtschaften aus Griechenland, Italien und vielen anderen Ländern brachten ihm ihre Huldigungen dar und priesen seine Taten in Schmeichelreden; schwelgerische Gelage und Feste drängten einander. Dabei verlor er aber nie sein Ziel, Gründung eines monarchischen Weltreichs mit politischer Gleichstellung und Gleichberechtigung aller Staatsbürger, mit hellenischen Lebensformen, Sprache und Bildung und mit einem geordneten, aufgeklärten Verwaltungssystem, aus dem Auge.

Im Herbst 324 begab er sich nach Ekbatana. Hier wurde das große Dionysosfest mit Opfern und Aufzügen, mit Kampfspielen zu Roß, zu Wagen und zu Fuß, mit dramatischen und künstlerischen Wettkämpfen, mit Gastmählern und Gelagen gefeiert und eine unerhörte Pracht entfaltet. Aber des Königs Herz war nicht festlich gestimmt; sein treuer Jugendfreund Hephästion, dem er, wie Achilleus dem Patroklos, unter allen Verhältnissen mit gleicher Innigkeit zugetan blieb, war inmitten der fröhlichen Lust und der Freudenmahle, denen er sich allzu rückhaltlos hingegeben hatte, gefährlich erkrankt und starb in der Blüte der Jahre. Kein schmerzlicheres Geschick hätte Alexander treffen können; es war das Vorspiel zu seinem eigenen Hingang. Die glänzende Leichenfeier, die er dem geliebten Freunde in Babylon veranstaltete, war eine der letzten Handlungen des Helden. Noch war seine Trauer um den Jugendfreund nicht vorüber, als ein durch Aufregung und Unmäßigkeit herbeigeführtes hitziges Fieber seine längst geknickte Lebenskraft brach und ihm, mitten unter großen Entwürfen zu neuen Eroberungen, im Gartenpalaste Nebukadnezars einen schnellen Tod brachte, ehe er eine genaue Bestimmung über seine Nachfolge getroffen hatte. Die blutigen Kämpfe, die nach seinem Hinscheiden ausbrachen, verhinderten die Bestattung. Erst im nächsten Jahre wurde die Leiche auf einem prachtvollen Leichenwagen von Babylon weggeführt, um nach der Königsgruft in Agä gebracht zu werden. Aber Ptolemäos, Statthalter von Ägypten, beredete den Führer des Trauerzuges, ihm die teuren Überreste zu überlassen, und ließ sie in Alexandria beisetzen, um dem Nillande den „segnenden Schutzgott" zu erhalten.

Tod des Hephästion Herbst 324

Alexanders Tod 13. Juni 323

321

Alexander blieb der Held der Dichtung und Sage im Morgenland und Abendland. Der romantisch-abenteuerliche Grundzug seiner Natur, der das Fernste als nahe und erreichbar erschien, für die das Ungewöhnliche allein Reiz hatte, seine Begeisterung für die untergegangene homerische Heroenwelt, die er in die Wirklichkeit übertragen und wieder beleben wollte, der Zauber eines Jugendlebens voll ununterbrochener Heldentaten und großartiger Unternehmungen erfüllten die Mit- und Nachwelt mit staunender Bewunderung, und je rascher das glänzende Gestirn vorüberging, in desto verklärterem Lichte erschien es den späteren Geschlechtern.

Die Wirkungen von Alexanders Taten

Ein Zeitgenosse des großen Königs hat gesagt, daß er in einer Zeit lebe, wie sie vorher nie da war und nicht wiederkehren würde. Und mit Recht; denn ungeheuer waren nicht nur die Taten Alexanders, sondern auch die Wirkungen, die sie hervorbrachten. In zehn Jahren hatte er eine Welt erobert, das morsche Perserreich zertrümmert und den stolzen Bau einer Weltmonarchie aufgerichtet. Ströme neuen Lebens ergossen sich durch alle Glieder des Reiches.

a) Auf wirtschaftlichem Gebiet

Zunächst machten sich die Folgen der neuen Regierung auf wirtschaftlichem Gebiete geltend. Das altpersische Steuersystem der Naturallieferungen hörte auf, und Geldleistungen traten dafür ein. Viele notwendige Bauten, die unter der lässigen, orientalischen Wirtschaft unterblieben waren (Kanalisation von Babylonien, Dammbauten in Kleinasien usw.) oder wozu die Geldmittel gefehlt hatten, ließ Alexander unverzüglich in Angriff nehmen. Dem Handel eröffnete er bequeme und sichere Straßen. Die Anlage der verschiedenen Städte mit Namen Alexandria war nicht nur von militärischen, sondern vor allem von handelspolitischen Erwägungen beeinflußt. Wie genial sein Blick jedesmal den richtigen Platz zu finden wußte, beweist, daß eine Anzahl von ihnen noch heute wichtige Handelsemporien sind (Alexandria, Herat, Kabul, Kandahar). Auch auf die Erforschung neuer Seewege legte er das höchste Gewicht. Seine letzte Unternehmung, Arabien zu bezwingen, ging mit einem Versuche, zugleich die Halbinsel zu umschiffen, Hand in Hand.

b) Auf politischem Gebiet

Auf seine genialen Leistungen auf politischem Gebiete ist schon mehrfach hingewiesen worden. Sein Ideal war das einer Weltmonarchie, eines Reiches, dessen höchste Gewalt von einer voll ausgebildeten Herrscherpersönlichkeit getragen ward. Damit hängt zusammen, daß er die lose Organisation des Achämenidenreichs bedeutend straffer machte, und daß aus den Unterkönigen, halbfreien Herrschern, Satrapen usw., im neuen Weltreich vom König ernannte und abhängige Beamte wurden. Das aus dem Orient überkommene in Alexanders Reich ist die Kluft zwischen Herrscher und Untertanen, das den Hellenen entnommene aber ist die Tatsache, daß der König der persönliche und einzige Mittelpunkt des Reiches ist. Als Charakteristikum dienen hierfür einmal die Münzen (die Persermünzen zeigen den König als typische Person, die Makedonenmünzen den Kopf Alexanders) und zweitens die göttliche Verehrung, die er nicht als König schlechthin, sondern als Alexander genießt. Schon Alexander selbst beanspruchte die Proskynesis und göttliche Verehrung, und von ihm geht der Königskultus aus, der durch die ganze hellenische und später auch römische Welt hindurchzieht. In seinen politischen Entwicklungen knüpfte Alexander überall an das in den orientalischen Verhältnissen Gegebene an, durchdrang es aber mit hellenischen Ideen und schuf damit die völlig neue Form der hellenistischen Monarchie.

Als das Wichtigste aber erschien ihm die Völkermischung, die er freilich nur anbahnen konnte; in dem kosmopolitisch gewordenen Hellenentum sah er das Ferment, das alle die Völker des Westens und Ostens verbinden sollte, und das in der Folgezeit die eigenartige Erscheinung des Hellenismus hervor-

c) Auf künstlerischem Gebiet

brachte. Noch einmal bot sich dem Hellenentum die Gelegenheit, sich zu herrlicher Blüte zu entfalten und geistig die Welt zu erobern. Aber das Volk war schon zu alt geworden, und die Kunst vermochte keine neuen Blüten mehr zu treiben. Technisch blieb sie zwar auf ihrer Höhe, aber „es war für die hellenische Kunst kein Gewinn, daß sie die stille Größe harmonischer Verhältnisse zu dem asiatischen Prunk gewaltiger Massen zu steigern, den Idealismus ihrer Darstellungen in der Üppigkeit kostbarer Materialien und realistischer Augenlust zu überbieten lernte". Ein gleiches Zuströmen orientalischer Elemente galt auch von der Dichtkunst, die jedoch nicht die gleiche Aneignungskraft besaß, und nur dadurch den Schein des Lebens gewann, daß sie, wie die neuere Komödie, sich in treffenden Bildern des Alltagslebens gefiel oder die großen Alten nachahmte.

d) Auf wissenschaftlichem Gebiet

Einen weit größeren Gewinn zog aus Alexanders Taten die Wissenschaft. Aristoteles' Name allein genügt, um dies zu erhärten. Der Em-

pirismus, den er zur Vollendung führte, ließ ihn die breite Grundlage schaffen, auf der sich für Jahrhunderte hinaus alle wissenschaftliche Forschung aufbauen sollte. Hier nützte auch die unmittelbare Berührung mit dem Orient, von dessen Forschungen die Griechen viel lernen konnten. So kam denn zunächst den Erfahrungswissenschaften der politische Umschwung zugute. Die Medizin, Mathematik und Naturkunde in ihrer weitesten Form wurden von Alexander auf das freigebigste unterstützt und erhielten ein ganz neues Ansehen. Daneben traten als neue Wissenschaften eine sorgfältig begründete Länderkunde und eine auf mathematische Prinzipien gegründete Militärwissenschaft hervor. Von alledem zeigen sich unter Alexander zwar nur die Anfänge; die eigentliche Blüte des Hellenismus entfaltet sich fast um 100 Jahre später, aber seiner Zeit kommt das Verdienst zu, den Keim zu all dem Neuen gelegt zu haben.

e) Auf Religion und Sitten

Noch weniger deutlich zeigt sich unter Alexander selbst der Umschwung in Religion und Sitten, der durch seine Welteroberung herbeigeführt ward, und doch ist er der Urheber auch dieser Erscheinung. Der griechischen, vor allem der ionisch-attischen Bildung wurde durch seine Waffen der Weg bis zum fernsten Asien geebnet. Die nationalen Vorurteile schwanden, dieselben konventionellen Formen bildeten sich im Osten wie im Westen aus, dieselben sittlichen Forderungen galten in gleicher Weise am Nil wie am Hydaspes. Das ist das größte Verdienst Alexanders, daß er, ungleich den alten Eroberern der Assyrer, nicht bloß eine große Ländermasse unter seinem Szepter zu beherrschen, sondern auch innerlich einigen wollte, und das ist neben seinen Kriegstaten sein größter Erfolg, daß er auch die Mittel fand, um der neuen kosmopolitischen Monarchie wenigstens eine geistige Grundlage zu geben. In seiner kurzen Regierung konnte er freilich den stolzen, königlichen Bau nicht zu Ende führen, aber der Plan war sein. Das fühlten und fühlen heute noch die Orientalen, daß Alexander sie unlösbar mit dem Westen verkettet hat, wenn sie von dem großen, unbezwinglichen Helden Iskander singen und sagen, und das hat das Volksbewußtsein halb ungewollt angedeutet, als es Alexander zuerst von allen Sterblichen den Beinamen des „Großen" verlieh.

C. Die Kämpfe und Reiche der Nachfolger Alexanders (Diadochen).

§ 141. Griechenlands letztes Ringen. Nach der Schlacht von Megalopolis (§ 138) hatte sich Griechenland in einem Zustand erzwungener Ruhe befunden. Auch die begeistertsten Verfechter der alten Freiheit und Selbständigkeit wagten, so lange der große König lebte, keinen entscheidenden Schritt. Andererseits ließ Alexander die Hellenen in ihren inneren Verhältnissen gewähren; er wußte, daß der Schwerpunkt der Weltgeschichte innerhalb seines Feldherrnzeltes lag. Am meisten kam dies Athen zugute; eine vernünftige Finanzverwaltung (§ 126) brachte Ordnung in die zerrütteten Geldverhältnisse des Staats, und eine Anzahl bedeutender Talente fand Spielraum zu freier Betätigung. Durch das wirtschaftliche Erstarken kam in Athen auch wieder das Gefühl auf, auch politisch die ehemals gespielte Rolle wieder aufnehmen zu können; die Flotte wurde bedeutend verstärkt, und der Umschwung der Stimmung zeigte sich besonders in einzelnen Prozessen, vor allem 330 in dem berühmten Kranzprozeß (§§ 129, 130); obwohl das Gesetz auf Aschines' Seite stand, siegten die patriotischen Empfindungen der Athener, und Aschines mußte, zu teilweiser Atimie verurteilt, sein Vaterland verlassen. Jedoch blieben diese Empfindungen ohne weitere Folgen, und die Weltpolitik Alexanders ging ihren Gang ungestört weiter.

Lykurgos 338—324

An einzelnen Symptomen freilich mußten es die Griechen empfinden, daß die Zeit der Kleinstaaten vorüber war. So ordnete z. B. Alexander an,

daß ihm auch in Hellas göttliche Ehren erwiesen werden sollten, und verlangte, daß alle Verbannten in den Städten wieder aufgenommen würden. Diesem letzteren Befehl widersetzten sich die Athener, da sie sonst ihre Kleruchie Samos die ihnen nach den Bestimmungen des Philokratesfriedens (§ 128) geblieben war, verloren haben würden, und sie wurden in ihrem Widerstande dadurch

Der Harpalische Prozeß 326

unterstützt, daß Harpalos, der Großschatzmeister des Königs, mit ungeheuren Schätzen zu ihnen seine Zuflucht nahm. Natürlich forderte Alexander dessen Auslieferung. Die Athener aber wollten weder die Gelegenheit fahren lassen, sich die Mittel zu einem nachdrücklichen Widerstand zu sichern, noch sich ganz vom Wege des Rechts entfernen. Während sie die Angelegenheit in die Länge zogen, zeigten sich in der Verwaltung der harpalischen Gelder, die der athenische Staat übernommen hatte, Unregelmäßigkeiten, so daß der Verdacht entstand, die antimakedonische Partei, an ihrer Spitze Demosthenes, habe sich von Harpalos bestechen lassen. Harpalos wurde gefangen gesetzt, entkam aber nach Kreta; dort ereilte ihn jedoch sein Schicksal, da ihn sein bester Freund erstach. Nach Harpalos' Tode kam es heraus, daß allerdings ein großer Teil der veruntreuten Gelder in die Taschen einflußreicher Athener gewandert war; zu ihnen rechnete man auch Demosthenes, ohne es indes beweisen zu können. In dem berüchtigten harpalischen Prozeß gab Demosthenes zu, selbst 20 Talente als Rückzahlung für früher gemachte Vorschüsse erhalten zu haben. Er wurde zur fünffachen Strafsumme verurteilt und mußte als Zahlungsunfähiger sein

324

Vaterland meiden. Mit ihm sank die Stütze der altdemokratischen Partei, und ganz Hellas stand im Begriff, sich der monarchischen Autorität zu fügen. Die Athener erkannten Alexander göttliche Ehren zu und mußten es hinnehmen, daß ihnen die Insel Samos entrissen und an ihre ursprünglichen Bewohner zurückgegeben ward. Natürlich trat durch die Heimkehr der Verbannten eine Reihe von Streitigkeiten ein, die nur zu geeignet waren, die Ohnmacht der griechischen Staaten noch mehr zu steigern.

Der lamische Krieg 323—322

Da kam die Nachricht von des großen Königs Tode, und noch einmal flammte die Hoffnung hoch empor. Die Zwistigkeiten der Generale (§ 142) und die Unsicherheit der Thronfolge schienen für eine allgemeine Schilderhebung besonders günstig zu sein. In Athen gewann die antimakedonische Partei die Oberhand; alle makedonisch Gesinnten mußten weichen, sogar der greise Aristoteles, der bald darauf in Chalkis starb. Hypereides und andere trieben zum Kriege. Phokion widerstrebte und suchte die Athener von übereilten Schritten abzuhalten, aber es war kein Halten mehr. Der attische Feldherr Leosthĕnes erließ ein Kriegsmanifest, scharte aus der Zahl der von Alexander entlassenen Söldner ein großes Heer um sich, brachte die Ätoler, Lokrer und Phoker auf seine Seite und besetzte die Thermopylen. Der Reichsverweser Antipatros zog ihm entgegen und lagerte sich bei Lamia unweit des Spercheios, wo er in fester Stellung die Angriffe der Hellenen abwartete. Anfangs verlief der Krieg für diese nicht ungünstig. Leosthenes besiegte die Makedonen in Thessalien und brachte die Einwohner dieses Landes zum Anschluß an das griechische Bundesheer. Antipater wurde in der thessalischen

Belagerung von Lamia

Stadt Lamia enge belagert und war schon der Übergabe nahe, als der Tod des wackeren Feldherrn Leosthenes bei einem Ausfalle und die Ankunft des makedonischen Feldherrn Leonnātos aus Asien dem Kriege eine den Griechen ungünstige Wendung gab. Zwar wurde Leonnatos von ihnen in einer offenen Feldschlacht überwunden und getötet, allein Antipater gewann darüber Zeit zum Abzug aus der belagerten Stadt. Er verband sich mit dem tapferen Krateros, der kurz zuvor die makedonischen Veteranen heimgeführt hatte

Schlacht bei Krannon August 322

(§ 140), und überfiel dann unerwartet die hellenischen Truppen. Die Schlacht bei Krannon brachte zwar keine endgültige Entscheidung, bedeutete aber doch einen Mißerfolg der hellenischen Bundesgenossen, dem die Auflösung der Bundeskriegsmacht folgte. Ein Staat nach dem andern unterwarf sich, da Antipatros erklärt hatte, nur mit den Einzelnen, nicht mit dem neuen Bunde unterhandeln zu wollen, und schließlich unterlag auch noch die athenische Flotte der makedonischen in der großen Schlacht von Amorgos. Athen, von

den Bundesgenossen verlassen, mußte in die harten Friedensbedingungen willigen, die Antipater mit Phokion und Demades festsetzte, und die den Untergang der demokratischen Verfassung herbeiführten. Die Teilnahme an der Staatsgewalt wurde von dem Besitze eines bestimmten Vermögens abhängig gemacht und über 12 000 Bürger, die den geringsten Ansatz von 2000 Drachmen nicht besaßen, wurden ihres Vollbürgerrechts verlustig erklärt. Infolgedessen zogen es sehr viele vor, von der Übersiedlung nach Makedonien, die ihnen Antipater angeboten hatte, Gebrauch zu machen. Eine Anzahl reicher Aristokraten, Phokion an der Spitze, führte unter dem Schutze einer makedonischen Besatzung von der Hafenstadt Munichia aus das Regiment. Friede

Zu den Bedingungen, die Antipater gestellt hatte, gehörte auch, daß die Häupter der Kriegspartei fallen sollten. Nach dem glänzenden Erfolge von Lamia war Demosthenes in feierlichem Zuge von Ägina wieder heimgeholt worden. Nunmehr war sein und seiner Anhänger Kopf der Preis, um den die gedemütigte Stadt Frieden erhalten konnte. Da die Anhänger der Kriegspartei ihren Untergang voraussahen, flüchteten sie und wurden nun von ihrem abtrünnigen Genossen Demades verklagt und vom Volke zum Tode verurteilt. Die Rache der Makedonier scheute selbst vor Frevel nicht; denn die Verfolgten wurden sogar von den heiligen Stätten, zu denen sie geflüchtet waren, weggerissen. So wurde der Redner Hypereides mit einigen Gesinnungsgenossen im Heiligtum des Aiakos auf Ägina gefangen; sie wurden dem Antipater ausgeliefert, der sie unter Martern hinrichten ließ. Nur den Demosthenes verschonte das Schicksal mit diesem Äußersten. Als die Häscher sich ihm nahten, tötete er sich am Altar des Poseidontempels auf der Insel Kalauria an der argolischen Küste, um nicht in die Hände seiner Feinde zu fallen; er wollte als freier Mann, wie er gelebt hatte, auch sterben. „Eine herrliche Zufluchtstätte ist der Tod!“ rief er dem makedonischen Parteigänger Archias zu, der ihn gefangen nehmen wollte, „er bewahrt vor Schande!“ Seine Asche wurde später in seiner Vaterstadt beigesetzt, und sein Gedächtnis blieb in hohen Ehren. Ende des Demosthenes 322 — Oktober 322

Der Charakter des Demosthenes hat von den Neueren viel Anfechtung erfahren, weil sie an die Äußerungen eines Redners den Maßstab geschichtlicher Genauigkeit und Treue legten; sein Unglück war, daß er seine herrlichen Gaben an eine verlorene Sache setzte (§ 129). Wenngleich ein einseitig befangener Staatsmann, war Demosthenes doch ein Bürger von reinster Vaterlandsliebe, ein Redner von überwältigender Kraft und ist in einer Zeit tiefen Verfalls die Zierde seiner Vaterstadt gewesen. Der Kummer über die Entartung seiner Zeitgenossen verleiht seinen Reden einen ernsten Charakter und wehmütigen Ton. Die Reinheit und die Treue, mit der er der Sache der Demokratie anhing, macht ihn zu einer der großen tragischen Gestalten des Altertums. Charakter des Demosthenes

§ 142. Das Ringen der Feldherren um das Gesamtreich (323—301).

Das allzufrühe Ende des großen Alexander versetzte die Welt in eine jener konvulsivischen Zuckungen, die dann einzutreten pflegen, wenn ein großes Leben, ein allgewaltiger Wille plötzlich erlischt. Zunächst erhob sich natürlich die Frage, wer ihm auf dem Throne folgen sollte; dann aber regten sich die überall gebändigten Mächte der Gegner, und eine Zeitlang schien es, als ob das ganze große Reich in jähem Trümmerfall zerbersten und die so glücklich angebahnte Kulturmission, die den Hellenismus bis in den fernsten Osten trug, vergebliches Mühen bleiben sollte. Obwohl Krateros sofort die Regentschaft übernahm, brachen die wildesten Kämpfe aus. Da Alexander keine regierungsfähigen Erben hinterließ, gingen die angeblichen Worte des sterbenden Heldenkönigs: „Man wird sehr kriegerische Kampfspiele zu Ehren meines Todes anstellen“ sehr schnell in Erfüllung. Schließlich rissen seine Feldherren nach vielen blutigen und greuelvollen Kriegen, in denen Alexanders ganzes Haus zugrunde ging und Thronfolge

alle Bande der Natur aufs schändlichste entheiligt wurden, die einzelnen Länder an sich und erhoben sie zu selbständigen Königreichen.

Perdikkas, Reichsverweser 322—321

Anfangs hatte der ehrgeizige, herrschsüchtige Perdikkas aus einem Fürstengeschlecht der makedonischen Landschaft Orestis, dem Alexander auf dem Sterbebett seinen Siegelring mit den denkwürdigen Worten: „Dem Würdigsten" übergeben haben sollte, das höchste Ansehen. Nachdem er dreißig Rädelsführer einer Gegenverschwörung bei einer Heerschau zum Zerstampfen unter die Füße der Elefanten hatte werfen und seinen Gegner, den Strategen Meleagros, am Altar hatte erdolchen lassen, übernahm er die Würde eines Reichsverwesers für

Philipp 322—317

den neuen König, Philipp Arrhidäos, den schwachsinnigen Bruder Alexanders, und den Knaben, welchen bald nachher Roxane zur Welt brachte und den das Heer jubelnd als den jungen König

Alexander 317—311

Alexander begrüßte. Ursprünglich schien dem klugen und kraftvollen Reichsverweser die Macht ohne weitere Kämpfe zuzufallen. Durch vorsichtige Politik gelang es ihm, die einzelnen emporstrebenden Generale mit Satrapien abzufinden und einen durch den andern im

Antipatros in Makedonien

Schach zu halten. Jedoch hielt dies nicht lange an. Antipatros und Krateros, die Herren von Makedonien und Griechenland, wollten sich dem neuen Gewalthaber nicht fügen und suchten die übrigen Statthalter auf ihre Seite herüberzuziehen. Lange schwankte das Zünglein der Wage; schließlich schien es, als wenn es Perdikkas gelingen sollte, die Oberhand zu behalten, und da er mit Kleopatra (der Witwe des Königs Alexander von Epirus) vermählt und selbst fürstlichen Blutes war, die Krone zu gewinnen. Als aber Perdikkas in Verbindung mit dem Statthalter Paphlagoniens, dem tapferen und klugen Eumĕnes (Alexanders Geheimschreiber aus der griechischen Stadt Kardia an der thrakischen Chersones), den Statthalter von Ägypten Ptolemäos mit Krieg überzog, wurde er am Ufer des Nil von seinen eigenen meuterischen Soldaten ermordet.

Antipater, Reichsverweser 321—319

Darauf wurde Antipater zum Reichsverweser erhoben und nahm eine neue Länderteilung (im sogenannten Vertrag von Triparadeisos) vor. Während Antipatros mit der Königsfamilie und seinem

Vertrag von Triparadeisos 321

herrschsüchtigen, leidenschaftlichen Sohn Kassander im europäischen Stammlande weilte, erlangte in Asien der streitbare, mit großen Feldherrngaben ausgerüstete

Antigonos

Antigonos, bisher Statthalter Großphrygiens, und sein ritterlicher Sohn

Demetrios Poliorketes

Demetrios, der in der Folge wegen seiner Überlegenheit im Belagerungswesen und in der Kriegsbaukunst den Beinamen Poliorkētes, d. h. der Städtebelagerer, empfing, die größte Macht. Dieser suchte den Eumenes, den standhaften Verfechter der Rechte des makedonischen Königshauses, auf seine Seite zu bringen und führte, als an dem willenskräftigen Mann alle Verführungskünste scheiterten, einen mehrjährigen Krieg gegen ihn, in

Eumenes 321—316

welchem der Kardianer ebensoviel Mut als Feldherrntalent entfaltete.

Polyperchon Reichsverweser 319—316

Noch war der Krieg zwischen Antigonos und Eumenes nicht zu Ende, als Antipater 319 starb, nachdem er den ehrenwerten, aber schon betagten Polyperchon, einen kleinen epirotischen Fürsten, der einst mit Krateros die Veteranen in die Heimat geführt (§ 140), zum Nachfolger in

der Reichsregentschaft eingesetzt hatte. Seinen eignen Sohn Kassander überging er, da ihm wohl bekannt war, daß dessen hochfahrender, gewalttätiger Sinn bei den Makedoniern außerordentlich unbeliebt war. Ergrimmt über diese Zurücksetzung, verband sich Kassander mit Antigonos und Ptolemäos, entriß seinem Gegner mit Waffengewalt die Herrschaft über Makedonien und Griechenland und ließ dann Alexanders leidenschaftliche Mutter Olympias, die unter Polyperchons Reichsverwaltung das Maß ihrer Freveltaten durch die grausame Ermordung des Königs Philipp Arrhidäos und seiner Gemahlin Eurydike, einer Enkelin des ersten Philipp, und vieler makedonischer Edelleute erfüllt hatte, zum Tode verurteilen und durch die Anverwandten der Hingerichteten steinigen. Ohne Klagen und Tränen sank die greise Königin, von Steinwürfen zerschmettert, zu Boden, das Haar geschmückt und den sinkenden Leib in ihr Gewand verhüllend. In den Wirren, die diesen Vorgängen vorangingen, hatten auch die beiden berühmten Athener Demades und Phokion ihr Ende gefunden. Demades war als Gesandter von Antipater noch kurz vor dessen eigenem Tode ermordet worden; Phokion fand in dem Kampfe zwischen Polyperchon und Kassander dadurch seinen Tod, daß Polyperchon die niedergehaltenen Volksparteien der hellenischen Städte durch verlockende Versprechungen anstachelte, sich ihm anzuschließen, und Phokion von den radikalen Demokraten, denen die Heimat und der Zugang zum Regiment wieder ausgeliefert wurde, genötigt ward, den Giftbecher zu trinken (§ 143).

Olympias † 316

317

319

Phokions Ende 318

Nun vermählte sich Kassander mit Thessalonike, der Schwester des großen Alexander, baute am thermaischen Meerbusen die Stadt Thessalonike und in der reichen Gegend des zerstörten Olynth Kassandreia, zwei Städte, die seinen und seiner Gattin Namen auf die Nachwelt bringen sollten, stellte Theben wieder her und herrschte gewaltig über das makedonische und hellenische Land. Die Königin Roxane und ihren jungen Sohn Alexander hielt er noch einige Jahre in enger Haft und ließ dann beide durch abgesandte Mörder erdolchen und in der Stille verscharren. So starb die einst bewunderte „Perle des Morgenlandes". Auch der letzte Sproß von Alexanders Stamm folgte ihr bald. Der früher im Kampfe unterlegene Polyperchon rief den siebzehnjährigen Herakles, einen Sohn Alexanders von der Berenike, als König aus, ließ ihn aber, von Kassander bestochen, um Landes und Geldes willen erdrosseln.

Kassander, Regent in Makedonien 316—310

311

Beseitigung von Alexanders Familie

309

In ähnlicher Weise dauerte das Ringen der Feldherren auch in Asien fort. Antigonos hatte sich nach und nach der westlichen Satrapien bemächtigt und streckte seine Hand schon nach den oberen und den am Indus gelegenen Landesteilen aus. Glück und Sieg wußte er an seine Fahnen zu fesseln. Eine ganze Anzahl der alten Generale Alexanders, unter ihnen Seleukos, Nikanor u. a., schlossen sich ihm an und wollten ihm zur Gesamtkrone verhelfen. Nur Eumenes, der treueste und erfahrenste Feldherr aus der Zeit des großen Königs, stand gegen ihn und hatte im fernen Osten wunderbare Waffentaten gegen Antigonos vollbracht. Aber als Fremdling beneidet und als Diplomat von den waffenstolzen Makedonen verachtet, fiel er endlich durch den Verrat der „Silberschildner", der ehemaligen Leibgarde Alexanders, inmitten

Antigonos Herr in Asien 315—301

316

seines eignen Heeres in die Hände seines Gegners und wurde nebst mehreren seiner Gefährten im Kerker ermordet. Nun war Antigonos Herr und Meister in Asien. Er bemächtigte sich der Schatzkammer in Susa und vermehrte die Zahl seiner Miettruppen so sehr, daß er allen andern Feldherren Trotz bieten und sie zwingen konnte, ihn als Reichsverweser anzuerkennen. Von Persepolis aus gebot er wie die ehemaligen Großkönige und verteilte Asiens Satrapien an seine Anhänger.

Koalition gegen Antigonos

Da er aber merken ließ, daß er nach der tatsächlichen Herrschaft über das Weltreich Alexanders strebe, und seinen Verbündeten Seleukos der Statthalterschaft über Babylonien beraubte, so vereinigte Mißtrauen und Gefahr die vier bedeutendsten Feldherren Ptolemäos, Seleukos, Lysimachos (der sich in den Besitz von Thrakien gesetzt hatte) und Kassander (in Makedonien) zu einem Bunde wider Antigonos und seinen Sohn Demetrios. Daraus ging ein langer, mit
312 wechselvollem Erfolg in Asien und Griechenland geführter Krieg hervor. Während desselben gelang es dem Seleukos, sich nach dem Sieg bei Gaza über Demetrios Poliorketes mit geringer Heeresmacht in Babylonien und in den östlichen Provinzen die Herrschaft zu erkämpfen eine Tat, die der Mitwelt und den nachgeborenen Geschlechtern so denkwürdig erschien, daß man das Jahr 312 als den Anfang einer neuen Zeitrechnung,

Ära der Seleukiden 312

Ära der Seleukiden benannt, bezeichnete. Durch diesen gewaltigen Erfolg wurde auch Ptolemäos Herr des gesamten Küstenlandes von Palästina und Syrien und wußte durch klug berechnete Milde sich die Herzen der neuen Untertanen zu gewinnen. Namentlich die Kinder Israel, die schon früher unter Alexander zahlreich nach Ägypten gezogen waren und dort eine zweite Heimat gefunden hatten, wandten sich ihm zu.

31 Deshalb schlug Antigonos den Verbündeten einen Frieden vor, in dem es ihm durch seine Klugheit gelang, eine Reihe von Vorteilen zu erlangen, die er dazu benutzte, Ptolemäos aus Syrien hinauszudrängen. Zugleich versuchte er, Hellas von der Partei seiner Gegner abwendig zu machen. Es gelang ihm, Athen zu besetzen, Demetrios von Phaleron (§ 143) zu vertreiben und seinen eigenen Sohn Demetrios dort als Herrn einzusetzen. Sonst hatte er freilich mit diesem Unternehmen wenig Glück, denn die mit dem Heraklidenhause nahe verwandte molossische Dynastie in Epirus, die sich nach Alexanders Tode erhob, hielt ihm, gestützt auf den epeirotischen Bund, das Gegengewicht und half wenigstens den im Westen wohnen den Ätolern und ihren Nachbarn die Freiheit zu bewahren.

Letzter Kampf um die Reichseinheit

Die Gelegenheit, den Kampf gegen seine Widersacher offen aufzunehmen, bot sich, als Seleukos, der gefährlichste Gegner, einen Heereszug nach Indien unternahm. Demetrios ward aus Athen abgerufen, um mit seiner Flotte den Ptolemäos von der See zu verdrängen. Auf
306 Kypros kam es zum Kampfe, und bei der Stadt Salamis erlitt Ptolemäos durch Demetrios eine große Niederlage zur See, worauf Antigonos und sein Sohn den Königstitel annahmen, ein Beispiel, dem ihre Gegner alsbald folgten. Damit war nach langem, heuchlerischem Spiel der letzte Schritt zur Auflösung der Schöpfung Alexanders d. Gr. getan und der Augenblick nahe, wo sein Reich in verschiedene Teile zerfallen mußte. Eine Zeitlang schien es, als ob Antigonos die Ober-

gewalt behalten würde, aber ein verfehlter Angriff auf Ägypten und der gescheiterte Versuch des Demetrios, die von den Einwohnern heldenmütig verteidigte Insel Rhodos durch ungeheure Belagerungsmaschinen (namentlich die berühmte Helepölis, einen Turm von neun Stockwerken mit Schutzdächern) zu erobern, hielten das Kriegsglück noch einige Jahre schwebend. Antigonos und Demetrios gewannen, besonders in Hellas, an Boden und bedrängten dadurch die Könige Kassander und Lysimachos; dafür aber gelang es diesen, dem Antigonos in Asien Vorteile abzugewinnen, bis ein energischer Vorstoß des Demetrios gegen Makedonien die Allianz zwischen den Gegnern befestigte, und bis die große Schlacht bei Ipsos in Phrygien, worin der achtzigjährige Held Antigonos fiel und Demetrios besiegt ward, das Schicksal von Asien zugunsten der Verbündeten entschied. 304 301

Reichsteilung

Während sich Demetrios abenteuernd in den griechischen Gewässern umhertrieb, nahmen seine Gegner eine neue Länderteilung vor. Damit war die letzte Macht, die das ganze Reich noch einmal hatte vereinen wollen, zertrümmert: Kassander behielt Makedonien, Ptolemäos Ägypten, die asiatischen Lande aber, den weitaus wichtigsten Teil, teilten Lysimachos und Seleukos. Wie die Grenzlinie lief, ist aus der trümmerhaften Überlieferung nicht zu ersehen; jedoch scheint es, daß eine Reihe von Pufferstaaten (Armenien, Kappadokien, Pontos) zwischen die beiderseitigen Gebiete gelegt wurde, um einen neuen Zusammenstoß möglichst zu verhindern.

§ 143. Das makedonische Reich. Athen. Am geringsten war der Anteil Kassanders an dem Raube gewesen, und am längsten dauerte der Krieg in dessen Staaten fort. Denn hier suchte Demetrios Poliorketes das in Asien Verlorene wiederzugewinnen. Die Thronwirren, die nach Kassanders Tode eintraten, begünstigten sein Unternehmen. Dem talentvollen Manne gelang es sehr bald, ganz Griechenland an sich zu ketten und mit kluger Ausnutzung der einander befehdenden Kronprätendenten und ihrer Parteien sich in den Besitz von Makedonien zu setzen. In der wunderbarsten Weise ließ das Glück ihn oft tief fallen, um ihn unerwartet hochzuheben; er war eine stete Gefahr für die nach der Schlacht von Ipsos sich bildenden Teilreiche. Endlich beschloß er, das Gesamtreich seines Vaters Antigonos an sich zu bringen. Das trieb Lysimachos, Ptolemäos und Seleukos, die sich sonst vielfach befehdet hatten, zu einer neuen Allianz; auch König Pyrrhus von Epirus, der des Demetrios harte Hand vielfach gefühlt hatte, trat dem Bündnisse bei. Nach kurzer Frist waren für Demetrios alle europäischen Besitzungen verloren, und nach einem verzweifelten Feldzug in Kleinasien fiel er in den kilikischen Engpässen in die Hände der Verbündeten. Er suchte Schutz bei Seleukos, der ihn bis an seinen Tod zu Apamea am oberen Orontes in ehrenvoller Haft hielt, ihm alle Genüsse gewährte, aber durch strenge Aufsicht jede Flucht unmöglich machte. Schwelgerei und Wollust untergruben hier seine riesenstarke Gesundheit in kurzem so sehr, daß er schon im dritten Jahre der Gefangenschaft ins Grab sank; nur vierundfünfzig Jahre alt legte sich der romantisch-abenteuerliche Held, dessen Wesen bisweilen

Demetrios Poliorketes 297

Pyrrhus 295—272

287

283

an die Gestalten des Mittelalters erinnert, zur Ruhe. Mit ihm erlosch endgültig der Gedanke eines hellenischen Weltreichs, und nunmehr bildeten sich die vier neuen Monarchien heraus, die zwei Jahrhunderte lang an die Stelle des Gesamtreichs treten sollten.

Makedonien

Das herrenlose Makedonien fiel zunächst in die Hände des Lysimachos, der aus diesem Kernlande nebst Kleinasien eine große Monarchie zu bilden unternahm. Um Makedonien stritten sich damals Antigonos, des Demetrios Sohn, dem es der Vater anvertraut hatte, als er den Zug nach Kleinasien unternahm, und Pyrrhus von Epirus, der als Lohn für seine Teilnahme an der Allianz es beanspruchte. Der letztere hatte bis dahin von Lysimachos Unterstützung gehabt, wurde aber nach Demetrios' Niederlage von ihm angegriffen und 285 aus allen Eroberungen gedrängt und auf sein Stammland eingeschränkt, das er schließlich zu meiden beschloß, um im Westen das wiederzugewinnen, was er im Osten hatte verloren geben müssen (§ 184). Auch Antigonos wurde zurückgedrängt und Makedonien von Lysimachos erobert. Doch dieser war damit noch nicht zufrieden. Seine Ländergier ließ ihn zunächst nach Thrakien und Päonien greifen. Anfänglich war das Glück mit ihm; aber bald sollte durch häusliches Leid die neue Dynastie zu Schaden kommen. Angestiftet von seiner zweiten Gemahlin Arsinoë, ließ er seinen trefflichen Sohn Agathokles durch den dämonisch-leidenschaftlichen Ptolemäos, den „Blitz" (Keraunos) zugenannt, den die Ränke seiner herrschsüchtigen Stiefmutter Berenike (§ 148) um sein ägyptisches Thronrecht zugunsten seines Bruders Ptolemäos Philadelphos gebracht hatten, im Gefängnis ermorden; die Gemahlin des Ermordeten, Lysandra, floh sofort zu Seleukos und forderte diesen zur Rache auf. Sieger in einer

Schlacht bei Korupedion 281

entscheidenden Schlacht im Gefilde Korupedion in Phrygien, in der Lysimachos selbst umkam, wollte sich jetzt Seleukos in den Besitz von Thrakien und Makedonien setzen; allein er wurde von dem bei ihm weilenden Ptolemäos Keraunos bei Lysimachia am Hellespont hinter-

Ende 281

rücks durchbohrt. Darauf bemächtigte dieser sich sogar Makedoniens, zwang die Witwe des Lysimachos, seine Stiefschwester Arsinoë, ihm die Hand zu reichen und ließ dann deren Kinder vor ihren Augen ermorden. Aber diese blutige Gewaltherrschaft dauerte nur kurze Zeit. Ptolemäos fiel

Frühjahr 280

im Kampf gegen die Schwärme der Gallier (§ 175, 227), die alsdann zwei Jahre lang Makedonien in Besitz hatten und bedrückten und beraubten, bis sie endlich von Sosthĕnes und den Edlen des Landes geschlagen, sich teils nach Kleinasien wandten, um dort einen neuen Staat, Galatien, in drei Gauen (§ 147) zu gründen, teils als Sold-

Antigonos Gonatas 277—239

knechte dienten; darauf gelangte Antigonos Gonatás [d. h. aus Gonnoi], der Sohn des Demetrios Poliorketes, zur Herrschaft, aus der er jedoch noch einmal durch den aus Italien zurückgekehrten Pyrrhos von Epirus (§ 184) vorübergehend verdrängt wurde. Erst als dieser vor

272

Argos seinen Tod gefunden hatte, gelangte Antigonos zum ungestörten Besitz von Makedonien und Griechenland und vererbte sein Königreich an seine Nachkommen (Antigoniden), bis dieses in die Kämpfe zwischen den Römern und Karthagern verwickelt ward (§ 196) und endlich im römischen Weltreich aufging (§ 198).

Griechenland

Das eigentliche Griechenland blieb für die Entwicklung der makedonischen Reiche ohne Bedeutung. Durch kluge Benutzung der Parteileidenschaften gelang es ehrgeizigen Generalen, sich hier vorübergehend eine Stellung zu verschaffen und den entgegenstehenden Machthabern Schwierigkeiten zu bereiten, so z. B. Polyperchon, der den erst von ihm auf den Thron gerufenen Alexandersohn Herakles durch griechische Verbündete zu stürzen suchte (§ 142) und dann auch beseitigen ließ. Aber die Zeit des Eingreifens in den Lauf der Weltgeschichte war unwiederbringlich dahin. Auch in den alten Kulturzentren Athen, Korinth, Argos usw. ergab man sich in sein Schicksal und diente bereitwillig dem fremden Machthaber. Polyperchon, der Nachfolger des Antipatros als Reichsverweser, wollte dem Kassander (§ 142) die Stütze entziehen, die dieser in dem überall neueingerichteten oligarchischen Stadtregiment (§ 141) fand, und proklamierte darum 319 die Freiheit und die Demokratie. Jedoch dies führte nur zu grauenvollen Taten der aufgestachelten Pöbelmassen. Der alte Patriotismus war verschwunden, nur die kurzsichtige Verkennung bedeutender Männer war geblieben, was z. B. Phokion (§ 142) erfuhr, der, durch einen siegreichen Vorstoß der radikalen Demokratie genötigt, den Giftbecher trinken mußte. Doch sollte die siegreiche Demokratie, die damit Athen eines seiner besten Bürger beraubt hatte, nicht lange triumphieren. Denn bald nach Phokions Tode erfolgte ein Umschwung, und die Stadt empfing abermals eine oligarchische Verfassung, auf Grund eines Mindestzensus von tausend Drachmen, und einen neuen Herrn. Phokions Freund Demetrios von Phaleron, ein kluger Staatsmann, Redner und Philosoph aus Aristoteles' Schule und ein warmer Förderer der Künste und Wissenschaften, aber auch ein Freund der Sinnengenüsse und voll Prachtliebe, trat durch Kassanders Einfluß an die Spitze des athenischen Staats. Sein Einfluß während einer zehnjährigen Verwaltung hatte zur Folge, daß Athen sich den neuen Machtverhältnissen auch innerlich fügte. Dies zeigte sich besonders, als Demetrios Poliorketes sich wiederholt Athens bemächtigte. Trotz seiner Unsittlichkeit verehrten ihn die Athener wie einen Gott, errichteten ihm Altäre und Statuen und teilten die Ausschweifungen des genialen Mannes, der ihnen unter der Maske eines Befreiers genaht war. Nach seinem Tode wurde Hellas noch enger mit Makedonien verbunden. Durch Burgbesatzungen und Festungen (die „drei Fesseln" Demetrias in Thessalien, Chalkis, Akrokorinth) wurde Hellas an Makedonien gekettet. Nur wenige Männer gab es noch, die ein freies Wort wagten und eine freiheitliche Gesinnung hegten; unter ihnen war der bedeutendste Demochares, des Demosthenes Schwestersohn, der es unter Demetrios des Phalereers Regierung verschmäht hatte, ein Amt anzunehmen, und der, als der Friede nach der Schlacht von Ipsos Hellas an die makedonische Krone auslieferte, die Leitung des Staates in die Hand nahm, aber von dem Tyrannen Lachares verbannt ward; auch dieser mußte schließlich vor dem siegreichen Poliorketes fliehen.

318

Makedonischer Einfluß in Athen

Demetrios von Phaleron 318—307

307

Demochares

295

Zum letztenmal versuchte Athen unter den beiden Brüdern Glaukon und Chremonides, sich der makedonischen Herr-

Chremonideischer Krieg 266—263

schaft zu entziehen. Jedoch auch dieser Versuch war umsonst; nach einem dreijährigen mutigen Kampfe mußte sich die erschöpfte Bürgerschaft ergeben und dem fremden Machthaber Zins und Dienstpflichten leisten. Dieser Ausgang des letzten „Freiheitskrieges" war der Todesstreich für Athen. Es verschwand als politische Macht von der Weltbühne, wenn es auch noch eine Reihe von Menschenaltern der Sitz vielartiger Gelehrsamkeit und geistigen Lebens blieb.

§ 144. Der ätolische und der achäische Bund. Kämpfe mit Sparta. Trotz dieses Niedergangs brachte das alternde Griechenland auf bisher von der Geschichte wenig berührtem Boden noch eine politische Neuschöpfung, den Bundesstaat, hervor, der eine Reihe freier Staaten zu gleichen Rechten und Pflichten unter der Leitung einer ständigen Zentralbehörde zu einem politischen Ganzen vereinigte.

Zunächst zeigte sich diese Staatsform in den westgriechischen Berglandschaften. Die Ätoler, ein noch frisches Volk (§ 56), das in seiner Bergabgeschiedenheit an dem Vorwärtsdrängen der griechischen Kultur nicht teilgenommen hatte, war das einzige gewesen, das den siegreichen Waffen Philipps erfolgreich Halt geboten hatte. Uralt war

Ätolischer Bund

ihr Bund, der in der Bergstadt Thermon seinen Mittelpunkt, seine Heimat und sein Fest hatte; altertümlich war auch dessen Verfassung, die ganz auf die Einzelgemeinde gegründet war und von gemeinsamer Politik und Gesetzgebung nichts wußte; noch zu den Zeiten des Peloponnesischen Kriegs erschienen die Ätoler als halbe Barbaren. Alle Angriffe auf ihre steilen Berge schlugen sie ab; sogar unter Alexander war es ihnen gelungen, ihre alte Freiheit zu behaupten. Nach der Schlacht von Ipsos sollten sie an Kassanders Reich fallen, ohne daß es jedoch diesem und seinen Nachfolgern gelungen wäre, auch nur vorübergehend bei ihnen festen Fuß zu fassen. Eine politische Rolle fingen sie erst dann an zu spielen, nachdem Antigonos Gonatas die Gallier bei Lysimacheia besiegt und sich zum König von
277 Makedonien gemacht hatte (§ 143). Man mußte sich im übrigen Hellas gegen dessen Herrschaftsgelüste wehren, und so scharten sich um den Kern des alten ätolischen Bundes eine Menge Verbündete, die sich dadurch den neuen Machthabern in Makedonien entzogen. Nach alter Sitte waren die Ätoler die Vertreter des Faustrechts, an sich gefürchtet, aber für Makedonien noch keine Gefahr, solange sie allein blieben; nunmehr scharten sich aber noch andere griechische Staaten um sie und verstärkten ihre Kraft. Und außerdem traten noch zwei andere politische Kräfte hinzu, die ebenfalls ihre Spitze gegen Makedonien richteten.

Achäische Eidgenossenschaft

Die erste war der achäische Bund, der sich nach des alten Königs Antigonos Tode (239) schnell ausbreitete. Er lehnte sich an die seit alten Zeiten zwischen den zwölf achäischen Städten (§ 56) bestehende und um den Mittelpunkt Agion sich gruppierende Eidgenossenschaft an und stellte sich die Aufgabe, die Griechen aus der Vereinzelung ihrer städtischen Sonderinteressen herauszureißen und durch Gründung eines föderativen Gemeinwesens, dessen Bundesglieder alle gleichberechtigt waren, wieder Nationalsinn, Kraft und Einigkeit zu erzeugen. Anti-

gonos Gonatas, dem Griechenland als ein Teil seines Erbes zugewiesen worden war, hatte, um Ruhe zu erhalten, die Errichtung von Tyrannenherrschaften begünstigt und dem Grundgedanken von Philipps und Alexanders Politik gehuldigt, daß man die einzelnen Stadtverfassungen Griechenlands mit dem umfassenderen Begriff eines Bundesstaates überbauen müsse. Die Hellenen folgten diesem Gedanken, der ihre alte Polis völlig auflöste (was auch im Zurücktreten der Stadtkulte sich deutlich erkennen läßt, die von den orientalischen Religionen oder einem religiösen Synkretismus abgelöst wurden) und schufen ein neues Staatsgebilde. Aber das neue Prinzip wurde von ihnen, ganz gegen die Absicht seines Urhebers, dazu verwendet, eine neue wirkliche Form der Freiheit zu finden; dadurch wurde es aber zu einer politischen Organisation, die ihre Spitze gegen den makedonischen Einheitsstaat mit monarchischem Haupte richtete und mit diesem in Kampf geraten mußte.

Gründung des Bundes 280

Lange Zeit blieb nun dieser achäische Bund für die äußere Politik unbedeutend, bis die reiche Stadt Sikyon sich ihm anschloß. Nachdem es 251 dem wackeren Aratos gelungen war, diese seine Vaterstadt von dem Tyrannen Nikokles zu erlösen, befreite er Korinth von der makedonischen Besatzung und führte auch diese Stadt mit ihrer festen Burg dem Bunde zu. Bald folgten Megara, Trözene und Epidauros. Der Bund selbst beharrte trotz seiner zunehmenden Ausdehnung bei seiner früheren Verfassung und wurde (seit 255) von einem Oberfeldherrn geleitet, dem ein Bundesrat mit einem Staatsschreiber zur Seite stand. Die Würde des Strategen fiel für lange Jahre dem Gründer des Bundes, Aratos, zu, der für den neuen Staatenbund ungeahnten Einfluß eroberte und zugleich als Stütze gegen das makedonische Reich die Hilfe der Ptolemäer sich zu sichern wußte, die ihm mit Geld auf das kräftigste nachhalfen. Dieser Aufschwung der Achäer erregte den Neid der übrigen Staaten. Die Makedonen nahmen unter König Demetrios II., dem Sohn des Antigonos Gonatas, eine drohende Haltung an und verbanden sich mit den waffengeübten, rauhen und wilden Ätolern.

Aufschwung unter Aratos 271—213

seit 245

Demetrios II. von Makedonien 239—229

Der achäische Bund hätte wohl die ganze Peloponnes umfassen können, und Griechenlands Befreiung wäre möglich geworden, wenn es gelungen wäre, auch den dritten Trieb der alten Selbständigkeit, die Reform der Könige Agis IV. und Kleomenes von Sparta, der Gesamtheit nutzbar zu machen und damit des altererbten Staatenhaders zu vergessen. Der spartanische Staat hatte während der Regierung Philipps und Alexanders sich eine leidliche Selbständigkeit bewahrt und auch während der Wirren der Diadochenzeit seinen Bestand äußerlich aufrechtzuerhalten gewußt. Desto schlimmer sah es aber in seinem Innern aus; die alte Homoiengemeinde (§ 74) war auf einen Bestand von 700 Männern herabgesunken, die aber nur zum geringeren Teile an den Staatsgeschäften teilnehmen durften, im geraden Gegensatze zu der alten lykurgischen Verfassung. Seitdem nämlich durch die Beweglichmachung des Landbesitzes, die durch die sogenannte Reform des Epitadeus herbeigeführt (d. h. wohl nur rechtlich sanktioniert) worden war, in Sparta mehrere Güter an einen Besitzer fallen konnten (§ 122), war allmählich alles Grundeigentum in die Hände

Sparta

weniger reicher Oligarchen gekommen, welche nun durch die aus ihrer Mitte gewählten Ephoren den Staat regierten. Das ganze Grundeigentum der dorischen Stadtgemeinde befand sich im Besitz von etwa hundert Familien; die übrigen spartanischen Bürger waren vermögens- und dadurch rechtlos geworden und durch Schulden in die drückendste Abhängigkeit von den Reichen geraten, die in Schwelgerei und Üppigkeit hinlebten, während die anderen darbten. Die Ringschulen standen leer, die gemeinschaftlichen Mahlzeiten mit der altheimischen Kost hatten aufgehört, kostbares Hausgeräte und reichliche Gastmähler waren an die Stelle der alten Mäßigkeit und Einfachheit getreten. Die Lage der Periöken, die sich durch Gewerbefleiß und Handel zu Wohlstand aufgeschwungen hatten, ja selbst die Stellung der Heloten, die doch wenigstens ihr tägliches Auskommen hatten, war weit besser als die der verarmten Spartiaten. Da trat noch einmal der alte Gegensatz des Königtums gegen die überwuchernde Ephorenmacht hervor. Der jugendliche König Agis IV. suchte, im Glauben an die Möglichkeit einer Rückbildung, den spartanischen Staat zu erneuern und den vorhandenen Übelständen dadurch abzuhelfen, daß er auf Abschaffung der Ephorenwürde, auf Vernichtung der Schuldbriefe, auf neue Güterverteilung und auf Wiederherstellung der lykurgischen Einrichtungen und der altdorischen Strenge und Einfachheit drang. Diese Revolution von oben her hätte Aussicht auf Erfolg gehabt, wenn es Agis gelungen wäre, sich kriegerische Lorbeeren zu erwerben und, auf ein siegreiches Heer gestützt, die Macht der starren, geldstolzen Oligarchie zu zerbrechen. Aber militärische Erfolge blieben dem edlen König versagt, und die Selbstsucht der Reichen wollte dem Staatsinteresse nichts zum Opfer bringen. Nach mannigfachen Versuchen, seine Reform durchzuführen, wurde Agis, im Felde gegen die Ätoler unglücklich, von seinen Feinden gestürzt, aus dem Heiligtum, wo er Schutz gesucht hatte, herausgelockt und nebst seiner hochsinnigen Mutter und Großmutter, die sich edelmütig zur Herausgabe ihres großen Vermögens verstanden hatten, grausam erdrosselt; so fiel der idealgesinnte Heldenkönig, dessen lebhafte Phantasie ganz erfüllt war von der Größe und Herrlichkeit des altspartanischen Waffenstaates.

Königtum und Ephoren

246—241

Besseren Fortgang nahm der gleiche Versuch des Königs Kleomenes III., der sich mit Agis' hochherziger, freiheitbegeisterter Witwe Agiatis vermählt hatte. Die Hingabe der Verarmten allein genügte ihm nicht; er mußte ein Machtmittel haben, das ihn zu dem erstrebten Ziele hinführte, und er schuf sich darum ein starkes Heer, um auswärtige Erfolge gewinnen zu können. Durch vorsichtige Politik, die sich hauptsächlich auf Ägypten stützte, das allen makedonienfeindlichen Bestrebungen günstig war und langsam von dem achäischen Bunde abrückte, gelang es ihm, Sparta in Gegensatz zu dem achäischen Bund zu bringen. Ein glücklicher Feldzug gegen diesen (der sich mittlerweile durch den Anschluß von Argos, Megalopolis und andern Städten erweitert hatte) ermöglichte eine entschlossene Tat. Er ließ plötzlich die Ephoren bei einem Mahle überfallen und töten, ächtete achtzig der angesehensten Oligarchen und führte dann vermittelst einer Volks-

Kleomenes III. 235—219

229

Reformen des Kleomenes

versammlung die radikalen Reformen ein, die schon Agis beabsichtigt hatte, und von denen allein Spartas Wiedergeburt ausgehen konnte. Ein neuer Geist kam nunmehr über den verjüngten Staat; die alte spartanische Kriegstugend, Einfachheit und schlichte Sitte kehrten wieder; der tapfere König, durch die neue Staatseinrichtung mit größerer Macht ausgerüstet, brachte Argos und Mantineia zur Unterwerfung und suchte nunmehr seiner 228
Vaterstadt die alte Vorherrschaft in der Peloponnes wieder zu erringen.

Damit war natürlich dem achäischen Bunde empfindlicher Schaden getan, und der Einfluß seines Oberfeldherrn Aratos erfuhr starke Einbuße. Er wollte jedoch nicht ruhig zusehen, wie die hochherzige Politik des sich verjüngenden Sparta eine Menge Bundesgenossen aus seinem Lager hinüberzog, vor allem die unbegüterten gewann, die in der sozialen Reform des Kleomenes auch für sich das Heil erblickten. Um sich und seine staatliche Neuschöpfung auf der alten Höhe erhalten und der gärenden Unzufriedenheit in seiner Eidgenossenschaft begegnen zu können, tat Aratos den verhängnisvollen Schritt und beschloß, sich Makedonien zu nähern. Der Kampf Spartas mit den Achäern war nun unvermeidlich. Kleomenes besiegte sie, und es schien einen Augenblick, als wenn die Achäer sich von Aratos lossagen und ihm anschließen würden. Das suchte Aratos auf jede Weise zu hindern. Als Kleomenes Anstalten zur Belagerung von Korinth traf, wies er dessen Friedensanträge zurück, rief den makedonischen Reichsverweser Antigónos Dosón zu Hilfe und stellte 224, nachdem er diesem die Akropolis von Korinth übergeben hatte, den achäischen Bund unter Makedoniens Schutz, eine Tat, die auf sein ganzes Leben einen düsteren Schatten wirft. Dieser vereinten Macht vermochten die Spartaner nicht zu widerstehen; besonders weil die von Ptolemäos Euergetes versprochene und erwartete Hilfe wegen der Verwicklungen im Osten ausblieb (§ 148). Kleomenes mußte Argos wieder aufgeben, mußte zusehen, wie Mantineia 224
zerstört und seine Einwohner teils erschlagen, teils in Knechtschaft geführt wurden; dazu kam als neues Unglück, daß man von Ägypten aus die Zahlung der Subsidien weigerte, weil man dort durch die Thronbesteigung des Antiochos III. in Syrien neue Grenzkriege befürchtete, und als er unsern Lakoniens Nordgrenze einen Hauptschlag wagte, verlor er durch die Niederlage von Sellasia alle Vorteile seiner bisherigen Bemühungen. Von einer kleinen Schar Getreuer umgeben, entkam Kleomenes nach Sparta, von wo er unverweilt der Meeresküste zueilte, um nach Alexandreia überzuschiffen, wo sich bereits seine Mutter und seine Kinder befanden. Hier suchte er von dem ägyptischen Hof Unterstützung zur Befreiung seiner Vaterstadt zu erlangen; als er der Gewährung seiner Bitte nahe war, starb König Ptolemäos Euergetes, und 221
sein Nachfolger Ptolemäos Philopator (§ 148), von andern Einflüssen abhängig und eifersüchtig auf die kraftvolle Art des Spartanerkönigs, dem man nicht trauen wollte und konnte, hielt ihn jahrelang hin und ließ sogar Kleomenes mit seinen Gefährten in der Burg gefangen setzen. Da stürzten diese eines Tages mit Dolchen bewaffnet auf die Straße der ägyptischen Hauptstadt, riefen das Volk zur Freiheit auf und stießen dann, als ihr Ruf bei der erstaunten Menge keinen Anklang fand, sich

Anschluß des achäischen Bundes an Makedonien

Schlacht von Dyme 226

Antigonos III. Dosón von Makedonien 229—221

Schlacht von Sellasia 222 (221 n. Dronsen)

220/19 selbst die Dolche ins Herz. So starb Kleomenes, nach des Polybios (§ 204) Ausspruch ein wahrhaft königlicher Mann von seltenen Gaben und Tugenden, dem die Begeisterung für eine untergegangene große Zeit und für ein totes Recht inmitten einer gesunkenen Bevölkerung den Untergang gebracht hat. Mit ihm ging das spartanische Königtum zu Grabe. Seine Mutter und seine zwei Kinder starben auf Befehl des rachsüchtigen Ptolemäers durch die Hand des Henkers.

§ 145. Philopömen und Sparta. Nach der Schlacht von Sellasia zog der makedonische König als schonender Sieger in Sparta ein, stellte den Rat der Alten, die Ephoren- und die Oligarchenmacht wieder her und nötigte die Bewohner zum Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit dem achäischen Bunde, der ja jetzt unter Makedoniens Oberhoheit stand. Da starb Antigonos Doson plötzlich an den Folgen eines Blutsturzes, und an seine Stelle trat sein Neffe, der junge,

Philipp III von Makedonien 221—179 hoffnungsvolle Philipp III., für den er bisher das Reich treu und gewissenhaft verwaltet hatte. Philipp war ein rascher, unternehmender Jüngling, der mit der Zeit große Kriegstalente entfaltete, aber für Griechenland keine Liebe besaß und zur Erlangung der erstrebten „Weltherrschaft" alle Mittel für erlaubt hielt. Die Folge davon war, daß die Griechen sich wider ihn auflehnten und er sich ihrer nicht anders zu erwehren wußte, als daß er sie gegeneinander ausspielte. Am gefährlichsten waren dem makedonischen Reiche die nahen, noch nicht gebändigten Ätoler; zunächst gewann er aber gegen sie beträchtliche Erfolge und hetzte sie dann gegen den achäischen Bund. Infolge dessen brach zwischen den Achäern und Ätolern wegen eines Freibeuterzuges der letztern in das herden- und triftenreiche Messenien der vierjährige

Bundesgenossenkrieg 221—217 „Bundesgenossenkrieg" aus, in dem die Peloponnes hart mitgenommen und viele Orte von den räuberischen Freischaren der Ätoler schrecklich

Lykurg von Sparta 220—210 verheert wurden. Dieser verderbliche Krieg brach die letzten Kräfte der griechischen Staaten und schwächte auch Sparta, das aus Haß gegen die Achäer sich dem ätolischen Bunde angeschlossen hatte. Nach vierjährigem Ringen kam es infolge der allgemeinen Erschöpfung und unter dem Eindruck der gewaltigen Ereignisse in Italien (§ 190 ff.) zu einem

217 Kongreß in Naupaktos und zum Abschluß eines Friedens auf Grund des Besitzstandes. Philippos ließ die Ätoler so glimpflich davonkommen, weil er nach der Schlacht am Trasumenus sich mit Hannibal zu verbinden suchte, um die Römer, die sich seit 229 in Illyrien festgesetzt hatten, zu vertreiben. In jenen Kämpfen hatte Sparta am meisten gelitten, wo ein Abenteurer Lykurgos sich durch Bestechung auf den Thron geschwungen und die letzten Abkömmlinge der Herakliden durch frechen Betrug um ihr Erbe gebracht hatte. Als daher, nachdem Aratos durch eine schleichende Krankheit dahingerafft oder, wie man auch sagte, durch make-

Philopömen 213 donische Tücke vergiftet worden war, der tapfere und hochsinnige Philo-

Machanidas von Sparta 210—206 pömen (geboren um 253 aus einer der vornehmsten Familien Arkadiens) Strateg des achäischen Bundes wurde und die von dem rauhen, waffenkundigen Tyrannen Machanidas beherrschten Lakedämonier mit Krieg überzog, vermochten diese nicht lange zu widerstehen. Machanidas wurde in

206 der Schlacht von Mantineia besiegt und von Philopömens eigner

Hand getötet, eine Tat, die bei den nemeischen Spielen von dem versammelten Griechenland mit allgemeinem Beifall begrüßt wurde.

Seitdem war Spartas Ansehen vollends dahin, und wenn auch die Verwirrung, die bald darauf durch die Einmischung der Römer (§ 196) über Griechenland kam, den gänzlichen Untergang noch einige Zeit verzögerte, so war doch der Fall der einst ruhmgekrönten lakonischen Hauptstadt, wo nach Machanidas der grausame Tyrann Nabis eine blutige Zwingherrschaft übte, nicht mehr fern. Nabis, der sich, wie Machanidas, rühmte, ein Heraklide zu sein und vielleicht von dem Demaratos abstammte, der vor den Perserkriegen vertrieben worden war (§ 93), errichtete auf den Trümmern der lykurgischen Verfassung einen Söldner- und Freibeuterstaat. Voll Haß gegen die altspartanische Bürgerschaft, von der er Gefahr für seinen Militärdespotismus fürchtete, suchte er den ganzen Stamm auszurotten. Er schaffte die angesehensten und reichsten Bürger aus dem Wege, verheiratete ihre Weiber und Töchter mit seinen Söldnern oder mit befreiten Heloten und Periöken und teilte mit dieser Rotte das eingezogene Vermögen der Getöteten oder Entflohenen, die beim achäischen Bunde Zuflucht suchen mußten. Gestützt auf diese neue Bevölkerung führte Nabis einen Vertilgungskrieg gegen alle, die durch Geburt, Wohlstand, Ansehen und Ruhm aus der Menge hervorragten, und machte das wohlbefestigte Sparta zu einem Räuberlager, wo verwegene, waffengeübte Scharen dem Tyrannen unbedingt zu Willen waren. Als aber Nabis versuchte, in das Gebiet des achäischen Bundes überzugreifen und sich der Stadt Messene zu bemächtigen, da rückte Philopömen vor die Stadt, brachte Nabis eine Niederlage bei und hielt ihn auch die folgenden Jahre im Zaum. Trotzdem vermochte sich Nabis noch eine ganze Reihe von Jahren auf seinem usurpierten Thron zu erhalten, dank der Feindseligkeiten seiner Gegner, die einander eifersüchtig bewachten, bis er endlich von den Ätolern, die ihm wegen seiner Hinneigung zu Rom zürnten, meuchlings erschlagen ward. Während der furchtbaren Verwirrung nach seinem Tode 192 rückte Philopömen vor Sparta und zwang die gedemütigte Stadt, dem achäischen Bunde beizutreten und die von Nabis Verbannten wieder in die Stadt aufzunehmen und in ihre Güter einzusetzen. Der ewige Hader, der zwischen den alten Feinden fortbestand, beförderte schließlich nur die Herrschaft der Römer, die sich als Schiedsrichter zwischen die streitenden Parteien eindrängten (§ 196). Philopömen stand damals auf dem Gipfel seines Ruhmes; mit bewußter Absicht beschränkte er die Politik des achäischen Bundes auf die Peloponnes und wußte damit erfolgreich zugleich die Einmischung der Römer und Philipps in die inneren hellenischen Angelegenheiten zu vereiteln.

Nabis von Sparta 206—192

201

Beitritt Spartas zum achäischen Bunde 192

Wenige Jahre nachher geriet Philopömen bei einem Kriege wider die Messenier, die sich unter dem Tyrannen Deinokrates von dem achäischen Bunde unabhängig machen wollten, in die Gewalt der Feinde und mußte den Giftbecher trinken. Nach dem Tode dieses „letzten Griechen", der das ritterliche Wesen eines tapferen Feldherrn mit der Gewandtheit des feingebildeten Staatsmannes verband, sank die Macht des achäischen Bundes so, daß die Römer sich bald ohne harten Kampf des ganzen Landes bemächtigen konnten (§ 199). Die von ihnen

183

196 anfangs gewährte Befreiung aller hellenischen Staaten von der makedonischen Herrschaft beschleunigte die Auflösung und führte das Partei- und Banditenunwesen in Hellas zu solcher Höhe, daß Leben, Gut und Eigentum ohne alle Sicherheit waren, daß unter den sozialen Kämpfen der Armen und Verschuldeten gegen die Besitzenden die Grundfesten
146 der Gesellschaft wankten, und daß die endliche Unterwerfung unter das römische Gesetz den meisten als eine Wohltat erschien.

§ 146. Das Seleukidenreich. Unter Alexanders Nachfolgern waren
Seleukos I. 306—281 Seleukos Nikātor und Ptolemäos die glücklichsten. Dem ersteren gelang es, nach langen erfolgreichen Kriegen sich alle Länder vom Hellespont und Mittelmeer bis zum Indus und Jaxartes zu unterwerfen (§ 142). Sogar Sandrokottos (Tschandragupta, § 17, 147) aus dem Lande östlich des Indus, der die sogenannten indischen Satrapien usurpiert hatte, erkannte seine Oberherrschaft an. Syrien und Mesopotamien bildeten das Hauptland, wo die aus der alten Heimat übertragenen Namen der Landschaften und Städte gleichsam ein „asiatisches
Gründung Antiochias 300 Makedonien" erkennen ließen. Hier gründete bereits der erste Seleukos das glänzende Antiocheia am Orontes, womit nur noch Seleukeia am Tigris wetteifern konnte. Durch diese wie durch die vierzig anderen Städte, welche er und seine Nachfolger (die Seleukiden) anlegten, wurde griechische Kultur und Sprache und hellenisches Wesen immer mehr im Orient herrschend. In allen diesen Dingen folgten sie genau der Tradition Alexanders, dessen Städte (§ 138) im Osten vielfach zerstört worden waren und von den Seleukiden wieder aufgebaut worden sind. Die Städte selbst, meist nach Namen der regierenden Familie (Antiochos und Laodike, den Eltern des Seleukos, und Apame, seiner Frau) benannt, trugen wesentlich dazu bei, die hellenistische Kultur nach
Antiochos I. Soter 281—261 dem fernen Osten zu verbreiten und dort zu befestigen. Freilich, einen
Antiochos II. Theos 261—246 Einheitsstaat, wie er in Ägypten entstand, vermochte auch dieser mächtige
Seleukos II. Kallinikos 246—226 Kulturfaktor nicht zu schaffen, da sich dem zu viel entgegenstellte und die Macht des Staates nicht auf nationale, sondern nur auf materielle
Seleukos III. Soter 226—222 Elemente gestellt war; zu der griechischen Bildung und Zivilisation gesellte sich bei den Machthabern orientalischer Luxus und asiatische Weichlichkeit, für welche die durch den gewaltigen Handelsverkehr
Antiochos III. der Große 222—187 zusammenfließenden Reichtümer die Mittel boten. Lüste und Laster aller Art schlugen ihren Sitz am Hofe auf. Nirgends sanken die Untertanen zu so entehrender Schmeichelei herab, wie im syrisch-babylonischen
Seleukos IV. Philopator 187—175 Reich. Sie errichteten ihren Königen nicht bloß Tempel und Altäre und erwiesen ihnen göttliche Ehre, sie gaben dem zweiten Antiochos
Antiochos IV. Epiphanes 175—164 sogar den Beinamen „Gott". Die Religion endlich wurde zu einem griechisch-morgenländischen Mischkult entstellt. Blutige Greuel, Herr-
Antiochos V. Eupator 164—161 schaft von Weibern und Günstlingen, allgemeine Sittenverderbnis bilden neben wechselvollen blutigen Kriegen gegen Ägypten, gegen
Demetrios Soter 161—150 die Völker Kleinasiens, gegen empörte Landschaften im Osten den Inhalt der Geschichte der Seleukiden, unter denen nur Antiŏchos III.
Alexander I. Balas 150—146 (der Große) wegen seiner Feldzüge nach Baktrien und Indien, seiner Kriege mit Ägypten und seines unglücklichen Kampfes gegen die Römer
Demetrios II. 146—138 Erwähnung verdient. Als er einige Jahre nach der Schlacht bei Magnesia

(§ 197) den Beltempel in Elymais, südlich vom Kaspischen Meer, plünderte um mit dessen Schätzen seine leeren Kassen zu füllen, wurde er von den Einwohnern erschlagen. Nach der Niederlage bei Magnesia hat Syrien keine zweite Entscheidung durch die Waffen versucht. Seitdem die Römer festen Fuß in Asien gefaßt hatten, nahm ihre Macht in Syrien von Jahr zu Jahr zu, bis endlich Pompejus das Reich in eine römische Provinz umwandelte (§ 222).

Antiochos VI. Epiphanes 146—142
Diodotos 142—137
Antiochos VII. 138—129
Antiochos VIII. Grypos 129—96
Antiochos IX. Kyzikenos 95
Antiochos X. 95—83?
Antiochos Eusebes 79—64

In den politischen Schicksalen des Seleukidenreiches erfüllten sich abermals die Schicksale, die nun einmal den orientalischen Großreichen vorgezeichnet zu sein scheinen: eine kurze herrliche Blüte unter der Herrschaft eiserner Herren, die ihr siegreiches Schwert nach allen Himmelsrichtungen ausstrecken, eine scheinbare Fortsetzung dieses Zustandes unter ihren Nachfolgern und endlich ein klägliches Dahinsiechen des gewaltigen Reichskörpers, der dann die leichte Beute eines neuen Eroberers wird. Denn der Orientale scheint nun einmal zur Knechtschaft geboren, und kein Herr, auch der gewaltigste nicht, ist imstande gewesen, die Völker des Ostens zur Freiheit und Selbstbestimmung zu erziehen. Die Geschichte kennt dort nur ein ewiges Auf und Nieder der weltumfassenden Großreiche und der Selbständigkeitsbestrebungen der kleinen Nationen, aus denen jene größeren Staaten zusammengefügt waren. — Eine Parallelentwicklung zu der politischen Gestaltung des Seleukidenreichs erblicken wir in dem Auf und Nieder des Hellenismus in dessen Gebieten. Zur Zeit der großen Fürsten gewinnt es den Anschein, als ob ganz Syrien und die angrenzenden Länder völlig gräzisiert seien. Denn die Herrschaft konzentrierte sich in den Städten, in denen die Makedonen und die Griechen die bevorrechtete Klasse mit hellenischem Rechte bildeten, an die sich die aramäische Bevölkerung aus Eigennutz, aber auch, weil ihre eigene Kultur mit der hellenischen sehr vieles gemeinsam hatte, anschloß. Und gleiche Entwicklung sehen wir auch in den andern umliegenden Gebieten, vornehmlich in Judäa. Aber der Hellenismus ging nur bis auf die Haut, nicht bis auf die Knochen; er herrschte nur in den größeren Orten, ohne selbst dort die aramäische Kultur zu verdrängen. Die Dörfer aber blieben aramäisch, und die Wüste arabisch, und dort waren auch die Ausgangspunkte der Bewegung, die die Hellenen wieder verdrängen sollte, sobald keine kraftvolle griechische Regierung mehr über ihnen waltete. Schon unter den letzten Seleukiden begann das Zurücktreten des Hellenismus; die semitische Flutwelle kam wieder, stieg unter der Römerherrschaft noch an und endigte mit dem Sieg der Orientalen durch den Islam.

§ 147. Die kleineren hellenistischen Reiche in Asien. So war auch das gewaltige Seleukidenreich schon nach des ersten Seleukos Tode nur mit Mühe von seinen tatkräftigen ersten Nachfolgern zusammengehalten worden, ohne daß sie das Abbröckeln entlegener Landschaften an der Peripherie des Reiches hätten hindern können. Noch reißender ging es bergab, als nach der Schlacht von Magnesia die Königsfamilie in das bequeme Lasterleben orientalischer Despoten einlenkte. — Das erste Gebiet, das Selbständigkeit gewann, waren die indischen Satrapien, in denen der König Sandrokottos (Tschandragupta, § 17) die Makedonen verjagte und sich ein eigenes Reich gründete, das von den Indus- bis zu den Ganges-Mündungen reichte. Alle Unternehmungen gegen dieses neue geeinte Arierreich sind erfolglos geblieben. — Das zweite Land, das sich loslöste, war Parthien, wo der einheimische Fürst Arsakes sich bestrebte, Iran von den Fremdlingen zu befreien. Es gelang ihm, und er gründete die Dynastie

Indische Satrapien 317—291

Parthien Arsakiden 250 v. Chr. bis 226 n. Chr.

der Arsakiden, die fast fünfhundert Jahre das Reich beherrschte, bis Ardeschir, aus dem Geschlecht der Sassaniden (§ 259), sie stürzte. Durch glückliche Kriege dehnten die ersten Arsakiden ihre Grenzen bis zum Kaspischen Meere aus; hundert Jahre nach seiner Gründung umfaßte das parthische Reich bereits alle Länder zwischen dem Euphrat und Indus und widerstand mit Glück den Waffen der welterobernden Römer. Ihre Hauptstütze fand die neue Dynastie in nationalen Elementen, denn in Parthien wie in Baktrien und dem neugebildeten medischen Königreich Atropatēne (Aserbeidjan) erhielt sich die altpersische Feuerreligion (§ 52), von einzelnen Strahlen geläuterter Hellenenphilosophie getroffen, jahrhundertelang im Volke und bildete einen Damm gegen den alles überwältigenden Hellenismus. — Nicht viel später erlangten, besonders während der Kämpfe
um 250 des Eumenes mit den makedonischen Großen, die Königreiche Armenien und Pontos ihre Selbständigkeit. In dem letzteren schwang sich die Familie der Mithradates auf den Thron, die sich von der altpersischen Königsfamilie der Achämeniden herleitete.

Kleinasien

Kleinasien hatte anfangs Alexanders tapferer Feldherr Lysimachos größtenteils mit seinem Königreich Thrakien verbunden; als er aber in der Schlacht von Korupedion (§ 143) fiel, und der größte Teil seines Reiches in die Hände des Seleukos geriet, bildeten sich in Kleinasien eine ganze Reihe unabhängiger Staaten. Unter ihnen
a) Galatien sind drei hervorzuheben. — Galatien verdankt seine Entstehung der rückläufigen Völkerbewegung, die man die Keltenwanderung nennt. Die eine Welle derselben hatte sich südlich nach Italien gewendet und dort sich bis nach Rom erstreckt (§ 175), die andere, die zunächst das Donautal entlang ging, Illyrien und dann die südlich des Balkan ge-
279 legenen Länder bedrohte, brach sich bei den Thermopylen und Delphi an dem Widerstand der Hellenen, und schlug schließlich nach der Schlacht bei Lysimachia 275 hinüber nach Asien (§ 143). Hier gründeten die Gallier, nachdem sie Antiochos I. besiegt hatten, sich eine neue, feste Heimat. Sie zerfiel, nach den Stämmen der Trokmer, Tektosagen und Tolistobojer, in drei Gaue mit den Städten Ankyra, Pessinūs, Tavium, und in zwölf Bezirke (Tetrarchien), deren jeglicher von einem sogenannten Vierfürsten (Tetrarchen) für den Krieg und einen Richter (Dikasten) für die Friedensgeschäfte regiert wurde. Der große Bezirksrat von 300 Mitgliedern entschied, im Eichenhain (Drunemētum) versammelt, über peinliche Angelegenheiten; Krieg und Waffendienst, den die Galater als Söldner der verweichlichten Nachbarn übten, war neben den Raubzügen in die umliegenden Landschaften ihr Hauptgewerbe. — Dem glücklichen Kampf wider sie verdankte Attälos seine Erhebung zum König von Pergamon. Die Anfänge des Königreichs
b) Pergamon Pergāmon gehen auf Philetairos, einen Statthalter des Lysimachos, zurück. Er
Eumenes I. 263—241 und sein Nachfolger Eumenes I. wahrten ihre Unabhängigkeit, und des letzteren Sohn
Attalos I. 241—197 Attālos I. nahm nach seinen Siegen über die Galater den Königstitel an. Attalos I. war ein eifriger Förderer von Kunst und Wissenschaft und ebenso sein Sohn und Nach-
Eumenes II. 197—159 folger Eumenes II. Pergamon (wo man das aus Ziegen- und Eselshäuten verfertigte Pergament erfand) wetteiferte mit Alexandria in der Pflege griechischer Kunst und
Attalos II. 159—138 Wissenschaft, und seine Bibliothek war nach der alexandrinischen die berühmteste. Die großartigen Ergebnisse der deutschen Ausgrabungen auf Pergamons Boden legen Zeugnis davon ab, wie reichlich jenes Geldfürstengeschlecht zu spenden wußte, wie künstlerisch
Attalos III. Philometor 138—133 durchgebildet sein Geschmack war. Der große Altar des Zeus war das Denkmal des Siegs über die Galater (§ 151). Trotz des Glanzes des Hofes und trotz des königlichen Titels des Staatsoberhauptes behielt das pergamenische Gemeinwesen immer einen bürgerlichen, republikanischen Charakter, wie Florenz unter den Mediceern. Daß die Attaliden, besonders die beiden letzten, Attalos II. und Attalos III., in ihrer auswärtigen Politik
c) Bithynien den Römern sich gefügig zeigten, ist unten (§ 199) zu berichten. — Bithynien, das
Nikomedes I. schon unter den Persern nur halbabhängig war, ward auch unter Alexander nicht unter-
Ziaëlas worfen und behielt unter den Diadochen seine Selbständigkeit. Der erste König war
Prusias I. Prusias II. Nikomedes I. († 260). Ihm folgten Ziaëlas, Prusias II., der Zeitgenosse Hannibals
Nikomedes II. (§ 197) und mehrere andere, die gegen die herrisch auftretenden Römer immer gefügiger wurden, bis schließlich Nikomedes III. Philopator († 75) diesen sein Reich förmlich
Nikomedes III. vermachte (§ 221).

Hellenistische Stadtstaaten

Neben diese hellenistischen Mittelstaaten treten noch eine Anzahl griechische Stadtstaaten (Byzanz, Sinope, Kyzikos u. a.), die einen bemerkenswerten Übergang von der freien Polis zur tatsächlichen Abhängigkeit von einer Reichsgewalt darstellen. Sie erfreuten sich in demselben Sinne der „Freiheit", wie z. B. Athen und Sparta, jedoch hat die Monarchie vom Rechte der Besteuerung und Truppenforderung unbedenklich Gebrauch gemacht, wo es nötig schien. So führten sie ein politisches Scheinleben, in dem wirkliche Freiheit und Selbstbestimmung nicht mehr aufkommen konnte. — Der wichtigste Stadtstaat war Rhodos, das seit seiner glänzenden Verteidigung gegen Demetrius Poliorketes (§ 142) einen großartigen wirtschaftlichen Aufschwung nahm. Dank ihrer weisen und zurückhaltenden Politik, die sich vielleicht mit der der Venetianer vergleichen läßt, gelang es der gemäßigten Demokratie von Rhodos, sich im Widerstreit der hellenistischen Reiche überall nützlich und unentbehrlich zu machen. Das bewies die von

allen Hellenen geleistete Hilfe, als 227 Rhodos durch ein Erdbeben fast völlig vernichtet ward. So hat es seine Vermittlerrolle noch lange gespielt, bis in die Römerzeit hinein, und ist auch über diese noch hinaus ein Handels- und Verkehrszentrum geblieben (§§ 196, 197, II, 383).

Alle diese Kleinreiche boten politisch für den Augenblick den einen großen Vorteil, daß sie die gewaltigen Trümmer der alexandrinischen Weltmonarchie hinderten aufeinander zu prallen; andererseits waren sie für die Kultur, und zwar auf langehin, segensvoll, indem ihre Hauptstädte als Brennpunkte des Hellenismus wirkten. Zugleich hinderten sie jedoch auch ein kraftvolles Zusammenfassen aller griechischen Kräfte und bereiteten so den Boden für den Großstaat, der sich vom Westen aus bildete, nachdem der Kampf mit der Nebenbuhlerin Karthago ausgefochten war, und der dazu bestimmt war, sie in seinen gewaltigen Rahmen mit einzuspannen.

§ 148. Das ägyptische Reich der Ptolemäer. Die kraftvollste und lebensfähigste Macht, die sich aus den Trümmern von Alexanders Weltmonarchie erhob, war Ägypten. Denn das kluge Ptolemäergeschlecht wußte sich auf die nationalen Elemente zu stützen, die neben der günstigen Lage des Landes zu der Blüte des neuen Reichs wesentlich beitrugen. Unter den drei ersten Ptolemäern war Ägypten, wie in den Tagen der Pharaonen, eine gebietende Macht, und die neue Königsstadt Alexandreia überbot an Schätzen, Pracht und Kunstentwicklung die alten Hauptstädte Memphis und Theben. Handel, Verkehr und Industrie standen in herrlicher Blüte. Mit Arabien und Indien wurden Handelsverbindungen angeknüpft, der alte Kanal des Necho (§ 33) wieder fahrbar gemacht, Karawanenstraßen zu den Wüstenvölkern nach Süden und Westen geöffnet, das Mittelmeer mit Handelsschiffen befahren und von Seeräubern gesäubert, große Flotten ausgerüstet, um die noch unbekannten Gestade Afrikas und Südasiens zu erforschen, an den Küsten des Roten Meeres Städte und Warenplätze gegründet, die für den Weltverkehr so wichtigen Länder Phönikien und Palästina, sowie die Südküste Kleinasiens und viele Inseln dem Reiche beigefügt.

Die Hauptträger dieses neuen, mächtig aufblühenden Kultur- und Industrielebens waren Griechen, die, über das ganze Land zerstreut und in den Städten angesiedelt, das spröde Wesen der Eingeborenen in Bewegung brachten und zur Teilnahme an ihrer Tätigkeit hinrissen. Um aber dem vorurteilsvollen und am Überlieferten hangenden Volke keinen Anstoß zu geben, verfuhren die Ptolemäer mit großer Klugheit und Schonung. Sie ließen die hierarchischen Ordnungen und die alte Landeseinteilung bestehen und vermieden alle eingreifenden Veränderungen. Die Religion bestand aus einer Mischung griechischer und ägyptischer Elemente; den Mittelpunkt bildete der prachtvolle Serapis- und Isisdienst (§ 35), auf den der Kultus der hellenischen Naturmächte der Unterwelt übertragen ward. Alexandreia wurde der Sitz einer Weltliteratur, die hellenistische, nur wenig lokal gefärbte Sprache die Hof-, Gerichts- und Amtssprache.

Hier bildete sich auch ein neues, halb griechisches, halb ägyptisches Recht, das früher unbekannt, uns jetzt aus zahllosen Papyrusurkunden entgegentritt und uns zeigt, wie auch hier der griechische Geist siegte,

indem er in die Weise der Landesbewohner teils eindrang, teils ihr sich anschmiegte. Wohl kaum ein hellenistisches Gebiet ist uns durch die Funde der letzten Jahre in allen seinen Lebensäußerungen, vom Staatsakte an bis zur Hochzeitseinladung und Todesanzeige, so bekannt und durchsichtig geworden wie das alte Pharaonenland am Nil.

Ptolemäos I. Soter † 285 — Ptolemäos II. Philadelphos 285—247 — Ptolemäos III. Euergetes 247—221 — Ptolemäos IV. Philopator 221—204 — Ptolemäos V. Epiphanes 204—181 — Ptolemäos VI. Philometor 181—146 — Ptolemäos VII. Physkon 146—116 — Ptolemäos VIII. Lathyros 116—81 — Ptolemäos IX. Alexander I. 81 — Ptolemäos X. Alexander II. 81 — Ptolemäos XI. Auletes 81—51 — Ptolemäos XII. Dionysos 51—47 — 217 — Ptolemäos XIII. (und Kleopatra) 47—31

Ptolemäos Soter, der Sohn des Lagos, der kluge Stifter des Ptolemäerreiches, das seinen Halt und Mittelpunkt in dem abgeschlossenen, schwer zugänglichen Niltale hatte und seine Arme über das griechische Kyrene in Nordafrika und über Phönikien, Palästina und Cölesyrien mit dem zedernreichen Libanon und Antilibanon ausstreckte, legte den Grund zu den drei Einrichtungen, worauf Ägyptens Größe beruhte: zu der großen Militär- und Seemacht, zu einem sehr ausgedehnten und gegliederten Verwaltungs-, Steuer- und Gerichtswesen unter monarchischer Unbeschränktheit und zu dem weltberühmten Museum, das mit dem Königspalast in Verbindung stand und die Räume für die alexandrinische Bibliothek mit ihren zahlreichen Bücherrollen und die Wohnungen für Gelehrte und Dichter enthielt. — Sein Sohn und Nachfolger Ptolemäos Philadelphos setzte das Werk seines Vaters fort. Er umgab seinen Hof mit einer verschwenderischen Pracht und mit unerhörtem Luxus und schmückte seine Hauptstadt mit allen geistigen und sinnlichen Genüssen, die Reichtum und Bildung gewähren können. Zugleich gelang es ihm, die Grenzen nach Süden zu erweitern, indem er glückliche Feldzüge nach Äthiopien unternahm, und seinem Lande durch einen Handelsvertrag mit den Römern weite Absatzgebiete zu eröffnen. — Ptolemäos Euergétes (Wohltäter) verband mit der Liebe zu Kunst und Wissenschaft Mut und kriegerische Tüchtigkeit. Er erschütterte durch einen glücklichen Krieg die schlaffe Seleukidenmacht in Syrien, dehnte die Grenzen seines Reiches nach allen Seiten aus und schuf dem Handel und Verkehr (namentlich dem Karawanenhandel) neue Wege. In Abessinien, an der Troglodytenküste, in Südarabien, wo die Sabäer seßhaft waren, und in Äthiopien wurden ägyptische Ansiedlungen gegründet und die für Handel und Schiffahrt wohlgelegene Insel Cypern dem Reiche dauernd beigefügt. In Kleinasien wurden die südlichen Landschaften Karien, Kilikien und Lykien den Seleukiden entrissen und mit neuen Städten geschmückt, die drei Namen ägyptischer Fürsten und Fürstinnen trugen (Berenike, Arsinoe, Philadelphia). Von einem dreijährigen Rache- und Beutezug (246—243) in das syrische Reich brachte Ptolemäos Euergetes 40 000 Silbertalente, eine Unzahl kostbarer Gewänder und Gefäße und an dritthalbtausend Götterbilder nach Ägypten zurück. Des Ptolemäos Euergetes Gemahlin war die schöne Berenike, die ihr prächtiges Haupthaar zu opfern gelobte, wenn ihr Gatte glücklich heimkehrte; die höfische Dichtkunst des Astronomen Konon versetzte dies Haar unter die Sterne, und viele spätere Gedichte nahmen darauf Bezug. — Mit Ptolemäos Philopátor oder Tryphon (Schlemmer), der Grausamkeit mit der größten Schwelgerei und Ausschweifung verband, beginnt das Sinken des ägyptischen Reichs. Ein unglücklicher Krieg mit dem syrischen König Antiochos III. brachte, trotz des Sieges der Ägypter bei Raphia, über das Reich großes Verderben und gab, nachdem Judäa, Syrien und die Landschaften in Kleinasien verloren gegangen waren, den Römern Anlaß zu ihrer unheilvollen Einmischung, die unter dem minderjährigen Ptolemäos Epiphánes, sich befestigte und erweiterte, so daß die Vormundschaft, die Rom über diesen übernommen hatte, zur dauernden Einrichtung wurde und die folgenden Könige ganz unter römischem Einfluß standen.

Charakteristisch für die Ptolemäerzeit, gegenüber der starren Abgeschlossenheit des altägyptischen Nationalstaates, ist die Aufnahme aller gescheiten und kenntnisreichen Fremdlinge, die in dem Lagidenreiche lohnende und geehrte Stellung fanden. Der Hellenismus, der hier so klug die Brücke zum nationalen Staate zu schlagen gewußt hatte, ermöglichte in seiner Weltbürgerlichkeit aber auch die Verschmelzung mit andern, semitischen Völkern, die sich nunmehr gegenseitig befruchteten. So entstand der Alexandrinismus, in dem sich griechische, ägyptische und semitische Art miteinander verbunden zeigen unter Vorherrschaft des griechischen Wesens.

§ 149. Judäa und die Makkabäer. Das Volk der Juden war nach seiner Heimkehr aus Babylonien (§§ 30, 49) zwar äußerlich wieder zur Selbständigkeit gelangt, jedoch durften sie sich nur so lange, als es den jeweiligen Gewalthabern in Asien paßte, ihrer Freiheit freuen. Unter dem Regiment der Achämeniden bildete Judäa einen Teil der syrischen Satrapie, ohne wesentliche Erschütterungen zu spüren. Unter Alexander litt das Land mehrfach unter den Durchmärschen der Makedonen (§ 136). Seine eigentliche Leidenszeit begann erst, als die Diadochen das Reich teilten; denn wegen seiner günstigen Lage war Judäa, wie ehemals unter den alten orientalischen Großreichen (§ 39), der Gegenstand des Haders zwischen den Seleukiden und Ptolemäern. Die letzteren bemächtigten

sich mit Hilfe der streitbaren Araberstämme an der Ostgrenze zuerst des Landes, hielten es, trotz zahlreicher Versuche der Seleukiden, sie zu vertreiben, über ein Jahrhundert fest und machten es zinspflichtig, ließen aber die alten Einrichtungen und den jüdischen Gottesstaat bestehen. Zufrieden, wenn der Hohepriester den Zins von zwanzig Silbertalenten jährlich bezahlte, gewährten die ägyptischen Könige religiöse und bürgerliche Freiheit und gestatteten, daß der Hoheprieſter, welchem später der hohe Rat der Siebzig (Synedrium, Sanhedrin) zur Seite trat, über Lehre und Sitten wachte, den Religionskultus und die innern Angelegenheiten leitete und die höchsten richterlichen Entscheidungen fällte, und daß der Opferdienst und die heiligen Festzeiten in herkömmlicher Weise gefeiert wurden. Viele Juden siedelten nach Alexandria über, wo sie zu Reichtum und Macht kamen. Sie wurden dort so vollständig zu Griechen, daß sie selbst ihre Muttersprache nicht mehr verstanden und deshalb sich auch von der altheimischen Religion abwendeten, bis durch die Übersetzung der Septuaginta (§ 150) wieder der Zusammenhang mit der überlieferten Religion hergestellt war. Dafür schlossen sie sich um so enger an die herrschenden Kreise an, bekleideten selbst hohe Staatsämter und bereicherten sich durch den einträglichen Handel, so daß von den Gaben der auswärtigen Gläubigen sich unermeßliche Schätze in dem Jahvetempel zu Jerusalem häuften. Aber durch Antiŏchos III. den Großen (§ 146) wurde Judäa nach der siegreichen Schlacht am Berge Panion bei den Jordanquellen den Seleukiden unterworfen und mit Steuern hart bedrückt, namentlich als dieser um ungeheure Geldsummen einen Frieden von den Römern erkaufen mußte (§ 197). Sein zweiter Nachfolger, Antiochos Epiphänes, plünderte sogar die Tempelschätze in Jerusalem und faßte den Vorsatz, die jüdischen Einrichtungen und den Jahvedienst völlig aufzuheben und wie in seinen übrigen Staaten auch in Judäa griechische Kultur mit hellenischem Heidentum daselbst zu begründen; der Tempel in Jerusalem wurde infolgedessen dem Dienst des Olympischen Zeus gewidmet.

Ägyptische Herrschaft 320—195

Syrische Herrschaft 195—165

200

168

Der hartnäckige Widerstand der Juden führte so grausame Verfolgungen herbei, daß sich zuletzt das zur Verzweiflung gebrachte Volk erhob und unter der Anführung des Priesters Mattathias aus dem erlauchten Geschlechte der Hasmonäer und seiner fünf heldenmütigen Söhne (Makkabäer) die Syrer mutig und erfolgreich im Kleinkriege bekämpfte. In Schluchten und Höhlen sich bergend, unternahmen die Rechtgläubigen (Asidäer, „Pietisten") Streifzüge nach allen Seiten, rissen die Altäre um und verfolgten Abtrünnige und Heiden ohne Unterschied mit dem Schwert. Der älteste Sohn Judas Makkabäos, der begriffen hatte, „daß des Lebens bester Zehrpfennig die Kühnheit ist", erzwang, dem Vater an Tapferkeit und Kriegskunst überlegen, nach einigen glücklichen Gefechten von dem König Antiochos V. einen Frieden, wodurch die Wiedereinführung des jüdischen Gottesdienstes gestattet wurde. Im Jahre 165 wurde Jerusalem von ihm erobert und der Tempel Jahves von neuem geweiht. Das Buch Daniel (§ 50) ist aus der gehobenen Stimmung jener Tage heraus geschrieben, vielleicht auch das Buch Esther. Aber Versöhnung und Ruhe kehrten nicht zurück; Judas Makkabäos selbst, der Retter Israels, fiel in der Feldschlacht an der Spitze seiner Tapferen. Allein der Mut der Asidäer blieb ungebeugt. Des Judas Bruder Jonathan trat an seine Stelle und benutzte die Thronkämpfe und Zerrüttungen im syrischen Reiche, um die fürstliche Würde des Hohenpriesters, die schon seit Nehemia (§ 50) zu einer erblichen geworden war, für immer an das Haus der Hasmonäer zu bringen. Damit schufen sie abermals einen jüdischen Nationalstaat, der außer Judäa auch Samaria, Galiläa und das Ostjordanland (die sogenannte Dekapolis) umfaßte. Die rechtmäßigen Hohenpriester wanderten daraufhin aus und errichteten in Leontopolis in Ägypten einen Tempeldienst. Als Jonathan zu Ptolemais heimtückisch gefangen und hingerichtet wurde, trat der dritte Bruder Simon an die Spitze der streitbaren Israeliten. Er befreite Judäa gänzlich von der syrischen Botmäßigkeit und Zinspflicht, verwaltete als Fürst und Hoheprieſter weise und gerecht das Land und schützte den vaterländischen Kultus. Durch ihn kamen wieder Jahre des Glücks und Wohlstandes über Judäa; aber Simon fiel in Jericho durch die Mörderhand seines Gastfreundes und Eidams. Unter seinem Sohne Johannes Hyrkanos, der in Roms Bundesgenossenschaft eintrat, wurden die Grenzen des Reichs erweitert und die Idumäer (Edomiter), in dem südlich von Juda gelegenen Wüstengebiete zur Annahme des jüdischen Gesetzes gebracht, so daß dessen Sohn Aristobulos sogar wieder den Königstitel annahm. Aber die durch die Heldenkämpfe der Makkabäer bewirkte Blüte des jüdischen Staates war nicht von Dauer. Nicht nur, daß das Herrschergeschlecht unter sich uneinig war und die einzelnen Glieder einander verfolgten und mordeten; innere Streitigkeiten und Sektengeist, sowie Stammeseifersucht der eigentlichen Juden auf die Samariter und Galiläer, lähmten die Kraft des Volkes und führten es endlich unter Roms Herrschaft. Der kriegerische Jannäus, der den Königstitel mit der hohenpriesterlichen Würde verband, wütete gegen seine besiegten Widersacher mit unmenschlicher Grausamkeit, bis er bei der Belagerung von Ragaba den

Nationaler Staat 166—63

166

Judas Makkabäos † 160

Jonathan

Simon † 135

Johannes Hyrkanos 135—104

Aristobulos I. 103

Alexander Jannäus 210—76

Alexandra 75—67 und Hyrkanos II. und Aristobulos II. 66—63

Tod fand. Seine Gemahlin Alexandra, eine außerordentlich kluge Frau, verhehlte seinen Tod, bis sie selbst die Zügel der Regierung ergriffen hatte. Unter ihre Vormundschaft fällt das Aufsteigen des Hohen Rats, der ursprünglich nur aus den Ältesten und Priestern bestanden hatte, und dem sie nunmehr die Schriftgelehrten (die Rabbis) hinzufügte; diese Einrichtung hat auch nach dem Untergange des jüdischen Staates fortbestanden, nur daß die Ältesten und die Priester wegfielen und die Rabbis allein übrig blieben und aus der ursprünglich politischen Behörde ein geistliches Konsistorium wurde, wie es aus dem Talmud bekannt ist. Anfänglich führte sie die Regierung allein weiter, dann in Gemeinschaft mit ihren Söhnen, aber die Kriege und Parteikämpfe ihrer Söhne machten die Römer zu Schiedsrichtern und Herren des Landes (§ 222). Pompejus, der gelegentlich der mithradatischen Kriege auch nach Judäa kam, um die dortigen Verhältnisse zu ordnen und die Einfügung des Landes in den Gesamtorganismus des römischen Reiches vorzubereiten, verkleinerte damals das Land um die Dekapolis und machte es zu einem Vasallenstaat, der Syrien untergeordnet war und unter den Hohenpriester Hyrkanos gestellt ward. Der Schützling des Pompejus, Antipater, Statthalter von Idumäa, war der eigentliche Gebieter; als dieser durch Gift aus der Welt geschafft ward, trat sein Sohn Herodes, der Gemahl der Hasmonäerin Mariamne, an seine Stelle, ein Fürst von hoher Kraft und Klugheit. Von römischen Truppen unterstützt, bekriegte dieser den letzten Makkabäer Antigonos, der noch einmal die hasmonäischen Fürstentraditionen hatte aufleben lassen wollen, und bewirkte nach der Erstürmung des Tempels und der Zionstadt dessen Hinrichtung. Darauf setzte sich Herodes „der Große" auf den Stuhl Davids und herrschte unter römischem Schutz als zinspflichtiger König seit 38 über Judäa, begünstigt und bestätigt von Augustus. Um sich die Juden, die ihn als Fremdling haßten, geneigt zu machen, ließ er den salomonischen Tempel vergrößern und verschönern, artete aber aus Mißtrauen und Leidenschaftlichkeit je länger je mehr in einen blutdürstigen Tyrannen aus, der gegen sein eigenes Geschlecht wütete, seine heißgeliebte Gattin Mariamne aus Argwohn töten ließ, auf Anstiften seines Sohnes Antipater die Söhne Mariamnes dem Henker überantwortete und selbst, wie die heilige Überlieferung meldet, dem zur Erlösung der gesunkenen Menschheit in die Welt gesandten Jesus von Nazareth, der in seinem Sterbejahr geboren worden ist, nach dem Leben trachtete. Gift und Folterknechte spielten in den letzten Jahren des großen Herodes eine wichtige Rolle an dem gottvergessenen Hofe zu Jerusalem. Noch auf dem Totenbette gab der fürstliche Zwingherr Befehl zur Hinrichtung seines boshaften Sohnes Antipater, der auch seinem Leben nachgestellt hatte. Mit Herodes' Tode ging das jüdische Reich seinem schnellen Verfalle entgegen und wurde eine leichte Beute der Römer, die das Land zunächst in Tetrarchien (Vierfürstentümer) zerlegten und dann unter die streitenden Thronerben verteilten. Herodes' Sohn Archelaos, dem Augustus den größten Teil des väterlichen Reiches mit der Hauptstadt Jerusalem überließ, vermochte die Ordnung nicht aufrecht zu erhalten. Er wurde nach Gallien verwiesen, wo er starb. Darauf kam Judäa, der Provinz Syrien einverleibt, unter die unmittelbare Herrschaft Roms, das unter den Kaisern das Land durch Prokuratoren (Landpfleger) verwalten ließ, deren fünfter der bekannte Pontius Pilatus war.

Antipater 63—40

Herodes 40—4 v. Chr.

Archelaos 4 vor bis 6 n. Chr.

§ 150. Innere Zustände des jüdischen Volkes bis zu Christi Geburt.

Als Ruhe in dem Lande eingekehrt und der Jahvedienst in seine Rechte wieder eingesetzt worden war, verschwanden die beiden alten Parteien der hellenistisch Gesinnten und der Nationalen (Asidäer), und an ihre Stelle traten neue Sekten, unter denen die Pharisäer (die „Abgesonderten"), eine streng religiöse Volkspartei, und die Sadduzäer, die aus dem alten Priesteradel sich entwickelnde hierarchische Regierungspartei, einander scharf gegenüberstanden. Beide hielten sich an das mosaische Gesetz; während aber die Pharisäer zugleich strenge Beobachter der auf Esra (§ 49) zurückgeführten und in stetem Zuwachs begriffenen Überlieferung (Tradition) waren, von der pünktlichen Erfüllung äußerlicher, kleinlicher Vorschriften himmlischen Lohn im Jenseits erhofften und im Streben nach strenger Gesetzesheiligkeit und nationaler Ausschließlichkeit mitunter in heuchlerische Selbstüberhebung verfielen, suchten die meistens den höheren und wohlhabenden Ständen angehörenden Sadduzäer, die die jüdische Tradition ablehnten, das mosaische Gesetz, das für sie allein bindende Kraft hatte, mit griechischer Sitte und Denkweise zu versöhnen und in aristokratischer Geschmeidigkeit sich freiere Lebensansichten und feinere Weltbildung anzueignen. Der Gegensatz der beiden Parteien bestand weniger in einer dogmatischen Verschiedenheit der Meinungen, als in einer abweichenden Auffassung des äußeren politischen

Pharisäer und Sadducäer

und gesellschaftlichen Lebens, in einer schrofferen und laxeren Haltung gegenüber dem jüdischen Gesetzesdienst und dem hellenischen Weltbürgertum.

Am deutlichsten trat der Gegensatz der beiden Parteien in ihrem Verhältnis zu dem Königtum der Hasmonäer zutage. Das letztere fand in den Sadduzäern seine Hauptstütze, die aus dem Priesteradel hervorgegangen, das nationale Prinzip hochhielten und die politische Selbständigkeit in den Vordergrund schoben, während die Pharisäer als Ideal dem Gottesstaat mit der hohenpriesterlichen Spitze nachstrebten und mit der tatsächlichen Unterordnung unter eine fremde heidnische Spitze sich abzufinden wußten, wenn nur die religiöse Absonderung des reinen Judentums ihnen gewährleistet erschien. Ihre Strenge nahm erst ab, als sie als „Schriftgelehrte" Sitz und Einfluß im Hohen Rat erhielten und ihnen damit die Möglichkeit gegeben war, das gesamte öffentliche und private Leben bis ins einzelne hinein zu regeln und das orthodoxe Judentum herauszubilden. Endlich eine dritte jüdische Sekte (die Essener) glaubte am besten durch Abgeschiedenheit von der Welt, durch fromme Bußübungen (Askese) und durch Gütergemeinschaft der Ordensglieder Gott zu dienen und ihr Seelenheil zu fördern. Sie wohnten gruppenweise in der Einsamkeit an der Westseite des toten Meeres und trieben Ackerbau, Viehzucht und friedliche Gewerbe; indem jeder einzelne auf Privateigentum verzichtete, trugen sie Vermögen und Erwerb zu gemeinsamer Benutzung in einen Bundesschatz zusammen; sie mieden die Ehe und enthielten sich der Fleischspeisen; als Armenpfleger und Krankenärzte machten sie sich um die leidende Menschheit verdient. Verwandt mit den Essenern waren die ägyptischen Therapeuten, die Vorläufer der späteren Mönchsorden, die in der Wüste am mareotischen See (bei Alexandria) in kleineren Gesellschaften um ein Bethaus wohnten und ein beschauliches Leben mit gemeinsamen Andachten führten.

Essener

Therapeuten

Die Pharisäer bildeten den Grundstock der Nation, von dem sich die Sadduzäer durch Unterordnung der religiösen Interessen unter die politischen, die Essener durch schwärmerische Lebensweise absonderten. Besonders unter den Pharisäern wurde der Gedanke gepflegt, daß die Juden „das auserwählte Volk" seien und ein Messias kommen müsse, um sie aus der Knechtschaft zu lösen, als König an die Spitze des Gottesreichs zu treten, das die Welt umschlösse, und ihnen das Regiment über die ganze Welt zu geben. Die Sadduzäer dagegen schlossen sich mehr an die wirkliche Welt an und versuchten in ihr und mit ihr auszukommen. Noch weiter als die Sadduzäer gingen die zahlreichen in Alexandria wohnenden Juden, die eine Vermischung jüdischer Weisheit mit griechisch-heidnischer Philosophie herbeiführen wollten, an der Entwicklung der alexandrinischen Literatur und Dichtkunst (§ 86,1) freilich oft nur als Fälscher oder Nachahmer teilnahmen und anstrebten und zuletzt fast nur noch griechisch redeten.

Politische Gegensätze

Der Messias

Durch eine Anzahl Gelehrter dieser alexandrinisch-jüdischen Schule, nach der Tradition waren es 72, ließ Ptolemäos Philadelphos die fünf Bücher Moses ins Griechische übersetzen und in seiner Bibliothek aufstellen. Dieses Beispiel fand bald Nachahmung, so daß im Laufe des dritten und zweiten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung auch die übrigen Schriften des Alten Testaments ins Griechische übertragen wurden. Von der Vorsteherschaft der alexandrinischen Judengemeinde als authentische Quelle des nationalen Rechtes anerkannt und gebraucht, erhielt das Buch von der Zahl der Beisitzer jenes Kollegiums den Namen „Übersetzung der Siebzig" (Septuaginta); sie fand auch bei den palästinensischen Juden (das Neue Testament zitiert gewöhnlich nach der Septuaginta) und später in der christlichen Kirche allgemeine Anerkennung und ist deren Ausbreitung sehr förderlich gewesen. Aus dieser Verbindung des nationaljüdischen und hellenischen Geistes gingen auch die Nachtriebe der jüdischen Literatur hervor, die gewöhnlich als Apokryphen bezeichnet werden und zum Teil in die Bibel aufgenommen worden sind. Obwohl eine Reihe von ihnen ursprünglich in aramäischer Sprache (dem Ersatz für das ausgestorbene Althebräisch) verfaßt waren, sind

Bibelübersetzung der Septuaginta 280

sie alle nur in griechischer Übersetzung erhalten (§ 51). Zu den nicht aufgenommenen Schriften gehört das Buch Henoch und das dritte und vierte Buch der Makkabäer, beides Erzeugnisse der rabbinistischen Theologie, vermischt mit hellenistischen Ideen und griechischer Redekunst.

D. Kunst und Wissenschaft.

§ 151. Allgemeines. Die bildenden Künste. Der am Ende der vorhergehenden Periode (§ 131) hervortretende Zug zu immer größerer Verfeinerung der Technik und zum Virtuosen- und Spezialistentum nahm unter den Diadochen immer mehr zu. Daneben löste das Weltbürgertum das rein Nationale ab und schuf den die ganze damalige Welt umspannenden Alexandrinismus.

Der einzelne verzweifelte immer mehr daran, auch nur die Gesamtheit einer Kunst oder Wissenschaft umfassen zu können, und beschränkte sich auf den intensiven Anbau eines bestimmten nicht allzu großen Gebietes, und darin tritt der eine Grundzug der Alexandrinismus genannten Geistesrichtung der damaligen Welt zutage. Diese Verfeinerung und virtuose Durchbildung führte aber bald genug, ähnlich den französischen Bestrebungen unter Ludwig XV., zu einer fast krankhaften Sehnsucht, zur reinen Natur zurückzukehren, aus den beengenden Formen des Tages sich in eine, freilich nur erträumte, ideale Naturwelt zurückzuziehen, um dort die einfachen Gedanken und Empfindungen wiederzufinden, die man in der umgebenden Überkultur vergeblich suchte. Dabei wandten sich die besten Geister der Nation von der Kunst ganz ab und wendeten sich der Wissenschaft zu. Fertig mit der alten naiven Naturreligion suchte man entweder in dem Ausbau der philosophischen Systeme Befriedigung der Seele zu gewinnen (ein neues System zu finden, außer dem rein negativen der bloßen Skepsis, ist dieser Zeit nicht mehr gelungen), oder man wandte sich gleichgültig von allen philosophischen Fragen ab, da ja doch von der Philosophie eine gewisse Antwort auf die wichtigsten Daseinsfragen nicht erwartet werden könnte, und baute das Gebiet der exakten Wissenschaften an, leistete in der methodischen Behandlung einzelner Wissensgebiete Vortreffliches und befruchtete die Welt mit einem breiten Bildungsstrome, dessen stärkster Quell in Alexandria entsprang.

Die Vorzüge und Nachteile, die diese Gesamtrichtung der Kunst und Wissenschaft mit sich brachten, tritt uns am deutlichsten in der Literatur der Alexandriner entgegen; aber auch in der bildenden Kunst lassen sich alle jene Züge des Virtuosenhaften des Weltbürgersinnes, und der fast krankhaft nach der Natur zurückstrebenden Überkultur wohl erkennen.

1. Baukunst

Die Baukunst nahm damals erneut den Gedanken des Hippodamos (§ 100) auf, die Städte nach einem bestimmten Plane mit rechtwinkligem Straßennetz, breiten Haupt- und schmäleren Nebenstraßen und freien Plätzen an geeigneten Orten anzulegen; so geschah es in Priene, Sikyon, Nikäa, Antiochia und in all den nach Alexander benannten Stadtgründungen im Osten, vornehmlich aber in der großen, an Stelle des Fischerdorfs Rhakotis angelegten Hafenstadt an den Westmündungen des Nil. Bei den Einzelbauten zeigen sich nicht mehr die gedrungenen Formen des Dorismus, sondern die gefällige Schlankheit des ionischen und die reichentwickelte Pracht des korinthischen Stils. Neue Säulenformen kommen auf, besonders in Ägypten das Lotosknospen- und das Palmenkapitäl. Zwar wurden immer noch Tempel nach alten Anlagen gebaut, aber diese doch dadurch variiert, daß man die Säulenabstände erweiterte, und sogenannte „eustyle" Bauten mit Interkolumnien von über zwei Säulendurchmessern schuf. Daneben traten neue Grundrisse. Besonders häufig sind Rundbauten (Rundbau von Ephesos, Arsinoëtempel auf Samothrake). Zwar finden wir noch einzelne öffentliche Bauten, die profanen Zwecken dienen, unter denen die Basiliken besonders hervorstechen, Säulenhallen, die für gerichtliche Verhandlungen bestimmt sind, aber das alles tritt hinter der Baukunst für monarchische Zwecke zurück. Nicht mehr das Haus des Gottes oder die öffentlichen Gebäude sind das Maßgebende, sondern der prunkhafte Königspalast, von dem, soweit wir aus Trümmern und Berichten zu erkennen vermögen, die großartigsten Denkmäler sowohl in Indien, wie in Ägypten, Syrien und Sizilien zu gleicher Zeit entstanden, gefördert durch die Bauluft glänzender Herrscher, die unbedenklich die größten Mittel bewilligten, um ein Denkmal ihrer Größe zu hinterlassen. Die raffinierteste Durchbildung der Technik

im einzelnen ging mit einem Zuge, ins Kolossale zu bauen, Hand in Hand. Dafür sind Beispiele der vielstöckige Pharos oder Leuchtturm auf den Klippen von Alexandria, das Didymäon in Milet (330 gebaut), und wohl auch der Scheiterhaufen, den der trauernde Fürst dem Hephästion (§ 140) errichten ließ, und sein eigener Leichenwagen. Der Natursinn zeigte sich aber darin, daß man das Vorbild aus der Natur peinlich genau nachbildete, wie denn auch aus jener Zeit zum ersten Male berichtet wird, daß die Herrscher das höchste Gewicht auf eine geschmackvolle Garten- und Parkanlage legten; besonders der Lust- und Badeort Daphne bei Antiochia kann hierfür als Beispiel gelten.

2. Plastik

Die Plastik zeigt die gleiche Zwiespältigkeit. Die edle Einfachheit, die schon in der vorhergehenden Periode bedenklich zu schwinden begann, ist hier völlig verloren gegangen. Die gewaltigen Königspaläste forderten auch die Bildhauer auf, ins Kolossale zu gehen und in der Überwindung materieller Schwierigkeiten das denkbar Gewaltigste zu leisten. Der 31 Meter hohe Sonnenkoloß von Rhodos, neben dem Hafeneingang der Stadt, der zu den sieben Weltwundern gehörte, ist für diese Richtung der bezeichnendste Typus. Den Übergang zu dieser neuen Plastik stellt Lysippos und seine Schüler dar, dessen wir schon oben (§ 131) gedacht haben. Das Virtuosenhafte, das in der Darstellung verwickelter Situationen seine Stärke suchte, begünstigte das Gruppenbild, das erst in jener Zeit vom Konventionellen sich loslöste und zu freier bis fast zur Disharmonie gehenden Entfaltung gelangte. Die Kämpfergruppe des Kephisodotos in Florenz, die Laokoongruppe und der sogenannte farnesische Stier sind die berühmtesten Denkmäler dieser Kunst. In neuester Zeit ist man vielfach geneigt, diese großen Gruppenwerke in die Tage der Flavier (§ 248) zu setzen, jedoch wird diese Ansicht von anderen stark bestritten. — Daneben finden wir wieder den Zug der Realistik, so vor allem in dem attalischen Weihegeschenk (in Athen auf der Akropolis) und den pergamenischen Funden (§ 147), die in peinlicher Naturtreue sogar den Bruch der neugefalteten Gewänder nachbilden und die Götter uns als schöne Menschen darstellen, die, von menschlichen Leidenschaften beherrscht, menschliche Taten tun und menschliche Leiden erdulden. Die Rückkehr zur Natur sehen wir in den überaus charakteristischen Porträtköpfen auf Bildsäulen und Münzen, und in dem genrehaften Zug, der uns eine Menge der reizendsten Bilder aus dem täglichen Leben bietet, ohne wie in der vorhergehenden Periode noch an eine Gottheit oder an einen geliebten Toten anzuknüpfen. Die Tanagrafigürchen (§ 131) und die Reliefs der alexandrinischen Zeit gehören mit zu dem Anmutigsten, was die Kunst jemals zu schaffen gewußt hat. Die höchste Stufe der damaligen Kunstübung erreichte die rhodische Schule, der wir die gefeierte Venus von Milo (Melos) und vielleicht auch den sogenannten vatikanischen Heraklestorso verdanken. Mit der Zerstörung von Rhodos (43) durch Cassius verschwand die letzte Stätte griechischer Kunst im Heimatlande, und diese siedelte definitiv in die neue Welthauptstadt über.

3. Malerei

Dieselbe Entwicklung zeigte auch die Malerei. Freilich sind wir hier ganz und gar auf die späten Nachbildungen der Römerzeit angewiesen; aber aus den zahllosen Kopien griechischer Originale, die sich in den pompejanischen Wandbildern und in den Darstellungen der etruskischen Nekropolen finden, sehen wir ebensogut den Zug zum Genrehaften und zur gewollten Realistik wie in den Gebilden der anderen Künste; so auf der sogenannten aldobrandinischen Hochzeit (§ 131) und den Landschaftsbildern in Pompeji. Der Zug ins Kolossale kommt naturgemäß hier selten zum Vorschein; daß aber das Historienbild dazu neigte, zeigt uns das gewaltige Mosaik der Alexanderschlacht in Neapel (§ 135) und andere derartige Darstellungen im größten Maßstabe. Vielleicht sind hierher auch die gewaltigen Welt- und Landkarten zu rechnen, die in jener Zeit zum ersten Male auftauchen. Die hellenistische Malerei begnügte sich nicht mit den alten vier Farben (Schwarz, Weiß, Rot, Gelb), sondern mischte sie und fügte andere Farben (Blau, Grün) hinzu, um reichere Wirkung und Abwechselung zu erzielen. Ihre Stoffe entnahm sie oft der alexandrinischen, in Genremalerei schwelgenden Poesie und ähnelte oft darin den Niederländern, die auch die genrehaften Züge des Alltagslebens mit Vorliebe zum Thema ihrer Bilder nehmen. In jener Zeit kamen auch die ersten Gemäldegalerien auf (deren Ursprung wohl aus Sammlungen von Votivbildern in Tempeln zu erklären ist), so z. B. im Nordflügel der athenischen Propyläen u. a. — Die Malerei wurde vielfach zu dekorativen Zwecken verwendet, um die Wände zu schmücken; ihr verdanken wir die zahlreichen Freskobilder in Pompeji. Daneben ging einher der Schmuck der Fußböden, der aus begreiflichen Gründen aus dauerhafterem Material hergestellt war, und in dem die Bilder aus zusammengefügten bunten Steinchen (Mosaik) hergestellt wurden, eine Kunstform, die dann auch hin und wieder für Wanddekorationen verwendet wurde.

4. Kunsthandwerk

Die neue Kunst, in Mosaik zu arbeiten, die hauptsächlich zur Dekoration dienen mußte, führt uns hinüber zum Kunsthandwerk, das in seinen feinziselierten Spiegeln, sorgfältig gearbeitetem Silbergeschirr und realistisch bemalten Vasen genau dasselbe Bild wie die andern Künste zeigt. Auch hier tritt das Spezialitätentum scharf hervor und läßt den Kunsthandwerker nur in einer Richtung etwas Großes leisten; um den Zusammenhang der Künste kümmert er sich nicht. Zu den liebenswürdigsten Erzeugnissen dieser

Periode gehören die zahllosen geschnittenen Steine (Intaglien und Kameen), die mit der größten Feinheit bearbeitet wurden, und die Goldschmiedearbeit. Von dieser Kunstübung können uns am besten die Silbergefäße, die 1895 in Boscoreale gefunden wurden (jetzt im Louvre), das sogenannte Tafelgeschirr des P. Quinctilius Varus (§ 242), und der herrliche Goldschmuck aus südrussischen Gräbern eine Vorstellung geben.

5. Musik

Ähnliches gilt von der Musik und der Vortragskunst. Soweit wir nach den spärlichen Überlieferungen urteilen dürfen, trennte sich der Komponist völlig vom Ausführenden, was bei dem letzteren die einseitige Betonung der Technik zur Folge haben mußte.

§ 152. Die alexandrinische Dichtkunst. Mit der nationalen Selbständigkeit war auch die Vollkraft poetischen Schaffens dahin. Zunächst gelangte man in gleicher Weise wie bei den bildenden Künsten dazu, in einem raffinierten Virtuosentum Ersatz für die einfache Schönheit der Natur zu suchen. Die alten Formen hatten sich ausgelebt, und ihre Fortsetzungen in Hymnen, Epen, Tragödien waren nur Produkte einer leblosen Hofpoesie, unsagbar steif und langweilig. Das Gelehrtentum, das um sich griff, leitete zunächst zum Lehrgedicht hinüber; bald aber fand der poetische Drang seinen richtigen Weg, indem die neue Gattung des Eidyllion (der Idylle) auftaucht, des dichterischen Genrebildchens. Es ist das rechte Pendant zu den Erzeugnissen der gleichzeitigen bildenden Kunst des Hellenismus. Dieselbe knappe Form, die das Idyll kennzeichnet, und mit ähnlicher Gedankenrichtung auf das Kleinbildliche finden wir in der alexandrinischen Elegie; je weniger man sich großen poetischen Aufgaben gewachsen fühlte, desto mehr legte man in dieser Form den Ausdruck aller möglichen Interessen und Empfindungen nieder. Die Liebe ist das Hauptthema und die lyrische Erzählung das Hauptkunstmittel. Eine Abart beider Gattungen ist der Mimiambus, der kleine burleske Bilder aus dem Alltagsleben lieferte und seinerseits wieder zur neuen Komödie (§ 101) zurückleitet. In jene Zeit fallen auch die ersten Anfänge des Romans und der Novelle, die von der ausschmückenden Erzählung wahrer Ereignisse nach und nach in das Gebiet der reinen Dichtung hinüberspielen.

1. Drama

Die unter dem Namen Plejaden oder tragisches Siebengestirn bekannten Tragödiendichter waren ohne Talent und Bedeutung; zu ihnen wurde auch

Lykophron um 280

der dunkle Lykophron gerechnet. Von dem letzteren besitzen wir noch ein schwer verständliches Gedicht Kassandra (Alexandra), Weissagungen dieser troischen Seherin über den Untergang Trojas und die Schicksale der verschiedenen Helden enthaltend. Der Verfasser geht bis zur Entführung der Jo und Europa zurück und schließt mit Alexander dem Großen, zieht aber vieles andere aus der Mythologie und Geschichte hinein. Das Gedicht ist ein Schatz der seltensten Mythenkunde und bietet eine Menge geographischer und historischer Nachrichten, ist aber wenig anziehend, da die Sprache oft künstlich, gesucht und schwerfällig ist. Das Werk ist darauf gerichtet, eine Masse des verschiedenartigsten Stoffes an einem äußerlichen Faden aneinander zu reihen und keinen Begriff in seiner natürlichen Gestalt auszudrücken, sondern ihn entweder zu umschreiben oder dem eigentlichen Worte ein anderes, schwer zu enträtselndes unterzuschieben; ein merkwürdiges Beispiel des neuen romantischen Geschmacks, das Weitentlegene, räumlich und zeitlich Getrennte in der Phantasie zusammenzufassen und in das Ungewöhnliche und

2. Komödie

Unnatürliche einen Wert zu setzen. — Weit feiner und amüsanter ist die neuere Komödie, von der schon damals das Wort ging, daß es schwer zu sagen sei, ob sie das Leben nachahme oder das Leben sei. Ihre Hauptvertreter sind § 101 geschildert worden; ihre Nachfahren blühten besonders in Ägypten, wo auch das erste Automatentheater entstand, und in Unteritalien. Dort schlugen sie mit ihren groben und oft unflätigen Späßen die

3. Epos

Brücke zu der italischen Volksbühne (§§ 186, 204). — Die im dritten Jahrhundert unter den Ptolemäern (Philadelphos, Euergétes, Philopator) in Alexandreia lebenden Dichter

Kallimachos 310—235

Kallimächos von Kyrene und Apollonios von Rhodos haben sich mehr durch ihre gelehrten und kritischen Arbeiten im Museum (§ 148) und durch Reichtum des Wissens als durch ihre poetischen Leistungen ausgezeichnet. Der erstere, ein fruchtbarer Polyhistor, dichtete Hymnen und Epigramme, die noch teilweise erhalten sind, sowie Elegien, von denen wir jedoch nur geringe Bruchstücke und die römischen Nachahmungen des Catullus (§ 240) besitzen; schöpferische Gabe, feurige Einbildungskraft, vollkommene Herrschaft über Stoff und Sprache sind dem belesenen Dichter nicht abzusprechen. Einzelne seiner Epen haben viel Anklang gefunden, so die rührende Geschichte von der Hekale, die Ovid in Philemon und Baucis nachahmte, aber die Hauptstärke des Kallimachos lag

in seiner Prosaschriftstellerei, zu der auch der gewaltige, von ihm angelegte Katalog der alexandrinischen Bibliothek zu rechnen ist. Apollonios, anfangs ein Schüler, dann ein Feind des Vorigen, hat sich besonders durch ein dem Homer nachgebildetes Kunstepos über den Argonautenzug (Argonautika) bekannt gemacht, das, einige gelungene Schilderungen und den ruhigen Fluß der Erzählung abgerechnet, mehr Fleiß und Gelehrsamkeit als Talent und Geschmack verrät. Dies Gedicht fand später bei den Römern manche Nachahmung. In die alexandrinische Zeit gehören vielleicht auch die Gedichte, die man dem Orpheus (§ 87) untergeschoben hatte, Hymnen und eine epische Darstellung der Argonautensage. Andere freilich haben sie bis in die Zeit Constantins hinabrücken wollen. — Bei der Vorliebe der Zeit für Wissenschaft und Gelehrsamkeit mußte namentlich die Lehrdichtung Pflege finden. Und in der Tat gehören die Werke dieser Gattung zu den besten Erzeugnissen der alexandrinischen Periode. Besonders war die Stern- und Himmelskunde ein beliebter Stoff. So verfaßte Aratos aus der kilikischen Stadt Soloi, durch Reisen und durch den Umgang mit Dichtern, Philosophen und Weisen vielseitig gebildet, auf den Wunsch des makedonischen Königs Antigonos Gonatas (§ 143) die Lehrgedichte „Sternerscheinungen" und „Wetterzeichen" (Phänomena und Diosemeia) in Hexametern, meist dem Astronomen Eudoxos (§ 130), bisweilen auch dem Theophrast folgend. Der Vortrag ist einfach und ohne begeisternden Schwung; Ton und Haltung sind ernst und würdig, die Sprache rein, mitunter altertümlich; das Ganze, von inhaltsschweren Sprüchen durchzogen, atmet einen philosophischen Geist und fromme Gesinnung ohne Aberglauben. Aus seiner Jugendzeit stammte eine Sammlung Kataleptón, die später Virgil (§§ 236, 244) in seinen Jugendpoesien nachgeahmt hat. Andere Lehrdichter der Zeit sind Nikander aus Kolophon, dessen bedeutendstes Werk die „Verwandlungen" waren, das Vorbild von Ovids Metamorphosen, zum Teil erhalten in der Prosaumschreibung des Antoninus Liberalis. Ferner ist hier Euphorion zu erwähnen, der auch zu den Elegikern zu rechnen ist, und ebenfalls bei den Römern Nachahmung fand.

Apollonios

4. Lehrdichtung

Aratos um 270

Neben diese gelehrte Dichtung trat, dem anderen Hauptzuge des Alexandrinismus entsprechend, eine zweite Hauptgattung, die nach Realismus und Rückkehr zur Natur strebte. Aber dieser Dichtkunst, die nicht auf dem Boden der Nation, sondern in der Treibhausluft der Höfe gedeihen mußte, fehlte das echte innere Leben, und selbst den größten Talenten gelang es nur, einen täuschenden Schein des letzteren hervorzubringen. Im Gegensatz gegen das luxuriöse und konventionelle Leben der Wirklichkeit fand hauptsächlich die Idylle (das Idyll, Bildchen) oder bukolische Dichtung Pflege, die poetische Schilderung eines der Natur noch nahestehenden Hirten- und Landlebens voll Einfalt und Unschuld; eine Dichtgattung, auf die nur eine überfeinerte Zeit gerät, die, ihrer eigenen Fülle satt, mitunter gerade durch die Bilder eines einfachen Naturzustandes ihren überreizten Geschmack zu befriedigen, ihre verlangende Sehnsucht zu stillen sucht. In dieser idyllischen Dichtung wird der plastische Charakter der älteren Poesie durch eine ins Breite gehende malerische Schilderung verdrängt und an die Stelle der unbewußt schaffenden Genialität tritt das Streben, eine gesuchte Originalität in Stoff und Inhalt mit einer affektierten Natürlichkeit zu verbinden. Der bedeutendste Idyllendichter war der Sizilianer Theokrit, der abwechselnd in Syrakus und am alexandrinischen Hof lebte und in dorischem Dialekte, häufig im dialogischen Wechselgesang, Gedichte vermischten Inhalts verfaßt hat, die bei aller Anmut doch an einer gewissen Künstlichkeit leiden. Unter seinen Nachahmern sind am bekanntesten Bion von Smyrna und Moschos von Syrakus, der etwa hundert Jahre nach Theokrit lebte. Diese bukolischen Dichter hatten wie die etwas älteren Komödiendichter Menander und Philemon (§ 101) den größten Einfluß auf die römische Poesie. — Einen ähnlichen Einfluß gewannen die alexandrinischen Dichter auch durch die Pflege der Elegie; der Kolophonier Antimachos (§ 86), der in Liebeselegien sich über den Tod seiner Geliebten zu trösten suchte, bildete den Übergang zu den feineren hellenistischen Erzeugnissen in dieser Kunst. In dieser Gattung, die an Tyrtäus, Mimnermos und Solon (§ 79, 86) anknüpfte, und die im engen Rahmen, nur im Stoffe von dem Idyll verschieden, reizend zu schildern wußte, zeichneten sich eine ganze Reihe Alexandriner aus, vor allem Philetas von Kos, Hermesianax und Kallimachos. Hierher ist auch der prachtvolle Hymnos des Kleanthes auf Zeus und die Dichtkunst des Lokaldichters Isyllos von Epidauros zu rechnen, der um 280 gelebt hat, und dessen Gedichte uns inschriftlich erhalten sind. Ein wenngleich verwischtes Bild dieser alexandrinischen Klein- und Feinkunst geben uns noch die Nachbildungen des Catull und Properz (§ 240, 244). — Noch geringeren Umfang hatten die Epigramme, die von ihrer ersten Form unter Simonides von Keos (§ 86) an manche Wandlungen durchgemacht hatten, bis sie ganz und gar zum poetischen Genrebildchen wurden. Viele dieser reizenden Schöpfungen des griechischen Geistes sind schon aus alexandrinischer Zeit, ihre höchste Blüte aber feierte diese Dichtungsart unter den Römern (§ 257). — Die Mimiamben schließlich sind kleine Szenen aus dem bürgerlichen Leben und mit unseren Einaktern oder dramatischen Monologen zu vergleichen. Sie bilden die Übergangsform von der neueren Komödie zu der Satura (§ 204) der Römer. Ihr Haupt-

5. Idyllendichtung

Theokrito um 270

Bion um 240

Moschos um 150

6. Elegie

7. Epigramme

8. Mimiamben

vertreter ist Herodas (Herondas), der der koischen Dichterschule angehört, und dessen
1891 Gedichte, vor wenigen Jahren in Ägypten gefunden, uns ein lebensvolles Bild des Treibens in den hellenistischen Großstädten, mit allem Glanz und Schmutz, in beabsichtigter Realistik entwerfen.

§ 153. Die alexandrinische Geschichtschreibung. Der rhetorische Zug, der die Geschichtschreibung der vorigen Periode (§ 130) beherrscht, blieb bestehen und verquickte sich mit der Fabelsucht der alexandrinischen Zeit und ihrer Freude an tendenziöser Grellmalerei. Neben dem Versuch der Universalgeschichte tritt wiederum ein Zurückbiegen zur alten Stadtgeschichte hervor, die in archaisierendem Tone die alten Logographen (§ 91) nachahmte.

Die beiden Historiker, die Alexander auf seinem Feldzuge begleiteten, Anaximënes von Lampsakos und Kallisthënes von Olynth (§ 138) sowie der Flottenführer Nearchos hatten Freude an rhetorischen Deklamationen und künstlichen Periodenbildungen; erdichtete Reden und weitläufige Schilderungen von Schlachten ohne militärische Kenntnisse müssen bei diesen Schriftstellern Wahrheit, Urteil und historische
Kleitarchos um 310 Treue ersetzen. Dieselben Fehler teilte auch ein anderer Geschichtschreiber Alexanders, Kleitarchos, dessen geschmacklose und schwülstige Schreibart schon im Altertum sprichwörtlich war. Auf ihn und auf Kallisthenes gehen die zahlreichen Alexanderromane zurück, die uns in fast allen Kultursprachen und aus allen Epochen erhalten sind. Nur
Ptolemäos I. um 300 die Denkwürdigkeiten des Ptolemäos (§ 148) und des Architekten Aristobülos von Kassandreia scheinen unter dem ganzen Schwarm von Historikern, die Alexanders Zug zur Darstellung brachten, Glaubwürdigkeit besessen zu haben. Ihr Hauptwert
Hieronymos von Kardia 360—254 lag darin, daß sie die ausgebreitete Korrespondenz und die Tagebücher des Königs benutzen konnten. Für die Behandlung der Diadochengeschichte waren am wichtigsten die Werke des Hieronymos von Kardia, eines Freundes seines Landsmannes Eumenes (§ 142), der seine Darstellung mindestens bis zum Tode des Pyrrhos fortführte und,
Duris v. Samos geb. 340 von dem Samier Duris ausgeschrieben, uns noch heute in den Auszügen des Diodor und Plutarch (§ 257) vorliegt. Die achtundzwanzig Bücher Geschichten von Aratos' Zeit-
Phylarchos genossen Phylarchos von Athen oder Naukratis, die von Pyrrhos' peloponnesischer Heerfahrt bis auf den Tod des Königs Kleomenes (§ 144) reichten (272—221), zeichneten sich durch die Fülle des Stoffes und durch lebendige Darstellung aus. Trotz der Parteilichkeit für Kleomenes und des Strebens nach Effekt gehörte Phylarchos zu den letzten Meistern griechischer Geschichtschreibung. — Die Geschichte einzelner Staaten und Länder, die zuerst in Sizilien mit Antiochos und Philistos (§ 119) aufgekommen war, setzte mit
Timäos von Tauromenion 324—249 Glück Timäos von Tauromenion auf Sizilien fort, der eine Geschichte der Hellenen in Italien und Sizilien schrieb, die bis zum Ende der Regierung des Agathokles hinabführte (289). An sie schloß sich seine Geschichte des Pyrrhos (§ 184) bis 264 an. Seine Darstellung hat schon von Polybios (§ 204) an viel Kritik erfahren: man machte dem Timäos den Vorwurf der Schmähsucht und Parteilichkeit und tadelte seinen schwülstigen Stil; gleichwohl ist er unendlich oft benutzt und ausgeschrieben worden. — Schließlich hat es eine sehr große Anzahl von Stadtgeschichtenschreibern gegeben.
Philochoros 320—261 Wichtig unter ihnen sind allein die sogenannten Atthidographen (Geschichtschreiber Athens), deren Reigen mit Philochoros anhebt. Er behandelte wahrscheinlich in chronologischer Form die Entstehung seiner Stadt und deren Geschichte und mischte zahlreiche Exkurse über die vaterländischen Sitten und religiösen Gebräuche ein. An ihn schlossen sich eine ganze Reihe anderer Arbeiten gleicher Art an, die dann in dem
Istros um 300 großen Sammelwerk des Istros von Paphos ihren Abschluß fanden. — In jener Zeit tauchen auch die ersten Anfänge einer Memoirenliteratur auf, die vielleicht in den
Ion von Chios Arbeiten Jons von Chios, eines Zeitgenossen des Thukydides, ihr Vorbild finden So beschrieb der Gründer des achäischen Bundes, Aratos, sein Leben (§ 144); so haben eine Anzahl Diadochenkönige (z. B. Antigonos Gonatas, Pyrrhos) und Staatsmänner (wie Demetrios von Phaleron) Lebenserinnerungen, wohl mehr in apologetischer Tendenz, herausgegeben. — Die hellenistische Bildung veranlaßte aber auch eingeborene Orientalen, sich an der Geschichtschreibung zu beteiligen und in der griechischen Weltsprache die Gebildeten von dem, was sie aus einheimischen Quellen kannten, zu benachrichtigen. Diesem Umstande danken wir, was von den Arbeiten des babylonischen Priesters
Berossos Manethos Berossos (§ 25) und des Ägyptiers Manethōs aus Sebennytos (§ 37) uns noch erhalten ist.

§ 154. Die Umformung der Weltanschauung und die Weiterbildung der philosophischen Systeme. Die ungeheure Machtumwälzung, die sich an das Aufkommen der Makedonen und Alexanders Heldenzüge knüpfte, mußte auch auf die religiösen und philosophischen Anschauungen des griechischen Volkes von höchstem Einfluß sein. Die Länder des Ostens gewannen eine ungeahnte Bedeutung auch für das hellenische Mutterland.

Umformung der politischen Ideen

Die strengen Begriffe vom Staat, wonach der Mensch im Bürger aufging und nur das vollberechtigte Mitglied eines staatlichen Gemeinwesens der Gesetze und des Staatsschutzes teilhaftig war, jeder Fremde, jeder der engbegrenzten Staatsgemeinschaft nicht Angehörige aber als rechtlos angesehen wurde, erfuhren eine mildernde Umgestaltung. Das Persönlichkeitsgefühl des Menschen (Individualismus) trat stärker hervor und schwächte das Bürgergefühl und damit das ungeteilte Interesse am Staat und den mächtigen Patriotismus früherer Tage. Die enge Begrenzung städtischer Gemeinwesen löste sich auf; an ihre Stelle traten die großen Monarchien, die aus Alexanders Weltreich hervorgingen. Sie gewöhnten die hellenische Welt an politische Verträglichkeit und an die Idee, als Glied eines großen Staatsganzen zu bestehen und die Abgeschlossenheit eines städtischen Bürgertums einer höheren Staatseinheit zum Opfer zu bringen. Selbst das Nationalgefühl und der strenge Gegensatz von Hellenentum und Barbarentum wurde durch die Verschmelzung des griechischen und orientalischen Wesens in den alexandrinischen Staaten erst geschwächt und dann durch das Weltbürgertum verdrängt. Die großen Handelsstädte mit ihrer buntgemischten Bevölkerung, die alle dieselbe Lebensrichtung, die gleiche Bildung, dasselbe Streben nach Reichtum und Genuß besaßen, waren die natürlichen Sitze dieser Anschauung.

Umformung der sozialen Ideen

Mit dem Individualismus ging Hand in Hand das Zunehmen des Interesses an allen Privatangelegenheiten, die Jagd nach dem täglichen Gewinn, der infolge des Kapitalismus und der schnell anschwellenden Menschenmassen von Tag zu Tag sich steigernde und verschärfende Kampf um das Dasein. Dazu kam eine sich immer mehr verbreiternde Kluft zwischen den Besitzenden, die in immer weniger Händen ungeheure Reichtümer vereinigten, und der besitz- und rechtlosen Masse, die in immer bedrohlicherem Maße anschwoll. Versuche, Reformen einzuführen und den Besitz anders als bisher zu verteilen, sind in jener Zeit mehrfach unternommen worden, sowohl von den Regierungen (Agis, Kleomenes [§ 144]) wie von den Besitzlosen, aber ausnahmslos gescheitert. Die Ausbeutung des wirtschaftlich Schwächeren wurde von den makedonischen und einheimischen Mächtigen rücksichtsloser denn sonst betrieben. Denn allein auf sozialem Gebiet vermochte sich die Tatkraft und der Wunsch nach Macht und Einfluß zu betätigen; auf dem eifersüchtig gehüteten politischen Felde konnte der Ehrgeiz keinerlei Betätigung finden, und dieser Zustand dauerte an, bis auch die jetzigen Machthaber unter die eiserne Faust der römischen Herren gebeugt wurden.

Umformung der religiösen Ideen

Solche Zeiten sind dem religiösen Leben nicht günstig. Der naive, kindliche Glaube der alten Zeit, der sich die Götter als vollkommenere Menschen dachte, die an den Freuden und Leiden der Erdbewohner Anteil nehmen, mit dem Menschengeschlecht persönlich verkehren und alle ihre Schicksale lenken, war aus dem Kreise der Gebildeten längst verschwunden und wurde von ihnen als Aberglaube verlacht. Auch den Massen entschwand die Anhänglichkeit an die alte Volksreligion; denn die alten Götter Griechenlands vermochten sie nicht aus ihrem sozialen und politischen Elend zu erretten. Aber noch war die Zeit nicht gekommen, wo der Tröster für die Mühseligen und Beladenen erscheinen sollte, und so suchten denn die Hellenen nach einer neuen religiösen und womöglich alle befriedigenden Lösung der alten Welträtsel. Dies Tasten der hellenischen Volksseele nach einer alles bezwingenden Wahrheit, die allen gleichen Trost gewährt, hat etwas Rührendes an sich. Die Gebildeten freilich hatten sich ganz einem religiösen Indifferentismus hingegeben, der in den Olympiern allerhöchstens symbolische Figuren erblickte. Denn die philosophischen Forschungen, die die Wahrheit der Vielheit bestritten und nur ein einziges Urprinzip als das wirklich Seiende, als das im Wechsel der Dinge ruhig Beharrende hinstellten, hatten den Polytheismus in seinen Grundfesten erschüttert. Da aber die philosophischen Resultate dem Volke unverständlich waren und das dem menschlichen Herzen innewohnende Religionsbedürfnis nicht befriedigen konnten, so wurden die Gewissen der Menge verwirrt und schwankten zwischen krassestem Aberglauben und ärgstem Materialismus hin

und her. Es war daher begreiflich, daß die Regierungen, die die Wohlfahrt des ganzen Staatskörpers im Auge haben mußten, sich als Hüter der Volksreligion aufwarfen und mehrere Philosophen als Gottesleugner verbannten oder bestraften; aber der alten Volksreligion neues Leben einzuhauchen und die Massen wieder zur alten Frömmigkeit zurückzuleiten, gelang nicht. Das griechische Volk war gealtert und seine Religion mit ihm: an Stelle des jugendlichen Glaubenseifers trat kühl reflektierende Erwägung, und die Philosophie mit ihren Systemen löste den Olymp und seine himmlischen Bewohner für immer ab. Staatliche Gegenmaßregeln fruchteten nichts, denn der Trieb zur Forschung wird durch keine äußere Schranke gehemmt. Als der Begriff der Persönlichkeit und individuellen Freiheit die beengenden Formen der alten Staatsansicht überwältigte, wurde die philosophische Weltanschauung allmählich Herr über die Vielgötterei, und die alte Religion verfiel.

Euemerismus um 315

Der von den Gebildeten schon längst aufgegebene Glaube an die Vielheit der Götter wurde nach und nach auch von den Massen fallen gelassen. Entweder begnügte man sich mit abergläubischen Vorstellungen, oder man suchte, da die einheimischen Götter keine Anerkennung fanden, bei den fremden Göttern des Ostens Trost und Ruhe, oder man begnügte sich, in der Götterwelt eine idealisierte Menschenwelt zu erblicken, über der als letzter Schluß das ewige Fatum waltet. Charakteristisch hierfür ist ein im Altertum unendlich viel gelesener Roman von dem Sizilier Euemĕros, einem vielgereisten, kenntnisreichen Mann voll Witz und Lebenserfahrung. Dieser verfaßte die Beschreibung einer fabelhaften Reise nach der Insel Panchaia mit dem Titel „Heilige Geschichte", in der er den Beweis zu geben suchte, daß die im griechischen Volkskultus verehrten Wesen nur vergötterte Menschen seien, die gesamte hellenische Götterwelt somit nur ein Erzeugnis der List, des Betruges und des Unverstandes sei, eine Ansicht, die den heidnischen Volksglauben zu einem Gaukelspiel herabwürdigte und das geheimnisvolle Band zwischen Glauben und sittlichem Gefühl zerriß. Die anziehende Darstellung in volkstümlicher Sprache und mit dem romantisch ausgeschmückten Hintergrund verschaffte dem „Euemerismus" des Buches bald Eingang in die gebildeten Kreise und in die gesamte Literatur. Wir begegnen seinen Spuren wieder bei Ennius (§ 204) und dem Kirchenvater Laktantius. Merkwürdigerweise machte man ihm nicht seine Tendenz, sondern seine vermeintliche Lügenhaftigkeit, die nur in der poetischen Einkleidung bestand, zum Hauptvorwurf; so selbstverständlich kam dem damaligen Geschlechte die Auffassung von der Entstehung der hellenischen Götterwelt vor.

Euemeros † 297

Weiterbildung der philosophischen Systeme

Bei der Unzulänglichkeit der herrschenden Religion suchten die Menschen in der Philosophie Ruhe für ihre Seele und Halt fürs Leben, so daß man sagen kann, die Zeit des Verfalls des religiösen Glaubens sei die Blütezeit der Philosophie gewesen. Freilich nicht in dem Sinne, als ob neue großartige Systeme geschaffen worden wären, wohl aber insofern, als die Philosophie der eigentliche Ausdruck der Zeit war; an allen Orten fand sie Eingang und Pflege und im öffentlichen Leben, in der Gesellschaft, in der Literatur bildete die neue Lebensweisheit die Grundlage. Die Philosophen trieben ihre Wissenschaft völlig planmäßig, und so bekam denn die Philosophie einen schulmäßigen Charakter. Hatten sich schon in der vorhergehenden Periode die Schulen der Platons Lehre fortsetzenden Akademiker (§ 116) und der dem Aristoteles folgenden Peripatetiker (§ 117) herausgebildet, so traten in der Diadochen- und Epigonenzeit noch drei neue philosophische Richtungen auf, die zum Teil an die anderen Anhänger des Sokrates anknüpfend, doch darin sogleich den Charakter der neuen Zeit betätigten, daß sie sich sofort ebenfalls als Schulen mit planmäßigem Unterricht entwickelten, die Stoiker, die Epikureer und die Skeptiker. Die Stoiker, deren Meister Zenon war, schlossen sich in ihren Ansichten an die Kyniker (§ 115) an, die Epikureer folgten den Lehren des Aristippos und der Kyrenaiker, die Skeptiker, von Pyrrhon aus Elis gestiftet, schließlich bildeten die Ansichten der Megariker weiter.

Diese letztere Schule hat wenig Bedeutung gewonnen, ist aber charakteristisch für das wissenschaftliche Verzweifeln des Hellenentums an dem Auffinden einer wirklichen Wahrheit. Sie beförderte die Verwirrung und Unsicherheit dadurch, daß sie den Zweifel als höchsten Grundsatz hinstellte und die Lehre zu begründen suchte, daß der menschliche Geist durchaus nichts mit Bestimmtheit wissen könne. Behauptete Pyrrhon nur die Unzulänglichkeit alles menschlichen Wissens, so gingen etliche seiner Schüler so weit, daß sie nicht nur alle Gewißheit der geistigen, sondern auch der sinnlichen Erkenntnis leugneten, und zuletzt sogar an der Gewißheit des Zweifels zweifelten. An diese radikalsten Skeptiker reihen sich, als nahe verwandt, an die mittlere Akademie (mit ihren Häuptern Arkesilaos und Karneades [§ 204]) und die späteren Skeptiker seit Ainesidemos. Der Skeptizismus der Akademie ist weniger entschieden, als der der Pyrrhonischen Schüler und ließ wenigstens die eine Gewißheit gelten, daß nichts wißbar sei. Ihre Fortsetzung fand diese Ansicht in der römischen Kaiserzeit, in der besonders von Favorinus und Sextus Empiricus (§ 269) diese Gedanken verfochten und ausführlich begründet wurden.

1. Skepticismus

Pyrrhon aus Elis 365—277

Weit bedeutender und von viel tiefgehenderem Einfluß waren die beiden anderen, in sehr vielen Punkten einander gegenüberstehenden Systeme. Epikuros und Zenon wiesen den Menschen entgegengesetzte Ziele und Lebenszwecke an; während der erstere durch die Lust (Hedone, ein späterhin vielfach falsch aufgefaßtes Wort, unter dem man nur die Befriedigung der sinnlichen Triebe verstehen wollte) freien Verkehr mit der sinnlichen Welt gönnte, die nach dem Maß der Klugheit benutzt und genossen werden sollte, und in der Freiheit vom Schmerz (Ataraxie) und dem Ledigsein von Verpflichtungen gegen die Gesamtheit das erstrebenswerte Lebensideal sah, verlangte der letztere durch die gebotene Ruhe (Apathie) und Übung (Asketik) des Weisen die möglichst enge Beschränkung und freudige Kampffertigkeit gegenüber der Außenwelt. Beide fanden in dem aufrichtigen Festhalten an der erforschten Wahrheit Trost und Ermutigung auf ihrem Lebensgange.

2. Stoicismus

Der willenskräftige Stoizismus ist eine Verjüngung der kynischen Schule in veredelter Gestalt. Zenon (342—270), ein Kaufmann aus Kittium auf Cypern, gab sein Geschäft auf und widmete sich in Athen der Philosophie, der er bis zu seinem im hohen Greisenalter freiwillig gewählten Hungertode mit größter Festigkeit und Charakterstärke ergeben blieb. Von schwächlichem Körper, den er durch Übungen gegen alle Beschwerden und durch Entbehrungen wunderbar abhärtete, war Zenon rein in Sitten und Wandel, enthaltsam und mäßig, Herr seiner Begierden und Leidenschaften, kurz und bestimmt in seinen Reden und von derbem, finsterm Wesen. Seine aus einer Mischung der platonischen und kynischen Grundsätze bestehende Lehre erhielt von der Säulenhalle (Stoa) in Athen, wo er sie vortrug, ihren Namen. Die stoische Philosophie zerfiel in die drei Teile der Logik (und Rhetorik), Ethik (und Politik) und Physik (und Theologie). Unter Logik (einem Worte, das vielleicht Zenon seine Entstehung verdankt) faßten die Stoiker alles zusammen, was sich auf die Rede (griech. Logos) bezieht, und teilten sie in Rhetorik und Dialektik. Die letztere zerfiel in die Lehre vom Bezeichnenden (was man jetzt Erkenntnistheorie nennt) und vom Bezeichneten (die jetzt sogenannte formale Logik). Hierbei waren die Stoiker ausgesprochene Empiriker, verfielen aber späterhin in Formalismus. — In ihrer Physik suchen sie die Metaphysik des Platon und Aristoteles zu vereinigen. Sie lehrten, daß nicht bloß alle Substanzen, sondern auch deren Eigenschaften körperlich seien; jedoch nahmen sie an, daß der Stoff und die Kraft nebeneinander oder vielmehr innig ineinander bestehen, und daß die Kraft auf die Urkraft zurückgeht, die gleich der Gottheit gesetzt wird und die Keime zu allen folgenden Gebilden (die Logoi spermatikoi) in sich trägt. Die Urmaterie und Urkraft seien im Anfang der Dinge vereint und gestaltlos vorhanden gewesen; dieses ätherisch-feurige, mit Vernunft und Willen begabte Urwesen habe aus sich die erscheinende Welt geschaffen, die es lenke und bewege und einst durch den Weltbrand wieder in sich aufnehmen werde, um sie in endloser Aufeinanderfolge der Welten wieder aus sich zu entlassen (Pantheismus). Die Welt gilt ihnen als die beste, die es geben kann, und ist um der Gottheit und der Menschen willen da. Freilich sprechen die sogenannten Übel in der Welt gegen diese teleologische Auffassung, und deshalb geben die Stoiker gezwungen eine sogenannte Rechtfertigungslehre Gottes (Theodizee) ähnlich den Bestrebungen des 18. Jahrhunderts. In der Naturlehre nimmt bei ihnen die menschliche Seele den wichtigsten Platz ein; sie gilt als ein Teil der Gottheit, mit der sie in Wechselwirkung steht, und Chrysippos legt ihr direkt die Unsterblich-

a) Logik

b) Physik

c) Ethik

keit bei. — Bei weitem am wichtigsten ist aber die Ethik der Stoa. Nach ihr besteht das Glück des Menschen in seiner Gottähnlichkeit. Zu dieser gelangt er auf dem Wege der Weisheit durch die Einsicht in die göttlichen und menschlichen Dinge und durch ein richtiges Urteil über Gut und Böse, und auf dem Wege der Tugend durch ein der Natur gemäßes Leben, durch Beherrschung aller Begierden, Leidenschaften und vernunftwidrigen Regungen und durch Übereinstimmung des menschlichen Willens und Handelns mit der Natur und Vernunft. Auf die Stoiker geht auch die Definition der Tugend als eine Eigenschaft, die kein Mehr oder Minder zuläßt, zurück und, wie bei Platon, in die vier Kardinaltugenden zerfällt. Ihr vollkommener Besitz ermöglicht erst die volle Pflichterfüllung, die nur der Weise auszuüben vermag. Der stoische Weise erträgt die Wechselfälle und Geschicke des Lebens, Freude und Schmerz, Glück und Unglück mit unerschütterlichem Gleichmut, weil ihm alles durch eine äußere ewige Naturnotwendigkeit oder Verhängnis (Fatum) vom Anbeginn an genau vorausbestimmt ist und ein Sträuben wider das Unvermeidliche nicht naturgemäß wäre. Der Selbstmord ist dem Stoiker kein Verbrechen. In der Politik waren die Stoiker einerseits Kosmopoliten, andererseits überzeugte Anhänger der Monarchie, da sie allein die Möglichkeit gewähre, einer die Masse überragenden Herrscherpersönlichkeit auch die Herrschaft zu überlassen und eine Einheitlichkeit der Leitung zu schaffen. Nur verlangten sie, daß der Monarch auch ein überzeugter Anhänger ihrer Lehre sei, da nur dies ihn zu seinem hohen Amt befähige. — Die wichtigsten Vertreter der Stoa der Folgezeit waren Kleanthes (um 300, bekannt durch seinen Hymnos auf Zeus, § 152) und Chrysippos (250—207), die die stoische Lehre in zahlreichen Schriften zu verbreiten und zu stützen suchten. In der weiteren Entwickelung des Stoizismus unterscheidet man drei Phasen: den alten strengen Stoizismus, den mittleren, der sich eklektisch an Plato nund Aristoteles annäherte (Hauptvertreter Panätios und Posidonius [§ 204]) und den späteren, besonders unter den römischen Kaisern, der entweder wieder streng wurde (Epiktet [§ 255]) oder, vor allem in seinen römischen Vertretern, dem Eklektizismus und Synkretismus noch mehr zuneigte (Hauptvertreter L. Seneca und der Kaiser Mark Aurel [§ 257]). Die meisten wissenschaftlich gebildeten Männer der Folgezeit schlossen sich an die Stoa an oder gingen aus ihr hervor.

Spätere Stoiker

3. Epikureismus

Epikuros (342—270) von der Insel Samos, in Athen gebildet und in Kleinasien lehrend, gab der kyrenäischen Lehre des Aristipp eine verjüngte Gestalt, indem er sie mit der Lehre des Demokritos (§ 90) und einer atomistischen Physik verband. Seine Philosophie, die er in einem anmutig gelegenen Gartenhaus in Athen vortrug, ist uns in der Hauptsache in drei Briefen, die er an seine Freunde schrieb, erhalten. Sie zerfiel in Kanonik (Logik), Physik und Ethik und diente in noch höherem Grade als die stoische praktischen Zwecken, ist ebenfalls aus der Erfahrung hervorgegangen und neigt dem Materialismus

a) Logik

zu. In seiner Logik gelangt er zu dem Schluß, daß die Erkenntnis der Wahrheit nur auf dem „momentanen Eindruck der Anschauung oder des Gefühls" beruhe. Aus zahlreichen Wahrnehmungen bilden sich Begriffe, die ebenfalls immer wahr sein müssen.

b) Physik

In der Physik lehrte Epikur, indem er auf Demokritos (§ 90) zurückgriff, daß es kein von der Materie gesondertes geistiges Sein gebe, die Materie aber, so wie die Seele und die Götter, aus der zufälligen Vereinigung von Atomen bestände. Nach dem Tode trennen sich die Atome, die ebenso wie der Raum von Ewigkeit her existieren. Es gibt also keine Unsterblichkeit der Seele. Der letzteren schreibt Epikur eine gewisse Willensfreiheit zu, im schroffen Gegensatze zu dem Fatalismus der Stoa. Durch seine Lehre hoffte er die Menschen von der Furcht vor den Göttern zu befreien, wenngleich er der letzteren Existenz nicht leugnete; einen Einfluß auf die Weltgeschicke schreibt er ihnen aber nicht zu. Wenn in der Physik ihm die Atome als Grund des Seins erschienen, so

c) Ethik

erklärt er in seiner Ethik die Individuen für den Zweck alles Tuns. Ziel des Daseins bei den Göttern wie bei den Menschen sei die individuelle Glückseligkeit; bei jenen bestehe die Glückseligkeit darin, daß sie von dem mühevollen Geschäfte der Weltbildung und Weltregierung ausgeschlossen seien, bei diesen in einem Freisein von allen schmerzhaften, die Zufriedenheit störenden Zuständen. Darum ist von ihm auch die Lehre vom Staat schwer zu begründen: für Epikur ist er nur insofern erträglich, als er die individuelle Glückseligkeit verbirgt, und das „Lebe im Verborgenen" ist sein liebster Wahlspruch. — Diese Philosophie, die bei Epikur selbst noch in edler Haltung und Gestalt auftrat, artete in der Folge zu einer Lehre der Genußsucht und Sinnenlust aus. Denn während Epikur die Glückseligkeit in die Selbstgenügsamkeit des Weisen setzte, den geistigen Genüssen, als den dauerhaftern und reinern, den Vorzug vor den sinnlichen gab und in Tugend und Klugheit die sichersten Mittel zur Glückseligkeit erkannte, verließen seine Schüler bald die feine Linie zwischen dem feinsinnlichen Quietismus des Gefühls und dem Wohlbehagen an materieller Lust, ergaben sich ohne Rückhalt der letztern und gelangten endlich zu jener, alles höhere geistige und religiöse Streben verachtenden Sinnlichkeit, in deren Befriedigung der entartete Epikureismus den Zweck des Lebens suchte. Epikurs Charakter und Sitten waren rein und untadelig, wie ein-

Spätere Entartung der Lehre

seitig auch sein Standpunkt und seine Lehre sein mochten. Die bescheidenen Bedürfnisse des genossenschaftlichen Lebens, das er mit seinen Schülern und Anhängern führte, wurden durch gemeinschaftliche Beiträge bestritten; man rühmte die einträchtige Freundschaft, Milde und Menschenliebe der Philosophen aus den Gärten. Unter seinen Anhängern waren die bedeutendsten Metrodoros aus Lampsakos, Hermarchos aus Mitylene, späterhin Philodemos aus Gadara in Kölesyrien u. a. Die meisten Anhänger, freilich ganz unselbständig in ihren Ansichten, fand Epikur bei den Römern; unter ihnen ragt besonders hervor T. Lucretius Carus mit seinem Lehrgedicht von dem Wesen der Dinge (§§ 239, 240). — Daß diese neuen Systeme, die nur alte Gedanken ausbeuten, nicht befriedigen konnten, liegt auf der Hand. Es mußte sich aus ihnen allen ein neues Gebäude erheben: der später bei den Römern auftretende Eklektizismus und Synkretismus (§§ 204, 255). Spätere Epikureer

§ 155. Die exakten Wissenschaften. Die talentvollen Köpfe der alexandrinischen Zeit wendeten sich hauptsächlich den Wissenschaften in engerem Sinne zu. Den größten Vorschub leisteten hierin die Neigungen verschiedener Herrscherhäuser, als Mäcene der Wissenschaft zu gelten. Die königliche Freigebigkeit der Ptolemäer gründete das Museum in Alexandria, eine wissenschaftliche Stiftung, die ihresgleichen nicht hatte; und etwa ein Jahrhundert später entstand am Hofe der Attaliden (§ 147) die Bibliothek von Pergamon, bestimmt, mit Alexandria in Rivalität zu treten.

Eine der Hauptaufgaben, die sich diese gelehrten Centren stellten, war die genaue Herausgabe aller klassischen Schriftwerke. In Alexandria ward die Philologie geboren. Kritik und Erklärung wurden gleichmäßig gepflegt. Gelehrte (wie Kallimachos, Aristophanes von Byzanz, Eratosthenes, Aristarch u. a.) brachten die Werke der alten griechischen Dichter und Schriftsteller in Klassen, entwarfen von ihnen ein Meisterverzeichnis (den sogenannten Kanon), reinigten den Text von Fehlern und Einschaltungen und erklärten die dunkeln Stellen durch Noten und kritische Zeichen. Ihr wichtigstes Studienobjekt waren die Ilias und Odyssee und die klassischen Dramatiker, aber auch die großen Prosaiker erfreuten sich ihrer bis ins kleinste eingehenden Fürsorge. Die immer von neuem Ägyptens Boden entsteigenden Literaturschätze lehren uns, daß die meist vortreffliche Erhaltung der antiken Literaturdenkmäler in der Hauptsache dem Fleiße und der Hingebung dieser Gelehrten verdankt wird. Auch die Erklärung der älteren oft recht dunkeln Literaturdenkmäler verdankte den Alexandrinern fast alles; ohne sie würden uns sehr viele Stellen Homers und der älteren Literatur überhaupt unverständlich bleiben. Vor allem erstreckte sich ihre Tätigkeit auf das lexikalische Gebiet, aber auch der sachliche Teil blieb nicht unbeachtet, wenngleich die hier gebotenen Leistungen sich nicht mit den sprachlichen messen konnten. Ihre Tätigkeit kam vor allem dem Schulbetrieb zugute, für den die alexandrinischen Gelehrten die besten und bequemsten Hilfsmittel schufen, die noch bis heute in gewissem Grade vorbildlich geblieben sind. Philologie; Aristophanes von Byzanz um 280; Aristarchos um 200

Daneben erfreuten sich besonderer Pflege und Ausbildung die Naturkunde, die Astronomie und die mathematischen Wissenschaften nebst den auf deren Anwendung beruhenden technischen Künsten und Gewerben. Schon in der Blütezeit von Hellas war die Himmelskunde dem regsamen Geiste des griechischen Volkes nicht verschlossen geblieben; doch wurde sie immer mehr als Hilfswissenschaft für das praktische Leben, für die Zeitrechnung, für die Bestimmung und Einteilung des Jahres und der religiösen Festzeiten und für die Festsetzung des Kalenders, als um ihrer selbst willen ausgebildet. So hatte kurz vor dem Ausbruch des Peloponnesischen Krieges der Athener Meton für die Jahresberechnung den neunzehnjährigen Schaltkreis aufgestellt, der lange Zeit im Gebrauch war. Einen wesentlichen Umschwung bereitete schon die empirische Philosophie des Aristoteles vor; aber erst die größere Bekanntschaft mit Babylonien und Ägypten brachte in der alexandrinischen Zeit die astronomische Wissenschaft den Griechen näher und führte zu fleißigen Bearbeitungen und Studien. Unter dem ersten Ptolemäos entwarf Eukleides zuerst ein Lehrgebäude der Geometrie und Stereometrie, die sogenannten Elemente, das als Grundlage der mathematischen Naturkunde; Astronomie; Mathematik; Meton um 435; Eukleides um 290

Wissenschaft bis auf unsere Tage Geltung und Anerkennung gefunden hat und den Unterricht in allen Zweigen der Mathematik und Arithmetik und ihre Anwendung auf Schiffbau und andere Künste und Gewerbe des praktischen Lebens bedeutend förderte. Die Astronomie und mathematische Geographie fanden Bearbeiter an dem vielseitigen Eratosthenes (unter Ptolemäus Euergetes), an Krates von Mallos (§ 204), von dem der erste Erdglobus konstruiert worden sein soll, und besonders an dem tiefen Forscher Hipparchos, dem größten Astronomen und Geographen des Altertums. Um Ausbildung der Statik, Mechanik und anderer Teile der Mathematik und Physik hat sich der Syrakusaner Archimedes (§ 194) verdient gemacht. Auch die Heilkunde, welche zuerst Hippokrates aus dem Geschlechte der Asklepiaden in Kos an das Licht prüfender Erfahrung und Wissenschaftlichkeit gezogen hatte, wurde durch Erweiterung der Kenntnisse in der Botanik und Beiziehung der Anatomie in Alexandreia wesentlich vervollkommnet. Die Unterstützung der Wissenschaft in Alexandria förderte auch die Ärzte gewaltig. Die Anatomie wurde auf Erlaubnis der Ptolemäer dort allgemein ausgeübt und in einem besonderen Institut vorgenommen: die wichtigsten Ärzte waren Erasistratos und Herophilos, die fast alle Zweige der Heilkunde förderten und Schulen bildeten. Die Folgezeit hat ununterbrochen von ihnen gelernt und von ihrem Wissensgute gezehrt. Ebenso gewannen die Länder- und Völkerkunde durch den gelehrten Eratosthenes eine wissenschaftliche Grundlage.

Eratosthenes 276—195
Hipparchos um 190
Archimedes 287—212
Hippokrates 460—372

§ 156. Rückblick und Resultate. Faßt man die Gesamtentwicklung des griechischen Volkes zusammen, so lassen sich drei Perioden in dem hellenischen Staats- und Kulturleben unterscheiden. Die älteste war in Religion und Kunst, in Staat und bürgerlicher Einrichtung dem Morgenlande verwandt, hielt an dem Herkommen und den Satzungen der Väter fest, stand unter der patriarchalischen Herrschaft der Könige und edeln Geschlechter und sah eine Sonderung und Scheidung der Menschen nach Stand und Geschlecht, nach Stamm und Familie als notwendige Lebensordnung an.

Orientalisierende Zeit

Diese Periode orientalischer Begrenzung erlag den Freiheitsbestrebungen, die in den Perserkriegen ihren höchsten Ausdruck fanden. Die alten natursymbolischen Gottheiten wurden im Volksglauben zu idealisierten Menschen voll lebensfroher Sinnlichkeit, die Götterbilder vertauschten ihre strengen, durch Überlieferung und Herkommen geheiligten Formen mit freien Menschengestalten voll Tätigkeit und Bewegung. Die Geschlechterherrschaft wich der selbstherrlichen Gewalt der Volksgemeinde mit Rechtsgleichheit aller Vollbürger. Die Scheidung nach Stand und Beruf, nach Stamm und Familie verlor an Bedeutung gegenüber der strengen Sonderung in freigeborene Staatsbürger, in Schutzbefohlene oder Hörige ohne politische Rechte und in Sklaven oder Knechte ohne persönliche Freiheit. Freilich gelangte diese Periode politisch noch nicht zum Begriff der individuellen Freiheit; das Wesen ihrer politischen Entwicklung lag in der Herausbildung des Begriffes der Polis. Die Stadt galt den Hellenen der klassischen Zeit als das Höchste und Wichtigste. Ihrem Dienste war der einzelne geweiht, um ihr Interesse drehte sich das Leben der Gesamtheit, ihrem Ideal wurde, wenn es sein mußte, das Liebste geopfert. Darum finden wir auch die edelsten Gedanken und Erzeugnisse des griechischen Geistes der klassischen Zeit in der Hauptsache durch die Beziehungen zur Polis bestimmt. Die Polis hatte aber die Aufgabe, gegenüber dem Morgenlande

Ausbildung des reinen Griechentums

a) Religion

b) Staatsideal

die Herrschaft für die Hellenen und den hellenischen Geist zu gewinnen, was gegenüber der großen Masse der Gegner nur durch Geist und Willenskraft zu erreichen war. In dieser mittleren Periode ist das hellenische Volk der Beherrschung der wirklichen Welt durch die Macht der Intelligenz am nächsten gekommen und zu dem Morgenlande in einen Gegensatz getreten, der sich in den langjährigen Kämpfen gegen das Perserreich äußerlich abspiegelte. In dieser Periode suchten die Griechen das wirkliche Leben durch künstlerisches Schaffen geistig zu bewältigen und durch schöpferische Gedankentätigkeit das Mannigfaltige in die Einheit des Begriffes zusammenzufassen. Was Perikles von den Athenern rühmte: „Wir lieben das Schöne mit Maß und die Weisheit ohne Verweichlichung," das war das Kennzeichen dieser Periode gegenüber dem Barbarentum. Schon die erste Tat der Hellenen, der Ausbau ihrer Sprache, war eine künstlerische. Diese künstlerische Richtung gab sich selbst in der Pflege des Körpers kund. Die Übungen in den Ringschulen, die Verherrlichung des schönen und starken Mannes, die hohe Bedeutung, die der in den nationalen Festspielen errungene Kranz dem Sieger in den Augen des gesamten Griechenlandes verlieh, weckten und belebten den Sinn für das Schöne. Die Kunst drückte dem ganzen Leben ein ideales Gepräge auf; sie machte als bildende Kunst die veredelte und verklärte Menschengestalt zum Typus der körperlichen Schönheit und zur Wohnung des göttlichen Geistes; sie enthüllte als Dichtkunst die reiche, in der Tiefe der Seele schlummernde Gefühlswelt; sie stellte die erschütternden Wechselfälle, die das Schicksal über die hervorragenden Menschen herabsendet, als warnendes Denkmal gegen Frevelsinn und Überhebung auf, sie zeigte dem verirrten Geschlechte das Zerrbild seines eigenen politischen Treibens im Spiegel des Komos; sie erheiterte als Tonkunst und als anmutvoller Chorreigen die festlichen Zeiten. Nur was in den Bereich der Kunst gerückt werden konnte, war eines hellenischen Vollbürgers würdig; das Gemeine und Handwerksmäßige, alles, was nur für des Lebens Notdurft berechnet war oder dem Erwerbe diente, wurde den Halbfreien und Sklaven zugewiesen; das Künstlerische war somit das charakteristische Kennzeichen des Hellenentums. Und das gleiche Streben durch schöpferische Gedanken die stolze Eigenart zu schützen und die weite Welt der Oikumene und die Barbarenmassen geistig zu überwinden und damit sich dienstbar zu machen, zeigt uns die letzte geistige Herrschertat der Griechen, das wissenschaftliche Leben der hellenischen Geisteswelt in der Philosophie und den von ihr abgeleiteten Wissenschaften. Wie man nach Pfaden in der Gedankenwelt suchte, um das Wesen der Seele, die letzten Dinge und andere nie gelöste und stets den Menschen anziehende Fragen zu begreifen und zu beantworten suchte, ebenso suchte auch der griechische Geist das geheimnisvolle Naturleben zu durchdringen und die wechselnden Gestalten der Erscheinungswelt im Gedanken als Einheit zu begreifen, nicht sowohl, indem er das einzelne zu erforschen und von dem Erfahrungsmäßigen zu allgemeinen Grundlehren aufzusteigen suchte, sondern indem er das Vorhandene, Unvollkommene und

c) Künstlertum

d) Wissenschaft

Vergängliche aus dem Gemeinsamen, der ewigen Idee, heraus zu begreifen suchte.

Ausbildung des Weltbürgertums

Empirismus

Das umgekehrte Verfahren, das Aristoteles einschlug, bildete bereits den Übergang zu der dritten Periode, worin man die auch der vollkommenen Freiheit notwendige Begrenzung niederriß, die Autonomie der Gemeinde entweder unter den Begriff des Großstaates beugte, in dem jene nicht mehr zu ihrem Rechte kam, oder den Begriff der Gemeinschaft durch einen auflösenden Individualismus verdrängte. In dieser dritten Periode überschritt das Hellenentum die heimische und nationale Begrenzung und trug die geistige Errungenschaft in die alten Stätten der morgenländischen Kultur, von woher ihm einst selbst die ersten Strahlen höherer Erkenntnis gekommen waren. Aber diese Ausbreitung des griechischen Geistes in den fernen Osten hatte auch eine Entartung des hellenischen Wesens, eine Vermischung mit fremdartigen Bestandteilen zur Folge. Seine Erweiterung zu einem allgemeinen geistigen Bande zwischen den verschiedenen Nationen, seine Verwendung als Bildungsmittel für die entgegengesetzten Elemente

Hellenismus

nahm ihm den besten Teil seiner Lebenskraft und brachte ihn, als er sich der Weltherrschaft am sichersten wähnte, unverhofft um den Vorrang. Die Kunst diente nicht mehr zur Erhebung, sondern zur Erheiterung und Zerstreuung des neuen Geschlechts und suchte, statt den göttlichen Funken in der Seele des natürlichen Menschen zu wecken, Gunst und Beifall durch schöne Formen zu gewinnen; die Poesie trat hinter der Wissenschaft zurück; die Wissenschaft trat in das Verhältnis der Dienstbarkeit zur realen Welt und dem praktischen Dasein, das sie zu bereichern und mannigfaltiger zu gestalten suchte; die Philosophie stieg von der spekulativen Warte nieder und stellte allgemeine Lebensnormen auf, nicht um die Welt und die Geheimnisse der Schöpfung zu begreifen, sondern um die Bestimmung und die höchsten Güter der Menschheit zu ergründen und die Wechselfälle des Erdenlebens mit Gleichmut ertragen zu lehren.

Das Große aber, was der hellenische Geist geleistet hat: die Entwicklung des Einzelmenschen vom willenlosen Untertanen bis zu einem individuellen, sich bestimmenden Wesen und die Entwicklung der griechischen Menschheit vom alten Königsstaat zum Rechtsstaat, vom naiven Glauben bis zur Höhe von Platons Philosophie, von den Anfängen aller Kultur bis zur alexandrinischen Wissenschaft, sollte auch in der Folgezeit noch weiter wirken, als ein neues Staatsgebilde auftrat, von Männern ganz anderer Geistesrichtung gegründet und geleitet, deren Energie zwar den Erdball sich unterwarf und aus Hellas nur eine unbedeutende Provinz ihres Weltreichs formte, deren Geist sich aber willig dem stillen Zauber beugte, den das Hellenentum zu allen Zeiten ausgeübt hat. Größere Eroberer als die Römer hat es noch nie gegeben, und doch überwand das besiegte Hellas den mannhaften Sieger durch seinen ewigen Geist, der auch heute noch in unzähligen feinen Ausstrahlungen in uns und um uns fortwirkt.

Drittes Buch.
Römische Geschichte.

Erstes Kapitel.
Land und Völker Italiens.
A. Das Land und seine Bewohner.

§ 157. Allgemeine Schilderung des Landes. Italien (d. h. das Rinderland) zerfällt in zwei durch Lage und Naturbeschaffenheit wesentlich verschiedene Hälften: in das nördliche zwischen Alpen und Apenninen sich ausbreitende Flachland und in die langgestreckte südliche Halbinsel, die, durch Gebirgszüge in viele abgeschlossene Täler und Küstenebenen zerrissen, der Absonderung nach Stämmen und der Entwicklung eigentümlicher Lebensformen einen günstigen Raum bot.

Die Poebene

Die breite, im Norden und Westen von den Alpen, im Süden von den Apenninen begrenzte Ebene auf beiden Seiten des Padus (Po) stellt wohl einen durch jahrtausendelange Ablagerungen der Alpenflüsse ausgefüllten Fjord dar, dessen letzte Reste wir in den oberitalienischen Seen zu erblicken haben. Sie war von jeher den Einwanderungen fremder Volksstämme leicht zugänglich, da die Alpenpässe von Westen und Norden weniger steil emporsteigen, als von Italien aus und daher den Wanderzügen leichtere Zugänge gewährten. So war es den Eindringlingen aus Gallien, Germanien und Illyrikum, die die breite, mit ungeheuren Eichenwäldern bedeckte und überall außerordentlich fruchtbare Ebene unwiderstehlich anlockte, preisgegeben. Eine Rückwanderung war dagegen, wegen der jäh emporsteigenden Südwand der Alpen, so gut wie ausgeschlossen, und so ist es denn erst sehr spät (unter Augustus) geschehen, daß die italischen Völker auch in die Alpen eindrangen und den Alpenkamm besetzten, nachdem sie schon lange vorher im Westen und Osten davon sich festzusetzen und auszubreiten gewußt hatten.

Die Apenninhalbinsel

Wichtiger für die Entwicklung des geschichtlichen Lebens im Altertum ist daher das Berg- und Hügelland am Apennin gewesen. Diese Gebirgskette, die im ligurischen Küstenlande, von den Seealpen sich abzweigend, in einem großen Bogen in die Halbinsel einbiegt und sie der Länge nach von Norden nach Süden durchzieht, bot auf den Hochebenen, Abhängen und geschlossenen Tälern, die ihr breiter Rücken und die nach Osten und Westen sich abzweigenden Quer- und Nebenketten bilden, treffliche Ansiedelungsstätten für Hirten und Bauern, während das auf drei Seiten sich anschließende Vor- und Küstenland, besonders das in mannigfachster Entwicklung ausgebildete Gebiet am westlichen Meere, zur Entfaltung eines regen Verkehrs- und Städtelebens sich eignete. Der Apennin ist ein meist kahles Kalkgebirge mit vielen Schluchten und Höhlen und von vulkanischer Beschaffenheit, das auf seinen höchsten Spitzen bis tief in den Sommer hinein mit Schnee und Eis bedeckt ist und die Quellen sämtlicher Flüsse des mittleren und unteren Italiens in seinem Schoße birgt. In den Abruzzen, im alten Samniterlande, erreicht das Gebirge seine größte Höhe und teilt sich dann in zwei Hauptzweige, in den

flachen südöstlichen Höhenzug, der über Apulien und das alte Kalabrien hingelagert im Japygischen Vorgebirge sein Ende erreicht, und in einen steileren südlichen, der durch das Land der Bruttier oder Brettier (das heutige Kalabrien) ziehend und in seinem unteren Lauf hart an die Meeresküste herantretend, scheinbar durch die große „Spalte" bei Rhegium unterbrochen wird, in Wahrheit auf der schönen Gebirgsinsel Sizilien (die sich mit ihrem fruchtbaren, reich entwickelten Küstenland in ähnlicher Weise an Italien anschließt wie die Peloponnes an Griechenland) seine Fortsetzung findet. Da der breite Hauptrücken des Apennin der östlichen Küste näher liegt als der westlichen, so sind die in das adriatische und ionische Meer mündenden Flüsse meistens kleiner und von kürzerem Laufe als die nach Westen in die tyrrhenische See sich ergießenden, unter denen der Tiber den ersten Rang einnimmt. Die wenigen Ebenen des Landes sind teils fruchtbare Landstriche, wie die kampanische, und das gutbewässerte Vorland zwischen den beiden Halbinseln, in die der Apennin im Süden ausläuft; teils Moräste oder mit Gras bedeckte feuchte Niederungen, wie die pomptinischen Sümpfe südwärts der Seestadt Antium und die sogenannten Maremmen Toskanas; teils wasserarme, mehr oder minder steppenartige Flächen, wie die apulische Strandebene und die römische Campagna, die jedoch diesen Charakter erst in geschichtlichen Zeiten annahm.

Unterschied der Ost- und Westküste

Die ganze geographische Lagerung Italiens weist darauf hin, daß der Westen und Süden der Halbinsel die bevorzugten und darum für die historische Entwicklung wichtigsten Teile des Landes waren. Nach Westen zu dehnen sich die drei großen Ebenen, öffnen sich die Häfen des Landes, und bilden die kleineren Inselgruppen die Übergänge zu den drei größeren Inseln, die gewissermaßen nur Teile und Anhängsel der Halbinsel selbst darstellen. Darum entfaltete sich die Geschichte des Landes auch an diesen Stellen zuerst; darum drängte die ganze Entwicklung des Landes, so lange es auf sich allein gestellt war, in der Hauptsache in dieser Richtung, rief die Kämpfe mit den Nachbarn um die Oberherrschaft im Westen des Mittelmeerbeckens hervor (Karthago und Spanien) und steht deshalb im Gegensatz zur Entwicklung der griechischen Welt, die sich nach Osten hin gewiesen sah (§ 58). Aus dieser geographischen Vorbedingung heraus erklärt es sich auch, daß sich beide Völker so lange ungestört nebeneinander entwickeln und zur Macht gelangen konnten — ihre Machtsphären lagen eben nach entgegengesetzter Richtung —, und daß der Zusammenstoß zwischen beiden erst so spät erfolgte und auch nur darum, weil größere Mächte in Wirksamkeit traten als Italien und Hellas allein.

Der Name Italien

Die Erkenntnis, daß man es auf der Apenninenhalbinsel mit einer zusammenhängenden Festlandsmasse zu tun habe, ist den Eingebornen und Ansiedlern lange verborgen geblieben. Nach phönikischem Vorbilde nannten es die Griechen um 600 v. Chr. Hesperien (Abendland), ein Name, der später auf Spanien überging. Dann nannte man im Gegensatz zu Sizilien den südlichsten Teil der bruttischen Halbinsel, südlich der Linie Terina-Scylacium (etwa 120 Quadratmeilen) Italien (Vitalia), wohl nach vitulus (der junge Stier, griechisch italos, umbrisch vitlu), worin sich die uralte Einrichtung der zur Auswanderung gezwungenen Jungmannschaft, der Itali, widerspiegeln mag. Mit der Zeit dehnte sich der Name über die gesamte bruttische Halbinsel aus: um 450 v. Chr. reichte er bis zum Laos und dem Gebiet von Metapontum. Das jenseitige Land hatte andere Namen: Onotrien (das Weinland) oder die Landschaften nach den einzelnen Stämmen bezeichnet: Opike (Oskerland), Ausonia (Ausonerland), Tyrrhenia (Etruskerland), Japygien u. a. Mit der Reaktion der Binnenstämme um 400, die die Griechen überall zurückdrängten, weitete sich auch der Begriff Italien: es war nicht mehr nur der den Hellenen unterworfene Teil, sondern zur Zeit des Ausbruchs der Punischen Kriege der gesamte Süden der Halbinsel, soweit Hellenisch und Oskisch geredet wurde. Nach dem ersten Punischen Kriege umfaßte der Name auch das gesamte Ländergebiet Roms mit. Von da an rückte er immer weiter nach Norden: er bezeichnete

nur das Festland im Gegensatz zu Sizilien und das kultivierte Land im Gegensatz zu den Barbaren des Nordens. Je mehr die letzteren zurückgedrängt wurden, desto mehr rückte der Name vor, bis schließlich unter Augustus der Begriff Italien bis an den Alpenkamm ausgedehnt ward und etwa die Bedeutung hatte, die wir ihm auch heute noch beilegen. Die letztere Festlegung prägte sich dem Nationalbewußtsein so tief ein, daß selbst seit langen Zeiten politisch an Frankreich (Nizza) oder Österreich (Istrien) verlorene Teile noch heute als italisch angesehen und als Italia irredenta (das nicht erlöste Italien) von den Italienern in Anspruch genommen werden.

Einteilung Italiens

In der Folge trennte man das gesamte Gebiet in vier Teile: Ober-, Mittel- und Unteritalien und die Inseln, von denen man nur die größeren, kontinentartigen als wesentliche Bestandteile des Gesamtgebietes ansah.

§ 158. Geographischer Abriß von Italien. I. Oberitalien umfaßt die Ebenen auf den beiden Ufern des Padus (Po) und hat zur Südgrenze das Küstenflüßchen Rubico im Osten und den kleinen Fluß Macra im Westen. Unter den zahlreichen Nebenflüssen des Po sind besonders der von den Alpen herabströmende Ticinus und die von den Apenninen kommende Trebia zu nenenn. In den Alpengegenden hausten Volksstämme von kriegerischem Ungestüm, die das Flachland am Po oft durch räuberische Einfälle heimsuchten. Um den venetianischen Meerbusen herum wohnten die Karner, mit der reichen Handelsstadt Aquileja und Altinum, und die Veneter mit den blühenden Städten Adria, Patavium (Padua, Geburtsort des Geschichtschreibers Livius), Verona (ursprünglich von dem Volksstamme der Euganeer bewohnt, dann von den Cenomanen erobert, zuletzt eine reiche römische Kolonie) u. a. m. Die Küste am tyrrhenischen Meere führte nach den wohl als vorarisches Volk anzusehenden Ligurern den Namen Ligurien; Genua war die berühmteste Stadt darin. Die italischen Gallier schieden sich in mehrere Völkerschaften mit verschiedenen Namen. Die berühmtesten darunter auf dem nördlichen Po-Ufer waren die streitbaren Insubrer mit der Stadt Mediolanium (Mailand), die Tauriner mit der uralten Hauptstadt Taurasia, wo nachmals Augustus die Stadt Turin (Augusta Taurinorum) anlegte, die Salasser und die Cenomänen mit Brixia, Mantua (in dessen Nähe Andes, der Geburtsort des Dichters Virgil lag), und dem Schlachtfeld von Bedriācum (69 n. Chr); auf dem südlichen Ufer die Bojer mit den Städten Parma, Mutĭna (Modena), Bononia (Bologna, in etruskischer Form Felsina), die Lingŏnenum Ravenna herum. Am weitesten gegen Süden, schon auf mittelitalischem Gebiete, wohnten die keltischen Senŏnen, die sich der Ostküste von Umbrien bis in die Nähe der syrakusanischen Pflanzstadt Ancōna (§ 70) bemächtigten und mit den Römern lange Kriege führten. Unter den Städten auf ihrem Gebiet (dem ager Gallicus) waren am berühmtesten Sena Gallica, Arimĭnum (Rimini), eine uralte umbrische Handelsstadt, und die durch den Sieg der Römer über die Samniten (295) bekannte Stadt Sentīnum.

I. Oberitalien

II. Mittelitalien reicht vom Rubico und Macra bis zum Frento und Silārus, mit den Flüssen Arnus (Arno) und Tiber, in welchen letztern sich der Anio (Teverone) mit seinem ziemlich ausgebreiteten und wasserreichen Nebenflußsystem ergießt. Mittelitalien umfaßt folgende sieben Landschaften: 1. Etrurien (Tuscien), die größte der drei dem Apennin vorgelagerten westlichen Ebenen, in der zur Zeit der Etruskerherrschaft ein republikanischer Staatenbund, bestehend aus zwölf aristokratisch eingerichteten städtischen Gemeinwesen befand: Cortona, Arretium, Clusium, Perusia im Norden und Osten; Volaterrä, Vetulonia, Rusellä, Volsinii im Westen; Tarquinii, Cāre (oder Agylla), Veji, Falerii im Süden. Neben Veji und Falerii werden auch Populonia und Vulci genannt. Nachdem die Römer nach langen Kriegen sich allmählich sämtliche zwölf Hauptstädte, die größtenteils sehr fest und wohlverteidigt waren, unterworfen hatten, legten sie Kolonien als Zwingburgen für die Botmäßigkeit der Einwohner an und verbanden das Land durch mehrere Heerstraßen, die Aurelische, Cassische, Flaminische, mit Rom. Die bedeutendsten Städte während der Römerherrschaft waren: Luna (unweit des heutigen Carrara), berühmt durch seine Marmorbrüche; Pisa, eine uralte Handelsstadt am Arno; Fäsülä auf einer Anhöhe oberhalb von Florenz im Arnotale; Pistoriä, berühmt durch die Vernichtung des catilinarischen Rebellenheeres (62 v. Chr.); an der Meeresküste Populonia und Telämon, wo die Gallier 225 v. Chr. eine bedeutende Niederlage erlitten; Ameria an dem Tiber; 2. Umbrien, mit den Quellen des Arnus und den Küstenflüssen Rubico, Metaurus und Sena. Als Städte sind außer dem oben erwähnten Ariminum zu nennen Pisaurum, Fanum Fortunä, Spoletium, Interamna (Geburtsort des Geschichtschreibers Tacitus?), Iguvium, der Fundort der sieben eugubinischen Bronzetafeln mit umbrischen Inschriften, der ältesten Denkmäler

II. Mittelitalien

1. Etrurien

2. Umbrien

altitalischer Sprache, die fast nur rituelle Vorschriften enthalten, Sarsina (Geburts-
3. Picenum ort des Plautus) und andere. 3. Picēnum, teils bergig und waldig, teils eben und fruchtbar, ursprünglich von Sabellern bevölkert, später durch römische Kolonialstädte (Firmum, Auxĭmum u. a.) kultiviert und gesichert; am berühmtesten war die durch ihre Purpurfärbereien und ihren Handel blühende Hafenstadt Ancona, deren sturmfreier, durch die vorspringende Halbinsel des Monte Cardello gesicherter Hafen die einzige sichere Zuflucht an der Ostküste Italiens bot; die übrigen Orte,
4. Sabinerland wie Asculum u. a., waren römische Munizipien. 4. Das Sabinerland (Sabinum) war ein rauhes, waldreiches, mehr für Viehzucht als für den Ackerbau geeignetes Bergland, von verschiedenen Völkern sabellischen Ursprungs bewohnt. Die wichtigsten Städte sind: Pinna, Hauptstadt der Vestiner; Teāte, Hauptort der Marruziner; Corfinium (während des Bundesgenossenkrieges Italica genannt [§ 211]), und Sulmo (Ovids Geburtsort) im Lande der Paeligner. Marruvium war die alte Hauptstadt der Marser am (heute durch das verdienstvolle Bemühen des Fürsten Torlonia völlig trocken gelegten) Fucinersee, an dem auch die römische Kolonie Alba Fucentia (Fucens) lag; Amiternum, die uralte Stadt der Vestiner, war Sallusts Geburtsort. In dem an Wein, Oliven und Waldungen reichen eigentlichen Sabinerland, das die gesamte Gebirgslandschaft umfaßte, die hinter der Campagna liegt und bis in die Nähe der Stadt Rom reichte, lagen die in der römischen Sagengeschichte berühmten Städte Fidēnä und Crustumerium, deren Stätte jetzt nicht mehr mit Sicherheit bestimmt werden kann, ferner Cures, die uralte Hauptstadt der sabinischen Könige, Reāte in einer reizenden Gegend am Flusse Avens, der weiter abwärts sich mit dem Tolenus zum Flusse Nar vereinigt und bei Interamnia (Terni) prächtige Wasserfälle (die Velinofälle oder cascate delle marmore, die schon von den Römern reguliert werden mußten) bildet. Die schwerzugängliche Landschaft, die im Mons Fiscellus zu bedeutender Höhe ansteigt, wurde erst von den Römern durch zwei große Straßen, die via salaria (die alte Salzstraße), die nach Picenum führte, und die via Claudia Valeria, die bei Aternum das Meer er-
5. Samnium reichte, erschlossen. 5. In Samnium gehörten den Samnitern die Städte Aquilonia, Aufidena, Bovianum, die uralte, noch heute durch ihre Ruinen merkwürdige Stadt Beneventum, ursprünglich Maloeis (Apfelstadt), woraus die Römer Maleventum machten (§ 184) und Caudium, berühmt durch die Gebirgspässe der furculae Caudinae (§ 182). Auch dieses Land trug ausgesprochenen Binnenlandschaftscharakter und wurde von den Hauptstraßen nur gestreift. Der nach Osten gravitierende Nordteil blieb immer zurück und ein stilles Hirtenland. Der Südwesten
6. Latium allein nahm durch die via Appia etwas mehr am Weltverkehr Anteil. 6. Latium hieß die Ebene von dem Tiber bis zum Liris, mit dem durch seine edeln Weine berühmten Massĭkergebirge und den Albaner Bergen, einer vulkanischen Hügelreihe
Die Albanerberge von mäßiger Höhe, die sich südwärts von Rom in mehrere Arme teilen. Der Albanerberg stand sowohl bei den latinischen Völkerschaften (die hier und im Hain der Ferentina ihre Bundesvereine und Dingstätte hatten), als bei den Römern (wegen des Jupiter-Tempels auf seinem Gipfel) im höchsten Ansehen. An seinem westlichen Fuße befinden sich zwei tiefe und schöne Kesselseen, heute nach den Städten Albano und Nemi genannt, zwischen denen gegen Norden die alte Ansiedlung Albalonga lag und gegen Süden der Tempel mit dem heiligen Hain sich befand, von dem die heutige Stadt Nemi den Namen trägt. Auch Aricia (mit einem hochberühmten, von heiligem Gehölze umgebenen Diana-Tempel) lag an seinem Fuße, nebst Bovillä, nur in tieferer Abdachung. Wegen seiner gesunden Luft war das Albanergebirge am frühesten bewohnt. Der Berg Algidus mit der altvolskischen Stadt Veliträ war ausgezeichnet durch herrliche Waldungen, eine Bergfestung (Algĭdum) und eine heilige Tempelstätte. Die Tuskulanerberge waren berühmt durch die uralte Stadt Tuskŭlum (Frascati) und durch die herrlichen Landhäuser, die die Aussicht über Rom, auf den Tiberstrom, den Anio und das benachbarte Tyrrhenermeer genossen. — Latium, im weitesten Sinne, mit Einschluß des Gebiets der Volsker, Hernĭker, Aurunker und Rutuler, umfaßte, außer der siebenhügeligen Tiberstadt Rom, viele altberühmte Orte, die freilich schon in den historisch hellen Zeiten wegen des übeln Klimas meist zur Bedeutungslosigkeit herab gesunken waren. Zum ältesten Latium rechnete man noch: an der Küste die Hafen- und Handelsstadt Ostia am linken Tiberufer, Laurentum,
Rutuler den uralten Königssitz der Latiner, und Ardea, die Hauptstadt der Rutuler. Südlich von den Latinern wohnte der kraftvolle Stamm der Volsker, die sich ebenfalls früh zu einem Bunde zusammengeschlossen hatten. Ihr Hauptort war die Hafenstadt Antium.
Volsker Anxur (Tarracina) ist eine uralte Volskerstadt auf einem Hügel am Meer, deren Doppelname und günstige Lage auf eine schon sehr früh vorhandene etruskische Kolonie hinweist. Nicht weit davon, in der Gegend von Fundi, wuchs der berühmte Cäcüberwein. Ferner sind zu nennen Cajēta (Gaëta) auf einem steilen Felsenvorgebirge, Minturnä am Liris, Sinuessa in dem weinreichen Falerner Gebiet. Im Innern,

das durch eine Menge Landstraßen (unter denen die breite appische Straße zwischen Rom und Capua den ersten Rang einnahm) mit der Hauptstadt verbunden war, lagen Lavinium und nahe dabei das durch seinen Junotempel berühmte Lanuvium, Suessa Pometia, die uralte Volksfestadt an den pomptinischen Sümpfen, die schon im Altertum als Schlupfwinkel für Räuber und Banditen dienten. Auch Norba, Setia, Fregellä und Cereatae, die Heimat des Marius, ein Dorf nahe bei der hochgelegenen Felsenstadt Arpinum, dem Geburtsort des Cicero, gehörten ehemals dem Volskerbunde an; Sora am Liris war ihre nördlichste Stadt. An der Stelle der Burg der späteren Militärkolonie Casinum liegt jetzt das berühmte Kloster Monte Cassino, das Mutterkloster des Benedictinerordens (II, § 10). Die bedeutendsten Städte der Herniker waren Anagnia und Ferentum. Uralte Städte waren ferner Gabii und das wegen seiner gesunden Luft und reizenden Gegend vielbesuchte Präneste (Palestrina), mit dem Orakeltempel der Fortuna; östlich davon, aber schon auf sabinischem Gebiete, lag Sublaqueum (Subiaco). Eine der berühmtesten und ältesten Städte Latiums war Tibur (Tivoli) am Anio, von den vornehmen Römern wegen der Herrlichkeit der Gegend, besonders wegen der Aniofälle, viel besucht. In seiner Nähe, am Abhang des Berges Lucretilis, mag sich wohl am Bach Digentia (Licenza) das vielgefeierte sabinische Landgut des Dichters Horatius befunden haben. Herniker

7. Campanien (jetzt Terra di Lavoro), besteht aus einer fruchtbaren Ebene und einer Hügelkette mit dem durch seine Weine berühmten Falerner Gebiet auf der Grenze von Latium (die späterhin etwas weiter nach Norden hin an den Garigliano gelegt wurde). Hier liegt der mit einem Jupitertempel geschmückte Tifatasberg nordöstlich von Capua, der weltberühmte Feuerberg Vesuvius und das an Wein und Naturschönheiten reiche, vulkanische Gaurusgebirge, in dem auch heute noch nicht die vulkanische Tätigkeit erloschen ist (Entstehung des Monte nuovo i. J. 1538 und der nahe davon am Meere gelegenen Solfatara). Unter den Flüssen sind der Volturnus und der Küstenfluß Silarus am bedeutendsten. Campanien, mit den Vorgebirgen von Misenum und Surrentum und der reizenden Bucht von Bajä und Puteöli gehört zu den fruchtbarsten Ländern des Erdbodens. Getreide, Wein und Oliven sind von seltener Fülle und Güte. Darum haben auch schon früher verschiedene Völker sich dort angesiedelt und Städte angelegt; so die kleinasiatischen Griechen auf einer steilen Felshöhe des Berges Gaurus die Stadt Kyme (§ 70, 159, 164), einst den reichsten und blühendsten Handelsort des westlichen Mittelmeeres, die Mutterstadt von Neapolis (gegründet im 5. Jahrhundert), Dikäarchia (später Puteoli) u. a. Die Umgegend von Cumä, die sogenannten phlegräischen Gefilde, mit dem acherusischen See im Süden und dem von Wald und Felsen eingeschlossenen See Avernus (Avernos) im Osten der Stadt, wurde von den alten Dichtern als der Eingang in das Reich der Unterwelt dargestellt. Hier hauste in dunkler, mephitische Dünste aushauchender Grotte die kumäische Sibylle, die den Besuchern die Zukunft enthüllte; hier sollte Odysseus in das Reich der Toten hinabgestiegen sein; in den kleinen Felseneilanden vor dem Vorgebirge Misenum erblickte man die Inseln der Sirenen, in dem erst spät landfest gewordenen Vorgebirge Circejum (Kirkeion) glaubte man die Zauberinsel der Kirke zu erkennen. Die durch einen Ausbruch des Vesuv (79 n. Chr.) verschütteten Städte Herkulaneum, Pompeji und Stabiä sind Landstädte der Osker gewesen. Wem die beiden wichtigsten Städte des Landes, Capua und Nola (eig. Novla, Neustadt), ihre Entstehung verdanken, ist unbekannt; in historischen Zeiten sind sie von Oskern bewohnt gewesen. Das moderne Capua steht an der Stelle des antiken Casilinum. Unter den Städten im Innern des Landes waren bedeutend Venafrum, Cales, Teänum und Atella, das letztere berühmt durch seine Mimen (§ 204) mit Gesang und Tanz. 7. Campanien

III. Unteritalien, von den griechischen Kolonien (§ 70) an seinen Küsten auch eine Zeitlang Großgriechenland genannt, war im Innern von ackerbauenden Völkerschaften oskischen und sabellischen Ursprungs bewohnt, die in alter Zeit bei den hellenischen Küstenstädten in Klientel standen oder gar in Leibeigenschaft zinsen mußten. Es zerfiel in drei Teile: 1. Apulien und Kalabrien reicht von der vulkanischen Berggruppe des Gargänus (die inselartig sich an das geschlossene ebene Vorland anschließt und den Sporn Italiens darstellt) bis zur Südostspitze, und wird von dem reißenden Berg- und Küstenstrom Aufidus durchflossen. Unter den Städten sind bemerkenswert: an der Küste: Sipontum, ein von den Römern zu einer Kolonie erhobener Handelsort, dessen Bewohner im Mittelalter nach Manfredonia verpflanzt wurden; Barium, Gnathia (Egnatia) und die als Überfahrtsort nach Griechenland (Dyrrhachium, zu dem Anfange der via Egnatia, die dann quer durch die Balkanhalbinsel bis nach Byzanz führte) berühmte Handels- und Hafenstadt Brundisium (Brindisi), wo die appische Straße (§ 182) ihr Ende erreichte, ursprünglich eine griechische, dann eine römische Kolonie; Hydruntum (Otranto), einst den Tarentinern zugehörig, als Überfahrtsort dienend und Tarentum (Taras, §§ 70, 75), die wichtigste Hafenstadt dieser fast III. Unteritalien

1. Apulien und Calabrien

ganz von Griechen bewohnten Küste, die auch wegen der wunderbaren Schönheit ihrer Umgebung vielfach aufgesucht wurde. — Im Innern lag das stark befestigte Luceria, eine römische Kolonie, nachdem im Samniterkrieg die alte Bevölkerung untergegangen war (§ 182). Südlich davon bis zu dem durch die Niederlage der Römer (216 v. Chr.) bekannten Orte Cannä am Aufidus (§ 193) erstreckt sich ein großes Fruchtgefilde, „Feld des Diomedes" genannt; in der Nähe lag die starke Festung Venusia in einer romantischen Gegend am schäumenden Daunus, Geburtsort des Dichters Horatius, die zu manchen Zeiten mit dem vulkanischen Gebiet des Vultur auch zu Samnium gerechnet worden ist.

2. Lukanien

2. Lukanien ist ein von Felsengebirgen durchzogenes, an Waldungen und grasigen Triften reiches Land, das wenig zugänglich war, nur durch die einzige via Popilia erschlossen wurde und in der Hauptsache viehzüchtenden Bauern zum Wohnsitze diente. Bedeutung hatten allein die wenigen griechischen Küstenstädte Posidonia, Elea und Pyxus, die freilich schon früh in die Hände der Binnenbevölkerung fielen und sich die Umtaufe in Paestum, Velia und Buxentum gefallen lassen mußten. Weder in Lukanien, noch in dem ähnlich gebildeten, von einem Mischvolke bewohnten

3. Bruttium

3. Bruttium (heute Kalabrien genannt) befanden sich im Innern des Landes bedeutende Städte, mit Ausnahme von Consentia und dem uralten Pandosia. Die Bewohner befanden sich in einer vollständigen Abhängigkeit von den hellenischen Küstenstädten, deren eine sich hier an die andere reihte (§ 70) und die besonders unter dem Bunde der Pythagoreer (§ 89) zu hoher Blüte gelangt waren. Die großartigen Tempelreste, die schöngeprägten Münzen und die hier häufig gefundenen Vasen von edler Form und herrlicher Zeichnung geben noch jetzt Zeugnis von der ehemaligen Pracht, Größe und Bildung dieser hellenischen Kolonien.

V. Inseln

IV. Inseln. Die sizilische Meerenge oder Straße von Messina, mit den von den Schiffen des Altertums gefürchteten Strudeln Scylla und Charybdis, trennt die große und fruchtbare Insel Sizilien, „Roms Kornkammer", von Italien. Die (wohl vorarischen) Urbewohner des großen Eilandes hießen Sikaner und Elymer und mögen mit den Sarden, Corsen, Ligurern und Iberern vielleicht verwandt gewesen sein und auch eine Spracheinheit gebildet haben. In vorgriechischer Zeit wanderte hier ein italischer Stamm ein, die Sikuler. Sie brachten es nur im Osten und im Innern der Insel zu bedeutenderen Stammesiedelungen, bildeten aber in späteren Zeiten den Grundstock der Bevölkerung. Gründungen, die ihnen angehören, sind Henna (Castrogiovanni), Menänum, Morgantina, Centuripä u. a. Die meisten Städte lagen an der Küste und waren griechischen Ursprungs (besonders um den Ätna herum, vgl. § 70); nur der Westen und Nordwesten der Insel mit den altphönikischen Tochterstädten Lilybäum, Drepäna, Segesta, Soloeis, Panormus, Motye und der Bergfeste Eryx, mit dem berühmten Tempel der phönikischen Geburtsgöttin (Aschera-Astarte, von den griechisch-römischen Einwohnern als Aphrodite oder Venus bezeichnet), gehorchte den Karthagern, die sich auch der von ligurischen und iberischen Stämmen besiedelten und in ihrem Innern fast völlig unbekannten Insel Sardinien (mit den Hauptorten Caräles [Cágliari] und Olbia) und der kleinen ägatischen Inseln an der Westspitze von Sizilien bemächtigt hatten. Die Urbewohner Sardiniens scheinen die aus der ägyptischen Geschichte bekannten Schardana (§ 31) gewesen zu sein, denen wohl auch die rätselhaften Denkmäler der Nuraghs, gewaltiger massiver Steintürme von unsicherer Bestimmung, die von manchen der mykenischen Zeit zugeschrieben werden, verdankt werden. Die räuberischen und störrigen Einwohner Korsikas erhielten sich unabhängig, bis sie unter die Herrschaft der Römer gerieten. Ein Versuch der Phokäer (§ 70), sich im 6. Jahrh. v. Chr. daselbst eine Niederlassung zu gründen, wurde von den Karthagern und Etruskern durch die Seeschlacht und die Wegnahme von Alalia (§ 159) verhindert. Die durch Silber- und Erzgruben berühmte „Feuerinsel" Athalia (Elba) wurde den griechischen Ansiedlern, welche diese anfangs mit großem Erfolge ausbeuteten, frühzeitig von den Etruskern entrissen. Die sonstige Inselwelt Italiens ist wenig bedeutend. Zu nennen sind noch Capraria (heute Capraja), Planasia (Pianosa), Oglasa (Montechristo), Igilium (Giglio) in der Nähe von Elba. Ferner die Pontischen Inseln (Hauptinsel jetzt Ponza), die ihre Entstehung vulkanischer Tätigkeit verdanken, Pandateria (Ventotene), die Pithekussen, unter denen Anaria (Ischia) die größte ist, Prochyta (Procida) und Capreä (Capri); die liguriſchen Inseln: Strongyle (Stromboli) mit seinem Vulkan, Lipara (mit einer rhodischen Ansiedelung), Hiera (Volkano) usw., schließlich das einsame Eiland Ustica. — Südlich von Sizilien liegt die Maltagruppe mit Melite (das ursprünglich von Phönikern besiedelt war), Gaudos (Gozzo) und mehreren kleineren Inseln. — Östlich von Italien finden sich endlich die Diomedischen Inseln, von denen die größte Trimerus hieß (h. Tremiti). Die meisten dieser kleinen Inseln dienten den Römern als Verbannungsorte und werden auch heute noch zur Unterbringung von Vagnosträflingen benutzt.

§ 159. Die Bevölkerung Italiens. In den ersten historischen Zeiten Italiens haben wir zwei Hauptvölker zu unterscheiden, die nichtarischen Ureinwohner und die dem indoeuropäischen Sprachstamm angehörenden Italiker. Doch ist hier noch sehr vieles unsicher. Das Chaos der Überlieferung hat sich erst, als die moderne Sprach- und Denkmalforschung einiges Licht in die frühere Verwirrung gebracht hat, einigermaßen ordnen lassen.

I. Die nichtarische Bevölkerung des Landes

Das älteste nichtarische Volk, das sich in Italien vorfand, scheinen die Ligurer gewesen zu sein, deren Wohnsitze ursprünglich von der Rhonemündung bis tief in die Poebene hineinreichten. Der Keltensturm (§ 175) drängte sie von den Ebenen in die Seealpen und den obersten Apennin, wo sie sich bis zu Augustus' Zeiten behaupteten. Möglich erscheint, daß sie mit den Korsen, Sarden, Iberern eine Volksfamilie darstellten.

a) Ligurer

b) Etrusker

Das zweite nichtarische Volk Italiens waren die Etrusker, deren Stellung in der Völkerkunde ein noch ungelöstes Problem ist. Sie saßen zwischen den Italikern und Ligurern und hielten die Ebene Toskanas bis an den Apennin und darüber hinaus die östliche Poebene bis in die höchsten Alpentäler hinein besetzt. Die Frage ihrer Herkunft ist stark umstritten: Nach der einen der beiden Haupthypothesen (jetzt von Skutsch und Körte vertreten) nimmt man an, daß sie zur See gekommen seien, ursprünglich einen Teil der kleinasiatischen Völkermasse gebildet hätten und ihre ursprünglichen Wohnsitze in Kleinasien und auf den vorgelagerten Inseln zu suchen seien. Diese Nachricht stammt schon von Herodot und findet neuerdings immer mehr Zustimmung. Die andere Hypothese (von B. Niebuhr, W. Helbig und B. Niese vertreten) nimmt an, daß die Etrusker ursprünglich in der gesamten Poebene saßen und durch den Keltensturm in zwei Hälften gespalten wurden, von denen der eine Teil als Räter in die Alpen in den Quellgebieten der Etsch und des Inn gedrängt wurde, während der andere südlich des Apennin sich noch Jahrhunderte gegen die herandrängenden Italiker behauptete. Für diese Annahme spricht der einheimische Name Rasennae, den sie sich selbst beilegten, und der mit dem Worte Räter verwandt erscheint, ferner auch die Tatsache, daß es im späteren Keltengebiet eine Reihe Städte gab, die als etruskisch bezeichnet und mit etruskischen Namen benannt wurden (z. B. Melpum für Mediolanium). Der Name Tusker oder Etrusker, den ihnen die Römer gaben, scheint mit diesem altheimischen Namen zusammenzuhängen. Eine sichere Entscheidung wird erst möglich sein, wenn man in die einander sehr widersprechenden Ergebnisse der etruskischen Ausgrabungen hinsichtlich der Bestattungsriten Klarheit und System gebracht haben und die Sprache enträtselt sein wird.

Herkunft der Etrusker

Geschichte der Etrusker

Die Festsetzung und Machtentfaltung dieses Volkes in Ober- und Mittelitalien scheint in sehr frühe Zeit zu fallen. Denn wir dürfen wohl in den Turusch a, die beim Ansturm der „Seevölker" im Reiche des Pharao Merneptah eindrangen (§ 31), die Etrusker erkennen. Sie wehrten sich aggressiv gegen die phönikische Kolonisation und Ausbeutung ihres Landes und haben auch Versuche gemacht, nach Süden vorzudringen und sich im Osten festzusetzen. Sonst ist uns von ihrer ältesten Geschichte nur wenig bekannt, hauptsächlich darum, weil es trotz der Tausende von Inschriften, die sogar bis nach Ägypten reichen und zum Teil sehr lang sind, noch nicht gelungen ist, genügend in den Geist ihrer Sprache einzudringen. Nur das eine erkennen wir, daß sie schon bei ihrem ersten Zusammentreffen mit den karthagischen Phönikern und den Hellenen ein mächtiges Seevolk waren, das sich eifersüchtig jeden Nebenbuhler von seinen Meeren fern zu halten suchte und schon früh als gefährlicher Konkurrent neben den beiden anderen Handelsnationen auftrat. Ihre höchste Blüte erreichte die etruskische Nation im siebenten Jahrhundert v. Chr., als sie eine entscheidende Mittelstellung zwischen den kolonisierenden Karthagern und Griechen einnahm. Die mächtigste Stadt war damals Caere in Südetrurien, von wo aus die Siegeszüge bis nach Latium hinein unternommen wurden. Der Name Tuskulum bezeugt die dauernde Festsetzung dieses Volkes auf den Höhen der Sabinerberge. Am mächtigsten waren sie zur See, und das angrenzende Meer, das sie mit ihren Piratenschiffen durchfuhren, hieß in griechischer Form nach ihnen das tyrrhenische. Es konnte nicht fehlen, daß aus ihren Kapern bald eine mächtige Kriegsflotte ward, unter deren Schutz ihre Kauffahrer beide Meere beherrschten. So entwickelte

sich die wilde etruskische Korsarenwirtschaft, die den Namen der Tyrrhener zum Schrecken der Griechen machte, aber auch der ausgedehnte Handel, infolgedessen in Sybaris der etruskische und milesische Kaufmann konkurrierten. Diese großen Erfolge ermutigten die Etrusker, weiter nach Süden sich auszubreiten. Nach der Einnahme Roms und der wichtigsten Städte Latiums machten sie einen kühnen Versuch, sich Campaniens zu bemächtigen. Es gelang ihnen, Capua und Nola zu gewinnen; ja, sie erreichten in Herculaneum sogar das Meer. Ein gefährlicher Stoß, der gegen sie gerichtet war, die Einwanderung der Phokäer in Massilia (§ 70) und deren Festsetzung auf Korsika in Alalia.

Schlacht bei Alalia 534

wurde von ihnen durch eine siegreiche Seeschlacht bei letzterer Stadt glücklich abgewendet. So schien es denn ihre Bestimmung zu sein, auch den griechischen Süden der Halbinsel zu gewinnen und die italischen Stämme sämtlich unter ihr Joch zu beugen. Jedoch der Höhepunkt ihrer Entwickelung war überschritten. Der Versuch, Kyme zu erobern und die fruchtbaren phlegräischen Gefilde zu besetzen, scheiterte durch

Erste Schlacht bei Kyme 524

den entschlossenen Widerstand des Tyrannen Aristodemos, der ihnen eine schwere Niederlage zufügte. Von da an verschwinden sie immer mehr. In dem geschichtlichen Helldunkel der ersten Jahrzehnte der Republik sehen wir die Etrusker trotz der gewaltigen Heldengestalt Porsenas aus Clusium überall auf dem Rückzuge Den schwersten Stoß erhielt die etruskische Macht durch die Abschüttelung ihrer Vorherrschaft in Latium, das den Verlust der kampanischen Besitzungen nach sich zog. Es hat freilich nicht an Versuchen gefehlt, das Verlorene wieder einzubringen; jedoch das Vordringen der Griechen, besonders nach dem Siege am Himera (§ 108) war unaufhaltsam. Nach Gelons Tode unternahm es die Gesamtheit der Etrusker noch einmal, sich in den Besitz der Griechenstädte am Meere zu setzen. Diese riefen aber Hieron I.

Zweite Schlacht von Kyme 474/3

von Syrakus (§ 108) zu Hilfe; bei Kyme kam es abermals zur Schlacht, und die Etrusker wurden entscheidend geschlagen. Erst von da an war das Aufkommen der Italiker und des nationalen Latinerstaates gesichert, denn die Etrusker haben von da an keine Versuche mehr unternommen, Süditalien zu besetzen.

Sprache der Etrusker

Die Sprache der Etrusker ist ein noch immer ungelöstes Rätsel. Auszugehen hat man bei ihr von einem Worte, das schon ein antiker Schriftsteller von ihnen sagte, daß sie mit keinem anderen Volke sprachverwandt gewesen seien, und davon, daß man sie aus sich selbst heraus zu erklären sucht. Ursprünglich kannte man von dem Etruskischen zwar sehr viele, aber nur sakrale (meist sepulkrale) Inschriften, die wenig Anhaltspunkte gewähren und über die Einzelheiten im dunkeln lassen. Auch die Überlieferung und Deutung etruskischer Worte bei den Alten ist dürftig und wenig sicher. Neuerdings scheint mehr Licht in die dunkle Frage zu kommen. Man hat etruskische Spuren auf den kleinasiatischen Inseln gefunden, was auch die Hypothese von ihrer Seefahrt nach Italien hervorgerufen hat, ferner sind ziemlich ausführliche Texte (vielleicht sogar, in den sogenannten Agramer Mumienbinden, Reste eines rituellen Buches (§ 160) und Inschriften zutage getreten. Jedoch eine Sicherheit, außer in geringfügigen Einzelheiten, ist noch nicht erzielt. Die neuerdings mehrfach versuchte Erklärung des Etruskischen als einer italischen Sprache, die viel Aufsehen gemacht hat, ist wohl abzuweisen: das nachgewiesene italische Sprachgut im Etruskischen sind nur Lehnwörter, aus deren Vorkommen ein sicherer Schluß auf die Herkunft des Etruskischen nicht gezogen werden darf.

Etruskische Verfassung

Etwas mehr wissen wir von der etruskischen Verfassung und Kultur. Die einzelnen Städte des etruskischen Städtebundes (§ 158) wurden von einem Priesteradel regiert, der dem Kultus vorstand, die politischen Angelegenheiten leitete und die Hörigen und Leibeigenen (Klienten), die das Tempel- und Herrengut bebauten, vor Gericht vertrat. Die Adelsgeschlechter (Lucumonen, „Erlauchte") sämtlicher Städte wählten das Oberhaupt des Gesamtbundes, dem als fürstliche Auszeichnung ein elfenbeinerner Stuhl, eine purpurne Toga und ein Gefolge von zwölf Liktoren mit Rutenbündeln und Beilen (Fasces), wie später den römischen Konsuln, zustand. Der Priesteradel war allein im Besitz der astronomischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse, auf denen der Kultus der zwölf oberen und unteren Götter beruhte (§ 160). Deshalb vollzog er allein unter Leitung eines Oberpriesters die Opfer mit den damit verbundenen Wahrsagungen (Haruspizien), bestimmte die Festtage, ordnete das Jahr, erließ Gesetze und traf Anordnungen für die Geschäfte des Krieges

Etruskische Kultur

und Friedens. — Unter ihrem Regiment blühte der Etruskerstaat mächtig auf, sowohl in Hinsicht der Machtentfaltung als auch der Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit seiner Angehörigen. Die Riesenmauern von Volaterrä, das Grabmal des Porsena, die Trümmer kolossaler Tempelbauten, die Spuren gewaltiger Dämme, Straßen, Kanäle u. dgl. zeugen von ihrer architektonischen Geschicklichkeit. Auch in der Erzgießerei und den Metallarbeiten waren sie berühmt, und es ist wahrscheinlich, daß die Römer die Instrumente für die Kriegsmusik von den Etruskern ebenso entlehnt haben wie ihre religiösen Zeremonien, ihre prunkvollen Umzüge (Triumphe), ihre Rennbahnen und ihre Gladiatorenspiele. Jedoch ist es unverkennbar, daß ihre ganze Kultur, abgesehen von den allerältesten Zeiten (der Zeit der Schachtgräber, der sogenannten Villanova-

zeit), die wir nur aus Grabfunden kennen, die ziemlich nahe an die neolithische Zeit heranreichen, sehr stark von griechischen Einflüssen abhängig war. Das bezeugt vor allem ihre Keramik und Metalltechnik. Wir kennen keinen etruskischen Künstler mit Namen; auch die Münzen sind spät und zeigen einen Typus, der nach dem Osten weist. In der Architektur ist der etruskische Tempel eine Nachahmung des griechischen mit Säulenfassade und Giebelskulpturen. Fälschlich wird ihnen die Erfindung des Rundbogenbaues (Cloaca maxima in Rom, die jetzt manche bis auf Augustus herabsetzen wollen) zugeschrieben. In dem Profanbau haben sie zuerst den Italikern die Anlage fester Häuser mit mehreren Räumen und die Anlage von Städten nach einem bestimmten Plane (mit den Hauptlinien des decumanus und cardo) gelehrt. Auch Straßenpflasterung und kunstvolle Entwässerung wird von ihnen hergeleitet. In der Metalltechnik sind sie ebenfalls nur Schüler der Griechen: dafür dienen als Beweis die zahlreichen Metallspiegel, die auf den Rückseiten nur Darstellungen aus der griechischen Mythologie aufweisen. — In der Keramik sind besonders die tiefschwarzen Buccherovasen (aus rauchdurchzogenem Ton) als älteste Artikel zu nennen, die aus dem 7. Jahrhundert stammen, meist ohne bildlichen Schmuck. Vom 6. Jahrhundert an folgen Vasen mit Reliefschmuck; an sie schließt sich die Nachahmung griechischer Ware an, die von da ab bis zum Aufgehen in Roms Machtgebiet die herrschende bleibt. Ganz ähnliche Vorgänge beobachten wir in der Plastik und der Malerei. Aus der älteren Zeit stammen eine Reihe bemalter Tonsarkophage (aus Cäre) mit aufgelagerten Gruppen in falschen Proportionen. In der Plastik ist besonders charakteristisch aus der Zeit des Verfalles die Fabrikation von Aschenkisten, die meist das statuarische Bild des Toten als Deckel tragen und an der Seite mit Reliefs geschmückt sind, so in Volterra, Chiusi und Perugia. Auch die Malerei kennen wir fast nur aus dem Totenkult: in den Felsengräbern von Corneto-Tarquinii, Vulci, Chiusi und Orvieto sind die Totenkammern mit Wandgemälden bedeckt, deren Stoffe sämtlich aus der griechischen Mythologie entlehnt sind — Schon in früher Zeit trieben die Etrusker großen Seehandel und Schifffahrt, daneben auch Seeräuberei. Sie besaßen die wichtigsten italischen Ausfuhrartikel, das Eisen von Ilva, das Kupfer von Kampanien und Volaterrä, das Silber von Populonium. Trotzdem war die etruskische Blüte nicht von Dauer. Wie glänzend auch der Ackerbau, der Handel und die Industrie der Etrusker erscheinen, der Mangel der Freiheit nagte an der Wurzel ihres Volkstums und raubte dem Bürger- und Bauernstand das zur Tätigkeit spornende Selbstgefühl, so daß diese kurz nach ihrer Unterwerfung vollständig romanisiert wurden und die etruskische Sprache schon zu Ciceros Zeiten vollständig verklungen war.

Etruskische Kunst

II. Die arische Bevölkerung

A. Kelten

Der Völkerstamm, der die nichtarischen Etrusker und Ligurer zu verdrängen bestimmt war, gehörte zu den zuletzt in Italien eingewanderten. Es sind die Kelten, deren erste Scharen um das Jahr 800 die Alpen überstiegen haben mögen. Als das Land durch die Berührung mit den Römern in das geschichtliche Leben eintrat, war es, mit Ausnahme des Gebietes der Veneter (an den Pomündungen) und der Lande der ligurischen Stämme (auf den westlichen Bergabhängen von Genua bis Pisa), fast durchgängig von gallischen oder keltischen Völkerschaften bewohnt. In mehrere Stämme (§ 158) geschieden, waren sie lange dem Hirtenleben ihrer Stammgenossen jenseits der Alpen treu geblieben, bis sie sich teils dem Städteleben und den Künsten des Friedens, teils dem ergiebigen Feldbau in der fruchtbaren Poebene widmeten; aber nicht selten drängten sie auch, wenn die rauheren Alpenbewohner mit kriegerischem Ungestüm ihr eigenes Land mit räuberischen Einfällen heimsuchten, auf die südlicheren Landschaften im Osten und Westen des Apennin. Nachdem zuerst die Insubrer sich am Ticinus niedergelassen und Mediolanium (Mailand) an Stelle des etruskischen Melpum begründet, die Cenomanen sich bis an die Etsch ausgedehnt und die Städte Brixia (Brescia) und Verona angelegt hatten, setzten neue Schwärme über den Po und drangen erobernd weiter nach Süden vor. Ein Keltenstamm, Boier genannt, siedelte sich in der alten Etruskerstadt Felsina an, die von den neuen Herren den Namen Bononia (Bologna) erhielt. Die Senonen, der Schwarm, der am weitesten vordrang, nahmen ihre Wohnsitze an der Küste von Rimini bis in die Nähe des „Ellenbogens" (Ancōna). Lange Zeit waren die Gallier in den Gegenden zwischen Alpen und Apenninen und an der Adriatischen Küste die Herren des ebenen Landes und der reichen Weiden, aber ihre Herrschaft wurzelte nicht tief und gestaltete sich keineswegs zum ausschließlichen Besitz. Nach ihnen erhielt auch Oberitalien seinen antiken Namen Gallia cisalpina, das in die zwei Teile cispadana und transpadana zerfiel. Da die Einwohner nach der Unterwerfung unter

Rom (§ 201) auch römische Sprache und Sitte annahmen, so hieß es auch Gallia togata (nach dem langen römischen Wollengewand) im Gegensatz zu der alten Keltenheimat, die jenseits der Alpen lag und Gallia bracata (nach der Hose, lat. braca, ahd. brûch, plattd. brook) genannt wurde.

B. Italiker

Der für die Geschichte Italiens weitaus wichtigere Volksstamm sind die indoeuropäischen Italiker, ein Sammelname, den sie sich nicht selbst gegeben haben, mit dem sie vielmehr erst jetzt wissenschaftlich zusammengefaßt werden. Ihre Einreihung in die große indoeuropäische Sprachfamilie ist umstritten; nach der älteren Annahme haben sie lange mit den Hellenen zusammen ein Volk, die sogenannten Gräkoitaliker, gebildet und sich erst viel später von ihnen abgespaltet; die jüngere Annahme neigt dazu, die Italiker mit den Kelten zu einem Volke zu vereinen, den Italokelten, und eine Berührung mit den Hellenen erst als durch die Entwicklung des Seeverkehrs vermittelt anzusehen. Sie bemächtigten sich, ungewiß auf welchem Wege (§ 162), der schönen Halbinsel, die sie bis zu ihrer Südspitze hin besetzten; ja sie überschritten sogar die Meerenge und drangen als Sikuler (§ 158) in Sizilien ein. Abgesehen von einigen kleineren Stämmen zerfallen sie in zwei große Völkergruppen, die Umbro-Sabeller und die Latiner. 1. Die Umbro-Sabeller werden aus sprachlichen Gründen zu einer Gemeinschaft vereinigt.

1. Umbro-Sabeller

a) Umbrer

Die Umbrer, deren Gebiet vom Tiber, Nar und der Küste umschlossen wurde, bildeten gleich den Etruskern einen aus selbständigen Stadtgemeinden bestehenden Bundesstaat, dessen Vorort Ameria gewesen zu sein scheint. — Die

b) Sabeller

Sabeller (oskisch Safineis, was die Römer mit Samniten umschrieben) wohnten in den Tälern und auf den Höhen der Apenninen und breiteten sich allmählich über den größten Teil des mittleren und unteren Italien aus. Bei ihnen herrschte nämlich der Brauch, in schweren Zeiten einen „heiligen Lenz" zu geloben. Infolge dieses Gelübdes war alles im nächsten Frühling Geborene, Menschen wie Vieh, den unterirdischen Göttern, vorzüglich dem Mars, geweiht; das junge Vieh wurde sofort geopfert oder gelöst, die neugeborene Jugend aber zog nach Ablauf einer gewissen Anzahl von Jahren über die Grenze, um sich neue Wohnsitze zu erobern. Durch diese Sitte steuerten sie der Übervölkerung und gewannen ihrem Volksstamme weitere Gebiete. Zu dem

α) Sabiner

großen sabellischen Stamme gehörten zunächst die Sabiner in der Ebene, ein abgehärtetes, kriegerisches und sparsames Volk zwischen den Apenninen und dem Tiber, mit den Städten Cures, Reäte, Amiternum, Nursia und Trebula. Ihre Religion war Naturdienst. Die strenge Familien- und Geschlechterordnung mit allen sich daran knüpfenden Rechten der väterlichen Gewalt und des Eigentums, was man gewöhnlich als Grundlage des römischen Staatswesens ansieht, wurzelte

β) Samniten

in dem sabinischen Volksstamm. Die Sabeller der Berge oder Samniten waren der kräftigste Stamm; sie wohnten in offenen, auf beiden Seiten der Apenninen aufgebauten Orten und waren zu einem Bunde vereinigt, aber ohne bestimmenden Vorort. Streitbare und abgehärtete Hirten und Landleute, liebten sie die Waffenübungen und achteten die Freiheit als ihr höchstes Gut. Dem „Stier des Mars" zu Ehren, unter dem sie auszogen, nannten sie ihren Hauptort Bovianum; andere Samnitenstädte sind Aufidena, Venafrum, Caudium

Samnitische Wanderung

und Beneventum (§ 184). Um das Jahr 450 herum begannen die Sabeller, wahrscheinlich von den nördlichen Kelten ihrerseits bedrängt, nach Süden und nach der Meeresküste zu eine Wanderung. Die Samniten drangen in das Land der Opiker ein, eroberten Capua und verschmolzen sich mit den Ureinwohnern zu dem Volke der Campanier (nicht nach campus benannt, sondern, wie die Münzlegende Kappanoi zeigt, die Umwohner von Capua). Neben diesem blieben nur spärliche Reste der Urbevölkerung (Aurunker, Sidiziner) bestehen. Auch Cumä, Nola u. a. wurden Samnitenstädte. — Der zweite Vorstoß galt den Önotrern im späteren Lukanien, das um 400 von ihnen erobert wurde. Auch hier bildete sich ein Mischvolk, die Loucani, das sich kräftig durchsetzte und die griechischen Kolonien völlig entkräftete, so daß sie nur im Süden und am Meere sich zu behaupten vermochten. — Den dritten Vorstoß unternahmen die samnitischen Bergvölker nach der Ostküste zu und

setzten sich dort fest; so die Picenter längs der adriatischen Seeküste vom Fluß Aternus an, mit den Orten Adria, Cupra, Truentum; die Marser, ein kriegsmutiges Volk am Fucinersee; die Vestiner mit Pinna; die Marruciner mit dem Hauptort Teate; die Frentaner vom Aternus bis zum Frento; die Päligner mit den befestigten Flecken Corfinium und Sulmo. Im Binnenlande und an der Ostküste erhielt sich die alte Einfachheit und ungeschwächte Volkskraft; hier sind sie die Samniten geblieben, mit denen Rom fast dreihundert Jahre rang und schließlich doch einen Kompromiß schließen mußte. Aber die Bewohner der Westküste und die südwärts wohnenden Stämme nahmen von den unterjochten Griechen an der Küste mit der Bildung, Gesittung und Kunstfertigkeit auch den Luxus, das Wohlleben und die Verweichlichung an und gingen dadurch einem frühen Verfall entgegen. b) Sabeller an der Ostküste

Alle sabellischen Völkerschaften standen unter einem aristokratisch-patriarchalischen Regimente und gehorchten Familienhäuptern oder Stammältesten, die in Kriegszeiten sich mit ihren Schutzgenossen oder Hörigen (Klienten) unter einen Oberherrn (Imperator) stellten. Sie hielten auf Reinheit des Stammes und Geschlechts und schlossen ihre Ehen unter dem Schutze der Obrigkeit. Städtisches Leben entwickelte sich bei ihnen nicht oder nur in geringem Grade; für den Handelsverkehr lagen sie zu fern, und dem Bedürfnis der Verteidigung genügten die Bergspitzen und die Schutzburgen, während die Bauern in den offenen Weilern wohnen blieben, oder auch, wo Wald und Quell oder Wiese einem jeden gefiel.

Die am Meere vom Volturnus bis zum Läus, landeinwärts noch weiter nördlich, seßhaften Osker (Opiker), die später der samnitischen Invasion erlagen, sind ein mit den Sabellern verwandter, vielleicht mit ihnen identischer Volksstamm, der jedoch, im Gegensatz zu diesem Bauernvolke, meistens in Städten und befestigten Burgen siedelte. Zu ihnen gehörten: die Volsker mit den Hauptorten Antium und Suessa Pometia in der Nähe der pomptinischen Sümpfe; die Aquer, am linken Ufer des Anio und am Algidus wohnhaft, mit einem einst ausgedehnten Gebiet, worin die reizenden Städte Präneste und Tibur lagen; die Herniker auf den Höhen des Algidus und andere kleinere Völkerschaften. c) Osker

Alle diese italischen Stämme (außer den Latinern) redeten eine einheitliche (durch die Schrift nur wenig bekannte) Sprache, die man nach den in Kampanien ansässigen Sabellern die Oskische nennt, und die wieder in zwei Hauptmundarten, das Umbrische (im Norden gesprochen und bekannt durch die sogenannten eugubinischen Tafeln) und das eigentliche Oskische (im Süden gesprochen und durch mehrere Inschriften, so z. B. die tabula Bantina, d. h. das Stadtrecht von Bantia, bekannt) zerfiel. Das Oskisch-Umbrische war eine den Lateinern kaum verständliche Sprache, stand auf einer älteren Lautstufe und mußte jedesmal, besonders bei Rechtshandlungen, übersetzt werden. Sprache

2. Die Latiner, durch bestimmte sprachliche Eigentümlichkeiten von den anderen Italikern geschieden, waren ein kräftiges Landvolk im Süden des Tiber und wohnten in dreißig, durch Bundesverträge und eine gemeinschaftliche Tagsatzung zu einem Staatenbund vereinigten selbständigen Städten, unter denen Albalonga, wenigstens in Kriegszeiten, den Vorrang hatte. Dieser Latinerbund war die letzte staatliche Entwicklung der Latiner. Ursprünglich waren sie getrennt in lauter kleinere Staaten der verschiedenen Dorfschaften und Weiler, die, aus Geschlechts- und Markgenossenschaften gebildet, lange in getrennter Selbständigkeit bestanden und dann zu größerer Sicherheit sich in einzelne Gaue oder Eidgenossenschaften, mit einer zur Versammlung wie zur Verteidigung befestigten Burg und Zufluchtsstätte, geeinigt hatten, bis endlich ein gemeinsames Föderativband alle umschlang. Jährliche Tagsatzungen auf der gemeinsamen Dingstätte im Hain der Ferentina bei der heiligen Quelle (im Albanergebirge), das Latinerfest mit einem Opfermahl und Gottesfrieden zu Ehren des Jupiter Latiaris ebenfalls auf dem Albanerberge, Gegenseitigkeit der Ehen (Conubium), der Bürgerrechte und des Eigentumerwerbes (Commercium) verknüpfte alle Bundesglieder zu einem geordneten, freien Staatsverbande. 2. Latiner. Der latinische Bund

Bei den Latinern blühte Ackerbau und bürgerliche Freiheit ohne Schutz-

hörigkeit (Klientel) und bevorrechtigten Waffen- oder Priesteradel; eine gemeinschaftliche Sprache, gleiche auf Naturdienst gegründete und mit den Geschäften des Landbaus in Beziehung stehende Religion und eine gegenseitige Rechtsgleichheit verband alle Stadtgemeinden miteinander, wenngleich jede ihre inneren Angelegenheiten selbständig besorgte und einen eigenen Fürsten oder König hatte, der unter der Mitwirkung des Rats der Alten (Senat) und der Versammlung der Wehrmänner das Gemeinwesen regierte. Unter den Städten sind, außer Albalonga, das Aneas' Sohn Julus gegründet haben soll und wo dessen Nachkommen die erbliche Königswürde führten, besonders merkwürdig: Tuskulum, Aricia, Gabii, Lavinium u. a., größtenteils aus alten Gauburgen entstandene Orte. Ein abgesprengter Teil dieses Volkes waren die Falisker in Falerii, die jedoch getreu an ihrer Sprache und ihrer Sitte festhielten und in ihrer Abgeschiedenheit einen eigenen Dialekt ausgebildet hatten, der manche Altertümlichkeit aufwies.

C. Illyrer

Indoeuropäer illyrischen Stammes, die aber in der italischen Geschichte keine Rolle gespielt haben, sind in Italien die Veneter im Nordosten, die ziemlich früh bis an die Etsch- und die Pomündungen vordrangen; ihr Hauptort war Ateste, wo sich auch die meisten Denkmäler ihrer Kultur vorfanden. Im Südosten lebten die Japyger (nach einigen verwandt mit den illyrischen Japyden in Dalmatien), die von der apulisch-kalabrischen Ebene bis zum Frento reichten, bisweilen auch Messapier genannt (zu ihnen gehören auch die Kalabrer, Pödikuler und Daunier). Sie hatten frühzeitig eigene Städte und wußten gegen die übermächtigen Hellenen ihre Sprache zu behaupten, von der noch inschriftliche Reste vorhanden sind. Diese wird neuerdings mit dem Albanesischen zusammengebracht und als eine besondere Unterabteilung des indoeuropäischen Sprachstammes angesehen, die von dem Illyrischen (§ 2, 56) zu trennen wäre.

B. Die Religion und älteste Kultur der Italiker.

Grundzüge der altitalischen Religion

§ 160. Das altitalische Religionswesen. Über die Religion der italischen Völkerschaften, aus der heraus sich das spätere römische Religionswesen entwickelt hat, sind wir nur unzureichend unterrichtet, vor allem weil schon früh alles Einheimische durch griechische Einflüsse umgestaltet, ja sogar vielfach beseitigt ward. Nur soviel ist zu erkennen, daß ihre Religion und deren Übung zu einem starken Formalismus neigte. Wir kennen zahlreiche Götternamen und das Ritual der heiligen Handlungen, aber das Wesen dieser Religion, die ursprünglichen Begriffe, gelingt es nirgends fest zu fassen. Denn die Phantasie, das warme Gefühl, welche die Entwicklung der griechischen Religion durchdringen, traten in Italien dem rechnenden Verstande gegenüber durchaus in den Hintergrund. Wie dem Semiten ist auch dem Italiker die Gottheit eine feste und greifbare Größe, mit der er rechnen kann, der gegenüber er bestimmte Pflichten peinlich erfüllte, von der er aber auch eben so gewiß auf eine Gegenleistung rechnete. Daraus erklärt sich auch der Trieb, einer jeden Gottheit ihren bestimmten Machtbereich zuzuweisen, was schließlich zu reinen Abstraktionen und einem förmlichen System in der Verteilung der göttlichen Gewalten hingeleitet hat.

Etruskische Religion

Am stärksten ausgeprägt war diese mehr auf das Äußerliche als auf das Begriffliche gerichtete Eigenart bei den Etruskern, die ihre religiösen Einrichtungen auf einen der Erde entstiegenen Zwerggeist, Tages, zurückführen. Die tagetischen Bücher (von denen vielleicht in den eigentümlichen Handschriftenresten der sogenannten Agramer Mumienbinden [ursprünglich Streifen einer Buchrolle aus griechisch-römischer Zeit, die zum Einwickeln einer ägyptischen Mumie benutzt worden waren] uns Reste vorliegen, die leider noch nicht hinreichend erklärt sind) enthaltend die Lehre von den Blitzen, von der Weissagekunst, von den Städtegründungen, von der Vermessung der Feldmark u. a., waren die Quelle der verschiedenen etruskischen und römischen Wahrsagebücher. Uns ist sie jetzt durch zahlreiche bildliche Darstellungen näher bekannt geworden, so durch eine sehr altertümliche Bleiplatte (von Magliano), die viele rituelle Anweisungen enthält, und die sogenannte Bronzeleber von Piacenza, das Modell einer Schafleber, die den Haruspizes als Material für die Unterweisung ihrer Schüler diente und zahlreiche rituelle Angaben enthält. Die etruskische Götterlehre ist der griechischen sehr ähnlich; so entsprach

Etruskische Götter

der blitzbewehrte Götterkönig der Etrusker, Tinia, dem Zeus, wie Uni (Juno, Kupra, Quiritis, Curitis, „Lanzengöttin"), die Burgkönigin von Veji, die Schutzgöttin der Städte und der Frauen, der Hera auch im äußeren prunkvollen Kultus mit Opferzügen und Festspielen; Menrva (Minerva) war, wie Pallas Athene, die göttliche Macht des Verstandes, des sinnigen Denkens und Erfindens, die Schützerin des Handwerks und der weiblichen Wollarbeit, die Erfinderin der Flöte und der Kriegstrompete; Hercle und Maris sind Herakles und Ares; neben ihnen erscheint Aufil als der Sonnengott; Vertumnus, der vielgestaltige, mit dem Dionysos verwandte Hauptgott der Etrusker, stellte den Wechsel der Jahreszeiten (Fest der Vertumnalien im Oktober) und die Fülle und Mannigfaltigkeit der Jahreserscheinungen dar. Aber außer diesen Göttern, die mit den griechischen nahe verwandt sind, gab es bei den Etruskern noch heimische Mächte, die besonders in einzelnen Städten in hoher Verehrung standen, wie die Schicksals- und Zeitgöttin Nortia von Volsinii, die freundlich gesinnte Mater Matuta von Cäre, die Mutter des jungen Tags und zugleich Geburtsgöttin, Voltumna, die Göttin des Bundestempels der zwölf Staaten in Volsinii, Silvanus, der in den Tannenwäldern von Cäre verehrte Waldgott u. a. m. Auch dem mit Schwärmerei, Unzucht und ausschweifenden Festen verbundenen Bacchusdienste des späteren Hellas gewährten die Etrusker Aufnahme, so wie sie auch nach griechischem Vorbilde die Zwölfzahl der Götter bei sich einführten. Es ist möglich, daß sie ihre gesamte Religion ebenfalls aus Griechenland bezogen und nur nach ihrer Weise umgeformt haben. Ein inneres Verhältnis, wenigstens zu den Lichtgestalten der hellenischen Religion, haben sie nicht gehabt: durch alle ihre religiösen Vorstellungen geht ein Zug zum Düsteren und Grauenvollen, was sich in ihren überaus zahlreichen Darstellungen von der Unterwelt und in ihrem grausamen Kultus (§ 161) ausspricht.

Italische Götter

Bei den Italikern ist der oberste Himmelsgott Jupiter (der Vater Diiovis), der höchste Schutzgott und Stammvater des Volkes (der Djâus der Arier, vgl. § 11). Ihm opferte man auf den Höhen, bei seinem Namen wurden die Bündnisse beschworen, er offenbarte sich im Ungewitter als Herr des Himmels und der Erden. Zu seinem Kreise gehören möglicherweise Veiovis und Diiovis, die andere mit Apollo zusammenbringen. Neben ihm stand Mars oder Mamers, eine mit weit größerer Macht ausgestattete Gottheit als Ares. Von ihm leiteten die Römer und eine große Anzahl der sabellischen Völker ihren Ursprung ab; seine heiligen Tiere waren Wolf und Specht; unter seiner Führung zog die Landesjugend als „heiliger Frühling" aus, um neue Sitze zu gewinnen, und der Zug der Mamertiner (§ 188) ist noch ein später Nachklang alter religiöser Übung. Ihm war das Ancile heilig, ein nach der frommen Sage vom Himmel gefallener, sonderbar geformter Schild, dessen Abbilder den Waffenschmuck der Salier (§ 161) ausmachten. Ihm zur Seite standen Quirinus, der seinen Ursprung von Cures her haben soll, und Picus (Picumnus). Dessen Sohn ist Faunus, einer der volkstümlichsten Götter Italiens, die Verkörperung des männlichen Prinzips, der gute Geist der Berge und Fluren. Als Beschützer der Wälder führte er den Namen Silvanus und wurde als solcher noch zur Kaiserzeit in Rom verehrt. Die Hirten verehrten ihn als Lupercus, Wolfsabwehrer, und weihten ihm am Fuße des Palatin ein Heiligtum. Ihm war die Eiche heilig, und die Zeit seiner Herrschaft galt, wie die des Kronos in Griechenland den Italikern, als das goldene Zeitalter. Zahlreich war das Geschlecht der von ihm hergeleiteten Faune, die frommer Glaube auf den Feldern ihr Wesen treiben sah. Als weibliches Gegenstück gehört zu ihm die Fauna, die auch als Maia oder Bona dea bezeichnet wird, mit offenbarer Herleitung von favere, günstig sein. Auch die Frühlingsgöttin Pales (deren Fest, die Palilien, am 21. April, besonders feierlich als Gründungstag Roms begangen wurde) gehört in seinen Kreis. Eine der wichtigsten italischen Gottheiten war der mit doppeltem Angesicht dargestellte Janus, der Gott des Zeitenwechsels, alles Anfangs und Eingangs, daher auch Schwellen- und Türengott, dessen Tempel in Rom, der sich zuletzt auf dem Forum befand und die Gestalt eines Torbogens hatte, so lange geöffnet blieb, als die Stadt irgendeinen Krieg führte. Mit Janus (Dianus) dem ursprünglichen Gott der Sonne, verbunden ist die allen Latinern gemeinsame Diana (Artemis) als Mondgöttin. Daneben wurden zahlreiche weibliche Gottheiten verehrt, die zum Teil den heiligen Muttternamen trugen (z. B. Mater Matuta). An ihrer Spitze stand die Himmelskönigin und Schwester des Jupiter, Juno, die als Helferin bei der Geburt (Juno Lucina) angefleht ward. Die Erdmutter Ops, und Saturnus, ihr Gatte, sind uns nur noch in griechischer Umwandlung erkennbar. Eine uralte lateinische, auch den Sabinern heilige und in Rom bis zu Ende des vierten nachchristlichen Jahrhunderts verehrte Gottheit war Vesta, die Göttin des Herdes und der Ansässigkeit. In ihrem Rundtempel auf dem römischen Forum wurde ein immerwährendes Feuer von jungfräulichen Priesterinnen (Vestalinnen), die in hohem Ansehen standen und mit vielen Vorrechten begabt waren, unterhalten. Sie bewohnten ein an den Tempel angebautes Wohnhaus, standen unter der unmittelbaren Aufsicht des Pontifex maximus und waren gleichsam die Haustöchter des römischen Volkes, die das heilsame Feuer des gemeinsamen Herdes, den

1. Jupiter
2. Mars (Mavors)
3. Quirinus
4. Picus
5. Faunus
6. Janus
7. Diana
8. Juno
9. Ops
10. Saturnus
11. Vesta

Bürgern zum Exempel und Wahrzeichen, stets lodernd unterhielten. Große Verehrung
12. Fortuna genoß auch die Fortuna, die Schicksalsgöttin in Präneste und Antium, die ihre Orakel durch Lose erteilte. Da die Latiner ein ackerbauendes Volk waren, so gab es bei ihnen eine große Zahl Götter, die sich mit Saat, Fruchtbarkeit, Jahressegen und Feldmark befaßten, wie Anna Perenna, Venus u. a. Der Stammgott der Sabiner war der weissagende Sancus, Vater des Sabus. Ihre Bundesgöttin Feronia war eine Frühlingsgottheit, der man Blumen und Erstlinge der Ernte darbrachte; ihr Hauptfest fand auf dem Berg Soracte statt. Sehr nahe stand ihr Flora, die Göttin der Blüten, deren Fest, die Floralien, in den Mai fielen und in Rom bei zwei Tempeln gefeiert wurden. Auch der Name der Venus ist altitalisch; sie war die Göttin des Verlangens, von der Ferentina, die Göttin des latinischen Bundes, eine eigentümliche Form war. Der ihr geheiligte Hain im anmutigen Tale von Marino bei Albalonga war der Ort, wo seit den Tarquiniern ihre Bundesversammlungen gehalten wurden (§ 158, II). Auch die Libitina (späterhin die Todesgöttin) gehörte wohl ursprünglich als Göttin der Lust hierher. In ihrem Gefolge war Priapus (§ 61) und wohl auch Vertumnus und Pomona. Das Reich der Unterwelt lenkt Diespiter, der im Meere Neptunus, im Feuer Vulkanus heißt. Allen italischen Stämmen aber gehört gemeinsam an die auch bei den Etruskern hochverehrte Göttin Minerva, die Schutzherrin der häuslichen Arbeit.

Begriffsgottheiten Neben diesen durch Überlieferung und Volksreligion geheiligten Götterwesen bildete man in Rom frühzeitig eine große Zahl von Begriffsgottheiten aus, denen pantheistische Ideen zugrunde lagen, so daß dieselben nur als allegorische Begriffsbestimmungen gelten können, so Viktoria, Concordia, Roma, Fides, Quies, Febris, Mephitis u. a. m. Die späteren Berührungen mit den Griechen vermehrten noch die Zahl der römischen Gottheiten; auch der Kultus der weissagenden Sibyllen, besonders der von Cumä, und ihre Orakelsprüche, die sibyllinischen Bücher, scheinen aus Großgriechenland zu stammen. Noch unbestimmter als alle diese Begriffsgottheiten sind die Geister und Dämonen, die überall in der Natur und um die Menschen wohnend, sie lenkend und leitend, gedacht wurden. Als Beschützer des Menschen führen sie den Namen Genien und geleiten ihn als unsichtbare Freunde von der Wiege bis zur Bahre. Als Laren oder Penaten herrschten sie im Hause und waren dessen Schutzgeister. Alles, was man Teures besaß, pflegte man ihnen ans Herz zu legen und ihnen neben dem Gebete als fromme Gaben darzubringen. Als Larven und Lemuren galten sie als Peiniger ruheloser, schuldbeladener Menschen, als Silvane schützten sie den Wald, als Indigĕtes (oder Semones) beschirmten sie den Heimatort und die Stadtflur, als Manen waren sie die Seelen der Abgeschiedenen, die segnend oder zürnend die Überlebenden umgaben und von den Hinterbliebenen auf das sorglichste geehrt wurden. Dagegen kannte die italische Religion den Heroenkultus der Hellenen nicht, da die Vorbedingung dazu, das nationale Epos, fehlte; jedoch haben wir in den zahlreichen Schutzgeistern mit ihren verschiedenen Formen den ersten Ansatz dazu zu erblicken. Was später, bei den Römern, als Heroen angesehen wurde, hat seinen Ursprung fast ausnahmslos in Hellas.

Der etruskische Kultus **§ 161. Der altitalische und römische Kultus.** Aus dem formalistischen Wesen der italischen, besonders aber der etruskischen Religion erklärt sich ihre bis in das einzelnste veräußelte Kultusübung und das auf das feinste durchgebildete Ritual- und Zeremonienwesen. Es steht fest, daß hierin die Etrusker den bestimmendsten Einfluß geübt haben; ihre düstere, weltabgewandte Weise, die sich in dem sorgfältig durchgebildeten Totenkult äußerte, und ihre grausame, gewalttätige Sinnesart spiegelt sich in ihrem Kultus wieder. Menschenopfer, namentlich von Sklaven und Kriegsgefangenen, waren bei den Etruskern nicht selten. Abergläubische Verehrer religiöser Geheimlehren und wunderlicher Gebräuche
Weissagungen gaben sie dem später nach Rom verpflanzten Weissagungswesen seine Entstehung. Die Weissagungen bezogen sich, wie Cicero sagt, auf den Vogelflug, die Eingeweide und die Blitzschläge, und erhielten nach der ersten Gattung die Namen Augurien oder Auspicien. Ihre Bedeutung war sehr groß, weil in Rom und in ganz Italien keine Unternehmung von Wichtigkeit ohne Befragung der Götter und Beachtung der Zeichen vorgenommen ward. Die Priesterkollegien, denen dieser wichtigste Teil des Staats-
Auguren gottesdienstes übertragen war, und die sich durch Zuwahl ergänzten, waren die Auguren
Haruspices (Vogelschauer), die Haruspices (Opferbeschauer) und die Fulguratoren (Blitzdeuter). Augurien fanden statt, wenn man die Zukunft aus dem Fluge oder Geschrei gewisser Vögel erforschte (zu welchem Ende der Augur einen freien Standpunkt, templum, wählte und mit einem Krummstab, lituus, die Himmelsgegenden bezeichnete, von woher der Vogelflug glücklich oder unheilvoll war), oder wenn man den Ausgang einer Unternehmung aus dem Fraße heiliger Hühner zu erraten suchte, eine Deutungskunst, die nicht bloß Priester, sondern auch alle Patrizier, welche zu Ehrenämtern gelangen wollten, verstehen mußten. Weissagung aus den Eingeweiden (Herz, Leber u. dgl.) von Opfertieren wurden von den aus Etrurien übernommenen Haruspices voll-

bracht, die auch die Blitze beobachteten, teils um sie zu sühnen, teils um sie über die Zukunft und den Ratschluß der Götter zu befragen; vom Blitze getroffene Orte galten für heilig und wurden eingefaßt. An diese außerordentlich fein durchgebildete sogenannte Disciplina Etrusca schloß sich bei den Römern die Behandlung der Prodigien an, d. h. die Deutung abnormer Erscheinungen, die als Zeichen göttlichen Zorns aufgefaßt werden konnten. Die etruskische Lehre fand bei den Römern viel Beachtung, und deren Lehr- und Erklärungsbücher sind mehrfach ins Lateinische übersetzt worden. Da das etruskische Ritual auch vielfach in das bürgerliche Leben eingriff, so besonders bei der Abmessung von Land, bei der Anlage von Städtegründungen usw., so sind auch viele etruskische Lehren in die Bücher der römischen Agrimensoren und der römischen Juristen übergegangen. Sie drückten dem italischen Religions- und Rechtsleben den formalistischen Stempel auf, der ihm durch die ganze Römerzeit hindurch als besonderes Kennzeichen geblieben ist. Auf dieser Grundlage baute sich auch der italische Kultus auf, und durch sie empfing die Priesterschaft ihr hierarchisches Gepräge und ihre juristische Bedeutung.

An der Spitze des römischen Religionswesens standen die vier (später acht) Pontifices als Wächter der Staatsreligion und der Pontifex Maximus als höchste kirchliche Autorität, neben dem der rex sacrorum, in dem sich die oberpriesterliche Würde des alten Königtums erhalten hatte, nicht viel bedeutete. Die Pontifices waren die Leiter der festlichen Aufzüge und Gottesdienste und verstanden das Geheimnis der Maße und Zahlen; daher kam ihnen auch die Pflicht zu, den Kalender des Staats zu führen, dem Volke Neu- und Vollmond abzurufen und dafür zu sorgen, daß jede gottesdienstliche wie jede Gerichtshandlung am rechten Tage vor sich gehe. Im Schoße dieser Genossenschaft sind die Anfänge der römischen Geschichtsaufzeichnung wie des römischen Rechts entstanden (§ 186). Die heiligen Brandopfer wurden von besonderen Priestern (Flamines) vollzogen, von denen jeder der bedeutenden Götter einen besaß; unter ihnen hatte wiederum der auf dem Palatinus wohnende Flamen Dialis (Zünder des Jupiter) das größte Ansehen. Dem Dienste des Mars stand das Priesterkollegium der zwölf Salier („Springer") vor, die im März den heiligen Waffentanz aufführten und dazu sangen. Ihre Litanei, das Salierlied, ist die älteste uns erhaltene Probe lateinischer Poesie. Die zwölf Arvalbrüder mit ihrem zahlreichen Gefolge dienten der Erd- und Ackerkönigin, die als Dea Dia, als schaffende Göttin der Stadtflur, in einem heiligen Hain an der via Campana auf dem rechten Tiberufer verehrt ward, und mit Tellus, Ceres, Ops und Flora zusammenfällt. Von den Opfervorschriften und Gebeten, womit diese Brüderschaft bei einem Umzug im Mai die Gottheit für das Gedeihen der Saaten anrief, haben sich noch einige, in sehr altertümlicher Sprache gehaltene Bruchstücke erhalten. Für das römische Familienleben und die Hauswirtschaft war der Dienst der Laren und Penaten von höchster Wichtigkeit. Im Atrium, dem allgemeinen Familien- und Speisezimmer, unter der vom Rauch gefärbten „schwarzen Decke", wo der Mann die Gäste empfing und die Frau spinnend im Kreise ihrer Mägde saß, befand sich über dem Herd die heilige Stätte, wo die Laren und Penaten in einfachen Schnitzbildern aufgestellt waren. Dort bewahrte man auch in Schränken die Totenmasken der verstorbenen Ahnen auf, die bei Leichenbegängnissen von Clienten des Hauses vorgebunden wurden, um den Schein zu erwecken, als wenn die gesamte Sippe den Verstorbenen zur letzten Ruhestatt geleite.

Pontifices

Flamines

Salier

Arvalbrüder

Penaten

Die italischen Völkerschaften, besonders die Latiner und Sabiner, hatten anfangs eine Abneigung gegen die Götter in Menschenform; ihre Gottheiten waren Begriffswesen ohne klare und feste Gestaltung, weshalb sie auch häufig ineinander übergingen. Erst der Einfluß der griechischen Mythendichtung und Kunst führte eine schärfere Scheidung und einen geregelten Kultus herbei. In der griechischen Mythologie herrschte die Person, in der römischen der Begriff, dort die Freiheit, hier die Notwendigkeit. In der ganzen Natur verehrte der Italiker das Geistige und Allgemeine; jedem Wesen, dem Menschen wie dem Baume, dem Staat wie der Vorratskammer (penus, daher penates) ist der mit ihm entstandene und mit ihm vergehende Geist (genius) beigegeben, das Nachbild des Physischen im geistigen Gebiet. Jedes Ereignis und jede Tätigkeit in der natürlichen Welt, wie Ehe, Geburt, Arbeit, wird mit heiligem Leben ausgestaltet. Dadurch fühlten sich die Gemüter der Menschen von dieser Götterwelt mächtig ergriffen und „gebunden" (nach der einen Ableitung des Wortes religio), freilich in ganz anderem Sinne, als wie die Griechen und auch wir diesen Begriff verstehen. Die Römer hatten nicht das Bedürfnis, das göttliche Wesen in ihre Herzen aufzunehmen und es schwärmerisch zu verehren. Ebensowenig sahen sie in der Gottheit das Urbild des sittlich Guten, der durch Tugend zu dienen der Menschen Pflicht ist; denn die

Charakter der italischen Religiosität

Tugend war ihnen nur eine Bürgerpflicht. Die religio galt ihnen als eine Vorstellung von einem Bunde zwischen Gott und dem Menschen. Sie umfaßte Verpflichtungen der Menschen gegen die Gottheit und umgekehrt und wirkte fast wie ein zivilrechtlicher Begriff. Darum besteht auch ihr Gottesdienst fast nur in vorgeschriebenen äußerlichen Verrichtungen (Gebeten, Opfern, Reinigungen, Festen); er erstreckt sich nicht auf das, was wir Frömmigkeit (nicht gleich der pietas, die man als Anerkennung und Erfüllung einer sittlichen Verpflichtung aufzufassen hat) nennen. So ist denn dem Italiker seine Religion nur eine Dienerin der menschlichen Gesellschaft, für die die Gottheit den Übeltäter bestraft und den Guten belohnt. Vor allem ist der erhabene Gedanke der Unsterblichkeit den Römern verborgen geblieben. Praktischen Sinnes waren von den Römern alle religiösen Begriffe unter den Gesichtspunkt der Nützlichkeit gebracht; darum kamen auch, ehe die Götter Griechenlands und späterhin die christliche Lehre in die nach Besserem dürstenden Gemüter Eingang fanden, Herz und Gemüt bei ihnen leicht zu kurz; es entfalteten sich bei ihnen nicht die lieblichen Sagen und die das Herz erquickenden Legenden; körper- und geschichtslos sind uns die italischen Götter, sie hatten weder eine deutliche, typisch gewordene Gestalt in der Phantasie, noch eine sichtbare Stätte im Tempel gewonnen; es gab kein „Gotteshaus" bei ihnen, weder in den Städten der Menschen, noch in dem Gemüte der Gläubigen.

Einwanderung der Italiker

§ 162. Die älteste Kultur der Italiker. Auf welchem Wege der italische Stamm nach seiner Trennung von den Griechen, oder, wie man jetzt mehrfach annimmt, seiner Abgliederung von den Kelten, in die italische Welt eingedrungen ist, läßt sich nicht mehr genau nachweisen; doch spricht die größere Wahrscheinlichkeit dafür, daß er über die Alpen kam und von Norden nach Süden vordrang, zunächst der Ostküste entlang zog bis an die Apenninenpässe, die nach Etrurien führen, von da in das Tibertal hinübergelangte und schließlich die Meerenge bei Rhegion überschritt, um in Sizilien seine südlichsten Wohnsitze zu finden. In diesen sehr frühen Zeiten hatten die Italiker, wie die vergleichende Sprachwissenschaft lehrt, schon die Stufe der Hirtenvölker überschritten und waren mit den einfachsten Formen des Ackerbaues wohl bekannt. Gerste, Hirse, Raps und deren Erzeugung kannten sie, die Bereitung des Weines brachten sie bereits mit, und auch die einfachsten Geräte für die Bebauung des Bodens hatten sie schon in den Ländern, die sie vorher bewohnten, angewendet. Das Material ihrer Werkzeuge war meist noch Stein, doch vollzog sich bei ihrem Einzuge in Italien der Übergang zur Bronzezeit (§ 1).

Die Italiker in der Poebene

Als die Italiker in der Poebene einzogen, fanden sie in deren unermeßlichen Urwäldern eine ligurische Urbevölkerung vor. Im harten Kampfe mit ihr und mit den Eigentümlichkeiten des Landes gelang es den Eindringlingen nach und nach, Boden zu fassen. Die noch in der Steinzeit oder in den Anfängen der Bronzezeit lebenden Ureinwohner, die schon jahrhundertelang in Pfahldörfern, die auf künstlich angelegten Hügeln auf dem Festlande lagen (terramare, in Istrien pizzughi), hausten, wehrten sich auf das energischste, so daß die Italiker nur nach und nach an Boden gewannen. Die Natur ihrer neuen Umgebung forderte sie auf, vor allem Viehzucht zu treiben, doch ging der Ackerbau nebenher: Jagd und Fischfang traten dagegen in den Hintergrund. Die Ausübung der Handfertigkeiten war nur gering; man verstand zwar die einfachste Töpferei, das Spinnen und Weben und die Anfänge der Metallarbeit. Aber wir dürfen die italische Kultur der ersten Epoche allerhöchstens mit der ersten trojanischen (§ 66) vergleichen. Dazwischen auftretende Zeugnisse einer höheren Stufe, z. B. die Produkte der sogenannten Villanovaperiode (genannt nach einem reichen Fundorte in der Nähe von Bologna), meist Messing-, weniger Eisenwaren, wird man wohl der schon sehr frühzeitigen Einfuhr der Orientalen zuschreiben müssen, die den Weg auch in diese entlegene Wildnis fanden. In ihren staatlichen Einrichtungen gingen die ältesten Italiker wohl kaum über den patriarchalischen Zustand hinaus. Der Hausvater ist König und Priester, er verteidigt das Haus, er opfert den

Villanovazeit

Göttern, er spricht an ihrer Statt Recht über die Hausgenossen. Doch scheint die Existenz der ausgedehnten Pfahldörfer darauf hinzuweisen, daß es auch noch größere Einheiten gab, in denen dann wohl die Mehrheit der Hausväter die Entscheidung fällte. Denn neben der Blutrache gab es einen Anfang des gerichtlichen Verfahrens, der eine vereinbarte Buße zuließ.

Wanderung in die Apenninländer

Das Zusammenfassen eines Volkes in größeren Einheiten ist in der Regel die Folge eines Druckes von außen. So war es auch bei den Italikern, die etwa seit dem Jahre 1000 v. Chr. von den in die italische Halbinsel eindringenden Etruskern hart bedrängt wurden und sich zum Verlassen der Poebene und Aufsuchen südlicherer Wohnsitze genötigt sahen. So traten sie denn von neuem die Wanderung an, überschritten den Apennin und breiteten sich zu dessen beiden Seiten aus. In dieser Zeit bildete sich die Metalltechnik aus und wirkte auch auf die Töpferwaren zurück. Aus ihr sind uns die großen Hausurnen erhalten, die ein Abbild des ältesten italischen Hauses darstellen, eines Rundbaues, der in ähnlicher Form auch in Griechenland (§§ 66, 130) nachweisbar ist, und der in den Italien eigentümlichen Rundtempeln (Sibyllentempel in Tivoli, Vesta- und Romulustempel in Rom) wiederkehrt. In jene Tage fällt auch eine intensivere Berührung mit dem Orient. Die phönikischen Kaufleute legten in den neuen Gebieten der Italiker zahlreiche Faktoreien an und brachten massenhaft orientalische, ägyptische und mykenische Waren in den Verkehr. Neben dem Vieh bildete von nun an das Kupfererz (aes) das wichtigste Tauschmittel. Doch wog der alte Gebrauch, Naturalien, vor allen Dingen Vieh, als Tauschmittel zu verwenden, so vor, daß das Vieh sogar den Namen für den neuen Wertmesser (pecunia) hergab. Durch den Verkehr mit dem Orient wurde auch der Überschuß der sich stetig und stark vermehrenden Bevölkerung abgeleitet. Die streitbare Jugend des Landes nahm Reisläuferdienste in dem Heere der Pharaonen, und italische Krieger fochten an den ägyptischen Grenzen am Orontes und an den Nilkatarakten. Sich selbst zerfleischend, vernichteten die italischen Söldner des Ramses bei Migdol (§ 31) die Scharen ihrer nach Süden nachdrängenden Stammesgenossen.

Staatliche Entwicklung

Die ursprüngliche Siedelung blieb bei den Italikern das Dorf, das sich in seltenen Fällen zur Stadt erweiterte. Das zugehörige Land wird anfangs, wie bei allen Indoeuropäern, Gemeingut gewesen sein; aber schon sehr früh finden wir bei den Italikern das Privateigentum ausgebildet. Nur die Gemeinweide und die Wälder gehörten noch der Gesamtheit. Jedes Dorf ward ursprünglich von eigenen Beamten verwaltet, aber, bei den Ostitalikern wenigstens, trat sehr bald für die Einzelverwaltung der Stammverband ein, dem z. B. alle Sabeller angehörten (§ 159). Im Westen dagegen wurde dieser Stammesverband durch die Stadtgemeindeverfassung gesprengt, die zugleich einen Sieg der vornehmsten Gemeinde über die anderen des Stammes bedeutete und naturgemäß eine Adelsherrschaft herbeiführte. Die alte Stammeseinheit lockerte sich, und an ihre Stelle trat ein loser Städtebund. Derartige Bünde gab es in Italien überall: in Etrurien, Umbrien, Kampanien; der bekannteste war der Latinerbund, der zunächst Albalonga als Hauptort hatte, bis es von Rom abgelöst ward (§ 164). Das Bundesfest und die Bundesversammlung fand auf dem Gipfel des Albanerberges statt. Die Städtebünde bildeten den Übergang zu den einzelnen Stadtstaaten; denn naturgemäß suchte die Stadt, die den Hauptort des Bundes darstellte, die Gewalt an sich zu reißen, und die übrigen Glieder des Bundes sich dienstbar zu machen. Der Stadtstaat ist am Anfang unserer historischen Erkenntnis überall durchgedrungen, am entschiedensten bei den Etruskern. In ihm konzentriert sich das öffentliche Leben, in ihm die öffentliche Gewalt, die ursprünglich ein einzelner, dann eine bevorrechtigte Klasse ausübte, bis die Gesamtheit der Freien an ihre Stelle trat, eine Entwicklung, die die Geschichte aller italischen Staaten, vor allem aber des wichtigsten, des römischen, kennzeichnet.

Städtebünde

Zweites Kapitel.

Roms Anfänge (bis 366).

A. Die Urgeschichte des römischen Staats (bis 510).

Die älteste Stadtanlage

§ 163. Die vier ersten Könige der Sage. Die Gründung Roms, nach Varros (§ 240) Angabe gewöhnlich in das Jahr 753 v. Chr. gesetzt, verliert sich in graue Urzeit. Dies geht schon aus der Naturwüchsigkeit der ganzen Stadtanlage hervor, die nicht in etruskischer Weise nach den vier Himmelsrichtungen orientiert ist. Die Stadt lag an der Grenze des latinischen Bodens am linken Ufer des Tiber, der bis zur Stadtgrenze herauf schiffbar war. Dort erheben sich mehrere Hügel (gewöhnlich werden sieben genannt: die montes Aventinus, Palatinus, Capitolinus, Esquilinus und Caelius und colles Quirinalis und Viminalis). Gegenüber lagen die steilen Berge des Janiculum und des Vaticanus. Die älteste Stadt erhob sich auf dem steilsten und geräumigsten dieser Hügel, dem Palatinus, und war durch den Tiberlauf und vorgelagerte Sümpfe sehr fest. Spuren der ersten Anlage, die man von ihrer Gestalt Roma quadrata genannt hat, finden sich noch heute. Jedoch genügte diese älteste Anlage der Bedeutung des Ortes nicht lange, und es zogen sich die Ansiedlungen der Menschen bis auf das spätere Forum hinab und den doppelgipfligen Capitolinushügel hinauf. Daß dies sehr früh geschah, geht daraus hervor, daß die ältesten und wichtigsten Heiligtümer auf dem letzteren liegen, und daß die Besetzung des Kapitols schon früh einen Bestandteil der Gründungssage ausmachte. Über die älteste römische Geschichte kennen wir nur Sagen, aus denen es kaum möglich erscheint, einen historischen Kern herauszuschälen.

Gründungssage

Die Sage berichtet, die ältesten Bewohner Latiums seien die Aboriginer (wohl eine Übersetzung des griechischen Wortes Autochthonen) gewesen, zu denen Aneas gekommen sei und ein neues Reich mit der Hauptstadt Albalonga begründet habe. Einer seiner Nachkommen, König Numitor von Albalonga (§ 158), sei von seinem Bruder Amulius des Thrones beraubt und seine Tochter Rea Silvia zur Priesterin der Vesta (§ 160) geweiht worden, um als Jungfrau, wie es der Wille der Göttin verlangte, das heilige Feuer zu nähren und den Opferdienst zu verrichten. Als sie aber dem Kriegsgott Mars die Zwillinge Romulus und Remus geboren hatte, habe der harte Oheim Befehl gegeben, die Kinder in den Tiberstrom zu werfen, der gerade hoch angeschwollen gewesen sei. Nachdem die Flut sich verlaufen habe, sei die Mulde an einem Feigenbaum hängen geblieben, worauf die Knaben von einer Wölfin gesäugt und von Hirten erzogen worden seien. Durch einen Zufall von ihrer Herkunft und ihres Großvaters Geschick unterrichtet, hätten sie den Amulius beseitigt, dem Numitor den Thron von Albalonga zurückgegeben und alsdann an der Stelle, wo sie so wunderbar gerettet worden waren, die Stadt Rom angelegt, deren neugegründete Mauern jedoch

1. Romulus

mit dem Blute des Remus, den sein Bruder Romulus im Streit erschlagen, befleckt worden seien. Als die kleine Stadt gegründet und der Umkreis durch eine Furche, deren Vertiefung den Graben, deren Erhöhung den Wall bildete, abgegrenzt worden war, erklärte sie Romulus zu einem Asyl für Landesflüchtige und lockte dadurch Bewohner an. Da diese aber keine Frauen hatten und die benachbarten Völker Bedenken trugen, ihre Töchter mit ihnen zu vermählen, so ordnete er Festspiele an, um sich durch den Raub der als Zuschauer anwesenden Sabinerinnen mit Gewalt zu verschaffen, was ihm in Güte versagt worden war. Dadurch geriet die neue Kolonie mit den Sabinern in einen Krieg, der jedoch durch die Dazwischenkunft der geraubten Frauen beendet

Zusammenschluß der Bewohner des Palatinus, Kapitolinus und Coelius

wurde. Ein Vertrag, infolgedessen die auf dem Kapitolinischen Hügel wohnenden Sabiner mit den Latinern auf dem Palatinus sich zu einer Gemeinde vereinigten und die Bestimmung getroffen ward, daß der sabinische König Titus Tatius, der in Cures gewohnt hatte, gemeinschaftlich mit Romulus die Regierung führen und dann abwechselnd ein Latiner und ein Sabiner von dem aus den angesehen-

sten Geschlechtshäuptern bestehenden Senat zum König gewählt werden sollte, sicherte die Existenz des neuen Staates, dessen Gründer, nach seinem wunderbaren Hingang, unter dem Namen Quirinus göttlicher Verehrung teilhaftig ward, und dessen Bürger neben dem der Römer den Namen Quiriten annahmen. Zum Andenken an die edle Tat der Frauen und an das Werk der Versöhnung, das sie zustande gebracht, stiftete Romulus das Fest der Matronalien (am 1. März). Einige Zeit nachher traten die Bewohner des Berges Caelius der Gemeinde Rom bei; es waren entweder die aus dem unterworfenen Albalonga dahin verpflanzten Latiner oder eine Kolonie der Etrusker. Die Ähnlichkeit der Staats- und Lebensordnung, der religiösen Vorstellungen und Kultusgebräuche und der bürgerlichen Einrichtungen, sowie die nachbarlichen Berührungen, die schon längst Verträge und Einigungen über Eigentumsrecht, Eherecht, Gastrecht u. dgl. herbeigeführt hatten, erleichterten die rasche Verschmelzung der drei Völkerschaften und ihrer Nationaleigentümlichkeiten zu einem staatlichen Gemeinwesen mit festgesetzten Rechten. Der uralten Einteilung des Volkes in die drei Stammtribus der Ramnēs, Titiēs und Lucĕrēs scheinen die drei oben genannten Bestandteile des römischen Volkes zugrunde gelegen zu haben.

Älteste Verträge und Einteilung

Damit ein heiliges Band das neue Gemeinwesen fester begründe, meldet die historische Überlieferung weiter, traf der zweite König, der weise Sabiner Numa Pompilius, Einrichtungen der Religion und des Kultus, bei denen er den alten Glauben und das Herkommen bei den drei Volksstämmen berücksichtigte, und gab gute Anordnungen über das häusliche und bürgerliche Leben, mit dem der religiöse Glaube und die heiligen Gebräuche aufs innigste verwoben waren. Auf ihn vor allem führte man die Einrichtung der verschiedenen Priesterkollegien zurück. Auch die Begründung der ältesten Handwerkerzünfte, deren Mitglieder als minder ehrenhaft vom Waffenrecht ausgeschlossen waren, wurde diesem Könige zugeschrieben. Damit das Eigentumsrecht geachtet und in Handel und Wandel Treue und Glauben geübt werde, stiftete Numa der Gottheit der Treue und des gegenseitigen Vertrauens (Fides) Tempel und Verehrung. Dem Janus, dem Gott alles Anfangs im Raum und in der Zeit, mit doppeltem Angesicht nach vorwärts und rückwärts schauend, weihte er am Eingang des Forums eine Torhalle, deren Pforten in Kriegszeiten offen, im Frieden geschlossen waren (§ 160). Und so sehr ehrten alle Völker den weisen Priesterkönig, daß sie keine Kriege wider Rom führten; deshalb waren während seiner Regierung die Tore des Janustempels geschlossen. Wie die Griechen ihre Gesetze durch Götterssprüche bestätigen ließen, so behauptete Numa Pompilius, seine religiösen Einrichtungen aus dem Umgange mit der Nymphe Egeria, deren heiliger Hain südwärts von Rom lag, erhalten zu haben. Nach vielen Jahren soll er lebenssatt gestorben sein, noch bis in die späteste Zeit von seinem Volke hochverehrt.

2. Numa Pompilius

Die beiden folgenden Könige, der Latiner Tullus Hostilius und der Sabiner Ancus Marcius, erweiterten das Gebiet des kleinen Staats durch glückliche Kriege, so daß mit den drei Hügeln des Palatinus, Esquilinus, Cälius (der Capitolinus lag damals noch außerhalb der (Stadt) noch vier andere verbunden und allmählich) bevölkert wurden (sog. Septimontium [Palatium, Cermalus, Velia, Oppius, Cispius, Fagutal, Subura]), das nicht mit der „Siebenhügelstadt" des Servius Tullius zu verwechseln ist. An diese Stadterweiterung habe sich noch eine zweite angeschlossen, die Rom in vier größere Stadtbezirke teilte (die sogenannte Vierregionenstadt [der Palatina, Esquilina, Sucusana, Collina]), in denen sich dann die Kapellen der Argeer befanden, Wesen ungewissen Ursprungs und unsicherer Deutung, vielleicht eine Personifikation des Nationalfeindes, dessen Abbilder am Argeerfeste (16./17. März) alljährlich in den Tiber gestürzt wurden. Unter Tullus Hostilius erlangten die Römer durch den siegreichen Kampf der Horatier, die für Rom gegen die Curiatier fochten, die Herrschaft über Albalonga, dessen Einwohner nach Zerstörung der Stadt teils am Fuße des Albanerberges in Bovillä angesiedelt, teils nach dem Cälius in Rom verpflanzt wurden, wo sie, mit dem römischen Schutzrecht begabt, die Grundlage des Standes der Plebejer bildeten, der unter dem folgenden König Ancus Marcius, dem Erbauer der Hafenstadt Ostia an der Tibermündung, durch Ansiedelung besiegter Bürger der umliegenden Orte noch bedeutend vermehrt ward. Mit der Unterwerfung Albalongas gingen wohl auch die Hoheitsrechte dieser Stadt als Vorort des latinischen Bundes (§ 164) auf Rom über, dessen Abgeordnete von nun an den Vorsitz bei den Bundesfesten führten.

3. Tullus Hostilius
4. Ancus Marcius

Eine eigentümliche Schwierigkeit für die Jahresangaben der älteren römischen Geschichte liegt darin, daß zwei Jahresrechnungen, eine ältere (bei Polybius, Diodor, Livius u. a.) und eine jüngere (Varro und die kapitolinischen Fasten, d. h. ein inschriftlich erhaltener Kalender aus der Zeit des Augustus) nebeneinander hergehen. Die jüngere Berechnung, die bisher fast allgemein angenommen war und der wir uns auch anschließen, hat in die Beamtenreihe der Konsuln fälschlich vier Diktatorenjahre eingeschoben, die die ältere Rechnung nicht kannte; infolgedessen setzte sie z. B. die Gründung der Stadt auf 754 v. Chr., die Vertreibung der Könige auf 510, die keltische Eroberung Roms

Ältere römische Chronologie

auf 390, während die ältere Rechnung diese Ereignisse auf 750 usw. ansetzt. Erst vom Jahre 280 an gehen die Rechnungen gleichmäßig nebeneinander her. Die vielgebrauchte Zählung „nach Gründung der Stadt" hat besondere Schwierigkeiten, da der Jahresanfang stark variierte. Der Jahresanfang mit dem 1. Januar datiert erst aus dem Jahr 153 v. Chr., vorher fing man mit dem 15. März an. Auch die griechischen Angaben über die Olympiadenjahre, die im Mittsommer begannen, lassen sich für die römische Chronologie nur teilweise verwenden (§ 71).

§ 164. Die drei Etruskerkönige der Sage. In den ältesten Zeiten haben ohne Zweifel Könige über die sich mächtig entwickelnde und einen entscheidenden Einfluß auf ganz Latium ausübende Tiberstadt geherrscht. Ebenso fest aber steht, daß die Gründungssage erst, nachdem alle wirkliche Kunde von Roms Anfängen verklungen war, zurecht gemacht worden ist, um den nationalen Instinkten auf das sorglichste Rechnung zu tragen; vor allem sollten, dem formalistischen Zuge der römischen Religion folgend, alle Einrichtungen, die auf dem Boden der alten Bauernstadt erwachsen waren, wie die Feste der Salier, der Wolfsbrüder, der Arvalbrüder (§ 160) usw., auf bestimmte Ereignisse in dieser sagenhaften Königszeit zurückgeführt werden.

Daß aber alle Kunde aus der Urzeit Roms so schnell und völlig verklungen ist, fand seine Ursache in einem Ereignis, das die hergebrachte römische Geschichte uns freilich verschwiegen hat, in dem siegreichen Vordringen der Etrusker bis nach Kampanien, wo
524 ihnen erst der entscheidende Sieg des Aristodemos in der ersten Schlacht von Kyme (§ 159) halt gebot und erst durch die zweite Schlacht bei Kyme 474 mit Hilfe Hierons von Syrakus die Etrusker rückwärts und vom Meere abgedrängt wurden. Es liegt auf der Hand, daß eine jahrzehntelange Besetzung Kampaniens ohne eine vorhergegangene dauernde Unterwerfung Latiums sich nicht denken läßt. Nur ein halb verwehter Klang dieser zwar nur erschlossenen, aber trotzdem wohl als gesichert anzusehenden Tatsache tönt uns in dem zweiten Teile der römischen Königssage wider, die uns von friedlicher Einwanderung und Unterordnung etruskischer Elemente unter dem altansässigen Latinerstamm zu berichten weiß.

Die Tarquiniersage

Die drei letzten römischen Könige, Tarquinius der Alte (Priscus), Servius Tullius und Tarquinius der Stolze (Superbus), gehörten, wie die Sage meldet, dem etruskischen Stamm an. Ihre Familie war, wie es heißt, von Tarquinii in Rom eingewandert, hatte nach und nach Ansehen gewonnen und schließlich den Königsthron erlangt. Unter ihnen wurde Rom zur Hauptstadt einer blühenden Landschaft erhoben. Ein ewiger Landfrieden und ein Bündnis für Angriff wie für Verteidigung nebst gegenseitiger Rechtsgleichheit in Handel und Wandel verflocht von nun an die schon durch gleiche Sprache und Sitte verbundenen latinischen Gemeinden noch durch die tausendfachen Beziehungen des Geschäftsverkehrs. Der Oberbefehl im Bundesheer wechselte anfangs zwischen Rom und Latium.

1. Tarquinius Priscus

Nachdem Tarquinius der Alte auf Anstiften der Söhne seines Vorgängers Ancus von zwei gedungenen Mördern getötet worden war, bewirkte die Königin Tanaquil,

2. Servius Tullius

daß ihr Schwiegersohn Servius Tullius zur Regierung kam. Jedoch zog sich dieser durch Neuerungen, die eine allmähliche Verschmelzung der erstarkenden und aufstrebenden Plebejerschaft mit Patriziergeschlechtern herbeiführen und dem Königtum eine breitere Grundlage im Volk verschaffen (§ 167) sollte, den Haß der Adelsgemeinde

3. Tarquinius Superbus

zu; daher wurde er mit deren Beihilfe von seinem Eidam Lucius Tarquinius Superbus ermordet. Die Sage hat den Übergang der Gewalt von Servius Tullius auf Tarquinius Superbus als Familientragödie dargestellt. Die beiden Söhne Tarquins des Alten waren mit den beiden Töchtern des Königs Servius vermählt. Der schroffe Lucius war mit der älteren Tullia, einer sanften und frommen Frau, verbunden; Aruns, redlich und treu, mit der jüngeren Tullia, einem Weibe von wildem, ruchlosem Gemüt. Die letztere, ergrimmt über das lange Leben ihres alten Vaters und über die Gleichgültigkeit ihres Mannes, der seinem herrschsüchtigen Bruder dereinst den erledigten Thron zu überlassen bereit schien, schwur beiden Verderben. Sie kam mit Lucius überein, daß er seine Gattin und sie ihren Gatten ermordeten und dann beide ein Ehebündnis schlossen. Hierauf bildete Lucius eine Verschwörung zum Sturz des Königs. Auf das Gerücht

Ermordung des Servius Tullius

davon eilte der König herbei; dieser aber ergriff ihn und stürzte ihn die steinernen Stufen der Kurie hinab. Blutend ward Servius weggeführt, aber ehe er in seine Wohnung gelangte, mordeten ihn die Diener des Tyrannen und ließen die Leiche liegen. Inzwischen hatte Tullia die Botschaft nicht erwarten können. Sie fuhr mitten durch den Tumult und begrüßte ihren Gemahl als König. Obgleich Tarquinius die durch

die Verfassung des Servius den Plebejern gewährten Rechte wieder verkürzte, durch glückliche Kriege mit den Latinern und Volskern die Grenzen des Staats erweiterte und durch Bauten (Capitolium) und nützliche Anlagen die Stadt verschönerte, so wurde er doch bald den Patriziern verhaßt, als sein Streben dahin ging, die königliche Macht in eine unbeschränkte Erbmonarchie zu verwandeln. Seine Gewalttätigkeiten verbunden mit drückenden Steuern, erzeugten Unzufriedenheit, die schließlich zur Vertreibung des auswärtigen Königsgeschlechts führte. Tarquinius wurde nach der Sage von bösen Träumen und unheilverkündenden Wahrzeichen geschreckt. Da schickte er zwei seiner Söhne, Titus und Aruns, nach Delphi, um den pythischen Gott zu befragen. Zur Kurzweil gab er ihnen einen Vetter, M. Junius Brutus, der für blödsinnig galt, mit. Nachdem sie die Antwort des Orakels erhalten hatten, befragten die Königssöhne den Gott auch um ihr Schicksal; dieser weissagte die Herrschaft über Rom demjenigen, der nach der Heimkehr der Mutter zuerst einen Kuß geben würde. Darauf machten die Brüder unter sich aus, sie wollten ihre Mutter zugleich küssen und dann gemeinschaftlich regieren. Bei ihrer Landung in Italien aber fiel Brutus wie zufällig auf den Boden und küßte unbemerkt die Erde als die gemeinsame Mutter aller. Einige Zeit nachher, als die Römer Ardea mit langer Belagerung bedrängten, stritten die Söhne des Königs und ihr Vetter, Tarquinius Collatinus über die Tugend ihrer Frauen. Der Streit war lebhaft; ein nächtlicher Ritt wurde unternommen, um die Frauen zu überraschen und zu sehen, was sie in Abwesenheit ihrer Männer trieben. Da trafen sie die fürstlichen Frauen zu Rom bei einem schwelgerischen Mahle; von da eilten die Jünglinge nach Collatia, wo sie in später Nachtstunde Lucretia, des Collatinus Gemahlin, im Kreise ihrer Mägde spinnend fanden. Sextus Tarquinius, von böser Begierde getrieben, kam am folgenden Tage nach Collatia zurück und kehrte im Hause des Vetters ein, wo ihn Lucretia gastfreundlich aufnahm. Er zwang sie, sich ihm hinzugeben. Am andern Morgen rief sie ihren Vater und ihren Gemahl zu sich, erzählte unter Tränen die erlittene Schmach, forderte sie zur Rache auf und stieß sich dann selbst den Dolch ins Herz. Nun war der Augenblick für Brutus gekommen; er hob den blutigen Dolch in die Höhe und schwor dem verbrecherischen Königshause den Untergang. Brutus und Collatinus schlossen einen Rachebund und riefen die Bevölkerung zur Vertilgung der tyrannischen Herrscher auf. Bei der Nachricht davon eilte der König mit seinem Heere von Ardea nach Rom, um den Aufstand niederzuschlagen; aber er fand die Tore schon verschlossen und mußte, als ein Beschluß der Volksversammlung ihn der Königswürde entsetzte und selbst seine Truppen von ihm abfielen, in die Verbannung ziehen.

Brutus

Vertreibung der Könige

Jedoch haben, wie die Sage meldet, die Tarquinier auch manches Gute gestiftet, vor allem Roms Macht nach außen bedeutend erweitert. Tarquinius Superbus brachte die latinischen Orte zu einem Vertrag, in dem Rom als Haupt des Latinerbundes anerkannt wurde; ein Schutz- und Trutzbündnis mit gemeinsamem eidgenössischen Niederlassungsrecht verband die einzelnen Gemeinden, die, soweit nicht die Bundespflichten eingriffen, in Verfassung und Verwaltung frei und selbständig blieben und am Dianatempel auf dem waldbedeckten Aventin jährlich ein gemeinsames Bundesfest feierten. Für Zivilklagen bestand ein eigenes, aus Richtern beider Nationen und einem Obmann zusammengesetztes Handelsgericht. Ferner eroberte Tarquinius die reiche Volkerstadt Suessa Pometia und suchte durch Gründung von Kolonien die Herrschaft der Römer weiter auszudehnen; das war der Anfang der Bürgerkolonien, deren älteste bekannte (Signia, Cora, Suessa Pometia, Veliträ, Norba) nahe an die Königszeit heranfallen müssen, und durch die der latinisch-römische Stamm seine Sprache und Volkseigentümlichkeit allmählich über ganz Italien verbreitete. Er führte den Bau des Capitoliums zu Ende, das fortan der Aufbewahrungsort der wichtigsten Staatsdokumente und der kostbarsten Weihgeschenke, der Mittelpunkt der bedeutendsten Staatshandlungen, der Schauplatz der größten Feierlichkeiten wurde. Er erwarb ferner die unter dem Namen der sibyllinischen Bücher bekannte Sammlung alter Orakelsprüche, die im Capitolium aufbewahrt und mit dem Kultus und der Politik des römischen Staats in die engste Verbindung gesetzt wurden. Die sibyllinischen Sprüche durften nur auf ausdrücklichen Befehl des Senats von den dazu bestellten Sachverständigen befragt werden; Verletzung des Geheimnisses wurde mit der Strafe der Tempelschänder geahndet.

Latinischer Bund

Sibyllinische Bücher

§ 165. Das Geschichtliche aus Roms Königszeit. Es erscheint unmöglich, aus diesem Gewirr von Sagen den historischen Kern herauszuschälen; ein solcher besteht aber hier ebensogut wie bei der Erzählung vom trojanischen Kriege oder der dorischen Wanderung, wenngleich ein gut Teil der vorgetragenen Ereignisse erst später erfunden worden sein mag, um vorhandene Namen, Gegenstände und Gebräuche zu erläutern.

So ist z. B. wohl Romulus nach der Stadt Rom genannt, nicht, wie die Alten wollten, umgekehrt, so spiegelt die Zweizahl der Gründer mythologisch die beiden Konsuln wieder usw. Folgendes etwa läßt sich als Ergebnis der neueren Forschung ansehen.

Römer und Sabiner

Nachdem die Römer den palatinischen Hügel besetzt und damit eine feste Position gegen das Hinterland der Sabiner und gegenüber den Etruskern gewonnen hatten, kam es zunächst mit den Sabinern zum Zusammenstoß, da sich diese die ihnen natürlich gegebene Straße zum Meere nicht nehmen lassen wollten. Denn aus der alten Grenzfestung der Latiner gegen die Etrusker war nach und nach infolge der glücklichen Lage der Stadt ein sehr bedeutender Ort geworden, der die Freiheit der Grenznachbarn bedrohte. Wie dieser Kampf verlief, wissen wir nicht; doch dürfen wir annehmen, daß vorerst die Römer nachgeben mußten. Darauf weist hin, daß sabinische Gottheiten in den Hauptheiligtümern der Römer Aufnahme fanden, und daß deren ältester Kultus sich in sabinischen Formen bewegte. Das Bündnis, das die Römer mit den Sabinern geschlossen haben wollen, und das deren Einzug in die Stadt herbeigeführt haben soll, ist von dieser Zeit zu trennen und auf einen späteren Zeitpunkt zu beziehen, wo die Etruskergefahr dem aufstrebenden Staatswesen immer drohender wurde.

Zusammenstoß mit den Etruskern

Obwohl die Einwohnerzahl des jungen Gemeinwesens sehr schnell wuchs, so daß sich mehrere Vergrößerungen (Septimontium, Vierregionenstadt [§ 163]) des Mauerrings (einer von ihnen, am Esquilin noch teilweise vorhanden, ein Rest der sogenannten servianischen [§ 167] Mauer, ist durch seine Gewaltigkeit besonders hervorragend) notwendig machten, und obwohl die sagenhaften Kämpfe des Tullus Hostilius mit den Latinern auf eine glückliche Ausbreitung der römischen Herrschaft über ganz Latium hinweisen, gelang es nicht, den nach Süden bis Kampanien vordringenden Etruskern Halt zu gebieten. Die

Etruskische Eroberung

Etrusker nahmen Rom und setzten dort eins ihrer Fürstengeschlechter auf den Thron. Wie lange die Fremdherrschaft dauerte, wissen wir nicht, doch muß es ein ziemlich großer Zeitraum gewesen sein, weil das Ritual und die Gottesverehrung der Etrusker den italischen Naturdienst so zu überwuchern vermochten, daß dieser ganz verschwand und die etruskische Religion die italische ersetzte. Auch hier hat die Sage, die der Eigenliebe der Römer schmeichelte, einen freien Vertrag an die Stelle der Unterwerfung gesetzt; doch ist es gewiß, daß die Etrusker Herren von Rom waren. Schon ihre Siedelung im Taskerviertel mitten zwischen Palatin und Capitolin beweist dies. Jedoch so machtvoll auch die Etrusker sich festzusetzen wußten, so wenig vermochten sie das Gewonnene festzuhalten, obwohl sie eine Stütze bei den unteren Volksschichten suchten. Der letzte König aus etruskischem Blute machte den Unterworfenen Konzessionen, die von den späteren dann in ein System gebracht und als die servianische Verfassung (§ 167) bezeichnet wurden. Nach dem Niedergange der etruskischen Macht in
524 Kampanien und durch die schwere Niederlage von Kyme (§ 159) waren auch die Tage der Etruskerherrschaft in Rom gezählt; die alte
510 Aristokratie erhob sich und jagte die fremden Herren fort.

Für Rom ist die Etruskerherrschaft von großer Bedeutung gewesen: denn die Etrusker brachten dem latinischen Bauernvolke nicht nur ihre Religion, sondern auch ihre Kultur mit. Sie brachten den Römern den Tempelbau, entwässerten durch die großartige Cloaca maxima die Sümpfe zwischen Kapitol, Palatin und Aventin und lehrten die später weltberühmt gewordene römische, wie für die Ewigkeit berechnete Baukunst. So legte, wie es heißt, der ältere Tarquinius den Grund zu dem mächtigen Bau des Kapitoliums, den sein Sohn Tarquinius Superbus in des Vaters Sinn vollendete. Dieser Bau bestand aus der Burg und dem herrlichen, den drei obersten Göttern geweihten Tempel. Er war nach etruskischer Ordnung gebaut und hatte drei Zellen, in deren mittlerer Jupiter thronte, während die zu seiner Rechten für Minerva, die zu seiner Linken für Juno bestimmt war. Zugleich stiftete Tarquinius dem kapitolinischen Jupiter zu Ehren die großen römischen Spiele an den Iden des September mit Opferfest und Wettkämpfen im Zirkus. Ferner ließ er zur Entwässerung der Stadt die ungeheuren, aus Quadern erbauten Abzugsgräben (Kloaken), sowie den Zirkus Maximus (die Rennbahn für Wettrennen zu Wagen und zu Roß) und das Forum anlegen und erhielt zuerst als Abzeichen der höchsten Macht den elfenbeinernen Thron (sella curulis) und die zwölf Lictoren.

Kulturelle Folgen der Etruskerherrschaft

Kapitol

Ludi Romani

Jedoch ist der Einfluß der Etrusker auf Rom öfters übermäßig hoch eingeschätzt worden. In neuester Zeit ist man sogar so weit gegangen, den Namen Rom selbst auf das etruskische Geschlecht Rume zurückzuführen und die Stadt als eine etruskische Gründung hinzustellen, eine Deutung, die wohl abzuweisen ist. Denn man darf den Einfluß der Griechen auf die emporstrebende Stadt und die Latiner nicht übersehen: ein Hauptbeweis für dessen Unmittelbarkeit ist das lateinische Alphabet, das direkt aus dem Alphabet von Chalkis hergeleitet ist, nicht wie das umbrisch-oskische auf dem Umweg über die Etrusker. Die ältesten Inschriften (die des Duenos und einer Fibula von Präneste) stammen bereits aus der hier behandelten Zeit. Die weitaus wichtigste ist der 1899 entdeckte schwarze Stein, ein Cippus (Spitzsäule), der vielleicht ein Grenzstein war und der sich im sogenannten Grab des Romulus auf dem Forum vorfand, mit einer verstümmelten und noch nicht sicher gedeuteten Inschrift. Nicht weit davon, am Tempel der Faustina, fand sich 1903 die älteste römische Begräbnisstätte (sepulcretum) mit Brandgräbern, ein Beweis dafür, daß das Forum sowie das Kapitol damals noch nicht zur eigentlichen Stadt gehörte; beide sind erst in der Vierregionenstadt in den Mauerring einbezogen worden.

Niger lapis

§ 166. Roms älteste Staatseinrichtungen und Gesetze. Alle diese blutigen und gewaltigen Vorgänge hat die römische Überlieferung uns in einem ganz anderen Lichte dargestellt, indem sie die sabinische und die etruskische Eroberung einfach als nicht vorhanden betrachtete und die sabinischen und etruskischen Bewohner Roms als durch Bündnis in die Stadt aufgenommen ansah.

A. Staatsanfänge

Nach der Überlieferung zerfiel die Bürgerschaft ursprünglich in drei Tribus (Stämme), die Ramnes, Tities und Luceres, deren Herkunft und Bedeutung ungewiß ist (§ 163). Die Ramnes sollten (nach Mommsen) die „Urrömer" sein, die Tities bildeten den Kern der zugewanderten Sabiner, die Luceres endlich wurden, freilich ohne ausreichende Gründe, bald auf die etruskischen, bald auf die albanische Bevölkerung Roms bezogen. Diese weitverbreitete Ansicht wird gegenwärtig von vielen Gelehrten verworfen und die Stadt als eine von jeher einheitliche Bildung angesehen; die Hauptstütze dieser Meinung liegt in dem alten Namen Quiriten, mit dem die Römer bei allen feierlichen Gelegenheiten angeredet wurden, und den man (seit Madvig) als den eigentlichen Volksnamen der Römer betrachtet (andere Ansicht: Kuriengenossen [Lange, E. Meyer]).

Die Überlieferung gibt auch eine weitere Einteilung der Völker an. Jede der drei Tribus zerfiel in zehn Kurien, jede Kurie in zehn Sippen (gens), jede gens in zehn Familien: eine Einteilung, deren Schematisches

und der Natur Widersprechendes ohne weiteres klar ist. Man wird umgekehrt vom einzelnen auszugehen und aus diesem die allgemeinen Begriffe herzuleiten haben.

Familie

Für die Entwicklung des römischen Staates und Rechtes ist der Begriff Familie der weitaus wichtigste. Die Familie galt den Römern auch später als Abbild des aus ihr erwachsenen Staates. Die Verhältnisse in ihr waren sorglich und rein monarchisch geordnet. Das Haus und die Familie (d. h. der freie Mann mit der ihm von den Priestern entweder durch Confarreatio [mit Opfer von Feldfrüchten] oder coemptio [mit Scheinkauf der Braut] feierlich angetrauten Ehefrau, mit den Söhnen und Töchtern, den Kindern der Söhne und sämtlichem Besitztum) war als Einheit vertreten durch den Hausvater, dessen Macht über Weib und Kind und alle Habe unbeschränkt war; er übte die richterliche Gewalt und konnte nach Ermessen an Leib und Leben strafen. Das Aussterben eines Hauses galt für ein Unglück, zu dessen Verhütung dem Kinderlosen von der Gemeinde das Mittel der Annahme fremder Kinder mit allen Rechten und Pflichten der eigenen (Adoption) gestattet war. Nach dem Tode des Hausherrn wurde die „Hut" (tutela oder manus) über die verwitwete Frau von ihren Söhnen, über die unverheirateten Schwestern von den Brüdern ausgeübt. Denn war auch die Frau nicht im Erwerb von Geld und Gut zurückgesetzt, traten vielmehr Mutter und Tochter das gleiche Erbteil mit den Söhnen an, so gehörte die Frau doch dem Hause, nicht der Gemeinde, war immer „hausuntertänig".

Sippe

Aus diesem rechtlichen Begriff Familie heraus entwickelte sich der weitere Begriff Sippe (gens), die alle demselben Stammvater Entsprossenen umfaßte, ohne daß alle Mittelglieder in der Ahnenreihe nachweisbar zu sein brauchten. Alle Angehörigen einer Sippschaft führten einen gemeinschaftlichen Geschlechtsnamen (wie Fabius, Cäcilius, Claudius u. a.), die vielfach aus Vornamen weitergebildet sind; dieser Geschlechtsname wurde auch auf die Klienten übertragen; zur Bezeichnung des Individuums diente der Vorname (Gajus, Servius, Titus u. a.), während für die einzelnen Familien Zunamen üblich waren, die man mit Vorliebe körperlichen Eigentümlichkeiten (Paetus, Rufus, Nasica) entlehnte, die aber auch aus alter Zeit hergeleitet wurden und später nicht mehr verständlich waren (Metellus, Scipio, Piso). Die Gentes hatten eigene Geschlechtsgötter oder Stammheroen, die sie durch gemeinsame Opfer in besonderen der Gens angehörenden Heiligtümern verehrten, gemeinschaftliche Begräbnisstätten und ein eigenes Recht (vergl. II, § 13).

Die Kurien

Die nächste weitere Genossenschaft war die curia (das nach älterer Etymologie von curare abgeleitet und „Pflege" übersetzt ward, gegenwärtig fast allgemein als Zusammenziehung von co-viria „Männergemeinschaft" angesehen wird), wohl ein örtliches Ganzes, an dessen Spitze ein curio stand und deren Genossen curiales hießen. Sie waren durch gemeinschaftliche Pflichten und Rechte verbunden, hatten ihren besonderen Gottesdienst und eigene Versammlungsorte (Kurien), deren wichtigster später das Rathaus ward.

B. Älteste Einteilung des Volkes

Nach der Überlieferung zerfielen von Anbeginn der Stadt die freien Bürger in die Patrizier, den regierenden Stand, die Plebejer, die übrigen Bürger und die Klienten oder Hörigen. Die Patrizier waren der alte Adel (Geburtsadel), der allein Zutritt zu den Ämtern und Priestertümern hatte, wie wir ihn schon in Griechenland kennen lernten.

1. Patrizier

Unter den Patriziern unterschied man die jüngeren und älteren Geschlechter (patres majorum et minorum gentium) und hören von einzelnen Zuwanderungen, z. B. der gens Claudia aus dem Sabinerlande. Späterhin erscheint das Patriziat als festgeschlossen, auf den Verband der gentes sich stützend und die alleinige Macht festhaltend im ständigen Kampfe mit den Plebejern. Daß die staatsrechtliche Erfassung des Patriziats so schwer und ungewiß ist, liegt hauptsächlich an der uralten Verquickung des Geburtsadels mit dem langsam daneben sich entwickelnden Amtsadel (der Nobilität), die wir schon in der älteren Überlieferung vorfinden. Nach früheren Ansichten (Niebuhr, Mommsen) waren

die Patrizier die ursprünglich allein vorhandenen Bürger der Stadt, unter ihnen standen ihre Gefolgsleute, die Klienten), und erst lange *nach* ihnen kamen die Plebejer. Gegenwärtig läßt man die Frage nach der Herkunft der Plebejer offen und nimmt *gleichzeitiges* Auftreten der Patrizier *und* Plebejer und den Ständeunterschied seit Beginn des Staates gegeben an (E. Meyer, B. Niese). Am Anfang der Staatsentwicklung finden wir die Patrizier schon im Vollbesitze der Macht, die sie auch nach der materiellen Seite hin wohl auszunutzen verstanden. Ihr zunehmender Reichtum schuf eine Menge von ihnen abhängiger Existenzen, die auch formell sich unter ihren Schutz stellten, die sogenannten *Klienten* (Hörige). Es waren teils Abkömmlinge älterer Landeseinwohner, die (wie die spartanischen Periöken), ihres Grundes und Bodens beraubt, aber dafür in ein religiöses Schutzverhältnis gestellt wurden, teils Sprößlinge ungleicher Ehen oder freigelassene Knechte, angesiedelte Fremde, verarmte Grenzbewohner, die in Rom ein Unterkommen suchten. Zwischen den Gentilen als Schutzherren oder *Patronen* und den Klienten als Schutzbefohlenen bestand ein auf religiösem Grunde ruhendes Pietätsverhältnis mit gegenseitigen Pflichten und Rechten. Der Patron hatte seinen Klienten vor Gericht zu vertreten, ihn in seinem Vermögen und Geschäfte zu schützen und ihm mit seinem Rate behilflich zu sein; dafür mußte der Klient den Patron mit Geld unterstützen, wenn er in Kriegsgefangenschaft geraten oder zu einer Geldstrafe verurteilt ward, ebenso zur Bestreitung des Aufwandes bei Amtern u. dgl. Bei Verheiratung der Töchter des Patrons hatte der Klient eine Aussteuer zu entrichten, mußte den Patron im Krieg und auf Amtsgängen begleiten und ihm „hold und gewärtig" sein; auch durften beide nie als Kläger und Zeuge gegeneinander auftreten. Die Klientel war erblich, das Patronatsrecht stand jedesmal dem Familienvater zu und konnte nur von Patriziern geübt werden; Mißhandlung von Klienten war mit schweren Strafen belegt. Klienten

Der Familie gehörten ferner zu, wenn auch nur als deren Eigentum gerechnet, die *Sklaven*. In den Stand der Sklaven konnte man teils nach dem Völkerrecht durch Kriegsgefangenschaft, teils nach dem bürgerlichen Recht, z. B. wegen Schulden oder gewisser Verbrechen, geraten. Der Sklave wurde als *Sache* betrachtet, über dessen Leib und Leben, Kräfte und Erwerb der Herr volles Eigentumsrecht hatte. Er durfte sich nicht mit einer Freien verheiraten und mit einer Sklavin nur unter Einwilligung des Herrn, dem dann auch die Kinder wieder als Sklaven zufielen. — Wurde ein Sklave mit der Freiheit beschenkt, so trat er in den Stand der *Freigelassenen*, erlangte aber dadurch weder das Ansehen noch die Rechte eines Freigeborenen (Ingenuus). Geschah die Freilassung feierlich, so erhielt der Freigelassene Bürgerrecht (civitas), trat als Klient in die Gens seines Herrn ein und durfte als Römer die Toga tragen und ein Gewerbe treiben; geschah die Entlassung bloß faktisch, nicht mit den vorgeschriebenen Förmlichkeiten, so waren seine Rechte beschränkter, und sein erworbenes Vermögen fiel bei seinem Tod dem Herrn zu. Sklaven Frei-gelassene

Im schroffen Gegensatz zu den *Patriziern*, die in ihrem festgegliederten Geschlechtsverbande ein starkes Herrschaftsmittel besaßen, standen die *Plebejer*, deren Rechte von jeher starken Schwankungen unterlagen. In der herkömmlichen Ursprungsgeschichte fallen sie mit den Klienten zusammen und stehen ursprünglich unter der Obhut der Patrizier; späterhin sind sie davon frei und haben gleich den Patriziern Gentilverbände und eigene Klienten. Eine besondere Schwierigkeit besteht darin, daß einzelne gentes patrizische und plebejische Mitglieder hatten, so waren z. B. die Claudier in die mit dem Beinamen Pulcher gekennzeichneten Patrizier und die mit dem Beinamen Marcellus ausgestatteten Plebejer geteilt. Ebenso zerfielen die Cornelii in patrizische (Lentuli, Cethegi usw.) und plebejische (Balbi), Unterscheidungen, die noch zur Zeit des Untergangs der Republik vorhanden waren und auch als solche empfunden wurden. Es ist viel leichter zu sagen, welche Rechte die Plebejer nicht besaßen, als welche sie besaßen, und woher sie ihren Ursprung nahmen. Die einen vermuten, daß sie aus den Klienten hervorgegangen seien, die anderen, daß sie die unterworfene Bevölkerung darstellten, wieder andere, daß sie zugewandert wären. Alle diese Vermutungen treffen teilweise das Rechte. Wir sehen sie 2. Plebejer

Handel und Gewerbe treiben, als Bauern außerhalb des Mauerringes wirtschaften und vor allem an dem gesamten Privatrecht der Römer teilnehmen. Ausgeschlossen waren sie vorerst von den priesterlichen (und damit wohl auch politischen) Ämtern, und von der Nutzung der Staatsländereien; auch war es ihnen nicht gestattet, mit den Patriziern eine rechtsgültige Ehe abzuschließen.

C. Älteste Verfassung

Wieviel von der angegebenen Standeseinteilung schon unter dem patriarchalischen Königtum vor der etruskischen Invasion bestand, läßt sich nicht mehr erkennen. Denn dessen Kampf mit der erstarkenden Aristokratie und schließliches Unterliegen und die darauf eintretende Tyrannis der Tarquinier liegen tief unter dem Schutt der späteren Überlieferung begraben. Das eine nur scheint sicher, daß sich die Könige mehr und mehr auf die Plebs stützten und damit ihren Fall beschleunigten. Freilich hat die Adelsherrschaft nicht lange gedauert, bis sie von der etruskischen Despotie abgelöst ward. Die letztere suchte sich übrigens stets als legitim hinzustellen, was durch den Umstand besonders erleichtert ward, daß Rom keine Erblichkeit der Krone, sondern nur ein Wahlkönigtum kannte. In einer Darstellung der Funktionen der römischen Könige lassen sich deshalb altheimische und etruskische Elemente nicht trennen. Nach der verfassungsgeschichtlichen Überlieferung, die sich in Wahrheit als eine Konstruktion auf Grund der im dritten und zweiten Jahrhundert bestehenden Ordnung darstellt, haben wir uns die älteste Verfassung Roms etwa so zu denken:

Überlieferung über das Königtum

Das altrömische Königtum war beschränkt durch den Willen des Volks, der sich teils unmittelbar in Volksversammlungen (Kuriatkomitien), teils durch eine dem Senat übertragene Vollmacht kundgab. Es war also eine vom Volk zur Leitung sämtlicher Staatsangelegenheiten eingesetzte und anerkannte, nach freier Wahl übertragene höchste Gewalt, die ihre Berechtigungsquelle im Volke hatte und nach des Königs Tod an dasselbe zurückfiel, um einem anderen übertragen zu werden.

War der neue König gewählt und mit priesterlicher Weihe (Inauguration) versehen, so trat er der Volksgemeinde gegenüber in dasselbe Verhältnis wie der Hausvater zur Familie. Er übte als Heerführer und Oberrichter unumschränkte Gewalt und war zur Führung der aus Etrurien übernommenen königlichen Insignien berechtigt; wo er in amtlicher Funktion auftrat, schritten ihm die richterlichen Boten (Liktoren) mit den Fasces, den Beilen und Ruten, voran; an den „Sprechtagen" (dies fasti) hielt er, auf dem Herrenstuhl (sella curulis) sitzend, Gericht auf dem Marktplatze; auch besaß er einen priesterlichen Charakter und leitete das Opfer- und Wahrsagewesen. Für seinen Unterhalt war ein beträchtliches Kronland (der Campus Martius?) aus dem Gemeingut bestimmt; andere Einnahmen bildeten die Hafenzölle, Gerichtsbußen und der Schutzzins der ansässigen Nichtbürger. Starb der König, so trat der Senat ungerufen zusammen und ernannte einen „Zwischenkönig" (Interrex) auf fünf Tage, durch den dann der neue König bezeichnet und von Senat und Bürgerschaft bestätigt ward.

Kritik der Überlieferung

In der Nichterblichkeit der Krone zeigt sich das Unwahrscheinliche und Konstruktive der Überlieferung; in dieser schimmern aber, aus älterer Zeit wenigstens, eine Reihe von Versuchen durch, aus der Tyrannis eine erbliche Monarchie zu machen, die jedoch durch den aufstrebenden Adel vereitelt wurden. In den Sagen lebt das Königtum überall fort, aber wir haben nicht, wie bei den Griechen, eine kontinuierliche Entwicklung. Wenn Romulus bei den Hellenen aufgetreten wäre, so hätte er die Stammväter der einzelnen Gentes und der drei Tribus erzeugt; aber die einheimische Überlieferung entstand erst, als die Adelsherrschaft und der Geschlechterstaat schon überwunden und an seine Stelle die Gesamtheit der freien Bürger getreten war, und so finden wir, daß Romulus von überall her freie Männer zusammenruft und ihnen das Gesetz auferlegt (ähnlich dem „Weihefrühling" der Sabiner, der ebenfalls die spontane Gründung eines neuen Staates hervorrief), und daraus ergibt sich die ungeschichtliche Konstruktion des Wahlkönigtums. Es fehlte den Römern ein Homer, der ihnen die patriarchalischen Könige und das Heldenzeitalter der römischen „Ritterzeit" hätte malen und das richtige Bild bis auf unsere Tage bringen können.

Der Senat war ursprünglich wohl die Versammlung der Sippenälteſten, ſpäterhin eine vom König auf Lebenszeit frei gewählte Verſammlung, in der er ſelbſt oder ſein Stellvertreter, der Stadtpräfekt, den Vortrag und Vorſitz hatte, und deren Meinungsäußerung er vor jeder Staatshandlung zu vernehmen gehalten war, ohne ſich an ſie binden zu müſſen. Die Zahl der Ratsherren entſprach der Zahl der Sippen (gentes), ſo daß die Vermehrung der letzteren auch eine Mehrung der Senatsſitze zur Folge hatte; noch unter den Königen wurde die Zahl auf dreihundert (100 aus jeder der drei Tribus) gebracht. Nach dem wirtſchaftlichen Erſtarken des Adels wurde auch deſſen junger, waffenfähiger Mannſchaft, die noch nicht für die Beratungen des Senats reif war, dadurch beſondere Rechnung getragen, daß man aus ihr die Bürgerkavallerie bildete. Nach der Sage wählte ſchon Romulus aus den vermögendſten und anſehnlichſten Grundbeſitzern der 30 Kurien 300 Ritter; die Zahl wurde von den folgenden Königen und in der republikaniſchen Zeit allmählich verzehnfacht. Sie dienten im Heere als Reiter ohne Sold, erhielten aber Pferd und Fütterung vom Staat. Ihre Wahl hing vom Vermögen ab; wer dieſes verſchwendete oder ſich eines militäriſchen oder ſittlichen Mißverhaltens ſchuldig machte, wurde bei der Muſterung, die ſie von Zeit zu Zeit zu beſtehen hatten, ausgeſtoßen.

Senat

Ritter

Die den Volksverſammlungen der Geſamtbürger vorbehaltenen Rechte waren die Königswahl, Annahme und Abſchaffung von Geſetzen, Aufnahme in die Bürgerſchaft und die Entſcheidung über Krieg und Frieden. Nur wenn die nach Kurien geordneten „Zuſammenkünfte“ (comitia curiata) des Volks mit dem Senat und dem König in der Kriegserklärung einig waren, galt der Krieg als gerecht. Die ältere Scheidung des Volks in Patrizier und Plebejer machte ſpäterhin einer Trennung nach Ständen, Senatoren-, Ritter- und Bürgerſtand, Platz; die beiden erſteren trugen als Auszeichnung einen goldenen Ring und an dem Obergewand einen Purpurſtreifen, der bei den Senatoren breit, bei den Rittern ſchmal war.

Volksverſammlung

§ 167. Die ſerianiſche Verfaſſung. Die eigenartigſte Erſcheinung unter den ſieben römiſchen Königen iſt wohl Servius Tullius geweſen, in deſſen Perſon ein latiniſcher Fürſt und ein etruskiſcher Eroberer (Maſtarna) vereinigt erſcheinen. Die Überlieferung nennt ihn einen Uſurpator, ungewiß ob mit Recht; jedenfalls ſcheint er das Verfahren der übrigen etruskiſchen Fürſten Roms fortgeſetzt zu haben, die die neue Königsſtadt mit den Segnungen einer klugen Tyrannis beglückten, für Handel und Wohlfahrt alles mögliche taten, durch rieſenhafte Kanalbauten das ſumpfige Land entwäſſerten und ſeine äußere Macht ausdehnten; ihm wurde die erſte große, künſtliche Befeſtigung Roms, die ſerianiſche Mauer, zugeſchrieben, die (wohl in zwei verſchiedenen Bauperioden, einer älteren, echt italiſchen [oskiſchen] Urſprungs und einer jüngeren, die unter helleniſchen Einflüſſen entſtanden ſein mag, errichtet worden iſt und) uns am Esquilin heute noch in rieſenhaften Dimenſionen entgegentritt (§ 165).

Bedeutend wichtiger war aber die Neuordnung der römiſchen Wehrverfaſſung und des römiſchen Bürgertums, die man gewöhnlich dem Servius Tullius zuſchreibt, von einigen Forſchern jedoch als kurz vor den Samnitenkriegen entſtanden angeſehen wird. Sie iſt der faſt gleichzeitigen ſoloniſchen Verfaſſung (§ 79) in vielen Stücken ähnlich. Vor allem baut ſie ſich wie jene auf dem timokratiſchen Prinzipe auf: dem Maß der Pflichten ſoll das Maß der Rechte entſprechen; die Rechte, die aus einer beſſeren Abkunft hergeleitet wurden, ſollten von nun an hinfällig ſein. Als Wertmeſſer nahm Servius Tullius, wie Solon, den Beſitz von Grund und Boden an, ohne zu unterſcheiden, ob es ſich um patriziſchen oder plebejiſchen Grundbeſitz handelte. Die politiſche Einheit bildete von nun an nicht mehr die örtliche Kurie, ſondern die Centurie oder Hundertſchaft, eine Bezeichnung, die deutlich auf eine militäriſche Abteilung hinweiſt. Deren gab es im ganzen 193, die außer den Rittern in fünf Abteilungen (classes) zerfielen. Um dem bäuerlichen Groß- und Kleinbeſitz Genüge zu

Neuordnung der Wehrverfaſſung

Centurien

tun und den landwirtschaftlichen Charakter des Staates zu schützen, setzte er fest, daß die Großgrundbesitzer als Ritter eine besondere Klasse mit 18 Centurien bilden sollten. Neben ihnen standen mit 80 Centurien die Vollhufner, die ein Bauerngut von 5 ha (20 jugera) besaßen, das später einem Geldwert von 100 000 (Trientał-)As gleich gesetzt ward (etwa 6500 Mk.). Aus der niedrig bemessenen Höhe der Güter und der großen Anzahl von Centurien sieht man, daß diese Klasse von Bürgern, die in allen nach der neuen Verfassung stattfindenden Versammlungen (Centuriatkomitien) die Mehrzahl der Centurienstimmen hatte, den Kern der Bevölkerung bilden sollte und auch wirklich darstellte. Sie dienten im Kriege mit voller Bewaffnung, Helm, Panzer, Beinschienen, Rundschild, Lanze und Schwert. Dann folgten je drei Klassen von Bürgersoldaten mit einem ländlichen Besitz von einer dreiviertel, halben und einviertel Hufe (75 000 as, 50 000 as, 25 000 as). Jede von ihnen umfaßte je 20 Centurien. Im Kriege war ihre Bewaffnung ihrem Einkommen entsprechend abgestuft. Als fünfte Klasse folgten mit ein Achtelhufe (12 500 as) 30 Centurien. Die noch fehlenden fünf wurden von je zwei Centurien Werkleuten (fabri) und Spielleuten (tubicines und cornicines) und der einen Centurie der Proletarier (capite censi, die nur als Nachkommen eines Bürgers Anspruch auf das Bürgerrecht haben, nicht „Kindererzeuger", wie die gewöhnliche Erklärung lautet, aus der der moderne Begriff seine Ableitung nimmt) ausgemacht. Diese letzteren umfaßten alle Armen und alle auf ihre Arbeit oder beweglichen Besitz Angewiesenen; sie stellten die Ersatzmannschaften, wenn die anderen krank oder verwundet waren. Diese fünf Abteilungen und die Ritter stellten alle zusammen die Heergemeinde (classis, wohl mit dem dorischen klasis „Aufgebot" verwandt) dar, umfaßten alle Wehrpflichtigen und waren gleichmäßig in centuriae iuniorum, die den Außendienst besorgten (bis zum erfüllten 45. Lebensjahre) und seniorum (bis zum 60. Jahre), die die Stadt zu verteidigen hatten, geteilt. Zur richtigen Besitzermittlung sollte in Zeiträumen von fünf Jahren eine Abschätzung (census) der Besitzer erfolgen.

Centuriatkomitien

Diese Neuerung hatte zunächst einen militärischen Zweck; denn sie sollte die bisher dienstfreien Plebejer zum Heeresdienst heranziehen. Daneben aber mußte sie aber auch bald politisch wirken; denn in der nach Centurien zusammentretenden Heeresversammlung (comitia centuriata) der Bürger wurde auch die Abstimmung über die Gesetze vorgenommen. Die Abstimmung geschah so, daß die Mehrheit einer Centurie deren Stimme bestimmte und die Mehrheit der Centurienstimmen als Willensmeinung des Volkes galt. — Diese Verfassung hat sich zwar bis in die letzten Zeiten der Republik erhalten, aber in so reiner Form, wie in dem angegebenen System, ist sie nur kurze Zeit geblieben. Schon früh änderte sich das Verhältnis der Stimmen und blieb in Fluß, bis die Tributkomitien die Centuriatkomitien in ihrer entscheidenden Bedeutung ablösten (§ 185).

Kritik der neuen Verfassung

Daß diese „Revolution von oben" nicht ohne schwerwiegende Gründe vorgenommen ward und nicht ohne die erbittertsten Kämpfe durchgesetzt wurde, ist anzunehmen. Leider sind wir hier gänzlich auf das Gebiet der Vermutung angewiesen. Vielleicht war sie ein Auskunftsmittel, um widerstreitende Gegensätze zu versöhnen, wie bei der solonischen Verfassung, die ebenfalls in eine Zeit wirtschaftlicher Kämpfe fiel; denn in der servianischen Verfassung sehen wir ein revolutionäres und ein konservatives Element miteinander ringen. Die alte Gentilverfassung war natürlich für den fremden König ein schweres Hindernis; nur dann war daran zu denken, sich in der fremden Stadt festzusetzen und eine Dynastie zu gründen, wenn dieser altgefügte Verband zersprengt wurde. Dazu bot sich durch die Begünstigung der Plebejer gegenüber den Patriziern der Altgemeinde das beste Mittel. Wenn der Anteil der Bürger an den staatsbürgerlichen Rechten nach dem Einkommen abgemessen ward, so mußten, besonders wenn man das Höchstmaß des letzteren bescheiden abgrenzte, zahlreiche Plebejer das erreichen, was ihnen bisher versagt worden war; aber diese Emporgehobenen konnten nur

Revolutionäre Züge

dann hoffen, ihre neuen Rechte zu behaupten, wenn ein starkes Königtum sie schirmte, und deshalb mußten diese neuen Vollbürger die getreuesten Anhänger des Fürsten sein. Zu ihnen werden gegenwärtig von manchen Forschern auch die in der Umgebung Roms ansässigen Bauern, also nicht bloß die innerhalb der Stadt Wohnenden, mitgerechnet und die später (§ 171) zu erörternde Verfassung der Tributkomitien an die servianische Verfassung angeschlossen und die letztere als eine „Bauernbefreiung" hingestellt, was freilich von anderer Seite bestritten wird. Anderseits aber, und das ist das konservative Element dieser neuen Verfassung, wurde das Einkommen aus dem Grundbesitz allein berücksichtigt, nicht aus dem beweglichen Vermögen, wodurch die einheimische Landwirtschaft gegenüber dem Großplantagenbau in Nordafrika geschützt und ermutigt wurde, gerade wie bei Solon, der seiner Verfassung ähnliche Erwägungen zugrunde gelegt haben mochte. Konservative Züge

Die Umwälzung war groß. Anstatt der kleinen Altbürgergemeinde der Patrizier, die sich auf „angestammte" Rechte berief, gab es nun eine große Menge Bürger, deren erste Klasse zu erreichen für jeden strebsamen Mann nicht schwer war. Daß diese Maßregel nur unter hartem Druck durchgeführt werden konnte und bei den Patriziern viel böses Blut machte, ist offenbar; die dankbare Liebe des Volkes für den kühnen Neuerer sieht man noch aus manchem rührenden Zug der Überlieferung. An Versuchen, die alte Vorherrschaft der Adligen wieder herzustellen, wird es nicht gefehlt haben. Erfolg hatten sie aber erst dann zu hoffen, als die Etruskerherrschaft in Kampanien niedergebrochen war und damit der Tag der Befreiung Roms vom fremden Joch erschien. Doch war die neue Verfassung zu diesem Zeitpunkt schon so eingelebt und die Zahl der plebejischen Vollbürger so groß, daß sich die alte, auf Geburtsrechte gegründete Staatsordnung nicht wieder herstellen ließ. Im Gegenteil, die politische Entwicklung Roms nahm nunmehr gänzlich die Richtung nach dem Ausgleich der Stände hin, der in jahrhundertelangem Kampfe mit völliger Gleichstellung aller freien Elemente der Bürgerschaft endete, und damit ist erwiesen, daß der servianischen Verfassung, gleichviel, wer ihr Urheber war, ein gesunder staatsmännischer Gedanke zugrunde lag, der, immer wieder umgebildet und den Zeiten angepaßt, für Jahrhunderte seine Lebenskraft bewahrt hat. Folgen der servianischen Verfassung

Obgleich Servius nur den Grundbesitz berücksichtigte, bereitete sich doch gerade damals der Umschwung von der Natural- zur Geldwirtschaft im römischen Staate vor. Der in seiner Hauptsache ackerbautreibende Staat der Römer konnte nicht auf derselben Stufe bleiben, nachdem die griechische Einwanderung alles südliche Land besetzt hatte, die Etrusker von den Hellenen Handel und Gewerbe lernten und die phönikischen Kaufleute die Flußläufe hinauffuhren, um ihre Waren abzusetzen. Notgedrungen wagten sich auch die Römer auf die See und suchten ebenfalls ihr Teil an der Welt zu gewinnen. Daß sie keine verächtliche Macht besessen haben, geht aus dem ersten Handelsvertrag der Karthager mit ihnen hervor, der um 509 v. Chr. geschlossen ward, die beiderseitigen Interessensphären abgrenzte und ein langes Ringen um die Vorherrschaft zur See voraussetzt, das seinerseits wieder nur denkbar ist, wenn sich die Gegner mit gleichen wirtschaftlichen Waffen bekämpften, d. h. Handel und Gewerbe trieben und neben den Boden- auch Industrieprodukte ausführten. Wirtschaftlicher Umschwung

Erster karthagischer Handelsvertrag 509

Die Ansetzung dieses Vertrags auf das erste Jahr der Republik (wie Polybios [III, 22] ihn ansetzt, dem Nissen folgt) ist lange bestritten worden (Mommsen); man nahm an, daß er in das Jahr 348 gehöre. Die Echtheit des Vertrages selbst ist unzweifelhaft. Die Entscheidung über die Datierung ist von höchster Wichtigkeit für die Behandlung der ganzen älteren Geschichte Roms, da in dem Vertrage eine Anzahl latinische Untertanen angegeben werden, über deren Unterwerfungszeit man vielfach sich im Widerspruch befindet. In der Hauptsache scheint jetzt die Mommsensche Hypothese aufgegeben zu sein.

B. Rom unter der Herrschaft der Patrizier (510—366).

§ 168. Die Begründung der aristokratischen Republik und deren älteste Verfassung. Die Befreiung Roms von der Herrschaft den Niederlage der Etrusker

etruskischen Tyrannen, wie sie die Sage darstellt, ist oben (§ 164) erzählt worden. In Wirklichkeit handelt es sich um ein Zurückdrängen der gesamten Etruskermacht auf das Nordufer des Tiber, der von nun an die Grenze bildete. Der erstarkende Latinerstamm, dessen bis dahin einander widerstrebende Elemente sich geeinigt hatten, glaubte der günstigen Moment gekommen, als die unteritalischen Griechen unter
524 Aristodemos von Kyme (§ 159) dem weiteren Vordringen jener Eroberer ein Ziel gesetzt hatten. Ohne weiteres vermochten jedoch die Latiner, trotz der Vertreibung der verhaßten Zwingherren, das neuerworbene Gut der Freiheit nicht zu bewahren. Denn die Etrusker rafften sich noch einmal auf; an ihre Spitze trat, wie die Sage berichtet,
509 der mächtige Fürst (Lars) Porsena von Clusium, zog mit einem gewaltigen Heere vor Rom und zwang die Stadt, sich ihm zu ergeben. Wie lange er das wiedereroberte Gebiet hat bewahren können, wissen wir nicht. Es scheinen aber nur wenige Jahre gewesen zu sein, da sein Sohn Aruns von demselben Aristodemos von Kyme und den
Schlacht bei Aricia 509 mit ihm vereinigten Latinern geschlagen ward und kurze Zeit darauf die ersten sicheren Nachrichten aus Roms Geschichte, der erste karthagische Handelsvertrag und die ersten Konsullisten, uns entgegentreten.

Sage von der tarquinischen Verschwörung

Die Sage hat jene Übergangszeit auf das beste ausgeschmückt und die Kämpfe mit den Etruskern in eine Heldenzeit umgedeutet. Unter den ersten Konsuln Brutus und Collatinus bildeten vornehme Römer eine Verschwörung, um die vertriebene Königsfamilie zurückzuführen. Als dieselbe entdeckt wurde, ließ Brutus die Schuldigen, darunter zwei seiner eigenen Söhne, enthaupten. Die römische Gemeinde aber wurde darüber so ergrimmt, daß sie nicht nur das früher den Tarquiniern gehörige Getreidefeld zwischen der Stadt und dem Tiber dem Mars weihte (Campus Martius) und als unbebautes Land für die Zukunft zu Waffenübungen, Volksversammlungen und zur Wahlstätte bestimmte, sondern daß es auch alle, die zu dem tarquinischen Geschlechte gehörten, auf ewige Zeiten aus der Stadt verbannte. Diesem Gesetze gehorchte sogar Tarquinius
Horatius Cocles Collatinus, einer der Begründer des republikanischen Freistaates (§ 164). — Die größte Gefahr drohte den Römern bald darauf von dem Etruskerkönig Porsena aus Clusium, dessen Hilfe Tarquinius angerufen hatte, und der das rechte Tiberufer besetzte. Die Römer setzten über den Fluß, um die Etrusker von dem Janiculum zu vertreiben, wurden aber zurückgeschlagen und zur eiligen Flucht in die Stadt gezwungen. Die Feinde wären leicht mit ihnen eingedrungen, hätte nicht Horatius Cocles (Einauge), dem die Wache der Brücke anvertraut war, mit zwei Gefährten die Anstürmenden abgewehrt, während die Menge auf sein Gebot hinter ihnen die Brücke einriß. Bald sandte Horatius die beiden Mitstreiter gleichfalls weg und widerstand allein, bis das Krachen der hinstürzenden Balken verkündete, das Werk sei vollbracht. Da betete er zum Vater Tiberinus, sprang in die Fluten und entschwamm zur Stadt. Zum Dank setzte ihm die Republik ein Standbild und schenkte ihm so viel Land, als er an einem Tage
Mucius Scävola umpflügen konnte. Eine ähnliche Belohnung ward dem Mucius Cordus, genannt Scävola, zuteil. Als Rom durch die Belagerung vom Hunger schwer heimgesucht ward, unternahm dieser die Befreiung des Vaterlandes durch die Ermordung des Etruskerkönigs. Er schlich sich in das Lager und gelangte in den inneren Raum, wo das königliche Zelt stand; aber aus Irrtum erstach er statt des Königs einen stattlich gekleideten Diener. Als ihn hierauf Porsena durch Drohung zu Geständnissen zwingen wollte, streckte Mucius die rechte Hand in ein neben ihnen loderndes Opferfeuer, zum Beweis, daß er weder Marter noch Tod scheue. Davon erhielt er und nach ihm sein ganzes Geschlecht den Namen Linkhand (Scävola). — Aber wie ruhmredig auch die Römer die ersten Freiheitskämpfe priesen, aus späteren Nachrichten erfahren wir, daß Porsena Rom eingenommen und die Römer entwaffnet und gezwungen hat, seinen
Cloelia Abzug durch Auslieferung von Geiseln (die jedoch bald unter Anführung der mutvollen Cloelia durch eine kühne Flucht über den Strom wieder entkommen sein sollten) und durch Abtretung eines Drittels ihres Gebietes zu erkaufen.

Adelsstaat

An Stelle des Königtums trat in Rom die aristokratische Republik, die sich in vielen Stücken den Einrichtungen des griechischen Adelsstaates (§ 73) näherte. Die Adelsfamilien (Patrizier) erhalten die höchste

Gewalt; ihre Mitglieder allein haben das Recht, die Ämter zu bekleiden, die aber durch Teilung der Befugnisse und zeitliche Begrenzung möglichst vielen zugänglich gemacht werden sollten.

Als Wächter des Gemeinwesens und der Gesetze galt der durch neue Mitglieder vermehrte Senat, der den Vorschlag und die Bestätigung der von der Volksversammlung der Centurien (§ 167) zu beschließenden Gesetze und zu wählenden Beamten hatte, über Krieg und Frieden entschied, und die Staatsverwaltung, die Rechtspflege, den Staatshaushalt und die Religion als höchste Instanz überwachte. Er bildete sich, bis zu einer Zahl von dreihundert Mitgliedern, aus den Hausvätern der patrizischen Geschlechter. Aus ihm gingen die Beamten hervor, und in ihn traten sie zurück. Die stehend an den Senat gerichtete Anrede war patres conscripti, was an sich unverständlich ist; im Altertum erklärte man sie als „Väter und Hinzugeschriebene (d. h. später aufgenommene Mitglieder)", doch stehen dieser Auffassung gewichtige Bedenken gegenüber, und neuerdings ist die Erklärung „in eine Liste zusammengefaßte Väter" fast allgemein angenommen. — Unter seiner Aufsicht leiteten zwei jährlich aus den Patriziern zu wählende Konsuln (anfangs Prätoren genannt) die laufenden Geschäfte der Verwaltung und Rechtspflege und waren im Kriege die Anführer des Heeres. Zum Zeichen ihrer Amtsgewalt (imperium) gingen vor ihnen zwölf Liktoren (Gerichtsdiener) mit den fasces (Rutenbündeln) einher (§ 166), in die sie außerhalb des Bannkreises der Stadt die Beile steckten, um damit anzudeuten, daß der Konsul als oberster Führer im Krieg Gewalt über Leben und Tod besitze. Alle die Staatsreligion und den Kultus betreffenden Angelegenheiten standen unter dem Opferkönig (rex sacrorum oder sacrificulus), der den Königstitel fortführte, damit nicht die Götter den gewohnten Vermittler vermißten, der aber durch die Verfügung, daß er kein weiteres Amt bekleiden dürfe, zugleich der ohnmächtigste aller römischen Beamten war. Die schon früher vorhandenen Priesterkollegien (§ 161) blieben bestehen, erhielten aber dadurch eine neue Organisation, daß die Ernennung, die früher der König vollzogen hatte, wegfiel und sie sich selbst durch Zuwahl ergänzten. Damit blieb ihnen für alle Zeit ihr aristokratischer Charakter gewahrt. Unter den Konsuln, nach denen das Jahr im Kalender bezeichnet wurde, gab es zur Unterstützung in Kriminalprozessen und späterhin (§ 172) zur Verwaltung des öffentlichen Schatzes unter der Oberaufsicht des Senats noch Quästoren (hohe Kassenbeamte), deren anfängliche Zweizahl mit der Vergrößerung des Reiches allmählich nach Bedürfnis vermehrt ward. Sie wurden von den Konsuln ernannt und traten wie diese nach Ablauf eines Jahres ab. In besonders schwierigen Zeitläuften griff man, indem die Konsuln die Ernennung vollzogen, zu der früheren königlichen Allgewalt zurück. Ein Heermeister (magister populi, später dictator), trat an die Spitze des Volksheeres, unterstützt von einem Reiteroberst en (magister equitum), und vereinigte auf höchstens sechs Monate (einen Sommerfeldzug) alle Befugnisse der anderen Ämter in seiner Person. Deshalb gingen auch, selbst innerhalb des Mauerrings, 24 Liktoren mit Ruten und Beilen vor ihm einher. Zu allen diesen Ämtern hatten nur die Patrizier Zutritt.

Senat

Konsuln

Opferkönig (rex sacrorum)

Quästoren

Diktatur

Die Volksversammlungen der Römer teilten sich in concilia, contiones und comitia. Concilia waren entweder Teilversammlungen oder allgemeine, jedoch nicht beschließende Versammlungen, contiones waren von den Magistraten berufene Versammlungen, um Mitteilungen entgegen zu nehmen, comitia schließlich waren entweder Wahl- oder beschließende Versammlungen.

Arten der Volksversammlung

Unter den Volksversammlungen waren die comitia die wichtigsten; sie waren die Träger der Staatsfunktion, die jedoch nur in Frage kamen, wenn etwas geändert werden sollte, während die Ausübung der Staatsfunktionen dem Senate und den Beamten zukam. Die älteste Form der Komitien waren die comitia curiata (§ 166), eine altlatinische Einrichtung; an ihnen nahmen nach der älteren Ansicht (Niebuhr, Schwegler, Herzog u. a.) nur die Patrizier,

Comitien

1. comitia curiata

nach der jüngeren (Mommsen) auch die Plebejer teil. Ihre ältesten Kompetenzen sind dunkel und unbestimmt. Späterhin sehen wir sie bei der sogenannten transitio ad plebem (um des Tribunats willen, § 226) und bei der Übertragung des imperium durch einen besonderen Beschluß, die lex curiata,

2. comitia centuriata

die freilich späterhin völlig zu einer leeren Form ward. — In den weit weit wichtigeren Centuriatkomitien (§ 167), die die mit dem Imperium ausgerüsteten Beamten zu berufen hatten, und wo die Konsuln gewählt wurden, bildeten die Reicheren nach der servianischen Verfassung bei der Abstimmung meist die Mehrzahl und hatten somit die Volksbeschlüsse in ihrer Hand. Sie konnten nur an den (191) dies comitiales berufen werden und fanden auf dem Marsfelde in dem ursprünglich ovile (Schafstall) genannten Raume statt. Ursprünglich wurde mündlich, dann schriftlich abgestimmt. Die Rittercenturien stimmten zuerst und hießen darum praerogativae; dann kamen die Bürgerklassen der Reihe nach. Stand die Majorität fest, so wurde nicht weiter abgestimmt. Die Centuriatkomitien vollzogen die Beamtenwahlen, hatten über Einführung und Abschaffung von Gesetzen zu befinden (die darüber beratenden Versammlungen fanden in den contiones statt) und galten als zweite und letzte Instanz im Berufungsverfahren. Vor allem das wichtige Recht, über Tod und Leben des Bürgers in letzter Instanz zu entscheiden (Provokationsrecht), stand wohl nur den Centuriatkomitien zu, wurde aber sowohl von den Curiat- wie von den Tributkomitien beansprucht. Dieses letztere Recht wurde gewöhnlich dahin ausgeübt, daß anstatt des Todes die Verbannungsstrafe ausgesprochen ward. Die Einführung dieses Rechtes wurde auf die lex Valeria de provocatione zurückgeführt, die in das erste Jahr der Republik

509

fallen sollte und dem M. Valerius Poplicola zugewiesen ward; dieses Gesetz wurde der Ausgangspunkt für die Gesamtentwicklung des römischen Straf-

3. comitia tributa

prozesses. — Die letzte Art der Komitien waren die plebejischen comitia tributa. Sie scheinen aus den concilia plebis hervorgegangen zu sein und sind wohl nach lokalen Abgrenzungen einberufen worden, bestanden aus den dort wohnenden Grundbesitzern, und hatten außer für die Wahl der Vorsteher der Tribus genannten Stadtviertel (die Tribunen) zunächst keine weitere Befugnis. An sie setzten sich aber später die Weiterbildungen der Volksversammlung, die patrizisch-plebejischen comitia tributa an, die mit der Zeit die Centuriatkomitien verdrängten, die eigentlichen Volksversammlungen wurden (§ 171) und das Resultat der unablässigen Bemühungen darstellten, die Beschlüsse der Plebs als rechtsverbindlich für das ganze Volk hinzustellen.

Der latinische Bund

Nach der glücklich durchgeführten Zurücktreibung der Etrusker scheint der durch die Not geeinte latinische Bund (§ 164) wieder zerfallen zu sein und die verhängnisvollen Stammesfehden scheinen von neuem begonnen zu haben. Die herrschende Stellung Roms, wie sie aus dem karthagischen Handelsvertrag (§ 167) hervorgeht, scheint noch lange umstritten gewesen zu sein; denn es wird uns von einer Menge Kriegen berichtet, die Rom oft bis an den Rand des Verderbens brachten. Vor allem die

Die samnitische Wanderung

sabellischen Völker (§ 159) drangen in die Landschaften südlich von Rom ein, unterwarfen die Aurunker und Önotrer und besetzten als Volsker deren Land, ja sie drangen unaufhaltsam auch in das Hauptgebiet der Latiner ein, nahmen deren Städte weg, und im Osten drängte ein anderer Sabellerstamm, die Aquer, heran, so daß die Latiner auf das ärgste eingeengt und bedrängt wurden. Dies zwang die auseinanderstrebenden Elemente wieder zusammen und im gemeinsamen Kriege gegen die auswärtigen Feinde unterwarfen sich die Latiner wieder der Führung Roms, das nicht nur die andrängenden sabellischen Stämme abzuwehren, sondern auch alle erneuten Versuche der etruskischen vertriebenen Fürsten,

sich wieder einzunisten, vereitelte. Da die Latiner und Römer sich aufeinander gegenseitig angewiesen sahen, so schlossen beide Teile abermals ein Bündnis, durch das den Latinern gleiche Rechte mit den Römern eingeräumt wurden. Der von dem römischen Feldherrn Spurius Cassius (§ 171) abgeschlossene Vertrag stand auf einer ehernen Tafel, die noch Cicero mit eigenen Augen gesehen hatte. In diesem Bündnis wurde gegenseitiger Rechtsschutz und die Befugnis, gültige Ehen und Handelsgeschäfte miteinander abzuschließen (conubium und commercium) festgesetzt. Die Kriege waren gemeinsam, der Oberbefehl sollte wechseln und die Beute in gleiche Teile geteilt werden. Ob dieser Vertrag ein wirkliches Rechtsverhältnis darstellt und in allen seinen Bestimmungen jemals in die Erscheinung getreten ist, ist zweifelhaft; das eine geht aber daraus hervor, daß schon damals Rom und die Gesamtheit der Latiner als gleichberechtigt sich gegenüberstehen, und daß schon dies Verhältnis die Vorherrschaft der Römer, wie sie auch im karthagischen Handelsvertrag sich ausspricht, in sich schließt. Dies tatsächliche Verhältnis wurde dadurch noch besonders gefördert, daß in dieselbe Zeit die Gründung der ersten Kolonien fällt (Signia 495, Cora, Suessa Pometia, Veliträ 494, Norba 492, Antium 467), die mit römischen Bürgern besetzt wurden und die umgebende Landschaft im Zaume halten sollten.

Das foedus Latinum 487

Die Sage weiß zu erzählen, daß die Tarquinier nichts unversucht ließen, um den verlorenen Besitz wieder zu erlangen, und überall ihre Anhänger anstachelten, um Rom zu demütigen. Auf ihr Anstiften rissen die Aquer und Volsker die an die Könige verlorenen Städte wieder an sich, die Vejenter zogen für die Tarquinier ins Feld und lieferten den Römern ein Treffen im Walde Arsia, in dem Brutus, der Stifter der neuen Republik, und Aruns Tarquinius einander gegenseitig töteten, die Römer aber das Feld behaupteten. Endlich ergriff der von dem letzten römischen König aus dem Geschlecht der Tarquinier gegründete latinische Städtebund zum Schutze seines Stifters die Waffen. Da schufen die Römer eine neue Würde, die Diktatur, deren Nutzen sich bald in dem Sieg über die Latiner am See Regillus (einem sonst nicht nachweisbaren Wasserbecken) ergab. Die Schlacht gewann der neugewählte Heermeister Aulus Postumius Albinus, nicht ohne die Beihilfe von Kastor und Pollux, die in den Kampf eingriffen.

Sagenhafte Kämpfe mit den auswärtigen Feinden

496

§ 169. Die ersten Kämpfe zwischen den Patriziern und Plebejern. Tribunat. Nach der Vertreibung der Etrusker und der Erwerbung der Vorherrschaft in Latium beanspruchten die Plebejer den Anteil an der Macht, der ihnen nach ihrer Meinung für ihre Leistungen zukam und den ihnen die Patrizier versagen wollten. Bereits in der Königszeit hatte das Ringen der beiden Parteien begonnen, die in dem Augenblick zwar in eins verschmolzen, wo eine große Gefahr von außen den Gesamtstaat bedrohte, aber sofort wieder zerfielen, wenn diese beseitigt war. Schon während der Befreiungskriege hatten die Patrizier den Plebejern mancherlei Zugeständnisse machen müssen. Nachher hatten die Plebejer, angeblich durch M. Valerius Poplicola (Volksfreund), einige günstige Gesetze erlangt, durch die das Provokationsrecht an die Volksversammlung sichergestellt und der Mißbrauch der Amtsgewalt verhütet wurde (§ 168). Kaum waren aber die Patrizier von der Furcht vor einer Rückkehr der etruskischen Fremdherrschaft befreit, so achteten sie diese Bestimmungen nicht, bedrückten das Volk von neuem und setzten rücksichtslos ihre Vorrechte durch.

Wirtschaftliche Bedrückung der Plebs

Diese waren wirtschaftlicher und politischer Natur. Den Plebejern war durch die servianische Verfassung der Kriegsdienst in weit stärkerem Maße auferlegt worden als vorher. Als freie Eigentümer mußten sie ohne irgendwelchen Entgelt sich ausrüsten und in den Krieg ziehen, was in den ersten Zeiten der Republik sehr häufig der Fall war. Hieraus ergab sich die Unmöglichkeit, den Nutzen aus dem Grund und Boden zu ziehen, den man in Friedenszeiten von ihm haben konnte. Aber nicht bloß die persönliche Dienstpflicht war mit dem freien Grundbesitz verbunden, es lastete auf ihm noch die Grundsteuer (tributum); die ausgedehnten Staatsländereien (ager publicus) dagegen waren steuerfrei. Die erstgenannten Lasten trugen die Patrizier ebenfalls, aber sie drückten sie bei weitem nicht so stark, da ihr Reichtum es eher ermöglichte, die Abwesenheit des Hausherrn zu ertragen; dagegen hatten sie sich die Nutzung des Staatslandes allein zuzuwenden gewußt. Diese Staatsländer waren dadurch entstanden, daß man den unterworfenen Gemeinden einen Teil ihrer Feldmark, gewöhnlich ein Drittel, wegnahm; sie waren, außer dem „gemeinen Anger" (vgl. die altdeutsche Almende II, § 13), auf dem jeder Bürger eine bestimmte, wohl nach dem Grundbesitz abgestufte, Zahl Vieh hüten durfte, bestimmt, unter die landlose Bevölkerung aufgeteilt zu werden. Dies war um so notwendiger, als bei dem römischen Bauernvolk die vollständige Vererbungsfreiheit bestand. Eine solche hat aber stets die Tendenz, den Grundbesitz zusammen zu halten, damit wenigstens ein Erbe die Tradition der Familie als Vollbauer aufrecht erhielte. Die übrigen wurden irgendwie abgefunden und hießen dem Erben (assiduus) gegenüber proletarii (§ 167). Da die proletarii nur dann hoffen konnten, in dieselbe soziale Klasse, wie ihre Väter, einzutreten, wenn sie Landbesitz erwarben, so war die Erwerbung und Aufteilung von ager publicus für sie eine Existenzfrage und sie warteten ungeduldig auf die Erfüllung ihrer Wünsche. Jedoch die Patrizier wußten unter allerlei Vorwänden das eroberte Gebiet als Gemeindeland zu erhalten und für sich auszunützen. Für die Gemeinweide, die den Reichen viel Vieh, den Armen wenig zu hüten gestattete, wurde zwar ein nach der Hauptzahl des Viehs bestimmtes Hutungsgeld (scriptura) von Staats wegen erhoben; diese Gelder gingen aber säumig ein, und mit der Zeit kamen sie in Wegfall, wovon die Patrizier den Hauptvorteil hatten. — Ferner wurden die zur Verteilung bestimmten Länder nicht aufgeteilt, sondern einstweilen, bis dies einmal geschehen würde, an die Patrizier gegen Zahlung des „Zehnten" vom Getreideboden und des „Fünften" vom Gartenland überlassen. Die Besitzergreifung geschah ohne Mitwirkung des Staates oder gerichtlicher Urkundspersonen durch bloße sogenannte Okkupation, wobei eine gewisse herkömmliche Ordnung oder Übereinkunft beobachtet worden sein mag. Gegen Störung oder Beeinträchtigung von seiten eines Dritten wurde der Besitzende durch die Obrigkeit geschützt, so daß das okkupierte Grundstück dem wirklichen Eigentum sehr nahe kam und verkauft und vererbt werden konnte. Dieses Gemeindeland betrachteten die Patrizier völlig als ihr Eigentum, namentlich wenn das okkupierte Land schon seit mehreren Generationen in derselben Familie gewesen war, ließen es durch ihre Klienten oder Sklaven bebauen und sahen sich gegenseitig durch die Finger, wenn die bedungene Abgabe nicht geleistet wurde. So kam auch deren Eintreibung bald in Vergessenheit, und der Ausfall in der Staatskasse mußte durch Erhöhung des Tributum gedeckt werden. Die Patrizier benutzten diese günstige Lage, um einerseits die Steuerlast auf die minder Begüterten abzuwälzen und anderseits für sich selbst den weit gewinnreicheren Großbetrieb einzuführen, der an sich geeignet ist, die kleineren selbständigen Existenzen zu vernichten.

Das Gemeindeland

Die Okkupationen

Politische Beeinträchtigung der Plebs

Sie benutzten aber ihre wirtschaftliche Vormacht auch, um politisch das Volk niederzuhalten. Die Centuriatverfassung hatte zwar dem Volke einige Rechte gegeben, aber die Ordnung der Abstimmung war so zugunsten des Patriziats eingerichtet, daß allerhöchstens der wohlhabendere Teil der Plebs einigen, jedoch keinen bestimmenden Anteil an den Staatsgeschäften gewann. An eine selbständige Führung der Geschäfte, ja auch nur an eine Zulassung

zur Beamtenwahl war für Nichtpatrizier, vorläufig wenigstens, nicht zu denken.

Dazu kam als drittes noch das unerbittlich harte, auf dem starren römischen Eigentumsbegriff aufgebaute Schuldrecht, das sich nicht nur an den Besitz, sondern auch an die Person des Schuldners und seine Familie hielt. Bei der ständigen Kriegslast konnte es nicht ausbleiben, daß schon in guten Jahren nur das Notwendige herausgewirtschaftet wurde. Mißernten, Kriegsschäden und verheerende Einfälle der feindlichen Nachbarstämme dagegen erzeugten Verarmung der Plebejer, und um der augenblicklichen Not zu entgehen, machten sie bei den Patriziern Schulden. Wenn der Plebejer den hohen Zins, der mindestens zwölf Prozent (1 v. H. auf den Monat) betrug, nicht zu bezahlen vermochte, so wurde er mit Leib und Gut Eigentum des Gläubigers, der ihn nebst seinen Kindern als Sklaven in die Fremde verkaufen oder bei sich als Knecht halten konnte. Schrecklich war das von dem unerbittlichen Rechte auferlegte lebendige Begräbnis, das der Arme in dem Schuldturm jedes vermögenden Mannes klaffen sah. Aber nicht minder hart war das Los dessen, den der Gläubiger auf dem verpfändeten Ackerland wohnen ließ; denn der Schuldner mußte die Grundlasten tragen und das Feld bestellen, während der Gläubiger die Ernte als Abschlagszahlung eintat. Schuldrecht

Als diese Zustände zu drückend wurden und kein Gesetz den unglücklichen Schuldner gegen den harten Gläubiger schützte, da verweigerten etwa 18 000 bewaffnete, gegen die Volsker aufgebotene Plebejer den Gehorsam, besetzten den eine Meile von Rom entfernten heiligen Berg am rechten Ufer des Anio, in der Absicht, eine neue Stadt zu gründen, kehrten aber zurück, als ihnen Abstellung ihrer Beschwerden verheißen worden war und die geängstigten Patrizier ihnen Ackerlandausteilungen und eine gewisse Beteiligung an den Staatsgeschäften zugesichert hatten. Die Nachteile einer solchen secessio plebis waren eben auch für die letztere nicht gering, und darum gaben die Plebejer bald nach, als man ihnen nur einige Bereitwilligkeit gezeigt hatte. Erste secessio plebis 494

Verschiedene Umstände kamen zusammen, um die Auswanderung nach dem heiligen Berge herbeizuführen. Unter dem Konsulat des Appius Claudius, der wie das ganze Geschlecht der Claudier wegen seines Hochmuts allgemein verhaßt war, entzündete sich der gehäufte Brandstoff. Ein alter Mann, so wird erzählt, aus dem Schuldkerker entsprungen, schrie in Todesangst um Beistand. Er zeigte den Zusammenlaufenden die Zeichen unmenschlicher Mißhandlungen und erzählte, ihm sei, nachdem er in achtundzwanzig Schlachten gewesen, im Kriege Haus und Hof geplündert und abgebrannt; die Hungersnot habe ihn gezwungen, alles zu verkaufen; er habe borgen müssen, die Schuld sei durch den Wucher aufgelaufen; dann habe der Gläubiger sich ihn und seine zwei Söhne zusprechen lassen und sie in Ketten gelegt. Manche erkannten aus seinen entstellten Zügen einen wackern Hauptmann; das Mitgefühl erregte die ganze Stadt; man lief zusammen, und alle heischten Abhilfe der allgemeinen Not. Nun war gerade Krieg mit den Volskern, und das Volk weigerte den Heeresdienst. Da ließ der andere Konsul P. Servilius verkünden: „Wer wegen Schulden als eigen gehalten werde, könne sich ungehindert zum Dienst melden, und die Kinder der Soldaten sollten in ihrer Freiheit und im Besitz des väterlichen Eigentums nicht angetastet werden.“ Auf dieses Versprechen schwuren alle Verpfändeten zur Fahne, und der Konsul erfocht einen glänzenden Sieg. Als aber Appius Claudius die aus dem Felde heimkehrenden Schuldknechte in ihre Kerker zurücksandte und den Schuldherren zusprach, gerieten die Plebejer in offenen Aufstand und widersetzten sich der Vollstreckung des Befehls. Nach einiger Zeit gelang es jedoch dem volkstümlichen M. Valerius, den die Patrizier zum Diktator ernannt hatten, die Plebejer wieder zu beschwichtigen und sie, als die Volsker wieder ins Land einfielen und mit ihnen die Aquer und Sabeller (§ 168) die Grenzen bedrohten, unter Erneuerung der früheren Zusage, abermals zum siegreichen Kampf ins Feld zu führen. Allein die verheißene Befreiung der Schuldknechte wurde von dem Senat aufs neue verworfen. Da legte Valerius im Unmut seine Würde nieder; die Plebejer aber, die noch außerhalb der Stadt in Reih und Glied aufgestellt waren, verweigerten den Konsuln den Gehorsam und besetzten den „heiligen Berg“ in der crustuminischen Feldmark, in der Absicht, dort neue Wohnsitze zu gründen. Dieser Abmarsch machte selbst den härtesten Erpressern klar, daß es so nicht weiter gehen könne. Sie machten verschiedene Vorschläge zur Einigung und ließen an dem harten Schuldrecht nach; schließlich gelang es einem der beliebtesten Patrizier, dem Agrippa Menenius, durch den Vortrag der Fabel vom Magen und seiner Notwendigkeit für die übrigen Glieder des menschlichen Leibes eine Verständigung der Parteien herbeizuführen. Sage von der ersten Auswanderung

Folgen der Auswanderung

Es ist nicht genug zu bewundern, in wie maßvollen Formen den harten Volksbedrückern ihr angemaßtes Recht aus der Hand gewunden ward. Zunächst handelte es sich darum, die wirtschaftliche Notlage der Plebejer zu beseitigen, was jedoch gegenüber dem hartherzigen Sinn der Besitzenden und dem starren Festhalten am formalen Recht zunächst nicht gelange Die Patrizier waren zwar mit weitgehenden Versprechungen bei der Hand und erklärten, daß der gegenwärtige Zustand nur vorübergehend sein solle und keineswegs als gesetzlich angesehen werden dürfe, aber bis zur Erfüllung der plebejischen Wünsche war es noch weit. Vor allem die Verteilung des Gemeindelandes wußten die Patrizier auf jede mögliche Weise zu vereiteln, besonders dadurch, daß sie die Vermessung und Katastrierung der Staatsländereien zu verhindern verstanden. Mehr erreichten die Plebejer auf politischem Gebiete, indem für sie eine Standesvertretung geschaffen ward, die an den Staatshandlungen teilnahm. Dieses neue Amt der Tribunen (das nach der jüngeren Überlieferung 494 eingesetzt ward, richtiger aber wohl in das Jahr 471 herabzurücken sein wird) ging aus der uralten Einrichtung der Stadtviertelsmeister (§ 168) hervor und nahm einen ganz eigenen Entwicklungsgang. Die Volkstribunen waren unabhängig von der konsularischen Gewalt, durften als heilige und unverletzliche Beschützer ihrer Standesgenossen gegen alle den Plebejern schädliche Senatsbeschlüsse und Konsulsprüche Einspruch (Veto) erheben und konnten, wenn dies nicht fruchtete, die Steuererhebung und die Berufung des Heerbannes hindern. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß ein Amt, dessen Träger nicht bloß unverantwortlich, sondern auch persönlich unantastbar waren, und das seinen Inhabern das Recht verlieh, das ganze Staats- und Gerichtsleben durch einen Machtspruch zu hemmen, eine gefährliche Macht war, die leicht mißbraucht werden konnte; trotzdem muß man anerkennen, daß das Tribunat viel dazu beigetragen hat, dem römischen Verfassungsleben eine stetige Entwicklung, der republikanischen Staatsform eine so lange und ungestörte Dauer zu sichern. Die Tribunen waren die Wortführer einer gesetzlichen Opposition, in deren Beruf es lag, auf Abschaffung von Mißbräuchen, auf Reform des Bestehenden zu dringen; dadurch bewahrten sie das Staatsleben vor Erstarrung und Erschlaffung. Nur Plebejer konnten dieses Amt bekleiden. Ihre Zahl, anfangs vier (vielleicht der Zahl der städtischen Tribus entsprechend), wurde in der Folge auf zehn vermehrt. Neben die Tribunen traten zwei andere ebenfalls in den Tributkomitien gewählte plebejische Beamte (plebejische Adilen), die die Marktpolizei übten und die Aufsicht über öffentliche Gebäude, Festspiele, Magazine u. dgl. m. führten, Wucher und Überteuerung verhüten und für Aufrechthaltung der Ordnung und des Stadtfriedens sorgen sollten.

Das Tribunat

Adilen

§ 170. Kämpfe mit den Nachbarvölkern (494—458). Nach dem großen Aufschwung des latinischen Bundes, der mit der Austreibung der Etrusker aus Latium endete, war zwar die neue Nordgrenze gegen das landfremde Volk dauernd festgehalten worden; selbst der vorübergehende Sieg des Porsena von Clusium (§ 168) hatte nichts an dieser Tatsache geändert. Aber die lang andauernden inneren Erschütterungen des Staates verhinderten eine kräftige Weiterausbildung der römischen Macht. Die Latiner hielten zwar nach dem Bundesvertrag treu zu Rom, aber trotzdem geriet der junge Freistaat durch erbitterte Kämpfe mit den Nachbarvölkern mehr als einmal an den Rand des Abgrunds.

Kämpfe mit den Etruskern

Am glücklichsten verliefen die Kämpfe mit den Etruskern. Denn für das früher so gewaltige Volk war eine Periode des Verfalls eingetreten. Der Staatenbund, der die verschiedenen etruskischen Stadtgemeinden zusammenzuhalten bestimmt war, war zu locker gefügt und bewährte sich nicht. Die nördlicher gelegenen Städte nahmen wenig Anteil an den Geschicken der südlicheren, hauptsächlich deshalb, weil

die Kelten von Norden her die Etrusker immer schärfer bedrängten und diese von ihren Bundesgenossen, den Karthagern, nicht unterstützt werden konnten, da jenen die Griechen schwere Niederlagen zugefügt hatten (§ 188) Die mittel- und südetruskischen Städte suchten dagegen mit Rom friedlich auszukommen, um eine Stütze gegen die Kelten zu haben; so sehen wir z. B. Cäre beständig in Freundschaft mit Rom. Nur die unmittelbaren Nachbarn Roms waren feindlich gesinnt. So finden wir es denn fast nur mit Veji, das ganz im Süden lag, im Kampfe, und zwar in lange andauernden Fehden, die von den Etruskern mehr zur Verteidigung als zum Angriffe geführt wurden, und die von den römischen Geschichtschreibern in naivster Weise ausgeschmückt worden sind; besonders prunkte man mit Großtaten patrizischer Geschlechter, die sich Heldenruhm erwarben und damit ihre besondere Berechtigung zur Führung der Herrschaft dartun sollten.

Der Untergang der Fabier

Vor allem gewann nach der Sage das Geschlecht der Fabier hohen Ruhm. Früher als harte und stolze Verfechter ihrer Ehrenrechte von den Plebejern angefeindet, hatten die Fabier sich zuletzt dem Volke zugewendet und dadurch den Haß ihrer Standesgenossen auf sich geladen. Man beschuldigte sie sogar, sie hätten den Vejenterkrieg mutwillig heraufbeschworen. Da erbaten sie sich vom Senat das Vorrecht, den Kampf wider Veji als eine Familienfehde auf eigene Hand ohne weiteren Beistand ausfechten zu dürfen, und zogen, als ihrem Verlangen freudig willfahrt wurde, unter den Glückwünschen des Volkes in das feindliche Gebiet. Von einem festen Standort aus fügten sie den Vejentern großen Schaden zu und kehrten von manchem Strauß siegreich und beutebeladen zurück, bis sie zuletzt, verleitet von der Begierde, eine absichtlich ihnen entgegen getriebene Viehherde zu rauben, in einen Hinterhalt gerieten und nach der tapfersten Verteidigung auf einer Anhöhe an dem Flüßchen Cremera sämtlich erschlagen wurden. Dreihundert Mitglieder der berühmten Familie starben dort den Heldentod, nur ein einziger überlebte den Fall und pflanzte das Geschlecht fort. 477

Kämpfe mit den Volskern und Aquern

Minder glücklich verliefen die Kämpfe mit den südlichen, stammverwandten Nachbarn, unter denen vor allem die Volsker und Aquer den Römern viel zu schaffen machten. Schon damals scheint sich infolge des Druckes der vordringenden Kelten die Bewegung der sabellischen Völkerschaften nach Süden (§ 159) vorbereitet zu haben, die in dem Streben der süditalischen Völkerschaften nach den Küstenlandschaften und in den erbittertsten Kämpfen mit deren Bewohnern sich äußerte. Diese Kriege wurden hauptsächlich gegen Rom und den latinischen Bund geführt und waren oft unglücklich, ja für die Latiner, die eine Landstadt nach der andern verloren, geradezu verhängnisvoll. — Den Römern machten vor allem die Volsker viel Not. Die Coriolansage (§ 171), die dem Römer alle Erfolge und Siege der Volsker zuschreiben will, beweist uns, daß es den Feinden Roms gelang, bis nahe an die Stadt heranzukommen und die Römer zu demütigenden Friedensbedingungen zu nötigen. Die Hauptstützpunkte der Volsker waren die feste Seestadt Antium und Ecetra im Gebirge. Erst nach der Zeit der Dezemvirn (§ 172) sehen wir diese erbitterten Feinde Roms zurückweichen, wahrscheinlich infolge eines Angriffs, den die Samniten von Süden her gegen ihre Ansiedlungen im Liristale richteten. Dadurch gewann Rom Muße, sich gegen Südetrurien zu wenden und dies zu unterwerfen. — Der dritte Feind, der besonders von Osten her das Tibertal einzunehmen und so das Meer zu erreichen strebte, waren die Aquer (Aquikuler), deren wichtigste Sitze die den Latinern abgenommenen Bergstädte

Präneste und Tibur waren, und die mit ihnen verbündeten kleineren italischen Stämme. Auch sie bekriegten viele Jahre lang Rom mit günstigem Erfolge. Ja, es gelang sogar einmal einem der mit ihnen verbündeten Sabiner, Appius Herdonius, nach Rom einzudringen und mit seiner Schar das Kapitol zu besetzen, das ihm nach der Überlieferung von P. Valerius, dem Sohne des Poplicola, wieder abgenommen ward. Wie gefährlich sie für Rom waren, geht daraus hervor, daß die Aquer jahrelang eine feste Stellung auf dem Mons Algidus innehatten, aus der sie (wie die Sage meldet) nur durch die außerordentliche Heldentat des vom Pfluge weg zum Konsulat berufenen T. Quinctius Cincinnatus entfernt werden konnten. Doch auch diese Kämpfe begannen nach 450 immer schwächer zu werden, wahrscheinlich aus denselben Ursachen wie bei den Volskern, und nach diesem Jahre ging Rom zum Angriff über, um damit seine Großmachtstellung dauernd zu begründen. Einen unleugbaren Vorteil hatte Rom, trotz aller Niederlagen, in diesen langjährigen Kämpfen davongetragen: die Latiner, die bis dahin als mit ihnen gleichberechtigt erschienen waren, hatten den Hauptteil der Kriegsnot ertragen müssen und waren von Rom so abhängig geworden, daß sie, wenn auch nicht dem Recht, so doch der Sache nach zu Untertanen Roms geworden waren. In jenen Tagen bereitete sich die Zentralisation Italiens vor, die Rom zur Weltherrschaft berufen erscheinen ließ.

Appius Herdonius um 460

§ 171. Erneute Kämpfe zwischen Patriziern und Plebejern. Koriolan, Sp. Cassius Viscellinus. Auch nach Einsetzung der Tribunen und Ädilen war man auf beiden Seiten nicht zufrieden. Die wirtschaftliche Not der Plebs war nicht gehoben, und die Patrizier ertrugen es schwer, daß durch den Einspruch der Tribunen jede Tätigkeit der Beamten gehindert werden konnte, und ferner war es ein unleugbarer Übelstand, daß die Kompetenzen der drei verschiedenen Komitien nicht klar abgegrenzt waren, vor allem nicht feststand, welcher der drei Arten das Provokationsrecht zukam (§ 168). Natürlich nahmen die Patrizier alle Wahlen und auch die oberste Rechtspflege für die Curiat- oder auch Centuriatkomitien in Anspruch, während man von Seiten der Plebejer nach örtlichen Wahlen hindrängte, die ihrem Kandidaten bessere Aussichten boten. Da die Patrizier jedes Entgegenkommen weigerten, begann der Kampf aufs neue. Der nächste Schritt, der nach der Einsetzung der Volkstribunen und der plebejischen Ädilen geschehen mußte, war, den Versammlungen, die sie wählten, gesetzliche Regelung zuteil werden zu lassen. In der ersten Zeit scheinen die Tribunenwahlen seitens der Plebejer in örtlichen Pflegen vorgenommen worden zu sein, d. h. die ansässigen Plebejer allein wählten die Tribunen und Ädilen. Jedoch hatten sich hierbei starke Wahlbeeinflussungen gezeigt, darum ging im Jahre 492 der icilische Antrag ein, der den Tribunen das Recht gewährleistete, in besonderen plebejischen Versammlungen ihre und der Ädilen Nachfolger wählen zu lassen; er ist jedoch erst durch die lex Publilia 471 zum Gesetz geworden. Diese Versammlungen wurden nach den örtlichen Stadtbezirken (Tribus, die nicht mit den alten Stammestribus zu verwechseln sind [§ 166]) berufen. An die vier städtischen Tribus gliederte man aber siebzehn ländliche Tribus an, die erst durch scharfen Druck den Patriziern abgezwungen wurden. Denn dadurch wurden die dort wohnenden Bauern aus der Klientel der Patrizier befreit (K. J. Neumann). Die Zeit dieser „Bauernbefreiung" ist unbestimmt; manche schließen sie an die servianische Verfassung direkt an, andere an das oben genannte publilische Gesetz. Nach der neuen Ordnung stimmte man nunmehr so ab, daß die Wählerschaft, wie bei den Centuriatkomitien, durch Mehrheit die Stimme der

Aufsteigen der Tributkomitien

492

Tribus bestimmte, und die neuen Wahlversammlungen hießen Tributkomitien (comitia tributa) An die Tribunenwahl schloß sich sehr bald der Brauch, in den Tributkomitien auch andere Dinge zu beraten und zu beschließen (Plebiszite), und seitens der Plebs das Verlangen, daß diese Beschlüsse vom gesamten Volke als bindend angesehen würden. Der Einfluß der Tribunen machte sich bald geltend, indem mißliebige Patrizier mit Klagen bedrängt oder in ihrer Amtstätigkeit empfindlich gehindert wurden. Darum fehlte es nicht an Versuchen, die Tribunen zu beseitigen; da eine gesetzliche Form dafür nicht zu finden war, suchte man mit List oder Gewalt dieses Ziel zu erreichen. Eine Reihe von Erzählungen, die in ihren Einzelheiten mehr oder minder unglaubwürdig sind, ist Zeugnis von dem Ringen der beiden Parteien. Plebiszite

Die bekannteste Geschichte berichtet, daß kurz nach der Durchführung des icilischen Gesetzes eine Hungersnot in Rom ausbrach. Als endlich einige Schiffe mit Getreide ankamen, machte der stolze Patrizier C. Marcius (Coriolanus von der Einnahme der Stadt Corioli benannt), erbittert über die Weigerung der Centurien, ihm das Konsulat zu übertragen, den Vorschlag, man solle den Plebejern nicht eher etwas verabreichen, als bis sie in die Abschaffung der Volkstribunen gewilligt hätten. Da sprachen die Plebejer die Acht über ihn aus und nötigten ihn zur Flucht. Rachedürstend begab er sich zu den Volskern und beredete sie, unter seiner Führung einen Einfall in das römische Gebiet zu machen. Schon waren sie verheerend bis zum fünften Meilenstein vorgedrungen, als es den vereinten Bitten seiner Mutter Veturia und seiner Gattin Volumnia gelang, das Gewissen Koriolans zu rühren und ihn zum Rückzug zu bewegen. Aus Zorn darüber sollen ihn die Volsker erschlagen haben, behielten aber die eroberten Städte. Coriolan

Neben den politischen Erfolgen der Plebs, die immerhin bescheiden waren, blieben die sozialen Forderungen in ihrer vollen Unerfülltheit weiter bestehen. Der Kampf um das Gemeindeland und um bessere Kreditverhältnisse war nach der ersten Sezession fast auf dem alten Punkte stehen geblieben. Zwar hatte man dem schlimmsten Gläubigerunfug ein Ende gemacht, die Schuldhaft eingeschränkt und eine unparteiischere Rechtsprechung erlangt. Aber das größte Unrecht, die Okkupation des Gemeindelandes durch die Patrizier, dauerte fort. Um dieses Unrecht zu bemänteln, gebrauchte man allerhand Ausflüchte, Nichtvermessung des Landes, Verzögerung der Landausteilung u. a. m. Von Zeit zu Zeit verlangten deshalb die Plebejer, die nur kleine Freigüter besaßen, Ackergesetze (leges agrariae), durch die ihnen ein Teil des Gemeindelandes als Eigentum oder zur Nutznießung überlassen werden sollte. Aber so oft dieses Ansuchen gestellt ward, traf es auf den entschiedensten Widerstand. Darum ist es auch wohl von ehrgeizigen Adligen als Mittel benutzt worden, um nach der Tyrannis zu streben; jedoch scheiterten diese Versuche an der Wachsamkeit des römischen Adels. Für die Folgezeit verstand man es sogar, auch die ehrlichsten Bestrebungen, das patrizische Unrecht zu beseitigen, als ein Hinstreben auf die Tyrannis in Mißkredit bei dem Volke zu bringen und mit der Beseitigung der angeblichen Tyrannen auch die Bodenreform zu vereiteln. Die Einrichtung des Konsuls Sp. Cassius Viscellinus, der das erste Ackergesetz beantragt hatte, wonach ein den Hernikern entrissener Landstrich teils den Patriziern zu Erbpacht, teils den Plebejern als Eigentum angewiesen werden sollte, war für alle ähnlichen Bestrebungen eine Warnung. Nach Ablauf seines Konsulatjahres wurde der hochverdiente und berühmte Mann, der dreimal das höchste Staatsamt bekleidet und zwei Triumphe gefeiert hatte, von seinen erzürnten Standesgenossen des Hochverrats angeklagt, verurteilt und den tarpejischen Felsen des Kapitols hinuntergestürzt. Die Stelle, wo des Vermessenen Haus gestanden, blieb eine öde Stätte; und als einige Jahre nachher der Volkstribun Cn. Genucius zwei Konsulare wegen mangelhafter Ausführung des kassischen Gesetzes mit einer Klage bedrohte, fand man ihn vor dem Gerichtstage in seinem Hause ermordet. Aber der Grundgedanke dieser ersten lex agraria ist nicht ausgestorben, bis er eine wenn auch nur teilweise Erfüllung durch die liciniſchen Gesetze (§ 178) erfuhr. Zunächst führte der schnöde Mord Erstes Ackergesetz

lex Cassia 486

479

473

Lex Publilia Voleronis 471

des Volkstribunen zu einem neuen entscheidenden Schritt in der politischen Weiterentwicklung der Plebejer. Der Volkstribun Volero Publilius brachte ein neues Gesetz ein, daß die Volkstribunen und Adilen von nun ab in den Tributkomitien gewählt werden sollten. Dadurch erschien die Wahl eifriger Parteigenossen der Plebs gewährleistet. Der Widerstand der Patrizier war freilich noch so stark, daß erst im folgenden Jahre das Gesetz zur Verabschiedung kam, vielleicht nicht einmal formell anerkannt wurde, aber in Wirklichkeit doch Beachtung fand.

§ 172. Die Gesetzgebung der Dezemvirn. Die in der letzten Zeit hervorgetretenen Mißstände, vor allem die Tatsache, daß die Tribunen in der Lage waren, jede Handlung der Staatsbehörden zu lähmen, und ferner der Übelstand, daß die oberste Gerichtspflege (Blutgerichtsbarkeit) von allen drei Komitien, also parteiisch, geübt wurde, mußten zu dem Gedanken führen, ob nicht an Stelle des trotz der Gesetzmäßigkeit doch immer in gewissem Sinne revolutionären Schutzes von Fall zu Fall, den die Tribunen der Plebs gewährten, ein dauernder Schutz durch die Gesetze gewährt werden könnte. Ob aus dieser Erwägung, nach der dann das Tribunat überflüssig geworden wäre, das Verlangen nach einem geschriebenen, allgemein verbindlichen Gesetzbuch entstanden ist, oder nur aus plebejischem Parteiinteresse, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls regte sich dies Verlangen immer lebhafter. Bis dahin hatte man im allgemeinen sich nach dem Herkommen gerichtet; die Jurisdiktion war in vielen Fällen ein Ausfluß priesterlicher Gelehrsamkeit gewesen. So lange die Rechtspflege auf der Kenntnis des ungeschriebenen Gewohnheitsrechtes und der herkömmlichen Formen und Gebräuche beruhte, war sie ausschließlich in den Händen der Patrizier, die sie als eine Art Geheimlehre ihres Standes bewahrten und nach Gutdünken und nicht selten mit Parteilichkeit vollzogen. Nun verlangte die Volksgemeinde durch den Tribun

Rogatio Terentilia 462

L. Terentilius Harsa, daß ein allen Ständen gemeinsames Landrecht (d. h. eine schriftliche Festlegung des bis dahin üblichen Gewohnheitsrechtes) von einer womöglich nur aus Plebejern bestehenden Kommission aufgezeichnet würde, fand aber bei den Patriziern, denen die bisherigen diskretionären Befugnisse immer noch lieber und bequemer waren, als ein ihnen noch so günstiges fixiertes Recht, lange heftigen Widerstand. Sie suchten deshalb die Sache hinauszuziehen und durch Palliativmittel zu vereiteln. So wurde die Zahl der Volkstribunen auf zehn erhöht (wodurch freilich die Patrizier viel eher die Möglichkeit einer für sie günstigen Interzession erlangten), der Aventin, der bis

Lex Icilia 456

dahin als Okkupationsgebiet gegolten hatte, den Patriziern entzogen (Gesetz des Icilius) und unter die Plebs aufgeteilt, ja, schließlich sogar das Maß der Geldstrafen, die der Konsul verhängen durfte, festgesetzt

Lex Aternia Tarpeja 454

(Gesetz der Konsuln Aternius und Tarpejus). Jedoch ließ sich die Plebs durch solche Zugeständnisse nicht beschwichtigen, sondern wurde durch die Versagung ihres Wunsches, den die Tribunen alljährlich immer von Neuem vorbrachten, nur immer gereizter. Das römische Volk trennte sich in zwei

453

feindliche Heerlager, eine Zwietracht, die verbunden mit einer Seuche, die eine furchtbare Todesernte hielt, den Staat so sehr schwächte, daß die Aquer und Volsker ungehindert bis vor die Mauern der Stadt streiften,

sogar das Kapitolium besetzten (§ 171) und nur mit Mühe daraus vertrieben werden konnten. Als es schließlich klar ward, daß über diesen inneren Zwistigkeiten der Staat an die äußeren Feinde verloren zu gehen drohte, wurde der Antrag des Terentilius in der Form zum Gesetz erhoben, daß eine Kommission von zehn Männern aus Patriziern und Plebejern eingesetzt werden sollte, um das römische Landrecht aufzuzeichnen. Die konsularische Gewalt wurde suspendiert und den Zehnmännern die unumschränkte Regierung anvertraut; damit war auch das Volkstribunat und das Provokationsrecht für die Zeit der Amtsführung der neuen Beamten aufgehoben. Diese waren alle Patrizier, da sie in den Centuriatkomitien gewählt worden waren, in denen der Adel noch den meisten Einfluß besaß. Ehe sie ihr Amt antraten, wurden, wie es heißt, drei der neugewählten Beamten als Gesandte nach Großgriechenland und Athen geschickt, um die dortige Gesetzgebung zu prüfen und das für die römischen Verhältnisse Geeignete auszuwählen und aufzuzeichnen. Man wird diese letzte Angabe wohl als eine Erklärung dafür aufzufassen haben, daß die Dezemviralgesetzgebung so viele Anklänge an griechische Gesetzgebungen enthielt.

Kommission für Aufzeichnung des Rechts

Musterhaft vollzogen im Anfang die neuen Beamten, von der Zahl ihrer Mitglieder Dezemvirn (Zehnerausschuß) genannt, das aufgetragene Geschäft; ihre am Ende des ersten Jahres von der Volksversammlung angenommenen und vom Senat bestätigten Gesetze wurden auf dem Markte vor der Rednerbühne in zehn Kupfertafeln aufgestellt und fanden solchen Beifall, daß man ohne Bedenken zur Vollendung des Werks auch für das zweite Jahr das Dezemvirat bestehen ließ. Der fähigste der Dezemvirn, Ap. Claudius, ihr geistiger Führer, hatte es zu erreichen gewußt, daß er wieder gewählt ward und neben ihm eine Reihe unbedeutender Männer, darunter für diesmal auch einige Plebejer, dieses Amt erhielten. In dem zweiten Jahre ihrer Amtstätigkeit brachten die Dezemvirn nur zwei neue Gesetzestafeln zustande, die sie dem Volke vorlegten und zur Annahme brachten. Als sie nun gegen das Recht auch ein drittes Jahr amtieren wollten, erhob sich lauter Widerspruch, wahrscheinlich von seiten der Adelspartei, die bei dem straffen Regiment der Dezemvirn fürchtete, daß eine Tyrannis entstehen möchte. Es brach eine Revolution aus, die mit der Vernichtung der Dezemvirnherrschaft endete; hervorgerufen wurde diese Revolution, wie gesagt, durch die Patrizier, die die alte Rechtsungleichheit bedroht und das Eindringen der Plebejer selbst in die wichtigsten Staatsämter als nahe bevorstehend ansahen; jedoch ging es nicht ohne harten Kampf mit der Plebs ab, die zum zweitenmal zu dem verzweifelten Mittel der Sezession (was man jetzt als Generalstreik bezeichnen würde) griff und nur durch ein Kompromiß, die leges Valeriae Horatiae, beschwichtigt werden konnte. Die Einzelheiten dieser Vorgänge sind in tiefes Dunkel gehüllt, denn der patrizischen Geschichtschreibung hat es gefallen, die Sache umgekehrt darzustellen und die Schuld am Untergang des Dezemvirats der Tyrannei der Dezemvirn und ihren schweren Sünden gegen das der Tribunenverteidigung entbehrende Volk schuld zu geben.

Decemviri legibus scribundis 451

450

Absetzung der Dezemvirn

Sage vom Sturz der Dezemvirn

Nach dieser Darstellung hatte Ap. Claudius es darauf abgesehen, das Volk unter dem Scheine des Rechtes zu knechten. Als es gelungen war, die Macht für das zweite Jahr festzuhalten, mißbrauchten die Dezemvirn ihre unumschränkte Macht zu Handlungen der Willkür. Sie wüteten mit Kerker, Geldbuße, Bann und Henkerbeil gegen ihre dem Plebejerstand angehörenden Widersacher, ließen, als ein Krieg mit den Aquern und Volskern ausbrach, den greisen Siccius Dentatus, den tapfersten Mann in Rom, ermorden und führten, nachdem ihr zweites Jahr verflossen und die Abfassung der Zwölftafelgesetze vollendet war, eigenmächtig ihr Amt fort. Da brachte die lüsterne Freveltat des adelsstolzen Ap. Claudius die allgemeine Unzufriedenheit zum Ausbruch. Dieser trug nämlich Verlangen nach der schönen Virginia, der Tochter eines Plebejerführers und Braut des ehemaligen Volkstribunen L. Icilius. Um zu ihrem Besitz zu kommen, beredete er einen seiner Klienten, die Jungfrau für seine entlaufene Sklavin zu erklären und vor des Dezemvirn Richterstuhl als sein Eigen anzusprechen. Vor einer großen Menschenmenge hörte Appius Claudius auf dem Forum die Klage an; kaum hatte aber sein Richterspruch die Virginia dem Kläger überantwortet, als ihr Vater hinzueilte und ihr ein Messer ins Herz stieß, um sie vor Entehrung zu retten. Erstarrt über die unerhörte Tat, umstand noch das Volk die Leiche, als das plebejische Heer in die Stadt einzog, auf dem Aventinus lagerte und die Zurückführung der alten Ordnung verlangte. Als man zögerte, der Forderung nachzukommen, da gab der frühere Tribun M. Duilius den Rat, die Plebejer sollten, wie einst die Väter, zum zweiten Male nach dem heiligen Berge auswandern und da, wo früher der Grund ihrer Freiheiten gelegt worden sei, ein Lager aufschlagen. Der Rat fand Beifall. Alsbald brachen alle Bewaffneten auf und zogen zum collinischen Tore hinaus. Dieser Ernst brach den starren Sinn der Patrizier. Die Dezemvirn wurden zur Abdankung bewogen; Appius Claudius und sein Anhänger Sp. Oppius, von Volk und Tribunen mit einer gerichtlichen Untersuchung bedroht, töteten sich selbst im Kerker, die übrigen büßten ihre Freveltaten mit ewiger Verbannung und Verlust ihres Vermögens.

Moderne Ansichten über die Dezemvirn

Es ist mehrfach vermutet worden, daß die Dezemvirn auch noch andere Obliegenheiten als die angeführten gehabt haben. Niebuhr sah sie als eine ständige Behörde an, die den Ausgleich der Stände herbeiführen sollte. Vor allem hat man gemeint, daß durch die Aufzeichnung der Gesetze das Volkstribunat hat beseitigt werden sollen (Mommsen). Auch die Zeit ihrer Wirksamkeit wird verschieden angegeben und in das Jahr 443 gesetzt (Ed. Meyer), alles Vermutungen, die bei dem Stande der Überlieferung wenig sicher erscheinen. Eine interessante Parallele zu der Stellung und Wirksamkeit der Dezemvirn bieten die dreißig Tyrannen in Athen (§ 112), die ebenfalls zur Neuordnung der Verfassung und Gesetze eingesetzt worden waren (Niese).

Zwölftafelgesetz

Der Gewinn, den der Staat aus diesen Kämpfen davontrug, war nicht gering. Das neue Landrecht, gewöhnlich die Zwölftafelgesetze genannt, war der erste Versuch, die verschiedenen Volksbestandteile zu einem einzigen Gemeinwesen auf rechtlicher Grundlage zu vereinigen. Freilich darf man sich die Erleichterung, die den Plebejern durch dieses Gesetzbuch geschaffen ward, nicht bedeutend denken. Im Gegenteil, es werden sich wohl ähnliche Mißstände wie bei der ersten Kodifikation in Athen herausgestellt haben (§ 79). Das Schuldrecht bestand im ganzen weiter, nur der Zins fand eine wesentliche Herabsetzung (als Höchstmaß eine Unze Kupfer jährlich auf das Libralas [= 1 röm. Pfund = 327 gr.], also 8⅓ Prozent), und der Wucher wurde (um das Vierfache des unrechtmäßigen Gewinns) bestraft, dagegen blieb der harte Schuldprozeß, in dem nur die Schutzfrist von 60 Tagen, innerhalb deren die eingeklagte Schuld bezahlt werden konnte, eine Erleichterung darstellte. Auch sonst zeigte die neue Gesetzgebung kapitalistischen Charakter. Nächtlicher Felddiebstahl ward mit dem Tode geahndet. Der abgefaßte Dieb galt als Eigentum des Gläubigers. An eine rechtsgültige Ehe zwischen Patriziern und Plebejern war noch nicht zu denken. Auch auf öffentliche Beleidigung und Verhöhnung stand der Tod. Daneben standen freilich auch bedeutende Fortschritte. Der Mann, der falsches Zeugnis ablegte, und der Richter, der von den Parteien Geschenke annahm, wurden mit Lebensstrafe bedroht. Ferner muß es als Fortschritt angesehen werden, daß die Provokation an das Volk (also die oberste Gerichtsbarkeit) nur in den Centuriatkomitien, nicht mehr in den Curiat- oder Tributkomitien entschieden werden sollte. Das Wesentlichste aber war, daß eine Rechtsnorm gefunden war, die nicht mehr nach Gutdünken gedreht und gewendet werden konnte, und daß die Prozeßformen, nach denen der Konsul und die Richter zu verfahren hatten, festgelegt waren. Die Zwölftafelgesetze, die aus einer Mischung fremder (griechischer) und einheimischer

Rechtsbestimmungen hervorgingen, wurden die Grundlage des römischen Rechts, dessen Ausbildung zur Wissenschaft (Jurisprudenz) eins der Hauptverdienste der Römer ist. Was uns heute noch an Resten dieser Gesetzgebung vorliegt, gehört durchaus nicht alles in die Zeit der Dezemvirn, sondern ist umgemodelt und erweitert worden. Daher hat die von vielen modernen Forschern ausgesprochene Ansicht viel für sich, daß die zwölf Tafeln schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. im Original verschwunden waren, nur in der juristischen Tradition fortlebten und stark verändert worden sind.

Nach der Beseitigung des Dezemvirats werden wohl die Patrizier wieder Versuche gemacht haben, die gute alte Zeit zurückzuführen. Aber vergebens. Zweite Sezession
Als die Plebs, wie gesagt, mit der Sezession drohte und schon im Begriff war, anderswo eine neue Heimat zu finden, da beugte der stolze Adel sein Haupt, entsandte zwei seiner berufensten Vertreter, L. Valerius und M. Horatius, die Führer der gemäßigten Patrizier, und knüpfte Unterhandlungen an, die mit einem neuen Kompromiß der Stände endigten. Die alten Gewalten, das Konsulat, das Tribunat und die Adilität wurden wieder hergestellt. Als erste Konsuln wurden die beiden genannten gewählt; auf ihr Betreiben kamen dann die folgenden drei Gesetze zustande:

1. Es solle kein Magistrat gewählt werden, der der Provokation nicht unterworfen sei, bei Todesstrafe; jeder neuantretende Beamte mußte schwören, Leges Valeriae Horatiae 448
dies Gesetz zu halten;
2. die plebejischen Beamten sollten unverletzlich sein;
3. die Beschlüsse der Tributkomitien sollten für das Gesamtvolk bindende Geltung haben.

Die beiden ersten Gesetze sollten, wie bisher, die Plebs gegen patrizische Übergriffe schützen, nur die Berufung an die Tribunen in Halsprozessen fiel weg, da das Landrecht galt; das dritte war geeignet, den Plebejern die Herrschaft im Staate zu verschaffen, falls es durchgeführt wurde. Das geschah freilich noch nicht; vielmehr rivalisierten nur die Centuriat- und Tributkomitien als Träger der Staatshoheit miteinander. Zweierlei hielten jedoch die Patrizier mit Zähigkeit fest, das alte Unrecht der Okkupationen und die alleinige Besetzung der höchsten Staatsbeamtenstellen (der Magistraturen cum imperio); ja sie erreichten sogar einen kleinen Nebenvorteil, indem neben die Konsuln zwei neue patrizische Beamte traten. Die Verwaltung der Staatskasse ward nämlich den Konsuln abgenommen und fortan den zwei Quästoren (§ 168) übertragen, Quästoren 447
die vorher nur bei Kapitalprozessen fungiert hatten und, seit 421 um ein zweites Paar vermehrt, in den Tributkomitien, jedoch aus den Patriziern, gewählt wurden. Anderseits aber stieg das Tribunat an Macht und Ansehen; die Volkstribunen erhielten (anfangs auf einer eigenen Bank an der Tür, dann in der Versammlung selbst) beratende Stimme im Senat, und sowohl ihre Person als die ununterbrochene Dauer und Vollzähligkeit des Kollegiums wurde mit den heiligsten Eiden und allem, was die Religion als Sicherheit zu gewähren vermochte, gesichert.

§ 173. Militärtribunat und Zensorenamt. War bisher der Schutz der Lex Canuleja 445
Plebejer gegen die Patrizier die Hauptsache gewesen, so minderte bald nachher das Zugeständnis, daß beide Stände, ohne Verlust der Standesrechte für die Kinder, gültige Ehen miteinander eingehen dürften (Konubium), die Ungleichheit bedeutend (Gesetz des Tribunen C. Canulejus), und zugleich konnten die Plebejer auch das wichtigste Vorrecht der Patrizier, den Alleinbesitz des Konsulats, anfechten. Aber dieser Zumutung widerstanden die Patrizier aus allen Kräften; als endlich die Plebejer die Aushebung für den Kriegsdienst hinderten, vereinigte man sich dahin, daß es erlaubt sein solle, an Stelle der Konsuln aus beiden Ständen eine Anzahl (die von drei bis neun variiert) Militärtribunen mit konsularischer Gewalt als Heerführer und oberste Beamten zu wählen. Dieser Zustand dauerte bis 367 v. Chr. Danach behielten die Patrizier das höchste Amt immer dann, wenn Tribuni militum consulare potestati
Konsuln gewählt wurden; aber auch wenn Konsulartribunen ernannt wurden, hatten die Plebejer nur die sehr bescheidene Möglichkeit, das Amt zu erlangen. Tatsächlich ist bis zum Jahre 400 kaum einmal ein Plebejer zum Konsulartribunen gewählt. Die Patrizier, die sich durch Einführung des Konubiums

aus den besten Plebejerfamilien heraus ergänzt und gekräftigt hatten, waren fast stets im Vorteil und wußten durch allerlei Ränke, namentlich durch das Vorgeben ungünstiger Auspizien, die Wahl plebejischer Magistrate zu hintertreiben. Dieses Übergewicht des Adels wird auch dadurch bestätigt, daß öfters die Reihenfolge der Kriegstribunen mehrere Jahre lang durch Konsuln, die selbstverständlich nur Patrizier waren, unterbrochen ward. Als Ersatz für ihren angeblichen Verlust errichteten die Patrizier das nur ihnen zustehende Amt der Zensoren, dessen Befugnisse sie von denen des Konsulats abzweigten. Diese (zwei an Zahl, für die Dauer eines Lustrums, fünf Jahre, gewählt) hatten die Führung der Verzeichnisse, in denen alle Patrizier und Plebejer nach Vermögen und Stand eingetragen waren, stellten die Listen der Senatoren und Ritter auf, hatten die Schätzung der Vermögen, die Umlage der Steuern und die Gliederung des Heeres zu besorgen, erhoben die für die Benutzung des Gemeindelandes an die Staatskasse zu entrichtenden Abgaben, leiteten den Bau der Tempel, Straßen und Brücken und führten eine sittenrichterliche Aufsicht, wobei sie Handlungen wider Ziemlichkeit und öffentliches Wohl mit Entziehung der staatsbürgerlichen Standesrechte bestraften. Manche haben gemeint, daß die Befugnisse der Zensoren deshalb von der konsularischen Gewalt abgezweigt wurden, damit es plebejischen Konsuln nicht möglich sein sollte, in die Verhältnisse der patrizischen Familien hineinzublicken, und über deren Angehörige eine Art Sittenpolizei auszuüben. Dagegen spricht, daß der römische Adel bei seiner großen Sittenstrenge keine Prüfung zu scheuen brauchte. 434 wurde die Amtszeit der Zensoren auf 18 Monate beschränkt, während die Neuwahl erst nach einem vollen Lustrum erfolgte, so daß man dreieinhalb Jahr jeder Aufsicht ledig war. Trotzdem blieb die Zensur ein sehr wichtiges Amt, und im Jahre 265 ward bestimmt, daß es niemand zum zweiten Male bekleiden dürfe.

Zensur 444 (n. Mommsen 435)

lectio senatus

Sp. Mälius 439

Bei dem fortdauernden Kampf um das höchste Staatsamt griffen die Patrizier sogar zu schnöder Gewalt, um unbequeme Bewerber zu beseitigen. So geschah es in dem Falle des reichen plebejischen Ritters Sp. Mälius, der als Opfer eines politischen Totschlags fiel. Die aristokratische Geschichtschreibung freilich hat diesen Frevel als eine Großtat zur Rettung der Republik hingestellt. Als Sp. Mälius durch den billigen Verkauf oder durch unentgeltliche Verteilung von Getreide unter das Volk einen so großen Anhang gewann, daß daraus der Herrschaft der Patrizier Nachteile erwachsen konnten, beschuldigten ihn diese des Strebens nach Alleinherrschaft, worauf ihn der Diktator Cincinnatus durch seinen Reiteroberſten Cn. Servilius Ahăla niederhauen ließ. Dieser Justizmord ging ungestraft hin; doch erlangten die Plebejer um etwas später den Zugang zu dem Amte der Quästoren, deren Zahl damals auf vier vermehrt wurde. Sie wurden von den Tribus erwählt, führten mit den Zensoren vereint die Aufsicht über die Staatskasse und stellten die Jahresrechnung auf. Deren Zahl wurde späterhin (267) auf acht erhöht; als man Provinzen eingerichtet hatte, wurden sie abermals vermehrt und ein Teil von ihnen den Statthaltern als Nebenbeamte zugewiesen, denen insbesondere die Finanzverwaltung der Provinzen oblag.

421

Kämpfe gegen die Äquer und Volsker

§ 174. Die Eroberung des südlichen Etrurien. Während dieser inneren Kämpfe gingen die Kriege mit den Grenznachbarn fort. Dabei gewannen die Römer nicht bloß Siege, sondern trugen auch bedeutende Gebietserweiterungen davon. Der Grund lag darin, daß die ihnen bis dahin kräftig entgegentretenden Äquer und Volsker, die selbst Angehörige des Sabellerstammes waren, von einer zweiten aus den Bergen hervordrängenden Welle der Bergsamniten bedrängt wurden (§ 170). Auch diese folgten nicht dem eignen Antriebe, sondern strebten ihrerseits von den Kelten gedrängt, nach Süden und zum Meere. Die schon vorher geschädigten latinischen Bundesgenossen der Römer mußten deshalb wieder

schwere Kriege tragen und wurden Rom unaufhaltsam in die Arme getrieben, so daß dieses seine Macht immer weiter auszubreiten vermochte. So gewannen die römischen Adligen die Feldmark von Ardea, so drängten sie die Volsker und Aquer, soweit sie sich nicht freiwillig unterwarfen, schließlich ganz zum Lande hinaus und richteten schon ihre Blicke nach den nördlich des Tiber gelegenen Landschaften.

Kampf gegen die Etrusker

Nachdem sie die feste Stadt Fidenä, die von jeher, trotz ihrer latinischen Bevölkerung, auf etruskischer Seite gefochten und den Römern hartnäckigen Widerstand geleistet hatte, erobert und die Feldmark als Staatsgut eingezogen hatten, wendeten sie ihre ganze Macht gegen das benachbarte Etrurien. Wenn auch die Verteidigung der Nordgrenze gegen die Gallier (§ 175) alle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, waren die Etrusker doch noch stark genug, um die Römer zu nötigen, ihr ganzes Militärsystem umzustoßen und den Bürgern, die bisher nur Sommerfeldzüge geleistet hatten, Sold zu geben, damit sie den fortwährenden Kriegsdienst, der nunmehr gefordert werden mußte, wirtschaftlich ertragen konnten (§ 173). Erst nach zehnjähriger Umlagerung vermochten die Römer unter M. Furius Camillus mittelst eines unterirdischen Ganges das feindliche Veji zu erobern; seine Bewohner wurden teils erschlagen, teils in Knechtschaft geführt. Die bis in späte Zeit fortgepflanzte Sitte, die römischen Festspiele mit dem „Vejenterverkauf" zu beschließen, wobei ein alter Krüppel im Purpurmantel und Goldschmuck als „König der Vejenter" ausgeboten wurde, war ein Nachklang des Jubels, den der große Erfolg in Rom erregte. Seitdem war die Macht Südetruriens gebrochen. Der stolze Camillus aber, der durch die Hoffart seines prunkvollen Einzugs, durch ungleiche Verteilung der Beute und durch Bekämpfung des Vorschlags, das Gebiet von Veji zu gleichen Losen an alle Bürger zu verteilen, sich den Haß der Plebejer zugezogen hatte, ging, von den Volkstribunen zur Verantwortung vorgeladen, freiwillig in die Verbannung. Für Rom war mit der Gewinnung Südetruriens eine so große Bereicherung an Land und anderen Schätzen gewonnen, daß es von nun an aus der Reihe der übrigen Kleinstaaten mächtig hervortrat. Es war auf dem Wege, aus den enggezogenen Grenzen des latinischen Vororts zur Herrschaft über die weiten Ländermassen ganz Italiens überzugehen. Die zahlreichen Sklaven brachten eine neue industrielle Bevölkerung in den Mauerring, und die Landerwerbungen boten sowohl dem armen plebejischen Bauer wie den wohlhabenden Patriziern reiche Ackeranweisungen und ausgedehnte Okkupationen.

Veji belagert 405—396

Weitere Ausdehnung der römischen Macht

An diesen entscheidenden Erfolg schlossen sich bald andere Kämpfe an, die das Übergewicht der Römer sehr fühlbar machten: 395 kam es zu Kämpfen mit den Faliskern, die sich bedroht fühlten, 394—392 wurde mit den Aquern gefochten, und in das gewonnene Gebiet wieder eine Anzahl Kolonien gelegt, unter denen Circeji (393) die wichtigste ist. Ferner rückten die Römer immer weiter in Etrurien vor, und fochten schon 391 glücklich gegen die Bewohner von Volsinii. Da wurde der Staat plötzlich von einem Sturme erreicht, der nicht nur sein Wachstum, sondern sein Leben zu vernichten drohte und wie ein Hagelwetter die ersten Keime und Blüten der jugendlichen Republik abstreifte.

§ 175. Der Keltensturm in Italien. Diesen Sturm brachten die Kelten (Gallier), der Zweig der indoeuropäischen Volksfamilie, der am weitesten westwärts vorgedrungen war. Als die große Völkerwelle in Gallien den atlantischen Ozean erreicht hatte, folgte naturgemäß ein Zurückfluten, hauptsächlich, weil diese sich sehr rasch vermehrenden Völker noch nicht landsässig geworden waren und, auf dem Standpunkt der Viehzüchter stehend, bald nicht Raum genug in den besetzten Ländern finden konnten (vgl. II, § 12). Keltische Wanderungen Nachdem im siebenten Jahrhundert eine Auswanderung nach Spanien stattgefunden hatte und die Kelten sich mit den Ureinwohnern mischend das tapfere Volk der Keltiberer (§ 201) hervorgebracht hatten, erfolgte im fünften Jahrhundert die rückflutende Wanderung. An den Alpen teilte sie sich; eine Hälfte der Kelten strömte nach dem Donautale ab, dessen ganze Südseite sie zu ihrem Besitztum machte, setzte über den Strom hinüber nach Norden, gewann als am weitesten vorgeschobenen Posten Böhmen, das seinen lateinischen Namen Boihaemum wohl von dem erobernden Keltenstamm der Boier führt, gründete in den weiten Ebenen Ungarns eine Anzahl Fürstentümer (der sogenannten Donaukelten) und gelangte schließlich, nach vergeblichen Versuchen (§ 143), sich Griechenlands zu bemächtigen, nach Kleinasien. Zu ihnen mögen die Kelten gehört haben, die in den kleinasiatischen Feldzügen des Agesilaos (§ 121) gegen die Perser fochten. Dort hat noch jahrhundertelang ihre nach Väterweise geordnete, unter einheimischen Fürsten stehende Gemeinschaft in Galatien bestanden (§ 147). Die zweite Hälfte der eine neue Heimat suchenden Kelten überschritt Eindringen der Kelten in Italien die Alpen (nach der früher vertretenen Ansicht von Westen, nach neueren Aufstellungen von Norden her) und erschien in den Tälern der zum Po abströmenden Gewässer; es waren vor allem fünf Stämme, die Insubrer, Cenomänen, Boier, Lingönen und Senönen. Hier trafen sie auf die Etrusker, deren Macht damals ihren Höhepunkt schon überschritten hatte. angebl. 396 Mit unwiderstehlichem Stoße entrissen sie diesen einige der wichtigsten Städte, z. B. Melpum und Felsina, machten neue keltische Orte unter den Namen Mediolanium und Bononia daraus und erreichten es schließlich, das vordem so mächtige Volk in zwei Teile (Räter und Etrusker) zu zerspalten, zwischen die sie sich wie ein Keil einschoben und bis zur Adria gelangten (§ 159). Die gedemütigten Etrusker mußten froh sein, daß wenigstens das alte Stammland mit seiner nördlichen Gebirgsgrenze vorläufig den fremden Horden Halt gebot. Zunächst setzten sich die Gallier nun in der Poebene fest und trieben die von den Vätern ererbte weitläufige Viehwirtschaft in den Eichenwäldern der oberitalischen Niederung; doch Wandertrieb und Landnot zwangen sie bald genug vorwärts. Da sie sich zunächst nicht an das eigentliche, vom Apennin umwallte Etrurien getrauten, so zogen sie an der Adria hin nach Süden und drängten die Umbro-Sabeller (§ 159) aus ihren Sitzen, die ihrerseits wieder die Samniten vor sich herschoben und dadurch von Süden her auf die Aquer und Volsker drückten, so daß Rom aus jenen Völkerschiebungen zweifachen Vorteil genoß: die Etrusker, von Norden her durch die Gallier bedrängt, konnten ihnen nicht kräftig widerstehen, schützten Rom sogar als Wellenbrecher, und anderseits wurden Roms Feinde im Süden von den sie bedrängenden umbrosabellischen Samniten im Schach gehalten. Rom fand somit zunächst Gelegenheit, aus der allgemeinen Not für sich Vorteil zu ziehen und sein Gebiet zu erweitern (§§ 170, 174), bis die keltische Welle es nach den Zusammenbruch der Etrusker erreichte und hinwegzuspülen drohte.

Kultur der Kelten Die keltische Nation, die vielleicht in engere Beziehungen mit den Italikern oder auch mit den Italikern und Hellenen zu bringen ist — ein sicherer Rückschluß ist aus den sprachwissenschaftlichen Ergebnissen zurzeit noch nicht möglich —, hat (wie Mommsen sie charakterisiert) von der gemeinschaftlichen Mutter eine andere Ausstattung empfangen als die italischen, germanischen und hellenischen Schwestern. Es fehlte ihr bei manchen tüchtigen und noch mehr glänzenden Eigenschaften die eigentlich staatengründende Anlage. Es galt, sagt Cicero, als schimpflich für den freien Kelten, das Feld mit eigenen Händen zu bestellen. Der freie Bauernstand, der vor alters zahlreich gewesen zu sein scheint, schwand im Laufe der Zeit mehr und mehr zusammen, bis zuletzt nur noch Herren und hörige Leute vorhanden waren, so daß die Ritter die Nation ausmachten, das Volk in der demütigsten Abhängigkeit lebte; selbst die Königswürde erlag der zuchtlosen Adels-

herrschaft. Die einzige Ordnung, der sie sich fügten, war die militärische, daher blieb auch Krieg und Waffenübung ihre Hauptbeschäftigung. Ihre Tapferkeit und ihr wilder Kriegsmut waren im ganzen Altertum anerkannt und gefürchtet, aber ihre Beweglichkeit ohne Ausdauer und ihr Widerstreben gegen alle Zucht und Ordnung ließen keine dauernden Schöpfungen bei ihnen aufkommen; so erklärt sich die Tatsache, daß die Kelten alle Staaten erschüttert und keinen gegründet haben. Die Schilderung, die die Alten von den Galliern geben, erklärt das Entsetzen der Einwohner bei ihrem Erscheinen: Große Körper, wilde Züge, ein langes, struppiges Haupthaar und ein großer Schnurrbart machten ihren Anblick grauenhaft; ihr wilder Mut, ihre unermeßliche Zahl lähmten die gegen sie fechtenden Heere mit Furcht und Betäubung. Ließen sich diese aber nicht vom Schrecken überwältigen, so gab der Mangel an Ordnung und Ausdauer auch einer kleineren Zahl den Sieg über die Schwärme der Barbaren. Auch waren ihre Rüstungen schlecht: selten hatten sie Harnische; ihre manneshohen, schmalen Schilde waren schwach und ungeschickt; sie warfen sich auf den Feind mit breiten, dünnen, bronzenen Schlachtschwertern, die oft durch den ersten Hieb auf Eisen schartig und unbrauchbar wurden. Eitel und prahlerisch schmückten sie ihren Körper und ihre Waffen mit Gold. In der Schlacht trug jeder vornehme Gallier goldene Ketten an den Armen und schwere goldene Ringe um den Hals, wenn er auch sonst am Oberleib nackt erschien; denn oft warfen sie ihre bunten, gewürfelten Mäntel von sich. Gewöhnlich stritten sie zu Fuß, einzelne Schwärme auch zu Pferde, wo dann jedem Freien zwei gleichfalls berittene Knappen folgten; in alter Zeit hatten sie auch Streitwagen, von Hörigen gelenkt, die im Gefecht den Edelmann schirmten. Nicht bloß im Krieg pflegten sie den einzelnen Feind, nachdem sie ihn zuvor mit Worten und Geberden verhöhnt hatten, zum Kampfe herauszufordern; auch im Frieden fochten sie gegeneinander in glänzender Rüstung auf Leben und Tod. Wunden pflegten sie oft nachträglich zu erweitern, um mit breiterer Narbe prunken zu können. In den überwältigten Ländern vertilgten sie Bevölkerung, Städte und Anbau; sie knüpften die abgeschnittenen Köpfe der Erschlagenen mit den Haaren an die Mähnen ihrer Pferde; von denen der Vornehmen bewahrten sie die Schädel angenagelt im Hause als Erbstück für die Nachkommen.

Schilderung der Alten

§ 176. Roms Not und Errettung. Der auch im Süden (Veji, § 174) von den Römern angegriffene etruskische Föderativstaat vermochte schließlich die Apenninenpässe gegen die rüstig heranbrängenden Kelten nicht mehr zu halten. Sie drangen in die Hauptburg des Etruskervolkes ein, und dieses mußte sich dazu verstehen, die verhaßten Römer um Hilfe anzugehen. Die Römer zeigten sich bereit, da ihnen die nahende Gefahr klar genug war. Aber der Erfolg blieb aus, Etrurien wurde von den Kelten in raschem Ansturm überrannt, und die Gallier drangen, ohne namhafte Gegenwehr zu finden, sogar bis über den Tiber oder, wie andere wollen, bis an den Tiber (so daß die Schlacht am rechten Ufer stattgefunden hätte) vor und schlugen die Römer, die dem keltischen Elan noch nicht zu widerstehen gelernt hatten, mit leichter Mühe in die Flucht (Schlacht an der Allia?). Rom selbst nahmen sie nach kurzer Gegenwehr bis auf das befestigte Kapitol (das damals also allein ummauert war) ein und zogen schließlich, unbekannt aus welchen Gründen (vielleicht wegen drohender Bewegungen der Veneter in ihrem Rücken) mit unermeßlicher Beute wieder ab. Hinter ihnen blieb nur ein rauchender Trümmerhaufen. Wie sich der zu Boden geworfene Staat regenerierte, wissen wir nicht, da gerade um dieses tief eingreifende Ereignis*) die Sage die üppigsten Ranken geschlungen hat. Doch muß es bald und gründlich geschehen sein, ein Zeichen dafür, daß der Keltensturm schließlich nur eine Sturzwelle war, unter der

Sieg der Kelten

387

Schlacht an der Allia 18. Juli 387*)

Abzug der Kelten Februar 386

*) Dies Ereignis war so bedeutend, daß es auch in der Griechenwelt viel beachtet wurde. Diesem Umstand verdanken wir auch das erste ganz sichere Datum der römischen Geschichte: die Griechen setzten den Keltenbrand Roms in das gleiche Jahr wie den Antalkidasfrieden (387), während die herkömmliche Chronologie (§ 163, Ende) ihn auf 390 fixiert, und manche Neuere ihn auf 382 haben herabdrücken wollen.

alles im grausen Trümmerfall vernichtet zu sein schien, aber doch wieder zutage kam, und anderseits ein Beweis für die unverwüstliche Kraft, die in dem zähen Römerstaate steckte.

Sagenhafte Überlieferung

Die Tradition, die neben manchen Ausschmückungen zugunsten der Aristokratie auch viele geschichtliche Momente enthält, stellt die Einnahme und Errettung Roms so dar. Die Gallier setzten über die Apenninen und belagerten Clusium. Die Bewohner suchten Hilfe bei den Römern, die aber nur eine Gesandtschaft, aus drei Fabiern bestehend, in das feindliche Lager abschickten, mit der Forderung, von Roms Schützlingen abzulassen. Die Gallier erklärten, daß sie bereit seien, Frieden zu halten, wenn die Clusiner einen Teil ihres Landes an sie abtreten wollten. In dieser Antwort erblickten die Botschafter einen Hohn; sie mischten sich in den Kampf, und einer von ihnen, Q. Fabius, erschlug einen gallischen Anführer. Diese Verletzung des Völkerrechts setzte die Gallier in Wut. Sie ließen alsbald von Clusium ab, rückten auf Rom los und brachten dem

Schlacht an der Allia

römischen Heer am Flüßchen Allia (h. Fosso della Bettina) eine so vollständige Niederlage bei, daß sich nur einige Flüchtlinge retteten, Rom selbst aber (das von den Weibern und Kindern verlassen worden war) ohne Gegenwehr in die Gewalt der Feinde fiel. Die Gallier brannten die Stadt nieder, mordeten auf dem Forum achtzig Greise, die als Sühneopfer fallen wollten, und umlagerten dann das Kapitol, wohin sich die streitbare

Eroberung der Stadt

Mannschaft zurückgezogen hatte. Als diese unter der Anführung des M. Manlius tapferen Widerstand leistete, eine Überrumpelung durch die Wachsamkeit der heiligen Gänse verhindert worden war und die Reihen der Gallier durch Hunger und Krankheit gelichtet wurden, kam nach siebenmonatiger Belagerung ein Vertrag zustande, worin die Gallier gegen eine Loskaufsumme von tausend Pfund Goldes den Abzug versprachen. Der trotzige Anführer Brennus (was als Name, nicht als Titel anzusehen ist), erhöhte noch die bedungene Summe um das Gewicht seines Schwertes, das er in die Wagschale warf, und rief, als die Römer sich darob beklagten, höhnisch aus: „Wehe den Besiegten!“

Abzug

Da kam der verbannte Camillus (§ 177) seiner Vaterstadt zu Hilfe, setzte den Feinden nach und entriß ihnen die Beute. Trotz dieses angeblichen Sieges machte das Ereignis selbst einen tiefen Eindruck und wurde vom Volke selbst als ein nationales Unglück empfunden. Der Schlachttag an der Allia (18. Juli) wurde als Trauer- und Bußtag verzeichnet; nach dem Glauben des Volkes war es derselbe Tag, an dem einst die dreihundert Fabier an der Cremĕra (§ 170) gefallen waren.

Wiedergewinnung der verlorenen Gebiete

§ 177. Wiedererstarkung und Ausbreitung der römischen Macht.

Nach dem Abzuge der gallischen Sieger schien es einen Augenblick, als wenn die Vormachtsstellung Roms dahin wäre. Denn die sämtlichen alten Feinde der Stadt, die Etrusker, Volsker und Aquer, standen unter Waffen und suchten sich die hilflose Lage der Stadt zunutze zu machen. Der heldenmütigen Tapferkeit des M. Furius Camillus gelang es aber, die Gegner in drei Schlachten niederzuwerfen. Vor allem wurde Südetrurien völlig einverleibt, 387 vier neue Tribus in dem dortigen Gebiete angelegt und zur Sicherung des Gebietes die Kolonien Sutrium

383

und Nepete erbaut. Nicht anders ging es in dem Lande der Volsker, die von da ab zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsanken. Auch hier mußten die Kolonien Satricum 383 und Setia 382 das neugewonnene Gebiet in der Treue erhalten. Die Einzelheiten sind zwar ganz sagenhaft, der römische Sieg aber nicht zu bezweifeln, da im Jahre 358 zwei neue Tribus *) eingerichtet wurden, die ursprünglich aus dem volskischen Gebiete hervorgingen. Auch mit den Latinern, den eigenen Bundesgenossen, kamen Konflikte vor, wenngleich die Mehrzahl von diesen treu zu Rom hielt. Man hört von einem langwierigen Krieg mit Präneste,

*) Die 35 römischen Tribus waren: 1. Die vier städtischen (Suburana, Palatina, Esquilina, Collina). 2. Die 15 ländlichen, nach patrizischen Geschlechtern benannten (Aemilia, Camilia, Cornelia, Fabia, Galeria, Horatia, Lemonia, Menenia, Papiria, Pollia, Pupinia, Romilia, Sergia, Veturia, Voltinia). Hierzu traten: 495 die Claudia und Crustuminia, 387 die Stellatina, Tromentina, Sabatina, Arnensis, 358 die Publilia und Pomptina, 332 die Maecia und Scaptia, 318 die Oufentina und die Falerna, 299 die Aniensis und Teretina, 241 die Velina und Quirina.

der unentschieden hin und her schwankte, und beim Nahen einer neuen Keltengefahr mit einem Waffenstillstande abschloß (358). Doch ist der Bericht über diese Verwicklungen sehr schattenhaft; sicher ist nur, daß 358
der latinische Bund wieder erneuert wurde.

Eroberung Etruriens

Kaum waren die Nachbarn im Süden besiegt, als Rom sich anschickte, in das Herz von Etrurien einzudringen. Am mächtigsten war damals die Stadt Tarquinii, die sich durch den unwegsamen 358—351
kiminischen Bergwald gegen Süden hin genügend geschützt glaubte. Zunächst gelang es den Römern nicht, einen erheblichen Erfolg zu erzielen; nach langen, wechselvollen Kämpfen kam nur ein Waffenstillstand auf vierzig Jahre zustande, der im wesentlichen den gegenseitigen Besitzstand garantierte; ganz Südetrurien blieb in römischen 356
Händen, die nunmehr die Feldmark von Cäre sich teilweise aneigneten und die Gemeinde mit einem eingeschränkten Bürgerrecht ohne aktives und passives Wahlrecht (civitas sine suffragio [§ 181]) in ein ehren- civitas sine suffragio
volles Untertanenverhältnis brachte, das von nun an als Jus caeritanum typisch wurde. Wenngleich das eigentliche Etrurien noch frei blieb, so war dessen Unterwerfung nur noch eine Frage der Zeit; denn der innere Verfall der Nation machte erschreckende Fortschritte. Die Adelsherrschaft richtete das Volk zugrunde, so daß schließlich die besitzenden Klassen froh sein mußten, als Rom ihnen half und dabei die letzten Reste der Selbständigkeit zerstörte. Eigene Versuche, die alte Macht wiederzugewinnen, haben die Etrusker niemals wieder unternommen; sie sind nur noch von andern, z. B. den Samniten (§ 174), ins Schlepptau genommen worden; ihre Kraft war für immer gebrochen. — In dieselbe Zeit fallen auch noch manche andere politische Ereignisse, so die Kämpfe mit Falerii, das auf etruskischer Seite stand, und erst 343 zu den Römern in ein Bundesgenossenverhältnis trat. Ferner gehört hierher der Versuch der Römer, sich auf Korsika festzusetzen und auch dort die Etrusker zu verjagen, und schließlich der Vertrag mit den Samniten, der vielleicht gegen die Kelten gerichtet war, aber auch 354
sonst seine Wirkung tat, indem er die kleinen Völker zwischen dem Tiberstaate und den Bergstämmen den Römern völlig in die Arme trieb.

Keltenkriege

All diese Erfolge der Römer wären ganz ausgeschlossen gewesen, wenn die Gallier ihren Eroberungszug energisch fortgesetzt hätten. Dies geschah jedoch nicht, aus Ursachen, die wir aus unserer gegenwärtigen Kenntnis der Bewegungen im keltischen Heimatlande nicht völlig zu erklären vermögen. Möglicherweise hatte die Völkerwelle in dem breiten, ziemlich menschenleeren Donautale ein geordnetes Bett gefunden, in dem sie geregelt abströmen konnte und darum nicht nach Italien übertrat. Nach der ältesten Tradition vergingen nach dem Brennusangriff dreißig Jahre, ehe sich wieder keltische Scharen in der Nähe von Rom zeigten, und von großen Schlachten hören wir nichts. Gallische Raubscharen näherten sich Rom zu wiederholten Malen, aber sie kamen zu spät: die Stellung Roms hatte sich wieder voll befestigt, und man wagte nicht, die kriegsgewohnten Legionen anzugreifen. Die spätere Geschichtschreibung hat aber aus diesen einfachen und beiderseits wenig Ruhm bringenden Ereignissen nicht weniger

als sechs Gallierkriege und aus ihnen ein wahres Heldenzeitalter Roms gemacht, in dem die Namen des T. Manlius und des M. Valerius Corvus in hellem Glanze erstrahlen. Es ist fast gewiß, daß nur einige Einzelheiten historisch sind, der Zusammenhang aber, der den großen Hintergrund malen sollte, eine Erfindung ist. Die gallischen Stämme setzten sich, nachdem sie einigermaßen sichere Grenzen nach Südosten gewonnen hatten, meist in dem Pogebiete fest, und dem Einfluß der Etrusker war es zu danken, daß sie zu seßhaften Ackerbauern wurden. Einzelne etruskische Kolonien in Norditalien, z. B. die Inselstadt Mantua, blieben noch weiter bestehen, während das Flachland von den keltischen Bauern besetzt ward. Ihr südlichster Posten war der „gallische Acker" mit der Hauptstadt Sena gallica (§ 158 1). Einzelne Vorstöße nach Süden mögen der Ruhmredigkeit römischer Annalisten den Stoff zu den Heldentaten geliefert haben, von denen uns Livius folgendes zu berichten weiß.

Die sagenhaften Keltenkriege

Als einst die Gallier und Römer an den **Ufern** des Anio einander gegenüber standen, trat ein gallischer Riese auf die Brücke, die die Heere trennte und die keiner der streitenden Teile abbrach, um keine Furcht zu verraten, und forderte die tapfersten Römer zum Zweikampf heraus. Da erbat sich ein edler Jüngling, T. Manlius, von dem Feldherrn die Erlaubnis zum Kampfe, ging dem prahlenden Riesen entgegen und durchstieß ihn mit seinem kurzen Schwerte. Als der Feind am Boden lag, nahm Manlius ihm die mit Blut bespritzte Halskette ab und legte sie um seinen eigenen Nacken. Die Römer führten den Sieger unter Glückwünschen und Lobeserhebungen jubelnd zum Diktator.

T. Manlius Torquatus 361

Unter den kunstlosen liederähnlichen Scherzen der Krieger hörte man den Beinamen Torquatus (Kettenträger), welcher bald allgemein üblich und ein Ehrenname seiner Nachkommen wurde. Ohne Kampf zog darauf der gallische Schwarm nach Campanien weiter, wurde aber im nächsten Jahr auf dem Rückweg vor dem collinischen Tor von dem Diktator Q. Servilius Ahāla geschlagen. — Etwas später ereignete sich ein ähnlicher Kampf bei dem von Camillus ins Feld geführten Heere. Als die Römer ruhig auf ihren Posten standen, trat ein Gallier vor und forderte einen von den Römern auf, sich mit ihm zu schlagen. Da erbat sich ein junger Kriegstribun, M. Valerius, von dem Konsul die Ehre des Kampfes. In dem Augenblick aber, als sie handgemein wurden, setzte sich plötzlich ein Rabe, gegen den Feind gekehrt, auf des Römers Helm und fuhr dem Feind ins Gesicht, bis dieser erlegt wurde. Als der Tribun dem erschlagenen Feinde die Rüstung ausziehen wollte, entspann sich um die Leiche ein Streit, aus dem eine blutige Schlacht erwuchs, in der die Gallier besiegt wurden. M. Valerius, fortan Corvus (der Rabe) genannt, wurde hierauf zum Konsul gewählt. — In jene Zeit gehört auch die rührende Geschichte von dem Opfertode des M. Curtius. Auf dem Forum hatte sich ein Erdspalt gebildet, und es war dem geängstigten Volke die Weissagung geworden, daß er sich nur dann schließen würde, wenn ein Römer so viel Mut besäße, sich selbst zu opfern. Da sprengte M. Curtius in voller Rüstung mit seinem Roß heran, stürzte sich in den Abgrund und verschwand. Der Spalt aber schloß sich von selbst; der auf seinem Grunde brandende See war verschüttet, und es blieb nur die Erinnerung an die heldenmütige Tat.

M. Valerius Corvus 349

M. Curtius 362

Geschichtliches von den Keltenkämpfen bis zu den Samnitenkriegen

Nur ganz weniges aus jenem Heldenzeitalter steht historisch fest, so vor allem die Tatsache, daß die Römer im Bunde mit den Samniten mehrfach die neuen Keltenzüge abwiesen, und das gleiche Bündnis ausnützten, um die zwischen beiden Mächten liegenden Völker zu unterwerfen. In diesem Kampfe gewannen die Samniten das feste Fregellae im Liristale. Zugleich bildeten die Römer damals eine Seemacht heraus, die weithin über das tyrrhenische Meer fuhr, und deren Bedeutung zum zweiten Vertrage mit Karthago führte (348), der die Bedingungen des ersten (§ 167) wiederholte. Wir hören auch von mancherlei Seeabenteuern und der Besetzung von Seestädten, z. B. von Antium. Jedoch ist alles nebelhaft und unbestimmt, denn in der Überlieferung der Zeit von dem Keltenbrand bis zu den Samnitenkriegen ist alles von der aristokratischen Geschichtschreibung verfälscht und die wirklichen Ereignisse fast hoffnungslos von der Legende übersponnen worden.

Wiederaufbau der Stadt

§ 178. Die politische und wirtschaftliche Reform der Tribunen C. Licinius Stolo und L. Sextius Lateranus. Anfangs schien es, daß mit dem Keltensturm, der über Rom hinweggebraust war, der junge Staat zusammen-

gebrochen sei. Auch nach dem Abzug der Feinde war das römische Volk noch so entmutigt, daß es die Stadt nicht wieder aufbauen, sondern nach Veji übersiedeln wollte. Nur mit Mühe gelang es den Patriziern, dieses Vorhaben zu vereiteln; und damit nie mehr ein ähnlicher Gedanke aufkomme, wurden die Häuser in Veji dem Volke zum Abbruch überlassen und der Boden verwünscht zu ewiger Öde. Aber die Gefahr zog ebenso schnell vorüber, wie sie gekommen war. Die rührende Erzählung, daß man schon daran war, überzusiedeln, und dieser kleinmütige Entschluß nur zufällig durch einen Centurio vereitelt worden sei, der seinen in Rom einziehenden Kriegern zurief: Halt, Soldat! Hier wirst du am besten bleiben! charakterisiert sowohl die Stimmung der Römer, als auch die sensationsbedürftige Weise der römischen Geschichtschreibung, die die Vulgata der Überlieferung darstellt. Es gelang Rom verhältnismäßig sehr bald, wieder an die Spitze der Latiner zu treten und nach außen hin eine geachtete Stellung einzunehmen (§ 177). Dies ermutigte die Patrizier, den inneren Kampf, der während der äußeren Kriegsereignisse geruht hatte, wieder zu beginnen. Kaum war Rom (in der Eile mit engen und krummen Straßen und kleinen Wohnhäusern) wieder aufgebaut, als die Patrizier alle ihre Vorrechte von neuem in Anspruch nahmen und zunächst die Schuldgesetze mit der alten Strenge in Anwendung brachten. Dadurch gerieten die infolge des gallischen Krieges verarmten Plebejer, deren Kräfte sich durch den Aufbau der Wohnungen und die Anschaffung von Zugvieh, Gerät, Saatkorn erschöpft hatten, und die nun noch durch die Umlagen zur Soldzahlung an das Heer hart in Anspruch genommen wurden, in große Not; dies bewog den Retter des Kapitols, M. Manlius (Capitolinus), ihren Fürsprecher zu machen und auf Minderung der Schuldenlast und Verteilung des Gemeindelandes anzutragen. Als ein tapferer Kriegsmann ins Schuldgefängnis abgeführt werden sollte, löste ihn Manlius mit seinem Gelde aus und gab ihn den Seinigen zurück, zugleich bot er seine Grundstücke zum Verkauf aus und schwur, solange er noch einen Fußbreit Landes besitze, werde er nicht gestatten, daß ein Römer als Schuldknecht abgeführt werde. Dafür traf ihn der Haß seiner Standesgenossen in solchem Grade, daß sie ihn unter der nichtigen Anklage, er strebe nach königlicher Gewalt, zum Tode verurteilten, worauf er vom tarpejischen Felsen gestürzt, sein Haus geschleift und sein Andenken gebrandmarkt ward. Sogar seine eigenen Geschlechtsgenossen gaben den edlen Mann preis und beschlossen, niemals wieder den Vornamen Markus anzuwenden.

Erneutes Vorgehen der Patrizier

384

Für den Augenblick mochte der Terrorismus der Adelspartei das Volk abschrecken, aber wo ein wirkliches Bedürfnis eines ganzen Volkes vorliegt, hilft auch dieses äußerste Mittel nicht auf lange Zeit. Darum begannen die Kämpfe kurze Zeit darauf von neuem und endigten schließlich mit einer Niederlage des Adels auf der ganzen Linie. Die Patrizier kämpften freilich mit verzweifelter Hartnäckigkeit; längere Zeit wußten sie die notwendige Gesamtregelung des Schuldenwesens zu hintertreiben, um in jedem einzelnen Falle desto rücksichtsloser durchgreifen zu können. Jedoch ward ihre Position von Tag zu Tag unhaltbarer. Denn der alte Geschlechteradel verfiel dem Schicksal jeder in sich geschlossenen Kaste und nahm sehr schnell an Anzahl ab. Das Gesetz des Canulejus (§ 173) hielt den Verfall nicht auf, schuf vielmehr eine neue plebejische Adelspartei, die für die politischen Forderungen der Plebs noch viel entschiedener auftrat, als es früher die vereinzelten Volkstribunen gekonnt hatten. Die wirtschaftliche Notlage der Plebs war diesen „neuen Männern", da sie selbst reich waren, gleichgültig. Ihnen lag an dem Zutritt zu den hohen Staatsämtern, die wiederum für ihre ärmeren Genossen nicht in Frage kamen. Doch durften sie die wirtschaftlichen Forderungen der armen Plebejer nicht unberücksichtigt lassen, und so kam es denn zu einem einzigen Antrag (Rogation), in dem die Wünsche beider plebejischer Gruppen verbunden waren: 1. Es sollten wieder Konsuln gewählt werden, aber der eine davon stets ein Plebejer sein. 2. Kein römischer Bürger dürfe vom Gemeindeland mehr als 500 Jugera (125 ha) im Erbpacht besitzen,

Erstarken der Plebejer

Arme und reiche Plebejer

Leges Liciniae Sextiae

noch auf der Gemeintrift mehr als hundert Haupt großes und fünfhundert Stück kleines Vieh weiden lassen, das übrige sollte durch eigene Triumvirn in kleinen Losen von je sieben Hektar den Plebejern als Eigentum angewiesen werden. 3. Von dem Schuldkapital (vielleicht dem Bodenzins aus dem Gemeindelande) sollte der bereits gezahlte Zins abgezogen und der Rest in drei Jahresfristen getilgt werden.

Gestellt wurden diese Anträge von den beiden Volkstribunen L. Licinius Stolo und L. Sextius Lateranus, die beide zu den hervorragendsten Familien dieser plebejischen Adelspartei gehörten und mit den angesehensten patrizischen Familien verschwägert waren.

Von den Patriziern wurden sie zehn Jahre lang aus allen Kräften bekämpft; aber alle ihre Anstrengungen, selbst die Erhebung des alten Camillus zur Diktatur, scheiterten an der Festigkeit der beiden Tribunen, die keine Trennung der Vorschläge zugaben, das Volk, das sich mit dem Landerwerb und Schuldenerlaß gerne zufrieden gegeben hätte, bei dem Gesamtentwurf festhielten und gegen die Widerstrebenden alle gesetzlichen Mittel, Anklage,
367 Hinderung der Beamtenwahl und Einsprache gegen die Aushebung der Kriegsmannschaft, in Anwendung brachten. Die Patrizier mußten dulden, daß die Licinischen Anträge in Gesetze umgewandelt und ihre Vorrechte gebrochen wurden. Das Gesetz über das Gemeindeland, das in seiner durchgreifenden Bedeutung mit der Abschaffung der Leibeigenschaft in den Staaten der Neuzeit verglichen werden kann, war eine Erweiterung des einst von Sp. Cassius Viscellinus eingebrachten Gesetzes (§ 171) und hatte zum Zweck die Bildung oder wenigstens die Vermehrung eines unabhängigen Bauernstandes und eine entsprechende Verminderung der Gutsherrlichkeit der großen Grundbesitzer. Im Jahre 367 gingen die Gesetze durch, und L. Sextius wurde im folgenden Jahre als der erste plebejische Konsul gewählt.

Moderne abweichende Darstellungen

Eine besondere Schwierigkeit für die Beurteilung der Wahrheit der geschilderten Vorgänge entsteht durch den scharfen Widerspruch der vorhandenen Geschichtsquellen. Nach einer mehrfach vorgetragenen Auffassung, die besonders von B. Niese vertreten wurde, zerfallen sie in zwei scharf sich trennende Traditionen. Die ältere ist die bei Diodor wiederholte Darstellung aus den offiziellen römischen Annalen, die jüngere bei Livius stark mit Familienchroniken durchsetzt und sehr gefärbt.

Viele neuere Historiker halten die hier gegebene Darstellung der jüngeren Tradition für verfälscht: sie trennen die drei licinischen Gesetze und nehmen für 366 nur die Einführung des plebejischen Konsulates an. Das Ackergesetz jedoch (das in der älteren Tradition [bei Diodor] fehlt) setzen sie als ein weit späteres Produkt in die Zeit nach dem Ende des zweiten punischen Krieges. Auch die Schuldenregelung, die auf ein Zinsverbot mit rückwirkender Kraft hinausläuft, ist damals nicht durchgeführt worden, denn kurze Zeit darauf hören wir wieder von einer Erneuerung der alten Zinsordnung von $8^1/_3$ Prozent (§ 172), ja später stieg man sogar zu einem Zinsfuß von 10 bis 12 Prozent auf (§ 169). Der Übergang von der alten Natural- zur Geldwirtschaft brachte arge Schwankungen im Kreditwesen hervor. Selbst die härtesten Zinsverbote, die immer wieder erneuert wurden, fruchteten nichts und riefen nur Wucher und Kreditschwierigkeiten hervor; darum nehmen die Neueren vielfach an, daß dieses Zinsverbot (das man auch als einen Generalbankerott der Gläubiger bezeichnet hat) erst in schwierigen späteren Zeiten ausgesprochen sei. In gleicher Weise sehen sie die Einführung der Prätur (§ 179) und der kurulischen Ädilen für jene Zeit als legendarisch an (so besonders B. Niese). Auch das Gesetz des Q. Publilius Philo wird von einzelnen als erdichtet bezeichnet.

§ 179. Das Ende des Ständekampfes. Wenn nunmehr nach Eröffnung des obersten Staatsamts für die Plebejer der Ständekampf auch im Prinzip entschieden war, so wußten doch die Patrizier einen wesentlichen Teil der alten konsularischen Gewalt für sich zu retten. Wie früher das Amt der
Prätur Zensoren (§ 173), so sollte ihnen nunmehr die neue Würde eines Prätors, der die bürgerliche Rechtspflege zu leiten und die Richter zu ernennen hatte, vorbehalten sein, die vom Konsulat abgetrennt und den Patriziern vorbehalten wurde. Anfangs wurde nur ein Prätor zur Leitung der Rechtspflege in der Stadt gewählt; später kam ein zweiter für die Fremdenjustiz dazu, und mit der Zeit stieg die Zahl der Prätoren auf 4, auf 6, ja sogar auf 12 und 16.

Die Edikte des Stadtprätors (d. h. die Rechtsgrundsätze, die er am Anfang seiner Amtsführung veröffentlichen ließ) bildeten späterhin den wichtigsten Bestandteil des Zivilrechts. Ferner wurde noch eine zweite patrizische Behörde, die kurulischen Adilen, geschaffen, die, wie die schon längst bestehenden plebejischen (§ 169), eine Polizeibehörde waren, nur mit größerer Macht versehen. Sie hatten nicht nur die Aufsicht über die Stadt und den Marktverkehr, sondern auch die Sittenpolizei. Ferner wurde ihnen die Anordnung über die großen Festspiele übertragen, was ihnen Gelegenheit gab, durch Aufwand sich die Volksgunst zu verschaffen und sich dadurch den Zugang zur Prätur und zum Konsulat zu erleichtern. Aber schon 337
dreißig Jahre später wurden auch diese beiden Ämter den Plebejern zugänglich gemacht. Ferner wurden durch die Gesetze des Q. Publilius Philo Leges Publiliae Philonis
1. den Beschlüssen der Tributkomitien bindende Kraft für das gesamte Volk bei 339
gelegt; 2. für die den Centuriatkomitien vorzulegenden Gesetze eine vorher gehende Zustimmung des Senates oder der Curiatkomitien (der patres) verlangt, also das frühere Bestätigungsrecht der Patrizier ausgeschieden; 3. die Wählbarkeit der Plebejer für die Zensur, die schon 391 in einem einzelnen Falle zugestanden worden war, gewährleistet. Die kurulische Adilität war den Plebejern schon 365, die Diktatur seit 356 eröffnet, wo zum erstenmal ein Plebejer (C. Marcius) an die Spitze des Staates trat. Nur die Priesterwürden der Pontifices und Auguren blieben noch einige Zeit im Alleinbesitz der Patrizier, bis es den Plebejern gelang, auch diese letzte Schranke zu durchbrechen und die völlige Gleichstellung der beiden Lex Ogulnia 300
Stände zu erkämpfen (Gesetz der Tribunen Q. und Cn. Ogulnius).

In dem Widerstreit und der endlichen Ausgleichung der Stände lag eine Hauptursache der Größe Roms. Durch die licinisch-sextische Gesetzgebung hatte das höhere Staatsrecht über das beschränkte Familienrecht den Sieg davongetragen. Mit ihm ist die Bevorrechtung eines einzelnen Standes und Die neue Nobilität
die Bedeutung des Geburtsadels dahin geschwunden. An seine Stelle trat die Nobilität, der Amtsadel, aus patrizischen und plebejischen Familien gemischt, weniger streng abgegrenzt von der Masse des Volkes, stets ergänzt durch Zuwachs von neuen Mitgliedern, aber durch eine nicht weniger steile Schranke von der Plebs getrennt, da seine Macht sich auf den großen Besitz gründete; darum änderte sich tatsächlich nur wenig, denn diese neue Nobilität war genau so herrschsüchtig und hartnäckig sowohl in der Aufrechterhaltung ihres Übergewichts im Staate, als auch konsequent, fest und geschickt und rücksichtslos in der steten Hebung von Roms Größe und Macht nach außen. Diesem Beamtenadel stand eine große Aufgabe bevor, die Eroberung Italiens und die Ausbildung Roms zur Großmacht.

Drittes Kapitel.

Roms Aufsteigen zur Mittelmeergroßmacht (366—133).

Überschau und Vorblick. Mit dem Ausgleich des Ständekampfes und der Befestigung des Staates in Mittelitalien war die erste große Etappe des unvergleichlichen Werdeganges der Römer erreicht. Von nun an vollzog sich alles weitere mit zwingender Notwendigkeit.

Auf dem politischen Gebiete zog die Eroberung von Süd- I. a) Äußere Politik
etrurien und die Befestigung von Kampanien zunächst die Aufsaugung der Latiner nach sich, ein Ereignis, das den bisherigen Bund Roms mit Latiner
den umbro-sabellischen Samniten auf das ärgste gefährden mußte; denn Samniten
diese konnten den Verlust von Kampanien nicht verschmerzen und sahen sich durch den erstarkenden mittelitalischen Staat in ihrem eigenen Vordringen stark behindert. Da die Römer das Glück hatten, den sich nunmehr entspinnenden langen Entscheidungskampf mit den Samniten

allein auszufechten, ohne daß diese sich mit den andern italischen Gegnern Roms verbündet hätten, so wurde schließlich dieser Streit zugunsten Roms entschieden, nicht ohne Mitwirkung der unteritalischen Staaten, die den Samniten in den Rücken fielen. Das Ergebnis war die Erwerbung des gesamten Samnitenlandes, also eines völlig kompakten Gebietes in Mittelitalien, das von Meer zu Meer reichte und somit die Verbindung zwischen Nord- und Süditalien völlig aufhob. Die Bevölkerung dieser beiden Länder merkte wohl, welche Bedrohung in dem neuen unaufhaltsam wachsenden Staatengebilde lag, aber es war zu spät.

Etrusker

Die Etrusker und die Landschaften südlich vom Apennin mußten zunächst sich unter das römische Imperium beugen. Dann kamen die unter-

Unteritalien

italischen Völker daran, die erst allein, dann mit Hilfe der Epigonen Alexanders d. Gr. sich gegen die Übermacht des werdenden italischen Großstaates sträubten, aber ihm schließlich erlagen.

Bildung des neuen italischen Großstaates

Mit ihrer Unterwerfung war der neue Großstaat begründet, was sich darin aussprach, daß der Name Italien nunmehr von dem Süden der Halbinsel auf die gesamte Ländermasse bis zum Po ausgedehnt ward. Es war ein starkes Gebilde, das etwa 3000 Quadratmeilen umfaßte und in der Lage war, eine nach Hunderttausenden zählende Armee aufzustellen. Der Grund für den unvergleichlichen Erfolg war nicht nur die glückliche zentrale Lage des Vorortes, sondern auch die Uneinigkeit der verschiedenen Gegner Roms und nicht zum wenigsten die geschickte Politik der römischen Regierung, die die Feinde auseinanderzuhalten, einzeln zu bekämpfen und nach und nach niederzuwerfen verstand.

Weiterentwicklung zur Mittelmeergroßmacht

Nach diesem Erfolge kam die dritte Etappe des Aufsteigens der Römer die Ausbreitung der Großmacht im Mittelländischen Meere, wie von selbst. Auch hier war die zentrale Lage von äußerstem Vorteil, aber diese war es wiederum nicht allein. Denn in der ersten Hälfte

Karthager

des neuen Kampfes hatte man es mit den Karthagern, einem Handels- und Industriestaate, zu tun, gegen dessen aussaugende Handelspolitik sich der italische Landwirtschaftsstaat zunächst mit allen Kräften wehren mußte; die Erbarmungslosigkeit der wirtschaftlichen Kämpfe bringt es aber mit sich, daß der siegende Gegner nicht bloß das besiegte Volk wirtschaftlich zugrunde richtet, sondern auch politisch völlig unterjocht. So kam es auch hier, und in dem über hundertjährigen Ringen wurde Karthago zu völliger Nichtigkeit herabgedrückt, sein Handelsgebiet an Rom angegliedert und damit die Westhälfte des Mittelmeeres eine römische Binnensee. — Die zweite Hälfte des neuen Kampfes verlief aus denselben Gründen genau wie die erste. Die Versuche der

Griechen

Karthager, mit Hilfe der Griechen die Römer von zwei Seiten zu packen, waren dank der klugen Politik der Römer vereitelt worden. Nun mußten die griechischen Staaten es tragen, daß sie den kostbaren Augenblick unwiederbringlich versäumt hatten. Auch sie fielen den Römern anheim, jedoch in weit unblutigeren Kämpfen, da auch hier das Divide et impera!, der unvergleichliche Grundsatz der römischen Politik, bei diesem geistig so regsamen und überragenden, und dabei doch politisch so wenig fähigen Volke mit dem größten Erfolge an-

gewendet wurde. Ein Staat nach dem andern fiel den Römern zu, und schon 133 ließ sich voraussehen, daß der gewaltige eiserne Ring sich schließen und die Römer auch Herren der Osthälfte des Mittelmeeres sein würden

b) Innere Politik

Neben dieser großartigen äußeren Entwicklung hielt die innere Politik nicht gleichen Schritt, obgleich sich nicht verkennen läßt, daß die große politische Weisheit und Vernunft der Römer wohl einsah, daß man sich den veränderten Verhältnissen anpassen müsse. — In der ersten Periode bis zur Unterwerfung Italiens blieb Rom gewissermaßen ein nur ins Große übersetzter Stadtstaat. Die Anlegung der Kolonien, die man weiterbetrieb und immer weiter ausdehnte, war gewissermaßen nur die Anlage neuer, weit entfernter Stadtquartiere, die an Rechten und Pflichten des Stadtrömers ebensogut Anteil nahmen. Sie dienten nicht bloß militärischen, sondern auch wirtschaftlichen Zwecken. Denn die ausgesandten Kolonisten waren und blieben römische Vollbürger, die für die Entfernung von der Heimat durch Begabung mit reichem Landbesitze entschädigt wurden, der ihnen in Roms Umgebung nicht gewährt werden konnte. Nichts trug mehr dazu bei, das Land dauernd zu romanisieren als diese Siedelungspolitik, die das ganze Untertanenland überspann. Dazu kam die Aufsaugung der Latiner und die Angliederung der Südetrusker und Kampaner, die, wenngleich unter sehr verschiedenen Bedingungen, doch römische Bürger wurden.

Kolonien

Bürger und Untertanen

Auch die Untertanen wußte man zu befriedigen. Soweit sie im Besitze ihres eigenen Landes blieben, legte man ihnen nur die Truppenstellung im Kriege auf, ließ sie jedoch keine Steuern zahlen und schützte sie durch Verweigerung des commercium ausdrücklich gegen den Bodenwucher. So befanden diese sich in gesicherter Lage, waren zufrieden und empfanden selbst die Kriege als einen Schutz gegen die fremden Handelsmächte, die bereits Anstalten gemacht hatten, das Landwirtschaftsland Italien zugrunde zu richten. Aber dieser Zustand ließ sich nicht aufrechterhalten, nachdem die Eroberung von ganz Italien bis zum Apennin eingetreten war. Man mußte eine neue Organisation finden, bis die unterworfenen Stämme zur Aufnahme in die römische Bürgerschaft reif waren und man sich ihrer Treue und ihres Aufgehens im neuen Großstaat versichert halten durfte.

Abstufung der Untertanenverhältnisse

Dies führte zu der bewundernswürdigen Organisation der Bundesgenossen- und Untertanenverhältnisse in Mittelitalien, einem der genialsten Werke römischer Politik, die es stets verstand, zwischen anscheinend unausgleichbaren Gegensätzen eine Brücke zu schlagen und eine Verständigung herbeizuführen, die den Untertanen genug tat und doch die Vormacht Roms wahrte. Man stufte also je nach der Länge des Bundesverhältnisses und nach der Zuverlässigkeit der Untertanen (einen Namen, den man übrigens sorglich vermied und durch Bundesgenosse ersetzte) Pflichten und Rechte ab, formte unablässig um und hielt die Bundesgenossen stets in der Hoffnung, emporzusteigen, so daß es immer im eigenen Interesse lag, mit Rom gutzustehen, eine Politik, die ihre guten Früchte trug, solange sie von umsichtigen und weitschauenden Politikern sorglich und folgerichtig gepflegt wurde.

Römische Bürger

Auch die Römer selbst empfanden den großen Aufschwung; denn eine der wichtigsten Errungenschaften der neuen Periode war die Loslösung der Pflichten und Rechte vom Grundbesitz und deren Übernahme auf das gesamte steuerpflichtige Vermögen. Die in den neugebildeten, halb aus Centurien und Tributkomitien gemischten Wahlkörpern ihre Bürgerrechte ausübenden Bürger sahen darin einen gewaltigen Fortschritt und meinten, so einen auf breiter demokratischer Grundlage aufgebauten Staat zu besitzen.

Fortgang der Demokratisierung

Dies geschah, solange die Kriege nach außen die Sorgen um die innere Entwicklung in den Hintergrund drängten; der schon in der vorhergehenden Periode sich vollziehende Ausgleich der Stände hatte die Demokratisierung des Staats und der Bürgerschaft beschleunigt. Die letztere entwickelte sich immer weiter und stellte den Staat auf eine immer breitere Basis von großen Bürgermassen, hinter denen die Untertanen standen, die ebenfalls Bürger zu werden hofften. So lange ging alles gut, als sich die Ausdehnung des Staates noch vollzog, aber der Umschwung mußte kommen, sobald hierin ein Stillstand eintrat. Und

Aristokratie und Demokratie

dieser kam früher, als es gut war. Denn die konservativ denkende Nobilität hielt fest an ihren Vorrechten; trotz zahlreicher Ergänzungen aus den breiten Massen des Volkes blieb sie exklusiv und stützte sich dabei auf den großen Besitz, ohne den sie nicht bestehen konnte. Gegen sie, die nur dem Scheine nach von der alten Geburtsaristokratie verschieden war, erhob sich aber eine neue Demokratie, die ebenfalls nur dem Scheine nach von der Plebs sich unterschied, und es entspann sich der alte Kampf um die Macht, der nur mit der Grundlage wechselte, und schließlich auf die Tyrannis in Gestalt der Militärmonarchie zukam.

II. Soziale Folgen

Vorerst ruhten jedoch die Gegensätze, und die sozialen Folgen für das Volk waren während der nächsten Periode fast nur segensvoll. Man glaubte, daß dem gewaltigen äußeren Aufschwung auch ein innerer folgen, und daß dazu der fast märchenhaft wachsende Reichtum der römischen Gesellschaft und der Einzelnen beitragen werde.

Jedoch der Umschwung vollzog sich zu schnell; vor allem die Zwischenräume zwischen den einzelnen Etappen des Aufwärtssteigens waren zu kurz gewesen, um schwere soziale Schäden hintanzuhalten. Nur dann kann ein Volk hoffen, von den Errungenschaften einer Generation dauernd Vorteil zu ziehen, wenn die nächste Generation gewissermaßen sich darin häuslich einrichten kann. Dies war den Römern nicht beschieden. So kam es denn, daß das Volk bald genug unter zwei sehr großen Übelständen zu leiden anfing, die späterhin die soziale Revolution und die Militärmonarchie herbeiführten. Das erste war, daß das Volk in den

Naturalwirtschaft und Welthandel.

Welthandel hineingezogen ward, ohne ihm im geringsten gewachsen zu sein. Bis zu Beginn unseres Zeitraumes stand Rom und Italien fast ganz im Banne der Naturalwirtschaft und ist in den ersten Zeiten bis zum Punischen Kriege auch wenig darüber hinausgekommen. Das zeigt das Münzsystem Roms, das erst seitdem wirkliche Silber- und Goldstücke kennt. Der Zusammenstoß mit den großen griechischen und phönikischen Handelsmächten offenbarte die völlige Überlegenheit dieser Faktoren. Zunächst litt darunter der Kleinbetrieb, der sich nicht mehr

lohnte, und von dem Großbetrieb anfing, abgelöst zu werden. Dann griff dieser Übelstand von den Einzelnen auf den Gesamtstaat Roms über, der sich einer völligen wirtschaftlichen Aussaugung ausgesetzt sah, und die Kriege Roms gegen die Griechen und Karthager sind politisch zwar Angriffskriege, wirtschaftlich aber ebensosehr Verteidigungskriege gewesen. Erst die Niederwerfung der klügeren, aber weniger kräftigen und konsequenten Gegner, brachte dem Volke die erwünschte Unabhängigkeit, aber auch die Gefahren zu schneller Ausdehnung des Besitzes. — Der zweite Übelstand, der aus der werdenden Großmachtstellung hervorging, war aber das Gefühl der Römer, daß sie als Herrenvolk nicht mehr zu arbeiten brauchten, und daß sich der Begriff des römischen Proletariats herausarbeitete, das die Welt dazu erschaffen wähnte, um für seine Fütterung und Unterhaltung zu sorgen. Solange die Kriege währten, war die Sorge um diese üble Erscheinung nicht groß, denn auch dem Proletarier war die Quelle seines Glückes, nämlich die starke Wehrmacht des Reiches, wohl bekannt. Aber die schlimme Folge mußte kommen, wenn einmal die Grenze der Ausdehnung des Reiches erreicht und die Herrschaft der Römer unbestritten war.

Abwendung von der Arbeit

Auch auf geistigem Gebiete begegnen wir dem gleichen Entwicklungsgang. Bis zur Unterwerfung der Griechen ging es gewaltig vorwärts. Die Religion, die Literatur und die Kunst zeigten vielversprechende Ansätze, um zu rein nationalen Gebilden zu gelangen. Aber auch hier war die Blüte zu kurz, um Früchte zu zeitigen. Zwar die Karthagerkriege schienen noch die nationale Entwicklung zu fördern; jedoch trat dazwischen schon die Einwirkung des hellenistischen Ostens, die, als sie politisch zuerst fühlbar wurde, zwar sofort niedergeschlagen wurde, dann aber auf geistigem Gebiete das Terrain hundertfach wieder gewann, was sie auf politischem eingebüßt hatte. Das bezwungene Hellas nahm den mannhaften Sieger gefangen und brachte seine Künste nach dem ländlichen Latium. Wenn es bei den Künsten geblieben wäre, so hätte Rom immer noch über Hellas siegen können. Aber es kam alles auf einmal: auf der einen Seite drang der materielle Umschwung (durch die Überwindung der Karthager und des Westens) und auf der andern Seite der ideelle Umschwung durch die Unterwerfung des Ostens ein, und so wurde denn mit dem internationalen Großstaat auch der internationale Sinn und die internationale Geistesbildung vorbereitet, die in der nächsten Periode zur Entstehung kommen sollten. Wäre es der hellenische Geist der großen klassischen Zeit gewesen, der Rom befruchtete, so war der Gewinn wahrlich hoch einzuschätzen. Aber es war nicht der poetische Geist des Epos und der Tragödie, nicht die herrliche Kunst des fünften Jahrhunderts, nicht Platons Philosophie, sondern die Gedanken der Epigonen, die hereinfluteten, ältlich und die Produkte eines vergehenden Volks, aber überfeinert und ins kleinste veräftelt und durchaus geeignet, einem noch naturwüchsigen Volke zu imponieren, so daß es nach dem Fremden griff und das eigne Gut, das nur noch nicht entwickelt war, aber zu schönen Hoffnungen berechtigte, leichtherzig dahingab, ohne nur die Größe der Einbuße zu ahnen; eine Erscheinung, wie man sie in Deutschland zur Alamodezeit

III. Geistiger Umschwung

Nationaler Aufschwung

Eindringen und Sieg des griechischen Wesens

wiederkehren sah. Trotz des großen nationalen Aufschwungs, trotz der ersten Einigung Italiens lag in dem so schön sich entwickelnden Gebilde der Keim der Zerstörung; dieses sollte aber nicht von außen her vernichtet werden, sondern aus sich selbst heraus in Zersetzung übergehen und den herrlichen Bau zerstören, so daß er schließlich, von innen her vermorscht, in sich zusammenstürzen mußte.

A. Roms Vorherrschaft in Italien (366—272).

§ 180. Der sagenhafte erste Samnitenkrieg. Sobald nach der Annahme der liziniſchen Gesetze die Verfassungskämpfe in der Hauptsache schwiegen, begann in Rom wieder eine kräftige Politik nach außen. Die Folgen der Bürgereintracht (Konkordia), der Camillus kurz vor seinem Tode am Fuße des Kapitols ein Heiligtum weihte, ein Denkmal der Sühnung und Ausgleichung des alten Zwistes, zeigten sich zunächst in den siegreichen Gefechten mit den umherstreifenden Schwärmen der Gallier, wobei nach der Sage der erste plebejische Diktator C. Marcius Rutilus ernannt und die vielgepriesenen Heldentaten des T. Manlius Torquatus und des M. Valerius Corvus (§ 177) vollbracht wurden. In allen diesen Kämpfen haben die Römer von Freund und Feind bereitwillig gelernt, besonders aber von den Hellenen, die unter Dionysios I. (§ 110) im Heerwesen auf eine hohe Stufe gestiegen waren. Die aus der Königszeit herrührende Einteilung des Heeres (§ 167) wurde zwar zunächst beibehalten und nur nach Bedürfnis reformiert. Dagegen fand wahrscheinlich durch Camillus eine verbesserte Bewaffnung statt und kurz nachher muß auch die Manipularstellung eingeführt worden sein, die die Legion beweglicher machen und eine Reserve für den Kampf schaffen sollte (§ 185). Auf diese Weise gelangten die Römer eher in den Stand, sich mit den kräftigen, freiheitliebenden Samniten in einen Kampf einzulassen.

Gallierkämpfe 356

Der Kampf mit diesem stammverwandten Volke ist in jener Periode, trotzdem daß die Tradition die Gallierkämpfe mehr hervortreten läßt, bei weitem das wichtigste Ereignis gewesen. Die Samniten, das einfache Hirtenvolk der Berge, hatten viele Jahrzehnte lang das nach ihnen benannte Hügelland Samnium in Besitz gehabt, umgeben von gleichstarken Nachbarn (§ 158). Als aber die etruskische Vormacht niedergebrochen war, die Gallier von Norden her drängten, wegen Menschenüberflusses Landnot eintrat und anderseits die griechischen Kolonien Unteritaliens keinen rechten Widerstand mehr zu leisten und die unteritalischen Völker Lukaniens, Apuliens und Kalabriens zu schützen vermochten, da rückten samnitische Schwärme nach Westen und Süden vor. Kampanien und das herrliche Land am Golfe von Neapel wurde ihnen eine leichte Beute. Die griechische Kolonie Kyme fiel in ihre Hand, und sie bemächtigten sich sogar der früher etruskischen Pflanzstadt Capua (§ 159). In dieser aber entarteten sie schnell unter den Einflüssen griechischer Bildung und verfeinerter Lebensgenüsse und wurden ihren Stammesbrüdern im eigentlichen Samnium, die die rauhen Sitten der Väter ungeschmälert bewahrten, entfremdet. Als nun die Samniten des Gebirges Capua wegen eines Streites um Teanum Sidicinum mit einem Krieg bedrohten, vermochten die nicht mehr den Krieg gewohnten

438 (oder 415) Die Bildung des Campanervolkes

samnitischen Bewohner dieser Stadt den Angriffen nicht zu widerstehen und wendeten sich um Hilfe nach Rom.

Sagen vom ersten Samnitenkrieg

Die Einzelheiten dieser Kämpfe sind sagenhaft; die Tradition berichtet folgendes: Die Römer weigerten anfangs den Beistand gegen die mit ihnen verbündeten Bergsamniten; als aber die Capuaner die römische Herrschaft anerkannten, zogen sie ins Feld und schlugen unter M. Valerius Corvus mit großer Tapferkeit die Feinde bei Cumä am Berge Gaurus. 343 Ein zweites Heer, das durch die Unvorsichtigkeit des Konsuls in Samniums Bergen in eine gefährliche Stellung geraten war, wurde durch die Kriegskunst des ältern P. Decius Mus gerettet, und bei Suessula 341 am Eingang der caudinischen Pässe erlitten die Samniten durch die vereinigte Kriegsmacht der Konsuln schwere Verluste.

Friede

Soviel scheint sicher zu sein, daß die Römer die Unterwerfung der Capuaner annahmen, und daß dies zwar zu schnellem Streite, aber zu noch schleunigerem Frieden führte; beide Gegner hatten eben wichtigere Fragen zu lösen. Die unteritalischen Griechen suchten die sabellische Völkerwelle, die von den Samniten ausgegangen war, zurückzudämmen, und die Kriegskunst griechischer Kondottieren aus Alexanders des Großen Schule trat den ungeübten italischen Schlachthaufen erfolgreich entgegen. Die Römer andererseits sahen sich von ihren bisherigen Bundesgenossen, den Latinern, bedroht, da diese nicht ertragen wollten, zwischen zwei römischen Untertanengebieten eingeschlossen zu werden. Das bewog die Römer, mit den Samniten einen billigen Frieden und ein Bündnis zu schließen, um ihre Waffen wider die näheren Feinde zu kehren.

Moderne Auffassung dieses Zeitraums

Nach einer anderen historischen Auffassung lagen die Verhältnisse so, daß der 354 von Rom mit den Samniten geschlossene Bund (§ 177) noch fortbestand und eine allmähliche Aufreibung der kleineren Völker zwischen beiden Bundesgenossen herbeiführte. Hierbei fielen die Aurunker an Rom, die Sidiciner an die Samniten. Beide Verbündete machten deren Gebiete zu Untertanenland und erregten dadurch den Mißmut der Latiner, der dann in dem Latinerkriege (§ 181) losbrach. Damit ist der erste Samnitenkrieg nicht bloß als sagenhaft hingestellt, sondern überhaupt gestrichen (Niebuhr, Mommsen, Niese). — Auch die Unterwerfung Kapuas und der Kampaner (§ 181) wird mehrfach als ein freiwillig eingegangenes Bündnis angesehen und die ihnen erteilte civitas sine suffragio dafür als Beweis angeführt, während für die ältere Ansicht der Unterwerfung die Verteilung des ager campanus an die römischen Bürger und die spätere Unzuverlässigkeit der Kampaner als Begründung dient.

Selbständigkeitsstreben der Latiner

§ 181. Der Latinerkrieg (340—338) und die Organisation der römischen Herrschaft in Mittelitalien. Unter den Latinern hatte es schon längst gegärt. Mit Unwillen hatten sie gesehen, daß sie an allen Kämpfen Roms teilnehmen mußten, der sich schnell entwickelnde Großstaat aber alle Vorteile an sich riß. Die den Aquern und Volskern abgenommenen Gebiete waren nur an römische Bürger vergeben worden, die neuen mit Karthago 348 abgeschlossenen Verträge der Römer behandelten die Latiner als unterworfene Untertanen. Ihre Lage schien sich zu bessern, als die Samniten von ihren Gebirgen herabstiegen. Denn gegen diesen kräftigen Stamm brauchte Rom seine und der Latiner ganze Kraft. Als aber die Samniten in Capua (§ 180) die Römer herbeiriefen und diese sich eines Teiles von Kampanien bemächtigten und dieses unter die Plebs verteilten, ohne die Latiner zu berücksichtigen, erfaßte diese wilde Erbitterung. Zugleich erkannten sie, daß Rom sie nun von Norden und Süden umklammerte und damit in volle Botmäßigkeit zu

bringen suche. Da außerdem die von den Griechen bedrohten Samniten sich ihnen näherten, so hielten die Latiner den Zeitpunkt für gekommen, um Rom gegenüber ihre Forderungen durchzusetzen; ein Militäraufstand im römischen Heere gab dazu den willkommenen Anlaß, loszubrechen, als man ihren weitgehenden Wünschen nicht Folge leistete. Sie wollten Rom nicht länger als Oberhaupt des Bundes anerkennen; sie strebten nach vollkommener Gleichstellung und Verschmelzung des römischen und latinischen Staats zu einem Gemeinwesen und verlangten Teilnahme am Senat, Konsulat und allen Ämtern. Die Ablehnung dieser Forderungen führte einen erbitterten Krieg herbei, der aber durch die
338 siegreichen Schlachten am Vesuvius und bei Trifanum zum Vorteil der Römer entschieden ward.

Sagenhafte Ausschmückung

Auch dieser Krieg ist vielfach von Sagen durchzogen. Daß die Lage als sehr gefährlich angesehen ward, geht daraus hervor, daß man sogar zwei Menschenopfer auf diese Zeit ansetzte. Vor der Schlacht am Vesuv war dem römischen Feldherrn im Traum die Weissagung geworden, daß ein Führer und das feindliche Heer dem Tode geweiht seien. Als daher die Reihen der Römer wankten, ließ sich der plebejische Konsul P. Decius Mus vom Priester als Sühneopfer dem Tode weihen, stürzte sich in die Scharen der Feinde und gewann so den Römern den Sieg. Im Verlaufe des Krieges übte der Patrizier T. Manlius Torquatus die Strenge römischer Kriegszucht gegen den eigenen Sohn, der ohne Befehl den Feind angegriffen und besiegt hatte, und ließ ihn unbarmherzig hinrichten. — Die moderne historische Kritik räumt auch hier vielfach mit der Überlieferung auf und erklärt zunächst den Anspruch der Latiner auf das Konsulat usw. als gefälscht und aus der Zeit des Bundesgenossenkrieges übertragen. Ferner ist nach Niese die Schlacht am Vesuv erfunden, um an ihr als einer Musterschlacht die neue Manipulartaktik (§ 185) zu zeigen.

Die römischen Bundesgenossen

Der Krieg selbst muß den Römern schwere Opfer gekostet haben und der Sieg sehr hoch eingeschätzt worden sein, da sie dem Konsul C. Maenius, der in der Schlacht von Trifanum den Krieg beendigt hatte, eine Ehrensäule setzten, die noch zu Ciceros Zeiten zu sehen war. Nach der Niederwerfung der Latiner und der dadurch hervorgerufenen Erweiterung des römischen Machtgebietes wurde eine Neuordnung der Untertanenschaft notwendig. Bisher hatte man sich damit begnügt, die Besiegten in den römischen Staatskörper einzugliedern, die veränderten Machtverhältnisse ließen das von nun an nicht mehr zu.

Organisation der Latiner

Zunächst hoben die Römer das unter den Latinern bestehende gemeinsame Recht des Ehestandes (conubium) und des Eigentumserwerbs (commercium) auf und gestanden diese wertvolle zivilrechtliche Einrichtung nur zwischen sich und den Unterworfenen zu. Es blieb lediglich die sakrale Gemeinschaft (der feriae latinae), dagegen wurde der latinische Bund aufgehoben und die auf ihm beruhenden Rechte der prisci Latini beseitigt. Jedoch blieb die Nation als solche bestehen in den latinischen Kolonien, die Rom besonders in die unterworfenen Landschaften auszusenden pflegte. Ferner zogen die Latiner teils in den Legionen der Römer, teils in besonderen Abteilungen (alae), die unter eigenen Kommandeuren (praefecti) standen, zu Felde; auch dies war eine Zurückschiebung, da die Latiner niemals mehr einen besonderen Truppenteil bildeten, sondern zu aller Zeit unter dem römischen Imperium standen, gegen das, wenigstens im Felde, keine Provokation zulässig war.

Verwaltung der Bundesgenossengebiete

Den unterworfenen Völkern nahmen die Römer, gleichviel, ob sie von nun an civitates foederatae oder municipia wurden, mindestens ein Drittel ihres Gebietes ab, das man entweder zu ager publicus machte oder verkaufte oder mit römischen Kolonisten besiedelte. Das letztere geschah besonders in dem Falle, wo es sich um strategisch wichtige Punkte handelte (z. B. die Häfen Antium, Sena Gallica oder die festen Punkte im Innern, wie Mutina, Dertona). Die hier angesiedelten Römer, meist 300 an der Zahl, lebten in einem Vereine (conventus) zusammen, leiteten die Verwaltung und galten rechtlich als Vollrömer, die ihre Rechte jederzeit wieder aufnehmen konnten (civitas cum suffragio). Die unterworfene Stadtbevölkerung müssen wir uns wohl

Bürgerkolonien

als cives sine suffragio denken. Die römischen Bürgerkolonisten lassen sich am ehesten nach ihrer politischen und sozialen Stellung mit den attischen Kleruchen (§ 96) vergleichen.

Einteilung der Bundesgenossen

Das Wichtigste aber war die Behandlung der unterworfenen Städte nach verschiedenen Grundsätzen.

1. Civitates foederatae

1. Am günstigsten standen die freien Städte (civitates foederatae), wie Tibur und Präneste. Sie blieben (wenigstens vorläufig) unabhängig, hatten ihre eigene Verwaltung und waren nur verpflichtet, im Kriegsfall Truppenkontingente zu stellen. Zu ihnen gehörten auch die sogenannten

Latinische Kolonien

latinischen Kolonien, die von den oben genannten Bürgerkolonien, die sie zu ersetzen bestimmt waren, scharf zu trennen sind. Sie dehnten sich seit Beendigung des Latinerkriegs aus und haben sich bis zum Jahre 181, wo die letzte von ihnen, Aquileja, gegründet ward, über ganz Italien verbreitetet. Beide Klassen bildeten zusammen das sogenannte nomen Latinum und hatten das latinische Recht, d. h. sie genossen in Rom das passive Bürgerrecht (die sogenannte civitas sine suffragio), hatten das conubium und commercium mit Rom, durften eigene Münzen schlagen und hatten sogar die Möglichkeit, römische Vollbürger zu werden. Im übrigen war mit jedem Staate ein besonderes Bündnis mit mannigfachen Abstufungen (foedus) geschlossen; in der Folge wurden die Rechte dieser Bundesstaaten immer mehr eingeschränkt, und sie gingen schließlich ganz in den übrigen Untertanenstaaten auf.

2. Munizipien

2. Dann folgten die Munizipien. Auch sie bildeten eigene, aber unselbständige Gemeinden. Ihre Bürger besaßen gleichfalls das Passivbürgerrecht (civitas sine suffragio). Sie besaßen jedoch keine Autonomie, sondern hatten die von Rom bestimmten Gesetze, jedoch unter der Rechtsprechung eigener Beamten, anzunehmen. Das Verhältnis der Munizipalstädte zu Rom war rein privatrechtlich, jedoch für den Verkehr sehr wichtig, und wurde späterhin auch für Städte außerhalb Italiens eingegangen.

3. Praefecturae

3. Solche Städte, denen man weder politisch noch in der Verwaltung traute, wurden von römischen Berufsbürgermeistern (praefecti iure dicundo) verwaltet und hießen praefecturae. In diese Klasse wurden andere Städte zur Strafe versetzt, wie z. B. Kapua nach seinem Abfall zu Hannibal 211 (§ 194). Im übrigen war die Stadtverwaltung genau der römischen nachgebildet. An der Spitze standen in der Regel zwei duoviri (die den Konsuln genau entsprachen); neben ihnen gab es als beratende und beschließende Behörde die decuriones (gleich dem römischen Senat), und auch die übrigen römischen Beamten fanden ihre entsprechende Nachbildung — alles Ansätze zu der großartigen Verwaltungsmaschine des späteren römischen Weltreichs.

Erweiterung der Bundesgenossenschaft

Diese ganze Einteilung bezog sich aber nur auf die Staaten Mittelitaliens, soweit sie italischer Zunge waren. Die Verhältnisse änderten sich, als Rom auch Ober- und Unteritalien in seinen Reichsverband aufnahm. Die dortigen Bewohner wurden socii im weiteren Sinne, hatten zwar eigene Verwaltung und Gerichtsbarkeit, aber kein commercium mit Rom, also auch keine Passivbürgerschaft und waren zur Stellung von Hilfstruppen verpflichtet.

Ausblick auf den Fortgang der Kolonisation

Die Kolonisation Italiens und die verschiedenartige Behandlung der Untertanen war ein Meisterstück römischer Politik: durch sie allein ist eine dauernde Unterwerfung Italiens ermöglicht worden. Den schon aus grauer Vorzeit übernommenen Gedanken bildete die Folgezeit immer weiter fort. Die latinischen Kolonien hörten zuerst auf, wenn man nicht die Städte in beiden Gallien dazu rechnen will, die freilich nur das mindere Recht der jüngeren Kolonien erhielten. Späterhin, jedenfalls aber vor dem Bundesgenossenkriege erlangten auch die Munizipien die civitas cum suffragio und die Untertanen in den Bürgerkolonien die Gleichstellung mit den römischen Ansiedlern. Wesentlich wichtiger wurden in der Folgezeit die Bürgerkolonien, die bis zur Gracchenzeit abgesprengte Vorstädte Roms darstellten, von da ab aber bis zur Schlacht von Aktium in der Hauptsache als Versorgungskolonien für ausgediente Soldaten und arme Bürgerfamilien dienten und seit Augustus in großen Mengen auf die Provinzen verteilt worden sind.

§ 182. Der zweite Samnitenkrieg, Krieg gegen die Italiker (326—304). Durch dieses kluge System, die Interessen der Untertanen an Rom zu knüpfen, fühlten sich die noch unabhängigen Bewohner Italiens lebhaft beunruhigt. Wenngleich sich die Neuordnung Latiums noch einige Jahre hinzog, ließ sich sofort erkennen, daß die Römer gewillt waren, ihre Grenzen immer mehr nach Süden vorzuschieben; hierbei mußten sie naturgemäß mit den Samniten, die bisher ihre Bundesgenossen gewesen waren, in Kampf geraten, denn diese wollten nicht auf ihren Einfluß in Kampanien verzichten, da dies ihnen die Verbindung mit der See vermittelte. Wenn sie nicht sofort zu den Waffen griffen, so hatte das seinen Grund darin, daß ihre ganze Kraft an ihrer Südgrenze in Anspruch genommen war. Denn der Molosserfürst Alexander (§ 184), ein Oheim des großen Alexander, war in Süditalien eingefallen, suchte ein abendländisches Weltreich zu gründen, und damit dasselbe wie sein Neffe im Osten zu tun. Sein Hauptstützpunkt war die große Stadt Tarent und seine Hauptgegner die Samniten, die natürlichen Widersacher der unteritalischen Griechen, von denen er gegen die südwärts dringende Völkerwelle zu Hilfe gerufen war. Mit Glück focht er gegen die barbarischen Stämme, fiel aber durch Mörderhand, ehe er den Preis seiner Kriegstaten ernten durfte. Damit war die Gefahr für die Samniten von dieser Seite her beseitigt, sie konnten nun ihre ganze Kraft gegen Rom wenden.

Kämpfe der Samniten und Griechen

334—331

An Veranlassungen zum Kampfe, bei dem es sich um die Vorherrschaft in ganz Italien handelte, fehlte es nicht. In der Anlegung der römischen Bürgerkolonien Cales und Fregellä sahen die Samniten eine Bedrohung, und Feindseligkeiten der Neapolitaner gegen Rom sollen die letzte Ursache zu dem zweiten Samnitenkriege gewesen sein. Dieser denkwürdige Kampf ist uns leider durch die einseitige und ruhmredige Darstellung der Familienchronisten, die in Livius ihren Niederschlag findet, nur in sehr nebelhafter Gestalt bekannt geworden. Sicher ist, daß er lange hin und her schwankte und den Römern mehr als einmal empfindliche Niederlagen brachte. Der Kriegsschauplatz war meist in den umstrittenen Ländern, und den Römern gelang es gleich im Anfange des Krieges, das wichtige Emporium Neapel durch Vertrag zu gewinnen und als autonome Stadt ihrem Gebiete anzugliedern. Die Vorteile, welche die Römer in den ersten Jahren erfochten, wären durch das unvorsichtige Vordringen der Konsuln T. Veturius und Sp. Postumius in die von steilen Waldhügeln umgebenen kaudinischen Pässe (wo nach tagelangen Kämpfen das ringsum eingeschlossene römische Heer sich endlich dem feindlichen Führer Gavius Pontius ergeben und nach Ablieferung der Waffen und Stellung von sechshundert Geiseln unter dem Joche durchgehen mußte) verloren gegangen, wenn nicht der römische Senat den in der Not mit Pontius abgeschlossenen Friedensvertrag mit unredlicher Doppelzüngigkeit für ungültig erklärt und die schuldigen Konsuln gefesselt den Samniten ausgeliefert hätte. Nach der jüngeren Darstellung (bei Livius) sahen die Samniten mit Erbitterung, daß ihre bescheidenen Forderungen (Aufgabe der römischen Kolonien auf samnitischem Gebiete) auf be-

Kampf mit den Samniten

334, bez. 328

Schlacht in den kaudinischen Pässen 321

trügliche Weise abgelehnt wurden; sie weigerten sich, die ihnen ausgelieferten Heerführer anzunehmen, verschonten aber die Geiseln, deren Leben verwirkt war, und wandten sich zu neuem Waffenkampf.

Vordringen der Römer

Der Abfall der Latinerstadt Satricum (seit 383 Bürgerkolonie) zu den Samniten war ein warnendes Beispiel, das den Römern zeigte, was sie zu erwarten hatten, wenn der Unfall bei Caudium nicht durch neue Siege verwischt wurde. Darum strengten ihre Heerführer, besonders die Diktatoren L. Papirius Cursor und Q. Fabius Maximus (Rullianus), alle Kräfte an, um die geschändete Waffenehre wieder herzustellen. Vor 319
allen Dingen gelang es ihnen, bei den Apuliern und Lukanern, die unter der samnitischen Invasion stark zu leiden hatten, Bundesgenossen zu erwerben und die Samniten auch von Südosten her anzugreifen. Auch sonst waren sie im Vorteil: Satricum, durch Verrat erobert, erlitt ein schweres Strafgericht; Luceria (eine apulische Stadt, die sich den Römern angeschlossen hatte, aber von den Samniten erobert worden 314
war) wurde zurückgewonnen und die Besatzung durch das Joch geschickt; die latinischen und kampanischen Städte wurden in das römische Bürgerrecht (§ 181) aufgenommen und teils durch neue Vorteile, teils durch Einschüchterung enger an Roms Interessen gekettet. Schließlich waren die römischen Unternehmungen von solchem Erfolg gekrönt, daß die Samniten, trotz eines zweiten Sieges bei Lautulä (bei Tarracina), 315
nach einigen Jahren den Andrang der Römer nicht mehr allein zu bestehen vermochten und sich nach fremder Hilfe umsehen mußten.

Mittelitalische Koalition gegen Rom

Diese sollte ihnen nicht fehlen; denn den übrigen mittelitalischen Völkern und den Griechen fingen die Augen an aufzugehen über die Gefahr, die ihnen von dem willenskräftigen römischen Staate drohte. Die Anlegung zahlreicher Bürgerkolonien (so Luceria im Jahre 315, Saticula und Suessa Aurunca im Jahre 313, Interamna am Liris im Jahre 312), die die einzelnen Stämme trennten, und die Bündnisse mit den entfernter wohnenden Stämmen, um die Feinde im Rücken zu bekriegen, mußten selbst die vertrauendsten argwöhnisch machen. Im Jahre 311 zog sogar ein römisches Heer nach Apulien und setzte sich dort, auf die neugegründeten Kolonien gestützt, fest, so daß die Samniten sich nun dauernd nach zwei Seiten hin verteidigen mußten und deshalb die andern italischen Völker anstachelten, die Römer anzugreifen und damit die römischen Heere aus Apulien wegzuziehen.

Sieg über die a) Etrusker

Zuerst erhoben die über Roms wachsende Größe besorgten Etrusker die Waffen und bekriegten die römische Kolonie Sutrium; aber schon nach wenigen Jahren vernichtete Q. Fabius Maximus 310
Rullianus, nach einem kühnen Zuge über den kiminischen Wald, durch die Siege am Vadimonischen See und bei Perusia 309
die Blüte ihrer Mannschaft und schlug dann die auf Rom marschierenden 308
Umbrer bei Mevania. Gleichzeitig überwand Papirius, von b) Umbrer
seinem Gegner Fabius selbst zum Diktator ernannt, die in kostbarem Waffenschmuck und purpurnen Leibröcken mit Silberschilden einherziehenden Samniten bei Longula. Den römischen Soldaten folgten 309
die Kolonen und besetzten die festen Punkte, die sofort durch eine Heerstraße mit Rom verbunden wurden. Über diese Zwingburgen erschraken

die kleineren Völkerschaften sabellischen Stammes, unter ihnen vor allem
c) Sabeller außer den Umbrern die Eidgenossenschaft der Herniker, und vereinigten sich mit den Samniten; aber auch diese wurden teils unterworfen, teils durch Sonderverträge von den übrigen abwendig gemacht und in das Verhältnis der Bundesgenossen und Munizipien gebracht. Diese wiederholten Schläge brachen die Kräfte der Samniten.

Niederlage der Koalition 305 Nach der entscheidenden Schlacht bei Bovianum (Silvium), die den Verlust dieses Hauptwaffenplatzes und die Gefangennahme ihres Führers Statius Gellius zur Folge hatte, schlossen sie einen Frieden, demzufolge sie zwar ihre Selbständigkeit behielten, aber jeden Anspruch auf Kampanien, das nun römisch blieb, aufgeben und die Unabhängigkeit der Lukaner anerkennen mußten. Damit waren sie so gut wie vom Meere abgeschnitten und dadurch jetzt schon der Anlaß gegeben, späterhin noch einmal das Waffenglück zu versuchen. Auch wurde das Bündnis mit den Marsern, Pälignern, Picentern usw. aufgelöst und an dessen Stelle ein neues Bündnis dieser Völker mit den Römern gesetzt.

Erneutes Vordringen Roms Dieser Friede dauerte jedoch nur sechs Jahre, die die Römer zur Bezwingung der benachbarten Völkerschaften, zur Anlegung von Festungen und Heerstraßen und zu inneren Reformen benutzten. Schon während der letzten Kriegsjahre war ein erneuter Aufschwung Roms zu bemerken gewesen: 318 wurden zwei neue römische Tribus angelegt, 313 neue Kolonisten nach Kampanien geführt und im gleichen Jahre auf der Insel Pontia (Ponza) eine Kolonie angelegt, was, zugleich
311 mit der Einsetzung einer neuen Behörde, der Duoviri navales, auf die Anfänge einer römischen Kriegsflotte hinweist. Ferner verewigte der damals bedeutendste römische Staatsmann Ap. Claudius seine Zensur (§ 185) nicht nur durch den Bau der Straße, die seinen Namen
312 führte (Via Appia), er vermehrte auch die gelichteten Bürgerreihen, indem er viele Freigelassene und Fremde zu den Pflichten und Rechten römischer Bürger heranzog und sie in die Tribus verteilte, und ergänzte den Senat durch die Aufnahme neuer Leute.

Fortschritte in Mittelitalien **§ 183. Der dritte Samnitenkrieg (298—290).** Die Römer nutzten ihren Sieg so vollständig aus, daß ihre Macht sich wie ein Keil zwischen die ober- und unteritalischen Völkerschaften schob. An eine Unterwerfung dieser beiden auseinandergesprengten Teile dachte man in Rom zwar zunächst noch nicht; wohl aber wurde Mittelitalien durch die Zersprengung der alten Eidgenossenschaften und durch die Erbauung einer
303, bez. 299 ganzen Reihe Festungen (Ocriculum, Narnia, Alba Fucens, Sora, Carsioli), die durch die flaminische und valerische Straße (§ 186) mit der Hauptstadt verbunden waren und mit Bürgerkolonisten (§ 181) besetzt wurden, das eigentliche Untertanengebiet Roms. Durch Hunderte von Fäden wurden diese Teile Italiens auf das engste mit Rom verknüpft. Seine klugen Politiker wußten sich die gefährlichen Griechen fernzuhalten, indem es die entfernter wohnenden Italiker gegen sie aufwiegelte; denn dadurch
303 konnte es die feindlichen Grenznachbarn am besten isolieren. Dies trat besonders in dem Kampfe der Lukaner gegen Tarent hervor, das den Lakedämonier Kleonymos, den jüngeren Sohn des Königs Kleomenes II von Sparta als Kondottiere zu Hilfe gerufen hatte. Dieser brachte ein so

großes Heer zusammen, daß die Lukanier sich gezwungen sahen, Frieden zu schließen und sich in das alte Abhängigkeitsverhältnis zu fügen. Besorgt über die Machtvergrößerung der Gegner und über die eigne Vereinzelung suchten die Samniten das von Parteien zerrissene Lukanien wieder an sich zu bringen. Allein ein Teil von dessen Bevölkerung wandte sich an die Römer um Hilfe, deren Gewährung den dritten Samnitenkrieg herbeiführte.

Dritter Samnitenkrieg

Den Samniten gelang es abermals, eine Koalition aller noch freien italischen Völkerschaften herbeizuführen und außerdem noch einen Schwarm transalpinischer Gallier in das Land zu locken; denn sie wußten sehr wohl, daß nur ein Völkerbund Aussicht hatte, Roms Macht niederzuzwingen. 299 Auch in Rom fühlte man, daß die Entscheidung nahte, und strengte jeden Nerv an. Im Anfange war das Kriegsglück den Samniten und ihren Verbündeten nicht günstig, denn die Römer fielen unter dem Konsul L. Cornelius Scipio Barbatus in Samnium ein, nahmen, wie dessen noch vorhandene Grabschrift (etwa 200 verfaßt) bezeugt, das Land in Besitz. Da verließen die streitbaren Samniten in einem hochherzigen Entschlusse ihr von den römischen Heerführern verwüstetes Land und zogen nach Umbrien, um den mit ihnen verbündeten Umbrern, Galliern und Etruskern näher zu sein. Eine Niederlage bei Camerinum weckte in Rom die alte Gallierfurcht wieder auf. Aber in der Schlacht bei Sentinum fiel der lange schwankende Sieg 295 schließlich (wie die jüngere Überlieferung wissen will, durch die Todesweihe des jüngern, dem Vater (§ 181) nacheifernden Konsul P. Decius Mus) den Römern zu; umsonst hatte die heilige Schar der Samniten, die geschworen hatte, den Tod der Flucht vorzuziehen, noch einmal ihre Kräfte an den Römern versucht. Damit war die eigentliche Gefahr vorüber, wenngleich der Krieg mit wechselndem Erfolge sich noch länger hinzog. Die Konsuln L. Papirius Cursor und Sp. Carvilius gewannen 293 bei Aquilonia in Samnium einen großen Sieg und nahmen mehrere feste Plätze ein. Bald nachher fiel der alte samnitische Feldherr Gavius Pontius (§ 182) in die Hände der Römer, die ihn in Ketten nach Rom führten und dort im Kerker eines gewaltsamen Todes sterben ließen. Die letzten samnitischen Truppen wurden, wie es heißt, erst im Jahre 290 besiegt, wo sie der Konsul M'Curius Dentatus in ihre unwegsamen Berge zurückwarf. 290 Damit war die Kraft der Samniten gebrochen, aber nicht ihr Haß, den sie noch bis in Sullas Tage hinein gegen Rom betätigten (§ 215). Zugleich war die große italische Koalition endgültig gesprengt, und allerseits eilten ihre einzelnen Teile, einen möglichst vorteilhaften Frieden mit dem siegreichen Rom abzuschließen. Die Samniten mußten die Oberhoheit Roms anerkennen und mit ihren Bundesgenossen den Siegern Heeresfolge leisten. Die Römer versicherten sich der unterworfenen Länder durch zahlreiche Militärkolonien (Minturnä, Sinuessa 295. beg. 291 und Venusia), behandelten aber die Besiegten mit kluger Milde.

§ 184. Krieg gegen Pyrrhos (282—272). Unterwerfung von Unteritalien. Unterwerfung der Sabiner und Etrusker

Nach der Niederwerfung Samniums ging die Eroberung Mittelitaliens rüstig weiter. Zunächst wurde das Sabinerland dem römischen Staate angegliedert, und seine wichtigsten Städte erhielten

das eingeschränkte Bürgerrecht der Latiner (§ 181). Die Römer beschenkten sie durch eine große Kulturtat, dadurch daß sie den lacus Velinus durch M. Curius trockenlegen ließen und als Ackerland verteilten. Ferner wurden die etruskischen Städte, die sich an die Samniten angeschlossen hatten (so Volsinii und Vulci, während Cäre und Clusium an Rom festhielten) niedergeworfen, doch sind die Nachrichten darüber nicht recht zuverlässig und zusammenhanglos. Die letzten Städte widerstanden noch bis 280, wo dann endgültig mit ihnen Friede gemacht wurde, damit die römische Armee frei würde, um dem siegreichen Pyrrhos gegentreten zu können.

Die Römer an der Ostküste Italiens

Dann aber richteten die Römer ihr Augenmerk auf die Gewinnung der östlichen, adriatischen Küste und fanden Gelegenheit, sich derselben zu bemächtigen, als die keltischen Senonen das den Römern befreundete Arretium (Arezzo) in Etrurien belagerten. Zwar gelang es den Galliern, das römische Heer unter L. Cäcilius Metellus gründlich zu schlagen;
285 aber die Rache folgte auf dem Fuße nach. Ein zweites römisches Heer unter P. Cornelius Dolabella rückte in das Senonenland ein und vernichtete diesen am weitesten nach Süden vorgedrungenen Keltenstamm.
283 Drei Festungen am Adriatischen Meere, Sena Gallica, Castrum novum und Hadria (289), hielten das neugewonnene Land in Botmäßigkeit. Das machte die übrigen Gallier stutzig; denn ihr Land lag den Römern offen da. Deshalb suchten die Bojer ihnen zuvorzukommen und fielen in Etrurien ein, gerufen von den römerfeindlichen, demokratischen Parteien.
284 Jedoch erlitten sie zwei bedeutende Niederlagen am Vadimonischen See und bei Populonia, so daß sie sich beeilten, Frieden zu schließen. Von da an hören die Gallierschwärme auf, Mittelitalien zu durchziehen, um die Balkanhalbinsel und Kleinasien desto ärger heimzusuchen (§ 175).

Unterwerfung der griechischen Küstenstädte

Den Römern kam der Friede mit den nordischen Gegnern gerade recht. Denn im Süden der Halbinsel bereiteten sich ernstere Verwicklungen vor. Nachdem Samnium sich verblutet hatte, kam die Reihe an die griechischen Küstenstädte, sich dem römischen Eroberer zu fügen. Untätig hatten sie dem Verzweiflungskampfe der tapferen Bergbewohner zugesehen; zwecklos hatten sie ihre Kraft gegen die barbarischen Bruttier und Lukaner gewendet, die von den Römern gegen sie angestachelt worden waren, um ein Eingreifen zugunsten der Samniten zu verhindern. Nunmehr lagen die unteritalischen Griechen fast wehrlos den Römern und ihren Verbündeten zu Füßen. Weder von Sizilien, wo Agathokles (§ 188) gestorben war und Thronwirren das Land in Atem erhielten, noch von Hellas, wo die makedonischen Machthaber sich stritten (§ 143), hatten sie Hilfe zu erwarten, und mußten den Kampf allein ausfechten. Der Moment einzugreifen bot sich den Römern, als die Lukaner die Stadt Thurii besetzten. Die Thuriner
282 baten Rom um Hilfe, die auch bereitwillig geleistet ward, aber nur um den Preis, daß die Stadt dauernd römische Besatzung aufnehmen mußte, also untertan wurde. Ein gleiches Schicksal traf die anderen Küstenstädte Lokroi, Kroton und Rhegion.

Tarent

Damit war die ganze großgriechische Küste römisch, mit Ausnahme der mächtigsten griechischen Stadt Tarent. Diese äußerst günstig

gelegene Stadt hatte sich jahrhundertelang friedlich und glücklich entwickelt (§§ 70, 158). Unter maßvollem Regimente war sie aufgeblüht und hatte sich mit leichter Mühe unter Führung griechischer Söldnerhauptleute ihrer unruhigen sabellischen Nachbarn erwehrt. Die Lage war so lange günstig, als Samnium und Rom kämpften. Natürlich stand Tarent während dieses Streites auf römischer Seite; als aber Samnium am Boden lag, schlug die Stimmung um, und die Römerfreundschaft ward zu Furcht und bitterem Haß, als Rom eine griechische Stadt nach der andern seinem Reiche einverleibte. Dies führte zu einem furchtbaren Ausbruch der Leidenschaft, als eine römische Flotte es wagte, alten Verträgen zuwider an der Südküste Italiens, am Lakinischen Vorgebirge vorüber, hinzusegeln. Die römische Besatzung wurde gefangen und eine Gesandtschaft, die Genugtuung forderte, auf das gröblichste beschimpft. Das war das Zeichen zum Krieg; Tarent wäre wohl schnell gefallen, wenn nicht ein Mann als Führer gegen Rom aufgetreten wäre, der die Römer nötigte, alle Kräfte anzuspannen. Die Tarentiner riefen nämlich den 281
kriegerischen Pyrrhos, König von Epirus, zu Hilfe, der kurz vorher (285) von Lysimachos aus Makedonien zurückgetrieben worden war, nach einem Feld für seine kriegerischen Fähigkeiten suchte und diese Gelegenheit, ein griechisches Westreich zu gewinnen, gern ergriff und mit einem buntgemischten Heer nach Italien übersetzte.

Pyrrhos 205—273

Pyrrhos (§ 143), bald Herrscher, bald Flüchtling, war durch seine Schicksale sogar in jener an Wechselfällen so reichen Zeit ein merkwürdiger Fürst, der, halb Held, halb Abenteurer, durch die Ritterlichkeit seiner Gestalt und seines Wesens alle, die in seine Nähe kamen, bezauberte und hinriß. Ein echter Soldat und Feldherr, ein geborener Herrscher, ein unermüdlicher Kämpfer, hat Pyrrhos überall, wohin ihn sein ereignisvolles Leben führte, eine hervorragende Stellung eingenommen, das Vertrauen der Männer, die Gunst der Frauen, die Liebe der Völker in gleichem Maße erworben. Durch Geburt und Familienverbindungen mit den makedonischen Herrschergeschlechtern in mehrfacher Weise verknüpft, von dem Volke als König begehrt, von seinen streitbaren Epiroten, die ihn den Adler nannten, mit begeisterter Hingebung geliebt, von zahlreichen Söldnerscharen und Abenteurern als Führer und Dienstherr gesucht, schien Pyrrhos mehr als irgendeiner seiner Zeitgenossen der geeignete Mann, in den Kulturländern des Westens dieselbe Rolle zu spielen, die sein großer Verwandter einige Jahrzehnte früher im Osten so ruhmvoll durchgeführt hatte. Sein Plan war, für sich im Westen ein Weltreich zu gewinnen; und dieses Unternehmen schien aussichtsvoll, nachdem es schon einigen griechischen Kondottieren vor ihm, wie Alexander dem Molosser (§ 182) und dem Spartanerprinzen Kleonymos (§ 183), beinahe gelungen war, Unteritalien zu unterwerfen, und der syrakusanische Tyrann Agathokles (§ 188) in Afrika Karthagos Macht fast ganz niedergeworfen hatte. Daß es ihm nicht gelang, zum Ziel zu kommen, und er, anstatt ein Welteroberer zu werden, zum kriegführenden Abenteurer herunterfinken mußte, daran trug die Hauptschuld die Unterschätzung der militärischen und politischen Tüchtigkeit seiner römischen Gegner.

Pyrrhos in Unteritalien

Als Pyrrhos nach Italien kam, um seine Welteroberungspläne ins Werk zu setzen, hatten die Römer, die an das Erscheinen griechischer Feldhauptleute gewöhnt waren, keine Vorstellung von der Gefahr, die ihnen drohte. Das sollten sie bald zu ihrem Schaden erfahren. Teils durch seine treffliche Phalanx (§ 125), teils durch die den Römern unbekannten Elefanten war Pyrrhos bei Herakleia über den Konsul P. Valerius Lävinus siegreich; freilich erlitt er so große Ver- 280
luste, daß er ausgerufen haben soll: „Mit solchen Kriegern wie die Römer wäre die Welt mein.“ Die Folgen dieses Sieges waren bedeutend, denn die Römer mußten ganz Unteritalien aufgeben und die Städte Rhegion, Lokroi und Kroton sich selbst überlassen. Die wichtige

Stadt Rhegion wurde ihnen nur dadurch vorläufig gerettet, daß die dort garnisonierenden kampanischen Legionäre unter Decius die Stadt überfielen, die Bürger töteten und wie ihre nahen Landsleute, die Mamertiner (289) in Messana (§ 188), hausten und mit diesen ein Bündnis schlossen.

Die Schlacht von Herakleia brachte dem Pyrrhos Zuzug von den süditalischen Völkerschaften, die aber in seinem Heere wenig verwendbar waren. Dagegen rechnete er stark auf die Erhebung in Etrurien und
280 war sehr enttäuscht, als er die Kunde von dem Sonderfrieden erhielt, den die Römer mit den Etruskern abgeschlossen hatten. Trotzdem beschloß er, kühn auf Rom selbst loszugehen, um dadurch dessen Gegner zu ermutigen und womöglich Kampanien wieder von diesem loszureißen. Doch infolge starker Rüstung der Römer kehrte er unverrichteter Sache wieder um und verbrachte den Winter in Tarent. Im folgenden Frühjahr suchte er den Römern Apulien zu entwinden.

Umschwung der Verhältnisse

Trotz seines Erfolges wünschte Pyrrhos den Krieg beenden zu können; denn einmal waren die Kelten in Makedonien eingefallen und durch den Tod des Ptolemäos Keraunos (§ 143) die Gelegenheit für Pyrrhos günstig, sein heimisches Erbland zu behaupten und zu erweitern, anderseits rief man ihn nach Sizilien, wo er den hellenischen Städten beistehen und die im Westen herrschenden Karthager verjagen sollte. Darum trat er mit C. Fabricius in Unterhandlung, und es kam auch zu einem vorläufigen Vertrag, den der Königsbevollmächtigte Kineas zu völligem Abschluß bringen sollte. Da soll der hochbetagte erblindete Ap. Claudius (§ 182) im Senat erschienen sein und, wie die jüngere Überlieferung (die übrigens diese Verhandlungen in das Jahr 280 setzt) sagt, den Frieden widerraten und durch seinen entschiedenen Widerspruch die Auslieferung von Süditalien an den Epirotenkönig vereitelt haben.

In Wirklichkeit lagen die Verhältnisse ganz anders. Die Karthager unter Mago erschienen vor Ostia und boten den Römern ihre Hilfe gegen Pyrrhos an, der so von den karthagischen Besitzungen in Sizilien ferngehalten werden sollte, und zwischen ihnen kam es dann auch zum Bündnis, infolgedessen natürlich die begonnenen Friedensverhandlungen scheiterten. Pyrrhos zog nach Süden, um sich die Rückzugslinie zu sichern, und die Römer suchten ihn an seinem Abmarsche zu hindern.
279 Auf dem Wege nach Apulien kam es bei Ausculum Apulum zur Schlacht. Auch hier zerschellten die römischen Legionen an der makedonischen Phalanx; aber der Erfolg blieb aus, und von den altgedienten Leuten waren so viele gefallen, daß der König verzweifelnd ausgerufen haben soll: „Noch so ein Sieg, und ich bin verloren!“

Zug des Pyrrhos nach Sizilien 278—275

Zweierlei hinderte Pyrrhos, seinen Erfolg von Ausculum voll auszunützen, die Schwierigkeit, sich in einem Lande zu behaupten, dessen Bewohner gemerkt hatten, daß sie nur im Begriff waren, die Herren zu tauschen, und der Abschluß eines neuen Handelsvertrags zwischen Karthago und den Römern vom Jahre 279, der beiden Kontrahenten den Besitzstand sicherte und seine Spitze gegen die Hellenen richtete. Mit Freuden verließ er deshalb den italischen Boden und folgte dem Ruf der
278 Syrakusaner, die Freiheit der Hellenenstädte auf Sizilien gegen die Karthager zu schützen. In seinem hochfliegenden Geiste sah er sich schon

als Beherrscher eines griechischen Westreichs, das in Tarent und Syrakus seine festen Stützpunkte haben würde. Zunächst gelang es ihm, die Karthager auf das feste Lilybäum zu beschränken (§ 188); aber sein Plan, sich der schönen Insel zu bemächtigen, scheiterte, und als er nach einem dreijährigen Aufenthalte nach Tarent zurückkehrte, waren dem „Adler" 275
die Schwingen gelähmt; Kampf und Krankheit hatten die Reihen seiner Krieger gelichtet und Wohlleben ihre Manneszucht erschüttert.

Pyrrhos abermals in Unteritalien

Die Römer hatten unterdes ihre Zeit nicht verloren, die unsicheren italischen Völker wieder zur Ordnung gebracht und die griechischen Städte eingenommen. So war denn der Vorteil auf ihrer Seite, als der Kampf abermals begann. Pyrrhos griff die konsularischen Heere mit tollkühner Verzweiflung an; aber er erlitt durch die gestählte Kraft der Römer unter dem streitbaren M'Curius Dentatus, der sich einst durch einen Antrag auf Ackerverteilung unter die Plebejer die Gunst der Volksgemeinde erworben hatte (§ 185), bei Male- 275
ventum (forthin Beneventum genannt [§ 158]) eine solche Niederlage, daß er sich zum eiligen Abzuge genötigt sah. Nach anderer Überlieferung fand diese Schlacht in Lukanien auf den arusinischen Feldern [unsicherer Lage] statt und war taktisch zwar unentschieden, jedoch ebenfalls von unzweifelhaften, für Pyrrhos ungünstigen Folgen. Er verließ Italien, indem er nur in Tarent eine Besatzung auf die Burg 274
legte, um sich in Makedonien des Thrones zu bemächtigen. Aber auch hier gelangte er nach zahllosen Kämpfen mit Antigonos Gonatas (§ 143) nicht zum Ziele und sank immer mehr zum abenteuernden Kondottiere herab. Unruhigen Geistes unternahm er bald darauf einen abenteuer- 272
lichen Zug in die Peloponnes, von dem er nicht wiederkehrte.

Unterwerfung Unteritaliens durch die Römer

In demselben Jahr, da Pyrrhos vor Argos im dichten Kampfgewühl durch einen Steinwurf vom Pferde geschleudert und getötet ward, wurde Tarent den Römern von dem Stadthauptmann Milon in demselben Augenblicke ausgeliefert, als eine karthagische Flotte in 272
den Hafen einlaufen wollte, angeblich, um den römischen Bundesgenossen zu helfen. Die Stadt wurde hart behandelt, sie wurde den Römern zinspflichtig und verlor ihre Mauern, Waffen und Kriegsschiffe. Die Unterwerfung der Lukaner, Apulier und Bruttier befestigte in den nächsten Jahren Roms Herrschaft über Unteritalien. Die Eroberung von Rhegion, das die meuterische Legion aus 270
Kampanien, nach Ermordung der männlichen Bevölkerung, zehn Jahre lang im Besitz gehalten hatte, machte den Schluß; was von den räuberischen Bewohnern dem Schwerte entronnen war, wurde in Rom auf offenem Markte gestäupt und enthauptet. Von da an war die Macht der griechischen Staaten jener Gegend, die in diesem Kriege von beiden Seiten schwer getroffen worden waren, für immer dahin. Sogar ihre alten Namen mußten sie aufgeben und römische annehmen, wie 273
Posidonia, das zu Paestum wurde, oder Kyme, das von nun an Cumae hieß. Die besiegten Völkerschaften mußten teils als Bundesgenossen, teils als Untertanen Roms Oberhoheit anerkennen, und die entvölkerten Städte wurden durch Einbürgerung römischer Kolonisten, denen die übrigen Bewohner untergeordnet waren, fester an Rom geknüpft; sie

verloren das Recht der eigenmächtigen Kriegführung und freier Verträge mit dem Auslande. Die erbeuteten Schiffe setzten die Römer bald
270 darauf in den Stand, den Krieg mit den seebeherrschenden Karthagern zu unternehmen; trotz des Bundesvertrags, den sie mit Rom gegen Pyrrhos geschlossen, hatten sich diese während des Kriegs zweideutig und treulos gezeigt.

Nachdem so Unteritalien dem römischen Machtgebiet angeschlossen worden war, blieb zur völligen Eroberung Italiens nur wenig zu tun übrig. Nur im Norden flackerten hin und wieder Aufstände empor, besonders in Etrurien, aber sie wurden von den Römern schnell niedergeworfen und durch die Erweiterung des Kolonialnetzes für alle Zukunft vereitelt (Cosa in Etrurien 273, Beneventum 268, Asernia 263, Firmum in Picenum 264 und Ariminum an der Keltengrenze 268).

Bündnis mit Ägypten

Um dieselbe Zeit, als ganz Italien den Römern untertänig ward, suchte Ptolemäos Philadelphos von Ägypten (§ 148) durch eine glänzende Gesandtschaft Roms Freundschaft und Bündnis nach, ein Verlangen, dem gern willfahrt wurde. Damit war der römische Staat in den Kreis der Staaten eingetreten, die die Weltpolitik bestimmten. Durch die Unterwerfung des eigentlichen Italiens bereitete sich auch in wirtschaftlicher Hinsicht die Ausdehnung des Römerreichs vor, die zu dem gewaltigen Ringen mit Karthago führen mußte. Von nun an gab es den Begriff „Italien" auch im politischen Sinne, der das Land von dem Kap Leucopetra bis an die Flüsse Macra und Asis (Rubicon) umfaßte.

§ 185. Verfassungsgeschichte Roms bis zum Jahre 275. Neben dieser äußeren Einigung Italiens ging die innere Verschmelzung der Landschaften und die Umbildung des römischen Stadtstaates zu einem Großstaat unter der Herrschaft des römischen Senates einher. Nachdem der Ständekampf zugunsten der Plebs entschieden war (§ 178), konnte es nicht fehlen, daß die schwerfällige Maschinerie der Centuriatkomitien immer mehr von ihren Kompetenzen an die Tributkomitien abgeben mußte (§ 179). Rom war im Begriff, sich zur Demokratie umzuwandeln, und die klügeren unter den Patriziern, die eingesehen hatten, daß die Bewegung nicht mehr einzudämmen war, stellten sich nunmehr an deren Spitze.

Reformen des Appius Claudius 312

Dies tat vor allem der berühmte Zensor Ap. Claudius, der sämtlichen Freigelassenen und in Rom ansässigen Halbbürgern aus Italien (vgl. § 181) das volle Bürgerrecht gab. Dieser aufsehenerregende Schritt (den andere Forscher dem C. Flaminius (§ 191) zuschreiben und in das Jahr 220 setzen wollen) schien dadurch geboten, daß die Samnitenkriege und die Anlegung der Kolonien der Stadt Rom Tausende von Bürgern gekostet hatten. Seine Gegner, die ihm auf das schärfste entgegentraten, erreichten nur das eine, daß die Neuaufzunehmenden lediglich in die vier städtischen Tribus verteilt wurden, also in den 27 ländlichen die Altbürgerschaft die Oberhand behielt und somit die Tributkomitien beherrschte. Ein gleicher Versuch, dem Senate neue Elemente zuzuführen, scheint nicht geglückt zu sein. — Neben diesen politischen Veränderungen setzte Appius Claudius während seiner Zensur noch zwei große Neuerungen wirtschaftlicher Art durch, die von dem großen Gemeingeist der Römer und ihrer klaren Erkenntnis praktischer Verhältnisse rühmlich zeugen, die Erbauung der appischen Straße, die zunächst militärischen Zwecken diente, zugleich aber die Hauptpulsader des gesamten Handelsverkehrs mit Süditalien ward, und die Anlegung der ersten noch jetzt tätigen Wasserleitung (aqua Appia), die das heiße ungesunde Rom mit dem kühlen Naß der Sabinerberge versorgte. Beide Anlagen, die zu allen Zeiten die Be-

wunderung der Reisenden erregten, wirkten vorbildlich und sind die ersten Zeugen jener Kulturtätigkeit, die dem Satze Berechtigung gaben: „Die Römer bauten für die Ewigkeit." Die Geldmittel wurden durch die glücklichen Kriege geschaffen, die auch die nötige Zahl Arbeitshände brachten, wie sie für solche Arbeiten in ungesundem Gelände notwendig waren.

Fortgang der innerpolitischen Kämpfe

Unterdes ging die Demokratisierung Roms weiter. Freigelassene traten in den Senat, ja einer von ihnen, Cn. Flavius, wurde sogar 304 zum Adilen gewählt, die Kenntnis der Prozeßformen wurde durch dessen Veröffentlichung Gemeingut, das ogulnische Gesetz lieferte sogar die aristokratischen Priesterämter den Plebejern aus (§179). Ein Teil des eroberten Landes (besonders der ager gallicus, § 177) wurde Gemeindeland, es wurden sechs neue Tribus gegründet und vier neue Quästoren nach 267 eingesetzt, um die Rechte der Römer bei den Bundesgenossen zu wahren. Jedoch suchten die Patrizier immer wieder auf wirtschaftlichem Gebiete ihre Überlegenheit geltend zu machen, hierbei von der plebejischen Nobilität unterstützt. Einen Vorschlag des Konsuls M' Curius Dentatus, aus dem Lande, das nach den Samnitenkriegen erworben war, für die römischen Bürger neue Ackerlose zu bilden, wußten sie zu vereiteln, da sie durch die Okkupationen größeren Vorteil für sich zu erhoffen hatten. Ein Beschluß der Tributkomitien, dieses Gesetz des Curius durchzuführen, wurde auf Betreiben der Patrizier für ungültig erklärt, und dieser Verfassungsbruch führte zu der dritten Sezession auf den Janiculus. Der Adel mußte nachgeben und auf den Vorschlag des Diktators Q. Hortensius alle Klauseln fallen lassen, die man noch dem valerisch-horazischen (§ 172) und publilischen Gesetze (§ 179) angehängt hatte. Fortan regierten die Tributkomitien. Die höchsten Magistrate (Konsuln, Prätoren, Zensoren) wurden von den Centurien gewählt und kamen eine Zeitlang nur an Plebejer. So hatte es für den Augenblick den Anschein, als wenn die Volksherrschaft an Stelle der Nobilitätsregierung treten sollte.

288

Dritte Sezession 287

Lex Hortensia 286

Jedoch war Rom noch weit entfernt, dem Ehrgeize wortgewandter Demagogen anheimzufallen. Die Nobilität hielt unter sich strenge Manneszucht und verdiente es in vieler Hinsicht, die Herrschaft zu führen; jene Jahre waren, wie viele Einzelzüge beweisen, die schönste Zeit der Republik (§ 179). Charaktervorzüge gaben allein Rang und Ansehen, Patrizier und Plebejer wetteiferten miteinander in Heldenmut und kriegerischer Tüchtigkeit; der Standesgeist war der Vaterlandsliebe gewichen. Fabricius ließ sich weder durch des Pyrrhos Gold von dem geraden Pfad ablenken, noch durch das plötzliche Erscheinen eines großen Elefanten in Schrecken setzen. Curius und Fabricius starben, wie Aristeides, so arm, daß die Bürgerschaft ihre Töchter ausstatten mußte, und den Diktator Fabius ließen seine Freunde begraben, da die Familie die Kosten nicht aufzubringen vermochte. Dazu kam noch als ein zweites, was dem römischen Adel die Herrschaft in die Hand gab und in dem Senat die wichtigste Regierungsbehörde herausbildete, die nötige Sachkenntnis und der politische Blick, den die Senatoren alle in sich erwerben konnten, und der ihnen in so hohem Maße eigen war, daß sie dem griechischen Rhetor Kineas als eine Versammlung von Königen erscheinen konnten. Denn bei der Erweiterung des römischen Gebietes verloren allmählich die kleinen Bürger und Geschäftsleute das Verständnis für die Aufgaben der Regierung und damit die Volksversammlung ihre frühere Bedeutung.

Fortdauernder Einfluß der Nobilität

Kriegswesen

Seine gewaltigen Erfolge hat Rom zum allergrößten Teile seiner vortrefflich eingerichteten Kriegsmacht zu verdanken gehabt, die in Gliederung, Ausbildung seit der Königszeit her viele Veränderungen durchlaufen hat. Das römische Heer jener Tage ist ein Bürgerheer gewesen, dessen erste Gliederung auf das engste mit den bäuerlichen Besitzverhältnissen zusammenhing (§ 167). Die Feldzüge fanden im Sommer statt, wo die Legion ausrückte, aber zur wichtigsten Arbeitszeit im Herbste wieder zu Hause war. Winterfeldzüge kamen erst in den Vejenterkriegen auf und zogen zugleich die Soldbezahlung nach sich (§ 174). Da die alten 18 Rittercenturien (§ 167) nicht mehr genügten, so wurden auch andere Leute als Reiter zugelassen. Als das Gebiet der Römer und damit auch die Märsche des Heeres sich ausdehnten, lernten sie die Kunst, ein befestigtes Lager zu bauen, worin sie sich den übrigen Völkern bald weitaus überlegen zeigten.

In den Samnitenkriegen gab man die Taktik des alten Gewalthaufens auf und löste die Legionen in eine Anzahl taktischer Einheiten (manipuli) auf, die selbständig manövrierten. Die Legion mit ihren 4200 Mann Sollbestand zerfiel in 1200 Hastati, 1200 Principes und 600 Triarier, nach Altersklassen geordnet. Dazu kamen 1200 Leichtbewaffnete (velites). Die genannten drei Abteilungen bildeten drei Treffen, von denen das letzte, die Triarier, nur eingriff, wenn Not an den Mann ging. Jedes dieser einzelnen Treffen nun zerfiel wieder in zehn Unterabteilungen, Manipeln, so daß die ganze Einteilung die Manipularlegion heißt. Die Manipel zerfielen in je 2 Centurien unter einem Centurio. Die Centurien der hastati und principes waren je 60, die der Triarier je 30 Mann stark, und jeder Centurie waren 20 velites beigegeben, die als Plänkler dienten. Die Gesamtdienstzeit ward auf das 20. bis 45. Lebensjahr gerechnet. Zu jeder Legion gehörten 300 Reiter, die in zehn Schwadronen (turmae) zerfielen und von Dekurionen befehligt wurden. Die Gesamtzahl der römischen Legionen betrug damals vier, von denen je zwei in einem konsularischen Heere vereinigt waren. — Die Bewaffnung bestand aus Helm, Brustpanzer, viereckigem Schild und Beinschienen. Dazu kam das kurze, breite Schwert, für die Triarier die lange Stoßlanze und für die vorderen Treffen die Wurflanze (Pilum). — Das Kommando führten die Konsuln abwechselnd oder der Diktator (magister populi), dem ein Reiterführer zur Seite stand. Als Stabsoffiziere fungierten die Kriegstribunen, ursprünglich drei, dann sechs, nach 311 sogar zwölf, und später noch mehr, deren Dienstpflichten im einzelnen nicht mehr erkennbar sind. Ursprünglich ernannte sie der Konsul; später wurden sie vom Volke gewählt (§ 189). An der Spitze der Manipel standen die Centurionen, von denen allemal zwei einem Manipel beigegeben waren. Der älteste Centurio kommandierte den ersten Manipel der Triarier und führte den Titel primipilus. — Einen sehr wichtigen Faktor im damaligen Heere bildeten die Bundesgenossen, die ungefähr ebenso viel Fußvolk stellten wie die Römer selbst. Diese bildeten keine besonderen Abteilungen, sondern waren an das römische Heer angegliedert; jedoch hatten sie an den Präfekten, die den Rang der Kriegstribunen hatten, eigene Befehlshaber. Weit stärker war ihr Kontingent an Reiterei, in deren Ausbildung die Römer nie etwas Hervorragendes geleistet haben. Sie bildeten nur ihr weltberühmtes Fußvolk heraus, aber die Truppen, die durch besondere Fertigkeiten sich auszuzeichnen hatten, suchten sie anderswoher zu gewinnen.

Manipularlegion

Bundesgenossen

§ 186. Die wirtschaftliche und geistige Entwicklung Roms bis zu den Punischen Kriegen. Rom ist zur Zeit der Republik immer ein vorwiegend Ackerbau treibender Staat gewesen. Was der Soldat mit dem Schwerte gewann, das suchte der kolonisierende Bauer mit dem Pfluge zu dauerndem Besitze zu gestalten; die Kämpfe zwischen der Altgemeinde und den Neubürgern gehen um den Grund und Boden, der als das vornehmste Besitztum angesehen ward; die unterworfenen Latiner und Italiker müssen den Siegern die Hälfte ihrer Feldmark abtreten; die altkonservative Centuriatverfassung und die neuen Tributkomitien erhalten ihren Rahmen durch bäuerliche Besitzverhältnisse. Jahrhundertelang dienten landwirtschaftliche Produkte als Tauschmittel: nach Viehhäuptern wurde der Wert des Eigentums abgemessen (pecunia). Nach der Erwerbung von Mittel- oder Unteritalien änderten sich die Verhältnisse nur wenig. Mit Zähigkeit hielt Rom an den von den Vätern überkommenen Wirtschaftsformen fest; nur zeigte sich sehr bald eine Neigung bei den vermögenderen Familien, zum Großbetrieb überzugehen und durch das System der Okkupation weite Länderstrecken zu bewirtschaften, was ohne Sklavenarbeit nicht möglich war. Das nötige Menschenmaterial lieferten die zahlreichen glücklichen Kriege, und die in dem Aufkommen des Großbetriebs liegende Bedrohung der Kleinbesitzer ward durch die schnelle Ausdehnung des Reiches und die Anlegung zahlreicher Kolonien immer wieder beschworen. Zugleich trat eine sorgfältigere Bewirtschaftung ein, man gewöhnte sich an den Dreifelderbau (II, §15) und säte den von den Griechen oder Karthagern überkommenen Weizen anstatt des altheimischen Speltes. In dem Ertrag der Feldfrüchte und der Viehwirtschaft lag der Reichtum des erstarkenden Staates; auf einer preiswerten Ausfuhr seiner Bodenprodukte beruhte seine finanzielle Blüte. Denn die Industrie stand noch sehr tief; was man brauchte, wurde von Etrurien und den Griechenstädten eingeführt und dafür an diese von dem heimischen Überschuß an Ackerbauprodukten abgegeben. Sehr langsam entwickelte sich darum auch der Übergang zur Geldwirtschaft. Jahrhundertelang ist in Rom überhaupt nicht geprägt worden; dann bildete das Kupferpfund die erste

Bäuerliche Grundlage des Staats

Neue Betriebsformen

Industrie

Münzeinheit (Libralas). Erst zur Zeit der Kriege des Pyrrhos tauchen die ersten römischen Silbermünzen auf, die letzten, die in Italien ausgebracht wurden; denn lange vorher schon hatte man in Etrurien (Populonia) und in den Griechenstädten Silber geprägt. Hierbei schlossen sich die Römer dem rhodischen (oder attischen) Fuß an, der seit Alexander d. Gr. die Welt beherrschte (§ 134), und aus dem die Silberwährung die frühere Goldwährung verdrängt hatte. Die griechische Drachme wurde dem Denarius (der an Wert damals fast genau dem heutigen Frank [Lira, Drachme] entsprach) gleichgesetzt und das bisherige Kupferas (aes grave) ging in den Sestertius über, der das Viertel eines Denarius ausmachte. Das Kupfergeld blieb zunächst als Scheidemünze (10 as = 1 Denar), doch wurde es später immer leichter ausgeprägt, so daß seit dem zweiten Punischen Kriege 16 As auf den Denar gingen. Das Handwerk wurde nur in rohester Form getrieben und war weit entfernt von der Feinheit der Griechen oder den bequemen Stücken, die die karthagischen Semiten in den Handel brachten. Alles war nur auf den unmittelbarsten Nutzen berechnet. Am deutlichsten sieht man das an den Bauten der damaligen Stadt. Nach dem gallischen Brande wurde sie genau so winklig und dorfähnlich wieder aufgebaut, wie sie vorher war. Der Tempel des Jupiter Capitolinus war lange Zeit das einzige namhafte Gebäude der Stadt, und die von den Ädilen angelegten neuen Kloaken erreichten bei weitem nicht die ausgezeichnete alte Anlage, die dem Servius Tullius zugeschrieben wird. Erst der willenskräftige Ap. Claudius setzte den Bau einer Wasserleitung durch, und auf ihn folgte M' Curius, der 290 die Wässer des Anio auf den hochgelegenen Esquilin leitete. Ebendahin gehört auch die Anlegung großer Militärstraßen, die die römischen Kolonien mit der Hauptstadt verbanden (§ 185). In der privaten Lebenshaltung trat indes mit der Zeit ein beträchtlicher Umschwung ein. Schon frühe hatte man sich (z. B. in den Zwölftafelgesetzen) gegen den einreißenden Luxus gewehrt, später in der Zensur sogar ein eigenes Gericht dagegen geschaffen, doch ohne den gewünschten Erfolg. Der steigende Wohlstand brachte eine reichlichere Lebensunterhaltung, die die sonstige fast ängstliche Knappheit überflüssig erscheinen ließ. Wenn früher nur die Opferschale und das Salzfaß aus Silber waren, begann mit den Pyrrhoskriegen silbernes Tafelgerät und reichlichere Verwendung von Edelmetallen; kostbarer wurden die Gewänder, solider und ausgeschmückter die Wohnhäuser, und allmählich bereitete sich auch für Rom die Periode vor, in der Geschmack und Kunst zu allgemeinerer Geltung kommen sollten.

Münzreform 268

Öffentliche Bauten

In ihrer nüchternen Naturreligion fanden die Römer kaum Anlaß, der Gottheit mit künstlerisch geformten Bildern und Worten zu dienen. Griechenland blieb für immer die Stätte, von der sie ihre künstlerischen, der Phantasie entspringenden Anregungen sich holten, zuerst zweifellos mit dem Umweg über die Etrusker. Neben die altlatinischen Hausgötter, die Laren, die Vesta, Jupiter und Juno traten, je mehr sich die Grenzen des Reiches erweiterten, andere Götter, so Asklepios, Aphrodite, Apollo, Hermes und Herakles nebst den Dioskuren. Aber es blieb der alte Formalismus, die Spitzfindigkeiten des Zeremoniells, die „herzverhärtende Werkgerechtigkeit". Da bei den Griechen die Philosophie schon längst die Religion abgelöst hatte, als Rom in den Kreis der weltgeschichtlich wirkenden Völker trat, konnten die Götter Griechenlands nicht mehr naiv überzeugend wirken, als die Römer sie kennen lernten. Die Freidenkerei zog mit den Griechen in den oberen Schichten der römischen Gesellschaft ein, die breiten Massen des Volkes aber, die sich ihre Religion nicht rauben lassen wollten, nahmen das gesamte griechische Pantheon in ihre Vorstellungen auf, und dahinter verschwand bis auf wenige leicht verwehte Spuren die altitalische Religion. — Daraus erklärt es sich auch, daß von einer national-römischen Kunst, die das Heiligtum schaffend baut und schmückt, nicht die Rede sein kann. Die griechischen Formen wurden übernommen, jedoch nicht die der Blütezeit, sondern die der Nachblüte der Kunst (§ 151). Das Haus, das dem

Entwicklung der Religion und Kunst

Gotte gebaut ward, ist der nur wenig veränderte griechische Tempel mit korinthischen Säulen, Metopen, Giebelfeldern, Friesen und mit der herkömmlichen
302 Einteilung des Innern. Die Bilder, die ihn schmückten (die ersten soll C. Fabius Pictor am kapitolinischen Tempel angebracht haben), und die Statuen, in denen man die Gottheit anbetete, waren von hellenischer Kunst beeinflußt. Eine besonders häufige Erscheinung (gegenüber den seltenen griechischen Beispielen) ist in Italien der Rundtempel (§ 162), der sich aus dem Quellenhaus entwickelt zu haben
Entwicklung des Kultus scheint. — Mehr Eigenart bewahrte der Gottesdienst. Uralte Gebräuche, wie der Tanz der „Springer" (Salier), der Wettlauf der Wolfsbrüder (Luperci) um den Palatinus, der Umzug der Arvalbrüderschaften (§ 161) um die Feldmark blieben bis in die letzten Tage der Republik. Dazu traten uralte heilige Gesänge, im nationalen saturnischen Versmaß, die wir noch zum Teil besitzen. Ein besonderes Lieblingsfest der Römer war der den Etruskern entlehnte Triumphzug, bei dem der siegreiche Feldherr mit seinem Heere in festlichem Gewand (in gestickter Toga mit dem Szepter) zum Tempel des Jupiter auf dem Triumphwagen hinaufzog, um ihm für den Sieg zu danken, während die Soldaten dazu derbe Lieder sangen.

Älteste Poesie Auch was wir sonst von der Poesie der Römer wissen, ist wenig. Die ersten unbezweifelbar echten Zeugnisse, die wir von ihr haben, sind einige metrische Grabschriften, so die zu Ehren des L. Scipio Barbatus (§ 183). Loblieder auf Helden, Totenklagen und Spottlieder werden erwähnt; am wichtigsten war die italische Dramatik. Sie ist nicht, wie bei den Griechen, aus dem Gottesdienst des Dionysos (§ 101) hervorgegangen, sondern hat sich im Anschluß an die Ernte und Winzerfeste gebildet, war possenhaft und trug den Charakter der Improvisation. Späterhin übernahm man einfach die griechische Tragödie und Komödie zugleich mit der durchgebildeten neuen Musik, die nur noch rauschender und reicher instrumentiert wurde. — Das
Älteste Prosa eigentliche Gebiet römischer Geistesarbeit war die Prosa. Während die poetische Tätigkeit den flüchtigen Erzeugnissen der unteren Volksklassen überlassen wurde, leisteten schon frühe in der Prosa die höheren Stände, besonders die Beamten, sehr Beachtenswertes. Freilich die ersten historischen Aufzeichnungen, die sich an Beamtenlisten und Amtsvorschriften anschlossen, waren sehr dürr; auch trug die scharfe Formulierung der Gesetze kaum dazu bei, den Stil künstlerisch zu vervollkommnen. Doch fand diese Richtung ihr
Ausbildung der Rede Gegengewicht in der Ausbildung der künstlerischen Rede, sei es, daß es eine Lobrede bei einem prunkhaften Leichenbegängnis eines hervorragenden Mannes war, sei es, daß man in kunstvoll gegliedertem Aufbau seiner Überzeugung im Senate, der besten Rednerschule der Welt, Ausdruck geben wollte. Die Rede des Appius Claudius im Pyrrhoskriege, die Cicero noch kannte, vermochte auch den Späteren eine Vorstellung davon zu geben.

Im ganzen genommen war der Römerstaat noch ein naturwüchsiges, rein italisches Gebilde. Wenn auch fremde Elemente an ihn herantraten, jetzt hatte er noch die Kraft, sie zu verarbeiten und etwas der griechischen oder den früheren Kulturen Ähnliches zu schaffen. Das Schicksal hat es nicht gewollt und den werdenden römischen Weltstaat dazu bestimmt, die griechische Kultur in sich aufzunehmen und über alle Welt zu verbreiten; nicht eine Schöpfer-, sondern eine Vermittlerrolle war ihm zugedacht, denn ihm fehlte die Ruhe, sich innerlich zu festigen. Sein Eintritt auf der Weltbühne begann zugleich mit einem erbitterten wirtschaftlichen und politischen Kampfe mit Karthago, das Italien zu umklammern gedachte; seinen Sieg verdankt Rom der größeren Kraft, die jedem Ackerbaustaat gegenüber dem Industriestaat innewohnt und die in der Regel dem das Übergewicht gibt, der für die heimatliche Scholle ficht und den Ertrag zu schützen sucht, den er durch mühevolle Arbeit ihr abgerungen hat.

B. Die Begründung der römischen Herrschaft im westlichen Mittelmeer (Kampf mit Karthago 267—201).

§ 187. Karthagos Stellung in Nordafrika und seine Verfassung. Das einst so ungeheure Kolonialreich der Phöniker war durch die Ausbreitung der Griechen bis auf die Ansiedlungen im Westen stark zusammengeschmolzen. Hier aber sollte die halb verschollene Macht dieses semitischen Stammes noch eine herrliche zweite Blüte erleben. Im neunten Jahrhundert haben phönikische (punische) Auswanderer auf der Nordküste von Afrika auf einer felsigen Höhe, oberhalb eines geräumigen, in zwei Häfen geöffneten Meerbusens, die Handelsstadt Karthago (§ 39) gegründet, die bald durch die Rührigkeit und berechnende, oft mit Trug und List gepaarte Klugheit der Bewohner zu großer Macht und hohem Wohlstand gelangte. 814 (nach Timaios)

Gründungssage

Die Sage erzählt die Gründung Karthagos folgendermaßen: Dido (Elissa [§ 39]), die Gemahlin des Sichäus, soll auf der Flucht vor ihrem Bruder Pygmalion aus Sidon hierher gelangt sein und, indem sie den Numiderfürsten Jarbas überlistete, das Gebiet Karthagos gewonnen haben. Dieser gestand ihr nämlich auf ihr Drängen so viel Land zu, wie eine Ochsenhaut bedeckte; Dido aber zerschnitt diese in sehr dünne Streifchen und umspannte damit das spätere Stadtgebiet. Bald danach gelangte der fromme Aneas auf seinen Irrfahrten nach Karthago, und Dido, die ihn liebte, nahm sich, da er sie verließ, um seinetwillen das Leben.

Lage der Stadt

Die Stadt (deren Name „Neustadt" bedeutet) schien durch ihre Lage auf einer weit vorspringenden Halbinsel wie zur Herrschaft bestimmt. Die steile Byrsa (Burg) erhob sich über dem Meer und dem großen See von Tunes. Die künstlich gegrabenen oder erweiterten Häfen, die noch heute in gewissen Salzlagunen wohl erkennbar sind, waren sturmsicher und in großer Nähe vom Ufer so tief, daß die größten Schiffe direkt an den Uferquais laden konnten. Nach dem Lande zu ließ sich die Stadt leicht verteidigen, teils durch Steilabhänge, teils durch die sumpfige Niederung des Bagradas. Nur nach Südwesten zu mußte sie durch turmhohe Mauern geschützt werden.

Aufschwung Karthagos

Nachdem der schnell emporblühenden Stadt die benachbarten afrikanischen Völkerschaften zinspflichtig geworden waren, nötigte sie die übrigen phönikischen Kolonien (Utika, Hippo, Leptis u. a.), einem Städtebund unter ihrer Hegemonie beizutreten, brachte mit der Zeit die überseeischen Pflanzstädte der Tyrier in Südspanien und auf den meisten Inseln des Mittelmeeres zur Unterwerfung und gründete neue Niederlassungen. Aber ihre Ansiedlungen waren nicht, wie die griechischen Kolonien, die neue Heimat ihrer Bewohner; sie dienten nur dem Handel der reichen Kaufherren, die aus den Fabriken und Bergwerken unermeßlichen Gewinn zogen, aus dem Grundbesitz goldene Ernten einsammelten, die einträglichen Ämter in den Tochterstädten bekleideten und die Untertanen zum Dienst im Heer und auf der Flotte nötigten. Selbst die libyschen Hirten- und Bauernstämme, denen sie ihre Sprache und ihre Sitten aufzwangen, wurden durch sie nicht aus dem Zustande roher und wilder Barbarei emporgehoben; nur zum Teil vermischten sie sich mit ihnen und bildeten das Volk der Libyphöniker, das aber ebenfalls in Knechtschaft gehalten wurde. Mit Widerstreben und grollendem Herzen dienten diese in den karthagischen Heeren; die Herren selbst waren zwar ebenfalls kriegerisch, jedoch an Zahl zu schwach, um allein die Heereslast der Großmacht zu tragen; darum warben sie aus den unterworfenen Untertanen ihre Heere, und auch ihre Schiffe waren mit gekauften Sklaven und Ruderknechten bemannt. Der gartenartige Anbau der üppigen und fruchtbaren Umgegend Karthagos und die prächtigen Landhäuser auf den mit Olivenwäldern bedeckten Anhöhen bekundeten den durch gewinnreichen Handel und einträgliche Landwirtschaft erzielten Reichtum; Fleiß und unermüdliche Tätigkeit schufen immer neue Quellen des Wohlstandes für die Bewohner. Unterworfene Bevölkerung

Religion

Doch treten neben diesen guten Eigenschaften die schlimmen Seiten des Semitismus, unersättliche Habgier und eine teils tiefsinnige, teils wollüstig grausame Religionsübung, hervor (§ 41). Trotz der innigsten Berührung mit den Völkern des Abendlandes bewahrten die Karthager starr diese beiden Eigenschaften; besonders für die letztere legt ihr schrecklicher Molochkultus Zeugnis ab, in dem sie sogar vor dem Feueropfer der eigenen Kinder

nicht zurückscheuten. Auch in allem übrigen verharrten die Karthager, trotzdem sie die tyrische Kultur fast um ein halbes Jahrtausend überlebten, auf deren Standpunkt. Was wir von punischer Wissenschaft und Kunst wissen, ist sehr gering; man scheint aber auch nicht weit über Reisebeschreibungen (Hanno, Himilko) und trockene historische und landwirtschaftliche Aufzeichnungen (Mago) hinausgekommen zu sein.

Wissenschaft Kunst

Literarische Reste der Punier

Hannos Periplus wurde in Karthago im Tempel des Saturn aufbewahrt und ist noch in einer griechischen Übertragung erhalten. Wir ersehen daraus, daß er als Führer einer großen Kolonie an der Westküste von Afrika hingefahren und etwa bis in die Gegend des heutigen Guinea gelangt ist. Leider ist die Schrift nicht vollständig auf uns gekommen; sie enthält viele merkwürdige Nachrichten, die sich meist bestätigt haben, u. a. die von den Gorillas, die er als behaarte Menschen schildert, die nicht reden wollten. — Die Schrift des Himilko stammte aus derselben Zeit und war ebenfalls geographischen Inhalts. Sie schilderte die Forschungsergebnisse einer Reise an der Westküste von Europa hin und ist in ein lateinisches Gedicht „Die Meeresküste" von Avienus (II, § 94) verflochten; er scheint bis zu der Westspitze der Bretagne gekommen von da nach Westen verschlagen und sogar bis zum Sargassomeer vorgedrungen zu sein, jedenfalls aber Britannien gekannt zu haben. — Von den historischen Aufzeichnungen hat sich nichts erhalten, wohl aber hören wir von einem ausführlichen landwirtschaftlichen Handbuche des Karthagers Mago (ungewisser Zeit), das später auf Veranlassung des römischen Senats in das Lateinische übersetzt wurde und den Werken der späteren schriftstellernden Landwirte (Geoponiker) mehrfach zugrunde gelegt worden sein mag, da man in dem Werk des punischen Staatsmannes den „Grundkodex der rationellen Ackerwirtschaft" erblickte.

Verfassung

Die Verfassung war aristokratisch. Ein kleiner, aus dem grundherrlichen Geburtsadel, und ein großer, aus dem Geldadel gewählter Rat (Senat) mit zwei, den spartanischen Königen vergleichbaren, alljährlich von der Bürgerschaft ernannten Suffeten (Richtern) an der Spitze, besaßen die gesetzgebende Gewalt und leiteten die Rechtspflege, das Heerwesen und die Verwaltung, während der Volksversammlung nur außerordentliche Fälle zur Entscheidung vorgelegt wurden. Sämtliche Beamte des Staates, auch die Feldherren, die mit unbeschränkter Vollmacht und unbegrenzter Amtsgewalt den Oberbefehl über die Heere führten, gehörten den vornehmen Geschlechtern an, so wie der mächtige Rat der Hundertmänner (genau genommen Rat der Hundertvier) oder der Richter, der den Senat überwachte und Heerführer und Beamte zur Rechenschaft ziehen durfte. Ihre Einsetzung ist etwa in die Zeit der Dezemvirn zu verlegen, wo die mächtige Familie Mago den, übrigens verunglückten, Versuch machte, die Verwaltung in allen ihren Zweigen an sich zu bringen und damit die Tyrannis zu erlangen. Dieser Rat war also das Erzeugnis der Aristokratie gegenüber den monarchistischen Bestrebungen, und dem spartanischen Ephorat sehr ähnlich, ein Verhältnis, das schon Aristoteles auffiel und zu einem Vergleich beider Verfassungen veranlaßte.

Charakter der Verfassung

Die aristokratische Abgeschlossenheit hemmte die Ausbildung eines freien Bürger- und Mittelstandes und erzeugte in der Menge Mißvergnügen, träge Gleichgültigkeit und feile Gesinnung. Zwischen der herrschenden Klasse der Großhändler, der Plantagenbesitzer und hohen Staatsbeamten und der besitzlosen, von der Hand in den Mund lebenden Volksmasse gähnte eine weite Kluft. Die öffentlichen Einkünfte waren unerschöpflich, so daß Polybios Karthago die reichste Stadt der Welt nennt, und ein großartiges, sonst nirgends erreichtes Finanzsystem kam daselbst zur Entfaltung; die militärischen Hilfsmittel waren sehr groß und die Kriegsflotte und Seemacht allen anderen Völkern überlegen; aber die sozialen Mißstände und der nur auf den Erwerb gerichtete Sinn der herrschenden Bürgerschaft, die erst zu spät patriotisch denken lernte, nagten an der Wurzel des Gemeinwesens. Aristoteles preist die karthagische Verfassung wegen ihrer Dauerhaftigkeit; aber bis zu seiner Zeit hatte sie keinerlei Anfechtung erlitten. Eine demokratische Opposition gegen diese Kapitalistenwirtschaft kam erst während der Punischen Kriege auf, voll mächtigen patriotischen Schwunges, geführt besonders durch Hannibal, aber damals war Karthagos Schicksal schon besiegelt.

§ 188. Karthago und Syrakus bis zum Zusammenstoß mit den Römern.

Ausbreitung der Karthager

Zunächst gewann Karthago das Bagradastal, dessen reichen Boden seine Kaufleute durch die eingeborenen Libyer oder Maxyer, wie sich diese Barbaren selbst nannten, bebauen ließen. Mit der Zeit drangen sie dann am Nordrande Afrikas östlich und westlich vor. Die einheimischen Stämme (die man gewöhnlich unter dem Namen Numider zusammenfaßt, infolge eines Mißverständnisses der Römer, die die griechische Bezeichnung nomádes [Wandervölker] als einen Eigennamen auffaßten) beugten sich der neuen Zivilisation und nahmen punische Sprache und Schrift an. Bis weit hinein in die Wüste galt karthagisches Gebot, und bald richteten die Punier ihr Augenmerk auf ausländische Besitzungen. Ihre ersten Erwerbungen machten die Karthager auf den Inseln des Westmeeres, wo die Pityusen (Ebusus) und Balearen ihnen zufielen. Dann setzten sie nach Sizilien über und kamen dadurch in Berührung mit den Hellenen, die im Osten den Phönikern ihre Kolonisationsgebiete entrissen hatten und sich nun anschickten, auch im Westen des Mittelmeeres deren Erbschaft anzutreten. Nur mit Hilfe der Etrusker gelang es, sie aus dem tyrrhenischen Meere zu vertreiben und ihre Ansiedlungen an der Riviera (Massilia u. a.) zu isolieren (§ 70). Auch in Spanien und auf Sardinien und Korsika vermochten die Punier sich zu halten, und es gelang ihnen, auch in Sizilien ein Kolonialreich zu erwerben, aber sie verloren es wieder, da die Gliederung ihres Staates sich als zu locker erwies, sobald sie mit den Griechen und später mit den Römern zusammenstießen.

Streit um Sizilien

Schon in historisch sehr frühen Zeiten hatten die Karthager sich in Sizilien niedergelassen und mit den halbwilden Ureinwohnern, den Elymern und Sikanern, Handel getrieben, ihre Macht beständig von Westen nach Osten ausbreitend. Doch hier traten ihnen ebenfalls sehr früh die Griechen entgegen (§ 108) und suchten sich ihrerseits von Osten und Süden aus der schönen Insel zu bemächtigen. Nach langen wechselvollen Kämpfen gelang es schließlich, einen Ausgleich zu finden: die Westecke von Sizilien bis zum Halykos und nördlichen Himera blieb in der Hauptsache karthagisch, und die festen Orte Solus, Panormos, Drepanum und Motye schützten das Gebiet. Doch keine von beiden Parteien gab den Gedanken auf, sich des herrlichen Landes ganz zu bemächtigen und man erwartete nur die günstige Gelegenheit, um loszuschlagen.

Aufsteigen von Syrakus

Zur Zeit der Perserkriege erlitten die Karthager durch den syrakusanischen Tyrannen Gelon eine große Niederlage (§ 94, 108); aber die Zwietracht der griechischen Gemeinwesen, die besonders nach dem Scheitern der sizilischen Expedition (§ 109) in inneren Kämpfen ihre Kräfte aufrieben, schien die Möglichkeit zu bieten, von neuem auf der Insel zu herrschen. Deshalb setzte Hannibal, Gisgos Sohn, über das Meer, erstürmte Selinus, Himera und das reiche, prachtvolle Agrigent und brachte Gefangene und Beute in unendlicher Menge nach seiner Vaterstadt. Der Schrecken über diese Unfälle bewirkte, daß Dionysius, ein junger, tapferer Krieger, die Alleinherrschaft über Syrakus erlangte. Er ist der echte Typus der sogenannten „jüngeren Tyrannis" (§ 81); denn auch im Sprachgebrauche hatte sich der Begriff des Wortes Tyrann gewendet, und man verstand unter ihm nicht mehr den Mann, der sich mit unrechtmäßigen Mitteln in den Besitz der Gewalt setzt, sondern sie durch solche festhält. Jedes Mittel, um seinen Thron zu befestigen, war ihm recht, auch die Verbindung mit den italischen Ureinwohnern oder feindlichen Gewalten, denn Skrupel kannte diese kalte, herrschsüchtige Natur nicht. Die vierzigjährige Regierung dieses Tyrannen zeigt ein fortwährendes Auf und Nieder; bald ist er an der Spitze einer imposanten Macht, bald am Rande des Abgrundes. Im Anfang vermochte er nur dadurch sich in der Herrschaft zu befestigen, daß er die ganze Südküste Siziliens an Karthago abtrat; sowie er sich aber im Besitze sicher fühlte, brach er den schimpflichen Friedensvertrag. Gestützt auf ein neugeschlossenes Bündnis mit Sparta, das sich damals zum Angriff auf die Perser anschickte (§ 121), nahm er zunächst eine griechische Stadt nach der anderen in Besitz und begann schließlich den Kampf gegen die

409—406

Dionysius der Ältere 405—367

405

397

Karthager. Diese wurden bald bis in ihre früheren Besitzungen zurückgeworfen, Motye ward belagert und eingenommen und der karthagische Feldherr Himilko genötigt, in Lilybäum eine neue Festung zu erbauen. Bis zu des Dionysios Lebensende wogten die Kämpfe hin und her; bald waren die Karthager bis an die Westküste, bald Dionysios bis an die Ostküste gedrängt. Im großen und ganzen endete der dreißigjährige Kampf damit, daß die Grenzen von 405 eingehalten wurden. Die gewaltige Natur des Dionysios, der zwar der Nachwelt fast nur durch das Urteil seiner Gegner (besonders des Timaios) bekannt geworden ist, aber doch zu den bedeutendsten Persönlichkeiten Griechenlands zählte, vermochte gerade nur, die Hellenen in ihrem Besitzstande zu erhalten.

Nach seinem Tode wüteten die schlimmsten Parteikämpfe und stellten den Bestand des syrakusanischen Reiches in Frage. Zwar gelang es der Partei, die dem Dionysios ergeben war, dessen Sohn, Dionysios den Jüngern, auf den Thron zu heben, aber die Kraft des Staates war zersplittert, und während der Zuckungen des syrakusanischen Gemeinwesens dehnten die Karthager ihre Besitzungen weiter aus und richteten ihr Blicke bereits auf die durch Parteiungen zerrissene Hauptstadt. Der jüngere Dionysios, ein eitler und übermütiger Tyrann, den sein edler Schwager Dion mit Platons (§ 116) Hilfe vergebens der Schwelgerei und der Grausamkeit, der er sich ergeben, zu entreißen gesucht hatte, wurde endlich verjagt und durch den rechtschaffenen Dion ersetzt. Als aber nach dessen Ermordung durch einen falschen Freund in Syrakus Unordnung eintrat, gelang es nach länger andauernden Thronwirren, in denen ein Usurpator den andern ablöste, dem Dionysios, der mittlerweile zu Lokroi gelebt hatte, sich zum zweiten Male der Tyrannis zu bemächtigen. Allein die Erfahrung hatte ihn weder weiser noch besser gemacht; wilde Ausschweifungen wechselten mit Grausamkeit und Despotenlaunen ab, bis endlich die Syrakusaner, seiner Tyrannei müde, sich um Hilfe an ihre Mutterstadt Korinth wendeten. Die Korinther schickten ihnen eine Flotte und ein Hilfsheer unter der Leitung des strengen, rechtschaffenen Timoleon (§ 124). Dieser hatte schon früher seinen Eifer für die demokratische Freiheit durch die Teilnahme an der Beseitigung seines eigenen Bruders, der sich in Korinth zum Tyrannen hatte machen wollen, betätigt und ergriff jetzt mit Freuden die Gelegenheit, den Zwiespalt seines Innern durch neue Taten zu tilgen und den auf ihm lastenden Mutterfluch wieder wett zu machen. Er vertrieb den Dionysios, der von da an in Korinth in Dunkelheit lebte, und richtete in Syrakus eine republikanische Verfassung auf gemäßigt demokratischer Grundlage ein. Nachdem Timoleon die Burg in Syrakus niedergerissen hatte, um die Rückkehr der Tyrannis unmöglich zu machen, und die Karthager am Flusse Krimisos geschlagen und zu einem Frieden gezwungen hatte, der sie auf ihre alten Besitzungen im Nordwesten Siziliens einschränkte, lebte er bis zu seinem Tode in hohen Ehren. Die glänzende Leichenfeier und die aufrichtigen Tränen, mit denen das Volk seinen Befreier ehrte, waren deutliche Beweise der Anerkennung.

Dionysius der Jüngere 367—344 — 357 — 354 — 346 — Timoleon — 344 — 339 — 337

Unter der Staatsleitung dieses Mannes hatten die Kämpfe mit den Karthagern geruht, um nach seinem Tode um so heftiger auszubrechen. Schon schien es, als wenn Karthago sich doch noch der ganzen Insel bemächtigen würde, da wurde die von Timoleon wiederhergestellte Demokratie durch eine neue Tyrannis beseitigt und damit ein neuer Vorstoß gegen Karthago eingeleitet. Der kühne, angeblich aus ganz niederem Stande entsprossene Agathokles brachte auch im Westen der Hellenenwelt das persönliche Element zum Hervortreten, das wir oben (§ 142) im Osten als maßgebend kennen gelernt haben, eine echte Tyrannennatur, die an Geschick und Verschlagenheit mit den größten Diadochen und an Skrupellosigkeit mit den Visconti, Sforza u. a. aus der Zeit des sinkenden Mittelalters wetteiferte. Er stellte sich an die Spitze der demokratischen Partei, und benutzte, als er verbannt worden war, seine Macht und seine Verbindungen, um seine Rückkehr zu erzwingen. Unterstützt von den Karthagern kehrte er heim, vernichtete trotz feierlich beschworenen Wortes seine oligarchischen Gegner und suchte dann 313 sein

Agathokles 317—289

Machtgebiet über ganz Sizilien zu erweitern. Dies brachte ihn in Gegnerschaft zu Karthago, und unter seiner Führung wurde der Kampf zwischen Puniern und Griechen mit solchem Glückswechsel geführt, daß zu gleicher Zeit Syrakus von den Karthagern und Karthago von Agathokles' Heer belagert wurde. Als nämlich Agathokles in Syrakus von seinen Gegnern angegriffen ward und die zur Hilfeleistung herbeigerufenen Karthager die Belagerung nachlässig betrieben, erspähte er einen günstigen Zeitpunkt und segelte von Syrakus mitten durch die feindlichen Schiffe nach der Nordküste von Afrika. Hier ließ er nach der Landung seine Flotte verbrennen, um seinen Kriegern nur die Wahl zwischen Sieg oder Tod zu lassen, und bemächtigte sich in kurzem des ganzen punischen Gebietes mit Ausnahme der Hauptstadt, während der karthagische Feldherr Hamilkar vor Syrakus geschlagen ward und als Gefangener eines gewaltsamen Todes starb. Das Glück war dem Agathokles so hold, daß er schon daran denken 310
konnte, auch die Hauptstadt selbst einzunehmen. Da er mit seinen eigenen sehr unzuverlässigen und zur Meuterei geneigten Truppen den Angriff nicht zu unternehmen wagte, rief er den makedonischen Fürsten Ophelas von Kyrene, der von Ptolemäus I. (§ 148) geschickt worden war, um dies Land an Ägypten anzugliedern, sich aber mit Hilfe der harpalischen Schätze (§ 141), die auf Kreta in seine Hand gefallen waren ein großes Heer geworben und die Absicht hatte, auf den Trümmern der karthagischen Herrschaft ein großes nordafrikanisches Reich zu gründen, unter lockenden Versprechungen zu seinem Beistande herbei. Dieser folgte dem Ruf, ward aber von dem schlauen Syrakusaner unter dem Vorgeben, er sinne auf Verrat, überfallen und erschlagen; darauf wurden dessen Soldaten, 20 000 Mann, gezwungen, in Agathokles' Dienste zu treten, der sich nunmehr im stolzen Gefühle seiner Macht und in der Hoffnung, bald Meister von ganz Nordafrika zu sein, den Königs- 307
titel beilegte. Bald trat jedoch eine Wendung ein; in einer Schlacht besiegt, 306
floh er heimlich nach Sizilien, um wenigstens in Syrakus die Herrschaft zu behaupten, und ließ seine Truppen in dem fremden Lande im Stich; ergrimmt über seine Treulosigkeit, ermordeten diese seine beiden Söhne und traten dann in die Dienste der Karthager. Im Kampf mit den sizilischen Emigranten unter Deinokrates setzte sich doch seine wilde, rücksichtslose Energie durch; Agathokles befestigte seine Herrschaft aufs neue in Syrakus und dehnte sie über den größten Teil der Insel aus. Sein Stern stieg immer höher, es gelang ihm sogar, mit den großen Fürstenhäusern in Verbindung zu treten, aus dem Ptolemäerhause eine Tochter heimzuführen und sein eigenes Kind dem Pyrrhos von Epirus (§ 184) zum Weibe, und diesem damit einen Anspruch auf Sizilien, zu geben. Er hielt ein gewaltiges Heer, das zum guten Teil aus Italikern bestand, die nach den samnitischen Kriegen zahlreich zu seinen Fahnen geeilt waren, und schon war er daran, die Karthager ganz aus Sizilien zu entfernen und sich Unteritaliens zu bemächtigen, da setzte von 289
dem eigenen Enkel ihm beigebrachtes Gift seinem Leben ein Ziel.

Die Mamertiner

Nach dem Tode des kühnen Abenteurers wurde die ganze Insel von wilder Gesetzlosigkeit heimgesucht. Seine kampanischen Söldner, Mamertiner (nach dem latinischen Kriegsgott [§ 160] genannt, vielleicht eine 288
Abart des altitalischen Weihefrühlings [§ 100]), bemächtigten sich auf dem Wege nach ihrer italischen Heimat der Stadt Messana, ermordeten oder verjagten die männliche Bevölkerung, teilten deren Habe, Frauen und Kinder unter sich und gründeten einen Räuberstaat an der Nordküste Siziliens, der sehr bald in dem Staate der kampanischen Legion von Rhegion (§ 184) Nachfolge fand. Hierauf unternahmen sie räuberische Streif- 284
züge und brachten dadurch in der ganzen Insel Bestürzung und Verwirrung hervor, die die Karthager zu ihrem Vorteil auszunutzen suchten. Gegen beide wurde Pyrrhos (§ 184) von den Syrakusanern zu Hilfe gerufen. In schnellem Siegeslaufe durchzog er die Insel, nahm Panormos und Eryx den 278
Karthagern weg, belagerte Lilybäum und traf Anstalten zu einer Landung in Afrika. Als er jedoch mit dem Plane umging, sich der Insel selbst zu bemächtigen, die Bürger durch Erpressungen und ungerechtes Gericht drückte 276

und nötigen wollte, sich an der afrikanischen Expedition zu beteiligen; da zwangen ihn die sizilischen Griechen zum eiligen Rückzuge. Dadurch wurde aber Sizilien wiederum in die alte Verwirrung gestürzt. Denn die Mamertiner durchzogen ohne alle Scheu plündernd das Land und bargen ihren Raub
Hieron II. 270—215 hinter den Mauern von Messana. Da wählten die Syrakusaner den tapferen, hochsinnigen und leutseligen Hieron II., einen Nachkommen Gelons (§ 108), zu ihrem Feldherrn (274) und dann zu ihrem König (270). Dieser zog mit
269 einem aus Bürgern und Geworbenen gemischten Heer gegen die Mamertiner, überwand sie im Feld und bedrängte sie durch Umlagerung ihrer Stadt so sehr, daß sie sich nach fremder Hilfe umsahen. Ein Teil der Mamertiner war für die Karthager, die aus Neid gegen Hieron ihre Hilfe angeboten und durch ihren Feldherrn Hanno die Burg in Messana in Besitz genommen hatten; die Mehrzahl jedoch rief den Beistand der Römer an.

Krieg in Sizilien **§ 189. Der erste Punische Krieg (264—241).** Für die Römer war die Fülle und Schönheit der nahen Insel zu lockend, als daß sie nicht den Bitten der räuberischen Mamertiner um ein Schutzbündnis willfahrt hätten, so sehr sie auch einsahen, daß die eifersüchtigen Karthager, die bereits im Besitz der Burg von Messana waren, sie mit allen Kräften zurückzuhalten suchen würden, und so bedenklich manchem der Schritt erscheinen mußte, die bisherige kontinentale Politik, wodurch die Väter des Staates Größe gegründet hatten, aufzugeben und in eine neue Bahn einzulenken, deren Ausgang niemand vorhersehen konnte. Der Senat brachte die Sache vor die Volksversammlung, um nicht allein die wichtige Entscheidung zu treffen, und erst nach deren Zustimmung wurde der Vertrag mit den Mamertinern abgeschlossen. Die Römer sammelten eine bedeutende Flotte, schoben ihre Heere nach der Straße von Messina und wollten schon in Messana eindringen, als die Botschaft kam, daß ihnen die Karthager unter Hanno zuvorgekommen seien und den Hafen und die Burg besetzt hielten. Trotzdem ließen sich die Römer nicht abschrecken; ihr Befehlshaber C. Claudius drang kühn in die Stadt ein, nahm Hanno gefangen und nötigte die karthagische Besatzung zum Abzug. Jedoch dachten die Karthager, im Verein mit Hieron, nicht daran, die Stadt aufzugeben, und umlagerten, nunmehr zwei Armeen und eine Flotte, Messana von allen Seiten. Doch die Hilfe blieb für die bedrängte römische Besatzung nicht aus, denn inzwischen hatte sich das Hauptheer der Römer bis Rhegion begeben, worauf der Konsul Ap. Claudius
264 Caudex in dunkler Nacht über die Straße von Messina setzte. Dem römischen Hilfsheer gelang es alsbald, die um den Besitz der wertvollen Stadt kämpfenden Karthager und Syrakusaner von den Mauern der be-
263 drängten Stadt bis tief in das Innere der Insel zurückzutreiben, Hieron zu einem Frieden mit Rom auf 15 Jahre zu bringen und den Karthagern
262 ihren zweiten Hauptwaffenplatz Agrigent nach einer blutigen, für beide Teile sehr verlustvollen Schlacht zu entreißen.

Aber trotzdem hatten die Römer zunächst nur Nachteil von dem Unternehmen; die Eroberungen, welche die Römer mit Hierons Hilfe in den nächsten Jahren zu Lande machten, waren kein genügender Ausgleich für den gestörten Handel und die Verluste auf dem Meer; man mußte deshalb versuchen, der karthagischen Seemacht eine entsprechende Flotte entgegenzustellen und den Feinden die Herrschaft des Meeres zu entreißen. Wie sehr die Römer auch bisher

Scheu getragen hatten, sich unter die Seemächte einzureihen und auf dem feuchten Elemente Macht und Erfolge zu suchen: eine Weltmacht war ohne eine starke Flotte nicht zu erzielen. Sie ließen daher (wie man sagt, nach dem Muster eines gescheiterten punischen Fünfdeckers) Kriegsschiffe bauen und versahen sie mit einer auf beiden Seiten geschützten Enterbrücke, durch die die feindlichen Fahrzeuge festgehalten wurden und der Kampf einem Landgefecht ähnlich gemacht werden konnte. Dadurch gewann der Konsul C. Duilius (Duellius) die erste Seeschlacht bei Mylä, einem Vorgebirge an Siziliens Nordküste, unweit der liparischen Inseln, und erlangte die Ehre eines Triumphes für den glücklichen Ausgang; auf dem Forum ward eine Säule als Siegesdenkmal errichtet, geschmückt mit den Schnäbeln der erbeuteten Schiffe und einer heute noch teilweise erhaltenen Inschrift (die freilich, nach Ansicht einiger, erst aus der Zeit des Kaisers Claudius [§ 246] stammt). Durch diese Erfolge ermutigt, versuchten die Römer auch zur See Eroberungen zu machen und griffen Korsika und Sardinien an. Jedoch blieben die Erfolge aus; zwar erstürmte L. Scipio, der Sohn des Barbatus (§ 183), wie sein noch erhaltener Grabstein lehrt, Aleria auf Korsika, aber weder hier noch auf Sardinien kam es zu bleibender Festsetzung. Auch in Sizilien ging es nicht vorwärts. Ein zweites Seetreffen am tyndarischen Vorgebirge nicht weit von Mylä wurde von dem karthagischen Feldherrn Hamilkar zwar verloren, blieb aber ohne weitere Folgen.

Erbauung einer römischen Flotte

Herbst 260

257

Hierauf beschlossen die Römer, durch einen kühnen Vorstoß nach Afrika dem Kriege ein schnelles Ende zu bereiten. Nach dem großen Seesieg auf der Höhe von Eknömos setzten sie mit einer 330 Segel starken Flotte und einem großen Landheer unter dem Konsul M. Atilius Regulus nach Afrika über. Von der Hafenstadt Clupea (Aspis) aus rückte Regulus erobernd und verheerend an der Küste hin, unterstützt von den abgefallenen Städten Libyens und Völkerschaften Numidiens, und näherte sich den Toren der bestürzten Hauptstadt. Die Karthager baten um Frieden; als ihnen aber der Sieger die harte Bedingung stellte, nicht nur auf Sizilien und Sardinien zu verzichten, sondern auch in ein abhängiges Bundesverhältnis zu Rom zu treten, ihre Flotte auszuliefern und bei künftigen Kriegen mit Schiffen die römische Flotte zu unterstützen, da ermannten sie sich und rüsteten sich zu verzweifelter Gegenwehr. Die Not verlieh ihnen Energie; sie verstärkten ihre Truppen durch numidische Reiter und griechische Söldner und übertrugen einem geübten, von ihnen herbeigerufenen Feldherrn, dem Spartaner Xanthippos, die Leitung des Verteidigungskrieges. Dieser besiegte bei der Hafenstadt Tunes die Römer so vollständig, daß sich von dem schönen Heere nur 2000 Mann retteten; die anderen wurden teils erschlagen, teils gerieten sie mit dem Konsul in Kriegsgefangenschaft. Von dem ganzen eroberten Gebiete blieb nur Clupea in römischen Händen. Auch dies ging ihnen durch den Kleinmut der Friedenspartei in Rom verloren; denn diese hatte nach den vielen Niederlagen die Oberhand über die nach der Weltherrschaft strebende Kriegspartei gewonnen und beschloß deshalb, den wichtigen Landungsplatz ohne Schwertstreich zu räumen. Eine große römische

Landung in Afrika 256

August 255

Regulus gefangen

Flotte erschien, um die Reste der Legionen und die Beute abzuholen.
255 Die sich ihnen entgegenstellenden Punier wurden am hermäischen Vorgebirge geschlagen, freilich nur mit Mühe und unter Mitwirkung der in Clupea stationierten Schiffe. Dann barg man, was von dem Heere des Regulus noch übrig war, und fuhr heim; aber auch hier verfolgte sie das Unglück; denn an der Küste Siziliens auf der Höhe von Camarina wurde die römische Flotte von einem gewaltigen Orkan erfaßt, und drei Viertel der Schiffe wurden vernichtet.

Karthago, das schon die demütigendsten Friedensbedingungen anzunehmen im Begriff gewesen war, atmete wieder auf und brachte
Libyscher Krieg zunächst Ordnung in die afrikanischen Verhältnisse. Furchtbar straften die Punier die abgefallenen Gemeinden an Leben und Gut. Sie legten ihnen eine hohe Abgabe an Geld und Rindern auf, und die Zahl der numidischen Häuptlinge und Ortsvorsteher, die am Kreuze starben, wird auf dreitausend angegeben. Dann aber sendeten sie bedeutende Verstärkungen nach Sizilien: Hasdrubal, Hannos Sohn, landete mit frischen Truppen und zahlreichen Elefanten in Lilybäum und brachte auch hier den Krieg zum Stehen.

Römische Niederlagen Dem Untergange der römischen Flotte folgte eine Reihe weiterer Unfälle. Eine zweite große Flotte, die anfänglich mit Glück in Sizilien und Afrika gefochten und die Nordküste Siziliens erobert hatte, scheiterte auf der Heimfahrt nördlich von Sizilien oder am Vorgebirge Palinurus in Unteritalien, und dieses Unglück benahm den Römern für lange Zeit
253 die Lust zu größeren Seeunternehmungen. Die Schlacht bei Tunes hatte ihnen auch den Mut geraubt, im freien Felde sich mit dem Feinde und dessen gefürchteten Elefanten zu messen, und so schleppte sich der Krieg ohne Entscheidung hin, da auch die Karthager mit der Unterwerfung ihrer afrikanischen Landschaften viel zu sehr beschäftigt waren, um gegen die Römer mit entschlossenem Angriff vorzugehen. Erst als die Römer unter der Leitung des tapfern Prokonsul L. Cäcilius Metellus bei einem Ausfalle aus Panormos den karthagischen
Sommer 250 Feldherrn Hasdrubal besiegten und viele Elefanten in ihre Gewalt bekamen, faßte man wieder neuen Mut. Um diese Zeit sollen, nach einem
Regulus in Rom sagenhaften Bericht, die Karthager den Regulus nach Rom geschickt haben, um eine Auswechselung der Gefangenen zu erwirken, und ihn, als er im Senate dies Entgegenkommen widerraten hatte und seinem Eide getreu in die Haft zurückgekehrt war, auf die martervollste Weise getötet haben. Wenn sich hierin der wachsende Mut der Römer widerspiegelt, so geschah dies noch mehr darin, daß sie endlich Anstalten trafen
Belagerung der karthagischen Seeburgen zur Belagerung der wohlverteidigten Waffenplätze Lilybäum und Drepäna. Aber ihre Angriffe auf diese Seeburgen scheiterten; die Belagerung des festen Lilybäum zog sich in die Länge, und als
249 der ungeschickte Konsul P. Claudius Pulcher zur Unzeit angriff, wurde er von dem karthagischen Feldherrn Adherbal (Atarbas) vor Drepana zu Wasser und zu Lande geschlagen und verlor dabei fast seine ganze Flotte. Weil der besiegte Konsul auch nach der ohne Zweifel von ihm verschuldeten Niederlage bei der gerichtlichen Verhandlung noch den claudischen Familienstolz zur Schau trug, wurde er zu einer

Geldstrafe verurteilt; bald nachher starb er, wahrscheinlich im Exil. In demselben Unglücksjahre verloren die Römer durch einen Sturm noch ihre zweite Flotte unter L. Junius Pullus bei Phintias an der 249
Südküste Siziliens und mußten die Belagerung von Lilybäum aufgeben, so daß sich wiederum Kleinmut des Staates bemächtigte und die Erschöpfung der langen Kriegsjahre sich doppelt fühlbar machte; aber auch in Karthago war man des langen Haders müde und wäre gern zum Abschluß des Friedens gekommen, wenn die national gesinnte Partei, an deren Spitze die Familie Barkas stand, dies zugegeben hätte.

Sizilische Kämpfe

Unter geringfügigen Unternehmungen zog sich nun der Krieg ruhmlos in die Länge, bis der treffliche karthagische Feldherr Hamilkar Barkas (der Blitz), das Haupt der Kriegspartei, neues Leben in das Waffenspiel brachte. Seine gewinnende Persönlichkeit knüpfte die karthagischen Söldner fest an ihn, und durch glänzende Bedingungen fesselte er ihre Treue. Mit einer erlesenen Schar besetzte er zunächst den Berg Heirkte (wohl der Monte Pellegrino, nördlich von Palermo; neuerdings sucht man [Kromeyer] ihn westlich der Stadt) bei Panormos und bedrängte dadurch diesen wichtigen Waffenplatz der Römer. Als diese Lilybäum und Drepana enger einschlossen, bemächtigte er sich der auf 423
isoliertem Felskegel gelegenen Stadt Eryx (S. Giuliano) und überwachte, nachdem er so seinem Söldnerheer einen sicheren Stützpunkt geschaffen hatte, wo sie von der offenen See her mit allem Nötigen versehen werden konnten, alle Bewegungen der Römer, ließ das platte Land durchstreifen und unternahm Freibeuterfahrten nach Unteritalien, unbekümmert um die römischen Heere, die ihn von der Ebene aus umlagert hielten. Dies war jedoch nur so lange möglich, als Hamilkar sich die Verbindung mit Drepana offenhielt und keine römische Flotte die Zufuhren zur See hinderte. Sobald deshalb zu Rom, infolge eines großartigen patriotischen Aufschwunges, durch Privatbeiträge und Veräußerung der Tempelschätze wieder eine Flotte von 200 Segeln ausgerüstet war Herbst 242
und der Konsul C. Lutatius Catulus bei den ägatischen Inseln das feindliche Geschwader geschlagen und teils versenkt, März(?) 241
teils erbeutet hatte, mußten die Karthager einen Frieden eingehen, Friede 241
worin sie auf Sizilien und die umliegenden kleinen Inseln verzichteten und sich verpflichteten, innerhalb von zehn Jahren 3200 Talente (15 Millionen Mark) Kriegsentschädigung zu zahlen.

Ergebnis des Kriegs

Der Friede, der sich durch die Erschöpfung Karthagos und den Krieg in Libyen als notwendig herausgestellt hatte, war, wenn auch ehrenvoll, doch hart. Denn nun „stieg der unbesiegte Feldherr einer überwundenen Nation herab von seinen langverteidigten Bergen und übergab den neuen Herren der Insel die Festungen, welche die Phöniker seit wenigstens vierhundert Jahren in ununterbrochenem Besitz gehabt hatten und von deren Mauern alle Stürme der Hellenen erfolglos abgeprallt waren." Dem König Hiero von Syrakus wurde zwar seine Selbständigkeit und die Neutralität seines Gebiets gewahrt, zum Dank für die vielen treuen Dienste, die er den Römern geleistet hatte; aber das Aufgehen dieses letzten selbständigen Teiles von Sizilien in der römischen Provinz war nur noch eine Frage der Zeit. In Karthago trug man das Unvermeidliche, doch gab

ein großer Teil der Bürgerschaft die Hoffnung nicht auf, das verlorene Kleinod wiederzugewinnen, und den reichen punischen Adligen, die eine gemäßigte Friedenspartei unter Hannos des Großen Führung bildeten und sich mit Rom zu stellen suchten, stand die Menge der Bürger in der von den Barkas geführten Kriegspartei gegenüber.

Einrichtung der Provinzialverwaltung in Sizilien

Sizilien, die Kornkammer Italiens, wurde die erste römische Provinz. Die Grundzüge der Provinzialverwaltung, wie sie schon damals festgestellt und späterhin weiter ausgestaltet wurden, sind folgende. Ein in eine römische Provinz umgewandeltes Land erhielt von dem siegenden Feldherrn, mit Vorbehalt der Senatsbestätigung, seine erste Einrichtung und wurde dann von einem Proprätor oder Prokonsul nebst einem Legaten und Quästor verwaltet. Ursprünglich wurde das Land von Italien aus direkt verwaltet. Erst 227 sind die ersten Prätoren als Provinzstatthalter in Sizilien bestellt worden. Anfangs wurden die Statthalter eigens zu der Stelle ernannt; später aber losten die vom Amte abtretenden Prätoren und Konsuln um die gewöhnlich auf ein Jahr übertragenen Statthalterschaften. Diesen Prokonsuln und Proprätoren stand außer der Verwaltung auch die Rechtspflege und die Leitung des Kriegswesens in den Provinzen zu. Die Rechtspflege geschah bei Prozessen der Einwohner unter sich nach heimischem Rechte, bei allen Fragen aber, die das Staats- und Völkerrecht betrafen, nach römischem Rechte und in lateinischer Sprache, was in der Folge für die fernen barbarischen Länder eine Quelle der Kultur, aber auch der Bedrückung und Übervorteilung wurde. Die aus den Provinzen bezogenen Einkünfte der Römer waren mannigfacher Art; außer den Staatsgütern, die sie an Pachtgesellschaften vergaben, erhoben sie noch Grund- und Personalsteuern an Geld und Zehnten, Hutgeld von den öffentlichen Triften, Abgaben von Berg- und Salzwerken, Hafen- und Landzölle u. dgl. Auch die Steuern wurden nicht unmittelbar erhoben, sondern verpachtet. Die Untertanen in den Provinzen verloren das Waffenrecht und stellten keinen Zuzug zum römischen Heere; in den festen Plätzen blieb römische Besatzung. Übrigens wurden die einzelnen Städte je nach ihrer Haltung während des Krieges hinsichtlich der Besteuerung und der Rechtsstellung verschieden behandelt, ein kluges Verfahren, das dem in Italien (§ 181) entsprach und die Provinzen in um so sichererem Gehorsam erhielt.

§ 190. Der Abschluß der Eroberung Italiens. Die Karthager mußten nach dem Frieden mit ihren empörten Miettruppen, die nach Afrika zurückgebracht und zur Entlassung versammelt wurden, und denen sie den versprochenen Sold nicht hatten zahlen können, einen

Söldnerkrieg 240—237

dreijährigen Vernichtungskampf führen, der sich über das ganze in Verzweiflung gesetzte Land verbreitete und das Gemeinwesen dem Untergang nahebrachte, bis er endlich durch Hamilkars und Hannos Kriegskunst sein blutiges, von der schrecklichsten Grausamkeit begleitetes Ende erreichte.

Sardinien und Korsika Provinz 238

In unedler Weise benutzten die Römer die Notlage der Karthager zur Besetzung der Insel Sardinien, wo die gegen die Karthager empörten Besatzungstruppen und die kriegerischen Einwohner Rom angerufen hatten, und verbanden sie mit der Insel Korsika, die sie unter entsetzlichen Kämpfen mit den halbwilden Einwohnern ebenfalls eroberten, zu einer zweiten römischen Provinz. Die Karthager mußten die unrechtmäßige Wegnahme der beiden Inseln hinnehmen, die zunächst freilich dem römischen Staat keinen andern Gewinn als kriegsgefangene Sklaven brachte, deren Unzuverlässigkeit sprichwörtlich war.

Erster illyrischer Krieg 229—228

Weitere Kriege unternahmen die Römer, um den Besitz und den Handel Italiens sicherzustellen. Dazu war vor allem ein entschlossenes

Eingreifen gegenüber den räuberischen Illyriern nötig. In Illyrien, das wohl schon seit längerer Zeit unter Königen stand, von dem wir aber historisch sichere Kunde erst aus diesen Zeiten hören, hatte sich unter König Agron, dem Sohn des Pleuratos, ein ansehnliches Reich gebildet, das im Süden bis an Epirus angrenzte und mit Makedonien verbündet war (§ 144). Es griff in die Kämpfe des Demetrios II. ein, schädigte dessen Gegner und trieb Seeraub, durch den auch die italischen Kaufleute hart getroffen wurden. Nachdem eine Warnung durch die Absendung der beiden Brüder C. und L. Coruncanius erfolglos geblieben war, begannen die Römer einen Krieg gegen sie und entrissen ihnen unter den Konsuln Cn. Fulvius Centumalus und L. Postumius Albinus die Insel Kerkyra nebst den Städten Epidamnos (Dyrrhachium) und Apollonia. Die illyrische Königin Teuta, die Witwe und Nachfolgerin Agrons, die nach der Besiegung des illyrischen Heeres ihr gewissenloser Berater Demetrios von Pharos (h. Lesina) im Stiche gelassen hatte, mußte feierlich versprechen, mit ihren Schiffen niemals römische Gewässer zu befahren.

Agron 250—231

seit 231

Demetrios von Pharos, nunmehr Vormund des unmündigen Sohnes der Königin, Pinnes, erhielt zum Lohn für seinen Verrat einen Teil Illyriens, den er zu einem selbständigen Reiche umgestalten wollte; die günstige Gelegenheit dafür schien gekommen, als der große Keltenkrieg von 229 ausbrach. Zu diesem Zwecke schloß er sich an Antigonos Doson (§ 144) an, zeigte sich den Römern unfreundlich und begann das alte Seeräuberunwesen von neuem. Die Römer, die den abermaligen Krieg mit den Puniern voraussahen, konnten unmöglich eine Piratenmacht in ihrem Rücken sich entwickeln lassen. Sie sandten deshalb, sowie sie in Oberitalien einigermaßen die Arme frei bekommen hatten, den Konsul L. Aemilius Paullus nach Illyrien, dem es nach kurzem Kampfe gelang, Demetrios zu verjagen. Die einige Jahrzehnte später im nordöstlichen Winkel Italiens angelegte feste Stadt Aquileja hinderte auf immer die Wiederkehr des gesetzlosen Raubwesens.

Zweiter illyrischer Krieg 219

183

Die zweite Schließung des Janustempels (§ 161), die in diese Zeit fällt (die erste fand unter Numa, die dritte und letzte unter Augustus statt), kann nur von kurzer Dauer gewesen sein, da schon im Jahre 229 ein furchtbarer Krieg mit den cisalpinischen Galliern Roms ganze Kraft in Anspruch nahm. Es hatte schon längst unter diesen unruhigen Leuten gegärt; zwar lebten die Römer mit den italischen Kelten in Freundschaft, was durch deren Ruhe während des ersten Punischen Krieges bewiesen wird, aber hinter jenen standen die Transalpiner, von denen gerade damals ein großer Schwarm die Alpen überschritten hatte und vorwärts nach Süden drängte. Nur durch einen Streit zwischen den ansässigen Bojern und den Neuangekommenen, die sich bei Ariminum gegenseitig aufrieben, wurde die Gefahr abgewendet. Nach dem ersten Punischen Kriege stellte sich die Notwendigkeit heraus, die gallische Mark (§ 159), die schon 285 erobert worden war (§ 184), mit Kolonisten zu besetzen. Der Volkstribun C. Flaminius setzte ein Ackergesetz durch, das die gallische Mark und Picenum unter römische Ansiedler verteilte. Durch eine neue Heerstraße (die via Flaminia) wurde dies Land mit Rom verbunden. Aber dadurch fühlten die benach-

Gallischer Krieg 229—222

233

barten Bojer sich bedroht und hatten zu dem Zweck ihre keltischen Stammesgenossen aus den Alpen und vom oberen Rhonetal (die Gäsaten, d. h. die mit dem gaesum [Speer] Bewaffneten) zu Hilfe gerufen. Schon stand der furchtbare Feind unter seinen Königen Concolitanus und Aneroëstus, Brand und Verwüstung bringend und die gegnerischen Truppen, die unter L. Amilius Papus bei Ariminum standen, vermeidend, vor Clusium; da zogen die Römer ihnen nach und bedrängten sie von
225 Norden her, während der andere Konsul C. Atilius bei Pisa landete, so daß die Römer den Feind zwischen zwei Heeren einschlossen. Bei Telämon an Etruriens Küste unweit der Mündung des Umbro (Ombrone) brachten sie den tapferen, aber schlecht bewehrten Galliern (§ 175) eine solche Niederlage bei, daß 40 000 das Schlachtfeld deckten und 10 000 Kriegsgefangene in die Gewalt der Überwinder fielen. Darauf überschritten die Römer den Po, unterwarfen die Bojer, deren Gebiet durch die Kolonie Mutina im Zaum gehalten wurde, und nötigten unter dem obengenannten, zum Konsul erhobenen C. Flaminius die Insubrer, den mächtigsten gallischen Volksstamm, zur Unterwerfung. Ein zweiter Sieg, den einige
222 Zeit nachher M. Claudius Marcellus bei Clastidium am Po davontrug, wo der Gäsatenkönig Viridomar von der Hand des Römers erschlagen ward,
Oberitalien römisch brachte ganz Oberitalien mit Mediolanum, der Hauptstadt der Insubrer (die der andere Konsul, Cn. Cornelius Scipio, einnahm), unter die Macht der Römer, die somit von diesem Siege an Italien bis zu seinen natürlichen Grenzmarken, dem Fuß der Alpen, beherrschten und die neuerworbenen
gegr. 218 Besitzungen durch Militärkolonien am Po (Placentia, Cremona) zu sichern suchten. Die fruchtbaren Landstriche diesseits und jenseits des Flusses wurden durch Heerstraßen (den flaminischen und ämilischen Weg) mit der Hauptstadt in Verbindung gesetzt und nach dem hannibalischen Kriege unter
191 dem Namen Gallia cisalpina in eine römische Provinz verwandelt.

§ 191. Die Karthager in Spanien. Mittlerweile wußten sich die Karthager, unter dem Einfluß der mächtigen Barkidenpartei (§ 189), in dem metallreichen Südspanien für die erlittenen Verluste zu entschädigen. Das schöne Land war von ihnen bisher nur kaufmännisch ausgebeutet, nicht wirklich in Besitz genommen worden; jetzt rückte es für sie in den Vordergrund des Interesses, und bald dehnten sich ihre Grenzen weit in das Innere des Landes aus. Der Besitz von Gades (Cadix) und anderen günstig gelegenen Küstenpunkten erleichterte ihnen die Eroberung. Die alten Bewohner der Halbinsel vermochten trotz aller Tapferkeit und Gewandtheit bei ihrer inneren Zerrissenheit der punischen Kriegsmacht und dem Geschick ihrer Befehlshaber nicht zu
237—229 widerstehen. In dem männlich kräftigen Hamilkar und seinen drei Söhnen, „der Löwenbrut", die er im Feldlager aufzog, hatte die Kriegspartei der Karthager fähige und unternehmende Führer. Hamilkars Eroberungen am Guadalquivir (Bätis) und Guadiana (Anas) wurden
229—222 von seinem Nachfolger und Schwiegersohn Hasdrubal weiter ausgedehnt, und an der Stätte der früheren Phönikerstadt Mastia wurde Neu-Karthago (Cartagena), ein trefflicher Waffenplatz mit gutem Hafen und Hasdrubals prächtiger „Königsburg", angelegt. Durch das
229 Feldherrntalent Hamilkars, der bei einer Belagerung den Tod fand,

und durch die staatsmännische Gewandtheit Hasdrubals wurde so in Spanien ein karthagisches Kolonialreich gegründet, das die schönsten Landschaften auf der Süd- und Ostküste der Halbinsel umfaßte und durch Ackerbau, Bergwerke und Handelsverkehr reich und blühend war. Einmischung Roms

Dies erweckte die Furcht und den Neid der Römer. Jedoch vermochten sie, durch die Kelten in Italien festgehalten, zunächst nicht einzugreifen und suchten einstweilen durch diplomatische Ränke den Fortschritt der Karthager zu hemmen. Sie nötigten daher durch Drohungen den Hasdrubal, in einem Vertrage zu erklären, „daß er den Ebro als die Grenze 226
anerkenne, über die hinaus Karthago nicht berechtigt sein sollte, seine Eroberungen auszudehnen", und schlossen kurz darauf mit der reichen und 224
mächtigen iberischen Handelsstadt Saguntum (heute Murviedro, fälschlich öfters mit Zakynthos in Verbindung gebracht) im Süden dieses Stromes ein Schutzbündnis, was gegen den Geist dieses Vertrages war.

Der einmal vorhandene Gegensatz führte, trotz des guten Willens Hannibal in Spanien 222
der Karthager, mit Rom friedlich auszukommen, zum Bruch, als an die Stelle des durch Mörderhand frühe dahingerafften Hasdrubal durch die Wahl des Heeres Hamilkars vierundzwanzigjähriger Sohn Hannibal geb. 246
trat, Roms unversöhnlichster Gegner. Mit der Klugheit seines Vorgängers verband er die Kühnheit und den Feldherrnblick seines Vaters und schon als Knabe hatte er am heimischen Altar dem römischen Namen ewigen Haß geschworen.

Da die Römer sich durch die Unterstützung der karthagerfeindlichen Kampf mit Sagunt
Partei Sagunts ein Ausfalltor in die spanischen Besitzungen Karthagos geschaffen hatten, beschloß Hannibal, diesem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen. Mit der ihm eignen berechnenden Klugheit benutzte er den günstigen Augenblick, wo Roms Interesse durch die Kelten in Norditalien und die Wirren und Kämpfe an der illyrischen Küste anderweit gefesselt war, und machte sich an die Bekämpfung der Stadt, die er nach achtmonatiger Belagerung einnahm. Sagunt wurde (wenn 219
die antike Überlieferung darin nicht übertreibt) in einen Schutthaufen verwandelt; die Einwohner begruben sich teils unter den Trümmern ihrer Häuser, teils stürzten sie sich in die Flammen, die ihre auf dem Marktplatze zusammengetragene Habe und Schätze verzehrten; was übrig blieb, fiel durch die Schärfe des Schwertes.

Die Charakterschilderungen, die die römischen Geschichtsschreiber, vor allem Livius, von ihm entwerfen, bezeugen noch heute den gewaltigen Eindruck von Hannibals Persönlichkeit. Schon an dem jugendlichen Feldherrn merkte man, daß er der gewaltigste Gegner war, der Rom jemals erstehen sollte. Sein Lebenswandel war der eines gewöhnlichen Hannibals Charakter
Soldaten und zugleich der des genialsten Feldherrn. Sein fest gebauter, durch Leibesübungen gestählter Körper überwand mit Leichtigkeit alle Mühsale und Entbehrungen des jahrelangen Kriegerlebens. Seine Soldaten liebten ihn wie einen Abgott, und selbst seinen Feinden flößte er widerwillige Achtung ein, wie das gewöhnlich Menschen tun, die ihr ganzes Leben an eine Idee setzen. Mochte auch manche semitische Eigentümlichkeit an ihm den Römern auffallen, sie achteten ihn doch als einen Mann von größter staatsmännischer Begabung, einen Feld-

herrn, der Besonnenheit und Begeisterung, Vorsicht und Tatkraft vereinigte, und als eine Herrschernatur, die über die Menschen eine gebieterische Macht übte. List und erfinderische Verschlagenheit, die Grundzüge des punischen Charakters, nahm er als Erbteil seiner Nation in sein tiefbewegtes Leben herüber.

Kriegserklärung

Eine nach Karthago geschickte römische Gesandtschaft verlangte die Auslieferung des eigenmächtigen Feldherrn; und als die Ratsversammlang sich unschlüssig zurückhielt, erklärte der Sprecher der Gesandtschaft, M. Fabius Buteo, daß er in den Falten seiner Toga Krieg und Frieden trage, sie möchten wählen; und als sie ihm zuriefen: „Wir nehmen, was du uns gibst," öffnete er seine Toga mit den Worten: „Hier habt ihr den Krieg." So begann der denkwürdige „Hannibalische Krieg", ein mächtiger Völkerkampf, wie es wenige gegeben hat, und durch den entschieden werden sollte, ob der Hellenismus in Europa mit Hilfe der Phöniker die ganze Welt erobern oder der kräftige Italikerstamm als zweite Bildungsmacht sich behaupten würde.

Kriegspläne

§ 192. Der zweite Punische Krieg bis zur Schlacht am Trasimenischen See. Als der Krieg begann, standen den Römern zwei Möglichkeiten offen: entweder Karthago zur See anzugreifen und dadurch den Krieg in das Herz des feindlichen Landes zu tragen oder zu Lande gegen die spanische Armee vorzurücken und zunächst mit Hannibal abzurechnen. Beides faßten sie ins Auge. In Sizilien rüsteten sie für eine Expedition nach Afrika, die der Konsul Tib. Sempronius Longus leiten sollte; gegen Hannibal suchten sie sich durch ein abgesondertes Beobachtungskorps unter dem Konsul P. Cornelius Scipio, der nach Spanien gehen sollte, zu decken. Im karthagischen Hauptquartier entschied man sich für den Angriff von der Landseite her; eine Unterstützung zur See sollte erst dann erfolgen, wenn der Hauptplan Hannibals, zunächst Oberitalien zu erreichen, und die Kelten für sich zu gewinnen, und dann sich in Süditalien festzusetzen und dies ebenfalls zu insurgieren, geglückt sei.

Karthagischer Angriff

Im Sommer 218 setzte Hannibal über den Ebro, unterwarf die Völkerschaften zwischen diesem Fluß und den Pyrenäen und drang darauf mit einem aus Libyern und Spaniern bestehenden Heere von 50 000 Mann zu Fuß, 9000 Reitern und 37 Elefanten in Gallien ein, während sein Bruder Hasdrubal mit einem gemischten Heer von Afrikanern und Spaniern und einer ansehnlichen Flotte Spanien in Gehorsam hielt. Hannibal erkämpfte sich den Durchgang durch Südgallien und den Übergang über die Rhone (Rhodănus), wo ihm eine römische Heeresabteilung des Konsuls P. Cornelius Scipio, der auf die Nachricht von Hannibals Anmarsch in Südfrankreich gelandet war, vergebens den Weg zu verlegen gesucht hatte, und trat den ewig denkwürdigen Zug über die Alpen an. Unter steten Kämpfen mit den rauhen Alpenbewohnern (den Allobrögern und Ceutronen) überstiegen die Söhne des heißen Libyen und des sonnigen Spanien die mit Schnee und Eis bedeckten Berghöhen, ohne Weg und Obdach, an Felsenwänden und über Abgründen hin, ein Zug, auf dem Tausende durch Kälte, Erschöpfung, Hunger und Leiden aller Art zugrunde gingen. Am fünfzehnten Tage gelangte er nach Oberitalien; sein Heer war um

Hannibals Alpenübergang

mehr als die Hälfte vermindert und fast aller Saumtiere beraubt; aber mit diesen Truppen konnte ein so begabter Feldherr alles wagen, zumal in einem Lande, dessen vor kurzem unterworfene Bewohner sich nur nach einer günstigen Gelegenheit sehnten, um das verhaßte Joch der Römer abzuschütteln, und die Karthager als ihre Befreier begrüßten.

Ansichten über den Weg Hannibals

Über den Weg, den Hannibal genommen hat, ist viel gestritten worden; eine absolute Sicherheit läßt sich nicht erzielen, da die Berichte des Livius und Polybius weder unter sich, noch mit den örtlichen Verhältnissen in Einklang zu bringen sind. Die meisten englischen Forscher (Wickham, Cramer, und mit ihnen Mommsen) nehmen an, daß Hannibal das obere Isèretal hindurchzog, den kleinen St. Bernhard überschritt und im Tal der Dora Baltea die oberitalische Ebene erreichte. Die deutsche Forschung (Neumann) nimmt an, daß Hannibal bei Cularo (Grenoble) in das Tal des Drac eingebogen sei, den Mont Genèvre überschritten habe und bei Segusio (Susa) das Tal der Dora Riparia erreichte, um nach Taurasia (Turin) zu gelangen. Die französische Forschung, die neuerdings die meiste Zustimmung gefunden hat, läßt Hannibal vom Isèrein das Arctal eindringen, den Mont Cenis (oder den nahegelegenen Col du Clapier) überschreiten und ebenfalls in Segusio das Tal der Dora Riparia erreichen.

Kaum war der tapfere Konsul P. Scipio, der nach Italien zurückgekehrt war, jedoch zu spät von Hannibals Marschrichtung Genaueres erfahren hatte, um ihn am Fuße der Alpen zu erwarten, in einem Reitergefecht am linken Ufer des Ticinus besiegt und schwer verwundet zum Rückzug nach Placentia gezwungen und sein Kollege, der von Sizilien zurückgerufene Tiberius Sempronius, in der Schlacht an der Trebia vollständig überwunden worden, so fiel das cisalpinische Gallien dem Hannibal zu und verstärkte sein geschwächtes Heer durch gewandte und abgehärtete Hilfsmannschaften. Die Niederlage des Sempronius, der die vortreffliche Verteidigungsstellung des Scipio unbedacht aufgab, war selbstverschuldet; er hatte, weil sein Amtsjahr sich dem Ende näherte, den Ruhm haben wollen, den eingedrungenen Feind zurückzuschlagen, und opferte darum seine Armee. Von den römischen Legionen, die in früher Morgenstunde ohne Frühstück den Fluß Trebia überschritten hatten, um den Feind auf dem westlichen Ufer anzugreifen, hatte nur ein entschlossener Haufe von 10 000 Mann sich nach Placentia durchzuschlagen vermocht.

September 218

Abfall der Gallier

Dezember 218

Das Schlachtfeld an der Trebia

Über das Schlachtfeld an der Trebia ist ebenfalls viel gestritten worden. Mommsen, Neumann und Kromayer nehmen an, daß die Schlacht auf dem westlichen Ufer der Trebia stattfand, im Widerspruch mit dem Bericht des Livius, der die Römer links und die Phöniker rechts von der Trebia lagern läßt (ihm folgen C. Peter, Ihne, Grundy u. a.). Die erste Ansicht scheint darum den Vorzug zu verdienen, weil Hannibal sich kurz vor der Schlacht der Festung Clastidium, westlich von der Trebia, bemächtigt hatte, und deshalb ein Angriff auf das durch die Trebia verteidigte Placentia das Nächste sein mußte, wenn es ihm gelingen sollte, auch die übrigen Keltenstämme auf seine Seite zu bringen.

Die Parteien in Rom

Die Nachricht von der großen Niederlage rief in Rom Angst und Bestürzung und damit einen politischen Umschwung hervor. Nach den glücklichen Kriegen hatte sich der Nationalreichtum bedeutend gesteigert, und dies zeigte sich vor allem bei den vornehmen Optimatenfamilien. Leider wurden diese bald von demselben Geiste angesteckt, der auch Karthagos Gesundheit und Kraft untergraben hatte; die Habsucht der Aristokratie verletzte in unzähligen Fällen die liciniſchen Gesetze (§ 178), okkupierte gewaltige Strecken des neuen Gemeindelandes und führte damit den Großbetrieb in der Landwirtschaft ein. Infolge der langen glücklichen Kriege hatte man in Rom diese Übergriffe ruhig hingenommen; ging es doch auch dem einfachen Bürger so reichlich gut, daß er den

Optimaten nichts zu neiden brauchte. Man fühlte wohl das Unrecht, aber die Stunde war noch nicht da, wo auch der gemeine Mann seinen Anteil an der Beute des Adels forderte, weil er ihn noch nicht brauchte. Darum war auch in jenen Tagen die Demokratie machtlos. Aber sie war darum doch vorhanden und bedurfte nur des geschickten Führers, um ihre Ansprüche zu erheben. Da jedoch der Adel sie niederhielt und anderseits dem Volke durch geschickte Führung großen Vorteil brachte, so wagte lange Zeit niemand, gegen den Übermut des Adels ein-
233 zuschreiten, bis der kühne Volkstribun C. Flaminius seine Stimme erhob. Er hatte schon früher (§ 190) die Verteilung der senonischen Mark durchgesetzt, 223 das Konsulat erhalten und die Insubrer gebändigt (§ 190). Jetzt schien er der rechte Mann zu sein und wurde deshalb neben dem Optimaten Cn. Servilius für 217 zum Konsul gewählt.

Für die Römer kam es darauf an, die Zugänge nach Mittelitalien links und rechts des Apennin zu decken und dadurch Hannibal am
Flaminius weiteren Vorgehen zu verhindern. C. Flaminius lagerte deshalb in Arretium, um den westlichen Weg zu sperren, Cn. Servilius bei Ariminum an der Küste des Adriatischen Meeres. Hannibal aber überstieg nach einiger Rast in Ligurien auf einem höchst beschwerlichen Marsche (auf dem er durch eine Entzündung ein Auge einbüßte) die Apenninen und rückte, bei Luca seine Gegner umgehend und alles verheerend, auf grundlosen Wegen durch das von den Frühlingsgewässern überschwemmte Gelände (das die meisten im Arnotal, andere am Umbro bei Pistoja oder auch am Po suchen) in Etrurien ein. Als sein Vordringen bekannt geworden war, beabsichtigten die beiden Konsuln, den Feind, wie bei Telamon (§ 190), in die Mitte zu nehmen, und zogen ihm von Norden nach (Flaminius) und von Süden entgegen (Servilius). Hannibal, der dies merkte, beschloß, einen nach dem andern anzugreifen.

Schlacht am Trasimenus April 217 Am Trasimenischen See, wo Hannibals kühner Reitergeneral Maharbal in einem Hinterhalt lauerte, erreichte Flaminius zuerst den karthagischen Feldherrn. Da er seinem patrizischen Kollegen keinen Anteil am Siege gönnte, griff er sofort an, büßte aber seine unüberlegte Raschheit mit einer vollständigen Niederlage; er selbst kam um, und seine Krieger wurden teils erschlagen, teils ertranken sie in den Fluten des Sees. Ein Erdbeben blieb in der Hitze des furchtbaren Kampfes unbemerkt. Flaminius wurde als der frevelhafte Urheber des entsetzlichen Unglücks dargestellt und noch im Tode mit schweren Beschuldigungen überhäuft.

Schlachtfeld am trasimenischen See Das Schlachtfeld am trasimenischen See und die der Schlacht vorangehenden und folgenden strategischen Operationen, die früher für einfach und klar galten, werden neuerdings stark umstritten. Es stehen sich in der Hauptsache zwei Theorien gegenüber, die das Schlachtfeld entweder am Nordrande des Sees bei Tuoro bis Passignano oder am Nordoststrande des Sees zwischen Passignano und Torricelli bis Monte colognola suchen. Die letztere (Kromayersche) Ansicht stützt sich auf die Interpretation aus dem Gelände heraus und sucht dieses mit den Quellen in Einklang zu bringen, während die alte Methode umgekehrt aus den Quellen heraus auf das Gelände schließt. — Je nachdem man sich entscheidet, wird man auch die Einzelheiten des Anmarschierens und der Richtungslinien der abziehenden Truppen zu modifizieren haben.

Inzwischen ging Hannibal seinen Siegesweg weiter, drang in das Gebirge ein und marschierte westwärts des Apenninenkamms, um Unteritalien zu erreichen und die römischen Bundesgenossen von Rom loszureißen. Gleich nach der Schlacht traf er auf die Vorhut

des Heeres des Servilius unter dem Prätor C. Centenius; diese vernichtete er und wandte sich dann, wie es schien, auf der Straße nach Spoletium gegen Rom selbst, das Servilius zu decken suchte. Bei diesem Versuche verlor er jedoch seine gesamte Reiterei und wurde dadurch in seinen Operationen so gelähmt, daß der Staat ernstlich bedroht erschien und man allgemein annahm, daß Hannibal direkt auf Rom marschieren werde. Ganz Etrurien war verloren, und dem Sieger stand der Weg nach Rom offen. Daß er ihn nicht einschlug, war nicht nur in der Erschöpfung des karthagischen Heeres, sondern in Hannibals gesamter politischer Richtung begründet, die mehr dazu neigte, einen Ausgleich als eine Entscheidung mit Rom herbeizuführen. Die durch Karthago angebahnten Verhandlungen scheiterten aber, und nun suchte er die übrigen Untertanen Roms zu gewinnen. Er zog deshalb unweit der östlichen Meeresküste durch die von den kleineren sabellischen Völkerschaften bewohnten und von römischen Bauernhöfen bedeckten Länder verheerend nach Apulien, um zunächst die kriegerischen Völkerschaften Unteritaliens zum Abfall zu bewegen und sein Heer zu reorganisieren.

Hannibals Zug nach Süditalien

§ 193. Das Jahr 216. Schlacht bei Cannae. Auf diesem Wege stellte sich aber dem karthagischen Feldherrn ein Mann entgegen, der ihm durch Vorsicht und kluge Besonnenheit große Schwierigkeiten bereitete, der neugewählte Diktator Q. Fabius Maximus der Zauderer (Cunctator), ein Gegner der demokratischen Volksmacht und ihrer Führer. Er vermied die offene Feldschlacht, verfolgte aber das feindliche Heer auf Tritt und Schritt und zog aus jeder ungünstigen Stellung desselben Vorteil. Vor allem hinderte er den Feind, sich in Kampanien, wohin Hannibal nun gezogen war, an einer Untertanenstadt einen Stützpunkt zu schaffen, so daß der karthagische Feldherr sich genötigt sah, im Volturnustal aufwärts nach Apulien abzumarschieren. Hierbei wollte ihm Fabius den Weg verlegen und brachte das punische Heer durch Besetzung der Berghöhen bei Casilinum in eine so schlimme Lage, daß Hannibal nur durch eine List den Durchmarsch zu erreichen vermochte und genötigt ward, in Gereonium (Gerunium, h. Castell Dragonara) am Fertor an der apulisch-samnitischen Grenze Winterquartiere aufzuschlagen. Diese Vorsicht des römischen Feldherrn und die feste Treue der italischen und griechischen Bundesgenossen, die dem Punier ihre Städte verschlossen, hielten Rom aufrecht. Aber das Murren des Volkes über die zögernde Kriegsführung des hochbejahrten, eigensinnigen Diktators sowie die Klagen der durch die feindlichen Heere hart mitgenommenen Bundesgenossen bewogen die Römer, von ihrer früheren Gepflogenheit abzugehen und dem Reiteroberſten M. Minucius Rufus, einem Mitgliede der Volkspartei, ebenfalls volle diktatorische Gewalt anzuvertrauen. Sie teilten das Heer, und Minucius ergriff sofort die Offensive, freilich mit solchem Unglück, daß nur das schnelle Herbeieilen des Fabius ihn zu retten vermochte. Fabius übernahm den Oberbefehl wieder allein, bis sein Kommando abgelaufen war, und übergab dann sein Heer den Konsuln.

Q. Fabius Maximus Diktator

Kriegführung in Unteritalien

Während des Winters 217/16 bekämpften sich in Rom beide Parteien aufs heftigste. Die Volkspartei setzte es durch, daß ihr Führer, C. Terentius Varro, zum Konsul gewählt ward, der durch die Adels-

Parteikämpfe in Rom

partei (Optimaten) den L. Amilius Paullus, den glücklichen Feldherrn des zweiten illyrischen Krieges (§ 190), als Kollegen erhielt. Da man bei noch längerem Zögern befürchten mußte, daß die schrecklich verwüsteten Untertanenländer den Römern nicht die Treue halten würden, so beschloß man, die Offensive zu ergreifen. Ein doppelt so starkes Heer wie das karthagische ward ausgehoben und den Konsuln vom Senat der Befehl erteilt, den Feind zu verfolgen und zu schlagen.

Schlacht bei Cannä Juni 216

Im unteren Teil des Aufidustales, wo Hannibal das Kastell Cannä besetzt und die römischen Magazine weggenommen hatte, trafen die beiden Gegner aufeinander. Die Konsuln wechselten, wie die Quellen berichten, Tag für Tag im Oberbefehl. Diese unglückliche Einrichtung veranlaßte den Varro, in einem für die Römer ungünstigen Gelände am 2. August (des unberichtigten Kalenders [§ 232]) loszuschlagen, und die überlegene Kriegskunst des Hannibal brachte den Römern, die so fest auf einen großen Sieg gehofft hatten, eine entsetzliche Niederlage bei. Über 40 000 Streiter zu Fuß, 2700 Ritter, 80 Männer senatorischen Ranges, den hochherzigen L. Amilius Paullus an der Spitze, deckten die Walstatt, von der nur wenige Tausende entkamen.

Gang der Schlacht

Über den Gang der Schlacht stimmen die Berichte im ganzen überein: Beide Armeen kämpften miteinander im untern Aufidustale unweit des Meeresufers. Den rechten römischen Flügel, der aus der Bürgerreiterei bestand, führte L. Paullus; ihm standen die schweren karthagischen Reiter unter Hasdrubal gegenüber. Die römischen acht Legionen unter dem Prokonsul Cn. Servilius bildeten das Centrum, dem die karthagischen Fußtruppen unter Hannibal gegenüberstanden. Bei den Karthagern standen die Kelten in der Mitte. Auf dem linken römischen Flügel kämpfte Varro mit den bundesgenössischen Reitern gegen Maharbal und die numidische Kavallerie. Der Kampf begann auf dem rechten Flügel, wo Hasdrubal ohne Mühe die Römer niederritt und mit seinen Leuten hinter die römische Front gelangte. Auf dem linken Flügel dauerte der Kampf länger, bis er auch hier zugunsten der Karthager, deren Reiterei weit überlegen war, entschieden ward. Im Zentrum siegten zunächst die Römer und warfen die Kelten zurück; aber die Libyer und Iberer hielten stand und nahmen die enggedrängten römischen Truppen in die Mitte; dann schwenkten die siegreichen karthagischen Reiter ein und faßten den schwerbeweglichen römischen Knäuel von hinten, so daß dieser sich nicht rühren konnte, und fügten ihm entsetzliche Verluste zu.

Örtlichkeit der Schlacht

Weniger sicher dagegen ist die Örtlichkeit. Denn der Bericht des Polybius und das Gelände lassen sich nicht in Einklang bringen. Zwei Hauptansichten stehen einander gegenüber. Die ältere läßt die Schlacht am nördlichen Ufer des Aufidus vor sich gehen, wodurch die Stellung nach Polybius so bestimmt wird, daß die Römer das obere Aufidustal im Rücken und die Rückzugslinie nach Canusium haben, während die Punier das Meer im Rücken und die Rückzugslinie nach Gerunium haben. Diese Ansicht stimmt in der Hauptsache zu dem Gelände, aber nicht zu dem Berichte des Polybius, der die Front der Römer nach Süden und die Front der Karthager nach Norden gerichtet bezeichnet; darum nimmt die jüngere Ansicht (zuletzt Kromeyer) das Schlachtfeld auf dem Südufer des Aufidus an und ordnet die Armeen umgekehrt: die Punier mit der Rückzugslinie nach dem Aufidustal und die Römer mit dem Meere im Rücken.

Folgen der Schlacht

Groß war die Sorge, daß Hannibal sich direkt gegen Rom wenden würde; doch ließ er von diesem Plane ab, um endgültig die italischen Untertanen Roms für sich zu gewinnen. Darum nahm er seine Winter-

215

quartiere in Kampanien und vor allem in dessen Hauptstadt Capua, wo eine auf Rom eifersüchtige nationale Partei den Übertritt zu Hannibal bewirkt hatte. Der Abfall von fast ganz Unteritalien zu Hannibal und ein Bündnis mit Syrakus, wo um diese

Hieron † 215

Zeit Hieron II. starb und sein jugendlicher Enkel Hieronymos

Hieronymos 215—214

nach alter Tyrannenweise zu herrschen begann, waren die nächsten Folgen der Schlacht.

Zugleich schlossen die Karthager ein Bündnis mit Philipp mit Makedonien, das diesem die römischen Besitzungen in Illyrien (§ 190) zusprach, im übrigen aber eine Art politischen Ausgleichs zwischen Italien und Karthago ins Auge faßte. Der Plan Hannibals ging dahin, den Großstaat Rom in eine Reihe gleichberechtigter Mittelstaaten aufzulösen und ein ähnliches Gleichgewichtssystem herzustellen, wie es in der gleichzeitigen hellenistischen Staatenwelt bereits bestand. Viele Bundesgenossen Roms waren damit einverstanden, und das Ende des eben erst aufgeblühten italischen Großstaates schien bevorstehend.

Politische Ziele Hannibals

Um das Unglück vollzumachen, wurde noch im Jahre 216 eine zur Bekämpfung der Kelten entsendete Legion mit ihrem Führer L. Postumius Albinus in Gallien gänzlich vernichtet. Nur in Spanien retteten die Brüder Cn. und P. Scipio die römische Waffenehre; Tarraco wurde der Stützpunkt der Römer, die 218 alles Land bis zum Ebro eroberten und durch den Sieg bei Ibera die Karthager hinderten, ihre ganze Macht zum Untergang Roms zu vereinigen. Ja, es gelang ihnen sogar, den Kriegsschauplatz nach Andalusien zu verlegen und bei Illiturgi und Intibili nicht unbedeutende Erfolge zu erzielen.

215

§ 194. Kämpfe in Sizilien und Unteritalien. Der Krieg schien sich zu Ungunsten Roms zu entscheiden; trotzdem verlor man den Mut nicht, ja führte sogar in Spanien, dem Hauptwerbeplatz der karthagischen Söldner, eine glückliche Offensive. Anderseits unterließ man es in Karthago, die Kräfte zum letzten entscheidenden Ringen anzuspannen; vor allem ist auffällig, daß die Flotte nicht entscheidend in das Kampfgetriebe eingriff und keine Versuche machte, die alten Seeburgen Siziliens wieder zunehmen. Auch in Italien verlor der Kampf seinen bisherigen gigantischen Charakter und löste sich in Einzelkämpfe auf.

Günstige Wirkungen der Schlacht für Rom

Hannibals in zahlreiche Besatzungen verteiltes und durch den Krieg stark vermindertes Heer wurde nicht durch Nachsendungen gehörig verstärkt und konnte deshalb keinen entscheidenden Angriff mehr wagen. In Rom aber war man nach den furchtbaren Niederlagen bedacht, den Zwiespalt zwischen Senat und Volk, zwischen Aristokraten und Demokraten auszugleichen. Die wichtigste politische Folge der Niederlage von Cannä war die, daß die Römer von nun an die Feldherren nicht mehr nach der politischen Parteistellung wählten, sondern nach ihrer militärischen Tüchtigkeit, und daß der alljährliche Wechsel im Kommando aufgehoben und das Imperium verlängert wurde, sobald die Sachlage es gebot. Der Dank, den der Senat dem Konsul C. Terentius Varro bei seiner Rückkehr nach Rom abstattete, daß er an der Rettung des Vaterlandes nicht verzweifelt habe, war die Kundgebung des Friedensschlusses und der Versöhnung der Parteien; damit übernahm der Senat tatsächlich wieder die Oberleitung des Kriegs. Zugleich suchte man die verzweifelte finanzielle Lage des Staates dadurch zu bessern, daß man zu allerhand Luxusgesetzen und zu dem System der Staatsanleihen griff und die letzten Schatzreserven verbrauchte. Dabei war die Opferwilligkeit der Bürger groß. Wer nur irgend konnte, verzichtete auf Sold und Bezahlung und stellte dem Vaterlande Hab und Gut zur Verfügung. Gestärkt durch diese Eintracht und durch die Treue und Hingebung der italischen Völkerschaften

der mittleren Lande, trafen dann die Römer neue, ungeheure Rüstungen, indem sie die ganze Mannschaft bis ins Knabenalter unter die Waffen riefen und Schuldknechte und Verbrecher, ja selbst Sklaven in die Armee einreihten. Dagegen sammelte man die Reste der bei Cannä geflohenen Legionen und schickte sie zur Strafe als Garnisonen nach Sizilien, weil sie nicht wert seien, an den Entscheidungskämpfen der Heimat teilzunehmen. Es sollte auch dem letzten Bürger begreiflich gemacht werden, daß es für ihn wie für alle keinen Frieden gebe, und Rettung nur im Siege sei.

Umschwung der Lage 215

Mit dem Beginne des Frühlings konnten die Römer frische Truppen ins Feld schicken; jedoch entsprach der Erfolg nicht den gewaltigen Anstrengungen, die sie gemacht hatten und der Kampf zog sich mit wechselndem Kriegsglück in die Länge. Doch gewannen die Römer langsam Boden. Die Seele des Kampfes war M. Claudius Marcellus, das „Schwert Roms", der die rechte Mitte zwischen dem Zaudern des Fabius und der Vorschnelligkeit anderer innehielt und mit den römischen Heeren Hannibal in Kampanien einzukreisen suchte. Hannibal machte

216/15

verschiedene Versuche, um den Ring zu durchbrechen und vor allem die freie Verbindung mit der Ostküste Italiens und den Verbündeten in Süditalien offenzuhalten, aber sie waren vergebens. Die Verteidigung von Casilinum, wo eine kleine Kriegerschar aus Präneste und Perusia mit wunderbarer Ausdauer den punischen Waffen widerstand und nur durch den Hunger bezwungen werden konnte (übrigens bereits 214 wieder von den Römern zurückerlangt wurde), und zwei glückliche

Gefecht bei Nola 214

Gefechte (das eine bei Nola unter Marcellus, das andere bei Benevent, wo sich die von dem heldenmütigen Tib. Sempronius Gracchus geführten Sklaven ihre Freiheit erfochten) brachten Hannibals Siegeslauf zum Stillstand und drängten ihn zur Defensive. Das war ein großer Gewinn; nun galt es vor allem, Zuzug von außen abzuhalten, damit Hannibal nicht wieder zum Angriff übergehen könne. Deshalb mußten die abgefallenen Städte wieder erobert werden.

Belagerung von Syrakus Frühjahr 213—212

Marcellus setzte zu diesem Zwecke nach Sizilien über und belagerte Syrakus, das sich aber, obwohl nach der Ermordung des Königs Hieronymos (§ 193) und der Ausrottung des ganzen Hieronischen Hauses von bürgerlichen Unruhen furchtbar zerrissen, unter dem Beistand des erfindungsreichen Mathematikers und Physikers Archimedes (§ 156) mit Tapferkeit und Glück verteidigte, so daß Marcellus nur durch die größte Anstrengung Herr der Stadt wurde. Schrecklich war die Rache der Römer; die Krieger mordeten und plünderten, Archimedes ward über seinen Studien erschlagen, die schönsten Kunstwerke wurden nach Rom gebracht, und Syrakus wurde so zu Boden geschmettert, daß es sich bis heute nicht wieder zu erheben vermocht hat. Auch die übrigen karthagischen Parteigänger auf Sizilien machten, bis auf wenige Getreue, mit den Römern ihren Frieden, so daß die Insel seit 210 als völlig bezwungen anzusehen war. Damit waren die Aussichten der Karthager, sich wiederum auf Sizilien festsetzen zu können, und Hannibals Hoff-

210

nung, von dort aus Zuzug zu erhalten, dahin. Aufs neue gehorchte Sizilien den Römern, die nunmehr ihre Provinzverwaltung über die ganze Insel ausdehnten. Aber die frühere Blüte der Insel war unter

den entsetzlichen Kriegsschäden verschwunden; verwilderte Räuberscharen brandschatzten Sizilien und die Römer mußten durch deren Entfernung die Insel vom gänzlichen Untergang retten.

Für die in Sizilien verlorenen Aussichten fand Hannibal einigen Ersatz an Tarent, dessen Zitadelle allein von den Römern besetzt 212
gehalten wurde, und den griechischen Städten an der Südostküste, wo die karthagische Partei die Oberhand erhielt und den Abfall bewirkte. Diese Erwerbung war um so wichtiger für den punischen Feldherrn, als er dadurch die mit König Philipp III. von Makedonien (§ 145) angeknüpften Verbindungen leichter unterhalten und den zaudernden Verbündeten näher an sich heranziehen konnte. Freilich wurde dies dadurch verhindert, daß der in den illyrischen Besitzungen Roms kommandierende Prätor M. Valerius Lävinus ein Bündnis mit den Ätolern schloß und durch diese kluge politische Aktion Philipps Streitkräfte in Makedonien festhielt. Da auch aus Spanien keine Unterstützung zu erwarten war (§ 195), sah sich Hannibal in Untertalien auf sich allein angewiesen. Verhandlungen mit Philipp 211

Hier focht er zunächst noch mit Glück; fast zu gleicher Zeit gelang es ihm, ein römisches Freiwilligenkorps unter M. Centenius in Lukanien und den Prätor Cn. Fulvius Centumalus bei Herdoneä in Apulien zu schlagen. Als die Römer mit zwei Legionen Capua eng einschlossen und hart bedrängten, suchte er die Stadt durch einen Marsch vor die Tore Roms zu befreien, in der Hoffnung, die Römer würden zur Rettung der Hauptstadt herbeieilen und von der Belagerung ablassen. Groß war die Aufregung in Rom, als die Flammen der angezündeten Ortschaften und Gehöfte die Nähe des Feindes ankündigten, und das Schreckenswort „Hannibal vor den Toren" schwand nie aus ihrer Erinnerung. Wechselnde Empfindungen mögen das Herz des punischen Feldherrn erfüllt haben, als er, von nur wenigen Begleitern umgeben, an den Mauern Roms entlangritt. Denn das durfte er sich nicht verhehlen: einen entscheidenden Schlag durfte er gegen die von Q. Fulvius wohlverteidigte Stadt nicht wagen, und der Zweck des Zuges, dem bedrängten Capua Rettung zu schaffen, war nicht erreicht worden. Ein Teil des römischen Belagerungsheeres genügte, um in Verbindung mit anderen Truppen Hannibal zum Rückzug aus der verwüsteten Umgegend der Hauptstadt zu nötigen, an den anderen Teil unter Q. Fulvius Flaccus mußte sich das ausgehungerte, zwieträchtige Capua ergeben. 28 Senatoren starben durch eigene Hand, 53 durch das Beil des Henkers; die Bürger wurden zu Sklaven gemacht und fremde Ansiedler mit ihrem Eigentum beschenkt; Capuas Schätze wanderten nach Rom, alle Rechte wurden vernichtet, und römische Präfekten geboten seitdem unumschränkt in der verödeten Stadt. Ein ähnliches Schicksal hatten Atella, Calatia und andere Städte Kampaniens. Damit war Hannibals Plan, Rom durch seine eigenen Bundesgenossen zu überwältigen, zerronnen; der Sieg, den er bald nachher zum zweitenmal bei Herdoneä in Apulien über den Konsul Q. Fulvius Flaccus davontrug, vermochte den Fall der übrigen Bundesstädte nicht zu hindern. Hannibal in Unteritalien 211 Unterwerfung Campaniens 211 Unterwerfung Unteritaliens 210

Im folgenden Jahre fiel auch Tarent wieder in die Gewalt der Römer. Q. Fabius Maximus, dem es durch List und Verrat 209

gelungen war, in die von Karthalo heldenmütig verteidigte Stadt einzudringen, weihte sie der Plünderung und führte 30 000 Einwohner als Sklaven und 70 000 Pfund Goldes und Silbers als Beute weg. Tarents Eroberung war die letzte Waffentat des alten Feldherrn; er starb bald nachher im sicheren Gefühle des endlichen Sieges seiner Vaterstadt.

Der durch Tarents Schicksal hervorgerufene Schrecken brachte bald alle abgefallenen italischen Völker wieder unter die Herrschaft der Römer zurück, und Hannibals Lage ohne Geld, Truppensendungen und Zufuhr wurde mit jedem Jahre schwieriger. Mit dem Falle Capuas war die Hoffnung auf eine bewaffnete Erhebung der Italiker zunichte geworden; mit dem Falle Tarents schwand auch die letzte Aussicht, daß die zaudernde Politik Philipps von Makedonien sich zum Eintreten für Karthago entschließen würde. Damit neigte sich Hannibals Feldzug in Italien immer mehr seinem Ende zu trotz der gewaltigen Anstrengungen, die der „libysche Löwe" unternahm, um das Glück sich dienstbar zu machen. Die römischen Posten zogen sich immer enger und enger um das Gebiet, das Hannibal besetzt hielt, zusammen, und auch seine letzten Verbündeten, die Bruttier, wurden schwierig. Dazu kam die kurzsichtige Politik seines Heimatlandes, das ihn jahrelang ohne Unterstützung ließ, so daß der Krieg sich durch den Krieg ernähren mußte, das sicherste Mittel, um die Sympathien der italischen Bundesgenossen für immer zu verscheuchen.

Die Scipionen in Spanien

§ 195. Ende des Krieges. (Metaurus bis Zama, 207—201.) Das einzige Rekrutierungsgebiet für Hannibal außer den keltischen Ländern blieb Spanien, wo er seinen Bruder Hasdrubal zurückgelassen hatte; jedoch war schon seit Jahren die Landverbindung unterbrochen. Gleich nach der Schlacht an der Trebia hatten die Brüder Cn. und P. Scipio (der Konsul von 218) das Land zwischen Ebro und Pyrenäen besetzt und teils mit Waffengewalt, teils durch Bestechung und Aufwiegelung große Teile des karthagischen Spaniens gewonnen. Durch die Schlacht bei Ibera (§ 193) war Hasdrubal nach dem Süden der Halbinsel zurückgeworfen worden, und die Macht der Römer machte immer weitere Fortschritte, da Karthago auch in Afrika bedrängt ward, weil Syphax, der König von Westnumidien, einen Krieg gegen die Phöniker begann.

Karthagisches Bündnis mit Ostnumidien

Hasdrubal wurde deshalb nach Afrika zurückgerufen; weil er nur an den festen Punkten hatte Truppen zurücklassen können, schien fast ganz Spanien römisch zu werden. Aber die Karthager verbanden sich mit Gala (Gaias), dem Vater des Masinissa, Fürsten von Ostnumidien, Hasdrubal schlug den Syphax gänzlich und kehrte bald darauf mit frischen Streitkräften nach Spanien zurück.

212

Hier traten ihm die Scipionen entgegen, verloren aber Sieg und Leben, und nur ein kleiner Teil ihrer Truppen unter L. Marcius vermochte sich zu retten. Spanien war damit den Römern verloren; nur zwischen Ebro und Pyrenäen vermochte C. Claudius Nero sich einigermaßen zu behaupten. Als aber der vierundzwanzigjährige P. Cornelius Scipio den erbetenen Oberbefehl ohne jede Einschränkung erhielt und sich zum Rächer seines Vaters und Oheims aufwarf, nahmen die

211

Dinge eine andere Wendung. Mit schnellen Schlägen suchte er sich ganz Spaniens zu bemächtigen; er zog mit seiner kleinen Armee nach Südspanien, um die karthagischen Feldherren in ihrem eigentlichen Herrschaftsgebiet anzugreifen. Durch Tapferkeit und Klugheit überrumpelte sein Freund, der Flottenführer C. Laelius, die feste Seeburg Neu-Karthago, während er selbst durch Milde und Freundlichkeit die spanischen Häuptlinge gewann; aber seine militärische Hauptaufgabe, das karthagische Heer in Spanien festzuhalten, löste er nicht. Frühling 209

Nach der unentschiedenen Schlacht bei Bäcula (Bailén) in Südspanien, in der Scipio es vergebens versucht hatte, den Vormarsch Hasdrubals nach den Pyrenäen zu hindern, unternahm es Hasdrubal, nach Italien zu ziehen. Dort hatten sich inzwischen die Verhältnisse wieder zu Ungunsten Roms gewendet; um die nämliche Zeit war M. Marcellus durch einen Hinterhalt der Karthager bei Venusia getötet worden; auch die römischen Bundesgenossen im Norden der Halbinsel und die latinischen Kolonien wurden durch den verheerenden Krieg müde und erschöpft und begannen zu wanken. So schien es denn dem Hasdrubal möglich, den entscheidenden Marsch gegen Rom anzutreten. Auf demselben Alpenwege wie einst Hannibal zog er nach Oberitalien und wendete sich dann, verstärkt durch gallische Truppen, aus der Poebene nach der Küste des Adriatischen Meeres, um sich mit seinem Bruder, der in Apulien dem Konsul C. Claudius Nero gegenüber gelagert war, zu verbinden. Aber umsonst, denn der kühne Entschluß dieses Konsuls, durch einen Zug nach Umbrien eine Vereinigung mit seinem Kollegen M. Livius Salinator (dem die Aufgabe zugefallen war, die Kelten von Hannibals Heer fern zu halten) zu bewirken und dann mit vereinten Kräften den Feind anzugreifen, führte den Tod des mutigen Hasdrubal und die Vernichtung seines Heeres am Flüßchen Metaurus bei der Kolonie Sena herbei, ehe Hannibal von dessen Ankunft in Italien Kunde erhalten hatte, da die Römer alle Boten aufgefangen hatten. In der furchtbaren Schlacht, die in der Hauptsache wegen der Übermacht der Römer sich zu ihren Gunsten entschied, ging das ganze karthagische Heer verloren. In Hasdrubals blutigem Haupte, das der zurückgekehrte Konsul in das feindliche Lager schleuderte, erkannte der gebeugte Feldherr, dem nun jede Hoffnung auf Hilfe von außen geschwunden war, Karthagos Verhängnis. 208 Unglückliche Operationen der Römer 207

In diesem hoffnungslosen Unglück entfaltete indes Hannibal erst die wahre Größe seines Feldherrntalents; ohne Hilfe von außen, ohne Bundesgenossen in Italien hielt er sich mit dem Reste seines Heeres noch etliche Jahre in der Gegend von Kroton im bruttischen Lande gegen den übermächtigen Feind. Mittlerweile schlug Scipio die karthagischen Feldherrn Hasdrubal, Gisgos Sohn, und Mago, Hannibals jüngsten Bruder, zum zweitenmal bei Bäcula (oder Ilipa), eroberte Gades, das letzte Bollwerk der Karthager, und kehrte sieggekrönt und beutebeladen nach Rom zurück, wo er durch die Gunst des Volkes das Konsulat erlangte. Hasdrubal kehrte nach Karthago zurück, Mago führte die Reste seines Heeres nach Italien und ging zu Schiff nach Genua, um von dort aus Hannibal zu unterstützen. Schlacht bei Bäcula 206 205

Scipios Plan eines Angriffs auf Afrika

Schon während des spanischen Kriegs hatte Scipio den Plan gefaßt, die Entscheidung des langen Kampfes auf afrikanischem Boden herbeizuführen. Verhandlungen mit Syphax, dem König von Westnumidien und Mauretanien wurden angeknüpft und damit der Boden gewonnen, um Karthago in seinem eigenen Lande zu bekämpfen. Nach der Niederlage bei Sena beschloß auch der Senat den Krieg nach Afrika zu übertragen, jedoch trug man Bedenken, dem jugendlichen Scipio, der schon in Spanien hohen Ruhm gewonnen hatte und nunmehr zum Konsul gewählt worden war, die gesamte Macht Roms anzuvertrauen. Man gestattete ihm deshalb nur, eine Flotte zu bauen und Freiwillige anzuwerben. Doch Scipio, von der Notwendigkeit eines Handstreiches auf Karthago überzeugt, setzte sich in Sizilien fest; nach Ablauf
205 seines Konsulats schlug Scipio, zum Statthalter von Sizilien ernannt, in Syrakus ein Werbelager auf und setzte dann, als viele Freischaren und namentlich die bei Cannä geflohenen (§ 193) und nach Wiederherstellung ihrer Ehre begierigen römischen Krieger sich bei ihm eingefunden und viele Städte ihn durch freiwillige Beiträge mit allen Bedürfnissen ausgerüstet hatten, von Lilybäum aus über das Mittelmeer. Ein kurz vorher von ihm ausgeführter Überfall auf Lokri, durch den diese wichtige Griechenstadt in die Hände der Römer kam und nunmehr diesen als Ausgangspunkt gegen die Armee Hannibals diente, erhöhte seine Zuversicht und das Vertrauen seiner Anhänger.
204 Nach der Landung setzte sich Scipio zunächst in der Nähe von Utika fest und suchte durch Eroberung dieser Stadt einen festen Stützpunkt für seine Operationen zu gewinnen. Als dies nicht gelang, errichtete er östlich auf einer Halbinsel ein Standlager, das noch zu Cäsars Zeit als Castra Corneliana bekannt war.

Unterwerfung Westnumidiens

Zwar auf die Hilfe des Numiderfürsten Syphax konnte er nicht mehr rechnen, da dieser auf die karthagische Seite übergetreten war, aber es kam ihm der numidische König Masinissa zu Hilfe, der ehedem in Spanien auf seiten Karthagos wider Scipio gestritten hatte, dann aber die Partei wechselte, als ihn sein gegnerischer Nachbar Syphax von Westnumidien seines Reichs (und seiner schönen karthagischen Braut Sophoniba [gewöhnlich Sophonisbe genannt], der Tochter von Hasdrubal, Gisgos Sohn) beraubt und zur Flucht in die Wüste
203 genötigt hatte. Unweit Utika steckten die Römer bei einem nächtlichen Überfall die aus Schilf- und Strohzelten und hölzernen Hütten bestehenden Lager der Numider und Karthager in Brand und brachten den vereinten Feinden eine große Niederlage bei. In einem zweiten Gefecht auf den großen Feldern fiel Karthagos treuer Bundesgenosse

Untergang des Syphax

Syphax in die Hände des Siegers und mußte als Gefangener nach Rom wandern. Seine Gattin Sophoniba hoffte vergebens der Rache der Römer zu entgehen; mit Auslieferung bedroht, zog sie vor, den Giftbecher zu trinken, den ihr Masinissa reichen ließ. Zur selben Zeit wurde auch Mago, der auf den Balearen 205 überwintert und seitdem den Krieg mit wechselndem Erfolg in Oberitalien geführt hatte, im Gebiet der Insubrer besiegt und entkam nur mit Mühe und unter großen Verlusten über den Po.

Heimkehr Hannibals

Nach solchen Schlägen beruhte Karthagos letzte Hoffnung auf den in Italien stehenden Heeren, an die daher dringende Botschaft erging. Wie schwer es dem karthagischen Feldherrn auch ankam, er folgte dem Rufe des zur Rückkehr mahnenden Vaterlandes und verließ grollend und zu Tränen bewegt das Land seines Ruhmes, die verbündeten Städte und Völkerschaften Unteritaliens der Rache der Römer preisgebend.

Krieg in Afrika 203/202

Die Heere Hannibals und Magos landeten bei Leptis an der kleinen Syrte und hielten sich längere Zeit ruhig, da man immer noch hoffte, daß die von der karthagischen Regierung angeknüpften Friedensverhandlungen zum Abschluß kommen würden. Es war auch nahe daran, als durch einen unüberlegten Überfall der Karthager auf die römische Transportflotte, die durch einen schweren Sturm hilflos an die karthagischen Höhen getrieben worden war, der Waffenstillstand gebrochen und die Römer auf das schwerste gereizt wurden. Jedoch, die römische Armee war sehr schwach und der Konsul Tib. Claudius, der Scipio zu Hilfe kommen sollte, versäumte die kostbare Zeit, so daß Scipio sich abermals besann und Friedensverhandlungen anknüpfte, die sich aber wiederum zerschlugen, da die Karthager sich an den Gesandten vergriffen.

Inzwischen näherte sich die Entscheidung. Wie die dichterisch verklärende Phantasie der Späteren uns meldet, machte Hannibal noch einen Versuch, auf einer persönlichen Zusammenkunft den siegreichen Gegner zu billigeren Friedensbedingungen zu bewegen, vor allem die afrikanischen Besitzungen für Karthago zu erhalten und durch Hinweis auf die Wechselfälle des Glücks zur Mäßigung zu stimmen. Scipio verlangte aber unbedingte Unterwerfung, und so entschloß sich denn Hannibal zu der entscheidenden Schlacht bei Zama (Naraggarra, unsicherer Lage), die trotz der Tapferkeit der alten Krieger und der geschickten Anordnung des waffenkundigen Führers mit einer vollständigen Niederlage der Karthager endete. Dieselben Soldaten, die vierzehn Jahre früher bei Cannä (§ 193) gewichen waren, übten jetzt an ihren damaligen Überwindern schwere Vergeltung und stellten ihre Kriegsehre wieder her. Nun riet Hannibal selbst zum Frieden, so hart auch die Bedingungen waren. Die Karthager mußten geloben, ohne Einwilligung der Römer keinen Krieg anzufangen, mußten auf Spanien Verzicht leisten, ihre Kriegsschiffe ausliefern und sich für fünfzig Jahre zur Zahlung einer jährlichen Kriegssteuer von 200 Talenten verpflichten. Nach der Vernichtung der karthagischen Flotte und nach Verleihung des größten Teils von Numidien an Masinissa, den Freund und Bundesgenossen des römischen Volkes, kehrte Scipio, fortan der Afrikaner (Africanus) genannt, zurück und hielt einen glänzenden Triumphzug durch die geschmückten Straßen der Hauptstadt.

Schlacht bei Zama 19. Okt. 202

Friede 201

Ergebnisse

Von dieser Zeit an besaß Rom die unbestrittene Hegemonie über den Westen des Mittelmeergebiets. Die gänzliche Unterwerfung und teilweise Ausrottung der keltischen Bewohner in der Poebene, mit denen Mago noch in den letzten Jahren des hannibalischen Krieges den Römern tapfern Widerstand geleistet hatte, bis er seinen Wunden erlag, und die Neueinrichtung und Befestigung Unteritaliens, das fast bis zuletzt treu an Hannibal festgehalten hatte, durch Errichtung einer Anzahl von Kolonien (Salernum, Puteoli, Sipontum, Kroton, Pyxus

seit 194

[Buxentum], Temesa, Thurii [Copiae], Vibo [Valentia] u. a.) bildeten den Abschluß des großen Kampfes. Die Einverleibung des syrakusanischen Reiches, die Begründung des römischen Patronats in Afrika und die Einrichtung der Doppelprovinz Spanien, die sich freilich in ewigem Aufruhr befand, waren die unmittelbaren Folgen des unerhörten Ringens. Karthago lag am Boden, und die phönikische Herrschaft hatte auch im Westen aufgehört, wie tausend Jahre früher im Osten, die Welt zu umspannen und auszubeuten.

Folgen des Kriegs

Rom besaß nunmehr den Westen und schickte sich nun an, die Hand auch nach dem hellenischen Osten auszustrecken. Daß ihnen dieser leicht zufallen würde, hatten die Römer stets gemeint; ihr großer, geschlossener Staat stand in imponierender Machtfülle den griechisch-makedonischen Despotien gegenüber. Wenn ihnen diese Frucht trotzdem nicht so schnell, wie sie gehofft hatten, in den Schoß fiel, so trug mit daran schuld die Tatsache, daß der eine noch lebte, vor dem einst die stolze Roma gezittert hatte. Hannibal blieb zunächst in Karthago, wo er durch zeitgemäße Reformen und eine einsichtige und sparsame Verwaltung den zu Boden getretenen Staat wieder aufrichtete, durch kluge Finanzpolitik die lastende Kriegsschuld in überraschend kurzer Zeit abstieß und ehrlich Frieden zu halten strebte. Jedoch das Mißtrauen der Römer ruhte nicht, bis er gezwungen ward, sein Vaterland zu verlassen und als heimatloser Flüchtling zu den Herren des Ostens zu gehen; diese aber reizte er nun zum erbitterten Widerstand, indem er ihnen in Karthagos Schicksal das Bild ihrer eigenen Zukunft zeigte.

196 (nach Livius 195)

C. Die Unterwerfung des hellenischen Ostens (200—133).

Die Diadochenstaaten während des Kriegs

§ 196. Der erste makedonische Krieg (200—197). In den hellenistischen Reichen, die aus der zerfallenden Hinterlassenschaft Alexanders des Großen entstanden waren, hatte man den großen Kampf im Westen mit lebhaftem Interesse verfolgt. Freilich hatte man zu unbestimmte Vorstellungen von der Größe der miteinander ringenden Mächte und der dabei heraufziehenden Gefahr, um sich zu energischem Eingreifen, solange es noch Zeit gewesen wäre, entschließen zu können; dazu kam auch die kurzsichtige Politik der ländergierigen Diadochen, die es für am besten hielt, bei diesem welthistorischen Streite möglichst viele Privatvorteile zu erlangen, so daß unersetzliche Zeit verloren ging und Rom ungehindert zur Niederwerfung Karthagos schreiten konnte. Dann war es zu spät für wirkliche Erfolge; gegen die neue Weltmacht konnte man wohl eine Zeitlang ohnmächtig ankämpfen, mußte sich aber ihr schließlich fügen.

Makedonien

Das sollte vor allen Dingen Makedonien fühlen. Das Mutterland von Alexanders Weltmonarchie mußte es zuerst erfahren, daß der Schwerpunkt der Weltpolitik weiter nach Westen verlegt war. In Makedonien regierte damals König Philipp III. (§ 145), ein talentvoller Mann voll Verstand und Witz und von gewinnendem Wesen, aber treulos, raubgierig und sinnlich, an Übermut und Frevelsinn wie an ritterlichen Waffentaten ein echter Sohn seiner Zeit. Die drohende Nähe der Römer in Dyrrhachium (§ 190) und Apollonia hatte ihn schon lange

Philipp III. 221—179

mit Besorgnis erfüllt und den aufreizenden Reden des bei ihm weilenden flüchtigen illyrischen Abenteurers Demetrius von Pharus (§ 190) zugänglich gemacht; die Kunde von den karthagischen Siegen führte daher bald ein Bündnis zu Schutz und Trutz zwischen ihm und Hannibal herbei (§ 194). Nach dem Kongreß von Naupaktos, der den Bundesgenossenkrieg (§ 145) abschloß, begann Philipp sofort den Kampf um Illyrien, den römischerseits der Prätor M. Valerius Lävinus (§ 194) führte. Die Schlacht von Cannä reifte nur noch den Entschluß, die Römer ganz aus der Balkanhalbinsel zu verjagen und Philipp griff unverweilt zu den Waffen, jedoch hatte er, als er bei dem achäischen Bunde um Hilfstruppen bat, keinen Erfolg, vermochte auch die schon besetzte Insel Kerkyra nicht zu halten und mußte vor Apollonia unverrichteter Sache abziehen. So ging die große Gefahr, die den Römern von Osten her drohte, zum Glück vorüber. Erst von 213 an erlangte Philippos im Landkriege einige Erfolge. Die Römer, durch die Karthager festgehalten, vermochten vorerst Philipp nur diplomatisch zu bekämpfen, und dies gelang ihnen durch Verhandlungen mit den „Bundesgenossen", die sich durch den Frieden von Naupaktos beeinträchtigt ansahen. Von 212 an hetzten sie besonders Ätolien auf, und Hannibal, der um des makedonischen Bündnisses willen Apulien zu seinem Standquartier erkoren hatte (§ 194), hoffte vergebens auf Unterstützung seitens des Makedonenkönigs, der zwar mit den einheimischen Gegnern genug zu tun hatte, aber auch seinen wahren Vorteil nicht genügend erkannte.

217

Makedonien während des Hannibalischen Kriegs 217—205

Denn statt den punischen Feldherrn kräftig zu unterstützen, vergeudete Philipp seine Zeit in fruchtlosen, von Szenen wilder Grausamkeit begleiteten Kämpfen mit den griechischen Inseln und Küstenstädten, die sich unter Roms Schutz gestellt hatten, den Rhodiern, Chiern, Ätolern, Athenern und dem König Attalos von Pergamon. Im Bunde mit König Antiochos III. von Syrien, der in glücklichen Kämpfen für sein Reich die alten Grenzen von Seleukos I. wieder hergestellt hatte, beschloß er, sein Gebiet nach Osten auszudehnen. und dazu bot sich sehr bald eine gute Gelegenheit. Nachdem nämlich Ptolemäus IV. Philopator in Ägypten gestorben war (204), suchten beide Könige dem unmündigen Erben Ptolemäus V. seine auswärtigen Besitzungen zu entreißen. Da der junge Fürst von seinem Vater unter Roms Vormundschaft (§ 148) gestellt war, bot dies den Römern erwünschten Anlaß einzugreifen, als ihnen das Ende des zweiten punischen Krieges erlaubte, ihre Waffen mit Nachdruck gegen Osten zu kehren. Eine Zeitlang führte Rom diesen Kampf nur durch Diplomatenkünste und dadurch, daß es überall den Übergriffen der beiden Fürsten zu steuern suchte und den unterworfenen Hellenen die Befreiung Griechenlands versprach. Es kamen deshalb römische Gesandte an Philipps Hof und verlangten von ihm die sofortige Herausgabe der den Ägyptern abgenommenen Länder, während die Streitigkeiten mit Attalos, Rhodos und den Athenern durch ein Schiedsgericht entschieden werden sollten. Als Philipp dies ablehnte, wurde ihm der Krieg erklärt.

Philipp und die griechischen Bundesgenossen Roms

216—204

Kämpfe um die ägyptischen Nebenländer

Aber erst im Winter des Jahres 200 kamen römische Truppen unter P. Sulpicius Galba nach Makedonien und begannen im Früh-

Erster makedonischer Krieg

jahr 199 den Krieg. Unterstützt von dem achäischen Bunde (§ 144) und andern griechischen Staaten, leistete der makedonische König lange Zeit glücklichen Widerstand. Die Erstürmung und Zerstörung
199 von Chalkis auf Euböa, dem wichtigsten Waffenplatz Philipps mit reichen Vorräten, vergalt er durch die Verwüstung der Landschaft um Athen, und den Angriffen in Makedonien selbst begegnete er mit
198 Geschick und mit kluger Benutzung der überlegenen Ortskunde. Lange schwankte der Krieg hin und her, ohne daß es zu einer Schlacht kam, und es wäre Philipp wohl gelungen, den Römern den zwecklosen Feldzug zu verleiden, wenn nicht die Stammeszwietracht unter den Hellenen ihnen den erwünschtesten Vorschub geleistet hätte. So traten zunächst die Ätoler auf römische Seite und schwächten dadurch Philipps Lage, da er nunmehr in Thessalien sich nach zwei Seiten hin verteidigen mußte. Die neue Lage machte ihn zum Friedensschluß geneigt; jedoch die Bedingungen der Römer, auf alle griechischen Besitzungen, besonders auf die drei Waffenplätze Chalkis, Demetrias und Korinth zu verzichten, erschienen ihm unerfüllbar. Darum ging der Krieg weiter, und Philipp focht nicht ohne Glück. Als aber der gewandte T. Quinctius Flamininus dadurch einen Umschwung hervorbrachte, daß er in pomphafter Weise die griechischen Staaten zur Freiheit aufrief, die Achäer nach langem Schwanken zum Anschluß an Rom bewog und den spartanischen Tyrannen Nabis (§ 145), den Philipp umsonst durch Überlassung der getreuen Stadt Argos zu gewinnen gesucht hatte, auf seine Seite brachte, kamen die Römer entschieden in Vorteil. Und als Flamininus, ebenso kriegskundig wie staatsklug, die Makedonen bei
Niederlage der Makedonen 197 Friede der Berggruppe Kynoskephalä (Hundsköpfe) unweit Pharsalos besiegte, willigte Philipp in einen Frieden, in dem er Griechenlands Unabhängigkeit anerkannte, alle auswärtigen Besitzungen abtrat, seine Flotte und eine große Summe Geldes hergab und dem Rechte eigenmächtiger Kriegführung entsagte. Damit war der Hauptzweck erreicht und Makedonien zu einer Rom ungefährlichen Macht zweiten Ranges herabgedrückt. Es ganz zu vernichten, wie vor allem die Ätoler wollten, lag nicht in Roms Interesse, und darum fanden die leidenschaftlichen Anträge des griechischen Nationalhasses bei dem Sieger kein Gehör.

Ordnung Griechenlands Nunmehr galt es, in der chaotischen Masse der griechischen Feinde und Freunde Makedoniens Ordnung zu schaffen. Es war unmöglich, hierbei jeden Einzelwunsch zu befriedigen; schließlich fand Flamininus einen Ausweg, der das Hellenenvolk im allgemeinen zufriedenzustellen versprach. Es mochte kühle Politik und aufrichtige Bewunderung hellenischer, freilich vergangener, Größe gleichmäßig auf ihn einwirken, als er den Entschluß faßte, die hellenischen Staaten sich selbst zu überlassen und diese Tat als einen Beweis der römischen Großmut hinzustellen. So ließ er denn auf die prunkhafteste
196 Weise bei der isthmischen Festfeier Griechenlands Befreiung von makedonischer Botmäßigkeit und die Herstellung der heimischen Gesetze unter unermeßlichem Jubel der Anwesenden verkünden und ordnete dann die verworrenen Staatsverhältnisse nach Billigkeit und Recht, die ungemessenen Ansprüche des ruchlosen Nabis mit Gewalt

zurückweisend. Die spartanischen Emigranten (§ 145) wurden in den Küstenstädten ihrer Heimat als „freie Lakonen" angesiedelt und dadurch der Rache des Soldatenkönigs Nabis, den die Römer trotz seiner Widerspenstigkeit zu schonen wünschten, entzogen. Alle Städte, selbst die drei „Fesseln Griechenlands" wurden zu freien Staaten erklärt, den Ätolern gab man zurück, was ihnen Philipp früher entrissen hatte, die Achäer erhielten Triphylien, Pleuratos von Illyrien, der Nachfolger des Pinnes (§ 190), erhielt die illyrischen Eroberungen des Philipp. In dem Nebeneinanderbestehen der kleinen und mittleren Hellenenstaaten, zwischen denen ewige Rivalität herrschte, erblickte der Senat die sicherste Gewährschaft seiner fortdauernden Macht.

Umschwung der Stimmung in Hellas

Die Griechen ihrerseits waren zunächst von überschwänglicher Freude über die Großmut der Römer erfüllt. Aber die geschenkte Freiheit war nur ein trügerischer Schein; es zeigte sich bald, daß man nur den Gebieter gewechselt hatte und an die Stelle der Makedonen die mächtigen Römer getreten waren, die jeden nationalen Aufschwung niederhalten konnten. Daher verlor sich allmählich die Begeisterung für die Befreier, und die wilden, fehdelustigen Ätoler, die den Römern grollten, weil Flamininus ihren Eroberungsgelüsten gegen Thessalien Einhalt getan und nach dem Fall des Nabis (der 195 sich die Periökenstädte am Meer wieder erkämpfen wollte, aber 194 sich zu einem schmählichen Frieden bequemen mußte und 192 von den Ätolern erschlagen ward [§ 145]), die Besitznahme Lakoniens durch den achäischen Bund begünstigt hatte, suchten sich freiere Bewegung zu schaffen. Da aber die kluge römische Politik die einzelnen griechischen Staaten unter einander im Schach hielt, blickten sie nach außen, und schließlich gelang es ihnen, den syrischen König Antiochos III. (den Großen, § 146) zum Kampf gegen die römische Großmacht aufzureizen. Antiochos wurde dazu um so leichter beredet, als der Rat Hannibals (§ 195) damit übereinstimmte und die Forderungen des römischen Senats, die griechischen Staaten Kleinasiens freizugeben und den früher eroberten ägyptischen Gebieten (in Thrakien) zu entsagen, seinen Stolz beleidigt hatten 192

Antiochos' Anschlag auf Griechenland 192

§ 197. Der syrisch-ätolische Krieg (192—189). In Verbindung mit den Ätolern und im Vertrauen auf die überall herrschende Gärung begann Antiochos den Krieg, freilich mit unzureichenden Mitteln. Zunächst gelang es ihm, das feste Demetrias auf der Halbinsel Magnesia zu nehmen und sich in Thessalien festzusetzen. Dann hoffte er Sparta zu gewinnen, wo der gewissenlose Nabis durch Mord beseitigt worden war; hier aber hatte er keinen Erfolg, denn dieser Staat fiel an den achäischen Bund, vor allem durch Philopömens Bemühungen, der schon längst danach strebte, ihm die ganze Peloponnes anzugliedern (§ 145). Dagegen gelang es ihm, sich der festen Stadt Chalkis zu bemächtigen und dadurch Fuß auf Euböa zu fassen. Er hatte bei seinen Anschlägen auf Griechenland gehofft, an dem Makedonenkönig einen tatkräftigen Verbündeten zu finden; doch hielt Philipp, der seiner Zeit keine Unterstützung bei ihm gefunden hatte und seine Unzuverlässigkeit kannte, treu an Rom fest, und ebenso war der achäische Bund nicht zu gewinnen. Trotzdem ließ Antiochos die unersetzliche Zeit zu den nötigen Rüstungen vorübergehen. Statt, wie

Hannibal, der seit 196 an seinem Hofe weilte, ihm riet, die Römer sogleich in Italien anzugreifen, vergeudete der „Befreier" tatlos seine Zeit auf der Insel Euböa und beleidigte den makedonischen König durch die prunkhafte Bestattung der bei Kynoskephalä bleichenden Gebeine der gefallenen Makedonen. So konnten die Römer, die erst zaudernd sich an den Feldzug im Osten gewagt hatten, ihre Truppen zusammenziehen, unter M'. Acilius Glabrio rasch in Thessalien einrücken,

Besetzung der Thermopylen 191

nach Erstürmung der Thermopylen durch M. Porcius Cato, der in dem gebirgigen Spanien (§ 201) eine treffliche Kriegsschule durchgemacht hatte, den syrischen König besiegen und mit dem kleinen Reste seines Heeres zum schleunigen Rückzug nach Kleinasien nötigen.

Feldzug in Kleinasien

Dorthin folgte ihm sofort die römische Flotte unter dem Prätor C. Livius, die sich mit der rhodischen und pergamenischen Flotte vereinigte, die ihnen zu Hilfe kamen, und bei Korykos, gegenüber Chios, einen großen Seesieg erfocht, der den Abfall der griechischen Städte Kleinasiens zur Folge hatte. Auch zu Lande war man nicht müßig gewesen, denn ein römisches Heer unter L. Cornelius Scipio (dem sein Bruder Publius, der Afrikaner, als Prokonsul zur Seite stand) folgte über Thrakien und den Hellespont den flüchtenden Syrern auf dem Fuße nach. Hierbei stützten sich die Römer auf zwei sehr wertvolle Bundesgenossen, auf die Rhodier, die die Geschwader der

197—159

römischen Flotte ausfüllten, und den König Eumĕnes II. (§ 147) von Pergamon. Zum erstenmal betraten damals die Söhne des Romulus die heimatliche Stätte des Teukrers Aneas, von dem sie ihren Ursprung herleiteten. Nach mehreren Gefechten zur See und besonders nach dem glänzenden Sieg der römisch-rhodischen Flotte am Vorgebirge Myonnesos wurde bei Magnesia am Berge Sipylos in Lydien

Jan. 189

eine mörderische Schlacht geliefert; sie verlief ähnlich wie die kannensische Schlacht, entschied, besonders durch die Hilfe des Eumenes, gegen Antiochos und zwang den flüchtigen König durch die Abtretung seiner sämtlichen europäischen Besitzungen und aller Länder Vorderasiens diesseit des Tauros, Auslieferung der Kriegsschiffe und Elefanten und durch eine Entschädigungssumme von 15 000 Talenten den Frieden zu

Anfänge der Provinz Asien 188

erkaufen. Seitdem erblich in den Augen der Asiaten der Stern der Nachfolger des großen Alexander vor dem Glanze der neuen Macht im Westen. Den größeren Teil des entrissenen Landes mit Einschluß des im vorhergehenden Jahr von dem Konsul Cn. Manlius Vulso eroberten Galatien (§ 147) erhielten einstweilen Roms Verbündete, die Rhodier, damals die erste See- und Handelsmacht in den östlichen Gewässern, und Eumenes von Pergamon zum Lohn der bewiesenen Hilfe und Treue und zum Ersatz für die erlittenen Drangsale; aus anderen Territorien (wie Kappadokien, Paphlagonien, den griechischen Städten in Kleinasien und am Hellespont) wurden selbständige, aber ohnmächtige und durch ewigen Hader zerrissene Staaten und Gemeinwesen daraus gebildet. Die absichtlich genährten Streitigkeiten dieser Schützlinge untereinander und der vereitelte Aufstand des letzten Attaliden führten später die Errichtung einer Provinz Asia, vom Mittelmeer bis zum Halys und Tauros, herbei (§ 199).

Unterwerfung der Ätoler 189

Auch die räuberischen Ätoler, die waffengeübten Reisläufer aller Fürsten und Staaten, die sich in Heraklea bei den Thermopylen und an anderen Orten heldenmütig verteidigt und die geforderte Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade zurückgewiesen hatten, wurden nach tapferster Gegenwehr durch M. Fulvius Nobilior unterworfen, ihrer Selbständigkeit beraubt und an Geld, Gut und Kunstschätzen schwer gebüßt. Kurze Zeit darauf fiel Antiochos durch Mörderhand, als er, um die Kriegskontribution zusammenzubringen, den Tempel des Bel im Lande der Elymäer plünderte. 187

Haltung Makedoniens

Unermeßlich war die Beute, die die Römer aus dem reichen Osten nach Rom trugen, aber im Gefolge des Reichtums kehrten auch Luxus und Genußsucht und damit Geldgier und Käuflichkeit in die mächtige Hauptstadt ein. Dem König Philipp von Makedonien, der in diesem Krieg zu den Römern gehalten hatte, erließ der Senat den rückständigen Tribut und sandte ihm die Geiseln heim; aber seine Erwartungen waren viel höher gewesen, und die vermeintliche Kränkung durch Unterschätzung der geleisteten Dienste erzeugte in dem stolzen König eine verbitterte Stimmung, die einen neuen Krieg herbeigeführt haben würde, wenn nicht sein Sohn Demetrios, der einige Zeit als Geisel in Rom gelebt und sich das Vertrauen des Senats und Volks erworben hatte, einen Ausgleich bewirkt hätte. Trotzdem wurde es Philipp immer klarer, daß ein neuer Krieg unvermeidlich war, wenn das makedonische Reich auch nur den Schein der Selbständigkeit retten wollte. Da er selbst sich zu schwach fühlte und in Demetrios, seinem jüngeren Sohn und Erben, einen Römerfreund erblickte, ließ er diesen auf Betreiben seines älteren, aber nicht ebenbürtigen Sohnes Perseus und auf gefälschte Briefe hin, die ihn als Verschwörer brandmarkten, beseitigen. Doch bald faßte ihn Reue, er verfiel in eine tödliche Krankheit und hinterließ nun Perseus die Krone und den Verzweiflungskampf gegen die übermächtige und übermütige Republik.

Perseus 179—167

Tod Hannibals, Scipios und Philopömens 183

Wenige Jahre nach dem syrischen Kriege verließen die drei größten Männer jener Tage fast zu gleicher Zeit die irdische Schaubühne. Hannibal, mit der Auslieferung an die Römer bedroht, war vom Hofe des Antiochos nach Kreta entflohen und hatte dann Schutz bei dem König Prusias II. von Bithynien (§ 147) gefunden, dem er in einem Kriege gegen Eumenes von Pergamon treffliche Dienste leistete. Dieser Krieg wurde durch Roms Machtspruch entschieden, und der große Punier, dessen Name seit zwanzig Jahren den Senat wie ein Gespenst verfolgte, sah sich abermals mit Auslieferung bedroht. Da Prusias ihn nicht zu schützen wagte, nahm Hannibal auf einer einsamen Burg Gift. Er war darauf seit lange gefaßt, „denn er kannte die Römer und das Wort der Könige"; redlich hatte er in fünfzigjährigem Kampfe den Knabenschwur (§ 191) gehalten. — In demselben Jahre starb auch sein großer Gegner Scipio auf seinem Landgut im kampanischen Liternum, wohin ihn die Mißgunst seiner Feinde getrieben hatte, fern von Rom, mit dem Befehl an die Seinigen, „in der Vaterstadt, für die er gelebt hatte, und in der seine Ahnen ruhten, seine Leiche nicht beizusetzen". Der letzte schöne Tag des stolzen Mannes vor seiner freiwilligen Verbannung war der gewesen, 184
an dem er der Bestechung und der Veruntreuung der von Antiochus gezahlten Gelder, hauptsächlich durch den ihm persönlich feindlichen M. Porcius Cato beschuldigt (Prozeß 187—184), im Angesicht des Volkes und der Ankläger seine Rechnungsbücher zerriß und die Römer aufforderte, ihn zum Tempel des Jupiter zu begleiten und den Jahrestag des Sieges bei Zama zu feiern. — Schließlich mußte in diesem Jahre auch Philopömen (§ 145) den Giftbecher trinken.

Mit seinem Tode begann der Auflösungsprozeß des achäischen Bundes, der schließlich mit dem Aufgehen in die Provinz Makedonien (168 begründet) endete.

Versuche des Perseus, sich unabhängig zu machen

§ 198. Der zweite makedonische Krieg (171—168). Kaum war Philipp gestorben und Perseus, ein unternehmender Mann von ehrgeizigem Charakter, aber ohne staatsmännischen Scharfblick, im Besitz des makedonischen Reichs, als er große Rüstungen unternahm und Bundesgenossen warb. Durch diese unkluge Haltung und durch das Heranziehen aller mit Rom unzufriedenen Elemente gab er den Römern die nicht ungern ergriffene Gelegenheit, dem Antigonidenreiche den Garaus zu machen. Auf die frivolste Weise wurde auf Grund der von Eumenes
172 erhobenen Anklage, daß die Makedonen ihm wegen seiner Römerfreundlichkeit nach dem Leben getrachtet hätten, und daß sie die Hegemonie über die gesamten Hellenen anstrebten, dem Perseus der Krieg erklärt; dann wurde der König durch schlimme Täuschung in den Glauben gewiegt, entgegenkommende Verhandlungen vermöchten sein Schicksal aufzuhalten, und erst dann gegen Alexanders Reich der letzte entscheidende Schlag geführt, als Rom seines Sieges sicher zu sein glaubte. Die Römer verfuhren so, weil Perseus anfänglich weit besser gerüstet als sie und dadurch entschieden im Vorteil war. Zwar hatte Perseus sich vergeblich um die Bundesgenossenschaft des Eumenes und der Rhodier bemüht, aber die Thrakier unter ihrem Fürsten Cotys und die Illyrier unter ihrem Könige Genthios standen auf seiner Seite, und selbst gallische Hilfstruppen waren ihm angeboten worden; außerdem besaß er selbst ein stattliches Heer und bedeutende Geldmittel, so daß er als ein unverächtlicher Gegner im Felde stand. Er besiegte denn auch in den ersten Kriegsjahren zu mehreren Malen die wenig fähigen römischen Feldherren, nutzte aber die errungenen Vorteile nicht aus, weil er immer noch hoffte, mit den Römern Frieden schließen zu können. Indes der Senat wollte seinen Untergang und erreichte sein Ziel, als L. Aemilius Paullus den Oberbefehl übernahm. Nach dem Siege dieses durch
Schlacht von Pydna 22. Juni 168 Kriegskunst, Bildung und Geburt ausgezeichneten Feldherrn bei Pydna ergab sich Perseus auf der Insel Samothrake, wohin er sich mit einigen seiner Getreuen vom Schlachtfeld geflüchtet hatte, dem römischen Flottenführer Cn. Octavius auf Gnade und Ungnade und wurde nebst seinen Schätzen und seinen gefangenen Kindern und Freunden (darunter auch dem inzwischen besiegten König Genthios, Sohn des Pleuratos [§ 196], von Skodra in Illyrien) im Triumphzug durch die Straßen der weltbeherrschenden Stadt geführt, um bald nachher in einsamer Haft zu Alba sein freudloses Leben zu beschließen. Wie schon vorher
Unterwerfung Makedoniens Thessalien, so wurde nun auch Makedonien, das sich ohne Schwertstreich dem Sieger zu Füßen legte, in vier voneinander geschiedene und unabhängige Gaue zerstückelt, steuerpflichtig gemacht und nach republikanischer Art regiert, wobei es an Hader und römischer Einmischung nicht fehlte. Die scheinbare Vergünstigung der Befreiung vom Kriegsdienst war für das von alters her an Waffen gewöhnte Volk ein tiefer Schnitt in seine nationale Ehre. Ein gleiches Schicksal traf Illyrien, das in drei Gaue zerlegt ward. Sämtliche griechische Besitzungen des Perseus wurden für frei erklärt. Hellas behielt zwar

dem Namen nach seine Freiheit, wurde aber in Wirklichkeit seiner Selbständigkeit beraubt und nicht nur die wirklichen Römerfeinde, sondern auch die Verdächtigen hart bedrängt. Am härtesten wurde der ätolische Bund getroffen, der einen großen Teil seines damals noch recht ansehnlichen Bestandes verlor; auch die Achäer wurden hart behandelt (§ 199), da man sie nicht mehr zu brauchen glaubte.

Triumph des Amilius Paullus

Trotz der Einsprache seiner Gegner wurde dem L. Aemilius Paullus der wohlverdiente Triumph von Senat und Volk zuerkannt. Aber während ganz Rom ihm zujauchzte, war das Haus des Triumphators ein Haus der Trauer. Denn ihm starben kurz nacheinander zwei seiner vier Söhne. Damit war sein Haus verwaist, da die zwei überlebenden Söhne durch Adoption in die Familien der Fabier und Scipionen übergegangen (§ 200) waren. Der Triumph selbst dauerte drei Tage, bei dem Perseus selbst vorgeführt ward, in unköniglicher Tracht, gebeugt und völlig gebrochenen Geistes. Er hatte flehentlich gebeten, daß ihm diese Schmach erspart würde, aber selbst der milde Paullus gab ihm, wie berichtet wird, die vorwurfsvolle Antwort: „Es stand und steht bei dir, dich zu befreien." Zum Selbstmord hatte der König von Makedonien nicht das Herz, und er erkaufte die paar Jahre elenden Kerkerlebens, die ihm noch blieben, um eine Erniedrigung, die jeden Todesschmerz an Bitterkeit übertraf.

Behandlung der Klientelstaaten

§ 199. Die Einverleibung Griechenlands (146). Der Untergang des makedonischen Reiches wirkte auch auf die übrigen Staaten der Balkanhalbinsel nach. Das Königreich Thrakien blieb zwar bestehen, gehörte aber mit seiner Seeküste von nun an ganz zur Interessensphäre Roms. Schlimmer erging es Illyrien, dessen drei scheinbar selbständige, aber voneinander scharf getrennten Kantone unter sich keine offiziellen Beziehungen unterhalten durften. Auch Griechenland, durch Verrat und Parteiung im Innern unheilbar zerrüttet und durch die schiedsrichterliche Einmischung der Römer in seine heimischen Streithändel schon längst in tatsächlicher Abhängigkeit, reifte seinem Ende zu. Die oligarchischen Parteien stützten sich samt und sonders auf Rom, während die nationalgesinnten und die demokratischen Parteien ihre Hoffnung auf ein Wiedererstarken Makedoniens setzten. Die Katastrophe von Pydna wurde auch für die nationale Selbständigkeit der Hellenen verhängnisvoll. In allen Staaten und Städten wurde die makedonische Partei mit Hochverratsklagen verfolgt und an Freiheit, Gut und Leben gestraft. Wer irgend verdächtig erschien, wurde nach Italien gebracht und dort zwangsweise festgehalten. Im Land der Molosser wurden ganze Gemeinden in die Sklaverei verkauft, in Atolien fanden blutige Schlächtereien und Massenverweisungen statt, selbst der achäische Bund, trotz seiner vorsichtigen Haltung, entging diesem traurigen Schicksal nicht. Mehrere hundert edle Peloponnesier (gewöhnlich die Tausend Achäer genannt), darunter der große Geschichtschreiber Polybios (§ 204), wurden wegen geheimen Einverständnisses mit Perseus zur gerichtlichen Verantwortung nach Rom geladen und siebzehn Jahre lang als Geiseln in italischen Landstädten zurückgehalten, bis Krankheit, Gram und Lebensüberdruß die stille Arbeit der Zeit beschleunigte und der Tod ihre Zahl auf dreihundert gemindert hatte.

Die tausend Achäer 167

Auch außerhalb Griechenlands machte sich überall fühlbar, daß die Römer mit den Diadochenstaaten ein Ende machen wollten, um aus deren unerschöpflichen Reichtümern möglichst großen politischen und materiellen Gewinn zu ziehen. Der reiche Handelsstaat Rhodos, dessen Bundesgenossenschaft nach der Beendigung des makedonischen

Rhodos

Kriegs für die Römer ebenso entbehrlich geworden war wie die des Eumenes von Pergamon, wurde trotz des entschiedenen Einspruchs von M. Porcius Cato (§ 204) unter den nichtigsten Vorwänden und nach vielen Demütigungen seiner festländischen Besitzungen beraubt, der römischen Oberherrlichkeit unterstellt und durch die Errichtung eines Freihafens auf der Insel Delos in seinem Handel beeinträchtigt.

Epirus

Das Ländchen Epirus, das zu Perseus gehalten hatte, wurde trotz seiner völligen Unterwerfung dem Heere zur Plünderung überlassen. Selbst Eumenes von Pergamon, dessen treue Anhänglichkeit an Rom offenkundig war, konnte aus der Ungnade des Senats bereits den nahen Übergang von der Bundesgenossenschaft zur Untertänigkeit erraten. Die niedrige Schmeichelei und kriechende Unterwürfigkeit der fremden Könige und Gesandten erzeugten in dem Senat die tiefste Verachtung gegen die griechisch-morgenländische Welt. Als König Prusias II. in den Senat geführt ward, fiel er auf sein Antlitz und huldigte „den rettenden Göttern". Kein Wunder, daß die Römer von der Zeit an in ihrem Verfahren gegen fremde Fürsten und Staaten alle Rücksicht beiseite setzten. Den bezeichnendsten Ausdruck für dieses übermütige Benehmen gibt das Auftreten des barschen C. Popillius Länas gegen den auf einem Feldzug

Asiatische Königreiche

175—164

wider Ägypten begriffenen syrischen König Antiochos IV. Epiphanes (§ 146), der sonst als ein begeisterter Anhänger und Freund der Römer galt. Der römische Abgesandte überreichte ihm ein Schreiben,

168

worin ihm der Senat Frieden mit Ägypten gebot. Als Antiochos nach dem Lesen antwortete, er wolle sich mit seinem Rate darüber benehmen, zog der Römer mit einem Stab einen Kreis um den König und sagte, ehe er diesen verlasse, müsse er ihm seinen Entschluß kundgeben. Bestürzt über ein solches Verfahren, antwortete Antiochos, er wolle tun, was der Senat für gut finde. Auch sonst mischte sich der Senat unaufhörlich in die Verhältnisse dieses Reiches ein, begünstigte Losreißungsversuche einzelner Provinzen (§ 149), beschützte die Kronprätendenten gegenüber den herrschenden Königen und führte so den allmählichen Zerfall des Seleukidenreiches herbei (§ 146). Nicht anders erging es in Ägypten, dem ebenfalls alle auswärtigen Besitzungen, außer Kreta und Cypern, abgesprochen wurden, und in dem in Wirklichkeit die römischen Diplomaten die Regierung führten (§ 148).

Politische Grundsätze der Römer

So trieb denn in dem unglückseligen hellenischen Osten alles darauf hin, die früher freien Staaten in von Rom abhängige Provinzen zu verwandeln. Nicht das Genie der leitenden römischen Beamten aber war es, was das neue Großreich formen half, sondern der konsequent harte Charakter des römischen Volks. Mögen die Unterworfenen im Orient noch so verächtlich gewesen sein, eine so schonungslose Unterdrückung seitens der römischen leitenden Kreise hatten sie nicht verdient. Es wurde zwar in römischen vornehmen Kreisen viel von Humanität und Edelsinn gesprochen; einzelne Mitglieder mögen sie auch empfunden haben, aber die römische Orientpolitik war von diesem Vorwurf frei. Nach der Niederwerfung Makedoniens und Griechenlands wagten es nur noch barbarische Völker, die Roms Macht nicht kannten und selbst

nichts zu verlieren hatten, ernstlich zu widerstehen. Alles aber, was Kulturstaat hieß entlang dem Oststrande des Mittelmeeres, wand sich in den letzten Todeszuckungen der sterbenden Freiheit und Selbständigkeit. Dabei lief die eigensüchtige Politik der Römer anfangs darauf hinaus, diese Staaten nur auszunutzen, nicht zugleich auch Pflichten für sie zu übernehmen.

Jedoch war dieses Streben der Römer, überall die Welt unter ihre Suprematie zu beugen, aber die besiegten Kleinstaaten nicht ihrem Reiche einzugliedern, die Herren der Welt zu sein und doch nichts für sie tun zu wollen, auf die Dauer nicht durchzuführen. Denn die neugebildeten Kleinstaaten im Orient erwiesen sich als nicht lebensfähig. Dazu kam die wachsende Begehrlichkeit der römischen Kaufleute, die, mit dem politischen Vorteil ihres Vaterlandes nicht zufrieden, die neugewonnenen Territorien auch wirtschaftlich auszubeuten strebten. Das war am ehesten möglich, wenn die östlichen Handelsstädte vernichtet wurden und aus den Klientelstaaten neue Provinzen entstanden. Dann waren die Konkurrenten beseitigt, und bei der Art der römischen Steuererhebung durch Pächter (§ 189), einem Privileg, das die römischen Handelsherren für sich allein beanspruchten, bot sich ein reiches Feld für mühelosen und ergiebigen Gewinn.

So wurde denn die bisherige Klientelpolitik durch eine Einverleibungspolitik ersetzt, zu der die Schwäche der Kantonstaaten geradezu aufforderte. In Makedonien, wo das Volk von jeher an die königliche Gewalt gewöhnt war und die neue republikanische Ordnung keinen Anklang fand, erhob neunzehn Jahre nach der Schlacht bei Pydna ein angeblicher Sohn des Perseus, ermuntert durch die anfänglichen Erfolge der Karthager im dritten punischen Krieg (§ 200), in Makedonien die Fahne der Empörung und fand bei der leichtgläubigen, zwieträchtigen und der römischen Bevormundung überdrüssigen Bevölkerung von Makedonien und Thessalien Anhang und Anerkennung. Dies gab den Römern die Veranlassung, nach Besiegung des geheimnisvollen Betrügers Andriskos, gewöhnlich der falsche (Pseudo-)Philipp genannt, der sich ebenfalls für den Sohn des Perseus ausgab, durch Q. Caecilius Metellus Makedonien in eine römische Provinz zu verwandeln. Epirus, Apollonia und Südillyrien wurden dazugeschlagen, und eine neue gewaltige Heerstraße (die via Egnatia von Dyrrhachium bis Thessalonike) verband das Jonische und Ägäische Meer. Zugleich führte man von 148 an eine besondere Jahresrechnung (Provinzialära) für Makedonien ein. Einzelne Regungen des Nationalsinnes der Makedonier, die ihre alte Weltstellung und ihre ruhmreiche Dynastie nicht vergessen konnten, wurden in der Folge leicht unterdrückt.

Einverleibungspolitik

149—148

Makedonien Provinz 148

Dem Falle Makedoniens folgte die Einverleibung Griechenlands auf dem Fuße. Der Parteihaß, der nach dem Krieg mit Perseus in allen Städten und Staaten eine Herrschaft des Schreckens, der Verfolgung und Beraubung begründet hatte, brachte wie ein verheerendes Unwetter weit und breit nur Verwüstung und Ruin hervor. Dazu kamen offenbare Begünstigungen einzelner Staaten durch die Römer; vor allem Athen nützte seine Günstlingsstellung aus und suchte

sich in Böotien (Oropos) auszubreiten. Des Einflusses ihrer kunstreichen Beredsamkeit wohl bewußt, schickten sie, trotz offenbaren Unrechts, ihre
Sophistengesandtschaft 155 besten Redner Kritolaos, Karneades und Diogenes nach Rom und machten auf die Römer den tiefsten Eindruck, so daß sie ungestraft das Recht verletzen konnten (§ 204). Ein weiterer Schaden war, daß die besten Elemente des Volkes unter nichtigen Vorwänden in Italien festgehalten wurden und somit die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten an Leute fiel, die dazu keineswegs berufen waren. Dies trat am deutlichsten am achäischen Bunde hervor, der seine besten Leute hatte hergeben müssen, ohne daß je ein Richterspruch des Senats dies Verfahren gerechtfertigt hätte. Erst siebzehn Jahre später kehrten die Überlebenden in die Heimat zurück. Sie fanden entsetzliche Zustände vor. Das Land war entvölkert, Handel und Gewerbe lagen darnieder, und die Instinkte der Massen nahmen sozialistische Färbung an. Der Haß der Heimgekehrten gegen Rom brachte sie an die Spitze der Geschäfte und entfachte den letzten hellenischen Verzweiflungskampf. Dieser fiel mit dem Wunsche der Römer zusammen, den achäischen Bund zu beseitigen.

Äußerer Anlaß des Kampfes Den Anlaß zu dem Kampfe boten innergriechische Streitigkeiten zwischen den bisherigen oligarchisch und römerfreundlich gesinnten Regierungen und der neuaufgekommenen Demokratie. Der achäische Bundes-
148 hauptmann Diaios hatte sich eines schmutzigen Handels schuldig gemacht und suchte Ablenkung nach außen, indem er das dem Bunde gezwungen beigetretene Sparta angriff und schlug. Sofort griff Rom ein. Um den ewigen Klagen der Spartaner und anderer Griechenstaaten über Vergewaltigung durch den achäischen Bund ein Ende zu machen, schickten
147 die Römer den L. Aurelius Orestes als Gesandten nach Korinth, welcher der dort versammelten Bundesbehörde verkündete, daß Sparta und Korinth, sowie Argos, Orchomenos und Herakleia in Malis nicht länger zum achäischen Bund gehören sollten, denn diese Orte ständen mit den Achäern nicht in Stammverwandtschaft. Dieser Machtspruch, der dem achäischen Bund seine wichtigsten Glieder entreißen sollte, reizte das Volk zur Wut. Die Spartaner, die man für die Urheber des Senatsbeschlusses hielt, wurden allerorten angefallen, mißhandelt, getötet, die
146 römischen Gesandten verhöhnt und beschimpft. Der für das Jahr 146 erwählte achäische Bundesfeldherr Kritolaos, ein heftiger Feind der Römer, der auf die gleichzeitigen Verwicklungen in Afrika und Spanien rechnete, weckte die Leidenschaften der unteren Volksklassen. Man schalt auf Rom, schmähte die Botschafter, und erklärte den Krieg an Sparta.

Untergang des achäischen Bundes 146 Da erteilte der Senat dem noch in Makedonien weilenden Q. Caecilius Metellus die Weisung, gegen den achäischen Bund mit den Waffen vorzugehen. Metellus besiegte die unter Kritolaos gegen ihn anrückenden Achäer in zwei Schlachten bei Thermopylä und bei Skarpheia in Lokris, mußte aber die Vollendung des Kriegs seinem ungebildeten Nachfolger L. Mummius überlassen, der nach dem Sieg bei Leukopetra am Isthmos auf Befehl des Senats,
Zerstörung von Korinth 146 der von den römischen Kaufleuten beherrscht wurde, das reiche Korinth erstürmte und zerstörte und den Wiederaufbau der Stadt mit einem Fluche untersagte. Die Einwohner von Korinth wurden erschlagen

oder in Knechtschaft abgeführt, die Kunstschätze teils zerstört, teils verkauft oder nach Rom gebracht; damit war für die römischen Kaufleute die Konkurrenz dieser alten Handelsstadt beseitigt. Die sonst an der Erhebung beteiligten Städte mußten ihre Mauern schleifen und hatten durch Hinrichtung oder Verkauf zahlreicher Bürger viel zu erleiden. Der achäische Bund löste sich auf; sein letzter Feldherr, Diaios von Megalopolis, der dem bei Skarpheia gefallenen Kritolaos im Strategenamt nachgefolgt war und durch seine blinde Überhebung das letzte Unglück verschuldet hatte, nahm sich das Leben durch Gift. Griechenland wurde als zinspflichtiges Land unter Roms Hoheit gestellt und dem Statthalter von Makedonien untergeordnet; erst später (um das Jahr 30 v. Chr.) ist es unter dem Namen Achaja in eine besondere Provinz verwandelt worden.

Griechenland Provinz

Fortan schalteten die Ruten und Beile des römischen Prokonsuls auch in Griechenland. Doch wurde das hellenische Volk mit größerer Milde und Schonung behandelt als die Barbaren in anderen Ländern; die heimischen Gesetze und Einrichtungen blieben bestehen, die Besteuerung war nicht drückend und diente nur zur Erhaltung der inneren Ruhe und Ordnung; das Gemeindeleben wurde dadurch besser geordnet, daß die Römer die demokratischen Städteverfassungen beseitigten und die Verwaltung einem aus den vermögenderen Gemeindebürgern gebildeten Rat in die Hände gaben. Bei diesem Organisationswerke leistete Polybios seinem Vaterlande manchen trefflichen Dienst und suchte das schwere Unglück, das er nicht hatte abwenden können, so viel als möglich zu mildern. Daß sich Griechenland trotz der großen Ruhe, die nunmehr eintrat, nicht wieder zu erheben vermochte, lag nicht minder in der eintretenden Verarmung und Verödung des Landes als in dem ganzen griechischen Nationalcharakter. Dem Hellenenvolke war der alte hellenische Sinn entschwunden. Darum hatten die Philhellenen unter den Römern den Versuch, das Land ihrer Ideale frei zu machen, aufgeben müssen, und aus dem Freunde ward der Untertan. Wenn auch die harte römische Politik große Schuld am Gange der Ereignisse tragen mochte, der Vorwurf kann den Hellenen nicht erspart bleiben, daß ihre immer von neuem bewiesene Unfähigkeit, bestehenden Verhältnissen sich anzupassen, sie zum Abgrund riß.

Behandlung der Griechen

Nach diesen Erfolgen spannen sich die Maschen des Netzes immer enger um die Kleinstaaten des Orients, die ihr Heil, ja ihre Existenz allein auf der Gunst Roms beruhen sahen. Durch kluge und weitausgreifende Politik gelang es den Römern fast ohne Schwertschlag, sich der westasiatischen Kleinreiche nach und nach zu bemächtigen und aus ihnen die Provinz Asien zu bilden, deren Grenzen ganz allmählich, aber unaufhaltsam nach Osten rückten, und die eine selbst für die Beutel der römischen Optimaten unerschöpfliche Fundgrube zu bilden bestimmt war. Das erste Reich, das ihnen solchermaßen zufallen sollte, war die Schöpfung des Attalidenhauses, das Königtum von Pergamon, dem bald andere Reiche folgten.

Die Römer in Kleinasien

Attalos III. Philometor (138—133), ein grausamer und wunderlicher Fürst, machte bei seinem Tod testamentarisch die Römer zu Erben seines Reichs und seines gesamten Vermögens (§ 147). Dieses Vermächtnis bereitete dem Senat große Verwicklungen. In Rom selbst fiel die Erbschaft als neuer Erisapfel unter die hadernden politischen Parteien (§ 206); in Asien dagegen erhob Aristonikos, der natürliche Sohn des verstorbenen Königs, die Fahne der Empörung und kämpfte, unterstützt von einzelnen Fürsten und Freistädten Kleinasiens, an der Spitze eines beträchtlichen Söldnerheeres und freigelassener Sklaven, mit Glück und Erfolg längere Zeit wider die römischen Legionen. Der Konsul und Oberpontifex P. Licinius Crassus Mucianus, einer der reichsten und gebildetsten Männer Roms, wurde von ihm besiegt und von seinen thrakischen Lanzenträgern erschlagen. Bald aber wendete sich das Glück; Aristonikos wurde von M. Perperna geschlagen und als Gefangener nach Rom geführt, wo er eines gewaltsamen Todes starb. Pergamon aber ward das Kernland und die Hauptstadt der neuen von dem Konsul M'. Aquillius eingerichteten Provinz Asia. In ihr griff eine neue bedeutsame Steuer-

Einverleibung des Königreichs Pergamon

131

129

politik Platz (§ 189), denn die Römer behandelten auch das durch Vertrag erworbene Land als Eroberung, führten den Zehnten ein und dieser wurde zufolge der lex Sempronia (§ 207) seit 122 durch die Steuerpächter (publicani) direkt erhoben.

Von hier aus vollzog sich nun allmählich die weitere Eroberung Asiens; es begann die großartige Einverleibungspolitik der Römer, die Schritt für Schritt vorwärts ging, und die Fäden spann, die schließlich ganz Vorderasien bis an den Euphrat und Tigris römisch machten

D. Die Unterwerfung des Westens (149—133).

Besorgnis vor Karthago

§ 200. Der dritte Punische Krieg (149—146). Zu gleicher und nicht viel späterer Zeit erfüllten sich die Schicksale der Länder im Westen des Mittelländischen Meeres. Doch handelt es sich hier nicht nur um den Übergang lebensunfähiger Klientelstaaten in abhängige Provinzen, hier wirkten auch, noch mehr als im Osten, alte und neue Leidenschaften der Römer mit, um denselben Umwandlungsprozeß vollziehen zu helfen. Der Haß, der früher den Römern gegen die Phöniker in Afrika die Waffen in die Hand gedrückt hatte, und die Besorgnis, daß der römische Staat in merkantile Abhängigkeit von dem semitischen Kaufmann geraten könne, dauerten immer noch fort. Die Besorgnis schien begründet,

Neuer Aufschwung Karthagos

denn nach den Niederlagen des zweiten Punischen Kriegs war Karthago durch Binnenhandel und Ackerbau in der Stille wieder zu einigem Wohlstand aufgeblüht, besonders seitdem es Hannibal gelungen war, eine bürgerliche Verwaltung zu begründen, die Ordnung und Recht mit billigem Sinne schirmte und handhabte und den Staatshaushalt so verständig und umsichtig leitete, daß den Römern die Kriegssteuern entrichtet werden konnten, ohne daß die Bürger mit außerordentlichen Lasten gedrückt wurden. Dieser Aufschwung weckte aufs neue den Neid der Römer und gab den aufreizenden Reden des M. Porcius

seit 157

Cato, der aus Besorgnis vor dem noch immer reichen und mächtigen Handelsstaat stets die Zerstörung der nebenbuhlerischen Stadt anriet, immer mehr Nachdruck (ceterum censeo Carthaginem esse delendam). Die römischen Kaufleute, die nach Vernichtung der reichen Geld- und Handelsstadt Karthago in deren Erbschaft einzutreten hofften, schürten die Flamme des Hasses. Erwünschte Gelegenheit, um in die afrikanischen Verhältnisse einzugreifen, bot sich den Römern zu jeder Zeit. Denn sie hatten ja den Karthagern in dem numidischen König Masinissa (§ 195) einen ewigen Peiniger gesetzt, dem sie das Bild eines großen numidischen Reichs mit Karthago als Hauptstadt vorgaukelten, und den sie im stillen zu allerhand Übergriffen ermutigten. Nach

196

Hannibals Verbannung und Tode fehlte den Karthagern zwar ein anerkanntes politisches Haupt; aber sie hatten noch tüchtige Männer genug, um des Staates Wohlfahrt zu fördern.

Nachdem Rom im Osten das Mittelmeerbecken zu einem römischen Binnensee gemacht hatte, schien derselbe Vorgang sich auch im Westen

Masinissa gegen Karthago 161

zu vollziehen. Masinissa, von der herrschenden Gesinnung in Rom unterrichtet und des römischen Schutzes versichert, vergrößerte sein Gebiet auf Unkosten der Nachbarn, riß unter dem Vorgeben alter Rechte und Ansprüche eine Menge Ortschaften und blühender Land-

striche, vor allem die sogenannten Emporien an der kleinen Syrte, an sich und reizte die Karthager durch fortwährende Grenzstreitigkeiten und ungerechte Übergriffe. Diese hielten loyal an den Friedensbedingungen fest und suchten jede Reibung mit Rom zu vermeiden; jedoch dort stand es fest, daß nach der Bezwingung des Ostens der Wohlstand Karthagos nicht mit Roms Interesse vereinbar sei, und als die Karthager merkten, daß das schiedsrichterliche Urteil der Römer stets zugunsten des befreundeten Numiders ausfiel, griffen sie auf Anregung der Patriotenpartei, namentlich des Feldherrn Hasdrubal, zu den Waffen und verteidigten die von Masinissa widerrechtlich beanspruchten Gebiete.

Dies galt in Rom als Friedensbruch und gab die willkommene Veranlassung zu einer Kriegserklärung. Die Karthager flehten um Schonung. Sie boten die vollständigste Unterwerfung an und lieferten auf Verlangen zuerst 300 angesehene Geiseln, dann ihre Waffen und alle Schiffe aus. Als aber der Ausspruch erfolgte, Karthago solle niedergerissen werden und den Einwohnern nur vergönnt sein, sich mindestens zwei Meilen vom Meer entfernt aufs neue anzusiedeln, da beschlossen sie, sich lieber unter den Mauern ihrer Häuser zu begraben, als den geliebten Boden der Vaterstadt und „die altgewohnte teure Meeresheimat" aufzugeben. Denn dem antiken Menschen galt der eigentliche Mittelpunkt des Vaterlands in noch weit höherem Maße als uns für das höchste Lebensgut: hier ruhten die Ahnen, hier wohnten die Götter; der Patriotismus war den Alten ein Teil ihrer Religion. Und daraus vermag man die Zähigkeit zu verstehen, mit der die Punier den geliebten Boden bis zum letzten Atemzug verteidigten. Eine furchtbare Wut erfaßte die Volksmenge. Sie vergriff sich an den Beamten, die zur Auslieferung der Geiseln und Waffen geraten hatten, sie tötete die Botschafter, die die Schreckenskunde überbracht hatten, sie zerriß die in der Stadt weilenden Italiker. Bald richtete sich die Wut gegen den äußeren Feind und füllte alle Stände und Geschlechter mit kühner Entschlossenheit und mit dem Vorsatze einer todesmutigen Verteidigung. Die Stadt glich einem Kriegslager; die Tempel wurden in Werkstätten verwandelt, wo Tag und Nacht Waffen und Schilde geschmiedet, Wurfgeschütze bereitet, Maschinen gezimmert wurden. Man riß Gebäude ein, um Balken und Eisen zu bekommen; man füllte die Mauern mit Katapulten, Steinen und Geschossen, die Frauen schnitten ihre Haare ab, um daraus Sehnen für die Kriegsgeschütze zu flechten.

Friedensvorschläge

148

Karthagische Rüstung

Solchem begeisterten Aufschwung vermochten selbst die kriegsgeübten Legionen der Römer, die von unfähigen Feldherren geführt wurden, nicht zu widerstehen. Mehrmals zurückgeschlagen, gerieten sie in eine so bedenkliche Lage, daß sie dem durch Adoption in die Familie der Scipionen (§ 198) gelangten Sohne des Aemilius Paullus, P. Cornelius Scipio Aemilianus, der allein von den libyschen Feldern Ehre heimgebracht und bereits mehrfach Proben hohen Feldherrntalents abgelegt hatte, vor dem gesetzlichen Alter die Konsulwürde mit diktatorischer Gewalt erteilten. Dieser setzte sich in Utika, das sich ohne Schwertstreich ergab, fest und bezwang die karthagische Feldarmee bei Nepheris 147/46; darauf schnitt er, nachdem die erschlaffte Manneszucht

Beginn des Kampfes

147

Belagerung Karthagos 147—146

im Lager wieder hergestellt war, Karthago durch Mauern und Dämme zu Wasser und zu Lande von aller Zufuhr ab und bewirkte dadurch, daß Hunger und Seuchen in der Stadt zu wüten begannen. Dennoch wollten die Einwohner nichts von Ergebung hören. Hasdrubal ließ alle römischen Gefangenen auf die Mauerzinnen bringen und sie vor den Augen des Belagerungsheeres nach grausamen Martern in die Tiefe stürzen. Endlich gelang die Eroberung nach einem sechstägigen, mörderischen Kampfe in den Straßen der unglücklichen Stadt. C. Laelius, der Freund der Scipionen, drang an einer unbewachten Stelle in die Stadt ein; man bemächtigte sich der Binnenhäfen und des Marktes, und nun begann der entsetzlichste Vernichtungskampf.

Appians Bericht über die Eroberung Karthagos

Der Verzweiflungskampf wird uns von Appian in den lebendigsten Farben geschildert. Karthago selbst bestand aus der Vorstadt Megara (Magalia), der Altstadt (Byrsa) und der Hafenstadt im Süden mit den beiden künstlichen Häfen, von denen einer Kothon hieß. Es war eine enge winkelige Stadt mit riesenhaft hohen Häusern, viel zu klein für das Menschengewimmel, das sie beherbergte, und für den Herrschersitz eines so großen Reichs. Hier entspannen sich die letzten grauenvollen Szenen. Die Römer mußten von den festungsartigen Gebäuden eins nach dem andern erobern und konnten nur dadurch zum Ziele gelangen, daß sie von Dach zu Dach oder quer über die Straße in die Häuser eindrangen, alles niederstoßend, was ihnen in den Weg kam. Die Mordgier der ergrimmten Krieger und ein furchtbarer Brand brachten der Mehrzahl der Bevölkerung den Tod; der Rest rettete sich auf die Anhöhe, die den Tempel des Esmun (Askulap) trug, und flehte um Gnade, die ihnen auch zugestanden ward. Nur die Überläufer, die Scipio von der Begnadigung ausgeschlossen hatte, harrten bei Hasdrubal aus. Im Tempel auf dem höchsten Felsengipfel der Burg, wohin sich der Feldherr mit seiner Gattin und seinen Kindern begeben hatte, verteidigte sich der kleine Haufe noch einige Tage gegen die Feinde, bis Hunger und Schlaflosigkeit die letzte Kraft brachen. Als der sichere Untergang winkte, verließ der Feldherr die treuen Waffengefährten und seine Familie. Unfähig, dem Tode mutvoll ins Auge zu blicken, entwich er und flehte die Gnade des Siegers an. Da steckte die verlassene Schar den Tempel in Brand und suchte den Tod in den Flammen; als aber Hasdrubals Gattin den feigherzigen Gemahl zu den Füßen des Römers erblickte, „da schwoll der Karthagerin das stolze Herz über diese Schändung der teuern untergehenden Heimat", und mit bitterem Hohne dem unwürdigen Manne zurufend, doch ja sein teures Leben sorgfältig zu schonen, tötete sie ihre beiden Kinder und stürzte sich mit ihnen in die lodernde Glut. Damit war der Kampf zu Ende; im Lager herrschte Jubel und Freude, aber Scipio, der mit seinem Freund Polybios dem Werke der Zerstörung zusah, vergoß Tränen, und der Vergänglichkeit aller irdischen Macht gedenkend, sprach er die homerischen Worte: „Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt, Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs." In dem Schicksal Karthagos ahnte er die Zukunft der eigenen Vaterstadt.

Afrika Provinz

Die 50 000 Gefangenen, die das Schwert verschont hatte, wurden von dem Sieger, der fortan den Beinamen des jüngeren Afrikaners (Africanus minor) führte, in Sklaverei geführt und teils verkauft, teils zum langsamen Verschmachten im Kerker verdammt. Hierauf befahl der Senat, der, wie bei der Zerstörung Korinths (§ 199), hierbei im Interesse der römischen Kaufleute handelte, die Stadt Karthago mit den umliegenden Ortschaften dem Erdboden gleich zu machen, über die öde Stätte den Pflug zu führen und Grund und Boden auf ewige Zeiten mit einem Fluch zu belegen. Ein siebzehntägiger Brand verwandelte die stolze Beherrscherin des Mittelmeers in einen Schutthaufen, und wo die fleißigen Phöniker ein halbes Jahrtausend geschafft und gehandelt hatten, weideten fortan römische Herden. Cato und Masinissa, die Haupturheber dieses Jammers, sahen das Ende ihres Beginnens nicht mehr; beide starben im ersten Jahre des Kriegs in hohem Alter. Nach Beendigung des Zerstörungswerks wurde das unterworfene Gebiet vom Tuscafluſſe bis nach Thenae in die Provinz

149

Afrika (gewöhnlich als das prokonsularische Afrika bezeichnet) 146
umgewandelt. Die östlich daran liegenden Stücke mit den Emporien und der Tripolis Sabrata, Oea und Groß-Leptis verblieben den Numidern. Die Hauptstadt dieses Untertanenlandes ward Utica, und allmählich wandelte sich das alte Phönikerland ganz und gar in ein romanisiertes Gebiet mit besonderer Eigenart um. Phönikische Kultur, Kunst und Wissenschaft verschwanden und machten römischen und späterhin christlichem Wesen Platz, doch nicht, ohne daß gewisse Eigentümlichkeiten des karthagischen Wesens im afrikanischen Latein, der afrikanischen Verwaltung und afrikanischen Auffassung vom Christentum, für den Kundigen erkennbar (Bd. II § 14), immer von neuem durchgebrochen wären.

§ 201. Die Unterwerfung Spaniens (154—133). Um dieselbe Zeit, wo die halb abhängigen Staaten in Griechenland, Kleinasien und Nordafrika in Provinzen umgewandelt wurden, vollzog sich auch die Einverleibung von Spanien. Die Einwohnerschaft der Pyrenäenhalbinsel setzte sich aus dem vorarischen Stamm der Iberer und den später eingewanderten Kelten zusammen. Jene bewohnten den Westen und Süden der Halbinsel, vor allem aber das asturische Bergland; diese waren mehr im Norden und Osten zu Hause; aus beiden hatte sich auf dem Plateau von Castilien das tapfere Mischvolk der Keltiberer gebildet (§ 175). Als die Römer die Karthager aus dem Lande hinausgeschlagen hatten, waren die Spanier eifrig bemüht, mit den Siegern in Frieden zu leben, und hofften von diesen die Freiheit erlangt zu haben. Sie sollten aber bald merken, daß sie nur den Herrn gewechselt hatten. Das Land wurde in zwei Provinzen Spanien zwei Provinzen
geteilt: das diesseitige Spanien (Hispania citerior) bis zum Sucro (Xucar) mit der Hauptstadt Tarrako und das jenseitige (Hispania ulterior) oder Baetika bis zum Anas (Guadiana) mit der Hauptstadt Gades. Die Machtgrenzen nach dem Innern zu waren unbestimmt und verliefen in der Hauptsache in der Richtung des Saltus castulonensis (Sierra Morena). Da allein die Meeresküste in römischen Händen war und man schon wenige Meilen landein die neuen Herren kaum kannte, war es nur dann für die Habsucht der römischen Nobilität möglich, Fuß zu fassen und sich zu bereichern, wenn man sich auf den Eroberungskrieg legte. Angeblich um geordnete Zustände herbeizuführen, in Wahrheit des Gewinns wegen, zogen deshalb jahraus jahrein römische Heere in das Innere Spaniens, um den armen Bergbewohnern auch das Letzte abzupressen. In den Kämpfen mit den Eingeborenen erwarben sich die damaligen römischen Feldherren ihre Kriegserfahrung; so auch Cato, der als Konsul die widerspenstigen Spanier bezwang. Während des 195
makedonischen und syrischen Kriegs wurden nun die spanischen Stämme von Emissären der Gegner Roms aufgereizt, und es entstanden in der jenseitigen Provinz größere Unruhen (191—189), die der Prätor L. Aemilius Paullus erfolgreich niederschlug. Im diesseitigen Spanien kam es (181) zu einem Aufstand der Keltiberer, den Tib. Sempronius Gracchus überwand und vor allem durch bessere Verträge für die Zukunft vereitelte. Die Unterwerfung des Landes schritt von da ab stetig vorwärts. Gewöhnlich fanden die Römer nur wenig Widerstand;

nur zuweilen versuchten einzelne Stämme, sich mit Gewalt ihrer Dränger zu entledigen. Dies ermutigte die Römer zu immer rücksichtsloserem Vorgehen und hatte umfassende Aufstände zur Folge, die den Römern die schwersten Verluste bereiteten.

Aufstand in Südspanien

Zunächst brach 154 ein Aufstand bei den Lusitaniern und Keltiberern aus, der vom Quellgebiet des Tajo zu den Arevakern im Duerotale übergriff. Der römische Konsul Q. Fulvius Nobilior (der erste, der statt am 15. März bereits am 1. Januar sein Amt antrat) erlitt mehrere Niederlagen. Erst seinen Nachfolgern gelang es (151), die Arevaker und Vaccäer niederzuwerfen. Weniger glücklich verlief der Kampf

Aufstand der Lusitanier

gegen die Lusitanier im heutigen Portugal, die von den römischen Feldherren L. Licinius Lucullus und Serv. Sulpicius Galba mit unerhörter Härte und Grausamkeit behandelt worden waren. Empört

151

über die Treulosigkeit des letzteren, der durch das Versprechen besserer Wohnsitze 7000 Wehrlose über den Tajo lockte und dann teils niederhauen, teils als Sklaven verkaufen ließ, ohne in Rom dafür gestraft zu werden, erhoben sich die Lusitanier unter dem kühnen, hochherzigen

Viriathus

Viriathus zum Aufstand und bekämpften im „kleinen Krieg" (den

147

den Spaniern bis heute geläufigen „Guerillakämpfen") mit Erfolg die Legionen Roms. „Viriathus, als Herr und König der sämtlichen Lusitanier anerkannt, verstand es, das volle Gewicht seiner fürstlichen Stellung mit dem schlichten Wesen des Hirten zu vereinigen. Kein Abzeichen unterschied ihn von dem gemeinen Soldaten. Nie nahm er von der Beute mehr als den gleichen Teil, den er jedem seiner Kameraden zuschied. Nur an der hohen Gestalt und an dem treffenden Witzwort erkannte der Soldat den Feldherrn, vor allem aber daran, daß er es in Mäßigkeit wie in Mühsal jedem der Seinigen zuvortat, nie anders als in voller Rüstung schlief und in der Schlacht allen voran focht. Es schien, als sei einer der homerischen Helden wiedergekehrt." Er zwang den in Felsen eingeschlossenen Feldherrn Q. Fabius Maximus Servilianus zu einem Frieden, worin die Lusitanier als selbständig und Viriathus als ihr König anerkannt wurden. Aber dieser Vertrag wurde, wie einst der mit dem Samnitenführer in den caudinischen Pässen (§ 182), gebrochen und neue Heere abgeschickt. Tapfer widerstand der lusitanische Held der Übermacht der Römer, bis auch im nördlichen

139

Spanien das römische Heer durch einen Vertrag mit Numantia frei geworden war und die Übermacht hatte. Jetzt versuchte er Frieden um jeden Preis zu schließen; dadurch wurde er aber seiner Umgebung verdächtig, und nunmehr gelang es den Römern, durch Ränke und Verführung Zwietracht und Verrat unter den Lusitaniern zu erzeugen, infolge deren Viriathus von seiner nächsten Umgebung während des Schlafes in seinem Zelte getötet wurde. Die Lusitanier ehrten den herrlichen Mann durch eine Totenfeier, wie sie noch nie im Lande gesehen worden war, und versuchten dann unter Tautamus den Kampf weiterzuführen; jedoch besaß der neue Feldherr weder das Geschick seines Vorgängers noch sein Glück. Nach einem verfehlten

138

Vorstoße der Lusitanier gegen Sagunt wurde ihr Heer beim Übergang über den Bätis gänzlich vernichtet und das Land völlig unterworfen

Die Doppelprovinz des jenseitigen Spanien umfaßte nunmehr auch das bisher freie Lusitanien (Portugal nebst der spanischen Provinz Estremadura) und späterhin auch den Küstenrand von Gallaecia. 136

Aufstand in Nordspanien

Fast zu gleicher Zeit, doch wesentlich heftiger, tobten die Kämpfe auch im nördlichen Spanien, wo vor allem im Tale des oberen Duero die Keltiberer, deren Hauptstadt Numantia auf einem Felsriegel lag, sich heldenmütig für ihre Freiheit schlugen. Seit 143 mit den Lusitaniern verbündet, hielten die Arevaker den Römern tapfer stand. Deren Feldherren zeigten sich so kläglich, daß sie durch die Numantiner beständig geschlagen wurden. Einem billigen Frieden, der (140) mit Q. Pompejus abgeschlossen worden war, hätten sie sich wohl gefügt, aber der Senat verlangte unbedingte Unterwerfung und scheute auch vor offenem Vertragsbruch nicht zurück. So begann denn der Kampf (139) aufs neue. Ergrimmt über die unerhörte Grausamkeit der römischen Feldherren, die die Städte ausplünderten, die Einwohner mordeten oder knechteten, griffen die Arevaker abermals zum Schwert und schlugen fünf Jahre lang alle Angriffe der Römer zurück. Sie setzten einem im Abzug begriffenen Heere nach, schlossen es in einer Bergschlucht ein und erzwangen von dem Konsul C. Hostilius Mancinus einen Friedensvertrag und Anerkennung ihrer Unabhängigkeit. Zugleich ließen sie, durch frühere Erfahrungen mißtrauisch gemacht, alle Oberoffiziere, unter ihnen den Kriegstribunen Tib. Sempronius Gracchus (§ 206) mitschwören, weil sie sich so besser zu sichern hofften. Aber der Senat versagte auch diesmal seine Bestätigung; er ließ den Konsul seiner Insignien entkleiden und, die Hände auf den Rücken gebunden, zu den feindlichen Vorposten führen, um durch das bekannte Gaukelwerk einer Auslieferung den Bruch des Vertrags zu verdecken, und gebot, den Krieg mit neuer Anstrengung fortzusetzen. Dennoch blieb das tapfere Bergvolk ungebeugt. Erst als der jüngere Scipio, der Eroberer Karthagos, an die Spitze des Heeres trat und die gewichene Kraft und Manneszucht ins Lager zurückführte, wurde Numantia nach verzweiflungsvollem Kampf durch Hunger zur Übergabe gezwungen. Heldenmütig töteten sich die edelsten Bürger selbst, um den Hohn der Sieger nicht ertragen zu müssen. Von dem elenden Rest, der vor den Toren erschien, las der Feldherr fünfzig der Ansehnlichsten aus, um sie in seinem Triumphe aufzuführen, die übrigen wurden in Sklaverei verkauft. Scipio (fortan auch Numantinus zubenannt) zerstörte die menschenleere Bergstadt, deren Trümmer (unweit Soria, jetzt mit großem Erfolg durch Schulten ausgegraben) noch jetzt als Denkmal eines großartigen Freiheitskampfes herniederschauen, und verteilte das Gebiet unter die Nachbarstädte. 143 138—133 137 134 Fall Numantias 133

Organisation Spaniens

Damit war Spanien im wesentlichen zur römischen Provinz geworden. Nur in dem unwegsamen kantabrisch-asturischen Bergland und am Südwestabhang der Pyrenäen bewahrten die wilden Bergstämme wie später wieder nach der Eroberung Spaniens durch die Araber (II, § 58) eine viel umstrittene Freiheit, bis sie dem großen Weltreich des Augustus einverleibt wurden. Der intelligente spanische Volksstamm, der schon früh begriff, daß für ihn nur dann ein Heil zu erwarten sei, wenn er ganz im Römerreiche aufging, wurde nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich bald ganz römisch. Lateinische Laute verdrängten immer mehr die altheimische Landessprache, römisches Wesen

drang früh tief ein, die römischen Kolonien (vor allem Italica [Sevilla] um 200 v. Chr., später Carteja bei Gibraltar 171, Olysipo [Lissabon] an der Mündung des Tajo und Valentia [Valencia] als latinische Kolonien 138) bildeten Zentren römischer Kultur, die im schnellen Siegesschritt die ganze Halbinsel eroberte, so daß diese hundert Jahre später ebenso römisch war wie Italien selbst. Damit war der Gedanke, das Mittelmeerbecken mit einem römischen Reiche zu umspannen, seiner Durchführung um ein gutes Stück näher gerückt.

Unterwerfung der oberitalischen Landschaften

Eine Nebenerscheinung der großen Kämpfe in Spanien und im Orient war die Unterwerfung der zisalpinischen Kelten, vor allem der Bojer und Insubrer, die während des Hannibalischen Kriegs bis zuletzt treu zu den Puniern gestanden hatten. Karthagische Offiziere blieben auch nach dem Friedensschluß heimlich in Oberitalien zurück und der Aufstand wurde in diesem Lande niemals ganz erstickt, sondern loderte bald da, bald dort auf. Die Kolonien Cremona und Placentia, die durch die ämilische Straße mit Mittelitalien verbunden waren, galten den unruhigen Bewohnern als eine ständige Drohung. 198 versuchte ein Keltenhaufe das letztere wegzunehmen. Dies veranlaßte zunächst die Überwindung der Insubrer 197, und dann 191 die der Bojer, die zum großen Teil ausgerottet und vertrieben wurden. In ihrem Gebiete wurde 189 die latinische Kolonie Bononia und 183 die Bürgerkolonien Parma und Mutina angelegt, und durch die Via Cassia 171 eine neue Verbindung nach dem Potale geschaffen. Das Land südlich des Po wurde so in kurzer Frist romanisiert, und die Kelten wichen bald bis an den Alpensaum zurück. Die Kolonien Pisa (180) und Luna (177) sorgten für die Sicherheit der unterworfenen Landschaften. Auch die noch unabhängigen Landschaften der nördlichen Meeresküste Italiens (Ligurien, Venetien) wurden in jenen Zeiten hinzugewonnen und ebenso ward die dalmatinisch-epirotische
168 Küste, die bisher nur teilweise römisch gewesen war, als halbabhängige Interessensphäre dem neuen Reiche einverleibt. Dazu gewann Rom in lang-
Alpengrenze 154 wierigen Kämpfen die Alpengrenze, indem es die noch freien gallischen Stämme Oberitaliens einen nach dem andern unterwarf. Hieran schloß sich
125 der erste Versuch, sich in Südgallien festzusetzen; denn M. Fulvius Flaccus brachte diese Landschaft, die spätere Provence, in Halbabhängigkeit und sein Nachfolger C. Sextius Calvinus, der die Sallyer vom Meere abdrängte,
122 gründete als Mittelpunkt der römischen Herrschaft die Festung Aquae Sextiae.

Schnell und ungeheuer war die Ausdehnung des Reiches während der letzten 150 Jahre und dieser Erfolg läßt sich nicht nur durch die zentrale Lage Italiens und den kriegerischen Sinn der Römer erklären, sondern vor allem durch die großartige Konsequenz der politischen Ordnung und die Herrschaft der Gesetze, nicht der Menschen, die in Rom regierten. In der Zeit von 275 bis 133 v. Chr. gewannen sie, selbst von den eigenwilligsten Aristokraten respektiert, die Welt; die innere Geschichte Roms während des genannten Zeitraums zeigt die Bedingungen für die äußeren Erfolge.

E. Innere Geschichte Roms bis 133.

§ 202. Verfassungs- und wirtschaftsgeschichtliche Entwicklung. Seit etwa dem Jahre 300 (§ 185) war der Ständekampf entschieden, an Stelle des niedergebrochenen Geburtsadels führte in Rom die Amtsaristokratie der Nobilität die Regierung weiter. Die Versöhnung der Stände war die Voraussetzung der äußeren Siege; zugleich aber brachten es die Bedürfnisse des mächtig seine Grenzen erweiternden Großstaates mit sich, daß einerseits die Befugnisse der Volksversammlungen immer mehr ihre Bedeutung verloren, da dem souveränen populus die Sachkenntnis in den zu beurteilenden Angelegenheiten abging, anderseits die jährlich wechselnden Beamten, wenn auch nicht dem Rechte, so der Sache nach lediglich zu ausführenden Organen wurden.

Die eigentliche Regierung war der Senat. Solange hier die rechtlich gesinnten und menschlich denkenden Elemente die Oberhand hatten, war dies die beste Lösung, um die uralte Stadtverfassung beizubehalten und den Staat doch zur Weltmacht auswachsen zu lassen. Leider zeigte sich aber gar bald, schon vor dem hannibalischen Kriege, daß Hochmut und Habsucht in den Reihen der Nobilität um sich griffen. Neben dem grundbesitzenden Amtsadel traten bald die Großkaufleute (equites Ritter) hervor; sie besonders betrieben die Einverleibungspolitik, da jede neue Provinz auch ein finanzielles Ausbeutungsobjekt darbot (§ 205). Der Gegensatz beider Gruppen der Nobilität hatte sich schon früher öfters in der Kriegführung und auswärtigen Politik gezeigt; seit etwa 150 überwogen die Großkaufleute (§ 199), wie die Behandlung von Korinth und Karthago, den beiden wichtigsten Handelskonkurrenten, zeigt. Im Innern führte die Massenhaftigkeit des Reichtums neben einer immer weiter greifenden Besitzlosigkeit der großen Mehrzahl der römischen Vollbürger zu gewaltigen sozialen Zuckungen, die schließlich den Untergang der Nobilitätsregierung und die Errichtung eines Militär- und Beamtenstaates unter einem Monarchen herbeiführen sollten.

Amtsadel und Geldadel

Das wichtigste Machtmittel, das der Senat besaß, war die ihm völlig überlassene Verwaltung und Verwendung der Finanzmittel des Staates. Obwohl die frühere Mißwirtschaft der Okkupationen (§ 169) dem Volke hätte eine Lehre sein können, ließ man den Senat doch gewähren. Dieser gewann, da die meisten Gelder für öffentliche Bauten verwendet wurden, damit einen ungeheueren Einfluß auf die niederen Kreise des Volks, die zum größten Teile aus öffentlichen Mitteln Arbeit und Lohn zugewiesen erhielten. Da der antike Mensch vom Staate in noch höherem Grade als heute sein materielles Wohl gesichert und gefördert zu sehen wünschte, befand sich das Volk dabei wohl und fand auch seine sozialistischen Ansichten und Wünsche hinreichend befriedigt. Weiterhin fiel dem Senat die Oberaufsicht über das Heer und die gesamte, äußere und innere, Verwaltung, vor allem auch die stark militärische Provinzialverwaltung zu. Er stellte den einzelnen Beamten ihre Aufgaben, er bestimmte die Dauer der einzelnen Kommandos und die Höhe der zu verwendenden Truppenkontingente, er übte die Hoheit in Italien direkt, und in den Provinzen durch seine Statthalter (Prokonsuln und Proprätoren mit konsularischer Gewalt) aus. Daraus ergibt sich ferner, daß der Senat, wenngleich ihm der Form nach nur eine beratende Stimme zukam, auch das entscheidende Wort in der auswärtigen Politik zu sprechen hatte; hierbei konnte die römische Kurie selbst nüchternen Betrachtern als eine Versammlung von Königen erscheinen (§ 184). Ebenso griff der Senat in die Rechtspflege und den Kultus ein. Keine andere Körperschaft der Welt, nicht die venezianischen Nobili oder das englische Parlament, haben einen ähnlichen Einfluß ausgeübt; die hohe Weisheit und politische Klugheit, mit der der Senat regierte, haben ihn zu der mächtigen Stellung gehoben, die er zwei Jahrhunderte lang inne hatte. — Zusammengesetzt war der Senat aus den hervorragendsten Männern des Volkes, die entweder im Kriegsdienste oder als Beamte des Staates sich bewährt hatten und ein gewisses Vermögen (400 000 Sesterzen) besaßen. Je mehr die Ämter sich vervielfachten, desto mehr Kenner der verschiedensten Verwaltungszweige kamen hinein. Da das Recht der Zensoren, Unwürdige zu beseitigen, nur in äußerst seltenen Fällen ausgeübt wurde, war die Würde des Senators faktisch lebenslänglich. Nur den früheren Inhabern kurulischer Ämter, d. h. solcher, deren Inhabern ursprünglich der Sitz auf der sella curulis (§ 166) zustand, d. h. Konsuln, Zensoren, Prätoren, kurulischen Ädilen, Quästoren (§§ 168, 172, 179, 217) war es erlaubt, an der Debatte, die von dem berufenden Beamten eingeleitet ward, teilzunehmen, und hier waren wiederum die höheren Ämter und früheren Jahre der Bekleidung für die Reihenfolge der Redner maßgebend. Der Vorsitzende (in der Regel ein Konsul) hatte allein das Recht, Anträge zu stellen, Redner nach der Reihenfolge zuzulassen und Abstimmungen zu veranstalten. Die letzteren fanden in der Regel so statt, daß man öffentlich vom Platze aus sein Votum

Finanzen

Heer

Regierungsform des Senats

abgab, oder daß die widerstreitenden Parteien auseinander traten und ausgezählt wurden; geheime oder Zettelabstimmungen waren nicht üblich. Bei der Stimmabgabe vom Platze aus hatte jeder das Recht, sein Votum ausführlich zu begründen, eine Gelegenheit, die bisweilen benutzt wurde, um auch andere Gegenstände mit in die Debatte zu ziehen. Die fungierenden Beamten stimmten nicht mit. Der Beschluß wurde gewöhnlich als senatus auctoritas bezeichnet und erhielt erst gesetzliche Kraft, wenn der Konsul durch Unterschreiben des Protokolls ihn zum senatus consultum erhob; jedoch hat niemals ein Konsul einem solchen „Rate des Senats", der in der Regel schriftlich protokolliert wurde, seine Zustimmung versagt. Die Senatsverhandlungen fanden meist im Rathaus (curia Hostilia) statt; nur wenn man einen Magistrat cum imperio (der nicht innerhalb der Stadtmauern [pomoerium] weilen durfte) zuziehen wollte, hielt man die Sitzung außerhalb, meist in einem Tempel ab. Berufen wurde sie auf Antrag eines Beamten durch einen Herold, konnte nur am Tage abgehalten werden und wurde durch einen Magistrat mit feierlicher Formel geschlossen.

Jährliche Beamte

Die römische Regierung stellte also den Inbegriff der Weisheit eines politisch hochbegabten Volkes dar. Von den jährlich wechselnden Beamten läßt sich das gleiche nicht sagen. Sie waren gewöhnlich mittelmäßig, oft sogar sehr ungeschickt und unbrauchbar; jedoch hielt sie alle der starke Arm und die überlegene Klugheit des Senats. Es kam wenig darauf an, wenn die Feinde die einzelnen römischen Feldherrn mehrmals schlugen, wie Philipp und Perseus taten; schließlich mußten sie doch der zähen Ausdauer des römischen Senates erliegen. Die seit Gründung der Republik bestehende Einrichtung des jährlichen Amtswechsels ließ sich nicht mehr in allen Zweigen der Staatsverwaltung aufrecht erhalten; bisweilen mußten die Kommandos verlängert oder mit außerordentlichen Befugnissen ausgestattet werden. Die Beamten waren während ihrer Amtsdauer unabsetzbar und unverletzlich. Das System der Teilung der Macht hinderte den Mißbrauch der Amtsgewalt wenigstens dem Römer gegenüber. Schlimm war das Einreißen der Amtserschleichung (ambitus), ein Unfug, gegen den alle Gesetze

Lex Villia annalis

nichts helfen wollten. Seit dem Jahre 180 stand wenigstens durch das Gesetz des Villius das Lebensalter fest, vor dem niemand eine Beamtenstelle erhalten durfte (mit 31 Jahren Quästor, 37 Ädil, 40 Prätor, 43 Konsul).

Imperium

Der wichtigste Teil der Beamtenbefugnisse lag in der Militärgewalt, die zunächst die beiden Konsuln, bekleidet mit dem imperium, ausübten. Hier bildeten sich im Felde zuweilen fast unbeschränkte Machthaber heraus, wie z. B. die Scipionen in Spanien. Die Konsuln waren oft unfähige Militärs und ließen ihren Soldaten, mehr als billig, eine rohe und

Heer

unmenschliche Kriegführung zu. Das Heer beruhte im wesentlichen auf den alten Grundlagen (§ 167) und ward noch immer auf die allgemeine Wehrpflicht aufgebaut (§ 185). Nur die Reiterei wurde durch Einstellung starker Bundesgenossenkontingente an Stelle der früheren Bürgerreiterei durchgreifend umgeformt. Doch hat auch diese Heeresreform keinen Bestand gehabt, da die italischen Bauern und der italische Pferdeschlag sich nicht als geeignet erwiesen, um den Reitern der Grenzländer zu widerstehen. Darum hat man schon frühzeitig Reiterregimenter aus dem Auslande angeworben, Germanen und Thraker für die schwere Kavallerie, und Afrikaner und Asiaten für die leichten Reitertruppen. Wichtig ward, daß das römische Heer dauernd, in manchen Provinzen oft jahrelang, unter den Waffen blieb. Dadurch bildete sich ein Berufskriegerstand, vor allem aber ein stehendes Offizierkorps, ohne das der neue Großstaat nicht hätte bestehen können. Am besten war die römische Infanterie; der schwächste Teil der römischen Streitkräfte bestand in der Seemacht. Das Piratenwesen wucherte, und die Seepolizei war zu schwach, um energisch auftreten zu können; die Flotte wurde in Friedenszeiten bei den Römern stets vernachlässigt. Dagegen war glänzend die Fürsorge der römischen Verwaltung für schnelle und geordnete Fortbewegung der Heere. Die großen Militärstraßen, das Kennzeichen römischer Herrschaft, werden ihr Andenken noch auf ferne Zeiten hin lebendig halten.

In der römischen Rechtspflege wurden durch die Umwandlung Roms in einen Weltstaat gewaltige Umänderungen herbeigeführt. Das alte Volksgericht, das die letzte Entscheidung hatte (§ 172), genügte nicht mehr, selbst nicht für die Prozesse in Italien oder auch nur in Rom selbst; abgesehen von der Schwierigkeit der Rechtsfragen waren die Prozesse zu zahlreich geworden, und darum schritt man zur Einsetzung bestellter und vereidigter Richter, die unter Leitung eines Beamten tagten, und von denen nicht an das Volk appelliert werden konnte. Diese Richter wurden damals (was freilich eine der umstrittensten Fragen der römischen Rechtsgeschichte ist) nur aus der Reihe der Senatoren entnommen, und diese Besetzung der Gerichtshöfe mit Berufsjuristen wurde von nun an eine der wesentlichsten Stützen der Senatsherrschaft. Es waren dies die Decemviri stlitibus iudicandis, die zunächst wohl vom Senat, später im zweiten Jahrhundert unter Leitung des Stadtprätors von den Tributkomitien gewählt wurden. Sie hatten alle Privatklagen unter sich, die früher nur der Stadtprätor als Einzelrichter entschieden hatte, und sind später (in einer nicht mehr genau bestimmbaren Zeit) durch das Centumviralgericht ersetzt worden, das schon Cicero bekannt war. Mit diesen Dezemvirn verbanden sich die tresviri capitales (eingesetzt 289 v. Chr.), die Oberbeamten, die die gerichtlichen Urteile auszuführen hatten, die Münzwardeine und die städtische Wohlfahrtspolizei zu dem sogenannten Vigintivirat (ursprünglich 26 Beamte), einer Amtsstufe für vornehme juristisch gebildete Römer, die man durchlaufen haben mußte, um in die obere, durch die lex Villia gekennzeichnete, Beamtenlaufbahn einzutreten. — Aber auch diese Behörde (die naturgemäß mit jüngeren Römern besetzt ward) genügte dem steigenden Rechtsbedürfnis noch nicht. Man brauchte vor allem ständige Gerichtshöfe (quaestiones perpetuae) und besonders geschultes Personal, um die vielgestaltigen juristischen Fragen zwischen Provinzialen und Römern zu erledigen. Die stehenden Klagen der Provinzialen führten mit der lex Calpurnia zur Errichtung eines Erpressungsgerichtshofs (§ 205), der zu einer ständigen Behörde ward; an ihn schlossen sich andere derartige ständige Gerichtshöfe an, und damit war für den Amtsadel eine neue Quelle von Macht und Reichtum eröffnet, bis Gracchus ihm die Gerichtshöfe wieder nahm (§ 207). Der Prozeß selbst ruhte auf dem Satze, daß es ohne Kläger keinen Richter gab. Die Strafformen waren für Römer sehr mild, neben der Lebensstrafe gab es nur noch Verbannung oder Geldstrafen; Kerkerstrafen kannte man nur im Untersuchungsverfahren. Dagegen waren die Prozeßformen gegen die Untertanen viel summarischer und die Strafen teilweise empörend hart.

Entstehung eines Berufsrichterstandes

zwischen 242 und 227, nach Pomponius

Quaestiones perpetuae

149

Es ist begreiflich, daß nach alledem die politische Bedeutung der Volksversammlung immer mehr zurücktrat, und es ist sicher kein bloßer Zufall, daß wir über die in jene Zeit fallende Umänderung der Centuriatkomitien und ihre endgültige Verschmelzung mit den Tributkomitien so gut wie nichts erfahren; bedeutungsvolle Ereignisse verschweigt die Geschichte nicht. Sie bestand darin, daß man nach 241 (nach Mommsen erst nach 220) die nunmehrigen 35 Tribus (§ 177 Anm.) und die servianischen Centurien so vereinigte, daß die fünf Censusklassen je zwei Centurien aus jeder Tribus erhielt, im ganzen also 350 Centurien stimmten. Doch blieben die Besitzenden immer noch im Vorteil; denn die besitzlose Klasse und die Freigelassenen wurden nur in die vier städtischen Tribus aufgenommen. Auch das Tribunat, das früher so oft und entscheidend eingegriffen hatte, tritt immer mehr in den Hintergrund, und wir hören nur selten, daß einer dieser Volksbeamten auf das Handeln der Regierung Einfluß genommen hätte. Der einzige Mann, der das Zeug hatte, auch in jenen der Demokratie ungünstigen Tagen das Volkshaupt zu spielen und die Instinkte der Massen zu entflammen, war Flaminius gewesen (§ 192). Er benutzte den beginnenden wirtschaftlichen Umschwung zu dem Versuche, sich in die Höhe zu bringen und die Adelsherrschaft zu brechen; aber in den blutigen Wellen des trasimenischen Sees erlosch das kühne Beginnen. Auch die gewaltige Expansion des Staates war den demokratischen Bestrebungen nur hinderlich. Erst als der Groß-

Volksversammlung

betrieb Italien arm und die Menge besitzlos machte, als neue soziale Antriebe wieder auf die Massen wirkten, hatte die Demokratie etwas zu erwarten; während der großen Eroberungen haben die innerpolitischen Kämpfe geschwiegen, um hernach desto gewaltiger auszubrechen. Die Massen waren anscheinend zufrieden, ließen sich von der Nobilität lenken, und nur die einzelnen suchten, den Beamten des Volkes gehorchend, emporzukommen, was meistens gelang und zur Nacheiferung aufforderte. Die Regierung gab, wenn auch ungern, nach, wenn ein Emporkömmling (homo novus, gleich dem modernen selfmade man, jedoch mit der Nebenbedeutung der Unebenbürtigkeit) sich in die Reihen des Senats drängte, und so blieben dem Volk durch die Klugheit der Aristokratie die Führer versagt, die zum Erfolg zu leiten vermochten; so hielt denn die Menge, der leitenden Intelligenzen beraubt, eifersüchtig nur an den *Formen* des alten Rechts fest, während das *Wesen* der Macht unvermerkt immer mehr zu der Nobilität hinübergeglitten war.

Soziale Entwicklung

So schien Roms innere Entwicklung in die ruhigsten Bahnen gelenkt; da bereitete die wirtschaftliche Entwicklung neue Wirren vor. Nachdem es gelungen war, den altlatinischen Ackerbaustaat von der Umklammerung seitens der Etrusker und dann der Griechen loszulösen, kam der erbarmungslose Kampf mit dem phönikischen Kaufmann. Nach dessen Niederwerfung und nach der Beseitigung der griechischen Konkurrenz war Rom unbestrittene *Herrin auf dem Weltmarkt*. Nicht darum handelte es sich mehr, den Wettbewerb mit Gleichberechtigten glücklich durchzuführen; das Herrenvolk ließ die Unterworfenen für sich arbeiten und schrieb ihnen durch seine Beamten vor, wie Rom ernährt sein wolle, und in welcher Form es die Mittel zu dem für notwendig gehaltenen Aufwand zu erhalten habe. Die Steuern der Provinzen, die von großen Genossenschaften von Pächtern (§ 189) aus dem Ritterstande eingetrieben wurden, und die billigen Getreide- und Lebensmittellieferungen aus Sizilien und dem prokonsularischen Afrika ermöglichten es den Römern, ein ökonomisch stets unanfechtbares Dasein zu führen.

Weltwirtschaftliche Selbständigkeit Roms

Umschwung der Wirtschaftsform

Doch hatte dieser scheinbar so glückliche Zustand auch seine Schattenseite. Früher hatten die Italiker in ihrer überwiegenden Mehrzahl das Land ihrer Väter bebaut; die Freien waren meist kleine Grundbesitzer, und auf einer Verteilung des Landes in zahlreiche kleinere Hufen beruhte die gesamte Verfassung, die Heereseinteilung, das Wahlrecht und die gesamte Wirtschaft (§ 167). Nunmehr begann es sich nicht mehr zu lohnen, wenn man zu Karst und Hacke griff. Die schon früher bemerkte Neigung der Römer zum Großbetrieb und die Füglichkeit, durch Heeresdienst oder in der Beamtenschar reichliches Brot zu gewinnen, brachten es mit sich, daß die kleinen Betriebe immer mehr zusammenschwanden; Landwirtschaft wurde in dem den Römern direkt untertanen Teile Italiens fast nur noch im großen Stile betrieben, vor allem mit Sklaven, deren billige Arbeitshände reichlich durch die Kriege beschafft wurden; für die dauerhaftesten galten nach der Erwerbung des Ostens die Syrer. Ohne Sklaven konnte sich schon der ältere Cato (§ 204) gar kein Landgut mehr denken. Dies brachte für die ärmeren Freien, die keinen genügenden Tagelohn mehr erwerben konnten, die Notwendigkeit, sich in den Städten ihr Brot zu verdienen. Die „Flucht vom Lande" war eine ebenso geläufige Erscheinung wie heute, und in der kommenden Periode können sich die Dichter kaum genug tun in der Schilderung der Verödung und Verkommenheit von Städten, die ehemals blühende Orte gewesen waren. Das Sklavenhalten war ein Krebsschaden für das gesamte römische Volk. Wenn es an Kriegsgefangenen fehlte, wurden förmliche Menschenjagden veranstaltet, und auf Delos war die Stätte, wo man sich jede Qualität und Quantität des vielbegehrten Handelsartikels verschaffen konnte. Die Behandlung der Sklaven, besonders in den Ackerbauprovinzen, war hart, fast unmenschlich, und führte oft zu schrecklichen Aufständen. Zweimal stand ganz Sizilien unter dem Syrer Eunus und unter Tryphon (§ 219) unter Waffen, und nur die äußerste Härte vermochte die Aufstände zu unterdrücken. Dieselbe Sklavenwirtschaft sollte späterhin den italischen Ackerbau überhaupt ruinieren;

Großbetrieb

Sklaven

Eunus 136—132

denn nachdem man in Italien die Kleingrundbesitzer ausgekauft hatte, fand man, daß auch der Großbetrieb im Ackerbau neben der Konkurrenz der südlichen Länder nicht mehr lohnte, und wandelte deshalb die fruchtbarsten Strecken in Weide um, ein Unheil, dessen Folgen heute noch nachwirken.

Kapitalismus und Kampf mit der Bodenwirtschaft

Neben den Großbetrieb in der Landwirtschaft trat die immer stärkere Macht des Kapitalismus, jedoch nicht die des einzelnen, sondern von Kapitalistengesellschaften. Diese waren eine Nachbildung der Staatspächtergesellschaften für das gesamte Steuerwesen, und die kaufmännischen Assoziationen blühten schnell empor. Das rücksichtslose Streben nach Erhaltung und Mehrung des Vermögens war durchaus ein Teil der öffentlichen Moral. Denn der Geldwert sank ziemlich schnell und die Ansprüche steigerten sich. Als Maßstab für die damalige Auffassung möge dienen, daß man die Mitgift von 50 Talenten (230 000 ℳ), die jede Tochter des Scipio Africanus erhielt, als gerade nur angemessen ansah. Der kaufmännische Geist bemächtigte sich des Volks, mit aller seiner Respektabilität, aber auch Hartherzigkeit. Mommsen weist mit Recht auf den Ersatz des ritterlichen Duells durch die Geldwette (sponsio) hin. Es gab kaum einen vornehmen Mann, der nicht an kaufmännischen Geschäften teilgehabt hätte. Dadurch verschärfte sich der Gegensatz zwischen arm und reich. Das zeigt schon das Gesetz, daß es für den Beamten schimpflich sei, Geld zu nehmen, und damit nur den Besitzenden die Ehren der Laufbahn des Beamten eröffnete. Auch die Auswüchse des Kapitalismus traten hervor, das Betonen des reinen Geldgeschäfts und das gewerbsmäßige Leihen und die damit immer weiter fortschreitende Verwüstung der römischen Landwirtschaft. Schon Cato hatte davor gewarnt und als Quellen von Italiens Wohlstand Ackerbau und Sparsamkeit genannt, eine Regel, die er freilich selber nicht immer befolgt hat. Und wenngleich ein einwandfreier Zeuge uns kündet, wie reich und wohlbevölkert vor allem die norditalienischen rein ackerbautreibenden Landschaften damals waren, ist doch die Landwirtschaft nicht vor dem Eindringen kapitalistischer Anschauungen bewahrt geblieben, was die traurigen Folgen des Zusammenschwindens der Nation und die Anschwellung der Sklavenmassen nach sich zog.

Reichtum und Luxus

Freilich, zunächst hatte es den Anschein, als wenn Rom für immer das Glück an sich gebannt habe. Als unumschränkte Herrscherin gebot es über den Weltmarkt, und wahrhaft ungezählte Reichtümer flossen am Tiber zusammen. Was kunstfertige Hände zu schaffen vermochten, fand hier verständnisvolle und willige Käufer, die mit dem goldenen Lohn nicht kargten. Die gesamte Lebenshaltung wurde reichlicher und, wenn der verfeinernde Einfluß der Griechen nicht gewesen wäre, so würde sie auch wohl so üppig geworden sein wie in den früheren Großstaaten des Altertums. Vor allem die Frauen ergaben sich einem Luxus und einer Kleiderpracht, der ernste Zeitgenossen durch strenge Gesetze zu steuern suchten. Die Hauswirtschaft ging ebenfalls an die Sklaven über, und die Spezialisierung der einzelnen Dienste grenzte an das Unglaubliche und Orientalische. Die Kosten einer solchen vornehmen Haushaltung stiegen in das Ungemessene, wie die Zahl der Luxussklaven, die ein edler Römer, dessen Ahnen noch selbst hinter dem Pflug einhergeschritten waren, nötig zu haben vermeinte. Wie begreiflich, sammelte sich der Reichtum schließlich in immer weniger Händen an; die hohen Finanzleute setzten sich immer ungescheuter über alle weisen Gesetze der Vorzeit hinweg, und die Mißstimmung der täglich sich mehrenden Scharen der Armen, die bereits ihr Gut verloren hatten und auch noch um ihr Recht gebracht werden sollten, wuchs von Tag zu Tag; das Gespenst der sozialen Revolution erhob immer dräuender sein gräßliches Haupt.

Neue Einwirkungen des Orients

§ 203. Religion und Sitte. Geistige Entwicklung. Auch dort, wohin sich der Mensch flüchtet, wenn auf Erden alles versagt, vermochte der arme Römer damals nicht mehr Trost zu finden. Seine Religion und seine religiösen Vorstellungen hatten sich von jeher mehr auf eine Art Rechtsverhältnis, als auf eine gemütvolle Hingabe an Gottes allmächtiges Walten gegründet. Die alten Götter aber waren gestürzt; nur der Bauer betete noch in frommer Einfalt zu den altheimischen Gottheiten. Die Griechen konnten

auch keinen Ersatz gewähren, da bei ihnen die Philosophie längst die Theologie abgelöst hatte, als der griechische Geist auf die Römer intensiver zu wirken begann. Und da suchte denn das glaubensdurstige Herz so lange, bis es in dem orientalischen Pantheon das zu finden glaubte, was es so schmerzlich entbehrt hatte. Noch während des zweiten punischen Krieges wurde die „große Mutter" aus Pessinūs feierlich vom „besten Mann Roms" (P. Cornelius Scipio Nasica) in die Stadt geführt, und damit drang der liederliche Cybelekult für Jahrhunderte ein. Auch die orientalischen Geheimdienste fanden willige und begeisterte Anhänger. Die dem Italiener angeborene Neigung zu geheimen Verbindungen blühte gewaltig auf, und ihre heimlichen Ausschreitungen erinnern so lebhaft an die heutige Camorra oder Mafia und waren so stark, daß der Senat sich veranlaßt sah, durch ein geharnischtes Gesetz (senatus consultum de Bacchanalibus 186, das noch heute auf der Erzplatte von Teriolo in Kalabrien uns erhalten ist) dagegen einzuschreiten.

Cybelekultus 203

Die höheren Kreise Roms dagegen wandten sich voll Unmut von diesem Treiben ab; neben einer fanatischen Religionswut der großen Massen sehen wir die Besten Roms auf den lichten Höhen einer durch Aufnahme griechischer Weisheit geläuterten Lebensanschauung. Man darf freilich nicht von ihnen verlangen, daß sie ihrer Zeit so weit vorauseilten, daß sie, das stolze Römerbewußtsein aufgebend, sich lediglich in philanthropischen Träumen gefielen; dazu waren sie zu stolz und zu praktisch. Aber erhaben über das Gemeine, was sie umgab, war z. B. das Haus der Scipionen. Ihren Freundeskreis umschwebt in hohem Grade das, was die Alten als Humanität ansahen, d. h. das Bestreben, ein durch griechische Philosophie geläuterter, von niedrigen Beweggründen freier und edler Römer zu sein, der griechischen Bildung im weitesten Maße teilhaftig und von den uneigennützigsten Gedanken für den neuen Großstaat erfüllt; ein edles Menschengebilde, dem allerdings die Züge seiner Zeit anhaften, besonders die stolze Absonderung von der Menge, die Freiheit von allen religiösen Skrupeln und das Bewußtsein, unter dem Herrenvolke zu den Besten zu gehören. Daneben aber stehen Tugenden, die nicht hoch genug angeschlagen werden können: vor allem die Geringschätzung des bloßen Gewinnes um des Gewinnes willen und die fast kindliche Ehrfurcht vor dem, was der griechische Geist ersonnen und griechische Künstlerhand geschaffen hatte. Damit bildete dieser Kreis einen wohltuenden Gegensatz zu der Menge des Volkes, selbst der führenden Geister. Nicht politischer Einfluß und die Macht des Besitzes, verbunden mit der unerbittlichen Schärfe des römischen Verstandes, galten ihnen allein als das Höchste; und mit jener stillen Macht, die ideal gerichtete Geister auf die, wenn auch widerwillige und niedrig denkende, Menschheit zu üben pflegen, gelang es ihnen, Roms Entwicklung dahin zu beeinflussen, daß es nicht nur wie Karthago und vor ihm die asiatischen Großreiche Macht und Gold in wirrem Haufen emportürmte, sondern daß auch das geistige und künstlerische Leben der Hellenen in tausend Fäden den Einschlag in das neue Gewebe darstellte, und daß Wissenschaft und Kunst eine neue Blüte erlebten, nicht vergleichbar der alten, aber doch auch schön und unverwelklich.

Der Kreis der Scipionen

Antike Humanität

Zunächst gab sich Rom mit vollem Enthusiasmus der griechischen Geisteswelt hin, und erst ganz nach und nach kamen neben der überwuchernden Fülle hellenischer Erscheinungen auch bescheidene Anfänge einer eigenen Literatur, die sich nur schüchtern neben der fremden hervorwagte und sich fast ganz an sie anlehnte. Spät erst sind einige eigenartige Zweige von den Römern ausgebildet worden. In der Kunst blieb Rom aber ganz von Hellas abhängig, von den bescheidensten Erzeugnissen des Kunsthandwerks für den täglichen Gebrauch bis hinauf zu den stolzesten Gebilden der Plastik und den farbenreichen Gemälden, die die Häuser und Höfe der römischen Paläste schmückten.

Die durch die punischen, makedonischen und syrischen Kriege nach Rom gebrachten Reichtümer waren so unermeßlich, daß sie auf die Umgestaltung der Sitten und des Lebens der Römer den größten Einfluß haben mußten. Durch die Provinzialverwaltung und den Welthandel gelangten die mit der Leitung des Kriegs und der Staats-

Sitten und Leben

angelegenheiten betrauten vornehmen römischen Familien (Optimaten, ein dem griechischen Begriff Aristokraten entsprechendes Wort, das in jener Zeit zuerst auftam) zu solchen Schätzen, daß sie einen fürstlichen Aufwand machen konnten. Sie verwandelten ihre bisherigen kleinen Wohnhäuser in stattliche Paläste, erwarben sich Ländereien von großer Ausdehnung (Latifundien) mit prachtvollen Landhäusern (Villen) und unterhielten Scharen von Sklaven aller Art. Um die zu einer so verschwenderischen Lebensweise notwendigen Geldsummen zu erlangen, war man in der Wahl der Mittel nicht peinlich; daher die fortwährenden Klagen über Korn- und Geldwucher, Lieferantenbetrug, Bestechlichkeit, Habsucht und Erpressungen der vornehmen Römer. Wir kennen schon aus der Zeit des zweiten Punischen Krieges eine Anzahl so raffinierter Betrügereien, daß man sich an Ereignisse der modernsten Zeit erinnert fühlt, z. B. den Prozeß über die Lieferungen an das spanische Heer. Der Geldwert sank in kurzer Zeit, und trotzdem stieg die Verschwendung bei den Stadtrömern immer höher. Besonders ergaben sich die Frauen dem größten Luxus und einer übertriebenen Putz- und Kleiderpracht; als der strenge Cato (§ 204) dem durch eine Luxussteuer Schranken setzen wollte, erregten sie einen Aufstand und bewirkten die Zurücknahme des Gesetzes. Von den Vornehmen ging die Unmoralität und Entartung auf das Volk über. Die alte, einfache Lebensweise schwand immer mehr; die jüngere Bevölkerung zog den Kriegsdienst, der neben der Anstrengung auch Genüsse und reiche Beute brachte, den bürgerlichen Geschäften vor. Die Soldaten schlossen sich am liebsten an solche Führer an, die sich ihren Neigungen willfährig zeigten, und da diese andererseits der Unterstützung der in den Komitien stimmenden Bürgersoldaten bedurften, um zu Amt und Würde zu gelangen, so sahen sie die Ausbrüche roher Leidenschaften unter ihren Truppen nur zu häufig nach. Dieses Haschen nach Volksgunst, dieses Betteln um Stimmen bei den Wahlen wurde die schlimmste Krankheit im römischen Staatsleben. Die Bewerber um Ämter suchten sich bei ihrem Umgang (ambitus) durch Artigkeiten aller Art der Menge zu empfehlen. Die Vornehmen wetteiferten miteinander, um sich durch verschwenderische Spiele, denen das römische Volk stets ergeben war, beliebt zu machen und dadurch zu den obrigkeitlichen Ämtern gewählt zu werden, und verderbten es durch Nachsichtigkeiten und Vergünstigungen. Die öffentlichen Spiele geben Zeugnis, daß die Verfeinerung und zunehmende Bildung nur die Oberfläche berührte; denn während die Nationalspiele der Griechen ein Sporn zu Großtaten und edlen Bestrebungen waren, hatten die römischen Fechter-(Gladiatoren-)Spiele und Tierhetzen nur den Zweck, das sinnliche Wohlgefallen am Rohen und Wilden zu nähren und die derbe Lust eines Soldatenvolks zu befriedigen.

§ 204. Literatur, Kunst und Wissenschaft. Zur Zeit des Hannibalischen Kriegs war die sprachliche Kunst der Römer schon sehr ausgebildet, da die Verhältnisse es mit sich brachten, daß der römische Bürger schon sehr früh sein Vermögen selbst verwalten und öffentlich reden mußte. Auch die griechische Sprache war allgemein verbreitet und in den besseren Kreisen so allgemein, wie im 18. Jahrhundert das Französische in Deutschland. Das Latein wurde dagegen immer mehr zur Diplomaten- und Geschäftssprache ausgebildet, in der die Feldherrn kommandierten, die Verwaltung verfügte, die Juristen urteilten und gewann immer mehr die kurze Knappheit, die sie besonders für amtlichen Verkehr geeignet machte. Das beweisen die zahlreichen Mischworte, die gerade dem älteren Latein eigen sind. Auf dieser natürlichen Grundlage baute sich der Unterricht auf, der hinsichtlich des Griechischen sich ganz allmählich vom Sprach- zum Bildungs- und Literaturunterricht erhob. Damit vollzog sich eine immer größere Zersetzung der rein italischen Art und an ihre Stelle trat die internationale Zivilisation. Man strebte zwar nach einer nationalen Bildung, aber diese setzte eine nationale Literatur voraus; was vorhanden war, eignete sich aber wegen seiner Ungefügheit nicht als Bildungsmittel, dagegen bot das Griechische die letzteren in ungezählter Menge, ebenso wie die Lehrer, die diese der romanischen Jugend näher zu bringen hatten. Und neben die Schule trat noch als ein zweites nationales Erziehungsinstitut das Theater, das ebenfalls völlig unter griechischer Herrschaft stand. So kam es denn, daß die gesamte geistige Entwicklung dieses Zeitraums fast ganz unter griechischem Einfluß sich vollzog, und darum selbst verheißungsvolle Blüten nationaler Literatur schnell verwelkten.

Kampf des nationalen Elements und des Hellenismus

I. Literatur

Über die Anfänge der italischen Literatur ist schon oben (§ 186) gesprochen worden. Eine Weiterbildung des nationalen Elementes hörte auf, als die griechische Bildung in immer breiterem Strome nach Westen flutete; trotzdem finden sich unter dem griechischen Gewande mancherlei echt römische Züge,

Dichtung

vor allem in der neu sich belebenden Dramatik. Bestimmt wurde die neue Zeit aber ganz und gar von dem griechisch beeinflußten „Kreise der Scipionen", und unter seinem mächtigen Schutze blühte die neue lateinische Literatur empor; einige Gedichte sind sogar unter direkter Mitwirkung dieser vornehmen Dilettanten entstanden, so die „Annalen" des Q. Ennius. Der ganz dem Praktischen zugewandte Sinn der Römer ist jedoch in seiner geistigen und poetischen Bildung nie zu solcher Höhe gelangt wie die Griechen, und für die Schaulust des Volks, das sich an den Fechterspielen, Tierkämpfen und an dem altitalischen satirischen Gebärden- und Mimenspiel (Atellanen, nach der Stadt Atella genannt, und Fescenninen, von fascinum, dem griechischen Phallos entsprechend, hergeleitet) voll volkstümlicher Scherze und derber Witze ergötzte, war das griechische Drama viel zu hoch und zu fein. Echt national waren nur die uralten, mit dem Kultus der agrarischen Gottheiten zusammenhängenden Wechselgesänge, wovon sich noch Spuren in dem Liede der Ackerbrüder (Arvalen, § 161, 186) erhalten haben, und aus denen sich die Anfänge eines Volksschauspiels mit Verkleidung, Masken und feststehenden Charakterrollen entwickelten. Auch Loblieder auf berühmte Männer, Totenklagen bei Begräbnissen (Nänien) und religiöse Gesänge mit Tanz und Musik bei feierlichen Umzügen waren heimisch, aber von dem freiwillig und ungeboten hervorsprudelnden Liederquell, wie ihn die Griechen und Deutschen besitzen, findet sich keine Spur weder im alten, noch im neuen Rom. — Noch abhängiger von griechischen Einflüssen war die Prosaliteratur der Römer. Die alten volkstümlichen Lieder trugen doch wenigstens die Keime dramatischer Kunst in sich und erleichterten den Übergang zur hellenisierenden Bühnendichtung; dagegen fehlte bei den älteren Aufzeichnungen in ungebundener Rede jede Spur künstlerischer Darstellung. Selbst ihre kriegerischen Großtaten mußten die Römer anfangs den Griechen zur Beschreibung überlassen, unter denen Polybios (§ 199), des jüngeren Scipio Freund und Waffengefährte, durch seine pragmatische Weltgeschichte vor allen hervorragt.

Prosa

A. Dramatik

a. Tragödie L. Livius Andronikus um 280–206

Als erster dramatischer Dichter, sowohl in ernster (tragischer) als in heiterer (komischer) Form, wird Livius Andronikus genannt, ein tarentinischer Grieche, der nach Eroberung seiner Vaterstadt (§ 184) als kriegsgefangener Sklave in das Haus des M. Livius Salinator kam, wo er sich als Lehrer und Schreiber mancherlei Verdienste erwarb und deshalb mit der Freiheit beschenkt ward. Während seiner Lehrtätigkeit übersetzte er die Odyssee ins Lateinische, ein Buch, das trotz der Unbeholfenheit der Sprache und der Fehlerhaftigkeit der Übertragung lange beim Unterricht gebraucht wurde. Er versuchte auch, das griechische Drama in Rom einzuführen. Die von ihm bearbeiteten Tragödien und Komödien sind, wie aus den Namen und Überschriften hervorgeht, der griechischen Mythologie entnommen und waren vermutlich nur freie Übertragungen griechischer Stücke in harter und schwülstiger Sprache. Zugleich verfaßte er für offizielle Gelegenheiten Bitt- und Dankgesänge; zu seiner Ehre und Belohnung wurde den Dichtern und Schauspielern der Minervatempel auf dem Aventin zugewiesen, um dort zu Feierlichkeiten und gemeinsamen Beratungen zusammenzutreten.

Cn. Nävius um 264–200

— Ein gepriesener Dichter sowohl im Drama als im Epos war Cn. Nävius, ein Bürger aus Kampanien, der während des ersten Punischen Kriegs in den römischen Heeren diente. Außer einem in saturnischem Versmaß geschriebenen Heldengedicht über den ersten Punischen Krieg, das mit den Reimchroniken (II, § 261) des deutschen Mittelalters Ähnlichkeit gehabt haben mag, schrieb er Komödien nach griechischen Mustern mit echt italischem Humor und mit solchem Freimut, daß ihm die scharfen Rügen der römischen Sitten und Laster und die Ausfälle gegen angesehene Personen eine vorübergehende Haft zuzogen, was ihn vermutlich zu der Flucht nach Utika trieb, wo er auch gestorben sein soll. Auch die Schöpfung des ernsten historischen Schauspiels, der sogenannten Fabula Praetexta, in der er die Helden seiner Tage auftreten und so z. B. den Sieg des Marcellus über die Gallier bei Clastidium (§ 190) feiern ließ, wird auf ihn zurückgeführt.

Ennius 239—169

— Q. Ennius, ein kampanischer Osker aus Rudiä, von vornehmer Herkunft, der in den römischen Legionen diente, erwarb sich durch Bildung und Gesinnung die Freundschaft des älteren Scipio und erhielt das römische Bürgerrecht. Unter seinen Gedichten wird besonders das (nur in Bruchstücken erhaltene) in Hexametern verfaßte Epos Annalen gerühmt, worin er gleich dem Nävius, nur in größerer Vollständigkeit und Eleganz die römische Geschichte bis auf seine Zeit dichterisch behandelte, ein Werk, das ohne Zweifel auf das Urteil des römischen Volkes über die alten Zeiten und Helden von großem Einfluß gewesen ist. Außerdem besang er die Taten des älteren Scipio,

verfaßte Tragödien und Komödien, ja sogar einen Roman und suchte die ganze Mannigfaltigkeit der griechischen Poesie in allen ihren Formen und Versarten, besonders die didaktische Poesie, bei den Römern einzuführen. Man darf mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er mehr durch Gewandtheit und Eleganz als durch Eigenart sich auszeichnete. — Auch sein Schwestersohn M. Pacuvius von Brundusium und der noch in Ciceros Jugendzeit hineinragende L. Accius bearbeiteten Tragödien und Komödien nach griechischen Vorbildern, wovon aber nur noch unbedeutende Bruchstücke vorhanden sind. Pacuvius 220—132 Accius 170—94

Dagegen besitzen wir von T. Maccius Plautus, dem Vater der römischen Komödie, noch 20 Stücke, die, wenn sie gleich größtenteils den griechischen Dichtern Diphilos und Philemon (§ 101) nachgebildet sind und in Griechenland oder auf griechischem Boden spielen, doch in Sprache, Witz und Späßen eine echt römische Färbung tragen (Palliatae [vom griechischen pallion, einem Kleidungsstücke genannt] im Gegensatz zu den Togatae, die römische Stoffe behandeln). Seine volkstümlichen und doch auch für die Gebildeten berechneten Stücke sind ein Spiegelbild des römischen Lebens und der römischen Sitten. Echter Humor, treffender Witz und kräftige Darstellung mit ungezwungenem, raschem Dialog entschädigen den Gebildeten für die derbe Natürlichkeit, zu der er sich um des niedern Volkes willen häufig herabläßt, und haben Plautus zum Lieblingsdichter des römischen Volkes zu allen Zeiten gemacht. Unter seinen Stücken, die in der neueren Zeit von verschiedenen Dichtern aller Nationen nachgebildet wurden, sind zu nennen: die Gefangenen (Captivi), ein durch seine sittliche Tendenz wirksames Stück, das Lessing übersetzt hat; der Schatz (Trinummus) und der Schiffbruch (Rudens), durch treffliche Anlage und Charakteristik ausgezeichnet; der Bramarbas (Miles gloriosus), eine der gefeiertsten Komödien, worin das aufgeblasene Wesen der rohen Kriegsleute der alexandrinischen Zeit meisterhaft gezeichnet ist; die Aulularia, von Molière im Geizigen nachgeahmt; Amphitruo, eine „Tragikomödie", worin selbst Jupiter und Merkur als komische Figuren vorgeführt werden; die Mostellaria, ein von französischen und englischen Dramatikern viel benutztes Gespensterstück; Menächmi, von Shakespeare in der „Komödie der Irrungen" nachgeahmt; Pönulus, wichtig wegen der in den Dialogen enthaltenen Überreste der karthagischen Sprache; Truculentus, Pseudölus, Asinaria u. a. m. — 2. Komödie Plautus 251—184

Ein zweiter Komödiendichter, der es zu hoher Berühmtheit brachte, ist der Insubrer Statius Cäcilius, von dessen Stücken trotz des Lobes der besten Kunstkenner sich nichts erhalten hat. — P. Terentius Afer, geboren zu Karthago, kam als Sklave eines Senators nach Rom. Mit der Freiheit beschenkt, erhielt er später wegen seiner Talente und seiner Bildung Eintritt in mehrere vornehme Häuser und genoß den Umgang der feingebildeten römischen Welt, für die auch seine dem Menander (§ 101) getreu nachgebildeten, mehr durch Reinheit der Sprache, durch feine Behandlung des Stoffes und durch künstlerische, gefällige Darstellung als durch treffenden Witz und kraftvolle Charakterzeichnung hervorragenden sechs Stücke berechnet sind: Andria (das Mädchen von Andros oder die wiedergefundene Tochter), der Selbstpeiniger (Heautontimorumenos), das von französischen und englischen Dichtern öfters benutzte und nachgebildete Drama die Brüder (Adelphi), voll Leben und Bewegung; der Eunuche, Phormio und Hecyra. — Für den Charakter dieser Komödie ist maßgebend, daß sie lediglich der Unterhaltung der vornehmen Römerwelt zu dienen hatte. Sie gab darum auch kein Bild ihrer Zeit oder gar der römischen Verhältnisse. Die Stücke spielen durchweg im Ausland, der Name Roms wird vermieden, ebenso alle Beziehungen auf nationalrömische Eigentümlichkeiten und Anspielungen auf zeitgenössische Ereignisse; wir befinden uns stets in dem Hellas von Alexanders d. G. Zeiten, mit ihrem sittlichen Milieu und ihrer politischen Indifferenz, und vor allem dem bequemen Alleshingehnlassen, wodurch öfters eine Kotzebuesche Stimmung erzeugt wird. Dabei sind, trotz mancher volkstümlich kräftigen Zutat die hellenischen Stücke stark vergröbert und verzerrt, und die Palliaten stellen sich als ein, wenn auch immerhin wertvoller, so doch dem Original weit nachstehender Ersatz für Menander usw. dar. Cäcilius † 166 Terentius 185—159 Charakter der lateinischen Lustspieldichtung

Neben diese auf das Gehör berechnete Dichtkunst trat sofort die Lesepoesie, die plötzlich von den im saturnischen Maße gehaltenen Grabinschriften und mehr gut gemeinten, als wohlgelungenen lyrischen und didaktischen Erzeugnissen zu einer gewaltigen Dichterpersönlichkeit emporsteigt. Das war C. Lucilius, von dessen Gedichten nur Fragmente vorhanden sind; er hat die römische Literatur durch eine neue Dichtungsart, die Satire, eine ursprünglich in Dialogform gehaltene Plauderei, die sich an griechische Vorbilder anschloß, bereichert. Ein Mann von hellem Verstande, vielseitigem Wissen und scharfem Beobachtungssinn, hat er die politischen, gesellschaftlichen und literarischen Zustände seiner Zeit, die er vollkommen kannte an seinem Blick vorübergehen lassen und sich über alle Erscheinungen und Personen mit solchem Freimut und mit solcher rücksichtslosen Rüge aller Schäden und Gebrechen ausgesprochen, daß von da an der Ausdruck „Satura" oder „poetisches Allerlei" (von lanx satura = gemischte Schüssel), womit er seine „offenen Briefe" ihres mannigfaltigen Inhalts wegen belegte, die polemisch-ethische Bedeutung B. Satirendichtung Lucilius 180—103

empfing, die noch jetzt dem Worte Satire beiwohnt. Die Form der Verse war noch ungeschlacht und sie sind wegen ihrer Saloppheit später oft getadelt worden.

C. Prosa 1. Geschichtschreibung

Wie überall, hat auch bei den Römern die Prosaschriftstellerei weit später als die Dichtung eingesetzt. Auch ihr ältester Zweig neben den Vorschriften für Landwirtschaft, die römische Geschichtschreibung, ist spät entstanden; in den fünf ersten Jahrhunderten der Stadt ist kein zusammenhängendes Geschichtswerk verfaßt worden. Die Jahrbücher, Chroniken, Haus- und Familienannalen und mancherlei andere Urkunden, aus denen die spätere römische Geschichtschreibung ihren Stoff nahm, waren nur Stützen und Hilfsmittel der mündlichen Überlieferung, wie die Aufzeichnung richterlicher Gutachten und Entscheidungen und die Belehrungen über Recht und Gerichtsverfahren zunächst nur praktische Zwecke für die Rechtspflege verfolgten. Erst in der soeben behandelten Periode erwachte in Rom das Bestreben, die Taten und Geschichte des römischen Volkes in früheren Jahrhunderten auf schriftstellerischem Wege zur Kunde der Mit- und Nachwelt zu bringen. Dabei gebrach es aber so sehr an aller Übung, daß man sich bei den ersten historischen Darstellungen entweder, wie Nävius und Ennius, der metrischen Form bediente und die geschichtlichen Begebenheiten in gebundener Rede vortrug oder die griechische Sprache anwandte, wie Q. Fabius Pictor, L. Cincius Alimentus, Aulus Postumius u. a. Erst am Ende dieser Periode wurden auch geschichtliche Jahrbücher in lateinischer Sprache bearbeitet, so von L. Cassius Hemina (um 146), von L. Calpurnius Piso (Konsul 133), C. Fannius (Prätor 137) u. a. Dabei trat der wesentliche Unterschied ein, daß, die Dichtkunst sich in den Händen unfreier und wenig geachteter Leute befand, und somit der Makel der Bänkelsängerei, der an den Verfassern haftete, auf die ganze Poesie überging, die prosaische Schriftstellerei aber von vornherein eine ehrenvolle Beschäftigung war, mit der sich hauptsächlich Glieder senatorischer Familien und Männer aus angesehenen Beamtenkreisen befaßten. Freilich waren, soweit man erkennen kann, alle diese Geschichtswerke unkritisch: an innern und äußern Widersprüchen nahm man keinen Anstoß. Darum ist die römische Urgeschichte, nachdem sie schon von der Sage verschieden dargestellt worden war, in so hoffnungsloser Weise von Historikern und Dichtern gleichmäßig durcheinander gewirrt gemacht worden. Auch unparteiisch ist man nicht gewesen, und vor allem haben die vornehmen Autoren alles mögliche getan, um den Ruhm des eigenen Geschlechts in das hellste Licht zu setzen, so daß diese Familienannalistik, die das Hauptkontingent der Geschichtsschreibung darstellt, vor allem die Arbeit des Valerius Antias, als die eigentliche Quelle der Verfälschungen der römischen Geschichte angesehen werden muß.

Q. Fabius Pictor geb. 254

L. Cincius um 210

A. Postumius um 160

M. Porcius Cato 234—149

Der erste wirkliche Prosaschriftsteller, den Rom hatte, war M. Porcius Cato, in dessen Person sich die Reaktion gegen den immer weiterschreitenden und immer mächtiger werdenden Hellenismus verkörpert. Die gebildeten Kreise waren wie
165 bezaubert, als wissenschaftliche Größen wie Krates von Mallos in Rom den ganzen Glanz griechischer Wohlredenheit erklingen ließen, und als zehn Jahre später die drei
155 philosophischen Schulhäupter Kritolaos, Karneades und Diogenes (§ 199) die wißbegierige Jugend Roms zu ihren Füßen bannten. Zahlreich wanderten die jungen Römer nach Griechenland, um bei den berühmten Rhetoren in Athen und Rhodos die Feinheiten des guten Gedankenausdrucks zu lernen. Ängstlichen Gemütern schien gegenüber dieser unbedingten Hingabe an das Fremde das Vaterland in Gefahr zu sein, und die Anhänger altrömischer Sitte griffen zum einzig wirksamen Hilfsmittel, indem sie eine eigene Literatur zu begründen versuchten. Ihr Wortführer war Cato, der noch im Alter, um den hellenistischen Kosmopolitismus bekämpfen zu können, die Werke der Hellenen zu studieren anfing. Die Strenge, womit dieser merkwürdige Mann, ein sabinischer Bauernsohn,
184 als Censor die neue Richtung bekämpfte, hat seinen Namen sprichwörtlich gemacht. Auf sein Zutun wurden die griechischen Philosophen aus der Stadt verbannt, die Rednerschulen geschlossen, die unzüchtigen Bacchusfeste und andere der Fremde entlehnte Kultusgebräuche mit Mystizismus, Wahrsagerei und Aberglauben untersagt und Gesetze gegen Schwelgerei und Prunksucht erlassen. Auch dem Eindringen griechischer Heilkunde suchte er durch das Anpreisen der Hausmittel zu steuern, die ihm und seiner Frau ein langes Leben und feste Gesundheit verschafft hatten. Ein Mann von ungemeiner Rührigkeit und eiserner Gesundheit und Körperkraft, hat er sein ganzes langes Leben daran gesetzt, der einreißenden Neuerung mit ihrem sittlichen Verfall entgegenzuwirken und die Förderer derselben als seine persönlichen Feinde schonungslos zu bekämpfen; noch in seinem fünfundachtzigsten Lebensjahre hat er auf dem Markte „dem neuen Zeitgeist Schlachten geliefert". Von schlagfertiger Rede, treffendem Witze und großer Rechtskunde, war Cato ein geschickter Parteiführer im Senat wie in der Volksversammlung und in den Gerichten; ein tapferer Kriegsmann, der gut zu befehlen und gut zu gehorchen verstand, der sich allezeit auszeichnete, mochte er als Befehlshaber die Legionen ins Feld führen oder in den Reihen der Wehrmänner Lanze und Schwert tragen (§§ 197, 201), war er ein strenger Hüter der altrömischen Kriegszucht und ein mitleidloser Widersacher aller, die über dem Buhlen nach Volks- und Soldatengunst die alte Manneszucht verfallen

ließen; ein gerechter, tätiger und eifriger Landwirt von sparsamer, einfacher Lebensweise, bekämpfte er die verschwenderische, drückende und ungerechte Provinzverwaltung, die Selbstsucht und den sträflichen Eigennutz der Beamten und Steuerpächter. Was aber dem Verfechter der alten Sitte und der alten Zeit so großes Ansehen und eine so bedeutsame Stellung verlieh, war sein eigenes Beispiel, indem er in seinem ganzen Leben als das Muster eines römischen Gutsbesitzers und Hauswirtes dastand, der als Familienvater durch gute Zucht und Hausordnung, als Gutsherr durch vortreffliche Landwirtschaft, zweckmäßige und wohlfeile Bauten, gewinnreiche Handelsspekulationen und umsichtige Benutzung aller sich darbietenden Vorteile hervortrat, dessen einfache Lebensweise und altitalische muntere Geselligkeit im vertrauten Kreise seiner Klienten gegen die verschwenderische Pracht und die vornehme Bildung seiner Gegner sehr abstach. Er ist eine der am deutlichsten hervortretenden Persönlichkeiten der altrömischen Zeiten, eine einseitige und nicht immer sympathische Natur. Aber konsequent durchgeführt erscheint an ihm sein Patriotismus; er hatte das unzweifelhaft richtige Gefühl, daß das bezwungene Griechenland im Begriffe stand, den Sieger zu unterjochen. Wie er sich gegen den wirtschaftlichen Todfeind Roms gewehrt hatte und Karthago schließlich zu Boden rang (§ 200), so suchte er auch den geistig überlegenen Nebenbuhler im Osten niederzuhalten. Dies gelang ihm nicht. Das Rechte wäre gewesen, Griechenlands Bildung sich zu assimilieren, solange es noch Zeit war, nicht sie zu bekämpfen. Catos Fehler war, daß er nur den letzteren Zweck ins Auge faßte. Auf jeden Fall aber danken wir ihm die ersten Anfänge guter lateinischer Prosa, die noch jahrhundertelang eifrig studiert und sogar nachgeahmt wurden. Erhalten ist uns die Schrift **über den Ackerbau**, ein nüchterner, aber praktischer wirtschaftlicher Ratgeber. Ferner stammte von Cato das Gedicht über die rechte Lebenshaltung, in dem er auf seinen Sohn in altrömischem Sinne einzuwirken trachtete, und eine Anzahl Reden und Briefe, die Cicero noch las. Von hohem Wert war die aus tiefen Forschungen hervorgegangene **Urgeschichte** (Origines, „Anfänge") Roms und der italischen Städte in sieben Büchern, worin die geschichtlichen Ereignisse nicht in hergebrachter Chronikenweise Jahr für Jahr, sondern in größeren Abschnitten dargestellt waren. Das erste Buch enthielt die Sage von Roms Gründung, der Königszeit und der Vertreibung der Tarquinier; das zweite und dritte die ähnlichen Sagen von dem Ursprung der übrigen italischen Gemeinden und deren Eintritt in die römische Eidgenossenschaft; das vierte und fünfte die Kriege vom ersten Punischen bis auf den Krieg mit Perseus; endlich das sechste und siebente die Ereignisse der letzten zwanzig Jahre des Verfassers.

Cato als Landwirt

Schriften Catos

Das Eindringen des **Hellenismus** in Rom war aber trotz Cato nicht aufzuhalten; vor allem gilt das von den **philosophischen** Anschauungen der Hellenen. Diese zu einer erstaunlichen Fülle und Mannigfaltigkeit durchgebildeten Gedankensysteme brachten bei dem Römervolke, das an sich spekulativen Theorien abgeneigt war, aber sich doch der Wichtigkeit des philosophischen Denkens nicht verschließen konnte, die eigentümliche Erscheinung hervor, daß sich bei ihnen weder selbst eine eigene Philosophie entwickelte, noch zunächst begeisterte Anhänger der neuen (§ 155) Schulen auftraten, die konsequent und überzeugungstreu, wie später Lucretius (§ 240), eine bestimmte Lehre verteidigten. Als echte Praktiker nahmen vielmehr die philosophisch interessierten Römer aus allen Systemen das heraus, was ihnen am besten schien, und darin kam ihnen das Verflachen der Schulgegensätze entgegen. So entstand der **Eklektizismus**, der zunächst in der stoischen Schule zum Vorschein kam und schließlich auch bei den Akademikern und Epikureern durchdrang. Das Gemeinsame wurde hervorgehoben, und die Übereinstimmung aller (consensus omnium) galt schließlich als das vornehmste philosophische Gesetz. Die wichtigsten Anhänger und Vertreter der bisherigen Systeme waren die Stoiker **Panätius** und **Posidonius** (einer der gelehrtesten Geographen und Historiker des Altertums), der Peripatetiker **Andronikos** und der Akademiker **Antiochos von Askalon**. Von noch größerer Wichtigkeit ward erst die philosophische Einwirkung der Hellenen, als die Römer anfingen, selber philosophisch zu schreiben, und Cicero seine Werke, die ganz auf griechischen Gedanken beruhen, verfaßte (§ 240).

D. Gleichzeitige griechische Schriftstellerei

1. Philosophie

Eklektizismus

Panätius 185—110
Posidonius 135—50
Andronikos um 65
Antiochos † 68

Weniger Einfluß gewann auf die Römer die **griechische Wissenschaft**. Wenngleich überall von philosophischen Theorien ausgehend und von spekulativen Elementen durchsetzt, fand diese doch immer mehr den Weg zur reinen Anschauung und zu den uns noch geläufigen allgemein wissenschaftlichen Methoden. Die Ausbreitung über alle Wissensgebiete war dabei ungeheuer groß, und die Bibliotheken von Alexandria und Pergamon konnten sich getrost mit den modernsten Sammlungen messen. Zunächst schätzten die Römer diesen unerschöpflich fließenden Quell keineswegs nach seinem Werte; kaum, daß sie die geschichtlichen und geographischen Meisterwerke beachteten. Ja einer der bedeutendsten Griechen, **Polybios**, mußte jahrelang um der Staatsraison willen in römischem Gewahrsam schmachten (§ 199). Dieser große Geschichtschreiber, einer der sogenannten tausend Achäer, die als Geiseln hatten nach Rom wandern müssen, benutzte seinen siebzehnjährigen Aufenthalt im römischen Reich und die Freundschaft des jüngern

2. Wissenschaft

Polybios 205—123

Scipio Africanus, um den Stoff zu seiner großen Weltgeschichte in 40 Büchern, vom ersten Punischen Kriege bis zum Falle Karthagos und Korinths, zu sammeln. Zu dem Zweck unternahm er große Reisen nach Spanien, Gallien und Afrika, nach Rhodos, Kleinasien und Ägypten. Nachdem er in einer Buch I und II umfassenden Einleitung den ersten Punischen Krieg und die Begebenheiten in Afrika, Italien und Griechenland während dieses und des hannibalischen Krieges kurz und klar dargestellt hat, verfolgt er in Buch III bis XXX den Plan, zu zeigen, wie, wann und wodurch alle bekannten Teile der Erde unter die römische Herrschaft gekommen sind. Die zehn letzten Bücher umfaßten die Geschichte der kriegerischen Bewegungen und Aufstände, an denen er selbst teilnahm, und schilderten die römische Politik, um der Nachwelt zu beweisen, wie dieser Großstaat durch seine streng methodische Staatskunst, durch die Vortrefflichkeit seiner Einrichtungen, durch die klare, feste Willenskraft und den praktischen Verstand seiner Lenker zur Herrschaft der Welt gelangte, und daß das Heil der Völker nur in ihrer Vereinigung mit diesem, „dem schönsten und zugleich nützlichsten Werke des Schicksals", bestehe.

Pragmatische Geschichtschreibung

Polybios selbst nennt seine Geschichte eine pragmatische, weil er im Gegensatz zu den Annalisten sich nicht mit der Aufzeichnung der Tatsachen nach der Zeitfolge begnügt, sondern den inneren Zusammenhang des geschichtlichen Hergangs nachzuweisen sucht, auf die Ursachen zurückgeht, durch welche die Begebenheiten vorbereitet und herbeigeführt werden, auf die sie begleitenden Umstände und deren Folgen Rücksicht nimmt und dabei nicht nur Handlungen beurteilt, sondern auch die Handelnden charakterisiert. Fehlt auch seiner Schreibweise und Sprache Schwung und Reinheit, so sind dafür Klarheit, Scharfsinn, gesundes Urteil, tiefe Einsicht in die Staats- und Kriegskunde, Unparteilichkeit und große Wahrheitsliebe die Vorzüge, die ihn zu einem der bedeutendsten Schriftsteller des Altertums machen. Ein Staatsmann wie Thukydides, besitzt Polybios nicht die tiefinnerliche Vaterlandsliebe des attischen Historikers, und der weltbürgerliche Standpunkt beraubt seine Geschichtsanschauung der nationalen Färbung. Vermittler zwischen dem Hellenen- und Römertum, „blickte Polybios in den Abendschein der alten und den Mittagsglanz der neuen Sonne, dort mit Wehmut, hier mit bewundernder Ehrfurcht"; dabei war er nicht frei von einer gewissen Bitterkeit, weil er fühlte, daß er den Römern ein Fremder, seinen Landsleuten ein Abtrünniger blieb, und daß er mit seiner großartigen Auffassung der Verhältnisse mehr der Zukunft als der Gegenwart angehörte. Von diesem großen Geschichtswerke, dem Vorbilde der neueren Historiographie, besitzen wir nur die fünf ersten Bücher ganz und von den übrigen Bruchstücke. Eine Fortsetzung seiner Arbeit schrieb Posidonius aus Apamea (geb. 135 v. Chr.), einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, der sein Wissen überall aus der Tiefe holte. In seiner Jugend hatte er große Reisen gemacht und sich persönliche geographische Anschauungen gebildet und schrieb in einer geistvollen und fesselnden Weise. Eine der wichtigsten Meridianmessungen des Altertums gehen auf ihn zurück. Seine Lehren sind uns aus späterer Zeit durch die Griechen Geminus und Kleomedes, der auch die Beweise für die Kugelgestalt der Erde vortrug, überliefert: er war der bekannteste astronomische Lehrer seiner Zeit.

Exakte Wissenschaften

Noch geringer waren die Einflüsse der Hellenen auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften. Wenn schon Polybios keinen lateinisch schreibenden Nachahmer fand und der einzige große römische Geschichtschreiber der republikanischen Zeiten geblieben ist, so ließ in den exakten Wissenschaften das Herrenvolk die verachteten Griechen ganz allein arbeiten. Das Wissen und Wissenlernen war nur eine untergeordnete Arbeit, zu der sich die Römer erst dann ernstlich bequemten, als die Kaiser und der Militärstaat ihnen die Sorge um die Politik, die ihnen bisher alles galt, für immer abnahmen.

II. Kunst

In der Entwicklung der Kunst haben wir anzuknüpfen an die bescheidenen Anfänge der vorigen Periode mit ihren kleinen sakralen und profanen Bauten und ihrer starken Abhängigkeit von den Griechen (§ 186).

Baukunst

In der Baukunst sind die ältesten Denkmäler wohl die gewaltigen Stadtmauern, die mit Polygonal- und Quaderbau besonders in Latium und Etrurien vorkommen und noch heute das Staunen der Beschauer erregen. Das bekannteste Beispiel ist die Servianermauer (§ 167) in Rom, an deren Resten man neuerdings zwei Bauperioden, eine nach oskischen und die andere nach hellenischen Maßen (dem olympischen Fuß, § 71) arbeitend, nachgewiesen hat. Ausgezeichnet ist diese Periode durch die Anwendung des Keilschnittes, der zwar von den Etruskern nicht erfunden, aber so oft und künstlerisch angewendet worden ist, daß man ihn lange ihrer Kunstfertigkeit zugeschrieben hat. Wir finden ihn in dem altertümlichen Brunnenhause des Tullianum in Rom (das heute noch vorhanden ist) und an den Toren etruskischer Städte, den bescheidenen Vorgängern der gewaltigen Gewölbestrukturen der Kaiserzeit. — Die ältesten Tempel zeigten stets eine be-

Tempel

stimmte, im Kultus begründete Orientierung; denn das Wort templum bezeichnet ursprünglich einen bestimmten Himmelssektor, innerhalb dessen die Himmelszeichen beobachtet wurden. Der Scheitelpunkt dieses Himmelssektors wurde dadurch gefunden, daß man die gegenüberliegenden Ecken des Gotteshauses durch Diagonalen verband und in deren Schnittpunkt sich als Beobachter aufstellte. Dieser Schnittpunkt mußte stets in der Vorhalle gelegen sein, die also im Gegensatz zu den griechischen Tempeln sehr tief war. Auch sonst ergaben sich Unterschiede: das Dach war steiler, das Gebälk aus Holz, und darum waren die Säulen weiter gestellt. Je mehr die Zeit fortschritt, desto mehr glich sich die Tempelbaukunst der Römer der griechischen an, so daß schließlich zwischen dem hellenischen und dem italischen Gotteshaus kein Unterschied mehr besteht. Die tiefe Vorhalle verschwand, dagegen bürgerte sich das Podium völlig ein; eine besondere Form der Säule, die tuskanische, verdrängte die dorische, die in Rom überhaupt selten auftritt; auch wurden große Tempelhöfe gebaut, so z. B. von Hermodoros auf dem Marsfelde, 146
wo Metellus seine makedonische Beute (§ 199) zu einer großen Tempelanlegung verwendete. Zugleich begann auch die bekannte Verschwendung im Baumaterial. Das altheimische Material war Tuff, Travertin (bei Tibur gebrochen) und Peperino (eine gefleckte Marmorart vom Albanergebirge) gewesen. Jetzt fing man bereits an, fremde Gesteinsarten, besonders griechischen Marmor, einzuführen, eine Sitte, die späterhin zu dem größten Luxus ausgebildet wurde. — Auch im Profanbau sehen wir ein langsames aber sicheres Hinüberbiegen zur hellenistischen Form. Das ursprüngliche Rundhaus (§ 162, 186) verschwand. An seine Stelle trat das altitalische Bauernhaus, das altniederdeutschen Anlagen sehr verwandt ist. Dies hatte seinen Mittelpunkt im Atrium (schwarzer Saal) mit dem Herde, das rings von Kammern, hinter dem Herde von größeren Wohnräumen umgeben war. Licht kam nur von den Seiten und indirekt in diesen Hauptraum, da das ganze Haus mit einem gewaltigen Strohdach bedeckt war. Später öffnete man dieses und ließ über dem Atrium eine viereckige Lichtöffnung (compluvium). Dann verschwand der Herd aus dem Atrium, und das hinter ihm gelegene bedeckte Zimmer, das Tablinum, wurde von da ab der vornehmste Raum des Hauses. Mit dem Eindringen des Hellenismus ändert sich der Hausbau. Das Atrium erhielt Säulen als Stützen und näherte sich immer mehr dem hellenistischen Peristylbau, den man in besseren Häusern hinter dem alten Atriumbau anlegte (so die casa del Fauno und das Haus des Pansa in Pompeji). Neue Gemächer mit durchweg griechischen Namen wurden um das Peristyl gelegt. Bald wich auch die Einstöckigkeit, und die Familiengemächer wurden in den Oberstock verlegt. Das Haus selbst konnte seine Entstehung aus dem Steinbau nicht verleugnen. Eine Fassadenentwicklung und Fensterreihen kannte man nicht. Darum waren die Gemächer auch nach innen geöffnet, klein und nur halb offen. Die Wanddekoration bestand aus buntmarmoriertem Stuck, der durch Pilaster gegliedert war; entsprechende Mosaiken bedeckten den Fußboden. Wandgemälde kannte dieser sogenannte Inkrustationsstil noch nicht. Schöne, meist aus Metall bestehende Möbel belebten den Raum und vervollständigten die Ausstattung. — An die Häuser der Lebenden schließen sich die der Toten an, die freilich nach dem hohen Aufschwung in Etrurien nur sehr bescheidene Entwicklung zeigen. Von sonstigen Privatbauten kennen wir die hellenistischen Basiliken für Handelsverkehr und Rechtspflege. So war z. B. die Basilika Aemilia eine große Anlage am Forum. Auch Markthallen legte man an, so das Macellum und die Hafenanlagen des Emporium am Tiber. Gewölbte Laubengänge gingen entlang der vielfach mit Lava gepflasterten Straßen, und auch Bögen und Tore wurden in das Straßenbild eingefügt.

Profanbau

Wohnhaus

Inkrustationsstil

Mit den Baudenkmälern hängen eng die Erzeugnisse der Malerei und Plastik zusammen. Die älteste Malerei, die wir in Italien kennen, ist die schon oben erwähnte (§ 159) etruskische, die wir aus zahlreichen Nekropolen kennen. Ihre Abhängigkeit von den entsprechenden griechischen Kunststilen ist unverkennbar. In Rom ging diese Kunst immer mehr in griechische

Malerei

Hände über; der Dichter Pacuvius soll der letzte gewesen sein, der den Tempel des Herakles mit Wandmalereien schmückte. — Neben ihr stand die Metallzeichnung, die auf den Rückseiten von Handspiegeln und der speziell in Latium heimischen Büchsen für Toilettengeräte (Cisten) angebracht wurde. Das vornehmste Werk, mit einer sehr altertümlichen Inschrift des Novius Plautius, ist die sogenannte Ficoronische Cista aus dem 3. Jahrhundert. Etruskische und latinische Metallspiegel mit Zeichnungen sind noch lange im Gebrauch gewesen, alle nach griechischen Vorlagen, oft flüchtig und auch roh gearbeitet.

Plastik

Die Anfänge der Plastik sind oben (§§ 159, 186) ebenfalls berührt worden. Von den rohen Buccherovasen ging die etruskische Kunst zu den Tonsarkophagen und den sehr altertümlich aussehenden Steinstelen über, von denen allen die Römer einzelnes übernahmen, so besonders die Tonstatuen als älteste Götterbilder für ihre Tempel. Als Erzbildwerke jener älteren Zeit sind bekannt die kapitolinische Wölfin, die freilich jetzt vielfach für ein ionisches Werk angesehen wird, und der am trasimenischen See gefundene Aulus Metellus in der Haltung eines Redners (l'arringatore), nebst einigen kleineren Erzeugnissen der Erzgießerei. — Von eigentlich römischen Bildwerken ist kaum etwas uns übrig geblieben: viel hört man aber in der Literatur von ihren Ahnenbildern, die in Wachs hergestellt (bossiert) worden waren. Eine eigenartige Entwicklung nahm auch ihr Münzwesen. Ursprünglich hatten sie Kupferbarren (aes rude) oder gegossenes Gold. Die meisten und schönsten Münztypen zeigte Capua, das für Rom seit 338 Münzstätte wurde (§ 186).

Mit dem Abschluß unserer Periode kann man von einer speziell römischen oder italischen Kunst kaum mehr reden: sie geht ganz in der hellenistischen unter; das wird die weitere Entwicklung zeigen. Wenn es auch zu bedauern war, daß man die nationalen Keime verkümmern ließ, so wurde dadurch doch Rom davor bewahrt, in erneute Barbarei zu versinken, und für die Griechen war es ein Glück, daß ihr künstlerisches Können und ihre geistigen Fähigkeiten in Rom immer offene Hände und verständnisvolle Unterstützung fanden.

Viertes Kapitel.

Die sozialen und politischen Kämpfe bis zum Ende der Republik (133—30).

A. Die Reformversuche der Gracchen (133—30).

§ 205. Die soziale Lage Roms. Trotz der Reihe beispielloser Erfolge war im Innern die Lage allmählich bedenklicher geworden. Nach den mühelosen Erwerbungen der reichen Provinzen im Osten und Süden bot das neugewonnene Gebiet im Westen und Norden dem römischen Volke lange das nicht, was es erwartete und brauchte. Die in § 202 geschilderte wirtschaftliche Entwicklung nahm nach dem Abschluß der Eroberungen in Spanien, Dalmatien und an den Alpengrenzen einen immer schnelleren und dem jähen Absturz zueilenden Lauf.

Optimatenherrschaft

Der ärmere Bürgerstand ward sich mit Schrecken bewußt, daß alle Expansion nichts half, wenn ihm der heimische Boden unter den Füßen weggezogen wurde, und das alte längst begraben gewähnte Schreckbild des Ackerstreites tauchte wieder auf. Von neuem begannen die Kämpfe um das Gemeindeland (§ 178), doch mit für das Volk wesentlich ungünstigeren Bedingungen als vorher. Denn einerseits fehlte bei der neuen Ausdehnung des Reiches jeder Boden, der dem Italiker Wohnsitz und Brot, wie er sie brauchte, gewähren konnte, anderseits war die entgegenstehende Nobilität nicht mehr der alte geburtsstolze Adel von ehedem, der trotz alles Hochmuts sich mit dem Volke schließlich eins fühlte, sondern der neue Amts- und Geldadel, findige

Geschäftsleute mit weitem Gewissen, die ihre Kaste hochhielten und vor allem für ihren Vorteil sorgten. Im Besitze großer Reichtümer und hohen, von den Vätern erworbenen Ruhmes hatten sie allmählich alle Würden und Ämter an sich gerissen, die neuen Menschen fern gehalten und eine oligarchische Optimatenherrschaft (§ 203) mit schroffer Abgeschlossenheit gegründet. Um den von den Ahnen überkommenen Ruhm durch Siege und Triumphzüge zu vergrößern, suchten diese senatorischen Geschlechter stets neue Kriege, deren Führung ihnen allein zufiel; und um die Reichtümer, auf denen der Glanz und die Macht der Familie beruhte, nicht zu verringern und doch allen Genüssen und Lüsten frönen zu können, wurden die Provinzen ausgesogen und von Klienten und Schutzbefohlenen Geschenke und Abgaben erpreßt. Als Prokonsuln und Proprätoren (Statthalter mit konsularischer Gewalt) leiteten sie mit dem Schatzmeister (Quästor) und mit einer Schar von Schreibern und Unterbeamten die Verwaltung und Rechtspflege in den eroberten Ländern, hatten aber dabei mehr ihren eigenen Vorteil als die Wohlfahrt der Beherrschten im Auge. Zugleich führten sie den Oberbefehl über die Truppen und ernannten die Unterfeldherren und die meisten Offiziere (Militärtribunen, Centurionen). Gunst der Vornehmen und Familieninteressen waren bei Stellenbewerbungen mächtiger als Tugend und Verdienst. Da es den Senatoren verboten war, direkt Geschäfte zu betreiben, so halfen sie sich dadurch, daß sie mit dem Ritterstande, den eigentlichen Mitgliedern der hohen Finanz, in Verbindung traten, diesen ihren Einfluß zur Verfügung stellten und dafür von jenem mit einem ansehnlichen Geschäftsanteil bedacht wurden. Als Generalpächter (publicani) übernahmen diese Mitglieder des Ritterstandes die Eintreibung der Steuern, Abgaben und Zölle und die Nutzung der Bergwerke und Staatsländereien um eine bestimmte, an die Staatskasse zu entrichtende Summe und suchten dann durch die schamlosesten, von Zöllnern, Einnehmern und Unterpächtern geübten Erpressungen ihre Auslagen mit dem unermeßlichsten Gewinn wieder zu erlangen. Was die Beamten und Pächter noch übrig ließen, wußten hungrige Kaufleute und Wucherer an sich zu bringen, so daß wenige Jahrzehnte hinreichten, um den Wohlstand einer römischen Provinz zugrunde zu richten. Die Habsucht mit ihrem Gefolge von Lastern und Mißbräuchen, Bestechlichkeit, Amterhandel, Betrug, Arglist, Rechtsverdrehung, Wucher lagerte sich in allen Gestalten über die eroberten Länder. Reiche Geschenke auswärtiger Könige an einflußreiche Senatoren wurden als pflichtmäßige Ehrenbezeigungen angesehen. Zwar bestand seit 149 ein Gesetz (de repetundis), das mißhandelten Provinzen das Recht gab, ihre Dränger nach abgelaufener Amtszeit als Verbrecher anzuklagen (§ 202); da aber die aus den Senatoren gewählten Richter sämtlich dem Geld- und Amtsadel angehörten und solche Beschwerden nach dem Verwaltungs-, nicht nach dem Rechtsstandpunkte beurteilt wurden und überhaupt Klagen von Fremden gegen römische Bürger sehr erschwert waren, so gingen die Schuldigen gewöhnlich frei aus und wurden zum Schein um eine kleine Geldsumme gebüßt. In Spanien erhoben die einzelnen Völkerschaften mehrmals vergeblich Klagen über Erpressung, Treubruch und Gewalttätigkeiten der Landvögte und Beamten; ihre Vorstellungen fanden aber kein Gehör, ihre Beschwerden keine Abhilfe. Nur wenn die Bedrückungen und Rechtsverdrehungen so himmelschreiend waren wie bei Verres, dem Peiniger Siziliens, da gelang es wohl einem geschickten Anwalt, wie Cicero, die Bestrafung des Frevlers durchzusetzen (§ 240).

Erpressungen

70

Die Optimaten bekleideten aber nicht nur alle staatlichen Ämter und schlossen ahnenlose Neulinge (homines novi) von den Ehrenstellen aus, sondern waren auch im Besitz des Ackerlandes, indem sie sich wieder den Alleinbesitz des Gemeinlandes (ager publicus) zugeeignet und die kleinen Bauernhöfe durch Kauf, ja selbst mit Gewalt an sich gebracht hatten. „Nach der Willkür einiger (sagt Sallust als Vertreter demokratischer Anschauungen) wurde im Krieg und daheim verfahren. In den Händen dieser befanden sich die Staatskasse, die Provinzen, die Staatsämter, Ruhm und Triumphe;

Großwirtschaft

das Volk wurde durch den Kriegsdienst und durch Mangel gedrückt; die Kriegsbeute nahmen die Feldherrn mit einigen wenigen für sich hinweg. Unterdessen wurden die Eltern oder die noch zarten Kinder der Soldaten, je nachdem sie Nachbarn eines Mächtigen waren, aus ihren Besitztümern vertrieben. So brach mit der Macht die Habsucht ungezügelt herein, schändete und zerstörte alles, achtete nichts mehr, hielt nichts für heilig, bis sie sich selbst zugrunde richtete." Der Stand der freien Ackerbauer, auf dem Roms alte Kraft beruhte, verschwand nach und nach fast gänzlich, so daß nur noch ein besitzloser, durch Fremde und Freigelassene erweiterter, träger und käuflicher Bürgerstand neben dem mit unermeßlichen Reichtümern prunkenden Geschlechteradel vorhanden war. Auf dem Flächenraum, der früher hundertundfünfzig Bauernfamilien ernährt hatte, lebte jetzt eine einzige reiche Familie mit fünfzig größtenteils unverheirateten Sklaven. Es konnte darum von Tib. Gracchus in der Rede für sein Ackergesetz gesagt werden, daß die Tiere ihr Lager hätten, den Bürgern aber nichts geblieben sei als Licht und Luft, und daß die, welche die Herren der Welt hießen, keine Scholle mehr ihr eigen nannten. Solange die Vornehmen ihre Ländereien durch Klienten bebauen ließen, übersah man den Übelstand, weil der verarmte Landmann doch noch als Tagelöhner sich und seine Familie ernähren konnte; als sie aber die Besorgung ihrer Güter Sklaven übertrugen, den geringen Häusler dadurch von seinem Gütchen trieben, daß sie den Wert seiner Landesprodukte durch überseeische Einfuhr und durch ihr billiges Korn so herabdrückten, daß er nicht mehr dabei bestehen konnte, und dadurch ihn und seine Familie unbarmherzig dem Elend preisgaben, da regte sich in den Besseren menschliches Mitgefühl mit der harten Lage des gemeinen Mannes. Die gewaltigen Sklavenaufstände in Sizilien (§§ 202, 219) mußten das herrschende Volk belehren, welchem Abgrund es zueilte; der ständige Abfluß der freien Bevölkerung vom Lande und die bedrohlich sinkende Volkszahl war ein sehr ernstes Symptom für jeden, der sehen wollte und es mit dem Vaterlande gut meinte. Und bald zeigten sich Vorschläge, die dem drohenden Zusammenbruch vorbeugen wollten.

Proletarisierung der Massen

Es gab drei Möglichkeiten, den schnell alternden Staat zu regenerieren; da sich nichts Neues und für die Italiker Wertvolles erobern ließ, so mußte man entweder das vorhandene Gemeindeland aufteilen oder die besitzlose Proletariermasse in anderen Ländern ansiedeln oder die gesamten Bundesgenossen in das römische Volk aufnehmen. Gegen alle drei Wege sträubten sich die Betroffenen. Das einmal okkupierte Gemeindeland wollte die Aristokratie ebensowenig herausgeben wie drei Jahrhunderte vorher; und sie war in weit besserer Position als zur Zeit der liciniischen Gesetze (§ 178), da das System der erworbenen Rechte aufgekommen war und es sich außerdem als sehr schwer herausstellte, Privateigentum und okkupiertes Gemeindeland zu trennen. Ferner lag dem hauptstädtischen Pöbel in der Regel nichts daran, wieder auf das Land zurückzuwandern. Es war weit süßer, auf dem Forum faulenzend zu regieren, d. h. sich von der Nobilität durchfüttern zu lassen, als im Schweiße des Angesichts seinen Acker zu bauen. Damit war auch der zweiten Möglichkeit, die hauptstädtischen Proletarier in anderen Ländern anzusiedeln, ihr Urteil gesprochen: der civis Romanus, der oft kaum die durchlöcherte Toga, die er trug, sein nannte und abends keine Stätte hatte, um sein Haupt niederzulegen, war viel zu stolz, um in fremdem Lande sich anzusiedeln und damit auf eine Stufe mit den verachteten Provinzialen hinabzusteigen. Der dritten Möglichkeit näher zu treten und die italischen Bundesgenossen zu Römern zu machen, waren die Römer auch nicht geneigt; denn das Bürgerrecht war für sie eine Quelle des Erwerbs und Lebensunterhalts; je größer aber die Zahl der Bürger wurde, um so weniger vermochte der einzelne sich geltend zu machen. So war denn die Aussicht auf Erfolg für die Reformpartei sehr gering. Trotzdem ließ sie sich nicht abschrecken; als echte Idealisten suchten ihre Vertreter dem wohlerkannten Grundübel des Römerstaats entgegenzutreten, wenngleich sie selbst von denen, denen sie helfen wollten, keinen Dank zu erwarten hatten.

Möglichkeiten der Reform

§ 206. Die Reformversuche des Tib. Gracchus. Schon früh hatte man den Gedanken, der Proletarisierung des Volks entgegenzutreten, aufgegriffen, und es waren stets idealistisch angelegte Vertreter der Aristokratie, die ihn zu verwirklichen suchten. So hören wir von einem Versuche des Tribunen C. Licinius Crassus (145), kleine Bauerngüter auszusondern, und 140 machte C. Laelius, der intime Freund des jungen Afrikanus, den Vorschlag, das römische Domanialland, das besonders stark in Kampanien vertreten war, und das zum größten Teile als Okkupation bewirtschaftet wurde, an die armen Bürger zu verteilen. Doch erhob sich dagegen wütender Widerspruch der derzeitigen Inhaber; C. Laelius ließ eingeschüchtert den Gedanken fallen und erhielt darum den Beinamen der Weise (Sapiens). Die römische Aristokratie bedrohte nunmehr jeden, der diesen Gedanken wieder aufnehmen würde und hatte von ihrem Standpunkte aus nicht unrecht, da zum größten Teil der Kulturstand der Domanialländer ihrer Arbeit zu verdanken war; längere Zeit wagte es deshalb niemand, den Gedanken wieder aufzunehmen. Es hätte wohl einen Mann gegeben, der der Not seines Volkes steuern konnte; Scipio Aemilianus, dessen Stirn unverwelklicher Lorbeer umgab, und dessen Wandel rein von den schmutzigen Fehlern seiner Standesgenossen war. Aber er vermochte sich nicht zu dem Reformwerk zu entschließen, da er das Heilmittel für gefährlicher hielt als das Übel selbst. Er hatte zwar geholfen, das gabinische (139) und das kassische (137) Gesetz durchzuführen und dadurch die öffentlichen Abstimmungen bei den Wahlen und in der Rechtspflege in geheime umzuwandeln, aber weiter beteiligte er sich nicht. Er mochte wohl einsehen, daß das, was er tat, dem ganzen Volke aufgezwungen werden mußte und die Heilung doch so zweifelhaft war, daß er lieber von dem Unternehmen abstand.

Scipio Aemilianus

Leges tabellariae

Doch was der Mann zu unternehmen für aussichtslos hielt, das wagte ein edler Jüngling, Tib. Sempronius Gracchus. Er stammte aus einem vornehmen Adelsgeschlecht und stand in seiner ganzen Lebensauffassung dem Scipionenkreise sehr nahe. Sein Vater war der hochangesehene Kriegstribun Tib. Sempronius, der sich in den spanischen Feldzügen mehrfach ausgezeichnet hatte (§ 201), zweimal Konsul gewesen und wegen seiner Redlichkeit allgemein anerkannt war. Seine Mutter, die hochherzige Cornelia, war des großen Afrikanus Tochter und ist für alle Zeit zum Idealbild einer edlen römischen Frau geworden, die ihr Bestes in der trefflichen Erziehung ihrer Söhne suchte. Auferzogen in den Gedanken antiker Humanität, die das Wohl des eignen Volkes für das Höchste erachtete, und genährt an griechischer Philosophie, trat Tib. Gracchus an seine große Aufgabe heran. Von den beiden Hauptwegen, die römische Bauernschaft entweder durch Landaufteilungen zu regenerieren oder durch Aufnahme der Latiner und italischen Bundesgenossen in die römische Vollbürgerschaft dem Staate ungebrochene und frische Kräfte zuzuführen, schlug er den ersteren ein; der zweite war seinem Bruder Gajus vorbehalten.

Tiberius Gracchus 166—133

Als Tiberius seine Laufbahn begann, im spanischen Kriege (§ 201), lernte er gar bald die Fäulnis kennen, an der die römische Verwaltung 147

und damit der ganze Staat krankte. Heimgekehrt beschloß er sofort, die Sache des immer mehr verarmenden Volks zu der seinen zu machen, und ließ sich zum Tribunen wählen. Jahrzehntelang hatte dieses Amt alle Bedeutung verloren gehabt (§ 202); der Senat, der eigentliche Regent des Staates, hatte es nur zu gut verstanden, diese einst so scharfe Waffe des Volkes stumpf zu machen; selbst für den Fall, daß ein Ehrgeiziger sich ihrer bedienen wollte, hatte man sich dadurch gesichert, daß man die Tribunen in das Interesse der Regierenden zog und einen gegen den andern ausspielte. Außerdem war es verboten, daß jemand zum Tribunen wiedergewählt werden durfte. Trotzdem unternahm Tiberius seine soziale Reform. Er knüpfte an die alten Streitpunkte an, indem er auf Erneuerung des licinischen Ackergesetzes (§ 178) mit einigen Abänderungen antrug. Nach seinem Vorschlag sollte niemand vom Gemeindeland oder den Staatsländereien über 500 Morgen (jugera) für sich und dazu je 250 für zwei Söhne besitzen, im ganzen nicht über 1000 Morgen (252 ha); das übrige sollte dürftigen Familien aus der römischen Bürgerschaft oder den latinischen Bundesgenossen in kleinen Losen von 30 Morgen (7,5 ha) nicht als Eigentum, sondern in unveräußerlicher Erbpacht gegen eine mäßige Grundrente angewiesen, die Aufteilung aber durch eine Kommission von drei Männern vorgenommen werden. Diese Kommission sollte das Gemeindeland und seine vielfach unsicheren Grenzen bestimmen, das Land einziehen und verteilen, über die sich daran knüpfenden Schwierigkeiten die Rechtsprechung üben und die für Verbesserungen dem früheren Besitzer zu zahlenden Entschädigungen festsetzen und alljährlich neu gewählt werden. Es war also im ganzen das alte licinische Gesetz, nur, um der Nobilität entgegenzukommen, mit der Klausel des Sondereigens für die erwachsenen Söhne, und andererseits, um das Bestehen der Einrichtung zu sichern, mit der vom Staate gewährleisteten Unverkäuflichkeit der kleinen Bauernlehen. Mit diesem gewiß maßvollen Vorschlage verband er den Antrag, man solle die dem römischen Volke übermachte Erbschaft des pergamenischen Königs Attalos III. (§ 199) unter die ärmeren Bürger als Betriebskapital für die neuen Landwirte verteilen.

Reformen des Tiberius Gracchus 133

Die Optimaten, den heftigen P. Scipio Nasika an der Spitze, erhoben darüber einen furchtbaren Sturm. Seit dreihundert Jahren waren die Familien im Besitz des Gemeindelandes gewesen und hatten sich gewöhnt, das Gut, von dem sie weder Pacht noch Grundrente entrichteten, als ihr Eigentum anzusehen. Um die Reform zu vereiteln, gewannen sie einen andern Volkstribunen, M. Octavius, der durch die Neuerung gleichfalls in seinem Besitztum bedroht war, zur Interzession gegen den Vorschlag. Umsonst versuchte Tiberius alle Mittel der Milde und Überredung, um den ihm früher befreundeten Amtsgenossen von dem Widerstand abzubringen. Eigennutz und die Aufreizungen der Reichen behielten bei diesen die Oberhand. Dadurch sah sich Gracchus in die Notwendigkeit versetzt, entweder seinen Plan aufzugeben oder seinen Gegner zu beseitigen. Er schlug den letzteren Weg ein, indem er seinen widerstrebenden Kollegen in der Tribusversammlung, wo besonders das Landvolk zahlreich zugegen war,

Opposition der Optimaten

absetzen und an dessen Stelle einen seiner Klienten wählen ließ, worauf sein Gesetzesvorschlag angenommen und die Kommission gewählt wurde. Sie bestand aus ihm selbst, seinem Bruder Gajus und seinem Schwiegervater Appius Claudius. Durch dieses allem Gesetz und Herkommen widerstreitende Verfahren gegen einen für heilig und unverletzlich geltenden Volksbeamten und durch diese scheinbare Familienpolitik gab Gracchus den Verdächtigungen seiner Gegner, als sinne er auf einen Umsturz der Verfassung, um sich königliche Gewalt anzumaßen, einen Schein von Wahrheit, und als vollends nach Beginn der Ackerverteilungen viele seiner Anhänger aufs Land gezogen waren, um nichts zu versäumen, verlor er das Übergewicht in der Stadt. Als nun, ehe noch die schwierige Abgrenzung und Ausscheidung des Privatbesitzes von den Staatsländereien und die Verteilung der letzteren recht begonnen hatte, eine neue Tribunenwahl unter leidenschaftlicher Aufregung stattfand, wurde der edle Volksführer im Getümmel von den Optimaten und ihrem Anhange erschlagen. Vor dem Tempel der Treue, bei den Bildsäulen der Könige, fiel er tot nieder; sein Schicksal teilten auch dreihundert seiner Genossen. Ihre zerschmetterten Leichen, die teils auf der Burgfläche lagen, teils über die steilen Felswände hinabgestürzt waren, wurden während der Nacht in den Tiber geschleift. Umsonst flehte Gajus um die Auslieferung des toten Bruders, damit er ihn seinem Stande gemäß bestatten könne; man versagte die Bitte; die Rache der Aristokratie dauerte noch über das Grab hinaus. Auch fürchtete sie, der Anblick der Leiche möchte die Menge aus ihrer feigen Trägheit reißen und ihr die Größe der Schmach zum Bewußtsein führen, daß sie ihren hochherzigen Beschützer den wütenden Feinden preisgegeben habe. Als Scipio Amilianus, der Gatte seiner Schwester Sempronia, vor Numantia (§ 201) von dem Ausgange des Schwagers Kunde erhielt, brach er in die Homerischen Worte aus: „Also verderbe ein jeder, der solches Beginnen im Sinn trägt," ein rascher und unedler Ausspruch, der dem großen Feldherrn nicht vergessen und nicht verziehen ward. Das Volk, das in dumpfem Schrecken dem Fall seines Führers zugesehen hatte, mußte es bitter empfinden, daß ihm sein Haupt fehlte. Denn die Nobilität, die ihrem Unrecht den Schein des Rechtes geben wollte, beeilte sich, die rasche Tat als einen Akt ihrer Gesamtheit hinzustellen. Die Hauptführer wurden, um sie der Rache des Volkes zu entziehen, unter ehrenvollen Vorwänden in entlegene Provinzen geschickt und die Anhänger des Tib. Gracchus von den Aristokraten vor Gericht gezogen, das sie natürlich zum Tode durch Henkershand verurteilte. Doch damit war die soziale Gefahr nicht beschworen und, trotz der blutigen Gewalttat, die der Senat durch Schweigen gutgeheißen hatte, hielt er es nicht für ratsam, das begonnene Abgrenzungs- und Teilungswerk sofort gänzlich einzustellen, sondern hoffte, daß die Bewegung durch Mangel an geeigneten Führern in sich zusammensinken werde, eine Hoffnung, die auch ohne die Person des gewaltigen Gajus Gracchus völlig eitel war, da die Landnot von Tag zu Tag stieg und ohne den Versuch der sozialen Reform die soziale Revolution kommen mußte.

Die Ackerkommission

Umschwung der Stimmung

133

Untergang des Tib. Gracchus

Fortführung der sozialen Reform

Zwei energische Männer der Volkspartei, M. Fulvius Flaccus und C. Papirius Carbo, traten dem jüngeren Gracchus zur Seite und förderten die sozial notwendige Arbeit auf das eifrigste. „Öffentliche Anschläge forderten jeden, der dazu imstande war, auf, über die Ausdehnung des Domaniallandes Nachweisung zu geben. Unerbittlich wurde zurückgegangen
131 auf die alten Grundbücher und nicht bloß alte und neue Okkupationen ohne Unterschied wieder eingefordert, sondern auch vielfältig wirkliches Privateigentum, über das der Inhaber sich nicht genügend auszuweisen vermochte, mit konfisziert. Um sich die Arbeit zu erleichtern, nahm die Dreimännerkommission Klagen gegen den unrechtmäßigen Besitz von Gemeindeland an und griff, nachdem der unbestrittene ager publicus verteilt war, in das heikle Gebiet der seit undenklicher Zeit besessenen und längst als unbestrittenes Eigentum angesehenen Okkupationen ein." Formell war die Teilungskommission (tresviri agris judicandis dandis s. assignandis) zweifellos im Recht, aber ebenso sicher war, daß sich Private und Gemeinden durch diese Maßregel oft verletzt fühlten und sich gewissermaßen als eines rechtmäßigen Besitzes beraubt ansahen. Wenngleich durch die Aufteilungen die römische Bürgerschaft um 80 000 Familien stieg und, wie der Konsul P. Popilius sich rühmte, in ganz Italien der Bauer den Hirten abgelöst hatte, so war doch die Stimmung schwierig; die Gegensätze schärften sich, und die Extremen, die zu immer neuen sozialistischen Versuchen drängten, gewannen die Oberhand. Es fehlte ihnen nur der Führer, und auch der sollte ihnen in der Person des jüngeren Gracchus werden. Jedoch war anderseits die Optimatenpartei stark genug, um allzu rücksichtsloses Durchgreifen der Reformer zu verhindern; auf Antrag des Scipio Africanus wurde im Jahre 129 der Teilungskommission durch Volksbeschluß die Gerichtsbarkeit entzogen und die Entscheidung, was Domanialland und was Privatbesitz sei, an die Konsuln gewiesen.

§ 207. Gajus Gracchus. Des Tiberius um neun Jahre jüngerer Bruder C. Gracchus hatte seine Zeit abgewartet. Die mißtrauische Aristokratie hatte ihn zwar nicht aus der Dreimännerkommission zu entfernen gewagt, aber doch durch mehrfache Entsendungen dafür gesorgt, daß er ihnen zunächst nicht gefährlich werden konnte. Unterdessen hatte sich auch der scipionische Kreis dem Reformgedanken genähert; denn bei der Ausführung der Maßregeln hatten sich so erschreckende Übelstände gezeigt, war es so klar geworden, daß der römische Bauernstand seinem Untergange zueilte, daß diese Vaterlandsfreunde ihre Augen davor nicht zu schließen vermochten.

Hereinziehung der Bundesgenossen in die soziale Bewegung

Zugleich waren sowohl die Optimaten wie die Reformer auf eine bisher zu wenig beachtete Machtquelle des römischen Staates aufmerksam geworden, auf die landsässigen italischen Bundesgenossen, die noch in verhältnismäßiger Einfachheit dahinlebten, auf ihren kleinen, freien Höfen den Boden bauten und nicht zum wenigsten die Reihen der römischen Heere füllten. Schon längst erwarteten diese, vor allem die Bürger latinischen Rechts, von der römischen Bürgerschaft den Lohn für mehr als hundertjährige Treue, ohne zu drängen, aber auch ohne abzulassen. Um ihre Gunst begannen nun beide Parteien zu buhlen. Fast schien es, als sollten die Optimaten, die insbesondere den Latinern
131 alle möglichen Versprechungen gemacht hatten, durch einen Fehler der Reformer den Sieg davontragen. Denn die Dreimännerkommission machte den Versuch, die alten Assignationen, die durch besondere Verträge den Latinern zugewiesen waren, vor ihre Gerichtsbarkeit zu ziehen; damit entstand die Gefahr, daß die Latiner zugunsten der besitzlosen Römerplebs zurückgesetzt würden.

In ihrer Not wendeten sich die Latiner an Scipio Amilianus, und dieser versprach auch, sich ihrer anzunehmen. Zunächst setzte er durch, daß die Gerichtsbarkeit, auch über die Grenzregulierungen, wieder den Konsuln zugewiesen ward und somit in aristokratisches Fahrwasser kam. Dann aber sprach er sich für die Latiner aus und wollte schon ein sie betreffendes Gesetz an das Volk bringen, als ihn ein rätselvoller Tod, vielleicht durch Mörderhand, dahinraffte. Mit ihm schied der edelste Vertreter einer ideal denkenden Mittelpartei aus der Welt, und der Staat wurde nun der Spielball der Kapitalisten und der extremen Reformer. Die Mittelpartei hat von da ab nie wieder wirklich entscheidenden Einfluß gewinnen können; die sozialen und politischen Kämpfe tobten weiter, bis die Republik in einem Meer von Blut ertrank.

Scipio und die Latiner

† 129

Der alle tief erschütternde Tod des letzten Scipionen schaffte dem gequälten Staate eine Weile Ruhe; aber es war die unheimliche Stille vor dem Sturme. Den gemachten Fehler durfte man nicht wiederholen; denn die Empörung einer der treuesten Bundesgenossenstädte, Fregellä, belehrte beide Parteien, daß der einmal aufgetauchte Gedanke, die Italiker zum römischen Bürgerrecht zuzulassen, nicht wieder zu unterdrücken war. Wenn auch die Rebellion niedergeschlagen und auf das grausamste bestraft wurde, sie zeigte, welchem Abgrund der Staat mit immer schnellerem Schritte zueilte.

Scipios Tod

124

Darum faßte auch die Reformpartei den Gedanken, durch das frische Blut der Italiker den alternden Staat aufzufrischen, scharf ins Auge, vor allem Gajus Gracchus, der von da ab die Führung übernahm. Jedoch ging er dabei, trotz des glühenden Hasses gegen die Feinde seines Hauses und seiner Weltanschauung, vorsichtig zuwege. Ob er in Wirklichkeit monarchische Gelüste hatte, wie man gemeint hat, ob diesen leidenschaftlichen und doch klug alles Mögliche erwägenden Mann bloß ideale Beweggründe trieben, kann man bei der kurzen Zeit, die sein Wirken umfaßt, und der jähen Vereitelung seiner Pläne nicht mehr entscheiden. In ihm finden sich Züge von Cäsar und Napoleon neben den idealen Wünschen weltverlorener Menschheitsbeglücker. Er war geboren, sein Volk zur Höhe zu führen oder ins Elend zu stoßen; eine geniale Begabung war ihm eigen, des Volkes Seele zu lenken und zu erschüttern; er besaß eine zwingende Macht über die Gemüter, die sich nur aus seiner Hingabe an ideale Ziele erklären läßt; daneben aber stand die kühlste, kälteste Berechnung, die die Volksleidenschaften nur zum Lenken der Figuren auf dem Brettspiel der Welt benutzt und, sich ihnen scheinbar unterordnend, sie nur als Mittel kennt, um daraus das Riesenbild der absoluten Macht zu formen.

Aufkommen des C. Gracchus

153—121

Mit klarem Blick und vollem Bewußtsein betrat er den Weg der Revolution und strebte daneben nach Rache an den politischen Gegnern, die ihm den Bruder erschlagen hatten. Seine große Beredsamkeit erwarb ihm gleich nach seiner Wahl zum Tribunen einen mächtigen Anhang unter den niederen Volksklassen, deren augenblickliche Not er durch Straßenbauten, und andere öffentliche Arbeiten zu lindern suchte. Mehr noch gewann er durch ein Kornges etz die hauptstädtischen Wähler; durch Verkauf von Brotkorn zu außerordentlich niedrigem

Politische Reformen des C. Gracchus

123

1. lex frumentaria

Preise aus Staatsspeichern lieferte er den hungernden Massen das tägliche Brot und fesselte durch diese Gabe die römischen Armen an seine Person. Es glückte dem klugen Volksführer aber auch, in den Reihen der Aristokratie eine Spaltung zu erzeugen, indem er durch zwei Gesetzesvorschläge, über Umgestaltung des Gerichtswesens und über Änderung der Steuerverfassung der Provinz Asien, die Ritter, d. h. die Geldaristokratie und Kaufmannschaft, auf seine Seite zu bringen und von dem Adel oder Senatorenstand zu trennen wußte.

2. lex judiciaria

Die Bestimmung, daß in Zukunft die richterliche Untersuchung sowohl über Staatsverbrechen als über bürgerliche Rechtsklagen nicht mehr wie bisher dem Senatorenstande (§ 202), sondern dem Ritterstande zustehen solle, bewirkte, daß die Senatoren dem aus Standesgenossen und Gleichen (Pairs) bestehenden Geschworenengerichte entzogen und einem Gerichtshof, der aus niedriger gestellten und ihren Standesinteressen fremden Gliedern bestehen sollte, unterworfen wurden, was ihr Ansehen schwächte und eine tiefgehende Spaltung zwischen der Amts- und Geldaristokratie erzeugte. Sie wurde dadurch vorbereitet und noch erweitert, daß man um 129 die Zusammensetzung der Ritterzenturien änderte. Sie waren schon längst die reichste Schicht der Bürgerschaft und umfaßte den Senat und die hohe Finanz. Von nun an nahm man den Senatoren das Ritterpferd und schloß sie aus den Ritterzenturien aus, so daß die letzteren einen geschlossenen Stand bildeten, der sich immer deutlicher und schärfer gegen den Senat abschloß (§ 202).

3. lex de provinciis consularibus

Einem ähnlichen Mißtrauen gegen die Senatsregierung entsprang die Bestimmung, daß die Provinzen bereits vom Senat bestimmt sein mußten, ehe man wußte, wer Konsul würde (also z. B. im Jahre 50 für die Konsuln des Jahres 49, ehe diese gewählt waren,

4. lex de provincia Asia

§ 228). Denselben Zweck hatte der Vorschlag, die bisherige Steuerverfassung der Provinz Asien durch Volksgesetz dahin zu ändern, daß nicht mehr den einzelnen Gemeinden feste Summen auferlegt, sondern daß fortan Zehnten, Hutgeld und Zölle daselbst erhoben und in Rom an kapitalkräftige Unternehmer verpachtet werden sollten; dadurch wurden die reichen Ritter und Kaufherren der Hauptstadt, die nun als Mittelsmänner (publicani) eintraten und aus der gepachteten Erhebung großen Gewinn zu ziehen hofften (§ 205), für die Neuerung gewonnen.

Agrarreformen

5. Aussendung nach Kolonien

Nach diesen schnell errungenen Erfolgen hielt C. Gracchus den Zeitpunkt für gekommen, um den Hauptschlag zu wagen. Es genügte ihm nicht mehr, das Ackergesetz seines Bruders durchzubringen und das Gemeindeland zu verteilen, er strebte nach einer Umgestaltung der ganzen Verfassung. Dazu diente ihm das zweite der oben vorgeschlagenen Mittel (§ 205), um das Volk aus der Proletarisierung zu erretten: er schlug vor, große Mengen der hauptstädtischen armen Bürger in italischen (Kapua und Tarent [Neptunia]) und überseeischen Kolonien anzusiedeln, und schlug dazu, als besonders geeignet, das Gebiet des verwüsteten Karthago vor, wo er eine Kolonie Junonia anzulegen empfahl. Ferner sollte das schon kurz nach 131 durch Volksbeschluß erwirkte Gesetz, daß die Tribunen jedes Jahr von neuem gewählt werden dürften, ihm den Weg zu einem Volkstribunat auf Lebenszeit bahnen, eine Stellung,

die er zur Schwächung oder Beseitigung der Senatsherrschaft und zur Begründung einer auf die demokratische Volksversammlung sich stützenden ständigen Staatsleitung hätte benutzen können. Gedrängt von seinem Genossen M. Fulvius Flaccus stellte er schließlich den Antrag, den Bundesgenossen das römische Bürgerrecht zu verleihen. 2. Aufnahme der Bundesgenossen ins Bürgerrecht

Dieses energische Vorgehen erzeugte unter den Optimaten einen gewaltigen Schrecken und brachte sie zu dem Entschluß, wie schon früher (§ 206), durch Interzession eines andern Tribunen die Tätigkeit des C. Gracchus lahmzulegen. Deshalb verdächtigte der Tribun M. Livius Drusus die Vorschläge und verhieß dem römischen Volke, das ohnedies zu fürchten begann, durch die Mehrung der Bürger möchte es in den eigenen Vorrechten und in den Getreidespendungen verkürzt werden, noch größere Vorteile. Die zu verteilenden Ackerlose sollten freies Eigentum sein und die von Tib. Gracchus darauf gelegte Grundrente wegfallen, und statt überseeischer Kolonien wurden bequemere Ansiedelungen in Italien selbst in Aussicht gestellt. Die Aristokratie erreichte bei dem leichtgläubigen Volke, das sich über die Unausführbarkeit dieser Anträge keineswegs klar war, vollkommen ihren Zweck. Der Antrag auf Ausdehnung des Bürgerrechts fiel in der Volksversammlung durch, und als bald nachher eine neue Tribunenwahl stattfand, wurde Gracchus, der gerade in Afrika abwesend war, um die karthagische Kolonie einzurichten, nicht mehr gewählt und ihm dadurch das Feld seiner Tätigkeit verschlossen. Gegenstoß der Optimaten — Anträge des Drusus — 122

Ermutigt durch diesen Ausgang und gestärkt durch die Wahl des L. Opimius, des Hauptes der strengen Adelspartei und Zerstörers des abgefallenen Fregellä, zum Konsul schritt nunmehr die Aristokratie zu entschlossenem Kampfe. Die Priester warnten vor dem Wiederaufbau der gottverfluchten Stätte Karthagos (§ 200), und als C. Gracchus zurückkam und die Besiedelung der Kolonie betreiben wollte, berief der Senat eine Volksversammlung, um das Unternehmen zu hindern. Die Ermordung eines Gerichtsdieners bei Eröffnung der Versammlung erzeugte eine furchtbare Bewegung in der aufgeregten Menge. C. Gracchus, vom Senat des Verfassungsbruches angeklagt und durch das Toben der Gegner am Sprechen gehindert, zog mit seinem bewaffneten Anhang auf den Aventin, die alte Burg der Plebs in den früheren Ständekämpfen (§ 172). Der Konsul Opimius, durch das senatus consultum ultimum (das der Verhänguug des Standrechts gleichkam), mit diktatorischer Gewalt ausgerüstet, forderte am andern Morgen die Demokraten, die sich verschanzt und mit bewaffneten Sklaven verstärkt hatten, auf, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Als dies verweigert wurde, erteilte er den Befehl zum Angriff, worauf ein heftiger Kampf entbrannte. Die Aufständischen erlagen; Fulvius und 250 seiner Gefährten, unter ihnen sein liebenswürdiger Sohn, der eine Vermittlung versucht hatte, wurden erschlagen und ihre Leichen in den Tiber geworfen; C. Gracchus floh in den Hain der Furrina jenseits des Stromes und wurde dort tot gefunden neben einem treuen Sklaven, der ihm das Schwert in die Brust gestoßen hatte. Niederlage des Gracchus — Ausgang des C. Gracchus 121

Hinrichtungen, Verbannungen und Kerkerstrafen befreiten nun die Optimaten vollends von ihren Gegnern. Und so sicher fühlten Folgen des Siegs der Optimaten

sich diese, daß der blutbefleckte Opimius vom Senat den Auftrag erhielt, zum Gedächtnis dieses Tages auf dem Forum, unmittelbar unter dem Abhange des Kapitols, der Eintracht (Concordia) einen prachtvollen neuen Tempel zu weihen. „Der Adel benutzte diesen Sieg (sagt Sallust) nach seiner Weise voller Leidenschaft, entledigte sich vieler Personen durch Schwert und durch Verbannung, verschaffte sich übrigens damit mehr Furcht als wirkliche Macht. Erfahrungsgemäß sind oft große Staaten ins Verderben gestürzt worden, wenn eine Partei die andere auf jede Art und Weise zu überwältigen und sich an der besiegten alsdann hart zu rächen bemüht ist." Dagegen wagte man nicht, die beiden wichtigsten Gesetze abzuschaffen. Vor allem das Richtergesetz blieb in Kraft; es diente dazu, die beiden Parteien des Adels auseinanderzuhalten und ist allezeit von den Führern der Demokratie benutzt worden, um eine Vereinigung zu verhindern. Auch das Ackergesetz blieb zunächst bestehen, und man wagte es nur sehr vorsichtig und langsam, daran zu ändern. Denn trotz der Niederlage der Demokratie mußte man beständig ihr Wiederaufleben fürchten. Wie sehr das der Fall war, lehrte der unauslöschliche Haß gegen die beiden gefallenen Führer. Das Andenken der Gracchen blieb geächtet; „nicht einmal das Trauergewand durfte Cornelia um den Tod ihres letzten Sohnes anlegen; allein die leidenschaftliche Anhänglichkeit, die gar viele im Leben für die beiden edlen Brüder und vornehmlich für Gajus empfunden hatten, zeigte sich in rührender Weise auch nach ihrem Tode in der fast religiösen Verehrung, welche die Menge ihrem Andenken und den Stätten, wo sie gefallen waren, allen polizeilichen Vorkehrungen zum Trotze, fortfuhr zu zollen".

B. Die oligarchische Reaktion. Marius und Sulla (120—80).

Befestigung der Adelsherrschaft

§ 208. Die Wiederherstellung der Senatsherrschaft. Der Jugurthinische Krieg (112—105). Nach dem Tode des Gajus Gracchus war die demokratische Partei führerlos und ihr Werk eine zerfallende Ruine. Die Regierung glitt wieder in die Hände des senatorischen Adels zurück, und dieser nötigte der Welt von neuem den Grundsatz auf, daß Rom allein in Italien zum Herrschen geboren und die übrige Welt zum Dienen da sei. An dem Versuch des Gracchus, die Italiker in das römische Bürgerrecht aufzunehmen, war sein Reformwerk gescheitert; denn der hauptstädtische Pöbel schwenkte in dem Augenblick ab, wo er in den Bundesgenossen nicht nur Teilnehmer an den Lasten, sondern auch an den Ehren und Vorteilen des römischen Bürgerrechts erhalten sollte. Diese Erfahrung nutzte die kluge Adelspartei. Die Italiker wurden grollend zur Ruhe verwiesen, und dem hauptstädtischen Proletariat wurde durch billige Getreidezufuhren, Erleichterung des Militärdienstes und prachtvolle Volksfeste geschmeichelt. Dagegen war man keineswegs gewillt, diesen Bevölkerungsteil irgendwie an der Regierung zu beteiligen; in den folgenden zwei Jahrzehnten ward das Tribunat zu völliger Ohnmacht verurteilt. Man war klug genug, dem Stande der Kaufherren die neu eingeführten Geschworenengerichte und die Steuerpachtungen zu lassen, so daß die hergebrachte Neigung der hohen Finanz zum Amtsadel durch ein neues starkes Band befestigt ward. In der Bodenfrage aber war die römische Nobilität genau so unduldsam wie ihre Vorfahren drei Jahrhunderte vorher. Das nützliche Werk des Gracchus, überall die Römer auf dem eroberten Boden anzusiedeln und sie so zum Heimatsgefühl zu erziehen, wurde beseitigt. Die außeritalischen Kolonien wurden aufgehoben mit Ausnahme von Narbo, das, von M. Fulvius Flaccus gegründet, nunmehr Hauptstadt der provincia Gallia ward, und die in Italien

Beseitigung der gracchischen Reformen

118

befindlichen Kolonien wurden sämtlich aufgelöst. Das livianische Scheingesetz (§ 207) fiel, nachdem es seine Schuldigkeit getan hatte.

Reaktionäre Bodenpolitik

Dann wandte man sich zu dem eigentlichen Kern der Sache, der noch ungelösten Domänenfrage. Es ist zweifelhaft, ob die Ackerassignationen noch eine Weile nach Gracchus' Tode fortgedauert haben. Man hört nichts von einer Aufhebung des Dreimännerkollegiums; daß aber die Aristokratie nicht ruhen würde, bis sie wieder Herrin des gesamten Bodens wäre, war klar. Zunächst wurde darum die Unveräußerlichkeit der Güter aufgehoben; dann beantragte der Tribun Sp. Thorius, daß die neuen Besitzer eine Abgabe zahlen sollten, um diese den städtischen Armen zugute kommen zu lassen. Schließlich wurde ein uns noch erhaltenes Ackergesetz eines unbekannt gebliebenen Antragstellers gegeben, das zwar den neuen Besitzern ihr assigniertes Gut beließ, aber das noch vorhandene, von der Nobilität okkupierte Gemeindeland dieser als völlig abgabenfreies Privateigentum zusprach. Damit war der letzte und entscheidende Schritt getan, um altes Unrecht zum Gesetz zu erheben, und der Zustand verewigt, dessen Folgen heute in Italien noch nachwirken, der neben einer geringen Zahl von Grundherren eine große proletarische Bevölkerung schaffen half. Daß das Unheil nicht gleich rapid wuchs, daß die Ausdehnung der Großbetriebe, die schon in Etrurien alle freien Arbeiter beseitigt hatte, nicht ganz Italien umfaßte, verhinderte die zunächst festgehaltene Trennung der Bundesgenossen von den Römern. Da zwischen beiden kein Commercium (§ 181) bestand, so waren ihre Hufen fast unveräußerlich und dem Landhunger der römischen Latifundienbesitzer ein Riegel vorgeschoben. Diese ungewollte Folge der Zurückhaltung der Italiker schob den sozialen Zusammenbruch noch eine Weile hinaus, vermochte aber nicht das allmähliche Zusammensinken des Staates zu verhindern.

Lex Thoria 118

Lex agraria 111

Innerer Verfall der Nobilität

Denn die römische Nobilität, die bis dahin auf manche ihrer Leistungen hatte stolz sein dürfen, verfiel nunmehr auch innerlich. Die Verbindungen mit der Ritterschaft brachten unermeßliche Reichtümer nach Rom und steigerten den Luxus und die Verschwendung ins Maßlose. Hatte es schon vorher an Talenten und Charakteren gefehlt, so ward nunmehr der Mangel daran geradezu zur Regel. Bei dem schlottrigen Regiment, das die restaurierte Nobilität führte, waren Sklavenaufstände, Ausplünderung der Provinzen und daneben Seeräuberei alltägliche Dinge. Selbst die Führer der Nobilität waren nicht davon frei, Geld zu nehmen, ohne nach seinem Ursprung und Zweck zu fragen. Die Republik war schon damals reif zum Niederbruch; es fehlte nur noch der Mann, der die schleifenden Zügel des Regiments aufnahm.

Jugurthinischer Krieg 112—105

Ehe es aber dahin kam, mußte Rom noch schwere Kämpfe bestehen. Der erste derselben, der jugurthinische Krieg, ist freilich nicht sehr bedeutend, aber dadurch denkwürdig, daß es einem klugen Beduinenscheich gelang, fast fünfzehn Jahre lang die Weltmacht Rom durch ihre eigene elende Regierung in Schach zu halten. Im Vertrauen auf die in Rom herrschende Käuflichkeit faßte Jugurtha, der schlaue, kriegsgewandte und herrschsüchtige Enkel des Masinissa (§ 195), nach des Königs Micipsa Tode 118 den Entschluß, das Königreich Numidien, das er anfangs mit seinen beiden Vettern Hiempsal und Adherbal gemeinschaftlich regiert hatte, sich allein zuzueignen. Er trug zuerst auf eine Teilung an, ließ dann während der Verhandlungen darüber den Hiempsal durch Meuchelmörder aus dem Weg räumen und nötigte den Adherbal zur Flucht in die römische Provinz, von wo sich dieser nach Rom begab und den Schutz des Senats anflehte. Jugurtha, der einst im römischen Heere vor Numantia gedient hatte, und von dorther wußte, daß in Rom alles feil sei, bewirkte durch große Geldsummen, die er unter die einflußreichsten Senatoren verteilen ließ, daß der an Hiempsal begangene Mord nicht nur ungestraft blieb, sondern daß er bei einer

118

Vernichtung der Dynastie Masinissas 117

neuen, durch eine römische Kommission vorgenommenen Teilung die
171 bessere Hälfte in Westen, Adherbal den fast ganz aus Sandwüsten bestehenden östlichen Teil erhielt. Ermutigt durch diesen Ausgang, strebte Jugurtha nach dem ganzen Reich. Er überzog seinen Vetter mit Krieg und belagerte ihn in der Stadt Cirta (Constantine). Unterstützt von deren italischen Bewohnern, leistete Adherbal einige Zeit Widerstand und wendete sich dann abermals um Hilfe nach Rom. Aber der Senat, aufs neue von Jugurtha bestochen, begnügte sich mit einer Gesandtschaft, die den numidischen König von weiteren Gewaltschritten abmahnen sollte. An ihrer Spitze stand M. Amilius Scaurus, das Urbild eines heuchlerischen Optimaten, der stets tugendstolze Worte im Munde führte, aber dabei bereit war, sich und sein Ansehen an den Meistbietenden zu verkaufen. Jugurtha wußte sich dieser käuflichen Gesandtschaft zu
112 entledigen und zwang dann die Stadt zur Übergabe, worauf Adherbal unter Martern getötet und die erwachsene männliche Bevölkerung, Afrikaner wie Italiker, ermordet wurde.

Ungeschickte Kriegführung der Römer 111

Die Entrüstung über diese Untat nötigte den Senat zu ernsterem Handeln. Der Krieg wurde auf Betreiben des Tribunen C. Memmius erklärt und der Konsul L. Calpurnius Bestia nach Afrika geschickt. Allein Jugurtha erkaufte schnell einen billigen Frieden; seine Ergebung auf Gnade oder Ungnade war jedoch nur Schein. Zwar erschien er infolge einer Ladung des Senats mit sicherem Geleit zu seiner Rechtfertigung in Rom und bat demütig um Verzeihung, ließ aber zugleich einen daselbst lebenden Verwandten, Massiva, der ebenfalls nach der Herrschaft in Numidien strebte, durch seinen Vertrauten Bomilkar in den Straßen der Hauptstadt ermorden. Nach diesem neuen, unter den Augen des Senats vollbrachten Verbrechen wurde der Friede gekündigt und Jugurtha aus Rom verwiesen; den Oberbefehl erhielt Sp. Postu-
110 mius Albinus. Durch Bestechung der Anführer, wie die demokratische Version lautet, oder durch Ungeschick und politische Abhaltungen des Führers, den meist sein Bruder im Felde vertreten mußte, bewirkte jedoch
109 Jugurtha, daß das Heer untätig blieb. Infolge des müßigen Lagerlebens verfiel es aber in solche Zuchtlosigkeit, daß es bei einem Angriff auf die Stadt Suthul in die Wüste gelockt und überwunden wurde und genötigt ward, durch das Joch zu gehen. Ganz Afrika schien verloren, der größte Teil der prokonsularischen Provinz fiel zu Jugurtha ab, und die gedrückte Bevölkerung begrüßte ihn als Befreier und Nationalhelden.

Diese Schmach empörte das von dem Tribunen C. Mamilius Limetanus geleitete Volk so, daß es aufs neue den Kampf gegen den Adel aufnahm und siegreich durchführte. Umsonst suchte der Senat durch Sühnung des verletzten Rechtsgefühls den Sturm zu beschwören,
109 indem er dem rechtschaffenen, kriegskundigen, aber adelsstolzen Q. Cäcilius Metellus den Oberbefehl gegen Jugurtha übertrug und die schuldigen Feldherren und Senatoren verbannte; umsonst stellte Metellus durch rücksichtslose Strenge die Kriegszucht im römischen Lager her
108 und erneuerte durch die siegreiche Schlacht am Fluß Muthul den alten Ruhm der römischen Waffen; das Volk, voll Mißtrauen gegen den Adel, wünschte einen Führer aus seiner Mitte. Diesen fand es

in dem von Ehrgeiz und Herrschsucht erfüllten rüstigen Bauernsohn C. Marius, der mit Tapferkeit, Feldherrntalent und rauher Kriegstugend rohe Sitten, Haß gegen die Vornehmen und Verachtung ihrer Kultur und Verfeinerung verband und nach einer glänzenden Laufbahn als Legat in des Metellus Heer diente. Beleidigt von dem Adelsstolz seines Feldherrn, der den Marius zwar als trefflichen Offizier gelten ließ, aber ihm öfter die tiefe Kluft zwischen den Optimaten und einem Emporkömmling deutlich machte, begab sich Marius nach Rom, wo er zum Konsul gewählt und, unter kränkender Zurücksetzung des verdienten Metellus, mit der Leitung des jugurthinischen Krieges beauftragt ward. Als ihm der Oberbefehl bis zur Niederwerfung des Jugurtha verlängert worden war, vermochte dieser trotz all seiner Schlauheit und Gewandtheit im Kleinkrieg der Tatkraft des Marius und seinem bedeutend verstärkten und zu neuer Schlagfertigkeit erzogenen Heere nicht lange zu widerstehen. In der Feldschlacht besiegt und seiner festen Städte und Burgen beraubt, flüchtete er sich zu dem benachbarten König Bocchus von Mauretanien, seinem Schwiegervater, um ihn zum Krieg wider die Römer zu reizen. Anfänglich wurde er von diesem kräftig unterstützt, später aber, als ein Mißerfolg den andern ablöste, samt seinen Kindern von diesem bei einer verabredeten Besprechung dem ebenso klugen und gewandten als tapferen römischen Legaten L. Cornelius Sulla ausgeliefert. Damit war nach siebenjähriger Dauer der Krieg zu Ende. Am 1. Januar 104, an dem er zugleich sein zweites Konsulat (§ 209) antrat, hielt Marius seinen glänzenden Siegeseinzug nach dem Kapitol. Vor dem Triumphwagen schritt Jugurtha gefesselt und in königlichem Schmucke nebst seinen beiden Söhnen einher. Dann wurde der gekrönte Verbrecher von unbarmherzigen Schergen halb entblößt in das dunkle Kerkergewölbe am Kapitol hinabgestoßen. „Wie kalt ist euer Badegemach!" rief der Afrikaner aus, als er die Schwelle des alten Brunnenhauses (§ 162, 186) überschritt. Sechs Tage widerstand seine eiserne Natur der Macht des Hungers und der Kälte; da kam endlich die Hand des Nachrichters dem zögernden Tod durch Erdrosseln zu Hilfe. Bocchus erhielt als Lohn für seinen Verrat die westliche Landschaft Numidiens; das übrige Land gaben die Römer Jugurthas Halbbruder Gauda.

C. Marius geb. 156

107

Frühjahr 105

L. Cornelius Sulla geb. 138

Dieser an sich nicht bedeutende Kampf, der nur durch Sallusts (§ 240) farbenreiche Schilderung uns deutlicher entgegentritt als viele andere, die ihm in Ursache und Wirkung ähnlich waren, ist um seiner Begleiterscheinungen willen wichtig. Denn einmal zeigt sich in ihm der Verfall der Nobilität und dann die Tatsache, daß die Militärs zum ersten Male als bestimmend auf der politischen Bühne auftreten und die Macht an sich zu reißen suchen. Daß Marius an eine Tyrannis gedacht hat, ist für den damaligen Zeitpunkt sehr zweifelhaft; daß er aber mit Hilfe der Popularpartei emporzukommen trachtete, ist sicher. Er war der Sohn eines armen Bauern aus Cereatä (Casamare) bei dem Landstädtchen Arpinum; geboren 156, hatte er sich während seines Tribunats (119 v. Chr.) zuerst durch den Vorschlag, daß die für die Wahlen und Abstimmungen eingerichteten Brückchen auf dem Campus Martius verengert und die Täfelchen nicht betrachtet werden sollten, als Gegner der Vornehmen erwiesen, indem er dadurch der Wahlbeherrschung durch die Optimaten, die auf diesen Brückchen zu stehen und die Abstimmung zu überwachen pflegten, Schranken setzte. Dann hatte er sich mehrfach als Offizier bewährt und gegenüber der überfeinerten Zivilisation

Aufkommen des Marius

lex tabellaria

seiner optimatischen Berufsgenossen in einem rauhen Stolze seinen Ruhm gesucht. Von griechischer Bildung und von dem Verdienste, der im Besitz der Ahnen allein ruhte, wollte er nichts wissen, wie er einmal selbst in einer Rede äußerte, die er nach seiner Wahl zum Konsul hielt.

Heeresreform

Das sicherste Mittel, welches es gab, um dem Führer der Popularpartei eine starke Stütze zu schaffen, erblickte Marius in der *Reorganisierung des Heeres*. Die römische Heeresorganisation beruhte damals immer noch fast ganz auf der ehemals von Servius getroffenen Einteilung (§ 167) mit den bis zu den Punischen Kriegen notwendig gewordenen Abänderungen (§§ 185, 202). Jedoch war die Bürgerreiterei immer mehr zu einer Art Gardetruppe geworden, und in den zum Kriegsdienst berechtigten Bürgerklassen begann es bedenklich an Rekruten zu fehlen, ein Umstand, der um so mehr ins Gewicht fiel, als die Heere sich auf immer größere Räume verteilen mußten und länger bei den Fahnen blieben. Die Kontingente der italischen Bundesgenossen schwanden auch immer mehr zusammen, so daß man schon früh sich hatte entschließen müssen, wenigstens für die leichten und die technischen Truppen außeritalische Bundesgenossen, wie die balearischen Schleuderer (die seit 123, wo ihre Inseln von Q. Cäcilius Metellus Balearicus unterworfen worden waren, in Scharen zu den römischen Fahnen eilten), die afrikanischen Reiter und die behenden Ligurer zu werben. Bald folgte die schwere Kavallerie und C. Marius tat den folgenschweren Schritt, nun auch die Infanterie der Legionen zu reformieren. Das alte Rekrutierungssystem wurde zwar beibehalten, aber daneben wurde es jedem Bürger, besonders den Proletariern und Freigelassenen, freigestellt, *freiwillig* unter die Fahne zu treten. Zugleich hörte für den Legionar jeder Unterschied der Bewaffnung und dadurch auch die alte aristokratische Gliederung auf. Damit verbanden sich ein
105 neues, der Gladiatorenfechtkunst entlehntes Exerzierreglement und zahlreiche praktische Verbesserungen in der Bewaffnung und Ausrüstung der Soldaten. Vor allem die Fechtweise mit dem Schwerte wurde wesentlich verbessert und der einzelne Mann auf das sorgfältigste durchexerziert. Ferner änderte (nach einer sehr wahrscheinlichen Vermutung) Marius auch die Einteilung der Legion, indem an die Stelle der 30 alten Manipeln nunmehr 10 Kohorten (ein jedenfalls sehr alter Ausdruck für eine taktische Einheit, der ursprünglich eine abgegrenzte Zahl von Vieh, dann auch von Menschen bedeutete) zu je etwa 600 Mann mit eigenen Feldzeichen traten, die ihrerseits wieder in je 6 Centurien zerfielen. So ward denn die Legion auf 6000 Mann Sollstärke gebracht und die Zahl der Legionen konnte bei dem neuen Werbesystem beliebig hoch angesetzt werden. Eine neue Einrichtung war die Gardetruppe, die sich um die Person des Feldherrn scharte und von dessen Zelt (praetorium) den Namen Prätorianer erhielt; sie war zuerst unter Scipio Amilianus bei Numantia aufgetreten. Dagegen blieb als Rest alter Einrichtungen die althergebrachte dreifache Schlachtordnung der hastati, principes und triarii (§ 185). Als neues Feldzeichen aber zog der silberne Adler den Legionen voran.

Berufskriegerstand

Die politische Bedeutung der Heeresreform liegt auf der Hand. Das neue Rekrutierungssystem und das neue Reglement bildeten *Berufskrieger* an Stelle des Bürgerheeres. Für den proletarischen Soldaten ward das Lager die Heimat und sein Feldherr sein Abgott; mit Zittern sah die Nobilität, in der der kriegerische Sinn immer mehr abnahm, daß eine neue, die *militärische* Gewalt sich erhob, um sich gegen sie zu wenden und ihren Händen das Regiment zu entreißen. Doch die Zeit war noch nicht erfüllt; erst mußte die neue Heeresorganisation ihre Feuerprobe bestehen und von dem Staate einen der furchtbarsten Schläge abwehren, die ihn je bedroht haben.

§ 209. Die Cimbern und Teutonen (113—101). Wiederum nahte den kaum gefestigten Nordgrenzen des römischen Reichs eine jener Völkerwellen, die der Sturmflut gleich alles zu zerstören drohen. Noch

hatte Marius den afrikanischen Krieg nicht beendigt, als die Cimbern (vielleicht abzuleiten von ahd. chempho, Kämpfer), ein nordisches Volk germanischer Abkunft, an den Grenzen des römischen Reichs erschienen. Es waren Männer von hoher Gestalt, blondgelocktem Haar und riesenhafter Stärke, die mit Weib, Kind und aller Habe ausgezogen waren, um neue Wohnsitze zu suchen. Karren mit dem übergespannten Lederdach bildeten ihr bewegliches Haus, wo neben dem Geräte sich noch Platz fand für Frau und Kinder. Sie waren in Tierfelle und Eisenpanzer gekleidet, trugen manneshohe Schilde nebst langen Schwertern, schwere Streitkolben und kupferne, reich geschmückte Helme, und die Zahl ihrer geharnischten Reiter war groß. Die Schlacht eröffneten sie mit entsetzlichem Kriegsgeschrei (II, § 13), um dem Feinde Schrecken einzujagen; die Gefangenen aber opferten greise Priesterinnen in weißen linnenen Gewändern auf den Altären ihrer Götter, und aus dem rinnenden Blute deuteten sie die Zukunft. Landnot war der Grund ihrer Wanderung (II, § 12); ob Sturmfluten oder eine Senkung der Meeresküste ihnen die Heimat an der Nord- und Ostsee entrissen haben mochten, ob bei dem Ablauf der keltischen Völkerwelle das Donautal entlang (§ 175) diese germanischen Stämme mitgerissen wurden, ob schließlich der Reiz des Südens sie lockte, läßt sich nicht mehr entscheiden. Zunächst irrten sie einige Jahre an den damals von Kelten bewohnten Donauufern entlang, bis sie diese unterwarfen und an die Tore des Römerreichs pochten.

Die Cimbern schlugen zuerst bei Noreja im heutigen Kärnten 113
(nördlich von Klagenfurt) die Römer unter dem Konsul Cn. Papirius Carbo in einer blutigen Schlacht, zogen dann aber sonderbarerweise nicht süd-, sondern westwärts. Verbunden mit den Teutonen (Toygenern) und Tigurinern, zwei Gauen der Helvetier, die damals am Rhein und Main wohnten, den Ambronen (aus Amrum?) und anderen keltischen Völkerschaften, die sich auf der langen Wanderung als Waffengefährten angeschlossen hatten, gingen sie über den Rhein und das Juragebirge und trugen, da ihrem Ansuchen um Landanweisungen seitens der Römer nicht willfahrt wurde, Raub, Mord und Verwüstung nach Gallien. Unterstützt von der Zwietracht, Käuflichkeit und Unbotmäßigkeit der römischen Führer und Feldherren, vernichteten sie in vier Jahren in Südfrankreich die ihnen entgegentretenden konsularischen Heere (109 schlugen sie den M. Junius Silanus an der italienischen Grenze, 107 den L. Cassius Longinus im Lande der Nitiobrogen an der Garonne) und verbreiteten Angst und Entsetzen über ganz Italien; die Erinnerung an die alten Keltenzüge und den Brand von Rom (§ 175) ergriff die Gemüter mit angstvoller Sorge. Die römische Herrschaft hätte gewankt, wenn die Cimbern nach ihrem Doppelsieg bei Arausio (Orange) in der Provence über die Feldherren Q. Servilius Cäpio und Cn. Mallius Maximus durch die Alpenpforten in Italien eingerückt wären. Aber zum Glück für Rom überschwemmten sie zunächst das Gebiet der benachbarten Gallier, versetzten deren Stammfürstentümern Stöße, die nicht verwunden wurden, und damit die Eroberung Galliens durch Cäsar (§ 227) vorbereiteten, und zogen dann nach den Pyrenäen.

Die Germanen in Gallien

6. Oktober 105

Auch diese Not schrieb das römische Volk der sittlichen Entartung
104 der Aristokratie zu und rächte sich wie im jugurthinischen Krieg. Q. Servilius Cäpio, der vornehme Prokonsul der eben erst eingerichteten provincia Gallia, der im Rufe stand, im Jahre 107 die Tempelschätze von
103 Tolosa (Toulouse) mit seinen Genossen geraubt zu haben, ward mit Verbannung und Güterverlust bestraft, und Marius, abermals zum Konsul gewählt, erhielt den Oberbefehl gegen die Cimbern und Teutonen; damit
104—100 er in seinen Unternehmungen nicht durch den Amtswechsel gehindert werde, übertrug man ihm, wie schon in früheren Fällen vereinzelt geschehen war, den Oberbefehl bis zur Vollendung des Kriegs (prorogatio imperii), und infolge dessen bekleidete er fünfmal hintereinander die Konsulwürde. Marius rechtfertigte die Hoffnung der Volkspartei.

Vernichtung der Teutonen

Während sich die Deutschen mit den Bewohnern Spaniens herumschlugen, verstärkte er sein Heer durch handfeste Leute, die infolge des neu eingeführten Werbesystems ohne Unterschied der Geburt den Legionen eingereiht wurden, und schärfte die Manneszucht durch Märsche und Schanzarbeiten. Seine Verpflegung bezog er lediglich auf dem Seewege, da das Land, besonders die Alpenpässe, unsicher war, und legte, um die Schiffahrt zu erleichtern, an der Rhone einen neuen Kanal, die fossa Mariana an, die die gefährliche Mündungsbarre umging. Er hatte ein festes Lager an der Rhone bezogen, als die Feinde nach dreijähriger Abwesenheit, durch neue Zuzüge verstärkt, abermals an den Alpenpässen erschienen. In zwei Heerhaufen geteilt, suchten sie den Durchgang nach Italien zu erzwingen, die Teutonen durch die Provence, die Cimbern vom Brenner her. Zunächst versuchten die Teutonen und Ambronen drei Tage lang, das römische Lager zu erstürmen; aber ihr wilder Mut scheiterte an der Überlegenheit der Römer im Festungskrieg und an der Besonnenheit des Feldherrn. Nach hartem Verlust entschlossen sie sich, den Sturm aufzugeben und am Lager vorbei nach Italien einzurücken. Unbeirrt durch den höhnischen Zuruf, „ob die Römer an ihre Frauen daheim keine Aufträge hätten?“, ließ Marius die Feinde abziehen; dann folgte er in strengster Ordnung
102 und brachte ihnen bei Aquä Sextiä (Aix), einem seit 122 nach Besiegung der Sallyer von den Römern befestigten Badeorte im südlichen Gallien (Provence) eine vernichtende Niederlage bei. Ihr Fürst Teutobodnus wurde mit den Vornehmsten des Stammes gefangen. Was nicht fiel oder sich selbst tötete, wurde in die Sklaverei verkauft. Die bei der Wagenburg harrenden Frauen mordeten sich und ihre Kinder, um nicht den Römern preisgegeben zu werden.

Vernichtung der Cimbern

Inzwischen waren die Cimbern und die mit ihnen verbundenen Tiguriner unter ihrem König Bojorix durch Tirol und das Flußtal der Etsch in Oberitalien eingebrochen, überließen sich aber hier sorglos den Genüssen, die das reiche Land bot, bis sie von Marius, der sich
30. Juli 101 mit seinem Amtsgenossen Q. Lutatius Catulus vereinigt hatte, auf der Raudischen Ebene bei Vercellä eine ähnliche mörderische Niederlage erlitten. Tausende von ihnen fielen, noch mehr aber gerieten in Sklaverei und arbeiteten auf den römischen Feldern, und nur kleine Überreste suchten Schutz in den Venetischen Alpen und in den Tiroler

Bergen, wo sich, wie man glaubt, ihre Nachkommen noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben. — So war denn der „Cimbernschrecken" an dem alternden Freistaat ohne Schaden vorübergegangen, aber noch in späten Tagen bebten die Römer, wenn sie an den rauhen Heldenmut der riesigen Kämpfer gedachten. Sie ahnten nicht, daß dies nur die Vorhut der unermeßlichen Scharen war, die das Reich zu zerstören bestimmt waren, und über den Leichen der Gefallenen setzten die römischen Parteien ihren kümmerlichen Hader fort, indem der Demokrat Marius die Ehre des Tages für sich ansprach, die nach der Meinung der Aristokraten dem Catulus gebührte. Zum Gedächtnis an die überwundene Gefahr weihte Marius vor dem kapuanischen Tor einen Doppeltempel zu Ehren des Honos und der Virtus, der beiden römischen Haupttugenden.

Gleichzeitiger Sklavenkrieg in Sizilien 104—100

Der Cimbernschrecken hatte auch sonst im großen römischen Reiche seine Nachwirkungen gehabt: überall regten sich die unterworfenen Völker, als sie von den Niederlagen in Südfrankreich hörten, und die längst verloschen geglaubte Hoffnung auf Befreiung loderte nochmals empor. Vor allem war es ein großer Sklavenaufstand in Sizilien, der den Römern zu schaffen machte, und als man die asiatischen Verbündeten Roms aufforderte, den bedrängten Römern zu Hilfe zu kommen, erklärten diese, keine Truppen stellen zu können, da die römischen Steuerpächter zu viel Menschen entführt hätten, um sie als Sklaven zu verkaufen. Da Rom aus den schon oben (§ 205) angeführten Gründen auch in Italien an Menschenmangel litt, so verordnete der Senat, daß die Geraubten freizulassen seien, um die Reihen der Krieger zu ergänzen. Dies führte, besonders in Sizilien, zu solchen Unruhen, daß der Senat seinen Entschluß widerrief. Jedoch die Sklaven ließen sich die ihnen einmal gezeigte Hoffnung auf Freiheit nicht wieder nehmen, rotteten sich zusammen, und ihr Aufstand gewann bald solche Ausdehnung, daß die Führer sich als Könige bezeichnen konnten und sogar in Triokala eine Residenz erbauten. Erst nach dem Cimbernkriege gelang es dem kriegskundigen Konsul M'. Aquillius, den Aufstand niederzuwerfen (§ 219). — Auch in Spanien gab es Aufstände, die aber leicht niedergeworfen wurden. Gefährlich waren nur die Kämpfe in Makedonien und Illyrien, wo die römischen Beamten von den Skordiskern manche Schlappe erhielten. Die siegreichen Barbaren drangen sogar bis Dodona vor und plünderten das Heiligtum, erfolgreich unterstützt von dem damals schnell emporwuchernden Piratenwesen. Die Seeräuber waren in den Tauroslandschaften und in den unwegsamen Berglandschaften Kretas und Cyperns zu Hause, durcheilten aber mit ihren kleinen flinken Schiffen alle Teile des Mittelmeeres und hatten offiziell auf Delos ihren Markt, wo sie die Beute, vor allem die geraubten Menschen, als Sklaven verkauften (§ 220).

Unruhen in den Provinzen

§ 210. Der Versuch der Volkspartei, die Senatsherrschaft zu stürzen. Ein sechstes Konsulat lohnte Marius, den Retter Italiens und 100
den Stolz und die Hoffnung der Volkspartei. Diese hatte sich nach der Niederlage von 121 nur langsam aufgerichtet. Wenn nicht die heillosesten Übelstände in der Staatsverwaltung und skrupellose Habgier der Aristokraten hinzugekommen wären, so hätte der Sieg der Optimaten wohl noch lange vorgehalten. Doch ihr rücksichtsloser Egoismus nahm ihnen die Macht aus der Hand und lieferte sie den Demokraten (auch Popularpartei genannt) aus. In der äußeren Politik hatten diese schon einige Vorteile erlangt und ihre Kandidaten vorwärtsgebracht. Jetzt begannen sie auch in der inneren Politik, sich zu rühren. Die Wahl der Pontifices und Augurn, die bisher durch Kooptation erfolgt war, 104
wurde durch eine Lex Domitia den Volkswahlen überwiesen. Dieser

Schritt und die Herrscherstellung des Marius machte ihnen Mut. Unter seinem Beistand erlangten die Demokraten das Übergewicht und nahmen die Pläne der Gracchen wieder auf.

Daher verbanden sich die in ihren Rechten und Besitztümern gefährdeten beiden Parteien der Optimaten enger, um den Angriffen des Volkes und seiner unruhigen Tribunen kräftiger widerstehen zu können, wozu bald die Gelegenheit kam. Kaum hatte Marius das Konsulat angetreten, so bewirkte er durch seinen Anhang, daß die beiden Führer der Volkspartei, L. Appulejus Saturninus, der feurige und beredte Feind des Senats, und sein Genosse C. Servilius Glaucia, ein gemeiner Geselle von niederer Geburt und Denkart, aber von derber volkstümlicher Beredsamkeit, einflußreiche städtische Ämter erlangten; jener wurde, nach Ermordung des A. Nonius, eines unbequemen Mitbewerbers, zum Volkstribunen, dieser zum Prätor erwählt. Im Bunde mit diesen verwegenen Männern und unterstützt von seinen ehemaligen Soldaten, betrat Marius die Bahn des C. Gracchus, indem er durch Saturninus den Antrag stellen ließ, daß man den Kriegern, die sich durch die Besiegung der Cimbern und Teutonen so große Verdienste um das Vaterland erworben hätten, in Afrika, in Transpadana und jenseit der Alpen, in den früher von den Cimbern besetzten Landschaften Rätien und Vindelicien, Ackerland austeilen und den neuen Kolonisten, also auch den Italikern, sämtlich das römische Bürgerrecht erteilen solle. Durch diesen Antrag, womit noch neue Getreidespenden für die Zahlung einer bloßen Gebühr verbunden waren, wurden nicht bloß die alten Kolonisationspläne im erweiterten Maßstab erneuert, sondern auch ein weiterer Schritt getan, um die Gleichstellung der Römer und italischen Bundesgenossen herbeizuführen. Dem Antrag war die Klausel beigefügt, daß innerhalb von fünf Tagen nach der Annahme jeder Senator, bei Verlust seiner Ratsstelle, auf getreuliche Befolgung des Gesetzes einen Eid leisten solle. Als mit Hilfe der Marianischen Soldaten die Vorschläge wirklich in der Volksversammlung durchgingen, leisteten alle Ratsherren den vorgeschriebenen Eid, mit Ausnahme des Q. Cäcilius Metellus (§ 208), der es vorzog, die Heimat zu verlassen. Freudig sahen Marius und Saturninus den tüchtigsten Mann der Gegenpartei durch Selbstverbannung aus der Stadt scheiden.

Saturninus und Glaucia

Landanweisungen an die Soldaten

Aber dieser scheinbare Sieg der Volkspartei war der Anfang ihrer Niederlage. Denn gegenüber dem wüsten Toben der Pöbelrotten scharten sich alle anständig denkenden Elemente der Bürgerschaft zusammen. Außerdem bewährte der Senat seine Klugheit, indem er dem Marius, der als Konsul zur Aufrechterhaltung der Ordnung verpflichtet war, die Aufgabe übertrug, die neuen Gesetze durchzuführen. An dem Widerspruch zwischen seinem Amte und seiner Parteistellung scheiterte das Unternehmen. Schon bei der Eidesleistung hatte er die Gesetze nur beschworen, „soweit sie verfassungsmäßig seien" und damit sich den Demokratenführern entfremdet, die ihm nur noch halbes Vertrauen schenkten. Dem hauptstädtischen Pöbel war er ohnehin verdächtig, weil er den Italikern das Bürgerrecht geben wollte, und so

Haltung des Marius

erfolgte denn eine Trennung des Marius und der Demokratenpartei, die beiden Teilen die sichere Niederlage bringen mußte.

Zerfall der Popularpartei

Zunächst ereilte die beiden Demagogen ihr Schicksal. Da sie mit Marius, der in halben Entschlüssen hin- und her schwankte und damit den Ruhm unbeugsamer Entschlossenheit vernichtete, den er durch dreißig Soldatenjahre erworben hatte, nicht zum Ziel gelangen konnten, beschlossen sie, auf eigene Hand das begonnene Werk durchzusetzen. Zu dem Zweck betrieb Saturninus die Verlängerung seines Tribunats durch neue Wahlen und suchte zugleich durch bewaffnete Banden die Erhebung seines Genossen Glaucia zum Konsul zu erzwingen. Die Konsulwahl fand kurz vor dem 10. Dezember 100 statt, an dem Tage, wo die Tribunen ihr Amt antraten. Marius hatte die Wahl so lange hinausgezögert, um möglichst viel Anhänger der demokratischen Partei in der Stadt zusammenzubringen. Die Gemäßigten hielten jedoch fest zusammen, so daß sie gleich beim ersten Wahlgange den einen ihrer Kandidaten durchbrachten. Da der zweite, der wackere einstige Tribun C. Memmius (§ 208), noch mehr Aussichten hatte, gewählt zu werden, griffen die Häupter der demokratischen Partei zur Revolte und schlugen den unbequemen Bewerber mitten in der Volksversammlung tot. Damit war das Zeichen zum Bürgerkrieg gegeben. Während die Pöbelhaufen den Saturninus zum König ausriefen, ermannte sich der Senat. An seiner Spitze erschien bewaffnet auf dem Markte sein greiser Vormann (princeps senatus) M. Amilius Scaurus. Die junge Mannschaft der vornehmeren Stände wurde aufgeboten und von dem Konsul Marius selbst wider die durch Sklaven verstärkte Volkspartei geführt. Bald kämpfte man in allen Straßen der Hauptstadt. Die Demokraten erlagen und wurden auf das Kapitol gedrängt, wo man sie zur Ergebung zwang. Man sperrte sie in das Rathaus, und Marius gab sich alle Mühe, für die Führer, die ihn öffentlich der Mitschuld anklagten, eine gerichtliche Verhandlung herbeizuführen. Allein die vornehme Jugend, die ihm nicht traute, erklimmte ohne Befehl das Dach der Kurie und tötete die Gefangenen mit den abgedeckten Ziegeln.

Untergang der demokratischen Häupter 10. Dec. 100

Dieser gewaltsame Ausgang verlieh der Regierungspartei den vollständigen Sieg; Marius aber war infolge des obenerwähnten Konflikts moralisch vernichtet. Um nicht den ehrenvollen Einzug seines zurückgerufenen Gegners Q. Metellus mit ansehen zu müssen, begab er sich freiwillig auf einige Zeit nach dem Orient. Die demokratische Partei lag gedemütigt am Boden, und es erwies sich wieder einmal die alte Wahrheit, daß Pöbelhaufen für sich allein zwar Revolution machen, aber nur dann regieren können, wenn andere Teile des Volkes auf ihre Seite treten.

Niederlage des Marius

98

Das feine Werk des C. Gracchus, dem es durch seine Gesetzgebung (§ 207) gelungen war, die Geld- und Geburtsaristokratie in Gegensatz zu einander zu bringen, schien in dem Kampfe mitvernichtet. Die Ritterschaft, mit dem Senatorenstand ausgesöhnt, benutzte ihre richterliche Stellung, um sich der demokratischen Gegner zu entledigen. Wenn aber die Ritterschaft bereitwilligst dem Senat gegen die Demokratie beigestanden hatte, so war sie doch nicht gewillt, sich ihr Recht auf

Aussaugung der Provinzen irgendwie verkümmern zu lassen. Ihr Werkzeug waren die ihnen von C. Gracchus (§ 207) überwiesenen Geschworenengerichte. Diese verfuhren mit großer Strenge gegen einzelne Glieder des Senatorenstandes, die, wie Q. Mucius Scävola u. a., die in den Provinzen geübte Bedrückung und Erpressung der Steuerpächter zu hemmen gesucht hatten, und verurteilten gegen alles Recht auf eine ehrlose Anklage hin den wackern und ehrenhaften Konsularen
93 P. Rutilius Rufus zum Verlust seines Vermögens. Dies erzeugte eine neue Spaltung unter den oberen Ständen; ein großer Teil der
Reformen des jüngeren Drusus Senatorenpartei, an ihrer Spitze der hochbegabte Tribun M. Livius Drusus, der Sohn desselben Drusus, der den Gracchus gestürzt hatte (§ 207), ein Mann von edler vaterländischer Gesinnung, aber
1. lex iudiciaria von jugendlicher Heftigkeit, faßte den Plan, dem Ritterstande die Richtergewalt zu entreißen und dem Senat zurückzugeben zugleich aber auch den Staat von seinen Gebrechen zu heilen und dadurch künftigen Erschütterungen und Volksbewegungen vorzubeugen. Der Vorschlag, das gesamte noch unverteilte italische Ackerland, namentlich den großen in sich zusammenhängenden ager Campanus und den
2. lex agraria besten Teil Siziliens, zur Ansiedlung von Bürgerkolonisten zu bestimmen, sollte, verbunden mit regelmäßigen Getreideverteilungen, der zunehmenden Verarmung der Volksmassen wehren und zugleich bewirken, daß künftigen Demagogen nichts mehr zur Austeilung übrig-
3. Gesetz über die Italiker blieb. Durch die den Bundesgenossen erteilte Zusage, ihnen das römische Bürgerrecht zu verschaffen, plante schließlich (wenn auch nur im Geheimen, bis die Gelegenheit günstig sein würde) Drusus, den Staat zu kräftigen und sich zahlreiche Unterstützung in der Volksversammlung zu verschaffen.

Es waren also die Gedanken der Gracchen, die hier von einem streng aristokratisch denkenden, aber für das Gesamtwohl ehrlich besorgten Manne aufgenommen wurden, den nur die Verhältnisse nach und nach in das demokratische Fahrwasser trieben. Zum Volkstribun gewählt, brachte Drusus zunächst die Vorschläge über die Ackerverteilung, an die sich auch ein Gesetz über Getreideversorgung und über die beabsichtigte Gerichtsreform anschlossen, zur Abstimmung; die genannten Gebiete sollten durch eine Ackerkommission verteilt und für die Hauptstadt billiges Getreide besorgt werden; außerdem sollten die gefällten Rechtssprüche durch eine Kommission geprüft und die der Bestechlichkeit schuldigen Richter zur Verantwortung gezogen werden; vor allem aber sollten die Geschwornenstellen dem Senat zurückgegeben und dieser durch die Aufnahme von 300 neuen Mitgliedern in den Stand gesetzt werden, den vermehrten Obliegenheiten zu genügen. Schon bei
Opposition der Optimaten diesen Vorschlägen stieß Drusus auf den erbittertsten Widerstand der Geldaristokratie, und die städtische Wählermasse war so lau, daß es ihm nur durch die Verletzung eines früheren Gesetzes (der lex Caecilia Didia vom Jahre 98, die verschiedene Dinge in einen Antrag zusammenzufassen verbot) gelang, seine Pläne durchzuführen. Die Ritterschaft suchte die Reform des Gerichtswesens, der Konsul L. Marcius Philippus und ein Teil des Senats die beantragte Landanweisung zu hinter-

treiben. Nur mit Mühe brachte Drusus, unterstützt von dem Redner L. Crassus, die Vorschläge durch, aber die Opposition der extremen Aristokratie hörte nicht auf, die Gesetze wegen Formwidrigkeit zu beanstanden.

Vereitelung der Reformen

Da drang (wenn die Überlieferung nicht trügt) plötzlich das von den Aristokraten ausgesprengte Gerücht, Drusus wolle den Italikern das Bürgerrecht verschaffen, in die Menge. Dies gab der ganzen Reform den Todesstoß, denn davon wollte in Rom niemand (§ 205) etwas wissen. Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich der Gemüter, und Drusus wurde in seinem eigenen Hausflur, als er die ihn geleitende Menge eben verabschiedete, von einer Mörderhand so sicher getroffen, daß er wenige 91
Stunden nachher den Geist aufgab. Der Täter wurde nicht entdeckt, eine gerichtliche Untersuchung unterblieb; die Reformvorschläge kamen nicht zur Ausführung, und die rachsüchtige Ritterschaft wütete mit Hochverratsklagen gegen alle Anhänger des Tribunen und gegen alle Teilnehmer seiner Pläne.

Haltung der Bundesgenossen

§ 211. Der Bundesgenossen- oder marsische Krieg (91—88). Der Tod des Drusus gab das Signal zu dem fürchterlichsten Bürgerkriege, der jemals Italien verheert hat. Die italischen Bundesgenossen, die mehrere Jahrhunderte lang in guten und schlimmen Tagen bei Rom ausgehalten hatten, hatten für ihre Treue schlechten Lohn geerntet; während die kräftige Jugend zum Kriegsdienst ausgehoben wurde und in den fernen Provinzen für die fremde Herrschaft ihr Blut vergoß, seufzten die Ihrigen zu Hause hoffnungslos unter den Ruten und Beilen ihrer Zwingherren und mußten zu der Kriegs- und Steuerlast auch noch die Brutalität der römischen Beamten ertragen. Die Hoffnung, mit den römischen Bürgern auf gleiche Linie gestellt zu werden, war mehrmals in ihnen geweckt, aber stets wieder vereitelt worden, und jedesmal hatte die siegende Aristokratenpartei die gesetzliche Kluft zwischen Römern und Italikern erweitert. Vereinzelte Aufstandsversuche hatten mit Mord und Zerstörung geendigt.

Gärung unter den Bundesgenossen

Da warf die Nachricht von dem Tode des Drusus, der die hervorragendsten Häupter unter ihnen zu einem Geheimbund gesammelt und durch einen (noch erhaltenen) Eid verpflichtet hatte, „zusammenzustehen für Drusus und die gemeinschaftliche Sache", und auf dessen Versprechungen sie die größten Hoffnungen gesetzt hatten, den zündenden Funken in den gehäuften Brennstoff. Das gewalttätige Auftreten des Prätors Q. Servilius im Theater zu Asculum und seine Ermordung durch die bis auf das äußerste gereizte Menge gab den Anstoß zu der furchtbaren Empörung der Bundesgenossen, die, wie die Flamme durch die Steppe, in kurzem durch die ganze Halbinsel lief.

Ausbruch der Empörung

An zwei Stellen brach die Empörung zugleich aus. Einmal erhoben sich die völlig zu Lateinern gewordenen Sabeller und Picenter, denen mehr an der Erlangung des römischen Bürgerrechts und an der Aufnahme in den römischen Staat gelegen war, andererseits aber die oskisch redenden Samniten und die von ihnen abgezweigten Völkerschaften, die eine völlige Trennung von Rom und Gründung eines neuen gänzlich freien Staates anstrebten, wie ihn ihre Ahnen besessen hatten. Diese alle, die streitbaren Marser voran, kündigten den

Römern den Gehorsam auf und schlossen unter der Leitung des tapferen
Der italische Bund
und klugen Q. Pompädius Silo einen italischen Bund, an dessen Spitze ein Bundesrat (Senat) von fünfhundert Mitgliedern, unter der Leitung von zwei Konsuln und zwölf Prätoren (also eine Verfassung ähnlich der des achäischen Bundes [§ 144]) stehen sollten, und der Corfinium im Lande der Päligner unter dem Namen Italia (oskisch Vitellia) zur Hauptstadt haben sollte. Neugeprägte Münzen, auf denen der italische Stier die römische Wölfin mit seinen Hörnern niederzustoßen drohte, bezeichneten die feindselige Stimmung der so oft zurückgesetzten Bundesgenossen. Fast alle Gemeinden des unteren und mittleren Italiens folgten dem Beispiele der streitbaren Bergvölker. Waffengeübte Heere unter erfahrenen Feldherren und eine gemeinschaftliche Kriegskasse schienen den Erfolg des Unternehmens zu verbürgen. Die Verfassung des sich neu bildenden Staates war in allen äußeren Formen von Rom entlehnt, blieb im ganzen die des Stadtstaates (alle Bundesgenossen erhielten Bürgerrecht in der neuen Hauptstadt), zeigte aber doch auch ein leises Hinübergreifen zum Repräsentativsystem in der Bildung des italischen Senats aus den Senatoren der einzelnen Städte.

Lex Varia de maiestate 91
In Rom entfesselte die Entdeckung der Verschwörung zunächst den Haß gegen alle Freunde des Drusus. Der Tribun Q. Varius bewirkte die Einsetzung einer Hochverratskommission, die hauptsächlich aus Rittern bestand, eine Anzahl Anhänger des Drusus verbannte und damit unter den Vertretern einer vernünftigen und vermittelnden Reform gründlich aufräumte. Als der Unmut darüber im Volke bedenklich schwoll, stellte man die Hochverratsprozesse ein und dachte an nichts als an Aushebung von Soldaten und Anfertigung von Waffen. Die Bundesgenossen machten noch einen letzten Vermittlungsversuch und schickten eine Gesandtschaft, die das Bürgerrecht erbitten sollte. Doch diese wurde mit einer hochmütigen Antwort entlassen, und so mußten denn die Waffen entscheiden. Den Römern waren zunächst Kampanien, Latium, Etrurien, Umbrien und die verstreuten latinischen Kolonien treu geblieben, d. h. die Landstriche, in denen der Latifundienbesitz am meisten ausgedehnt war. Da man die Kolonien nicht von ihren Verteidigern entblößen durfte, mußte Rom selbst stark zur Rekrutierung herangezogen werden. Um die Streitkräfte zu verstärken, rief man keltische und numidische Truppen herbei und bewaffnete die Freigelassenen. Jedoch die neuen Heere waren schlecht und ihre Führer noch schlechter. So erlitten denn die Römer im Jahre 90 eine Niederlage nach der anderen. Am Tolenus (einem Nebenfluß des Nar oder Velinus; nach anderer Auffassung fand die Schlacht zwischen Tolerus und Liris statt) wurde der Konsul P. Rutilius Lupus total geschlagen
11. Juni 90
und getötet; den Rest des Heeres übernahm Marius, der in diesem Kampfe als Legat das Ansehen wieder zu gewinnen trachtete, das er im Jahre 100 während seines Konsulats verloren hatte. Auch der andere Konsul L. Julius Cäsar, unter dem Sulla als Legat diente, erlitt durch den feindlichen Feldherrn C. Papius Motulus mehrere empfindliche Niederlagen. Der Krieg mußte in schleppender

Form geführt werden, da die Insurgenten sonst zu viel Vorteile erlangt hätten; so lenkte man in Rom, zumal da auch Etrurien und Umbrien, die bisher treu geblieben waren, mit Abfall drohten, denn endlich ein.

Umschwung der Lage

Noch im Jahre 90 beantragte der Konsul L. Julius Cäsar, daß man den treugebliebenen latinischen und bundesgenössischen Gemeinden das Bürgerrecht verleihen sollte. Dies Gesetz erweiterten die Volkstribunen M. Plautius Silvanus und C. Papirius Carbo dahin, daß nicht bloß die Gemeinden, sondern jeder einzelne, der wollte, auf Antrag innerhalb von 60 Tagen Bürger werden konnte. Wenn es auch am Tage lag, daß die Regierung die Pforten des Bürgertums, die es den Bittenden so lange verschlossen gehalten hatte, jetzt nur wegen der drohenden Kriegslage öffnete, so bewahrte sie doch den Schein des freiwilligen Entschlusses; aber der Wert der Gabe wurde dadurch bedeutend gemindert, daß man die Aufgenommenen nur in acht von den 35 Tribus einreihen (oder, wie andere wollen, für sie zehn neue Tribus bilden), also bei allen Wahlhandlungen den Altbürgern die Stimmenmehrheit lassen wollte.

Lex Plautia Papiria 89

Spaltung der Bundesgenossen

Trotz dieser das Zugeständnis wertlos machenden Einschränkung gelang es den Römern, eine Spaltung in die Italiker zu bringen. Die gesamten Sabeller traten in das römische Bürgerrecht ein; die Samniten und Lukaner suchten jedoch ihre alte Eidgenossenschaft wiederherzustellen. Nach wechselvollem Kriegsglück und vielen blutigen Gefechten, Belagerungen (unter denen die von Ausculum Picenum wohl die grauenvollste war, da die Römer nach der Eroberung der Stadt die Auftritte beim Ausbruch des Krieges rächten) und Zerstörungen wurden die Römer ihrer Feinde allmählich Herr. Apulien und die Landschaften am Fuciner See, dem Hauptsitz der Empörung, beugten sich unter die römische Herrschaft; das stolze „Gegen-Rom" Italia sank wieder zur Landstadt Corfinium herab, seine zersprengten Ratsherren suchten Schutz im Samnitenland.

Ende des Bürgerkriegs 88

Lex Pompeja

So schien denn die furchtbarste Gefahr, die Rom jemals bedroht hatte, glücklich beseitigt zu sein. Aber so drohend war noch immer, auch in den latinischen Landschaften, die Gärung, daß es die Römer für ratsam erachteten, allen Bundesgenossen das römische Bürgerrecht nach dem julischen Gesetze anzubieten, um neuen Aufständen vorzubeugen. Die Keltenstädte jenseits des Po erhielten latinisches Recht (§ 181). Somit endete dieser Kampf mit einem vollständigen Sieg der gracchisch-drusischen Ideen, und alle Italiker bis zum Po standen nunmehr rechtlich einander gleich. Damit verloren die italischen Stämme und Städte ihre Eigenart und fingen an, in die latinische Nation aufzugehen, so daß die politische Einigung die nationale Verschmelzung nach sich zog, ein Prozeß, den zu vollziehen der nächsten Generation vorbehalten blieb. Wenn sich Rom nun aus seiner überlebten Stadtverfassung herausgewunden hätte, so hätte der Staat glücklich umgeformt werden können. Aber der Gedanke des Repräsentativsystems lag dem Altertum noch zu fern; der im italischen Senate gemachte Ansatz dazu wurde von Rom nicht weiter gebildet, und so ging denn das Verderben, trotz dieser Krisis, die wohltätig hätte wirken können, seinen Gang.

Wirkungen

Der Bundesgenossenkrieg hatte für das römische Heer- und Staatswesen die nachteiligsten Folgen. Die Aufnahme der fremden Soldaten und Proletarierhaufen in die Reihen der Legionen lockerte die alte Kriegszucht und erzeugte im Heer einen Geist der Widerspenstigkeit, der oft zu den wildesten Untaten führte. Die Kriegskosten, die nun allein den Bürgern aufgebürdet werden mußten, verursachten Verarmung und Schulden. Gläubiger und Schuldner standen einander schroff gegenüber, und je unbarmherziger die reiche Geldaristokratie die Zinsen eintrieb und die Zahl der Verarmten vermehrte, desto lauter und drohender verlangte man neue Schuldgesetze, ja hier und da „neue Rechnungsbücher", d. h. die gesetzliche Vernichtung der Forderungen sämtlicher Gläubiger an sämtliche Schuldner, wie es in früheren Zeiten das äußerste Hilfsmittel gegen den Wucher gewesen war.

Erfolge der Optimaten

Den eigentlichen Erfolg hatte die Ritterpartei davongetragen und nützte ihn mit Rücksichtslosigkeit aus. Auch mit den Senatoren gerieten die Ritter in Streit, denn sie übten das Richteramt so parteiisch aus, daß der Tribun M. Plautius Silvanus mit der Unter-
89 stützung des Senats ein Gesetz einbringen konnte, das die Richter, je fünfzehn aus jeder Tribus, durch das Volk wählen lassen wollte. Dieser Schlag wurde gegen den Ritterstand wegen der Härte geführt, mit der dieser die damalige Geldnot ausbeutete. Selbst unter den senatorischen Familien waren viele in zerrütteten Vermögensverhältnissen. Dabei wollten die Geldmänner sich durchaus nichts von ihren Ansprüchen abhandeln lassen; das bewies die grauenvolle Ermordung des Prätors A. Sempronius Asellio, der zwischen Gläubigern und
88 Schuldnern zu vermitteln gedacht hatte. Die Führung hatte damals die Optimatenpartei, die mit Sulla und Q. Pompejus Rufus beide Konsulate besetzt hatte, die die letzten Funken des Bundesgenossenkriegs

Pläne des Marius

in Kampanien auszulöschen hatten. Daneben wirkten die Anstrengungen des alten Marius, sich mit Hilfe der Demokratie wieder an die Spitze des Staates zu stellen, fast mitleiderregend, bis es ihm gelang, an dem Tribunen P. Sulpicius Rufus einen entschlossenen Helfer und talentvollen Verteidiger der Popularpartei zu gewinnen. Dieser Mann hatte sich durch sein entschiedenes Auftreten für die gracchisch-drusischen Ideen für immer mit seinen aristokratischen Geburtsgenossen entzweit. Marius sollte ihn unterstützen, um eine Anzahl neuer Gesetze durchzubringen, die den Neubürgern und Freigelassenen das Stimmrecht in allen Tribus geben, die von den Geschworenen nach der lex Varia (vom Jahre 91) Verurteilten zurückrufen und verschuldete Senatoren aus dem Senate ausschließen sollten; dafür sollte Sulpicius den Marius wieder ans Ruder bringen. Als Mittel zum Zweck sollte ihnen einmal die Verbindung mit den Bundesgenossen dienen, denen Sulpicius eigentlich erst die Frucht ihrer Kämpfe verschaffen wollte, und zweitens der dem Marius zu übertragende Oberbefehl in einem Kampfe und gegen einen Fürsten der den Orient den Römern wieder zu entreißen gedachte, und der seine Macht während der Bundesgenossenkämpfe außerordentlich gestärkt hatte.

§ 212. Das Reich des Mithradates. Noch tobte hier und da in den Bergen und Schluchten Samniums der Bundesgenossenkrieg, da drohte den Römern vom Orient aus ein ebenso kluger als tapferer Feind, Mithradātes V. (VI.) Eupator, König des gebirgigen Küstenlandes Pontos am Schwarzen Meer.

Mithradates V. (VI.) Eupator geb. 132, †63

Es hatte nicht ausbleiben können, daß die Selbstzerfleischung der Italiker ihre bitteren Folgen in den abhängigen Provinzen zeigte; denn auch in diesen zu Boden getretenen Ländern und Völkern regte sich immer wieder aufs neue der Wunsch, sich von dem unerbittlichen Zwingherrn zu befreien; im Orient brauchte es für solche Fälle von jeher nur der günstigen Gelegenheit und des geeigneten Führer, um die Kräfte in eine Richtung zu lenken. Die Zeit war da und der Mann ebenfalls, der es verstand, das Zeichen zu geben. Ein Römerfeind wie Hannibal, suchte der sprachkundige, kriegsgeübte und abgehärtete Fürst die asiatischen Staaten in einem großen Bunde zu vereinigen. Im Orient waren nach der Einverleibung der Provinz Asien mancherlei auch für die römische Politik wichtige Veränderungen eingetreten. Die fortschreitende Zersetzung der hellenistischen Staaten verfehlte nicht, die römischen Machthaber auch in ihre Kreise zu ziehen, und nötigte sie, die abwartende Stellung aufzugeben, die sie so gern diesen sterbenden Gebilden gegenüber bewahrten. Auf die Streitigkeiten in Ägypten und Syrien (§§ 146, 148) und die Loslösung des jüdischen Reichs ist schon oben (§ 149) hingewiesen worden. Besonders stark war der Zerfall des Seleukidenreichs, von dem sich nach und nach (§ 199) außer dem Hasmonäerreiche die Fürstentümer der nabatäischen Araber, das bergige Westcilicien (die Heimat der Seeräuber), Armenien und manche andere kleine Staaten abgelöst hatten. Die Römer benutzten die beständigen Thronwirren, um in die inneren Verhältnisse eingreifen und sich die letzte Entscheidung vorbehalten zu können. Die Politik, stets einen Thronprätendenten in Rom bereit zu halten, wenn sich in den hellenistischen Staaten Selbständigkeitsgelüste zeigten, trug dabei ihre guten Früchte. — Am wichtigsten war für die Römer Vorderasien, wo sie die Provinzen Asien und Pamphylien (seit 102) besaßen, und wo ein buntes Durcheinander von freien Städten, verbündeten Eidgenossenschaften (Lykier) und die vier Königreiche Bithynien, Paphlagonien und die beiden Kappadokien die Provinzen von dem noch freien Osten trennte. Von diesen gelangte besonders das nördliche Kappadokien, gewöhnlich Pontos genannt, zu hoher Blüte. Hier regierten seit 281 v. Chr. einheimische Fürsten, die das Land von den Römern reinzuhalten und trefflich zu entwickeln wußten. Auf dieses Land richteten die zu Boden getretenen Provinzialen und die italischen Parteien in gleicher Weise ihre Blicke, von dort her mußte eine neue Wendung der Dinge kommen.

Römische Politik in Asien

So war denn der Boden für den allgemeinen Abfall bereitet, als Mithradātes König von Pontos ward. Der furchtbare Druck, den die römischen Steuerpächter und Zöllner in diesen Landen übten, erleichterte seine Bemühungen; war doch „weder die Königskrone noch die Bauernhütte mehr sicher vor Konfiskation", schien doch „jeder Halm für den römischen Zehntherrn zu wachsen, jedes Kind freier Eltern

Römischer Steuerdruck

für die römischen Sklavenzwinger geboren zu werden". Und Mithradates verstand es, den gehäuften Zündstoff des Hasses und Unwillens zur Flamme anzufachen. Von väterlicher Seite aus altpersischem Adelsgeschlecht, das sich sogar der Abkunft von den Achämeniden rühmte, von mütterlicher Seite den Seleukiden verwandt, vereinigte er alle großen Erinnerungen der orientalischen Völker in seiner Person; daher verherrlichte ihn frühe die Sage mit dichterischen Zügen. Seine Körpergröße und Riesenstärke, seine Gewandtheit im Laufen und Fechten, im Reiten und Wagenlenken, seine leidenschaftliche Hingebung an alle Sinnengenüsse waren in aller Munde.

Mithradates König 114

Nach einer abenteuerlichen Jugend, in deren Ausschmückung sich viele Züge des persischen Nationalheros Rustem (§ 52) widerspiegeln, war es ihm gelungen, sich in den Besitz seines väterlichen Reiches zu setzen. Dies letztere war unter der langjährigen Vormundschaft seiner Mutter Laodike sehr heruntergekommen und auf den dritten Teil seiner ursprünglichen Größe gesunken, aber im Orient, wo der Wert des Reiches sich nach dem des Herrschers bemißt, sind jähe Glückswechsel die Regel gewesen. So war es denn nicht verwunderlich, daß Mithradates nicht bloß sein väterliches Reich wiedergewann, sondern auch die Halbinsel Krim, in der die verfallenen griechischen Kolonien, die schon längst durch den Handel mit Innerasien von zahlreichen Sarmaten durchsetzt waren, keinen Widerstand zu leisten vermochten, hinzuerwarb; den neuen Provinzen verlieh er den Namen des bosporanischen Königreichs. Zugleich gelang es ihm, auch die Länder an der Ostküste des Pontos Euxeinos zu unterwerfen oder wenigstens deren Küstenstriche sich gefügig zu machen, eine Errungenschaft, die seinem Reiche den Namen Pontos verschaffte, und schließlich kam sein gigantischer Plan heraus, das Schwarze Meer zu einem mithradatischen Binnensee zu machen, so wie die Römer es mit dem Mittelmeer ausführten und später die Schweden es mit der Ostsee beabsichtigten. Dabei mußte Mithradates mit den Römern in Konflikt geraten, die auf Byzanz und die Provinz Asien den höchsten Wert legten.

Erwerbung des bosporanischen Königreichs 114—110

Angliederung der Klientelstaaten

Solange die Römer im Innern Ruhe hatten, wagte es der kluge Orientale nicht, sie anzugreifen; als aber die Furie des Bundesgenossenkriegs entfesselt war, hielt er die Stunde für gekommen. Die halbfreien Staaten im Osten, Galatien, Paphlagonien, Kappadokien, warf
91 er schnell über den Haufen und erschien drohend an den Grenzen des damals schon römischen Phrygiens. Die barbarischen Untertanen der Römer gehorchten, da einmal gehorcht sein mußte, lieber dem einheimischen Fürsten als den landfremden Römern, die die Provinz auf das entsetzlichste aussaugten; die griechischen Städte gewann Mithradates durch Begünstigung der hellenischen Sprache und Bildung. Da die Römer ihn nicht ernstlich zu hindern vermochten, unterwarf er mit Hilfe seines Schwiegersohnes Tigranes von Armenien (den er seinerseits wieder von der Herrschaft der Arsakiden in Parthien [§ 259] befreite) durch Gewalt und List die römischen Schutzländer bis nach Bithynien hin, dessen König Nikomedes II. ihm keinen ernstlichen Widerstand zu leisten vermochte. Hierauf setzte er sich mit Kreta und

anderen Inseln des Ägäischen Meeres in Verbindung und richtete die Unternehmungslust der daselbst heimischen Piraterie gegen den Westen.

Eroberung der Provinz Asien

Schließlich wagte er sich sogar an die eigentliche Provinz Asien, unterstützt von allen asiatischen Hellenen, denen er sich geschickt als Vertreter der griechischen Interessen hinzustellen gewußt hatte. Die Römer machten es ihm durch ihr anmaßendes Wesen leicht, auch den Schein des Rechtes für sich zu gewinnen, und so glich denn sein Einfall in Vorderasien fast einem Triumphzug. Eine römische Heeresabteilung nach der andern ward geschlagen, bis vier römische Heere besiegt waren. In kurzem 88
wurde Mithradates Herr von Phrygien und ganz Vorderasien; nur Rhodos und das südliche Küstenland blieb noch den Römern. Die Städte sandten ihm Boten entgegen, um „den rettenden Gott" zu sich einzuladen, und ihre Bürgerschaft strömte vor die Tore, ihn zu empfangen. Pergamon, der Sitz des römischen Statthalters, wurde seine neue Hauptstadt. Der Prokonsul M.'Aquillius, der bei Protopachion besiegt und gefangen worden war, wurde (wie eine unverbürgte Sage meldet) bald zu Fuß, angefesselt an einen bastarnischen Reiter, bald auf einem Esel durch das ganze Land geführt und dann durch Eingießen geschmolzenen Goldes in den Mund getötet. Nach der Eroberung Kleinasiens begannen aber die Schwierigkeiten, und um die Provinz Asien dauernd zu behaupten, verfiel Mithradates auf einen entsetzlichen Gedanken. Von Das Blutbad von Ephesos
Ephesos aus erließ er den Befehl an alle von ihm abhängige Statthalter und Städte, an einem und demselben Tage sämtliche in ihrem Bezirk sich aufhaltenden Italiker, Freie und Unfreie, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters zu ermorden, die Leichen den Vögeln zum Fraße hinzuwerfen, die Habe einzuziehen und zur Hälfte an die Mörder, zur Hälfte an den König abzuliefern. Infolge dieser Anordnung wurden achtzigtausend wehrlose Männer, Frauen und Kinder mit kaltem Blute hingeschlachtet; nur Rhodos blieb den Römern treu.

Vordringen nach Europa

Aber nicht bloß in Asien bedrohte Mithradates die römische Herrschaft; schon war seine Flotte auf Delos und Euböa gelandet und hatte sich an dem Kaufmannsgut und an den italischen Bewohnern vergriffen; schon rückte sein Landheer von Thrakien aus in Makedonien und Thessalien ein, während seine Parteigänger die Athener, Böoter, Achäer, Lakedämonier und andere griechische Völkerschaften zum Anschluß an die pontische Bundesgenossenschaft zu bereden suchten und seine Feldherren Archelaos und Aristion mit Heeresmacht in Griechenland eindrangen. Der Prätor von Makedonien, C. Sentius Saturninus konnte nur schwachen Widerstand leisten, da zu gleicher Zeit auch 89—88
Angriffe der Kelten und Thraker auf die Provinz erfolgten und die schwachen Streitkräfte der Römer auseinanderzogen. So gingen denn auch die griechischen Provinzen verloren. Der stolze Traum schien erfüllt; das pontische Reich mit seinen Klientelstaaten umspannte das Schwarze und das Ägäische Meer. Aber die blutige Vesper von Ephesos heischte Rache. Sobald daher die Verhältnisse in den italischen Landschaften sich einigermaßen gebessert hatten, schickten die Römer neue Heere aus, um das über Nacht erwachsene orientalische Großreich zu bekämpfen und zu vernichten.

§ 213. Die ersten Kämpfe zwischen Marius und Sulla. Die Italiker hatten dem Mithradates ihre Bundesgenossenschaft angeboten, dieser hatte sie aber abgewiesen. Er sollte es bald zu bereuen haben. Denn kaum hatten die lex Julia und lex Plautia Papiria (§ 211) ihre Wirkungen getan, als die Regierung ernstlich gegen ihn vorzugehen begann. Vorher war freilich noch die Frage zu erledigen, ob die Römer den Demokraten Marius oder den Optimaten Sulla als Feldherrn senden sollten. Marius wünschte brennend diese Stellung, um das verlorene Ansehen wiederzugewinnen; Sulla als der Konsul des Jahres 88 hatte das bessere Recht darauf. Um zum Ziel zu gelangen, betrat die demokratische Partei den Weg der revolutionären Gewalt. Sie setzte mit Hilfe des Volkstribunen P. Sulpicius Rufus (§ 211) und durch geschickte Benutzung der Neubürger und Freigelassenen, denen man die Aufnahme in sämtliche Tribus zu verschaffen gewußt hatte, einen Volksbeschluß durch, wonach Marius mit der Führung des mithradatischen Kriegs beauftragt ward. Zwei Kriegstribunen überbrachten dem vor Nola (das sich immer noch gegen Rom wehrte) lagernden Sulla diesen Volksbeschluß, wurden aber von den aufgebrachten, dem Feldherrn treu ergebenen und durch den Krieg verwilderten Soldaten gesteinigt, worauf Sulla, statt dem Beschluß Folge zu leisten und den Oberbefehl an seinen Gegner abzugeben, ebenfalls den Weg der Revolution betrat und mit seinem Heere auf Rom losrückte. Er überwältigte das Volk durch leichte Siege vor und in der Stadt, ließ Marius nebst elf seiner tätigsten Genossen als Vaterlandsverräter in die Acht erklären und traf, während sein großer Widersacher sich nach mannigfachen Abenteuern und Gefahren auf geheimen Wegen und über die Sümpfe von Minturnä nach Afrika rettete und Sulpicius seinen Tod durch Mörderhand fand, mehrere die Ruhe und Sicherheit der Stadt bezweckende Anordnungen. Er hob die sulpicischen Gesetze als widerrechtlich auf, stellte das Ansehen des Senats dadurch wieder her, daß er ihn durch die Aufnahme von dreihundert neuen Mitgliedern ergänzte, beschränkte die Macht und den Einfluß der ärmeren Klassen bei der Volksversammlung durch Abhängigmachung ihrer Beschlüsse von der Genehmigung des Senats und Zurückführung der servianischen Stimm- und Wahlordnung (§ 167) und schmälerte damit die Rechte der Volkstribunen. Ferner schärfte er nochmals das alte Schuldgesetz ein, das das Zinsmaximum für das Jahr auf zehn Prozent festgesetzt hatte (§ 172), und bahnte dem Proletariat Wege der Auswanderung nach fernen Kolonien. Bei allen diesen Maßregeln verfuhr Sulla möglichst schonend, um alsbald den Feldzug gegen Mithradates antreten zu können, und ließ sogar geschehen, daß neben dem von ihm vorgeschlagenen und der Partei der Optimaten angehörenden Cn. Octavius der tapfere, aber selbstsüchtige Demokrat L. Cornelius Cinna für 87 zum Konsul gewählt ward, nachdem dieser eidlich versprochen hatte, die neuen Einrichtungen nicht anzutasten. Durch dieses Zugeständnis hoffte Sulla die gegnerische Partei zu besänftigen.

Sulpicische Revolution 88

Sulla erobert Rom

Reaktion der Optimaten

P. Sulpicius, als Vaterlandsfeind geächtet, wurde bei Laurentum ergriffen und getötet; sein nach Rom gesandtes Haupt wurde nach Sullas Anordnung auf dem Markte zur Schau gestellt. Die andern Geächteten entgingen ihren Verfolgern. Mit der größten Spannung forschte man nach Marius, der unter tausend Gefahren

Schicksale der flüchtigen Demokraten

umherirrte, bis er endlich in fast romanhafter Weise über Sizilien nach Afrika entkam. Er hatte sich in Ostia eingeschifft, aber ungünstige Winde zwangen ihn, am Vorgebirge Circeji anzulegen und mit wenigen Begleitern an Land zu gehen. Als sie in die Nähe von Minturnä kamen, sahen sie aus der Ferne eine Reiterschar heransprengen. Mit Mühe erreichten sie die Küste, wo zwei Kaufmannsschiffe die Flüchtigen aufnahmen. Kaum aber hatten sich die Verfolger entfernt, so steuerten die ängstlichen Schiffer nach der Mündung des Flusses zurück, zwangen Marius, auszusteigen, und segelten davon. Nun watete der alte Feldherr durch die tiefen Sümpfe einer Hütte zu; aber ehe er dieselbe erreichte, wurde er eingeholt und nach Minturnä an die Stadtbehörde abgeliefert. Die Ratsherren ließen ihn in Haft bringen und schickten einen cimbrischen Sklaven, um den Geächteten zu töten. Dieser aber erschrak vor den flammenden Augen des Greises und vor der gewaltigen Stimme, mit der er ihm zurief: „Mensch, du erkühnst dich, den Gajus Marius zu töten?" Er warf das Schwert von sich und stürzte zur Tür hinaus. Als dies den Beamten gemeldet wurde, lösten sie seine Fesseln und brachten ihn nach der Insel Anaria (Ischia). Dort vereinigten sich die noch lebenden Verbannten mit ihm und erreichten endlich die Küste Afrikas. Marius wollte an der Stätte Karthagos ans Land steigen, aber der Statthalter der Provinz Afrika hinderte ihn daran. Die Verbannten segelten deshalb weiter nach Numidien, in der Hoffnung, bei König Hiempsal II., einem Nachkommen Masinissas (§ 208), eine Zufluchtsstätte zu finden. Dieser faßte aber den Entschluß, sich ihrer zu bemächtigen und sie entweder zu töten oder als Geiseln zu bewahren. Mit Hilfe einer der königlichen Nebenfrauen, die dem jüngeren Marius ihre Gunst zuwendete, entgingen sie jedoch auch dieser Gefahr und hielten sich auf der kleinen Insel Kerkina vor der tunesischen Küste so lange auf, bis die veränderte Lage der Dinge die Rückkehr nach der Heimat gestattete. Rettung des Marius

Sulla hatte durch Gewalt die Ruhe in Rom hergestellt, und nun konnte er sich seiner Aufgabe widmen, den Mithradates zu schlagen. Aber nur die nächste Umgebung des Marius und die schlimmsten unter den italischen Bundesgenossen, die durchaus von Rom los wollten, waren überwunden; dagegen war die Popularpartei nur scheinbar zurückgedrängt. Der schlaue Cinna wartete nur auf den Augenblick, wo das Feld frei war, denn er war der Unterstützung der Kapitalisten sicher, die Sulla durch sein Zinsgesetz gekränkt hatte; die Masse der Bundesgenossen stand ebenfalls auf der Seite der Popularen, die ihnen das volle Bürgerrecht zu verschaffen versprachen. Der Preis aber, den die Optimaten gezahlt hatten, war sehr bedenklich; denn zum erstenmal hatte das Heer sich gegen die Beschlüsse des Volkes aufgebäumt; das schlimme Beispiel der Militärrevolution war gegeben, und von nun an herrschten, je länger je mehr, die Generale, nicht die bürgerlichen Politiker; von gesetzlicher Weiterentwicklung des sterbenden Freistaats kann nicht mehr die Rede sein.

§ 214. Der erste mithradatische Krieg (87—85). Nach Ordnung der Verhältnisse in Rom setzte Sulla nach Griechenland über und erstürmte nach harter Belagerung das ausgehungerte Athen, das durch ein furchtbares Blutbad für seinen Abfall büßen mußte und von dem römischen Heere vollständig ausgeplündert ward. Dann rückte er, ohne sich um den gleichzeitigen Sieg der demokratischen Partei (§ 215) zu kümmern, allein auf sein ihm blind ergebenes Heer gestützt, nach Böotien vor und besiegte den pontischen Feldherrn Archelaos trotz der dreifachen Überlegenheit seiner Truppenzahl in der blutigen Schlacht bei Chäronea so vollständig, daß kaum der zwölfte Mann sich rettete. Dennoch war die Lage Sullas, der von keiner Kriegsflotte unterstützt ward und nur geringe Hilfsmittel aus Rom ziehen konnte, sehr mißlich, besonders als in der Heimat die Demokraten die Herrschaft wieder erlangt hatten und seine Unternehmungen zu durch-

1. März 86

Ende März 86

kreuzen suchten; seine militärische und politische Überlegenheit überwand jedoch alle Schwierigkeiten.

Die demokratische Armee in Kleinasien

Die demokratische Partei in Rom hatte ihn zwar geächtet und ihm in dem Konsul von 86, L. Valerius Flaccus, dem Amtsgenossen Cinnas in dessen zweitem Konsulate (§ 215), einen Nachfolger gestellt, der ihn ablösen sollte. Jedoch das sullanische Heer in Griechenland hielt treu an Sulla fest und jagte die Ablösungstruppen fort, so daß Flaccus es vorzog, den Krieg auf eigene Faust zu führen und nach Kleinasien hinüber zu spielen. Sulla ließ ihn ungehindert durch Makedonien und Thrakien nach Kleinasien ziehen, zumal, da ein neues pontisches Heer unter Dorylaos auf Euböa landete und sich mit Archelaos zu vereinigen suchte und die Vorbedingung für einen Erfolg gegen Mithradates darin lag, daß man seine Streitkräfte nicht in Europa sich festsetzen ließ, sondern nach Asien zurückwarf. Sulla blieb deshalb in Griechenland. L. Valerius Flaccus begab sich nach Norden und wollte in Byzanz den Bosporus überschreiten, um Mithradates in seinem eigenen Lande anzugreifen, konnte aber gegen die Zuchtlosigkeit seiner Truppen nicht aufkommen. Darum verlor er bald darauf in einem Militär-
86 aufstande, den sein bisheriger Unterfeldherr C. Flavius Fimbria angestiftet hatte, sein Leben. Fimbria, ein fähiger Offizier, führte nun den Krieg in Asien kraftvoll weiter, so daß Mithradates bald in eine ganz verzweifelte Lage geriet, mit beiden Parteihäuptern Unterhandlungen anknüpfte und trotzdem befürchten mußte, daß, wenn eine Partei ihm freundlich war, die andere ihn um so mehr als Feind betrachten würde.

Kämpfe in Griechenland 86

Der Kampf ging indessen auch in Griechenland weiter. Sulla kehrte sich nicht an des Mithradates Versprechungen, sondern brachte dem pontischen Heere unter dem Feldherrn Dorylaos, der mit Ver-
Herbst 88 stärkungen herbeigekommen war, bei Orchomenos in Böotien eine zweite vollständige Niederlage bei, in der der größte Teil der Feinde teils durch das Schwert, teils durch Ertrinken in den kopaischen Sümpfen umkam. Dieser Sieg führte ganz Griechenland wieder unter Roms Herrschaft und bewog den pontischen König, dessen Willkür seinen früher so gefeierten Namen bei den Griechen in Asien und auf den Inseln zum Entsetzen gemacht hatte, mit Sulla entscheidende Unterhandlungen anzuknüpfen.

Niederlage der römischen Demokraten in Asien 85

Unterdes war eine sullanische Flotte unter L. Licinius Lukullus nach Asien gekommen und hätte, mit Fimbria vereint, Mithradates fangen können, wenn Lukullus sich nicht geweigert hätte, mit dem Meuterer gemeinsame Sache zu machen. Diese Verstärkung der römischen Streitkräfte legte Mithradates den Friedensschluß nahe. Ehe es aber dazu kam, rechnete Sulla mit Fimbria ab.
84 Dieser hatte Neu-Ilion auf das grausamste zerstört und zog wie ein Mordbrenner in Kleinasien umher. Sulla rückte ihm mit seinen Truppen nach und traf ihn bei Thyateira. Das Heer des Fimbria hielt seinem Führer nicht die Treue und ging zu Sulla über. Fimbria machte erst durch einen Mordanschlag auf Sulla einen letzten Versuch, sich des Gegners zu entledigen, und nahm sich dann, als er den Anschlag entdeckt sah, in Pergamon selbst das Leben. Damit war die demokratische Expedition nach dem Orient zu Ende.

Nunmehr hatte Sulla freie Hand. Da ihm daran gelegen war, in Italien Ruhe zu schaffen, so schloß er mit Mithradates den Frieden von Dardanos, in dem Rom nicht nur seine frühere Herrschaft über ganz Vorderasien wieder erlangte, sondern auch noch durch eine große Geldsumme und durch die Abtretung der gesamten pontischen Flotte entschädigt ward. Die Könige von Bithynien und Kappadokien kehrten unter dem Schutze römischer Truppen in ihre Länder zurück. Die abgefallenen Städte und Provinzen wurden schwer gestraft. Außer einer Kriegslast von 20 000 Talenten (90 Millionen Mark) mußten die Steuerpflichtigen alle seit den letzten fünf Jahren rückständigen Zehnten und Zölle entrichten; durch diese grausame Gelderpressung in Armut und Elend versetzt, wurden sie die Beute römischer Wucherer, die sich sofort einfanden. Die treuen Bundesgenossen wurden dagegen auf das glänzendste belohnt. Dann ordnete Sulla noch alles, so gut es in dem zerrütteten Lande anging, setzte dann im Frühjahr 84 nach Hellas über, um dort sich gründlich für den großen bevorstehenden Kampf in Italien zu rüsten und vorzubereiten, blieb im Winter 84/83 daselbst und begab sich im Frühjahr 83 über Dyrrhachion nach Rom.

Friede von Dardanos 85

Winter 85/84

§ 215. Die Niederlage der demokratischen Partei. Inzwischen war das Mutterland völlig in die Hände der Demokratie geraten, die mit den Einrichtungen der Aristokratie aufräumte, ohne an die Existenz des aristokratischen Feldherrn zu denken, der im Orient für die Ehre Roms focht. Versuche der Aristokratie, sich des übermütig gewordenen Gegners zu erwehren, wurden mit gewaffneter Hand niedergeschlagen und die Erfolge brutal ausgenutzt. 88

Kurz nach Sullas Aufbruch nach dem Orient hatte der demokratische Konsul Cinna gegen sein Versprechen in Rom den Versuch gemacht, Sullas Einrichtungen wieder umzustürzen, die Geächteten zurückzurufen, die sulpicischen Gesetze wieder herzustellen und vor allem den Neubürgern und Freigelassenen die Aufnahme in die Gesamtheit der Tribus mit vollem Bürgerrecht zu verschaffen. Jedoch die Optimaten widersetzten sich, und ihr Vertreter, der Konsul Cn. Octavius, griff zu den Waffen; auf dem Forum kam es zum Kampfe, und nach einem blutigen Straßengefechte ward Cinna von den Optimaten des Konsulats für verlustig erklärt, mit dem tapferen und edlen Q. Sertorius und vielen seiner Anhänger aus der Stadt vertrieben und mit der Acht belegt. Rachedürstend zog Cinna zu den römischen Bundesgenossen, die durch die Engherzigkeit der römischen Aristokratie zwar der Form nach das Bürgerrecht erhalten hatten, in Wirklichkeit aber zur Bedeutungslosigkeit verurteilt waren, und fand begeisterte Zustimmung. Auch das Heer, das immer noch vor Nola (§ 213) lag, erkannte ihn an, und damit war der vorläufige Sieg der Popularpartei gewiß. Bald hatte er Scharen unzufriedener Neubürger, Bundesgenossen und Sklaven, denen er die Freiheit verhieß, um sich gesammelt, und nun rief er seinen Freund Marius zu seinem Beistande.

Achtung der Demokraten 87

Diesen beseelte nur der eine Wunsch, an seinen Feinden Rache zu nehmen. Er folgte rasch dem Rufe, landete in Etrurien, sammelte eine Kriegsschar und zwang in Verbindung mit Cinna die durch Hunger

Demokratisches Schreckensregiment

und Zwietracht entkräftete Stadt Rom zur Übergabe. Jetzt ließ Marius, durch die zitternden Senatoren von der Acht befreit, seinem Rachegefühl freien Lauf. Banden roher Krieger durchzogen raubend und mordend die Straßen der Hauptstadt; der Konsul Cn. Octavius wurde vor seinem eigenen Hause niedergestoßen; die Häupter der Aristokratenpartei, unter ihnen die edelsten Senatoren und Konsularen (der Besieger der Cimbern Q. Catulus, die Redner M. Antonius und P. Crassus, die Konsulare L. und C. Cäsar) wurden erschlagen, ihre Häuser geplündert und verwüstet, ihre Güter eingezogen und ihre Leichen unbeerdigt den Hunden und Raubvögeln preisgegeben. Rom fühlte fünf Tage und fünf Nächte lang alle Schrecken einer eroberten Stadt. Nach gesättigter
Anfang 86 Rache ließ sich Marius zum siebentenmal mit Cinna zusammen zum Konsul wählen und erreichte so das Ziel, das ihm einst in der Jugend ein Orakelspruch zugesichert hatte und dem der abergläubische Mann seit vielen Jahren nachgejagt war. Aber die furchtbare Aufregung, in welche ihn die eigene Mordwut und die Furcht vor Sullas Rache versetzten, scheuchte die Ruhe aus seiner Seele; rastlos trieb er sich umher,
Tod des Marius 13. Januar 86 bis ein hitziges Fieber nach siebentägigem Krankenlager seinem Leben ein Ende machte. Marius, eine ursprünglich kernbrave und tüchtige Natur, ein rechter Nachkomme des Dentatus und Fabricius, hatte das Unglück, zu lange zu leben. Wäre er nach dem Triumph über die Cimbern und Teutonen gestorben, so hätte man ihn, wie Juvenal (§ 256) sagt, zu den glücklichsten der Sterblichen rechnen können. Als Militär eine glänzende Erscheinung, war er als Staatsmann schlechthin unfähig, und seine ungezügelte Leidenschaft brachte es am Ende seines Lebens dahin, daß seine Mitbürger wünschten, er wäre nie geboren worden. Bei der Nachricht von seinem Tode atmete Rom und Italien auf, wie einst bei der Kunde von der Schlacht auf den raudischen Feldern. Als Konsul ward für ihn L. Valerius Flaccus gewählt, der bald nachher (§ 214) sein Ende fand.

Nach des Marius Tode trat eine Zeit der Ruhe ein. Die römische
Herrschaft Cinnas 85, 84 Demokratie regierte, die Italiker schlossen sich eng an sie an, und so konnte Cinna es wagen, zwei weitere Jahre, ohne das Volk um Wahlen zu bemühen, das Konsulat zu verwalten. Die Optimaten waren verfemt und hatten nur noch in der Provinz Makedonien eine Freistatt; es schien, als wenn Sulla mit seinem Heere von Italien ganz losgelöst wäre. Sobald dieser aber die demokratische Armee in Kleinasien beseitigt und den Frieden von Dardanos geschlossen hatte (§ 214), schickte er Gesandte nach Italien, die dem Senat von seinen Taten berichteten und erklärten, daß er sich zwar den neuen Gesetzen fügen, aber keineswegs auf die Rache an seinen Gegnern verzichten wolle. Die Demokraten merkten wohl, daß der eigentliche Kampf nun erst begann und beschlossen, ihm entgegenzutreten, ehe er nach Italien hatte zurückkehren können, aber die demokratischen Legionen wollten nicht über das Meer; sie meuterten, und als Cinna gegen die Unbotmäßigen Strenge anwenden wollte, wurde er in Ancona bei einem Soldatentumult getötet und dadurch die Demokratenpartei
84 eines ihrer fähigsten Häupter beraubt. Zugleich wurde der Zusammenstoß
Rückkehr Sullas mit Sulla, der unterdes in Brundisium gelandet war, unvermeidlich, und
Frühling 83 die Parteien rüsteten für den kommenden Kampf auf das eifrigste.

Unterstützt von den Anhängern der Aristokraten, die von allen Seiten herbeiströmten, rückte Sulla auf Rom los, nachdem er die Italiker dadurch von den Demokraten loszulösen gewußt hatte, daß er die Aufnahme in alle Tribus durch förmlichen Vertrag bestätigte. Die wichtigste Hilfe brachte ihm der junge Cn. Pompejus, der Sohn des Konsuls von 89, Cn. Pompejus Strabo, der in seiner Heimatlandschaft Picenum die Fahne der Optimaten aufpflanzte und bald ein Freiwilligenheer von drei Legionen zusammenbrachte. In Unteritalien schlug Sulla in mehreren glücklichen Schlachten die demokratischen Konsuln L. Cornelius Scipio und C. Norbanus und brachte ihre Truppen auf seine Seite. Jedoch der Feldzug zog sich länger hin, so daß für 82 nochmals demokratische Konsuln gewählt wurden, Cn. Papirius Carbo und der jüngere Marius. Aber das Glück blieb Sulla hold; nachdem er im Norden den Carbo niedergeworfen und nach Sizilien gejagt hatte, wandte er sich im Süden gegen den jüngeren Marius, der vor seinem Weggang aus Rom die Führer der Gegenpartei, darunter den ehrwürdigen Oberpriester Q. Mucius Scävola, hatte niederstoßen lassen, trieb ihn nach dem glücklichen Gefechte bei Sacriportus (unsicherer Lage) in dem festen Präneste durch enge Belagerung zum Selbstmord und vernichtete endlich in einer mörderischen Schlacht vor der Porta Collina die Partei der Marianer und der empörten Samniten.

Kämpfe mit den Demokraten

Schlacht am Berge Tifata 83

6. Juli 82

25. Oktober 82

1. Nov. 82

Die letzteren, die trotz der Gesetze von 88 den Römern nicht trauten, hatten in dem Kampfe der Parteien sich für die Demokraten entschieden, die sie weniger fürchteten, als die alten strengen Machthaber der Nobilität. So waren sie denn in der Tat fast ganz unabhängig geworden und beide Parteien bemühten sich um ihre Gunst. Auch Sulla hatte bei seiner Landung allen Neubürgern und Italikern die neuerworbenen politischen Rechte zugesichert, aber die südsabellischen Stämme, in denen durch die Feldherren C. Pontius Telesinus und M. Lamponius der alte Kriegsmut und Römerhaß geweckt worden war, hatten den Kampf vorgezogen, um ihre während der Demokratenherrschaft erworbene unabhängige Stellung nicht einzubüßen, und die Absicht ausgesprochen, die Stadt Rom, „den Wald der Wölfe", von Grund aus zu zerstören. Sie bildeten den Kern des Heeres, das gegen Sulla focht. Sullas Sieg über die Samniten rettete die Hauptstadt vom sicheren Untergang und brachte die letzten Zuckungen des Bundesgenossenkriegs zum Schweigen. 4000 Gefangene wurden einige Tage nachher in der Villa publica auf dem Marsfelde niedergestoßen, während Sulla den Senat in dem nahen Tempel der Bellona zu einer Beratung versammelt hatte. Das Angstgeschrei der dem Tode Geweihten, das Ächzen der Verwundeten, das Stöhnen der Sterbenden drang in die Halle der Versammlung. Die Senatoren erbebten und fügten sich den Machtgeboten des Gewaltigen.

Letzte Erhebung der Samniten

Der gleiche Sieg war jedoch auch der Todesstoß für die Popularpartei, die besonders in den Rom benachbarten Landschaften lateinischer Zunge sehr viele Anhänger hatte. In den empörten Städten Latiums und Kampaniens warfen die Bürger, an aller Rettung verzweifelnd, den Feuerbrand in ihre Häuser und töteten sich und die Ihrigen mit eigener

Unterwerfung der aufständischen Bundesgenossen

Hand, um den verhaßten Gegnern die Rache und die Beute zu entziehen. Ernsthafter Widerstand ward, besonders nach dem Fall von Präneste, kaum mehr gewagt; nur Nola und Volaterrä hielten sich bis 79, wo auch sie fielen und grausam gestraft wurden. Auch die westlichen Provinzen wurden in kürzester Zeit ihrer demokratischen Machthaber entledigt, wobei sich der jugendliche Pompejus besonders auszeichnete (§ 218) und die Ehre des Triumphs und den Beinamen Magnus erwarb. Damit war Sulla der Alleinherrscher geworden.

§ 216. Sullas Alleinherrschaft und Ende (83—79). Nach Überwältigung des bewaffneten Widerstandes blieb Sulla nur noch die weit leichtere Aufgabe, seine politischen Gegner unschädlich zu machen und zugleich seine Anhänger und sein Heer zu belohnen. Er ging dabei denselben Weg, den ihm die Demokraten im Jahre 87 vorangegangen waren, nur mit viel mehr kalter Leidenschaftslosigkeit und Berechnung als jene. Hunderttausend Menschenleben hatte der Bürgerkrieg schon weggerafft, als Sulla (der nach der Einnahme von Präneste den Beinamen Felix annahm) zur Vervollständigung seines Sieges die Proskriptionen Achtungs-(Proskriptions)listen bekannt machte, auf denen die Namen derjenigen standen, die von jedem getötet und ihrer Habe beraubt werden durften. Dadurch wurden alle Bande des Bluts, der Freundschaft, des Gastrechts und der Pietät zerrissen; Söhne wurden wider ihre Väter, Sklaven wider ihre Herren bewaffnet; den Hehler traf dieselbe Strafe wie den Geächteten, während der Angeber einen Teil der Güter erhielt. Das Grab des Marius wurde aufgerissen und seine Gebeine in den Anio geworfen, sein Neffe und Adoptivsohn M. Marius Gratidianus aus seinem Versteck gezogen und am Grabe des Catulus unter grausamen Martern hingerichtet. Über hundert Senatoren und Konsuln und über 2000 Ritter fanden ihren Tod; gerade gegen die letzteren wütete er, da sie besonders Sulla feindlich gesinnt gewesen waren, aber es kamen auch noch ungezählte andere Leute aus Italien hinzu. Viele mußten in die Verbannung gehen; besonders die Etrusker und Samniten, auch die, die sich nicht an den Kämpfen der Parteien beteiligt hatten, wurden hart getroffen, so daß sie großenteils zugrunde gingen. Gewaltige Landstrecken kamen zur Einziehung und wurden zu ausgedehnter Kolonisation benutzt, denn 120 000 sullanische Soldaten mußten versorgt werden.

Dieser gewaltsame Besitzwechsel hatte aber auch sein Gutes, denn er beförderte die nationale Einigung Italiens. Die Nationalität der Etrusker und Osker verschwindet seitdem und an ihre Stelle tritt eine latinisierte Bevölkerung; ein Beispiel dafür ist Pompeji, das von Sullas Veteranen besetzt ward, und an dessen Sprachdenkmälern wir den damaligen Übergang vom Oskischen zum Lateinischen gut zu erkennen vermögen. Die wildesten Leidenschaften rasten viele Monate hindurch ungefesselt in Rom und Italien. Sulla, auf unbestimmte Zeit zum Diktator ernannt und mit absoluter Macht zur Abfassung von Gesetzen und zur Ordnung des Gemeinwesens ausgerüstet, erließ hierauf die Cornelischen Gesetze, wodurch die ganze Staatsgewalt in die Hände der Optimaten kam, den Rittern das Richteramt entzogen ward

Sulla dictator rei publicae constituendae causa 81

und die Verwaltung der Provinzen und die Lage der unteren Volksklassen neu geordnet wurden. Der durch Sullas Anhänger und viele Mitglieder aus dem Ritterstand auf 600 (durch Volkswahlen) vermehrte Senat besorgte fortan die oberste Gerichtsbarkeit und leitete die Gesetzgebung und Verwaltung, während die Volksversammlungen durch Aufhebung des hortensischen Gesetzes (§ 185) wieder in die veralteten Centuriatkomitien umgewandelt wurden und das Tribunat auf einige Zeit zu einem Schatten ohne Macht herabsank, da ihm lediglich das Recht der Interzession verblieb; ohne Erlaubnis des Senats durfte weder ein Tribun noch ein anderer Beamter beim Volke Anträge stellen. Sullas Reformen

Nach Vollendung dieser Einrichtungen zog sich Sulla auf sein Landgut bei Cumä zurück, wo er kurze Zeit darauf, während er seine Memoiren schrieb, sei es an einem Blutsturz, sei es an einer schrecklichen, durch Schwelgerei herbeigeführten Krankheit, im sechzigsten Lebensjahre verstarb. Seine Leiche wurde in endlosem Zuge, die siegreichen Feldzeichen und Rutenbündel voran, nach Rom getragen, dort unter den großartigsten Trauerfeierlichkeiten, mit zweitausend goldenen Kränzen geschmückt, den letzten Ehrengaben der treuen Legionen, der Städte und Freunde, auf dem Marsfelde den Flammen übergeben, und seine Asche neben den Gräbern der alten Könige beigesetzt. 79 Sullas Tod 78

Über kaum einen der geschichtlichen Helden Roms gehen die Urteile so auseinander wie über Sulla. Die einen, an ihrer Spitze Niebuhr, um der älteren Urteile nicht zu gedenken, nennen ihn ein blutbeflecktes Ungeheuer, dem raffiniertes Morden ein erlesener Genuß war; die andern preisen ihn als einen Staatsmann ersten Ranges, der sich nur durch sachliche Erwägungen leiten ließ. Seit frühester Jugend hatte Sulla, mit einem riesenstarken Körper und schnellkräftigen Geiste ausgerüstet, nur den Freuden des Daseins gehuldigt, von allem den Schaum abgeschlürft, in allen Interessen des Tages und des hauptstädtischen Lebens sich bewegt. Von Natur Aristokrat, erblickte er des Lebens höchstes Ziel darin, nur mit wenigen seinesgleichen zu verkehren, Frauenliebe und geistvolle Unterhaltung zu genießen; im übrigen ließ er den Staat seinem Verderben zulaufen. Ehrgeiz lag dieser kalten Seele fern; doch das Verhängnis des Staates riß ihn in den Strudel hinein. So frei war er von dem Streben nach Macht, daß er erst als Fünfziger sich um das Konsulat bewarb; dann aber tat er seine Pflicht wie ein Mann, und die launenhafte Glücksgöttin schlang um seine Stirne unverwelkliche Lorbeeren. Nach Niederwerfung des Ostens kehrte er nach Italien zurück, und als er auch hier Sieger blieb, griff dieser stolzeste der Aristokraten als reiner Realpolitiker den Gedanken der Gracchen auf, die Römer und Italiker zu einem Volke zu verschmelzen. Daß aber, ehe dieser ideale Gedanke sich verwirklichen konnte, erst Ströme von Blut fließen mußten, wird man nicht in Abrede stellen können. Erst mußten die Italiker zu Boden geschlagen werden, erst mußte der hauptstädtische Pöbel lernen, daß er um nichts besser sei als jene, erst mußte die Geldaristokratie sich vor dem allmächtigen Willen des Einen gebeugt haben, ehe der italische Gesamtstaat von den Alpen an bis zum Vorgebirge Leuca erstehen konnte. Aus dieser Ansicht heraus wird man die Bluttaten Sullas, wenn auch nicht entschuldigen, doch begreifen können. Und so taten schon seine Zeitgenossen. Als Sulla, kurz nachdem er das zweiundzwanzigste Buch seiner Denkwürdigkeiten vollendet hatte, starb, folgte ihm die Trauer des ganzen Volkes. Auch darin trifft der öfters angewandte Vergleich mit Cromwell zu, daß er trotz seines gewaltigen und kaltblütigen Blutvergießens von Tausenden betrauert zur letzten Ruhe bestattet wurde. Charakteristik Sullas

§ 217. Die sullanische Verfassung und ihre Gegner. Der Senat wurde dadurch ergänzt, daß alle kuruli schen Beamten (Konsuln, Prätoren, Adilen, denen die sella curulis [§§ 166, 202] als Amtssessel zustand) nach einwandsfrei geführtem Amtsjahr ohne weiteres eintraten; die von den Zensoren alle fünf Jahre besorgte Revision wurde abgeschafft. Den Volkstribunen ließ Sulla nur noch das Recht, mit dem Volk zu verhandeln, und das Recht der Einsprache (Interzession), belegte den Mißbrauch dieses Rechts mit Neukonstituierung des Senats und der Beamten

schweren Geldstrafen und setzte fest, daß die Bekleidung des Tribunats in Zukunft zur Übernahme eines höheren Amts unfähig machen sollte. Die Konsuln und Prätoren sollten künftig ihr Amtsjahr regelmäßig in Rom verleben und ausschließlich die bürgerliche, die Prokonsuln und Proprätoren ausschließlich die militärische Gewalt üben und in Italien regelmäßig keine Truppen stehen. Da die Prokonsuln und Proprätoren nur vom Senat ernannt wurden, so war dadurch die ganze Militärmacht in dessen Händen.

Beamte

Auch die Zahl der Beamten wurde vermehrt, die der Prätoren auf acht, der Quästoren auf zwanzig, der Auguren und Pontifices auf fünfzehn, die Bestimmung über die Zwischenzeit in der Aufeinanderfolge der Ämter (§ 202) dahin geordnet, daß zwischen der Bekleidung zweier ungleicher Ämter mindestens zwei, zwischen der zweimaligen Bekleidung desselben Amtes mindestens zehn Jahre verfließen sollten. Für die Quästur wurde festgesetzt, daß sie erst nach zehnjährigem Kriegsdienst erteilt werden sollte, und daß als Minimalalter dafür das erfüllte dreißigste Lebensjahr zu gelten habe, ebenso wie das vierzigste für die Prätur, d. h. daß die lex Villia möglichst eingehalten würde (§ 202).

Neuregelung der Besitzverhältnisse

Militärkolonien

Sullas Achtungsgesetze erklärten auch die Kinder und Enkel der Verurteilten, deren Zahl sich zuletzt auf 4700 belief, für ehr- und rechtlos und für amtsunfähig. Sullas Ackergesetz entriß seinen proskribierten Gegnern ihr Landeigentum und schuf für seine Soldaten Militärkolonien mit römischem Vollbürgerrecht (in Präneste, Spoletium, Fäsulä, Volaterrä, Arretium u. a.), eine Einrichtung, die eine Menge kriegslustiger, jedem Machthaber dienstbarer und treu ergebener Anhänger erzog. Sullas kalt berechneter Plan war, in den Städten und Landschaften, welche es mit der Gegenpartei gehalten hatten, die Bevölkerung zu erneuern, Geld und Gut von den bisherigen Besitzern auf andere zu übertragen.

Städteordnung

Am folgenreichsten war aber die Entwicklung eines selbständigen römischen Munizipalwesens, die organische Einfügung der Stadtgemeinden in den Staat mit mannigfachen Abstufungen. Diese italischen Gemeinden standen unter den duovici iuri dicundo, denen die 100 decuriones als beratende Körperschaft beigeordnet waren. In ganz Italien wurde eine große Anzahl Vollbürgergemeinden (coloniae) organisiert und den Staatsbehörden und der obersten Justizverwaltung in Rom untergeordnet (§ 181).

Freigelassene

Weniger mild zeigte er sich dagegen bei der Behandlung der demokratischen Elemente der Hauptstadt. Den Freigelassenen wurde das unbeschränkte Stimmrecht wieder entzogen und nur die Zugehörigkeit zu den vier städtischen Tribus gestattet. Die Getreideverteilungen an das Volk hörten ebenfalls auf. Ferner umgab sich Sulla mit einer Art Leibwache, indem er 10 000 handfeste und verwegene Sklaven mit der Freiheit beschenkte und sie unter dem Namen Cornelier in die Bürgerschaft aufnehmen ließ. L. Sergius Catilina, der Mörder seines eigenen Bruders und Schwagers und in der Folge der Urheber einer auf den Untergang Roms zielenden Verschwörung (§ 224), war einer der Führer dieser Leute.

Justiz und Verwaltung

Das Gerichtswesen wurde nicht nur dadurch gänzlich umgeändert, daß die Geschworenen wieder lediglich aus dem Senatorenstande gewählt wurden, und unter der obersten Leitung der Prätoren standen; Sulla vermehrte auch die Zahl der Schwurgerichtshöfe (§ 202) durch Zuweisung der verschiedenen Verbrechen an besondere Geschworenenkommissionen (quaestiones perpetuae), Spezialgerichten mit eigenen Prozeßordnungen, deren seit Sulla sieben bestanden: de repetundis (Erpressung), de peculatu (Unterschlagung), de sicariis et veneficis (Mord), de ambitu (Amtserschleichung), de majestate (Verbrechen gegen die Staatswohlfahrt), de falsis (Fälschung), de injuriis (Beleidigung).

Provinzialverwaltung

Schließlich ordnete Sulla auch die Provinzialverwaltung dahin, daß die beiden Konsuln und acht Prätoren nach ihrem Amtsjahr mit verlängertem Imperium in eine der zehn Provinzen, wie sie der Senat vorausbestimmt hatte, abgesandt wurden und dort als Prokonsuln oder Proprätoren die Verwaltung übernahmen. Die Besteuerung

der Provinzialen freilich und die sich daraus ergebende Aussaugung der Untertanen vermochte auch Sulla nicht zu beseitigen, da trotz aller Steueränderungen doch um des einflußreichen Ritterstandes willen die Steuerverpachtungen an die Publikanen bestehen blieben.

Gegner der sullanischen Verfassung

Aber diese eingreifende Gesetzgebung hatte viele Widersacher. Den rein rechtlich denkenden, nicht von politischen Erwägungen beeinflußten Männern des positiven Rechts war das Schalten mit dem Leben und Eigentum der Bürger und Städte ein Greuel; die gemäßigte Senatspartei wünschte durch Zugeständnisse an die Demokraten diese von neuen Aufstandsversuchen abzuhalten; die Landschaften zwischen dem Po und den Alpen (Gallia transpadana) waren durch das gewährte latinische Recht (§ 211) nicht befriedigt; die italischen Bürgerschaften, die einen großen Teil ihres Grundvermögens durch Konfiskation eingebüßt hatten, trugen tödlichen Haß gegen die sullanischen Kriegsleute, die in ihre Mitte eingetreten waren; die Freigelassenen suchten wieder die frühere Stellung zu erwerben, aus der sie Sullas Machtspruch hinausgedrängt hatte. Dazu kamen noch die Geächteten, von denen sich viele als Räuber und Bettler in ihren ehemaligen Wohnsitzen umhertrieben; ferner deren Kinder und Verwandte, die um Ehre und Gut gekommen waren, und die neuangesiedelten Soldaten, die, ohne Lust zu Arbeit und ehrlichem Erwerb und ohne Fähigkeit zum Ackerbau, nur in der Fortdauer revolutionärer Zustände ihr Heil erblickten. Aus diesen Elementen bildete sich eine mächtige Opposition, die bald nach Sullas Tode neue Stürme über den Staat brachte.

Kritik der sullanischen Verfassung

Der Grund lag in dem schon oben angedeuteten Mangel Sullas an sozialer Einsicht. Sulla hatte bei seiner aristokratischen Reaktion durchaus als Feldherr, nicht als Staatsmann gehandelt. Aber mit Tagesbefehlen lassen sich keine wirtschaftlichen Grundlagen für eine Verfassung schaffen. Vor allem der große Besitzwechsel in Italien hatte nur Verderben im Gefolge. Soweit nicht bloß marianische durch sullanische Veteranen ersetzt worden waren, führte das Versorgungsgesetz nur Unheil herbei; denn ein fleißiger und genügsamer, schollensässiger Kleinbauernstand, der arbeitsgewohnt mit seinem Besitz etwas anzufangen wußte, wurde von arbeitsträgen verwilderten Kriegern abgelöst, die sehr bald ihres Besitzes überdrüssig, ihn um ein Billiges an die landhungrigen Großgrundbesitzer losschlugen, um so schnell als möglich nach Rom zu gehen, oder auch zu Briganten zu werden. So schwoll denn in Kürze das römische Proletariat unheimlich an. — Dies zu versorgen, hätte die allererste Aufgabe des konservativ-reaktionären Regimes sein müssen. Sulla soll daran gedacht haben, diese Proletariermassen in die Provinzen abzuleiten, aber er starb, und der Adelsherrschaft konnte an einer Romanisierung der Provinzen nichts liegen, da sich dadurch ihr Ausbeutungsgebiet schmälerte. So blieb denn die soziale Frage, die die Revolution heraufgerufen hatte, abermals in der Schwebe, und das mußte sich rächen.

Die Verbindungen des Adels

Die Lage des Senats, dem der Diktator alle Gewalt zugewendet hatte, war gegenüber diesen unruhigen Bestandteilen, gegenüber dem Trotz der Statthalter und Feldherren in den Provinzen und der gärenden und beweglichen Volksmasse in der Hauptstadt wie die „einer von allen Seiten ausgesetzten und bedrohten Festung", eine Lage, die um

so schwieriger werden mußte, da kein Führer vorhanden war, der Sullas Stelle hätte einnehmen können, und nur von ferne die Energie des Wollens und Handelns besessen hätte, die zur Behauptung der neubegründeten Verhältnisse erforderlich gewesen wäre. Diesen Mangel suchte die Aristokratie, genau in der gleichen Weise wie die athenischen Oligarchen in ihren Hetärien (§ 109), mittelst Verbindungen zu gemeinschaftlichen Zwecken zu ersetzen, wodurch die Leitung der Sodalitäten Dinge in die Hände der „Sodalitäten" kam und das Cliquenwesen den ganzen Staat durchdrang, zersetzte und beherrschte; das Ziel dieser Genossenschaften mit ihren Ränken und Kabalen war Befriedigung der Selbstsucht, der Eitelkeit, des persönlichen Interesses. Jedoch vermochte man auf die Dauer die Opposition nicht zurückzuhalten, da die Volksleidenschaften ein Ventil immer nötiger brauchten.

Demokratischer Revolutionsversuch des Lepidus 78 Es war zunächst die Wirkung dieser Oppositionstätigkeit, daß noch in Sullas Todesjahr ein zweideutiger Charakter, M. Aemilius Lepidus, der aus unlauteren Gründen das Lager der Sullaner verlassen hatte, unter Pompejus' Beistand zugleich mit Q. Lutatius Catulus zum Konsul gewählt ward. Einst ein eifriger Optimat und stark beteiligt bei den über die Güter der Geächteten angestellten Auktionen, hatte er als Statthalter von Sizilien die Provinz so arg geplündert, daß ihm eine Anklage drohte und sich, um dieser zu entgehen, in die Arme der Opposition geworfen. Ermutigt durch die Erfolge des Sertorius in Spanien (§ 218), warf er sich der demokratischen Opposition in die Arme, ging nach Ablauf seines Amtsjahrs in seine Provinz Gallia cisalpina, erhob dort die Fahne des Aufstandes und verlangte mit den Waffen in der Hand die Beseitigung der sullanischen Gesetze, vor allem die Herstellung der früheren Tribunengewalt und die Wiedereinsetzung der Vertriebenen in ihr Bürgerrecht und Eigentum, erlag aber der Aristokratenpartei. Nach zwei verlorenen Treffen bei Cosa (der Sieger in dem einen war Pompejus) schiffte er 77 sich mit dem Reste seines Heeres nach Sardinien ein, starb jedoch kurz nach seiner Landung. Der erste Versuch der demokratischen Opposition war also kläglich mißlungen, aber es sollten bald neue und stärkere Stöße folgen; zunächst entbrannte der Streit an der Peripherie des Reichs.

C. Herrschaft und Verfall der Oligarchie. Cn. Pompejus (80—60).

§ 218. Die Niederwerfung der letzten Demokraten. Q. Sertorius (80—72). Die zersprengten Reste der aus Italien entflohenen Anhänger der Demokratie sammelten sich um den tüchtigen Feldherrn Die Demokraten in Spanien Q. Sertorius, der, ein treuer Anhänger Cinnas, seit 83 als Prätor in dem diesseitigen Spanien stand. Nach mancherlei übeln Erfahrungen und Mißerfolgen war es ihm durch sein kluges Benehmen wie durch seine Rechtschaffenheit und kriegerischen Tugenden gelungen, das Zutrauen der unterjochten Völkerschaften in Spanien zu gewinnen und daselbst für die römische Demokratenpartei einen fest organisierten Mittelpunkt zu schaffen, von dem aus die Wiedergewinnung der Herrschaft betrieben werden sollte. Nach dem Siege Sullas wurde er 81

verdrängt, ging nach Mauretanien und machte sich als Feldherr dort einen großen Namen. Von da wurde er von den bedrückten Spaniern, die sich zum Aufstand erhoben hatten, zurückgerufen und faßte bald in 80
beiden Provinzen festen Fuß. Mit einem geringen Heer römischer Verbannter und lusitanischer Freiwilliger durchzog der „zweite Hannibal", wie ihn seine spanischen Krieger nannten, siegreich die pyrenäische Halbinsel bis an den Ebro, schlug mehrere Statthalter aufs Haupt und brachte selbst den Prokonsul Q. Metellus Pius, einen der geschicktesten 79
Feldherren der Optimatenpartei, in große Verlegenheit, indem er jede entscheidende Feldschlacht mied, aber nicht von seiner Seite wich und ihm die Zufuhr abschnitt. Anderen sullanischen Führern ging es noch schlimmer; der Statthalter Nordspaniens, M. Domitius Calvinus, fiel im Kampfe gegen den Sertorianer L. Hirtulejus, und auch der Statthalter von Gallia Narbonensis, L. Manlius, mußte geschlagen zurückkehren. Tausende der edelsten Spanier schwuren dem ritterlichen und leutseligen Scharenführer Treue bis in den Tod; es schien, als ob sich der Westen von Rom ablösen sollte. Ein aus den Häuptern der Emigranten gebildeter Senat von 300 Mitgliedern verwaltete die pyrenäische Halbinsel; die Piraten vermittelten den Verkehr zur See mit Italien und Kleinasien; Mithradates schloß ein Bündnis mit dem Demokratenführer, der ihm gegen Schiffe und Geld geschickte Offiziere überließ und ihm die Abtretung der kleinasiatischen Bundesstaaten mit Ausnahme der Provinz Asien versprach. Stark durch seinen erfinderischen Geist wie durch die Anhänglichkeit des spanischen Volkes, widerstand Sertorius mehrere Jahre mit Glück und Ruhm den Angriffen der Feinde, dem Gold und den Waffen des Metellus.

Pompejus in Spanien 76—72

Um diesen gefährlichen Mann zu beseitigen, schickte man den besten Vorkämpfer der Optimaten, Cn. Pompejus, der soeben den Lepidus niedergeworfen hatte, mit prokonsularischem Kommando nach Spanien. Er überschritt die kottischen Alpen über den Mt. Genèvre und traf Anfang 76 in Spanien ein. Aber trotzdem erwies sich Sertorius, dem auch die Reste der lepidanischen Armee zugefallen waren, als der stärkere, so daß Pompejus mehrfach geschlagen ward und 74 dringend um Hilfe bat. Trotz dieser schleppte sich der Krieg unentschieden hin, und es wollte auch dem Pompejus nicht gelingen, den lästigen Gegner zu überwältigen. Da griff die Optimatenpartei zu der so oft erprobten Waffe des Meuchelmords und Verrats. Indem man die Häupter der Emigranten, unter ihnen den Unterfeldherrn M. Perperna (der die Reste der Armee des Lepidus nach Spanien geführt hatte), durch die Aussicht auf Begnadigung verlockte, suchte man den siegreichen Sertorius zu beseitigen. Aber erst als er auf Anstiften Perpernas von seinen Genossen bei einem Gastmahl im spanischen Osca (heute Huesca) ermordet worden war, gelang es, die Insurgenten zu überwinden und sie der Republik wieder zu unterwerfen. Den verräterischen Perperna lieferte Pompejus in die Hände des Scharfrichters, und die Briefschaften des Sertorius, durch deren Auslieferung sich der Elende das Leben zu retten gehofft hatte, übergab er ungelesen den Flammen. Ein Teil der Emigranten

Ende des Sertorius 72

wurde in Südgallien angesiedelt, einem andern die Rückkehr in die Heimat gestattet; der Rest setzte sein Abenteurerleben fort.

Pompejus

Pompejus, den ein beispielloses Glück weit über die Atmosphäre hinaushob, in der zu leben die Natur ihn bestimmt hatte, war am 29. September 106 (nach anderen entweder 112 oder 101) in Picenum geboren und schon als ganz junger Soldat an die Spitze von Heeren getreten. Zu einer Zeit, wo es nach dem Gesetze ihm noch nicht erlaubt war, selbst das niederste kurulische Amt zu bekleiden, hatte er Armeen zum Siege geführt und Triumphe gefeiert. Überall warf ihm dabei das Glück verschwenderisch seine Gaben in den Schoß. So hatte er im Jahre 82 die letzten Reste der Demokraten in Sizilien vertilgt und deren Führer Cn. Papirius Carbo (§ 215) in Lilybäum hinrichten lassen. Ebenso gelang es ihm ohne große Mühe, Afrika zu unterwerfen und die demokratische Armee des Cn. Domitius Ahenobarbus zu zertrümmern. Sulla hatte mit der ihm eigenen kalten Ironie das übermäßige Wachstum des eiteln Jünglings ertragen, ihm selbst den Beinamen „des Großen" beigelegt und den Vergleich mit Alexander gezogen (§ 215). Kein Wunder, daß nach so vielen Erfolgen Pompejus selbst sich zu Außergewöhnlichem berufen glaubte und ernstlich ins Auge faßte, Sullas Nachfolge anzutreten. Dazu war ihm jedes Mittel recht; sein übermäßig eitler Sinn ließ es zu, daß er sich von seiner herzlich geliebten Gattin Antistia trennte, um Sullas Stieftochter heiraten zu können; kaltblütig tötete er, wenn dies seinen Plänen förderlich schien, politische Gegner, die früher seine Freunde gewesen waren. Nach Sullas Tod war ein Erstarken des Senats eingetreten, und Pompejus hatte sich in geheimer Gegnerschaft gegen diesen grollend zurückgezogen. Als die Unfähigkeit der Senatsfeldherren die sertorianische Gefahr riesengroß anschwellen ließ, konnte man schließlich nicht anders, als Pompejus nach Spanien 77/76 schicken. Hier zeigte sich im Kampf mit seinem gewandten Gegner seine mittelmäßige Begabung auf das deutlichste. Nur dem unerhörten Verrate des Perperna hatte er es zu verdanken, daß er den Sieg, den Metellus in der Hauptsache vorbereitet hatte, gewann und den Triumph über die von neuem führerlose Demokratie davontragen durfte. Doch damit nicht genug! Auch in einer neuen Gefahr der sich im entsetzlichsten Todeskampfe windenden Republik sollte ihm ohne wirkliche Leistung der Ruhm des endlichen Sieges und Erlösers aus tiefster Not zufallen.

§ 219. Der Sklavenkrieg (73—71) und das Konsulat des Pompejus und Crassus (70). Unter den um die Herrschaft streitenden Parteien arbeitete und mühte sich eine rechtlose, kaum mit dem Namen Menschen bezeichnete Menge, um in täglicher harter Arbeit für sich und ihre Herren das Brot zu gewinnen, die Sklavenschaft Italiens. In früheren Zeiten war das Los der Sklaven wenigstens erträglich gewesen; sie hatten einen Teil der Hausdienerschaft gebildet und stellten einen nicht unbeträchtlichen Kapitalwert dar (§ 202). Jahrhundertelang war ihr Los von dem ihrer Herren nur wenig verschieden gewesen, sie hatten sich ihnen fast gleich gefühlt und fast nie über eine zu harte oder ungerechte Behandlung zu beklagen gehabt. Schon der bedeutende Geldwert, der in ihnen steckte, legte Milde und Rücksicht ihnen gegenüber nahe; durch die gewaltigen Eroberungen Roms war das aber ganz anders geworden.

Die Erweiterung des Sklavenhandels

Seitdem die Römer festen Fuß in Vorderasien gefaßt hatten, wurde der Sklavenhandel im großartigsten Maßstabe organisiert; die kretischen und kilikischen Seeräuber machten die einträglichsten Geschäfte mit den Gefangenen, die sie auf Delos (§ 209) und andern Märkten an die italischen Sklavenhändler verkauften. Daher war auf den griechischen Inseln und in den Landschaften Kleinasiens die Menschenjagd und der Menschenraub zu einer der schrecklichsten Plagen geworden. Die römischen Zollpächter und Beamten standen dabei den Korsaren hilfreich zur Seite und teilten den Gewinn mit

ihnen. Auf dem großen Sklavenmarkt in Delos sollen an einem Tage bis 10000 Sklaven ausgeschifft und vor Abend alle verkauft gewesen sein, ein Beweis zugleich, welch ungeheure Zahl von Sklaven geliefert ward, und wie dennoch die Nachfrage überwog. Durch die Sklaven wurden großenteils die Handwerke fabrikmäßig betrieben, so daß das freie Handwerk zugrunde ging. Schon früh kam es auf, Sklavenherden nach den spanischen Bergwerken zu senden, deren Besitzer sie bereitwillig annahmen und hoch verzinsten. Die Wein- und Olivenlese wurde in Italien schon zu Catos (§ 204) Zeit nicht von freien Tagelöhnern bewirkt, sondern einem Sklavenbesitzer in Akkord gegeben. Vor allem aber waren es die Weidewirtschaft und der Feldbau, die man durch Sklaven beschaffen ließ. Die Hütung des Viehes ward in Italien schon längst auf den großen, zur Weide liegenden Strecken durch bewaffnete, häufig berittene Hirtensklaven besorgt. Dieselbe Art der Weidewirtschaft ward auch in den Provinzen ein beliebter Gegenstand der römischen Spekulation; so war z. B. Dalmatien kaum erobert, als die römischen Kapitalisten anfingen, dort die Viehzucht im großen zu betreiben. Aber in jeder Beziehung schlimmer war der eigentliche „Plantagenbau", die Bestellung der Felder durch die an die Gutsbesitzer herdenweise abgelieferten Sklaven. Sie mußten während des Tages, von unbarmherzigen Aufsehern bewacht, die schwere Feldarbeit verrichten und wurden des Nachts in den gemeinschaftlichen Arbeiterzwinger (ergastulum), ein festes Kellergeschoß mit kleinen, in der Höhe angebrachten Fensteröffnungen, zusammengesperrt. Mag anfangs die Fesselung und Brandmarkung nur als Strafe für Vergehen oder Entweichungsversuche auferlegt worden sein, so wurde es doch bald durchgängig Sitte, wenigstens die feldarbeitende Sklavenherde durch diese Einrichtung vor dem Entlaufen zu bewahren. Wurde ein Hausherr von einem Sklaven ermordet, so mußte seine ganze Sklavenschaft sterben und Zeugenaussagen galten nur, wenn sie der Sklave auf der Folter gemacht hatte. Unter solchen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, daß die Sklaven ihren Peinigern mit dem tödlichsten Hasse vergalten, wie das Sprichwort bezeugt: „So viele Sklaven, so viele Feinde", und daß sie mitunter Versuche machten, sich durch Aufstände aus der verzweifelten Lage zu befreien.

Schon früher hatten die Sklaven durch wiederholte Aufstände ihr Los zu verbessern gesucht. Bereits in den Jahren 136—133 hatten sich auf Sizilien die Sklaven in Masse erhoben und die römischen Heere mit solchem Erfolg bekämpft, daß ihr Führer, der syrische Sklave Eunus, der als Prophet und Wundermann galt, den Königstitel anzunehmen wagte, und die Sklaven fast die ganze Insel besetzt hielten (§ 202). Nur mit Mühe und unter entsetzlichem Blutvergießen wurden endlich die Römer des Aufstandes Meister. Nach der Einnahme von Henna ließ der Konsul P. Rupilius 20000 Menschen ans Kreuz schlagen. Einige Jahrzehnte nachher, als die reichen römischen Gutsbesitzer ihre großen Ländereien hartherzig und eigennützig ausbeuteten, erhoben die mißhandelten Sklaven auf Sizilien abermals die Fahne der Empörung (103) und bemächtigten sich unter ihren Führern „König" Tryphon und Athenion, des Landes. Ein zweiter fünfjähriger Krieg war nötig, um die Ruhe wieder herzustellen (§ 209).

Sklavenkriege in Sizilien

132

104—100

Jedoch solange die Sklavenscharen gefesselt die Arbeit ihrer harten Herren tun mußten, war die Gefahr, wennschon groß, doch noch nicht unmittelbar. Das letztere trat aber ein, als man für die sich immer mehr steigernde Lust der Römer an wilden und blutigen Spielen besondere Fechtersklaven (Gladiatoren) abrichten ließ, unter ihnen oft Kriegsgefangene edler Abkunft, die sich im Zirkus zum Ergötzen des Volkes nach den Regeln der Kunst gegenseitig hinmorden mußten. Diese sahen in nächster Nähe die brudermörderischen Kämpfe des Bundesgenossenkriegs und der Bürgerkriege, und da war es denn kein Wunder, wenn auch sie ihr Heil bei den Waffen suchten und die Freiheit wiederzugewinnen trachteten.

Sklavenaufstand von 73

Seinen Anfang nahm der Sklavenkrieg in Unteritalien, wo man von jeher besonders grausam gegen die Sklaven verfuhr. Deshalb entflohen siebzig Gladiatoren in Capua der Geißel ihres Zuchtmeisters, erbrachen die Sklavenkerker und riefen zum Freiheitskampfe auf. An ihrer Spitze stand der kühne, talentvolle Thraker Spartăcus aus fürstlichem Stamme (wohl aus der Familie der Spartokiden, die in Olbia auf der Halbinsel Krim [§ 70] seit alters geherrscht hatten), der

Spartakus

anfangs die Absicht hatte, die mit erbeuteten Waffen bewehrten Scharen in ihre Heimat zurückzuführen. Neben ihm sammelten sich zwei andere Heere unter der Führung der Kelten Crixus und Onomaus. Ursprünglich schien es sich nur um die Bildung einer großen Räuber-
73 bande zu handeln; aber die Erfolge der Sklaven am Vesuv gegenüber dem Prätor P. Varinius brachten ihnen bald gewaltigen Zuwachs.
Vernichtung des Crixus 72 Nach kurzer Zeit gebot Spartacus über fast ganz Unteritalien. Da hielt es der Senat für angemessen, zwei konsularische Heere unter L. Gellius und Cn. Cornelius Lentulus Clodianus auszusenden. Das eine von ihnen vernichtete das Heer des Crixus am Gargānusgebirge, und nun suchte man den Spartacus, der bis nach Picenum vorgedrungen war, von zwei Seiten zu packen. In kurzen, vernichtenden Schlägen gelang es diesem zwar, beide Konsuln zu schlagen und bis an den Fuß der Alpen vorzudringen; jedoch war es ihm nicht beschieden, seine thrakische Heimat zu erreichen. Denn seinen vom Erfolg trunkenen Kriegern gefiel das neue Leben viel zu wohl, als daß sie an die Heimkehr gedacht hätten, und so zwangen sie ihn, in Italien zu bleiben.

Abwehr der Römer Anfänglich trug er Erfolg über Erfolg davon. Groß war der Schrecken der Römer, als eine Legion nach der anderen erlag und die Barbaren mit entfesselter Wut Raub, Brand und Mord über Stadt und Land trugen. Aber Mangel an Kriegszucht führte eine Trennung der Sklaven und planlose Streifzüge herbei, wodurch dem Prätor M. Licinius Crassus, der mit einem beträchtlichen, durch strenge Mannszucht abgehärteten Heere wider sie auszog, schließlich der Sieg zuteil ward. Er schloß die bruttische Halbinsel, wohin sich Spartacus begeben hatte, um von da nach Sizilien überzusetzen, durch
Untergang des Spartacus 71 einen verschanzten Wall vom übrigen Italien ab. Zwar glückte es dem Führer selbst, mit einem Teil des Heeres nach Lukanien durchzubrechen, als aber die Vereinigung mit dem andern Sklavenheere, das nach dem Tode des Onomaus unter Gannikus focht, mißlang, kam es zur entscheidenden Schlacht bei Petelia in Bruttium, in der Spartacus nach heldenmütigem Kampfe fiel. Die Gefangenen wurden unter Martern getötet, ihre gespießten und zerstückelten Leichname blieben unbeerdigt auf der Landstraße liegen. Einzelne dem Schwert entronnene Scharen wurden auf dem Marsche nach ihrer Heimat von dem aus Spanien zurückkehrenden Cn. Pompejus vollends vernichtet und dann durch eine Menschenjagd die letzten Funken des gewaltigen Brandes zertreten. Merkwürdig bleibt es, daß der Aufstand, der in Sizilien jahrzehntelang geglimmt hat, in Italien so bald und so vollständig erlosch; es mag seinen Grund darin haben, daß die Massen der italischen Sklaven sich aus zu verschiedenartigen Völkerschaften zusammensetzten, um ein einheitliches Wirken zu ermöglichen.

Während dieser gewaltigen Kriege ging der politische Streit in Rom weiter. Die Popularpartei, besonders durch einige entschlossene Tribunen geführt, gewann trotz des Mißlingens der lepidanischen Revolution (§ 217) beständig an Boden, hauptsächlich weil die Aristokratie stark kernfaul war und keine tüchtigen Führer aufzuweisen hatte. Jedoch wirkliche Erfolge gewann sie erst, als die beiden siegreichen

Führer sich mit ihr verbanden, um, auf sie gestützt, sich ungesetzliche Vorteile zu sichern. Beide Männer, Pompejus und Crassus, suchten einander dabei den politischen Rang abzulaufen. Wenn Pompejus auf eine Reihe unerhörter Glücksfälle pochen durfte, so hatte Crassus im Sklavenkrieg eine sehr ernstliche Gefahr des Staates abgewendet, und wenn Pompejus sich eines gewaltigen Ansehens erfreute, so unterstützte den Crassus sein unermeßlicher, nicht immer mit den lautersten Mitteln erworbener Reichtum. Schließlich suchte Crassus, der sich in politischen Dingen öfters ratlos gezeigt hatte, des Pompejus Schutz und Unterstützung, und so ward denn mit Hilfe der wieder emporkommenden Popularpartei und gegen den Willen des Senats die Konsulwürde fürs nächste Jahr der Lohn der beiden Sieger. Durch Kornspenden, Freigebigkeit und demokratische Einrichtungen buhlten sie wetteifernd um die Gunst des Volkes und milderten die Gesetzgebung Sullas in ihren wesentlichen Punkten oder hoben sie auf. Dem Tribunat wurde seine frühere Macht zurückgegeben, die frühere Teilung der Richterstellen zwischen den Senatoren und Rittern wieder hergestellt, und durch das Gesetz des Prätors L. Aurelius Cotta eine dritte Klasse von Geschworenen, die Ärartribunen (d. h. wohlhabende, im Zensus den Rittern nahestehende Leute, die früher das Tributum [§ 169] eingefordert und damals noch, neben anderen Befugnissen, die Tribuskassen zu verwalten hatten), hinzugefügt. Die Entlassung der Heere des Pompejus und Crassus sollte den Anfang einer neuen Herrschaft des Gesetzes und des Rechts bezeichnen.

Pompejus und Crassus Konsuln 70

Änderung der Verfassung

Lex Aurelia 70

In jene Zeit fällt auch das erste Auftreten der Männer, die dazu bestimmt waren, den letzten Tagen der Republik ihren Stempel aufzudrücken, Ciceros und Cäsars. M. Tullius Cicero, geboren am 3. Januar 106 v. Chr. zu Arpinum im Sabinerlande, von reichen Eltern und ritterlicher Abstammung, hatte sich schon früh durch seine glänzende rednerische Begabung hervorgetan. Seine ersten bedeutenderen Redeversuche hatten sich gegen die sullanische Reaktion gerichtet; jedoch ging sein innerstes Streben dahin, in den Reihen der Senatspartei eine hervorragende Rolle zu spielen. C. Julius Cäsar dagegen, der aus einem der ältesten Adelshäuser stammte, schloß sich mehr und mehr an die Popularpartei an und suchte mit deren Hilfe politischen Einfluß zu gewinnen und womöglich Pompejus beiseite zu drängen; jedoch spann er seine Fäden so fein, daß es sich als unmöglich herausstellt, seinen Einfluß, der doch unzweifelhaft bei allen Unternehmungen der Demokraten mitwirkte, festzustellen. — Das große Tagesereignis in Roms innerem Leben war damals der verrinische Prozeß, gerichtet gegen C. Verres, den Prätor von Sizilien (73—71), einen ungewöhnlich dreisten Schurken, der im Vertrauen auf die parteiische Rechtsprechung seiner Standesgenossen die Provinzialen durch die größte Grausamkeit gegen sich aufgebracht hatte. Sie belangten ihn wegen Erpressung und wählten als ihren Sachwalter Cicero, der im Jahre 75 als Quästor des Prätors Sex. Peducäus dort gewesen war und deshalb die Verhältnisse der Insel kannte. Trotz der gewaltigsten Anstrengungen der Senatspartei, die sich und ihre Verwaltungsformen in ihrem Günstling angegriffen sah, wußte Cicero den Prozeß so glänzend zu führen, daß Verres noch vor dem Urteilsspruch in die Verbannung ging. Der Ruhm, den sich Cicero durch seine verrinischen Reden (§ 240) erwarb, war ungeheuer und rückte den ehrgeizigen Mann bald in die vorderste Reihe der politischen Parteihäupter. Er schloß sich nunmehr ganz der Optimatenpartei an und unterstützte späterhin den Pompejus mit seiner gewaltigen Redegabe. Die Gelegenheit dazu boten bald die Verwicklungen im Osten.

Erstes Auftreten von Cicero und Cäsar

Prozeß des Verres 70

Bedrohung der Balkanhalbinsel

§ 220. Der Seeräuberkrieg (78—67). Die äußeren Kämpfe und inneren Wirren erschütterten die römische Herrschaft in den Provinzen, am meisten natürlich an der Peripherie des Reichs. Schon früher (§ 212) haben wir von Angriffen der Kelten und Thraker auf die Provinz Makedonien zu berichten gehabt; jetzt verbündeten diese sich wieder mit Mithradates, dem alten Gegner, und Dalmatien, Thrakien und Illyrien waren jahrelang Schauplatz der erbittertsten Kämpfe. Trotz der zahlreichen Feldzüge blieb die Balkanhalbinsel ein sehr umstrittener und unsicherer Besitz, vor allem dadurch gefährdet, daß sich nach längeren Wanderungen nördlich der Donau die Geten (oder Daker) niederließen; es war dies vielleicht eine Anzahl von Germanenstämmen, die unter dem Fürsten Byrebistas (Burbista) sich einigten und ein großes Gesamtreich bildeten, das zu beständigen Übergriffen nach Makedonien hinneigte. Die Römer konnten ihm nichts anhaben, da alle offenen und geheimen Feinde ihres Staates zusammenhielten und jede Offensivbewegung hinderten und so befestigte sich dieses Reich, bis es erst unter Trajan (§ 251) zusammenbrach.

Ausbreitung der Piraten

Während der inneren und äußeren Wirren rächte sich auch die traditionelle Vernachlässigung der Flotte. Die fortwährenden Parteikämpfe der Römer und der wechselvolle Krieg mit Mithradates hatten ein Unwesen groß werden lassen, das das ganze Mittelmeer überwucherte. In den unfruchtbaren Gebirgsländern des südlichen Kleinasien (Kilikien, Karien, Lykien, Isaurien) wohnten kühne, noch nie unterworfene Völkerstämme, die im Bunde mit dem seit alters durch Piraterie berüchtigten Kreta, mit den Bewohnern von Cypern und anderen Inseln gegen tausend kleine schnellsegelnde Schiffe und Barken ausrüsteten und damit das Mittelmeer beunruhigten, Inseln und Küsten mit Raub und Verwüstung heimsuchten, reiche Tempel plünderten, vornehme Römer als Gefangene fortschleppten, um hohes Lösegeld zu erpressen, und Handel und Wandel auf das empfindlichste störten. Man rechnete damals
85/84 über vierhundert von den Piraten eingenommene oder gebrandschatzte Ortschaften, darunter Städte wie Knidos, Samos, Kolophon. Aus nicht wenigen, früher blühenden Insel- und Küstenplätzen wanderte die gesamte Bevölkerung aus, um nicht von den Seeräubern fortgeschleppt und als Sklaven (§ 219) an die römischen Gutsbesitzer und Großhändler verkauft zu werden. Eine große Zahl politischer Flüchtlinge aus der Popularpartei vermehrte die Reihen der Seeräuber. Sie bildeten eine politische Macht, mit der Mithradates und die römische Demokratie in Spanien in Verbindung getreten waren. Die wahre Heimat dieses „schwimmenden Flibustierstaates" war die See; in den Felsenburgen Kilikiens, Lykiens und Isauriens bargen sie ihre Weiber, Kinder und Schätze, suchten sie in drohenden Zeitlagen eine sichere Zufluchtsstätte.

Römische Gegenmaßregeln

Die Römer, deren Seemacht an sich schon schwach war und während der bürgerlichen Unruhen gänzlich darniederlag, waren nicht imstande, diesem Unwesen zu steuern, wie tapfer auch P. Servilius Vatia, der sich durch Zerstörung der Räuberstadt Isaura im klein-
78—76 asiatischen Binnenland und anderer Felsenschlösser den Namen Isauricus erwarb, zu Lande wider sie stritt. Die Piraterie wurde dadurch

ebensowenig unterdrückt, wie durch die von Q. Cäcilius Metellus bewirkte Eroberung der Insel Kreta, die vorher den Römern jahrelang erfolgreichen Widerstand geleistet hatte; der Übermut der Korsaren ging so weit, daß sie die gegen sie ausgesendeten und in einem Seegefecht gefangenen Römer an den Mastbäumen der erbeuteten Schiffe mit deren eigenen Ketten aufknüpften. Der latinische Bauersmann, der Reisende auf der appischen Straße, der vornehme Badegast in Bajä waren ihrer Habe und ihres Lebens keinen Augenblick sicher; aller Handel und aller Verkehr stockte; die entsetzlichste Teuerung herrschte in Italien und besonders in der Hauptstadt. 69—67

Diese Verhältnisse forderten eine gründliche Heilung, und diese zu bringen, schien kein anderer berufen als der „große" Pompejus, dem also auch dieser neue Erfolg beschieden war. Diesen drückte schon lange die Untätigkeit, zu der er sich seit dem Jahre 70, seinem Konsulatsjahre, verurteilt sah; er schaute sich nach neuen Feldern für seine Ruhmbegier um und suchte Männer, die sich ihm zur Verfügung stellten, um ihm das Kommando in dem Kampfe gegen diese allgemeine Weltplage zu verschaffen. Ein bisher noch wenig bekannter Volkstribun, A. Gabinius, bot sich als Werkzeug an und wußte des Pompejus Wunsch zu erfüllen. Daß der Seeräuberkrieg notwendig war, sahen auch des Pompejus Gegner ein, und so wurde, allen Gegenbemühungen der Aristokratie zum Trotz, dem Pompejus in der Volksversammlung durch das Gabinische Gesetz eine Küsten- und Seediktatur über alle Meere, Inseln und Küstenländer zehn Meilen landeinwärts mit unumschränkter Vollmacht auf drei Jahre übertragen, eine wahrhaft königliche, vom Senat unabhängige Gewalt, die nur durch den Zwang der Verhältnisse erträglich wurde. Lex Gabinia 67

Pompejus erfüllte die auf ihn gesetzten Hoffnungen. Mit Truppen, Geld und Schiffen aufs beste ausgerüstet, teilte er das Mittelmeer, den alten Verwaltungsgrenzen entsprechend, in dreizehn Bezirke ein und säuberte es in drei Monaten von den verwegenen Seeräubern, indem er ihre Schiffe aus den entlegensten Gegenden zusammen trieb, sie wie mit einem Netz umgarnte und in einer entscheidenden Schlacht bei Korakesion an der kilikischen Küste überwand. 1300 Korsarenschiffe mit 10 000 Bewaffneten sollen vernichtet, 400 Fahrzeuge und 20 000 Piraten in die Gewalt des Siegers gefallen sein. Dann eroberte und zerstörte Pompejus die festen Burgen und Städte und suchte durch Ansiedlung vieler tausend Gefangenen in der kilikischen Stadt Soloi (die fortan Pompejopolis hieß) einem Rückfall in das alte Freibeuterleben zu steuern. Zu diesem raschen Erfolg trug seine wohlberechnete Milde mehr bei als die Furcht vor seinen Waffen. So wurde denn innerhalb dreier Monate das Piratenunwesen, das einen Schandfleck für die römische Staatsverwaltung gebildet hatte, beseitigt. Häßlich war dagegen das Benehmen des Pompejus gegen Q. Metellus, der die Unterwerfung Kretas eben zu vollenden im Begriff war. Auf sein formelles Recht gestützt, suchte er diesem auch dort, wie einst in Spanien, den Oberbefehl und damit den Lorbeer zu entreißen; jedoch mißlang der Anschlag durch des Metellus Hartnäckigkeit, der später, nach völliger Unterwerfung und Einverleibung der Insel, den verdienten Triumph gewann. Erfolge des Pompejus

Unterdrückung der Seeräuber

§ 221. Beginn des zweiten mithradatischen Kriegs. Lukullus (74—66). Noch während seines Aufenthalts in Kleinasien ging Pompejus daran, sich ein weiteres Oberkommando zu verschaffen, um die Möglichkeit zu gewinnen, ständig ein Heer in seiner Hand zu haben. Die Gelegenheit dazu boten ihm die wechselvollen Kämpfe, die sich auf dem orientalischen Kriegsschauplatz abgespielt hatten. Während der inneren Kriege Roms hatte Mithradates, der unversöhnliche Römerfeind, seine früheren Eroberungs- und Befreiungspläne wieder aufgenommen. Inzwischen hatten sich die Verhältnisse in Vorderasien sehr zu seinen Gunsten verschoben. Der Friede von Dardanos war im Grunde nur ein Waffenstillstand; denn Sulla wollte nach Ordnung der heimischen Verhältnisse den pontischen König völlig vernichten. Sein Stellvertreter aber, der Prätor L. Murena begann eigenmächtig und voreilig den Krieg und holte sich nur Niederlagen (82), so daß Mithradates von neuem der Mut wuchs. Während er selbst ein neues Heer und eine große Flotte schuf und nach römischem Muster einexerzierte und seine Herrschaft am Nordufer des Pontos befestigte, hatte auch sein Freund und Schwiegersohn Tigranes (§ 212) seine Macht bedeutend erweitert. Er machte der seleukidischen Dynastie in Nordsyrien ein Ende (83/82), nahm Kilikien ein und suchte sich auch Kappadokiens zu bemächtigen. Zum Zeichen seiner erweiterten Herrschaft gründete er eine neue Hauptstadt, Tigranokerta, südlich des Masiosgebirges (Maja-farkin am Farkin-su?), und nannte sich König der Könige. Während er seine Hände auch nach dem südlichen Syrien bis an die ägyptische Grenze ausstreckte, hatte sich Mithradates
75 mit Sertorius (§ 218) und den Piraten in Verbindung gesetzt und war mit Heeresmacht in Bithynien (das den Römern von Nikomedes III. erblich hinterlassen worden war [§ 147]) eingerückt, während seine Flotte die römische Seemacht bekämpfte. Um ihn zurückzuweisen, waren die beiden Konsuln für 74, M. Aurelius Cotta und L. Licinius Lukullus, noch während ihres Amtsjahres nach Asien abgegangen. Anfänglich war Mithradates im Vorteil. Er schlug das Heer des Cotta bei
74 Chalkedon entscheidend aufs Haupt und entflammte den Haß der Orientalen gegen die römischen Steuerpächter und Beamten.

Abermaliges Aufsteigen des Mithradates

Erfolge des Mithradates

Umschwung zugunsten der Römer

Nun aber wandte sich das Schicksal. Nach der Besetzung der Küste des Marmarameeres war Mithradates mit der Belagerung der reichen, den Römern verbündeten Inselstadt Kyzikos, die besonders nach dem Sinken Athens rasch emporgeblüht war und sich infolge kluger politischer Haltung großer Selbständigkeit erfreute, beschäftigt, wurde aber hier durch die Tapferkeit der griechischen Bürgerschaft so lange hingehalten, bis Lukullus mit einem Heere, das durch die Legionen des Fimbria (§ 214) verstärkt war, herbeikam und die geschwächten
73 Truppen des Königs völlig besiegte. Zugleich wurde die pontische Flotte bei Tenedos vernichtet; nur ein kleiner Teil rettete sich nach Pontos. Ermutigt durch diese Erfolge, zog dann Lukullus dem Mithradates in sein eigenes Reich nach. Durch die treuen Galater unter Dejotarus im Rücken geschützt, überschritt er den Halys und brachte den pontischen König durch die Schlacht bei Kabera am Lykos in solche Not, daß er sich zu Tigranes von Armenien, flüchten

Unterwerfung von Pontos 72

mußte, während sein Reich in die Gewalt der Römer fiel. Nur die griechischen Küstenstädte Amisos, Sinope, Herakleia leisteten hartnäckigen Widerstand. Die ersteren fielen nach tapferer Verteidigung dem Lukullus 72—70
in die Hände, der sie auf das menschenfreundlichste behandelte und sofort wieder aufbauen ließ; Herakleia dagegen wurde nach schwerem Kampfe von Cotta und der römischen Flotte unter C. Triarius, die inzwischen den Rest der pontischen Marine im Ägäischen Meere überwunden hatte, erobert und mußte die harte Hand des Siegers fühlen.

Nach dem Fall dieser drei Seeburgen war das Schicksal des Königreichs Pontos entschieden. Lukullus konnte nun an die Ordnung der Verhältnisse gehen, indem er Kleinasien, das von den habsüchtigen Pächtern schwer gedrückt wurde, und Pontos unter eine neue Verwaltung und geordnete Rechtspflege stellte. Es gelang ihm, einen billigen Zahlungsmodus herbeizuführen und die Finanzen der Provinz wieder zur Gesundung zu bringen; freilich zog er sich dadurch die Feindschaft der römischen Geldaristokratie zu. Dann beschloß er, sich des Mithradates unter allen Umständen zu bemächtigen, und trug, als ihm die Auslieferung des Flüchtigen verweigert ward, die Waffen auf Kämpfe in Armenien
eigene Hand wider Tigranes, der seine Herrschaft bis an das syrische Küstenland ausgedehnt und im Osten mehrere armenische Lehnsfürstentümer geschaffen hatte und dessen ganzes Auftreten, seine Pracht wie seine Gewaltherrschaft an Salmanassar und Nebukadnezar (§§ 20, 23) erinnerte. Weggeführte Kulturvölker bildeten die Einwohner seiner neuen riesenhaften „Tigranesstadt", einer Nachahmung von Ninive und Babylon, mit hohen Mauern und weiten Palast-, Park- und Gartenanlagen. Gegen diese richtete sich der erste Stoß der Römer. Mit einem unermeßlichen Heer eilte Tigranes von dem syrischen Küstenlande nach seiner bedrohten Hauptstadt; seine eisenbedeckten Lanzenreiter allein waren zahlreicher als des Lukullus gesamte Kriegsmacht, die dem Armenier vorkam, als sei sie zur Gesandtschaft zu viel, zum Heer zu wenig. Aber ein einziger Schlachttag vernichtete die zwanzigfach stärkere Armee des Tigranes. Der Bericht des Siegers meldete, es seien fast nur Armenier und keine Römer gefallen, der König aber habe Turban und Stirnbinde von sich geworfen, um unerkannt mit wenigen Reitern nach dem östlichen Teile seines Reiches zu entkommen; hier traf er mit seinem Schwiegervater Mithradates zusammen und suchte ein neues Heer zu bilden. Die unterworfenen Völker fielen von dem Zwingherrn ab und huldigten dem Sieger. Vor allem wurde die Seleukidendynastie in Syrien wieder eingesetzt; Antiochos XIII. (Asiatikos) wurde als König von den Römern anerkannt und hat als deren Schützling bis 64 in Antiochia residiert, wo dann das Land endgültig zur römischen Provinz gemacht wurde (§ 222). Schlacht von Tigranocerta 6. Oktober 69

Nun traf Lukullus Anstalten, das ganze Königreich zu unterwerfen und die römischen Adler bis in das ferne Parthien zu tragen, dessen Fürsten den Tigranes unterstützten, um nicht unmittelbare Grenznachbarn der Römer werden zu müssen. Aber die Legionen, unwillig über den verlängerten Kriegsdienst in dem unbekannten Lande voll 68
reißender Ströme und schneebedeckter Berge und durch Übelwollende,

vor allem durch P. Clodius, den Schwager des Feldherrn, verleitet, versagten ihm in der Nähe der alten Hauptstadt Armeniens, Artaxăta, den Gehorsam und hemmten durch Widersetzlichkeit seine Unternehmungen. Nunmehr wandte sich Lukullus, um die Strapazen eines Winterfeldzuges zu vermeiden und die Soldaten für sich zu gewinnen, nach dem wärmeren Mesopotamien. Doch vergebens; selbst die unermeßliche Beute, welche die Soldaten in der erstürmten Stadt Nisibis wie vorher in Tigranocerta machten, vermochte die meuterische Stimmung nicht zu unterdrücken. Dazu kamen Botschaften aus Rom, die von Agitationen gegen Lukullus schlimmes zu berichten wußten. Denn durch sein Eintreten für die ausgepreßten Provinzialen hatte er sich bei den römischen Rittern sehr unbeliebt gemacht.

Zug nach Mesopotamien

Inzwischen hatte der unermüdliche Mithradates ein neues Heer zusammengebracht und war in Pontos von Osten her eingerückt. Lukullus kehrte deshalb um und rückte ihm sofort entgegen, aber unglücklicherweise erlitt sein getreuer Legate Triarius bei Zela eine Niederlage, die die Stellung des Mithradates in Pontos neu befestigte. Lukullus eilte ihm zwar sofort zu Hilfe, aber eine neue Meuterei seiner Soldaten (besonders der Fimbrianer) hinderte ihn, die Folgen dieser Schlacht abzuwenden. Er kehrte deshalb nach Kappadokien zurück, entließ die Meuterer, deren Verabschiedung vom Senate beschlossen worden war, und mußte untätig mit ansehen, wie Mithradates fast sein ganzes Reich zurückgewann. Die Intrigen der Gegner des Lukullus waren in Rom indessen erfolgreich gewesen; man warf ihm vor, daß er den Krieg hinschleppe, und übertrug das Kommando dem M'. Acilius Glabrio, Konsul von 67, entließ einen großen Teil der Armee des Lukullus und sendete eine Kommission, die die Neuordnung Asiens durch Lukullus prüfen sollte. Trotz der täglich wachsenden Macht des Mithradates verzögerte sich die Ankunft des neuen Oberbefehlshabers und als Glabrio dann endlich auf den Kriegsschauplatz kam, beging er so viel Fehler und erlitt so ernstliche Niederlagen, daß es sich bald nötig machte, ihn zu ersetzen.

67

Diese Aufgabe nun hatte sich Pompejus vorbehalten. Nachdem er den Seeräuberkrieg beendet hatte, benutzte er die Mißstimmung gegen Lukullus in Rom, um ihn zu verdrängen. Er versprach unter der Hand den Steuerpächtern und Soldaten, die Lukullus scharf im Zaum gehalten hatte, freie Hand und stachelte den Volkstribunen C. Manilius an, beim Volke zu beantragen, daß ihm die Leitung der orientalischen Angelegenheiten übertragen werden möchte. Dieser fand sich dazu bereit und erfuhr hierbei die Unterstützung Ciceros, der als gewesener Prätor in einer Staatsrede für Pompejus eintrat und ihm das erwünschte Mandat verschaffte. Pompejus ging unverzüglich nach der Provinz Asien ab und übernahm, nicht ohne seinem Vorgänger manche persönliche Kränkung zuzufügen, das Kommando des Lukullus, der grollend nach Hause zurückkehrte.

Lex Manilia 66

Drei Jahre lang wurde diesem die Ehre des Triumphes versagt; als er endlich gestattet wurde, war er einer der glänzendsten in Beziehung auf Beute und Gefangene, aber die Begleitung der Krieger war gering.

Wenn man bloß die militärischen Leistungen ansieht, so hat kaum ein anderer römischer General mit so geringen Mitteln so viel getan wie Lukullus; das Talent und das Glück Sullas schienen sich auf diesen seinen Schüler vererbt zu haben. Dennoch war der glänzende Feldzug fast ohne Resultate; durch die Meuterei der Soldaten gingen die Erfolge eines achtjährigen Krieges wieder verloren. Man mußte die Unterwerfung Asiens von neuem beginnen; das war die Frucht der unseligen Parteiwirtschaft, die selbst bis in die Soldatenlager ihre Fäden spann. Es lag aber auch am Charakter des Feldherrn, der bei seinen Soldaten, die lieber einen Räuberkrieg als die Unterwerfung des Ostens wollten, grenzenlos unpopulär war, und dem sie manches nachsagten, was sich als bloße Lüge herausstellte. Von da an lebte Lukullus, auch hierin ein getreuer Schüler Sullas, in stiller Zurückgezogenheit, mit aller Pracht eines reichen vornehmen Privatmannes, die sich mit seinem Namen fortan sprichwörtlich verknüpft hat.

§ 222. Ende des Krieges und Organisation Vorderasiens durch Cn. Pompejus. Des Pompejus Feldzug gegen Mithradates war nur der Abschluß der langjährigen Kriegsarbeit des Lukullus. Mit leichter Mühe bezwang er die beiden schon tief gedemütigten Könige. In einer nächtlichen Schlacht am oberen Lykos, in der schluchtenreichen 66
Berggegend, wo in der Folge Nikopolis (die Siegesstadt) angelegt ward, besiegte Pompejus den unermüdlichen Mithradates so vollständig, daß dieser sich nur mit 800 Reitern nach seinem bosporanischen Königreich rettete. Was von seinen Truppen nicht den heranstürmenden Römern erlag, ward in dem fürchterlichen Gedränge der eigenen Landsleute unter den Hufen und Rädern zermalmt.

Feldzug nach Armenien

Dann brachte Pompejus Armenien ohne Schwertstreich in seine Gewalt, knüpfte mit den Parthern Verhandlungen an, die diesen Teilnahme an dem armenischen Besitz in Aussicht stellten, und zwang den mit seinem eigenen, römisch gesinnten Sohne in Hader lebenden Tigranes zur Unterwerfung und Huldigung. Der gedemütigte König warf sich dem römischen Feldherrn im Lager von Artaxata zu Füßen und legte zum Zeichen seiner unbedingten Unterwerfung Diadem und Tiara in dessen Hände. Pompejus, erfreut über den müheloſen Sieg, gab ihm die Abzeichen seiner Würde zurück und gewährte ihm den erbetenen Frieden unter der Bedingung, daß er die eroberten Länder aufgab und eine unermeßliche Geldsumme in die Kriegskasse und an die römischen Soldaten entrichtete. Fortan war Tigranes ein römischer Lehnsfürst.

Unterwerfung der Kaukasusländer 65

Siegreich durchzog Pompejus alsdann auf beschwerlichen Märschen das Flußtal des Kyros (Kura) und den schluchtenreichen Kaukasus, brachte die Iberer, die unter der Leitung von Geschlechtshäuptern und Gauältesten das Land ohne Sondereigentum der einzelnen Bauern nach Feldgemeinschaft bestellten, sowie die zahlreichen Stämme des bogenbewehrten Hirten- und Reitervolkes der Albaner zur Unterwerfung und rückte die Grenzmarken der römischen Republik bis an den mächtigen Gebirgswall zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meer.

Pläne des Mithradates

Trotz der weitausgedehnten Züge des Pompejus, der beinahe bis an das Kaspische Meer vorgedrungen war, gelang es ihm aber nicht,

den flüchtigen Mithradates einzuholen. Ungefährdet erreichte dieser sein bosporanisches Königreich und begann sogleich wieder gewaltige Pläne zu spinnen. Er faßte den kühnen Entschluß, an der Spitze eines buntgemischten Heeres durch Südrußland und die Donauländer nach Italien zu ziehen, und wie Hannibal den Krieg in des Feindes eigenes Land zu tragen; aber die Geschicke des greisen Königs sollten sich früher erfüllen. Es war ihm zwar gelungen, in den zwei Jahren, während Pompejus die Organisation Kleinasiens vornahm, ein größeres Heer zusammenzubringen, aber die unbeugsame Härte des Greises scheuchte selbst seine besten Freunde von ihm. Im Kampfe mit seinem eigenen Sohn Pharnakes von seinen Truppen verlassen und von seinen gedrückten Untertanen verraten, gab er sich selbst im Schlosse zu Pantikapäon den Tod. Ein lorbeerbekränzter Bote meldete dem römischen Feldherrn im Lager vor Jericho den Untergang des größten Feindes.

63

Mithradates Tod 63

Mithradates lag häufig im Streit mit seiner Familie. Bei seiner ersten, durch Lukullus bewirkten Flucht aus seinem Reiche hatte er seine sämtlichen Frauen töten lassen, damit sie nicht in die Hände der Römer fielen; nur eine einzige, die getreue Hypsikrateia, begleitete ihn in persischer Reiterkleidung nach Armenien. Drei Söhne hatte der mißtrauische Vater bereits getötet, als der vierte, Pharnakes, sich aus Furcht wider ihn empörte und ihn den Römern ausliefern wollte. Umsonst flehte der alte Fürst den Sohn um sein Leben an; seine Grausamkeit hatte die Herzen der Seinigen verhärtet. Da beschloß er zu sterben, wie er gelebt hatte. Er nahm von dem Gifte, das er immer bei sich führte, und gab auch seinen Töchtern davon. Bei den letzteren wirkte es sogleich; aber seine eigene abgehärtete Natur, die er an verschiedene Gifte zu gewöhnen gesucht hatte, widerstand, so daß er sich endlich, nach einem mißgelungenen Versuch der Selbstentleibung, von einem keltischen Offizier Bituitus niederstoßen ließ. Pompejus befahl, den Leichnam in der Königsgruft zu Sinope beizusetzen; dem Pharnakes aber überließ er die Länder am kimmerischen Bosporos (Halbinsel Krim) als zinspflichtiges Königreich.

Organisation Asiens

Unterdes hatte Pompejus sein dreijähriges Kommando benutzt, um ganz Vorderasien zu unterwerfen und den Euphrat als Grenzlinie für das römische Reich zu gewinnen. Ja, noch viel weiter hinaus schweifte sein begehrlicher Blick. Wie er den Kaukasus überstiegen hatte und die Ufer des Kaspisees zu erreichen bemüht gewesen war, so suchte er auch Parthien zu unterwerfen und es Alexanders Ruhm gleich zu tun. Jedoch gelangten seine Anschläge auf Parthien nicht zur Ausführung, und er mußte sich begnügen, Armenien als Vasallenstaat an Rom anzuschließen und die reiche Landschaft Osroene mit den wichtigsten Euphratübergängen unter dem arabischen Fürsten Abgar für Rom zu gewinnen. Gründlicher verfuhr er im Westen. Nachdem er der Herrschaft der Seleukiden in Syrien ein Ende bereitet hatte, ordnete er die asiatischen Staaten so, daß drei neue Provinzen, Bithynien (mit dem westlichen Teil von Pontos), Kilikien (mit Pamphylien, Isaurien, Pisidien und [seit 58] Kypros) und Syrien (mit Phönizien), dem römischen Gebiet beigefügt wurden, während Großarmenien, Galatien mit dem östlichen Pontus und Kappadokien mit Lykaonien zinspflichtigen Königen unter Roms Oberhoheit zufielen. Die Provinz Syrien, die er den schwachen Händen der Seleukiden entriß, und die von den kilikischen Pforten bis zum Bache Ägypten reichte, war die einzige, die völlig neu gebildet wurde; zu den beiden andern waren schon früher einzelne Ansätze dagewesen. An Syrien wurden die jüdischen Lande angegliedert, und in ihnen eine neue Jahreszählung (Ära) eingeführt, während die Unterwerfung des Fürsten der nabatäischen Araber, Aretas, nicht gelingen wollte. Die altsyrischen Landschaften, die unter dem Drucke orientalischer Despoten zu seufzen gewohnt waren und eben erst durch die Römer des Tigranes sich entledigt hatten, traten gern auf Roms Seite und wurden mit Ausnahme des halbabhängigen Königreichs Kommagene (Hauptstadt

Neue Provinzen

Samosäta) sofort als Provinz organisiert. Für ihre Bereitwilligkeit wurde ihnen sogar fast in allen Stücken die Selbstverwaltung zugestanden.

Klientelstaaten

Der wichtigste der neuen Vasallenstaaten war das Königreich Galatien, das dem Vierfürsten Dejotarus, einem der treusten Parteigänger der Römer, überwiesen und um das Vierfache vergrößert ward, so daß es nunmehr bis ans Meer reichte. Auch Kappadokien unter Ariobarzänes erfuhr eine bedeutende Vergrößerung. In der auswärtigen Politik Roms trat damals wiederum der Zug hervor, der von da an beständig wiederkehrt, nämlich zwischen den eigentlichen Körper des Reichs und die noch unbezwungenen Nachbarstaaten eine möglichst breite Zone halbabhängiger Gebiete zu legen, die mit ihren Interessen an Rom geknüpft waren, aber doch nicht, für den Augenblick wenigstens, an das Reich selbst angeschlossen wurden. Erst wenn die weiteren Grenznachbarn geschwächt genug waren, rückte man die wirklichen Provinzgrenzen bis zu der Außengrenze der halbabhängigen Gebiete vor. So reichte denn der Einfluß der Römer bis zum Euphrat, ja bis zum Kaspisee und umfaßte das gesamte Becken des Schwarzen Meeres. Die Reichsgrenze im engeren Sinne aber reichte zwar weiter, als zur Zeit der ersten Unterwerfungen, umfaßte aber fast nur die Küstenlandschaften; ganz Vorderasien jedoch wurde mit einem gewaltigen Netze römischer Einrichtungen übersponnen, geeignet, das Land nach und nach, fast unmerklich, zu romanisieren. Hier nahm Pompejus das Werk da auf, wo Lukullus stehen geblieben war; die größte Sorgfalt wendete er hierbei dem Städtewesen zu. Nicht nur, daß er mehrere neue Städte gründete, wie Pompejopölis in Kilikien und in Paphlagonien, Nikopölis in Kleinarmenien; viele herabgekommene Orte wurden hergestellt, erweitert und mit Rechten versehen, wie Kabera (Diospolis) und Eupatoria (Magnopolis) in Pontus, Mazaka in Kappadokien (Cäsarea), andere neu geordnet und mit Grundbesitz beschenkt. In Kilikien und Cölesyrien allein zählte man zwanzig von Pompejus angelegte Städte. Mehrere der ansehnlichsten, wie Antiochia am Orontes, Seleukia, Gaza, Mitylene, erhielten Autonomie und wichtige Privilegien. So war der Bau des asiatischen Römerstaates vollendet, der mit seinen Lehnskönigen und Vasallen, den gefürsteten Priestern (in Pessinus, im kappadokischen und pontischen Komāna u. a.), und der Reihe ganz- und halbfreier Städte in gewissem Sinne an das heilige römische Reich deutscher Nation erinnert. Die neue Vermögenssteuer, welche die Lehnsfürsten, die Priester und Städte nach Rom zu zahlen hatten, steigerte die römischen Staatseinnahmen fast um die Hälfte ihres bisherigen Betrags.

1. Galatien

2. Kappadokien

Nur die Unterwerfung Judäas, das mit Ausnahme der wichtigsten Küstenplätze halbabhängig werden sollte, machte einige Schwierigkeiten. Kämpfe und Streitigkeiten im Makkabäerhause (§ 149) gaben zum Eingreifen der Römer Anlaß. Nach der während der Sabbatruhe durchgeführten Erstürmung des Tempels von Jerusalem, in dessen Besitz sich Aristobulos, ein jüngerer Bruder des Königs und Hohenpriesters Hyrkanos II., zu setzen gewußt hatte, setzte Pompejus den letzteren nunmehr als halbabhängigen Vierfürsten (Tetrarch) ein. Der eigentliche Gebieter des Landes aber wurde Roms Schützling, der schlaue Idumäer Antipater, des „großen" Herodes Vater (§ 149). Die Niederreißung der Stadtmauern und der königlichen Schatz- und Zwingburgen sollten allen kriegerischen Bewegungen in Zukunft vorbeugen. Auch der dem Stamme der Nabatäer entsprossene Wüstenfürst Aretas (Haretat) von Damaskus reichte kniefällig den Ölzweig als Zeichen der Huldigung und des friedlichen Verhaltens. Eine Anzahl neugegründeter oder hergestellter und vergrößerter Städte mit römischen Gemeindeordnungen und Munizipalrechten sollten auch in jenen entlegenen Gegenden dem Raubwesen entgegentreten und Pflanzstätten der römisch-griechischen Kultur und Lebensordnung werden und zugleich eine wirksame Schranke gegen die wilden Völker der arabischen Wüste bilden.

3. Palästina

63

63—40

Vorbereitung zur Monarchie

§ 223. Die Parteihäupter und die anarchistische Bewegung in Rom. Während dieser großen äußeren Erfolge ging eine immer weiter greifende Zerrüttung im Innern des römischen Staates vor sich. Es wurde immer deutlicher, daß die Einzelherrschaft begabter Männer dazu bestimmt war, die Regierung der Oligarchie aus der Hand zu nehmen.

Pompejus

Die meisten Aussichten hatte bis dahin Pompejus, das Haupt der Optimaten, der vor allem von Cicero in jeder Weise gefördert ward. Dabei schwebte diesem als Ideal der Staatsregierung ein Zustand vor, wie er etwa unter den großen Scipionen bestanden hatte, gegründet auf die Rechtschaffenheit und edle Menschlichkeit wahrhaft vornehmer Naturen, die geneigt seien, alles Gute in sich aufzunehmen und alles Üble weit von sich wegzuschieben; das war freilich eine Utopie in dieser entsetzlichen Zeit. Natürlich ließ sich Pompejus die brauchbare Unterstützung des beredten Mannes gern gefallen und lieh ihm seinerseits seinen mächtigen Arm, wenn es sich darum handelte, ihm die so sehr begehrten Ämter zu verschaffen und seinem Ehrgeiz genug zu tun. Neben Pompejus stand alles, was noch einigermaßen tatkräftig und ehrenhaft in der Oligarchie war, und unterstützte seine Pläne.

Crassus

Die zweite Hand, die sich nach der Krone ausstreckte, war die des M. Licinius Crassus, eines typischen Vertreters der hohen Finanz, der mit seinen ungeheuren Geldmitteln alles in Bewegung setzte, um sich an das Staatsruder zu bringen. In der Wahl seiner Mittel war er durchaus nicht wählerisch; wie er während seiner früheren Kommandos es verstanden hatte, auf jede Weise Geld zu gewinnen, so gab er es auch wieder aus und unterstützte bald die Nobilität, bald die Häupter der sich bildenden anarchistischen Partei.

Cäsar

Der dritte endlich, der nach dem Purpur greifen konnte, war der jugendliche C. Julius Cäsar, der Neffe des Marius. Das Haupt der bis dahin zu Boden gehaltenen Popularpartei, hatte er noch kein Amt bekleidet, strebte aber nach dem höchsten. Folgerichtig denkend sah er, daß, wenn er die Macht haben wolle, er die der derzeitigen Machthaber zerstören müsse. Diese verkörperten sich aber in der Nobilität, und deshalb wurde er ihr entschlossenster Gegner und unerschrockenster Widersacher. Vor allem blickten die Veteranen aus den marianischen Kriegen mit hoffnungsvollen Augen auf ihn, ferner die niedergeworfenen Demokraten, die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten, und schließlich auch die siegreichen Sullaner, die es vorzogen, in Rom sich füttern zu lassen, anstatt in der Provinz den Acker zu bauen.

Cicero

Doch die Stunde der Entscheidung schlug noch nicht. Jeder der drei großen Bewerber hielt sich noch zurück, und es war zunächst Cicero, der für 63 Konsul geworden war, beschieden, eine Rolle zu spielen. In den Tiefen der römischen Gesellschaft hatte sich nämlich eine unheimliche Macht zusammengeballt, die vor nichts zurückscheute, um für die verlorene Ehre wenigstens äußeres Gut zu gewinnen. Es

Catilinarier

waren dies die Katilinarier, die ersten Vertreter jener sonderbaren politischen und sozialen Parteirichtung, die man als Anarchisten bezeichnet. In einer Zeit, wo alles einer ungeheueren Umwälzung zueilte, wo alle hergebrachten Gedanken von Gut und Böse ins Schwanken

gerieten, fanden sich in ihnen Menschen zusammen, die unter dem Firnis der Modebildung die schrecklichste Roheit und den zügellosesten Egoismus verbargen. Jenseits von Gut und Böse strebten die damaligen Anarchisten nur danach, sich aus dem entsetzlichen Abgrund ökonomischen Verfalls, in den sie meist durch eigene Schuld geraten waren, herauszuarbeiten. Da sie an sich selbst und der Möglichkeit, auf rechtlichem Wege aus dem Sumpfe herauszukommen, verzweifelten, so war ihnen jedes Mittel recht. Wie eine Räuberschar gedachten sie über ihre Mitbürger und den Staat herzufallen, die bestehenden Ordnungen und Gesetze aufzulösen, die bisherigen Besitzverhältnisse mit Gewalt zu beseitigen und sich aus dem allgemeinen Chaos ein Vermögen und eine Stellung zu erplündern. Mit Meisterschaft schildert Cicero in seiner zweiten catilinarischen Rede die verschiedenen Bestandteile der Rotte, die den wahnsinnigen Beschluß gefaßt hatte, sich auf die gesamte bürgerliche Gesellschaft zu werfen und nach Weise der wilden Tiere das römische Staatsgebäude einzustürzen. Zunächst fehlte es ihnen, trotz der großen Schar deklassierter Adliger in ihren Reihen, noch an einem allgemein anerkannten Haupt, das den Arm dieser Räuberbande gelenkt hätte; jedoch fand sich auch dieses sehr bald in der Person des L. Sergius Catilina, eines entarteten Sprossen eines hoch angesehenen, aber verarmten adeligen Hauses. Catilina

Catilina und seine nächste Umgebung zeichneten sich unter ihren Genossen nicht bloß durch ihre vornehme Geburt und ihren höheren Rang aus. Sie hatten die Brücke vollständig hinter sich abgebrochen und imponierten ihren Spießgesellen durch ihre Ruchlosigkeit ebenso sehr wie durch ihre Talente. „Catilina (sagt Mommsen) war einer der Frevelhaftesten dieser frevelhaften Zeit. Seine Bubenstücke gehören in die Kriminalakten, nicht in die Geschichte; schon sein Äußeres, das bleiche Antlitz, der wilde Blick, der bald träge, bald hastige Gang verrieten seine unheimliche Vergangenheit. In hohem Grade besaß er die Eigenschaften, die von dem Führer einer solchen Rotte verlangt werden: die Fähigkeit, alles zu genießen und alles zu entbehren, Mut, militärisches Talent, Menschenkenntnis, Energie des Verbrechens und jene entsetzliche Pädagogik des Lasters, die den Schwachen zum Falle zu bringen, den Gefallenen zum Verbrecher zu erziehen versteht. Wie er einst als Scherge Sullas an der Spitze einer Keltenschar auf die Geächteten Jagd gemacht und unter anderen seinen eigenen hochbejahrten Schwager mit eigener Hand niedergemacht hatte, so ließ er jetzt sich bereitwillig dazu herbei, der Gegenpartei ähnliche Dienste zuzusagen. Ein geheimer Bund ward gestiftet. Die Zahl der in denselben Aufgenommenen soll 400 überstiegen haben; er zählte Genossen in allen Landschaften und Stadtgemeinden Italiens; überdies verstand es sich von selbst, daß einer Insurrektion, die das zeitgemäße Programm der Schuldentilgung auf ihre Fahne schrieb, aus den Reihen der dissoluten Jugend zahlreiche Rekruten ungeheißen zuströmen würden."

Moderne Auffassungen von Catilinas Plänen

Von modernen, besonders sozialhistorischen Darstellern dagegen ist Catilina mehrfach als ein Reformer im heutigen Sinne hingestellt worden, der den aus bürgerlichen Kreisen hervorgegangenen Führern der sozialistischen Parteien von heute ähnlich gewesen, aber von Cicero und seiner bürgerlichen „Kartellpartei" als krankhafte Abnormität hingestellt worden sei, und dessen proletarisches Programm man nicht verstanden habe oder nicht habe verstehen wollen. Die Beurteilung der Frage hängt davon ab, was man sich unter der Partei Catilinas vorzustellen hat, und ob die Schilderung Ciceros von ihr als einer Verbrecherbande zutrifft, oder ob wir ihn als einen nur politisch wirkenden Führer der Proletarier anzusehen haben, der lediglich deren trauriger Lage abhelfen und das Programm des Rullus (§ 224) in voller Ausdehnung auf legalem Wege durchführen wollte. Es ist möglich, daß Catilina die gesetzlich herbeigeführte Dezentralisation der Proletarier als wünschenswert erschien und diese heilsame Maßregel von ihm zunächst betrieben ward, jedoch scheint sein Hauptabsehen doch auf einen revolutionären Handstreich gegen die Machthaber gerichtet gewesen zu sein.

§ 224. Die catilinarische Verschwörung. M. Tullius Cicero.

Den ersten Anlaß zu dem geplanten Kampfe mit der römischen Ge-

Lex Servilia

sellschaft (oder dem „Ordnungskartell") bot das Ackergesetz des P. Servilius Rullus, eines ehrlichen Fanatikers, der als Volkstribun beantragte, es solle ein Zehnmännerkollegium gewählt werden, zunächst auf fünf Jahre, das die Besitzverhältnisse in Italien einer gründlichen Reform zu unterziehen habe. Damit wurden die gracchischen Ideen und das Koloniegesetz des Saturninus (§ 210) in erweitertem Maßstabe aufgenommen. Es sollten alle Finanzkräfte des Staates angespannt werden, um innerhalb und außerhalb Italiens recht viele Bauernstellen zu kaufen, und das gesamte Domanialland sollte verteilt werden. Wenn man dies Gesetz durchführte, mußte freilich eine große Dezentralisation der römischen Bürger eintreten, ein Gedanke, der zwar an sich logisch und mit der Aufnahme der Italiker in das römische Bürgerrecht auch schon in die Erscheinung getreten war, aber der hauptstädtischen Proletariermasse nicht gefiel. Denn dann mußte sie ja auf das Vorrecht verzichten, auf Kosten der Welt nichts zu tun und doch die Welt zu regieren.

Cicero und die Bodenreformer

Diesen Widerwillen nun benutzte die Ordnungspartei, um das Gesetz zu Falle zu bringen. Vor allem verstand es Cicero, den Gedanken der Dezentralisation der hauptstädtischen Plebs zu verleiden, und so wurde denn der Antrag abgelehnt. — Catilina und seine Anhänger hatten dies Ackergesetz unterstützt und hatten gehofft, Catilina selbst oder doch einen ihrer Parteigänger an das Ruder zu bringen. Jedoch war dies schon für das Jahr 63 mißlungen und Catilina bei der Konsulwahl durchgefallen. Nur insofern hatten die Reformfreunde etwas erreicht, als C. Antonius Hybrida, einer der ihren, neben Cicero als Konsul gewählt worden war. Jedoch war dieser eine unentschlossene Natur und Cicero, als Vertreter der Ordnungsparteien, ging auf das lebhafteste den Sozialrevolutionären zu Leibe. Die letzteren erfreuten sich der heimlichen Unterstützung der Demokraten, jedoch hüteten diese sich sehr, öffentlich hervorzutreten, um sich die Aussichten für die Zukunft nicht zu verderben. Zunächst suchte Catilina durch Erlangung des Konsulats zur Erreichung seines Ziels zu gelangen und fand dazu die Unterstützung vornehmer Anhänger, des Prätors P. Cornelius Lentulus Sura, des C. Cornelius Cethegus u. a., die auch bereit waren, wenn es zur Gewalttat käme, ihm beizustehen. Die bewaffnete Erhebung der Katilinarier und die Zerstörung Roms wurden heimlich vorbereitet und die Rollen bereits ins Einzelne hinein verteilt.

Trotz aller heimlichen Ermutigung hätte sich Catilina vielleicht doch nicht entschlossen, loszuschlagen, da ihm seine Machtmittel zu gering erscheinen mochten, wenn ihm nicht die Bewerbung um das Konsulat wiederum mißlungen und damit jede Aussicht, aus seiner finanziellen Bedrängnis herauszukommen, benommen worden wäre. Er erlitt jedoch

Juli (bez. Okt.) 63

bei den Wahlen für 62 eine Niederlage, weil Cicero kurz vor dem Wahltage im Senate Catilinas Umtriebe aufdeckte und damit den sicher erhofften Wahlsieg vereitelte. In den bekannten, vor dem Volke und im Senate gehaltenen Reden (Invektiven) wurde der ganze Anschlag entlarvt, und der in der Kunst der Verstellung äußerst gewandte Ver-

8. November

brecher trotz seiner List und Verschlagenheit zur Flucht aus der Stadt

genötigt. Der Senat sprach nun das Senatus consultum ultimum aus und erteilte den Konsuln diskretionäre Gewalt, um die soziale Revolution noch vor dem Ausbruch zu ersticken. Nunmehr beschlossen die Katilinarier auch ihrerseits Anwendung von Gewalt; aber dieser Anschlag wurde verraten und nunmehr sprach der Senat auf Antrag des Konsuls die Todesstrafe gegen Catilina und seine bereits zur Haft gebrachten Mitverschworenen (Lentulus, Cethegus u. a.) aus. Die letzteren wurden alsbald, Cäsars Fürsprache ungeachtet, im unterirdischen Gewölbe des kapitolinischen Kerkers bei Fackelschein erdrosselt, ohne daß man ihnen den verfassungsmäßigen Weg der Berufung an die Volksgemeinde gestattet hätte. Catilina selbst aber, der mit dem Rest seiner Rotte nach Etrurien geflohen war, fand in dem engen, von felsigen Bergen eingeschlossenen Tale bei Pistoriä im mutvollen Kampfe gegen das konsularische Heer des C. Antonius, das M. Petrejus befehligte, seinen Tod; die Entschlossenheit der Kämpfenden wäre einer besseren Sache würdig gewesen. Schon damals meinten viele, die Fäden der Verschwörung reichten höher hinauf als bis zu Catilina und Lentulus, und bezeichneten Crassus und Cäsar als die geheimen Mitwisser und Urheber; aber niemand wagte es, den „Stier der Herde" zu reizen; Cicero aber, der die Verschwörung unterdrückt hatte, erhielt den Beinamen „Vater des Vaterlands".

5. Dezember

Anfang 62

D. Vorbereitung der Militärmonarchie.

§ 225. Das erste Triumvirat. C. Julius Cäsar. Die catilinarische Verschwörung ließ jeden schärfer Blickenden erkennen, daß die Tage der Senatsregierung trotz ihres Erfolgs gezählt waren; denn sie bewies, daß ein Regiment ohne militärische Macht den römischen Zuständen gegenüber keine Autorität mehr besaß. Mit Ausnahme der am Ruder befindlichen Nobilität sehnte sich das Volk in seiner ungeheueren Mehrheit nach dem Manne, der kraftvoll die Zügel ergriff, dem geplagten Reiche die innere Ruhe schaffte und die materielle Wohlfahrt zu verbürgen unternahm. Ein Imperator, der an der Spitze eines kraftvollen Heeres stand, hatte gegründete Aussicht, die Krone zu gewinnen.

Aufstreben der drei Kronprätendenten

Pompejus schien dazu auserlesen, als er ruhmgekrönt nach der Organisation des Ostens (§ 222) heimzukehren gedachte. Der günstige Augenblick war da; aber Pompejus ließ ihn ungenützt vorübergehen. Während man in Rom sich bereitete, den Sieger zu empfangen, kam die unglaubliche Nachricht, daß Pompejus nach seiner Landung in Brundisium sogleich sein Heer entlassen habe. In Rom atmete alles auf, was gegen die Monarchie sich innerlich und äußerlich sträubte. Zum zweitenmal hatte Pompejus gewissermaßen abgedankt, und er sollte den Undank der Parteien bald genug merken. Abgesehen von der äußerlichen Ehre des Triumphs wurde ihm vom Senat jede seiner Bitten verweigert: es wurde ihm weder das zweite Konsulat verliehen, noch seinen Soldaten das versprochene Land angewiesen, noch seine Anordnungen in Asien bestätigt, und so mußte er sich in die Rolle dessen fügen, der einen großen unwiederbringlichen Augenblick ungenützt vorüberfliehen ließ.

Pompejus

Ende 62

Cäsar

Mutiger und darum glücklicher zeigte sich in dieser Zeit C. Julius Cäsar, dessen Laufbahn sich bis dahin in den gewöhnlichen Grenzen ehrgeiziger und begabter Adliger gehalten hatte. Geboren am 13. Juli 100 (nach Mommsen: 102) war er in den Traditionen seines Hauses erzogen worden. Frühzeitig schloß er sich der demokratischen Partei an, deren Haupt er zu werden bestimmt war, und erregte schon als ganz junger Mann die mißtrauische Aufmerksamkeit Sullas. Natürlich gelang es ihm während der Restaurationsherrschaft der Nobilität nicht, irgendwelchen Einfluß zu gewinnen. Darum suchte er, trotz der großen Vorsicht, die ihn immer auszeichnete, gleichzeitig Anschluß bei den Ultrakonservativen und den ärgsten Demokraten, die ja häufig genug zusammenwirken, um die Herrschaft der Mittelparteien zu schädigen. Sein erster meisterhafter Schachzug war, daß er als Prätor im Senate die ungesetzliche Hinrichtung der Katilinarier (§ 224) bekämpfte. Daß er damit den rechten Weg eingeschlagen hatte, um bei den Demokraten sich zu empfehlen, die aristokratischen Parteien zu spalten, und die Senatsregierung zu schädigen, beweist das Auftreten des M. Porcius Cato Minor (geb. 95), des Vertreters der konservativsten römischen Elemente, der dem Schwanken der Versammlung am 5. Dezember 63 ein Ende machte, die Hinrichtung der Katilinarier befürwortete und herbeiführte; denn dadurch wurde der Mittelpartei, die den Antrag gestellt hatte, das Odium der ungesetzlichen Handlungsweise zugeschoben und Cicero für immer von der Popularpartei getrennt.

Zunächst freilich stand Cäsar in zweiter Reihe, und Pompejus hatte die Möglichkeit, Monarch zu werden. Denn die Reaktion auf die von Cicero gegen die Katilinarier entfachte Volksbewegung konnte nicht ausbleiben. Als aber Pompejus auf die Herrschaft verzichtet hatte und mit dem Senat zerfallen war, trat Cäsar hervor. Daß er wie kein zweiter dazu befähigt war, sich die Krone aufs Haupt zu drücken und die Welt zu regieren, hat der beispiellose Verlauf seiner Geschichte dargetan; die Natur hatte in ihm alles vereinigt, was für den Mann notwendig war, der sich unterfing, ein Diadem um seine Stirne zu schlingen. Er war gewissermaßen die Blüte des vornehmen, hellenisch durchgebildeten und doch römisch denkenden Adligen, ein Mann, dessen Bedeutung man aus jeder Zeile ahnt, die er schrieb, der alle sich untertänig machte, in Liebe und Haß, die in seine Nähe kamen.

Cäsar strebt nach militärischer Macht

Mit Vorsicht näherte sich Cäsar seinem großen Ziele. Er gedachte nicht in des Pompejus Fehler zu verfallen und den günstigen Augenblick zu verpassen; doch wußte er genau, daß er nur dann ihn würde nachhaltig ausnützen können, wenn er ein ihm treu ergebenes schlagfertiges Heer zur Verfügung hätte. Es beschloß deshalb, abzuwarten,
61 bis dies Werkzeug in seiner Hand sein würde. Zunächst erhielt er nach seiner Prätur (62) das jenseitige Spanien, das er trefflich verwaltete und
Juni 60 wo er seine ersten Lorbeeren errang. Dann kehrte er in die Hauptstadt zurück, gewann durch glänzende Freigebigkeit die Massen immer mehr für sich und spann die politischen Fäden weiter, bis sich ihm das Konsulat und dann in einer prokonsularischen Provinz das Mittel bot, die ersehnte Militärmacht zu gewinnen.

Die Nobilität und die drei Prätendenten

Nachdem Pompejus seine Truppen in Brundisium entlassen hatte, fühlte sich der Senat von einer schweren Sorge befreit und glaubte, wieder im Besitz der Macht zu sein. Da die Besorgnis vor Cäsar am größten war, so suchte die Senatsregierung auf Betreiben Catos die Freigebigkeit Cäsars zu überbieten, vermochte aber dessen Beliebtheit beim Volke nicht abzuschwächen. Mit Mißtrauen stand die Nobilität auch Pompejus gegenüber, der die bei seiner Rückkehr erfahrenen Kränkungen bitter empfand. Auch die hohe Finanz, an ihrer Spitze M. Crassus, fühlte das Mißtrauen der Regierung und hatte unter dem scharfen Regimente Catos viel zu leiden.

So lag denn der Gedanke für die Häupter der drei großen Interessengruppen nahe, den eigenen Hader zu vergessen und einen Bund miteinander abzuschließen, in dem sie sich gegenseitig gleiche Teile der Macht garantierten und der Nobilitätsregierung ein Ende machten.

Stille vor dem Sturm

Das Jahr 62 ging indessen ohne weitere Ereignisse zu Ende. Nur gegen Ende wagte der berüchtigte Wüstling P. Clodius, ein entarteter Sprößling der erlauchten Claudier, in die Amtswohnung, die Cäsar als Pontifex maximus innehatte, einzudringen und das Fest der Bona dea, an dem nur Frauen teilnehmen durften, durch seine Gegenwart zu profanieren. Diese an sich wenig wichtige Skandalgeschichte sollte der Anlaß zu großen Weiterungen werden. Denn zunächst führte sie, als man über die Prozeßform gegen Clodius beriet, zu einem Zerwürfnis zwischen diesem und Cicero, der gegen ihn Zeugnis ablegte. Daß dessen Einfluß lange nicht mehr dieselbe Bedeutung hatte wie vorher, zeigte sich daraus, daß Clodius trotz offenbarer Schuld freigesprochen ward. Ein Glücksfall für Cicero war es aber, daß Pompejus sich ihm wieder näherte, da dieser in ihm, der ihm in früheren Jahren so wichtige Dienste geleistet hatte, ein brauchbares Werkzeug erkannte, um die aus der Hand gegebene Macht zurückzugewinnen. — Auch im Jahre 61 gingen die Wogen noch nicht hoch. Das sollte erst im folgenden Jahre 60 geschehen, als sich Cäsar für 59 um das Konsulat bewarb. Bei der Bewerbung machte die Optimatenpartei, an ihrer Spitze Cato, alle möglichen Schwierigkeiten, aber ohne Erfolg. Sie konnte nur erreichen, daß M. Calpurnius Bibulus, ein eifriger Anhänger ihrer Sache, der schon mehrfach Cäsars Kollege gewesen war, das andere Konsulat erhielt und damit zu einer unfreiwilligen Lächerlichkeit verurteilt ward.

Cäsar zum Konsul für 59 gewählt

Abschluß des ersten Triumvirats

Als nun Cäsar wirklich zum Konsul gewählt worden war, suchte man ihm wenigstens die prokonsularische Provinz abzuschneiden, indem man für 58 den beiden gewesenen Konsuln die Oberaufsicht über Forstwesen und Wegebau übertrug. Das nötigte Cäsar, der sich nicht um die Früchte seines Tuns bringen lassen wollte, eine Verständigung mit Pompejus und Crassus zu suchen. Zunächst gelang es ihm, diese beiden miteinander tief verfeindeten Männer zu versöhnen; dann aber schloß er, unbekannt unter welchen Formen, mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündnis, das den Namen des ersten Triumvirates führt.

Ansichten über die Zeit der Gründung des Triumvirats

Nach den antiken Quellen und der Ansicht einiger moderner Forscher (Nitzsch, Ihne, Drumann) erfolgte der Abschluß des ersten Triumvirats nach der Konsulwahl Cäsars; nach einer anderen Auffassung (von Mommsen, C. Peter, Nissen) geschah der Abschluß bereits im Anfang des Jahres 60 und vor der Heimreise des Cäsar aus

dem jenseitigen Spanien, also vor der Konsulwahl, und für die Zeit nachher wird nur eine zweite Koalition angenommen. Eine mit Sicherheit zu gebende Entscheidung dieser Frage wird sich bei der Eigenart der natürlich geheimen Abmachungen niemals treffen lassen. Wir folgen der ersten Ansicht. Ist die zweite Meinung richtig, so mußte dann die Absicht Cäsars sein, gestützt auf die beiden andern Machthaber für sich und damit für die Popularpartei das Konsulat und den Zugang zur Militärmacht zu erlangen; ferner sollte Pompejus die im Jahre 62 durch die Entlassung der Soldaten in Brundisium verlorene Machtstellung wiedergewinnen. Er konnte aber trotz seiner Abneigung gegen Cäsar diese nur dann erlangen, wenn er dem Cäsar zum Konsulat verhalf; denn der Senat hatte den Pompejus fallen lassen, und die beiden Konsuln des Jahres 60, M. Pupius Piso und M. Valerius Messala, taten entweder nichts für ihn oder traten sogar unter Ciceros Zustimmung seinen ehrgeizigen Plänen offen entgegen; Crassus endlich wollte sich durch Cäsars und Pompejus Beihilfe der scharfen Steuer- und Finanzaufsicht entziehen, die die erstarkende Senatsregierung ausübte.

Zunächst hatten alle drei die Absicht, sich nur dem hindernden Einfluß der Optimaten zu entziehen, wenn irgend möglich ohne Gewalt und nur auf gesetzlichem Wege. Auf seine neuen Freunde gestützt, trat Cäsar sein Konsulat an und erfüllte zunächst die Wünsche des Pompejus; er erlangte für ihn die Anerkennung von dessen Anordnungen in Kleinasien und brachte ein Ackergesetz in Vorschlag, das das bisher immer wieder geschonte Gebiet Kampaniens (§ 210) zur Aufteilung bringen sollte und hauptsächlich darauf berechnet war, die Veteranen des Pompejus zuentschädigen. Schon hier zeigte sich das Revolutionäre des neuen Geheimbundes, indem sich die drei Machthaber gemeinsam für das Gesetz erklärten und es in den Tributkomitien gegen Cato und Bibulus durchsetzten mit Übergehung des Senats und trotz des erbitterten Widerstandes der Nobilität. Die Durchführung dieses Gesetzes war übrigens kein Nutzen für den Staat, da die alten Soldaten kein Verständnis für das Mühevolle der Landwirtschaft zeigten und die vertriebenen Bauern Kampaniens nur das hauptstädtische Proletariat vermehren halfen. Dann gewann Cäsar die Ritter dadurch für sich, daß er durch Volksbeschluß dem Pächterkonsortium für die asiatischen Steuern den Pachtnachlaß verschaffte, den die Nobilität unter Cato und Cicero ihnen bisher beharrlich verweigert hatte. Das Volk endlich fesselte er durch köstliche Feste an sich und hatte so endlich, trotz alles Widerstrebens des Adels, die Zügel in der Hand.

Cäsars Reformen

Das Zusammenwirken der drei Männer wurde von Tag zu Tag klarer. Einen deutlichen Beweis fand man darin, daß die Bestimmungen und Organisationen des Pompejus, die man ihm nach seiner Rückkehr (61) verweigert hatte, auf einmal alle ihre Bestätigung fanden. Cäsar und Pompejus traten auch äußerlich einander dadurch noch näher, daß Pompejus Cäsars Tochter Julia heiratete. Schon damals mag in den Häuptern einiger Hitzköpfe der Gedanke gespukt haben, die beiden Männer (denn Crassus spielte nur eine Nebenrolle), die man durch gesetzliche Mittel nicht beseitigen konnte, auf dem Wege der Verschwörung zu entfernen. Darauf deutet wenigstens die dunkle Geschichte des Ritters L. Vettius hin, der sich vor Gericht rühmte, gegen Pompejus konspiriert zu haben, und dann im Gefängnis auf geheimnisvolle Weise starb. Doch aller Widerstand war unnütz: für das folgende Jahr erhoben die Triumvirn zwei ihrer treuesten Anhänger, A. Gabinius und L. Calpurnius Piso (dessen Tochter die Gemahlin Cäsars wurde) zu

Folgen der Koalition

Konsuln, und Cäsar gelangte auch zu der erwünschten prokonsularischen Provinz. Der Beschluß des Senats, die Konsuln von 59 mit dem Forstwesen und Wegebau abzufinden, also Cäsar kein Heer in die Hand zu geben, wurde umgestoßen, und auf Antrag des Tribunen P. Vatinius vom Volke dem Prokonsul Cäsar die Verwaltung des diesseitigen Gallien und Illyriens auf fünf Jahre (d. h. vom 1. März 59 bis 1. März 54) übertragen. Diese an sich leichte Aufgabe, ein völlig romanisiertes Land zu regieren, fand ihre Erweiterung in dem vom Senat hinzugefügten, anscheinend unwichtigen Zusatz, daß Cäsar auch die Provincia Gallia mit verwalten sollte, d. h. den Küstensaum von Monoecus bis zur Rhonemündung, ausschließlich des Gebietes von Massilia, und das untere Rhonetal bis etwa zu dem heutigen Valence hinauf, d. h. bis zu der Südgrenze der Rom verbündeten Allobroger. Jenseits dieser Grenzen lag aber das unermeßliche freie Gebiet der alten Kapitolstürmer, vor denen die Römer noch nicht sich zu fürchten verlernt hatten. Hier bot sich für Cäsar die Gelegenheit, um das Heer zu schaffen, das nur ihm gehorchte. Es ist wohl möglich, daß er damit in weit kürzerer Zeit fertig zu werden vermeinte, da er in großer Unkenntnis seiner noch zu erobernden Provinz lebte und deshalb des Gegners Macht unterschätzte. Jedenfalls aber erwarb er den herrlichen Ruhm, Gallien römisch zu machen. lex Vatinia 58

§ 226. Die Kämpfe in Rom. Zusammenkunft der Triumvirn in Luca. Als Cäsar im Begriffe war, in seine Provinz abzugehen, atmete die Nobilität auf. Pompejus erschien ihr weniger gefährlich und Crassus zu unbedeutend, Cäsar dagegen wurde sehr bald von den Schwierigkeiten in seiner Provinz in Anspruch genommen. Vorher freilich sollte die Nobilität noch einen sehr deutlichen Beweis seiner Macht erhalten. Noch vor seinem Fortzug wandte sich Cäsar gegen ihre beiden wichtigsten Vertreter Cato und Cicero, die für ihn um so gefährlichere Gegner waren, als sie wegen ihres Charakters und ihrer geistigen Gaben das höchste Ansehen bei jedermann genossen. Zunächst wandte sich Cäsar gegen den großen Redner und bediente sich gegen ihn eines verwerflichen Werkzeuges. Als Annäherungsversuche der Agenten Cäsars bei Cicero erfolglos geblieben waren, hauptsächlich darum, weil dieser auf die Gunst des Pompejus baute, erfolgte der entscheidende Schlag durch seinen Todfeind P. Clodius Pulcher. Cicero hatte früher als Anwalt des Senats einen wegen Verletzung des Festes der Bona dea wider Clodius angebrachten Rechtsstreit geleitet (§ 225) und diesen bei jeder Gelegenheit durch beißende Reden gereizt. Durch Cäsars Beistand hatte nun Clodius, nachdem er sich zuvor durch Adoption zum Plebejer hatte machen lassen, das Tribunat erlangt und setzte nach einer Reihe anderer Gesetzesvorschläge den Antrag durch, „daß jeden, der einen römischen Bürger ohne Urteil und Recht hätte mit dem Tode strafen lassen, die Strafe der Achtung treffen sollte". Umsonst suchte Cicero, der nur auf einen Senatsbeschluß hin die Hinrichtung der Gefährten des Catilina befohlen hatte, durch flehentliches Bitten vor dem Volke in Trauerkleidern seine Verbannung zu hindern; als er auch Pompejus vergeblich um Bei-

Verbannung Ciceros

Beseitigung Ciceros

März 59

Lex Clodia 59

Cicero verbannt 58

stand angegangen hatte, ging er freiwillig nach Thessalonike in die Verbannung, nachdem man sein Vermögen in verletzenden Formen eingezogen hatte. In der Verbannung zeigte er sich ebenso kleinmütig wie bei seiner Verurteilung und verscherzte sich durch seine unmännlichen Klagen die Sympathien vieler seiner Anhänger.

Catos Entfernung 58

Mit noch geringerer Mühe setzte Cäsar die Entfernung Catos durch, dem, wie zum Hohne auf seine Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit, die Wegnahme Cyperns mitten im Frieden und die Entfernung des kyprischen Königs Ptolemaeus, eines Abkömmlings des ägyptischen Königshauses, aufgenötigt wurde. Da diese auf Grund des Testamentes von Ptolemäos Alexander II. († 81, § 148) erfolgte, das man in Ägypten als eine Fälschung ansah, erregte die Wegnahme der Insel in Alexandria große Erbitterung, und man verjagte den König Ptolemäos XI. Auletes, dessen Zaghaftigkeit man die Schuld an dem Verluste beimaß. Er ging nach Rom und suchte durch Pompejus seine Rückberufung durchzusetzen, schließlich kam ein Kompromiß zustande, nach dem Auletes anerkannt, Kypros dagegen eingezogen und mit der Provinz Cilicien vereinigt ward. Doch zog sich dessen Besitznahme in die Länge, so daß Cato erst 56 heimkehren konnte.

Schreckensherrschaft des Clodius

Nachdem die beiden Häupter der Nobilität beseitigt waren, hatte Clodius freie Hand, und es schien, als wenn dieser politische Freibeuter gesonnen sei, sich kurzerhand an die Stelle der Triumvirn zu setzen und den Herrn der Welt zu spielen. Gestützt auf eine Rotte verzweifelter Gesellen, die durch ihn aufgestachelt zu Mord und Raub auszogen und die geängstete Hauptstadt beherrschten, war er eine Zeitlang der faktische Herr der Stadt; ungestraft nahm er Geld, wo er es bekommen konnte, und scheute sich nicht, Pompejus dadurch schwer zu reizen, daß er den gefangenen Kronprinzen von Armenien, Tigranes (§ 222), entfliehen ließ und den wieder Eingefangenen mit Waffengewalt befreite. Nicht genug damit, wagte Clodius es auch, Cäsar dadurch zu reizen, daß er dessen Gesetze für null und nichtig erklären lassen wollte. Das führte zwischen Cäsar und Pompejus zu einer schnellen Verständigung über die damals schwebende Frage, ob Ciceros Verbannung aufgehoben werden solle. Denn wenn das geschah, so hatte Clodius einen erbitterten Gegner mehr, vor dessen Beredsamkeit er sich mehr fürchtete, als vor den Waffen der andern. Durch wüste Straßenszenen und nackte Gewalt wollte Clodius die Rückkehr seines Todfeindes, dessen Haus er sogar gekauft hatte, verhindern. Doch die Senatspartei griff nun zu demselben Mittel wie Clodius; die Tribunen T. Annius Milo und P. Sestius bildeten ebenfalls bewaffnete Banden und hielten dadurch den Clodius im Zaum; so wurde schließlich die Rückberufung Ciceros nach einer Verbannung von sechzehn Monaten durchgesetzt.

Versuche, Pompejus und die Nobilität zu verbinden

Sobald Cicero (am 4. September 57) nach Hause zurückgekehrt war, bot sich ihm die Möglichkeit, den Triumvirn, vor allem Pompejus, den er wieder mit der Senatspartei verbinden wollte, einen Gefallen zu tun. Pompejus sehnte sich schon lange aus der unbefriedigenden Stellung heraus, in die er seit Abgabe seines Heeres geraten war. Eine eingetretene Teuerung schien dazu den Anlaß zu bieten; es kam zu Brot-

revolten, und daraus leitete man den Gedanken ab, den Pompejus zur Bekämpfung der Hungersnot mit einer außerordentlichen Gewalt, so wie einst bei dem Seeräuberkrieg, auszustatten. Jedoch gab ihm der Senat nur zivile Befugnisse; das ersehnte Imperium blieb aus. Ein zweiter Anschlag, durch Beantragung der Einverleibung Ägyptens ein Heer zu erlangen, mißglückte. So schien, da Cäsar in Gallien festgehalten war, die Nobilitätsregierung sich der übermütigen Triumvirn entledigt zu haben, und Cicero glaubte als Retter der Republik noch einmal den „Vater des Vaterlandes" spielen zu können. Aber der Traum zerrann vor einem Ereignis, das die weittragendsten Folgen hatte, der *Zusammenkunft der drei Triumvirn in Luca*.

cura annonae 57

Es war Cäsar, der während des Winters in Oberitalien weilte, um die laufenden Geschäfte zu erledigen, nicht entgangen, daß die Angelegenheiten der Triumvirn nicht zum besten geführt wurden. Pompejus' Ungeschick und Crassus' Schlaffheit hatten die gedemütigten Gegner wieder erstarken lassen; nicht einmal bei der Ämterbesetzung hatten die Triumvirn den entscheidenden Einfluß mehr bewahrt. Nun wurde in Luca durch Cäsars Einfluß beschlossen, daß *Pompejus und Crassus für 55 Konsuln* werden, daß *Pompejus Spanien, Crassus Syrien auf fünf Jahre* (d. h. 54—50) als Prokonsuln verwalten sollten, und daß *das Imperium Cäsars in Gallien ebenfalls auf weitere fünf Jahre* (d. h. bis Ende 49) *verlängert werden solle*, das war also nicht viel weniger als die erste Teilung der Gewalt und damit des römischen Reichs. Zugleich wurden ernsthafte Maßregeln gegen die Gegner des Triumvirats ins Auge gefaßt.

Konvention von Luca April 56

Sobald dieses Abkommen bekannt geworden war, ergriff die Nobilität große Angst; sie suchte sich den Triumvirn zu nähern und Cicero stellte sich ganz in ihren Dienst. Nur Cato, der von seiner Mission in Cypern zurückgekehrt war, verteidigte mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit den verlorenen Posten; jedoch ohne Erfolg. Die Maßregeln der Triumvirn gingen, trotzdem sich, dank des Clodius Walten, die wüsten Straßenszenen wiederholten, glatt durch. Pompejus und Crassus wurden Konsuln und feierten diesen Sieg dadurch, daß sie Rom das erste steinerne Theater schenkten (bisher hatten die Zensoren das immer zu verhindern gewußt) und durch Spiele von unerhörter Pracht einweihten. Am Schluß des Jahres ging Crassus, der im Osten die Stellung zu erobern hoffte, die er neben Pompejus und Cäsar in Italien nicht hatte erlangen können, noch vor Ablauf seines Amtsjahres nach Syrien ab, nachdem er auf ungesetzliche Weise für sich ein Heer hatte ausheben lassen. Pompejus dagegen blieb auch im Jahre 54 in Rom und ließ Spanien durch seine Legaten L. Afranius und M. Petrejus verwalten; als Vorwand mußte die ihm früher übertragene Getreideversorgung Italiens dienen; auch hierin zeigten sich die Vorboten der monarchischen Gewalt, die die Provinzen durch ihre Beamten verwalten läßt. Cäsar endlich erhielt sein Imperium um fünf Jahre verlängert, und außerdem wurde die Verdoppelung seiner Armee auf acht Legionen, die allerdings durch die Umstände verlangt, aber doch ohne gesetzliche Gültig-

Folgen der Konvention von Luca

56

Theatrum Pompei auf dem Marsfelde

keit vorgenommen worden war, nachträglich gutgeheißen und dem siegreichen Feldherrn ein großes Dankfest votiert.

Zustände in Gallien

§ 227. Die Kelten. Cäsar in Gallien (58—51). Als Cäsar die Provinzen Gallia cisalpina und transalpina übernahm, war die Sturm- und Drangzeit der Kelten vorüber (§ 175). Die gewaltigen Scharen, die das Donautal und Italien besetzt hatten, scheinen die beste Kraft des Volkes gewesen zu sein. Schon fünfzig Jahre vor Cäsars Erscheinen hatten die Cimbern und Teutonen Gallien überflutet (§ 209) und mitten darin die Kolonie der Aduatuker hinterlassen. Alle Kelten außerhalb der eigentlichen Keltenländer in Gallien und Britannien gehorchten um das Jahr 60 römischen Statthaltern, und auch der eigentlichen Keltenheimat drohte die Gefahr der germanischen Besitznahme (II, § 12) am Ober-, Mittel- und Unterrhein, als sich Cäsar mit seinen Legionen zeigte, das Land bis an die Meerenge von Calais unterwarf und den ganzen Rheinlauf zur römischen Grenze machte.

Kultur

Vor der Ankunft der Römer stand Nordgallien im wesentlichen auf der Stufe der La Tène-Kultur (§ 1). Diese trugen die Kelten überall dorthin, wohin sie auf ihren Siegeszügen kamen, also auch in das Land an der Donau und südlich bis an die Alpen heran, und lösten dort die Hallstattkultur ab, die etwa der Dipylon- oder Villanova-Zeit (§§ 91, 162) der Graikoitaliker entsprochen hatte. Der Ackerbau ward wenig geachtet; im Norden überwog die Viehzucht durchaus. Im Nordosten reichten dichte Wälder fast ununterbrochen von der Nordsee bis zum Rheine, und auf den Fluren Flanderns und Lothringens weidete damals der menapische und treverische Hirte im undurchdringlichen Eichenwald seine halbwilden Säue; erst die Römer führten Schafzucht und Ackerwirtschaft ein. Im südlichen Gallien war man unter griechischem Einfluß weit zivilisierte, und schon längst zu geregeltem Ackerbau übergegangen.

Die Keltenstämme

Die zahlreichen Stämme der gallischen Kelten teilt man in mehrere Gruppen ein. Im Süden zwischen Pyrenäen und Garonne saßen die stark mit iberischen Elementen vermischten Aquitanier; in der Mitte bis zur Seine und Mosel lag das eigentliche Keltenland; den Norden zwischen Seine und Rhein hatten die wenig kultivierten Belgen inne, deren Blut wohl auch viel germanischen Einschlag hatte; endlich die Bewohner der Seelandschaften gegenüber Britannien hießen Aremoriker, d. h. Küstenbewohner.

Siedelungen

Dem Zusammensiedeln waren die Gallier von Haus aus geneigt; offene Dörfer gab es überall, aber auch an ummauerten Städten war kein Mangel, und die Römer bewunderten die Zweckmäßigkeit der zierlichen Ineinanderfügung von Balken und Steinen bei dem Mauerwerk. Zu Land und zu Wasser herrschte ein reger Verkehr; überall gab es Straßen und Brücken, und die großen Flüsse wie die See waren mit Segelschiffen und Ruderböten bedeckt. Die Kelten der Bretagne holten aus England das Grubenzinn, das sie dann nach Narbo und Massilia ausführten; auch in der Industrie, namentlich der Metallbereitung, besaßen die gallischen Kelten einige Geschicklichkeit, aber die rohe Münzprägung verrät einen geringen Kunstsinn. Alle diese Keime der Kultur erhielten erst durch die Römer ihre Ausbildung

Staat

Die staatliche Verfassung ruhte bei den Galliern auf dem „Geschlechtsgau", mit dem Fürsten (vergobretus), dem Rat der Ältesten und der Gemeinde der freien Männer. Bei einigen Völkerschaften war die Königsherrschaft kurz vor Cäsars Ankunft beseitigt worden und der Adel im Besitze der Gewalt (§ 209). Mächtige und reiche Edelleute hatten eine große Menge eigener und gutshöriger Leute unter ihrem Schutz und in ihrem Gefolge. Die einzelnen Gaue waren unabhängig, nur ein geringer Ansatz zum Hegemoniesystem war vorhanden. Nur die belgische, allerdings stark mit Germanen durchsetzte Eidgenossenschaft scheint etwas fester gefügt gewesen zu sein. So kam es denn, trotz der augenscheinlichen Gefahren von Osten und Süden her, zu keinerlei einheitlichem Zusammenwirken; Gallien rieb sich weniger durch die Kämpfe nach außen wie nach innen auf. Daneben regte sich freilich auch das Nationalbewußtsein, das selbst die ritterlichen Vorrechte zu opfern beschloß, um nur die Selbständigkeit zu erhalten, und führte zu der gewaltigen Anstrengung unter Vercingetorix, freilich zu spät.

Religion

Das wäre nicht möglich gewesen, wenn das Volk nicht in religiöser Beziehung schon längst geeint gewesen wäre. Die keltische Priesterschaft der Druiden umfaßte ganz Gallien und die britischen Inseln mit einem gemeinsamen religiösnationalen Bande. Die Religion der Kelten in Gallien, Spanien und Britannien war ein

Naturdienst, in dem ursprünglich sichtbare Naturdinge und Erscheinungen von imponierender Mächtigkeit den Gegenstand der Verehrung bildeten, bis allmählich Götterwesen als persönlich gedachte Naturkräfte und Urheber dieser Naturerscheinungen der religiösen Andacht vorgeführt wurden. So galt Taranu (Donnerer) als Gott des Himmels, als Beherrscher des Weltalls, als oberster Richter, der den Blitzstrahl unter die Sterblichen schleudert; Belen war der wohltätige Sonnengott, der die Pflanzenwelt ins Leben ruft und den Kräutern die heilige Kraft verleiht; Hesus, ursprünglich der göttliche Stifter der Druidenreligion, genoß als Gott des Krieges und der Eroberungen und als Begründer ländlicher Arbeit große Verehrung bei allen keltischen Stämmen; Teutates war der Beschützer der Industrie, der Kunsttätigkeit und der Verkehrswege; daher setzten ihn die Römer mit Merkur gleich. Verwandt mit ihm war Ogmios, der Gott der Beredsamkeit, der freien Künste und Wissenschaften. Den keltischen Stämmen eigentümlich war der Glaube an die Feen, weibliche Gottheiten, die den Lebens- und Schicksalsfaden der Menschen spinnen und als Schutzgeister über Länder und Städte wie über einzelne Menschen walten, in der Vorstellung des Volkes mit allen Vorzügen und Tugenden ausgestattet.

Druidische Lehre

Neben der Unterweisung über die Götter bildete die Lehre von dem Zustande der Seele und von dem heiligen Opferdienst den wichtigsten Zweig des Unterrichts in den Priesterschulen. Die Druiden lehrten nämlich, daß die Seele unsterblich sei, daß sie nach dem Tode in einen anderen Körper eingehe und dann in einer schöneren Welt ein glückseliges Leben führe, ähnlich dem irdischen in seinen sonnigen Tagen, mit denselben Beschäftigungen und denselben Genüssen und Freuden, ja daß sogar die Seligen mit den hinterbliebenen Erdenbewohnern noch in einer gewissen Verbindung ständen. Dieser Glaube erfüllte die Gallier mit Verachtung des Todes und war ein gewaltiger Sporn zur Tapferkeit. Aber er trug auch neben Taten der Hingebung und Aufopferung wilde Greuel in seinem Schoß. Es war nichts Seltenes, daß bei dem Hingang eines angesehenen Mannes sich einige seiner Angehörigen oder Klienten in die Todesflamme stürzten, eine Sitte, die zum Zwange wurde; hatte nämlich ein Familienhaupt die Augen geschlossen, so ließen die Angehörigen diejenigen seiner Sklaven oder Schutzbefohlenen, die der Verstorbene am meisten geliebt hatte, töten und mit dem Herrn verbrennen oder begraben; ebenso pflegte man dem Verblichenen auch sein Schlachtroß, seine Waffen, seinen Schmuck ins Grab mitzugeben, damit er im andern Leben nicht vermisse, was ihm in diesem teuer gewesen war.

Druidischer Kultus

Den wichtigsten Teil des keltischen Religionswesens bildete der Opferdienst, der namentlich Menschenblut als das wirksamste Versöhnungsmittel der Götter forderte. Lange herrschte trotz der Römerherrschaft die Sitte, alle Kriegsgefangenen unter lautschallenden Gesängen und wilder Musik den Göttern zu opfern, und aus dem rinnenden Blute und den zuckenden Gliedern die Zukunft zu deuten. Noch jetzt gibt es bei den heutigen Kelten eine Menge Überreste ihrer Religion und ihrer Kulturstätten. Von der ersteren zeugt der finstere Aberglaube vom zweiten Gesicht, den wir bei den Kelten der Bretagne, in Wales und Schottland finden, d. h. der Glaube, daß die damit Ausgestatteten zukünftige Dinge oder weit weg sich abspielende Ereignisse zu erkennen vermögen. Das Stonehenge in der südenglischen Grafschaft Devonshire, die Spitzsäulen (Menhirs), besonders bei Carnac auf der Halbinsel Quibéron und die Dolmen (quer über drei aufrecht stehenden Säulen schwebende Platten), die sich in ganz Westfrankreich verstreut finden, gelten heute noch als Reste altkeltischer Kultusstätten.

Wissenschaft

Die Druiden waren aber nicht nur die Pfleger, Verkündiger und Lehrer des Glaubens, die Darbringer der Opfer, die Kenner der heiligen, den Göttern wohlgefälligen Religionsgebräuche; sie waren auch Gesetzeskundige, Richter und Ärzte und überhaupt die Träger des gesamten geistigen Lebens der Nation. Sie allein ordneten die Zeitrechnung, brachten das Mondjahr mit dem Sonnenjahr in Übereinstimmung und bestimmten die festlichen Zeiten nach dem Umlauf des Mondes. Sie bildeten einen festgeschlossenen Stand mit einem von der gesamten Priesterschaft gewählten Oberhaupte, eigener Ordenstracht, hierarchischen Rangstufen und Geheimlehren, die nur mündlich auf dem Wege der Tradition durch Priesterschulen fortgepflanzt wurden. Sie waren vom Kriegsdienst, von der Steuerpflicht und allen öffentlichen Lasten befreit und genossen viele Vorrechte. Durch solche Vorteile angelockt, traten viele Jünglinge, besonders aus den höheren Klassen, freiwillig dem geistlichen Stande bei. Neben den Priestern gab es in Gallien auch weibliche Druiden, die Hüterinnen des Feenglaubens; sie enthüllten die Zukunft durch Orakelsprüche, vollbrachten Opfer und sollten auch geheime Zauberkünste besitzen.

Adelsherrschaft

Als Rom angreifend gegen das Keltenland vorging, befand sich dieses in einem Stadium innerer Umwandlung. Das alte patriarchalische Königtum, das schon lange nur ein Scheindasein führte, war fast durchweg im Absterben begriffen (§ 209). Wir hören zwar noch von Königen, die regieren oder regiert haben, aber fast überall ist an deren Stelle die Herrschaft

des Adels, gestützt auf das mächtige Druidentum, getreten, und die Führer im Kampfe gegen Cäsar sind die Häupter dieser Nobilität. Dazu kam, daß die damaligen keltischen Staaten alle die Schwächen einer herrschenden Oligarchie zeigten, deren Interessen nicht auch geistiger Natur sind. Unmäßigkeit und hochfahrender Sinn machten die große Tapferkeit und den berühmten Elan der Kelten immer wieder zunichte, so daß sie dem Heere Cäsars, das viel kleiner war als ihre Scharen, überall erliegen mußten.

Beziehungen zu Rom

Die Notwendigkeit der Einmischung Roms in Gallien lag seit der Erwerbung (§ 201) der spanischen Provinzen (133) vor, zu denen man eine sichere Straße haben mußte, um nicht auf den langen Seeverkehr allein angewiesen zu sein. Doch ging man anfangs sehr langsam und behutsam vor, um des Erfolges desto sicherer zu sein, und enthielt sich wenigstens zunächst der Einmischung in die staatlichen Wirren der noch freien Kelten. Langwierige Kriege mit den westlichen Ligurern führten zu einer dauernden Festsetzung der Römer in Südostgallien, wo sie die alte Griechenstadt Massilia als Verbündete gewannen. In den Kämpfen mit deren räuberischen Nachbarn, den Sallyern, in deren Gebiet sie 122 die Kolonie Aquä Sextiä anlegten, machten sie nähere Bekanntschaft mit den transalpinen Kelten und schlossen mit dem mächtigen Volke der Aduer einen Bund. Gegen diesen empörte sich der Arverner Bituitus und führte die Arverner und Allobrogen gegen die Verbündeten, erlitt jedoch durch Cn. Domitius Ahenobarbus schwere Niederlagen bei Vindalium (121) und an der Isère, so daß er sich unterwerfen mußte. Von da ab schritt die Eroberung unaufhaltsam weiter. Durch glückliche Kriege mit den keltischen Stämmen hatten die Römer nach und nach das südöstliche Gallien bis zur Stadt Tolosa unterworfen, als Provinz eingerichtet (Provence) und durch eine Heerstraße (die spätere via Julia Augusta) mit Italien und Spanien verbunden; sie hatten darin Festungen und Städte angelegt und nach der alten Stadt Narbo eine römische Kolonie geführt (§ 208). Durch den Einfluß der freien Handelsstadt Massilia, die längs der Küste eine Menge Handelsniederlassungen und Stationsplätze gegründet, zum Wein- und Ölbau angeregt und die Schriftkunde und Münzprägung eingeführt hatte, war griechisch-römische Kultur und bürgerliche Ordnung in das Land gekommen. Eine Menge römischer Kaufleute, Landwirte und Viehzüchter nahmen daselbst ihren Aufenthalt, und Einwanderer trugen den italischen Luxus an die Rhone und Garonne. Durch sie wurde die Eroberung des bis dahin noch freien Landes vorbereitet.

Die provincia Gallia

118

Nun aber benutzten die an Gallien grenzenden Germanen die inneren Wirren des Landes, um weiter nach vorwärts zu drängen (II, § 12) und sich in den Besitz der keltischen Länder zu setzen. Den Anlaß dazu gab die Auswanderung eines Keltenstammes, der Helvetier, die kurz nach 100 v. Chr. ihre frühere Heimat zwischen Oberrhein und Main (das heutige Unter- und Mittelfranken) verlassen und die Westschweiz in Besitz genommen hatten. In das freigewordene Land waren Germanen nachgerückt, hauptsächlich dem Stamme oder Völkerbunde der Sueben angehörig, und hatten sich sehr schnell ausgebreitet. Ein Teil von ihnen benutzte die inneren Wirren der Kelten in Ostgallien, überschritt etwa 72 v. Chr. den Rhein und setzte sich im Elsaß

Kampf mit den Helvetiern 58

fest; die Masse drängte aber wohl den weichenden Kelten nach, die wohl schon gezwungen Westdeutschland hatten aufgeben müssen. Die Sueben setzten also, wohl ebenfalls durch Landnot getrieben, über die Donau, die bis dahin immer als Südgrenze für die Germanen gegolten hatte, schoben die keltischen Bewohner südlich der Donau immer weiter in das unwirtliche Gebirge hinauf, und so geschah es denn, daß die Helvetier, die sich gar nicht mehr zu helfen wußten, den Plan faßten, ihr armes und wenig fruchtbares Bergland mit dem reichen, südwestlichen Gallien zu vertauschen.

Dies gab Cäsar, der ihnen den Einmarsch in die Provinz verwehrte, um nicht ein unruhiges und kriegerisches Volk zu Grenznachbarn zu haben, die gewünschte Veranlassung, in das Herz der keltischen Staaten einzudringen. Er folgte den Helvetiern, die in langen, mit Weibern, Kindern und der besten Habe beladenen Wagenzügen durch die Jurapässe über die Saône gesetzt waren, besiegte sie in einer blutigen Schlacht bei Bibracte (Mont Beuvray bei Autun) und zwang sie, nachdem sie zwei Drittel ihrer Volksgenossen verloren hatten, zur Rückkehr in ihre niedergebrannten Dörfer und Weiler und ihre verwüsteten Gaue. Vielleicht steht mit der Helvetierwanderung auch die Zerstörung des damaligen Bojerreichs (in Böhmen) durch Byrebistas, den König der Geten oder Daker [§ 220] in Verbindung, die 63 erfolgt war und ebenfalls den Abzug dieses Volkes nach Gallien (in das Gebiet der Aduer) zur Folge hatte. An ihrer Stelle finden wir späterhin Markomannen, eine deutsche Eidgenossenschaft (§ 242, II, § 12).

Kampf gegen Arioviſt 58

Weit gefährlicher war der zweite Kampf, den Cäsar noch in demselben Jahre durchfocht, gegen die Germanen, die sich bereits seit 72 am Oberrhein im Elsaß niedergelassen hatten. Ihr Heerführer war Arioviſt, der, von den Sequănern (um Besançon) wider ihre Nachbarn, die Aduer, herbeigerufen, die letzteren besiegt und unterjocht hatte, dann aber auch jene mit harter Botmäßigkeit drückte, indem er die einen wie die andern zur Zinspflicht und zur Stellung von Geiseln zwang. Nachdem Cäsar die Germanen unweit der burgundischen Pforte, deren Bedeutung als Ausfallstor seinem militärischen Blick nicht entging, vernichtet hatte, zog Arioviſt mit den geringen Überresten seines geschlagenen Heeres in sein überrheinisches Vaterland zurück, wo er bald nachher an seinen Wunden starb. Damit war die Frage, ob Gallien germanisch oder romanisch werden sollte, zu ungunsten der Germanen entschieden. Die Führung der Kelten im Kernlande Galliens fiel wiederum dem Aduerstamme zu, dessen Regierung der römischgesinnte Diviciācus übernahm. Den von ihm auf dem linken Rheinufer angesiedelten Germanen, den Tribokern um Straßburg, den Nemētern um Speyer, den Vangiŏnen um Worms, ließ Cäsar ihre neuen Wohnsitze und vertraute ihnen die Bewachung der Rheingrenze gegen ihre Landsleute an.

Unterwerfung des nördlichen Gallien

Nach der Unterwerfung des mittleren Galliens zog Cäsar mit einem sehr bedeutend verstärkten Heere nordwärts gegen die große Eidgenossenschaft der Belgier, die mit gewaltiger Heeresmacht unter ihrem König Galba ins Feld gerückt waren, und hielt sie so lange hin,

bis Mangel an Vorräten und innere Zwietracht ihre Reihen löste, und
57 die einzelnen Stämme um Frieden baten. Nur die tapferen Nervier und ihre Verbündeten lieferten den Römern an dem Sabis (Sambre) eine Schlacht, in der der Sieg lange schwankte, bis die römische Kriegskunst, verbunden mit der entschlossenen Tapferkeit des Oberfeldherrn, auch hier eine günstige Entscheidung herbeiführte. Heldenmütig stritten die Nervier; noch auf den Leichenhaufen der Ihrigen fochten sie bis auf den letzten Mann, von 600 Ratsherren überlebten nur drei den blutigen Schlachttag. Die Remen (um Reims), die sich an Cäsar angeschlossen hatten, wurden von nun an im Norden der herrschende
Unterwerfung des Nordwestens 56 Gau, wie die Aduer in der Mitte. — Nicht minder heftig war der Kampf an der Westküste, wo die streitbaren Veněter an der Spitze einer großen Bundesgenossenschaft und unterstützt von vaterländischen Männern aus allen Gauen sich gegen P. Crassus, des Triumvirn Sohn und Cäsars geschickten Unterfeldherrn, zu Wasser und Land tapfer verteidigten. Erst als ihre Flotte durch D. Brutus bei der langgestreckten Halbinsel Quibéron vernichtet worden war, gelang es Cäsar, die Ruten und Beile Roms auch in den Gegenden der jetzigen Normandie und Bretagne zur Anerkennung zu bringen. Der Unterwerfung der Veneter folgte die Bezwingung der iberischen Völkerschaften in Aquitanien, von der Garonne bis zu den Pyrenäen. Man glaubte schon damals, die Kelten ganz unterworfen zu haben und richtete bereits die Provinzen ein. Bestärkt wurde man in dieser Ansicht dadurch, daß Cäsar in jedem Winter südlich der Alpen weilte, was freilich weniger in der Lage des eroberten Landes, als in den politischen Verhältnissen in der Hauptstadt selbst, die er nicht aus dem Auge verlieren wollte, begründet lag (§ 226, Konvention von Luca).

Übergang über den Rhein 55 Nachdem so Cäsar innerhalb dreier Jahre ganz Gallien mit dem Schwert erobert hatte, schlug er (zwischen Koblenz und Andernach, nach der von den Meisten angenommenen Ansicht etwas unterhalb Urmitz im Neuwieder Becken) eine Pfahlbrücke über den Rhein und führte die Legionen über den mächtigen Strom, um die kriegerischen Bewohner des rauhen, von dunkeln Eichen- und Tannenwäldern durchzogenen Germaniens zu schrecken und von ferneren feindlichen Einfällen in das gallische Land abzuhalten. Diesem Unternehmen, bei dem die Römer wider gegebene Zusage die germanischen Volksstämme der Usipĕten und Tencterer am Niederrhein treulos überfielen und teils niedermachten, teils in den Rhein stürzten, verdanken wir die erste kurze Beschreibung unseres Vaterlandes von Cäsars eigener Hand. Zwei Jahre später wurde in der Nähe ein zweiter Rheinübergang
Feldzug gegen Britannien 55, 54 nicht weit von der Stelle der ersten bewerkstelligt. Doch gedachte der römische Feldherr weder in Deutschland noch in Britannien, an dessen felsiger Küste er gleichfalls von Portus Itius (Wissant) aus zweimal landete, bleibende Eroberungen zu machen. Er wollte den Insulanern, die den flüchtigen Galliern eine ehrenvolle Freistätte bei sich gewährten, nur zeigen, daß der Arm der Römer auch über den Kanal reiche. Nachdem er den in Tierfelle gekleideten keltischen Bewohnern, die, auf Streitwagen kämpfend, unter der tapferen und umsichtigen Führung ihres Fürsten Cassivellaunus sich rühmlich verteidigten, Ehr-

furcht vor Roms Größe eingeflößt hatte, kehrte er mit den ihm übergebenen Geiseln über den Kanal zurück, um die gallischen Völker vollends zu unterwerfen.

Unterwerfung des Innern

Während seiner Abwesenheit in Britannien waren nämlich die Einleitungen zu einem allgemeinen Aufstand getroffen worden. Mit zorniger Scham gestanden sich die keltischen Edelleute, daß die große streitbare Nation sich von 50 000 Römern habe ein schimpfliches Joch auflegen lassen; dies sollte wieder gebrochen werden. Man suchte darum den Kern der Kelten, der bisher mit Cäsar verbündet gewesen war, und mit geholfen hatte, die Völker an der Peripherie des Landes zu unterwerfen, von Rom loszulösen und benutzte dazu den Umstand, daß Cäsar überall die Fürsten der Verbündeten als Geiseln mitgenommen hatte, um diese zurückzurufen und an ihnen Führer des Aufstandes zu gewinnen. Cäsar schritt dagegen mit Strenge ein. Die Hinrichtung des Aduerfürsten Dumnŏrix, der aus dem römischen Heere entwichen war, gab das Zeichen zur allgemeinen Erhebung. Cäsar hatte den Fehler gemacht, sein Heer in einzelnen Legionen in Winterquartiere zu legen; das beschlossen die Kelten auszunutzen. Die Führer der bei Aduatuca (Tongern) liegenden Legionen, Q. Titurius Sabinus und L. Aurunculejus Cotta, wurden von Ambiŏrix, dem Oberfeldherrn der Eburŏnen, hinterlistig zum Abzug beredet, und dann wurde die abziehende Truppe in einer schmalen Talschlucht überfallen und samt den Führern niedergemacht. Von den Nerviern, Menapiern, Aduatukern und anderen unterstützt, warfen sich die Aufständischen dann auf eine andere Heeresabteilung unter Q. Cicero, dem Bruder des Redners, und brachten sie in große Not, bis Cäsar zu ihrer Hilfe herbeieilte. Seinem überlegenen Feldherrngeschick gelang es, des Aufstandes Meister zu werden und die Stämme zu trennen. Umsonst bargen sich die Eburonen hinter Wäldern und Sümpfen; der ganze Stamm wurde für vogelfrei erklärt und durch eine Menschenjagd ausgerottet. Nur wenige retteten sich über den Rhein, unter ihnen Ambiorix. Im gleichen Jahre unternahm Cäsar auch einen zweiten (erfolglosen) Vorstoß über den Rhein, nicht weit von der ersten Übergangsstelle, und verhinderte dadurch, daß die Germanen den aufständischen Kelten Zuzug leisteten. Jedoch waren auch Cäsars Streitkräfte so geschwächt, daß er sich für die weiteren Feldzüge von Pompejus eine Legion leihweise abtreten lassen mußte.

Niederlage des Sabinus und Cotta 54

53

53

Die Strenge Cäsars erfüllte den ganzen keltischen Ritterstand mit Wut und Entsetzen und führte neue Erhebungen im mittleren und südlichen Gallien herbei. Selbst die bisher den Römern treu ergebenen Arverner griffen unter dem tapferen und klugen Fürsten Vercingetŏrix, den man in Bibrakte zum Führer der verbündeten Kelten wählte, zu den Waffen. Man rechnete dabei darauf, daß Cäsars Kommando bald ablaufen müsse und daß die Stimmung in Rom besonders ungünstig für ihn war und wußte durch diesen Hinweis fast alle früheren Verbündeten Cäsars gegen ihn unter Waffen zu bringen. Es war der letzte großartige Versuch, das fremde Joch abzuschütteln, und die nationale Erhebung hätte keinen edleren und geschickteren Führer finden können. Der Arvernerfürst hatte den Römern die Kriegführung abgelernt und

Vercingetorix 52

wandte die gewonnene Erfahrung mit Erfolg an. Die Dörfer und kleinen Ortschaften wurden niedergebrannt und die ganze Kraft in den größeren befestigten Städten gesammelt. In der Bergstadt Gergovia (unweit Clermont) trotzte Vercingetorix allen Angriffen und Stürmen Cäsars und brachte diesen durch glückliche Ausfälle in solche Not, daß er auf die alten Grenzen der römischen Provinz zurückging, nachdem er mit Mühe seinen tüchtigen Unterfeldherrn T. Labienus von der Seine her an sich gezogen hatte. Das Eroberungswerk mußte von neuem begonnen werden. Aber der keltischen Nation fehlte Eintracht und Ausdauer. Vor Alesia im Lande der Mandubier (Alise St.-Reine im Departement Côte-d'or), wo sich die große Streitmacht der Insurgenten gesammelt hatte, schlug Cäsar ein festes Lager auf und schloß die für uneinnehmbar geltende Bergfestung ein. Diese Umklammerung suchte Vercingetorix zu durchbrechen und ließ auch von außen die römischen Verschanzungen durch ein gewaltiges Heer bestürmen. Als aber sein Unternehmen an dem unerschütterlichen Widerstand der Legionen scheiterte, erklärte der keltische Führer im Kriegsrat, daß er bereit sei, sich den Römern auszuliefern, um durch dieses Opfer das Verderben so viel als möglich von der Nation auf sein Haupt abzulenken. Und so geschah es. Die keltischen Hauptleute lieferten ihren von der ganzen Nation feierlich erwählten Feldherrn
Mitte 46 dem Landesfeinde aus. Erst fünf Jahre später wurde er im Triumphe durch die Gassen der italischen Hauptstadt geführt und als Hochverräter an der römischen Nation am Fuße des Kapitols enthauptet, während auf dessen Höhe sein Überwinder den Göttern dankte. Mit Vercingetorix' Ergebung löste sich der große Keltenbund auf.

Letzte Aufstände 51 Nach Bewältigung dieses allgemeinen Aufstandes gelang es dem Eroberer, das ganze Land bis zum Rheinstrom zu unterwerfen. Die Bergstadt Uxellodunum (unsicherer Lage: nach einigen Puy d'Issolu an der Dordogne, nach anderen Luzech am Lot, nicht weit von Cahors) war die letzte freie Burg der Kelten. Das Schicksal der tapferen Besatzung, der Cäsar nach der Einnahme die Hände abhauen ließ, schreckte von weiterem Widerstand ab. In kurzem hatten alle Städte und Gaue ihre Unterwerfung angezeigt, und der römische Oberfeldherr bemühte sich jetzt, durch milde und freundliche Behandlung der Stammeshäupter wie durch zweckmäßige Einrichtungen und mäßige Steuern Ruhe und einen geordneten Zustand zurückzuführen und Roms Herrschaft zu befestigen.

Organisation Galliens Zunächst wurden die neuerworbenen Gebiete an Gallia Narbonensis angegliedert, erst nach Cäsars Diktatur 44 zwei neue Provinzen, das eigentliche Gallien und Belgien, gebildet. Die bisherigen Gauverfassungen schonte man und kam vor allem dem Adel und dem Clanwesen entgegen. Wer sich zur römischen Partei bekannte, wurde von Cäsar mit Geld und Auszeichnungen überhäuft. Auch hier wirkte man mit den bekannten Mitteln römischer Staatskunst und erreichte, ebenso wie in Asien (§ 222), durch die kluge Anwendung des Divide et impera! die Befestigung der römischen Herrschaft. Die Einführung der römischen Sprache, des römischen Rechts, der römischen Münz-

währung, ja sogar der römischen Scheidemünze bahnte derselben den Weg; aber vollständig gelang die Romanisierung Galliens erst dann, als die Macht der Druidenpriester, die ihren großen Einfluß auf die Gemüter des Volks zur Erweckung des nationalen Hochmuts und Selbstgefühls und zur Herabwürdigung alles Fremden benutzten, gebrochen war

Ergebnisse

So hatte denn Cäsar Großes erreicht. Der Atlantische Ozean vom Kap Gibraltar bis zur Meerenge von Calais und anderseits der gewaltige Rheinstrom umschlossen römisches Gebiet, und so waren es, wie im Osten (§ 222) gewaltige Wassergrenzen, die den römischen Prinzipien entsprechend die Flanken des gewaltigen Reiches deckten. Es war nur ein weiteres Ausbauen dieses spezifisch römischen Gedankens, wenn Augustus späterhin die römischen Grenzen bis zur Donau vorschob und bis zur Elbe vorschieben wollte. Durch Cäsars Eroberung wurden die beiden großen Halbinseln des Mittelmeeres für einen langen Zeitraum vor aller Gefahr aus dem Innern des europäischen Kontinents her gesichert. Zugleich hatte Cäsar die beiden Erfolge vorbereitet, die noch später die einzigen wirklichen Heldentaten und dauernden Erwerbungen des Kaisertums werden sollten, die Eroberung Britanniens und des rechten Rheinufers. Es wäre ihm dies nicht möglich gewesen, wenn er nicht fast monarchische Gewalt besessen hätte, und 56
wenn er nicht gewisse Mißgriffe und Grausamkeiten, wie die Hinschlachtung der Usipeten und Tenkterer, trotz Catos Einspruch, ohne weitere Folge für sich, hätte durchführen und so die Gallier mit einer unüberwindlichen Furcht vor seiner Überlegenheit hätte erfüllen können.

Folgen der Eroberung für Gallien

Nach der schnellen Überwindung des Landes folgte eine verhältnismäßig fast noch schnellere Romanisierung. Das kam hauptsächlich darum, weil Cäsar und seine Nachfolger durch kluge Bevorzugung eine starke Partei für sich gewannen, die, anfangs die Hauptgegner der Römer, ihnen später die innere Befestigung wesentlich erleichterte, den Adel und die Priesterschaft. Die Römer stützten sich auf diese beiden zahlreichen und mächtigen Kasten und konnten dadurch mit Leichtigkeit das Land zu ihrem dauerndsten Besitztum machen. Zugleich wurden der römischen Kultur in Galliens Mitte neue Wohnsitze bereitet, große Völkerschaften in ihren Kreis gezogen und ihren Ideen unterworfen. Erst nach ihrer Niederlage fingen die Gallier an, das Land ihrer Heimat allenthalben anzubauen und die Vorteile seiner geographischen Lage zu genießen. Die Römer erfüllten es mit den großen Bauwerken, die ihre Anwesenheit überall bezeichnen, Amphitheatern, Thermen, Aquädukten, Heerstraßen; die letzteren, die das Land später in verschiedenen Richtungen durchzogen, waren das Hauptmittel der Romanisierung, denn sie brachten alles in unmittelbare Verbindung mit den Hauptstätten der römischen Einwirkung: Lugudunum (Lyon) an der Mündung der Saône in die Rhone ward seit Augustus das transalpinische Rom (§ 246). Aus den altheimischen Geschlechtern und Stämmen und den Kolonien der Überwinder bildete sich ein neues Volk, eine einzige große romanische Nation. Im zweiten Jahrhundert war Gallien die bevölkertste, im vierten, wiewohl in der Tiefe sich manche ungebrochene Volkstümlichkeit erhielt, eine der gebildetsten römischen Provinzen. Nirgends gab es eine Zeitlang besser besuchte Schulen als in Gallien; geborene Römer lernten lateinische Beredsamkeit im Sinne des Jahrhunderts damals am besten an der Garonne.

§ 228. Innere Geschichte Roms bis zum zweiten Bürgerkriege.

Beginnende Entfremdung der Triumvirn

Nachdem Pompejus und Crassus das Konsulat für 55 erlangt hatten, wäre es ihnen nach der Zusammenkunft in Luca (§ 226) an sich ein Leichtes gewesen, die Herrschaft des Triumvirats zu befestigen. Aber die Tatkraft und das Talent Cäsars fehlten, der allein es verstand, die widerstrebenden Männer zusammenzuhalten. So kam es denn im Jahre 54 zu einer völligen Anarchie, und die entschlossensten Partei-

gänger der Nobilitätsregierung, unter ihnen Cato, gewannen von neuem Boden. Zudem sah Pompejus mit wachsendem Neide auf die glänzenden Erfolge Cäsars, konnte sich jedoch nicht entschließen, in seine Provinz abzugehn, um nicht den Mittelpunkt der weltgeschichtlichen Bewegungen verlassen zu müssen, und suchte in Rom nach Kräften Cäsars Emporkommen entgegenzuwirken. Auch sonst schien sich alles auf einen Streit zwischen Pompejus und Cäsar zuzuspitzen. Denn den dritten im Bunde, Crassus, raffte eine beispiellose Niederlage hinweg; außerdem starb im Jahre 54 die heißgeliebte Gattin des Pompejus, Julia, die Tochter Cäsars, so daß die Entfremdung zwischen beiden Männern immer mehr wuchs.

Parthischer Krieg

Mit dem Arsakidenreiche in Parthien waren die Römer schon zur Zeit der mithradatischen Kriege in Berührung gekommen, doch hatte sich bei der Organisation des Ostens durch Pompejus (§ 222) die Möglichkeit friedlichen Nebeneinanders ergeben, da der Euphrat die beiderseitige Grenze bilden sollte. Inzwischen waren aber allerhand Mißhelligkeiten vorgekommen; vor allem der Vorgänger des Crassus in Syrien, A. Gabinius (§ 220), hatte verschiedene Streitigkeiten mit den Partherfürsten gehabt, die aber immer wieder friedlich beigelegt worden waren, da der Senat keinen Krieg an der Ostgrenze des Reiches wünschte. Als aber Crassus Syrien übernahm, hatte er die Absicht, ebenso wie Cäsar sich ein schlagfertiges Heer zu schaffen, und dazu brauchte er
54 den Partherkrieg. Ohne ernstlichen Grund rückte er in das nordwestliche Mesopotamien ein und trug leichte Siege davon; für das Jahr 53 plante er dann einen gewaltigen Eroberungskrieg gegen jenes ferne Land, fand aber hierbei seinen Untergang. Während er, von unersättlicher Geldgier getrieben, die Tempelschätze plünderte und mit Erpressungen die Zeit hinbrachte, rüstete der Partherkönig Orōdes (Arsakes XIV., § 259) ein tapferes Heer von Lanzenreitern und berittenen Bogenschützen und besetzte Mesopotamien. Von dem verräterischen Fürsten Abgaros von Osroëne verführt, überschritt nun Crassus, wohlmeinender Warnungen ungeachtet, den Euphrat bei
9. Juni 53 Zeugma, wurde aber auf einer öden Sandfläche bei Karrhä von dem parthischen Reiterheer unter dem gewandten Surenas (dies war der Titel des Kronfeldherrn der Parther) besiegt, und nachdem sein tapferer Sohn Publius mit dem größten Teil des Heeres gefallen war, auf der Flucht in einem Hinterhalt getötet. Höhnend füllten die Sieger den bleichen Mund des Unersättlichen mit Gold. Von 40 000 römischen Legionaren kam nicht der vierte Mann zurück; die Hälfte war umgekommen, gegen 10 000 Gefangene wurden im äußersten Osten des Reichs als heerespflichtige Leibeigene angesiedelt. Nur einen geringen Überrest rettete der besonnene Legat C. Cassius Longinus nach Syrien und hinderte die Parther mit Mühe, den Euphrat zu überschreiten und in die römische Provinz einzufallen. Der ganze Orient geriet in Gärung, Artavasdes von Armenien fiel zu den Parthern ab, und die letzteren überschritten 51 den Euphrat. Zwar wurden sie bei Antiochia geschlagen, doch war es erst 50 möglich, sie gänzlich über den Euphrat zurückzutreiben. Der Eindruck dieser Niederlagen war ungeheuer und

hatte die Wirkung, daß der Euphrat Grenzstrom blieb zwischen Orient und Okzident. Selbst die gewaltigsten römischen Kaiser haben nur vorübergehend jenseits Fuß zu fassen vermocht.

Milo und Clodius

Indessen ging in Rom, dank der zaudernden Politik des Pompejus, die Anarchie weiter. Im stillen strebte er nach der Diktatur; der Senat wollte sie ihm auch im Jahre 53 übertragen, als es nicht gelang, eine Konsulwahl durchzusetzen. Jedoch widerstand Cato, der seine Grundsätze nicht beugen ließ, und so wurde wenigstens für dieses Jahr die Krisis hintangehalten; für das Jahr 52 begann dasselbe Spiel von neuem. Milo (§ 226) bewarb sich um das Konsulat, Clodius um die Prätur, und während der Wahlzeit kam es zu den widerwärtigsten Straßenkämpfen, in denen die besten Männer des Staates verwundet wurden, ja Cicero beinahe erschlagen ward. Milo war entschlossen, unter allen Umständen seine Wahl durchzusetzen, da er finanziell ruiniert war, wenn er nicht nach seinem Amtsjahre eine Provinz zur Ausbeutung erhielt. Aber der Einfluß des Pompejus stand ihm entgegen, der im stillen die Anarchie schürte, da er auf diese Weise von selbst die Militärdiktatur zu erhalten hoffte. Den treuesten Freund hatte Milo an Cicero, der sich sonst seinem Todfeinde Clodius ausgeliefert sah und deshalb Milos Kandidatur auf jede Art unterstützte. Indes das Jahr 52 kam ohne Behörde heran, und es schien derselbe anarchische Zustand 52 wie im Jahre vorher eintreten zu sollen. Da wurde am 18. Januar der unentwirrbare Knoten zerhauen. Die beiden Bandenführer stießen auf der appischen Straße zusammen, und nach erbittertem Gefechte ward Clodius niedergemacht. Seine Parteigänger brachten die Leiche nach Rom in das Rathaus und verbrannten sie nach aufreizenden Reden auf einem improvisierten Scheiterhaufen, wobei die Kurie und die Basilica Porcia mit in Flammen aufgingen.

Nun schien es einen Augenblick, als wenn die Revolution losbrechen sollte. Aber bald gewann Milo wieder Boden und wagte es trotz des offenbaren Mordes, sich weiter um das Konsulat zu bewerben. Da wurde die Notwendigkeit, eine starke Regierung zu schaffen, auch dem Verbissensten klar, und der Senat bestimmte zunächst, daß ein Interrex und Pompejus als Prokonsul für die öffentliche Sicherheit wachen sollten. Schließlich brachte M. Bibulus, dem Cato schweren Herzens beistimmte, den Antrag ein, Pompejus solle als alleiniger Konsul (so vermied man den gefürchteten Namen der Diktatur) für 52 herrschen. Damit war Pompejus, wie es schien, am Ziel seiner Wünsche. Er hatte die monarchische Gewalt und stützte sich auf die Partei, die seinem Herzen nahestand, deren alter Verfechter er war, und die nur darum sich ihm feindselig gegenübergestellt hatte, weil sie grundsätzlich sich gegen die Herrschaft des Triumvirats sträubte.

Pompejus tritt an die Spitze des Staates

Nachdem Pompejus in den Besitz dieser außerordentlichen Macht gelangt war, begannen seine Bestrebungen, Cäsar zu entwaffnen und ihn aus dem Besitz der erworbenen Gewalt herauszudrängen. Deshalb machte er zunächst der in Rom herrschenden Anarchie ein Ende. Solange er sie gebraucht hatte, war sie geduldet worden; jetzt war sie überflüssig und mußte verschwinden. Milo wurde wegen Ermordung des

Maßnahmen des Pompejus

Clodius vor Gericht gestellt und trotz Ciceros Verteidigung, weil seine Schuld sonnenklar zutage lag, verurteilt, in die Verbannung zu gehen. Ein gleiches Schicksal traf auch die Clodianer, denen der Rathausbrand zur Last fiel; sie wurden wegen Aufruhrs bestraft. Nachdem so die Herrschaft des Gesetzes wieder einigermaßen hergestellt war, wandte sich Pompejus gegen Cäsar, der damals wegen der allgemeinen Erhebung Galliens unter Vercingetorix keine Zeit fand, so tatkräftig, wie er selbst wohl gewünscht hätte, in das politische Getriebe Roms einzugreifen. Innerlich waren die beiden Männer schon längst sich fremd geworden; nun schloß Pompejus noch eine dritte Ehe, mit einer Cornelierin, so daß sich seine Verbindungen mit dem alten Adel noch mehr befestigten. Als in Rom die Ordnung hergestellt und die Konsulwahlen für 51 erfolgt waren, die natürlich gegen Cäsar ausfielen (nur Cato war durchgefallen, weil er Stimmenkauf und Amterbettel verschmäht hatte), begann der Feldzug gegen Cäsar. Der Konsul M. Claudius Marcellus, ein erbitterter Gegner Cäsars, leitete ihn damit ein, daß er den Versuch machte, Cäsar aus Gallien zu verdrängen und dessen Maßregeln zu durchkreuzen.

Die lex Pompeja de provinciis

Die stille Gegnerschaft des Pompejus hatte inzwischen einen Ausweg ersonnen, um Cäsar aus dem Besitz der Macht zu drängen, vor allem, um ihm sein Heer abzunehmen. Cäsar hatte früher das Privilegium bekommen, sich abwesend um das Konsulat bewerben zu dürfen. Es fragte sich, ob man ihm dies auch weiter zugestehen wolle. Offenbar war man nicht der Meinung, und suchte ihm die Möglichkeit zu nehmen, das Heer zu behalten *und* um das Konsulat für 48 sich zu bewerben. Dazu bot ein neues Gesetz über die Besetzung der Provinzen die Handhabe. Bisher war es so gewesen, daß der Prokonsul die Provinz an den neuen Konsular am 1. Januar übergab; nun lief Cäsars Kommando erst am 1. März 50 ab, und da nach dem Gesetze des C. Gracchus über die Besetzung der Konsularprovinzen (§ 207) nur die Konsuln von 49 für die Nachfolge in Betracht kommen konnten, so hätte er danach bis 1. Januar 48 im Kommando bleiben können (bzw. müssen). Jedoch hatte Pompejus 52 ein neues Gesetz erlassen, nach dem die Magistrate nicht nach Ablauf ihrer Amtszeit, sondern erst fünf Jahre nachher eine Provinz bekommen sollten. Damit war, wie man jetzt vielfach annimmt, die Möglichkeit gegeben, Cäsar gleich am 1. März 50 abzulösen und so zugleich ihm sein Heer abzunehmen und seine Macht damit aus den Händen zu winden. Pompejus suchte also Cäsar dasselbe Schicksal zu bereiten, das er selbst (§ 225) durch den Tag von Brundisium durch seine Schuld durchgekostet hatte. Man kann begreifen, daß Cäsar sich dem aus allen Kräften widersetzte und dabei auch auf Ciceros Hilfe rechnete, dem er inzwischen manchen Gefallen erwiesen hatte.

Cicero und die Triumvirn

Cicero befand sich damals in einer schwierigen Lage, da er sich innerlich mit Pompejus eins wußte, von diesem aber schnöde und hochfahrend behandelt wurde, während Cäsar zwar viel für ihn getan hatte, ihm aber doch als der gefährlichste Feind seines Staatsideales erschien.

Cicero in Cilicien 51

Da bot sich für ihn der günstige Ausweg, daß ihm für das Jahr 51 die Provinz Cilicien zufiel, so daß er, wenn auch mit geteilten Gefühlen, dem Mittelpunkt der politischen Bewegung entrückt wurde. Die innere Seite seines Imperiums wußte Cicero gut und unparteiisch zu verwalten; dagegen machte die Heeresleitung Schwierigkeiten, so daß er froh war, daß ihm in seinem Legaten C. Cassius Longinus, einem tüchtigen Führer aus der Armee des Crassus, eine bewährte Kraft zur

Seite stand, die ihm so viele Erfolge verschaffte, daß der eitle Redner sogar im Ernste der Meinung war, die Ehre des Triumphes für sich beanspruchen zu dürfen. Nach Ablauf seines Jahres (Ende 50) kehrte 4. Jan. 49
er in die Heimat zurück, wo er freilich erst in den ersten Tagen des Jahres 49 ankam, als die Würfel schon geworfen waren. — Die stille Aufnahme des Partherkriegs
Gegnerschaft des Pompejus sollte Cäsar auch noch einen anderen Nachteil zufügen. Der Senat hatte beschlossen, daß der durch die Schlacht von Karrhä verlorene Partherkrieg wieder aufzunehmen sei; um das Kommando im Osten mit den nötigen Truppen auszustatten, sollten beide Prokonsuln je eine Legion abgeben. Hierbei nötigte Pompejus April 50
den Cäsar, sowohl eine eigene, als eine pompejanische, nach dem Untergang der 15 Kohorten übernommene herauszugeben, in der Hoffnung, beide zu erhalten, wenn das Kommando im Partherkriege ihm bestimmt würde. Zunächst rückten diese Truppen ab und zogen in Apulien in Winterquartiere; späterhin haben sie auch unter Pompejus gestanden und den Ruhm altrömischer Mannszucht durch ihre Treue gegen den neuen Feldherrn bewährt, obwohl sie nicht nach Parthien zogen.

§ 229. Beginn des zweiten Bürgerkrieges. Mit dem 1. März 50 Cäsars Gegenmaßregeln
sollte nach dem Willen der cäsarfeindlichen Partei die zweite prokonsularische Periode Cäsars enden, und seine Gegner, an ihrer Spitze Cato, der schon den Überfall der Usipeten und Tenkterer (§ 227) hart getadelt hatte, warteten nur auf den Augenblick, wo Cäsar ins Privatleben zurücktreten mußte, um ihn mit Anklagen zu überfallen und dadurch unschädlich zu machen. Cäsar seinerseits gedachte dem dadurch zu begegnen, daß er sich für das Jahr 48 zum Konsul wählen lassen wollte, und daß er die rechtliche Verlängerung seiner prokonsularischen Gewalt bis zum 31. Dezember 49 beantragte. Falls das letztere geschah, mußte er sich *in seiner Abwesenheit um das Konsulat bewerben*, was gesetzlich verboten jedoch ihm durch ein besonderes Privilegium (§ 228) früher zugestanden worden war. Trotz der heftigsten Anstrengungen Catos setzte Cäsar (wie es scheint mit Unterstützung des Pompejus und auf Anraten Ciceros) seinen Plan durch. Die sämtlichen zehn Tribunen verliehen ihm das Privilegium von neuem. Jedoch wurde dieses Privilegium bald wieder durch ein allgemeines Gesetz illusorisch gemacht, daß man sich um jedes Amt persönlich bewerben müsse. Außerdem wurde Cäsar noch dadurch persönlich gekränkt, daß man den Transpadanern, deren römisches Bürgerrecht er anerkannt hatte, dieses wieder absprach und sie auf das latinische beschränkte, das sie schon vorher gehabt hatten (§ 211). Aus diesen Schwankungen ward es klar, daß Pompejus gern mit Cäsar einen Ausgleich gefunden hätte, aber andererseits durch die Nobilitätspartei immer mehr von ihm abgedrängt wurde. Cäsar seinerseits ließ auch alle Minen spielen, und das gallische Gold mußte ihm dazu dienen, möglichst viele einflußreiche Leute zu bestechen. So kam es denn seitens der Nobilität an dem 1. März 50 zu keiner Entscheidung und nur zu einer Art von Vermittelungsvorschlag; Cäsar sollte am 13. November 50 sein Imperium abgeben. Dieser fand vielseitige Billigung, besonders nachdem der cäsarfreundliche Tribun C. Scribonius Curio für ihn eingetreten war,

mit der Begründung, daß man Cäsar zwar abberufen solle, um ihn nicht allzu mächtig werden zu lassen, jedoch solle auch Pompejus zurücktreten, dessen Imperium in Spanien ebenfalls ablaufe. Darauf wollten die Optimaten nicht eingehen, denn die vorgeschlagene Maßregel sollte ja in unauffälliger Form lediglich Cäsar treffen, und so unterblieb denn in dieser Angelegenheit der formelle Beschluß. Cäsar war von allen diesen Vorgängen unterrichtet und durchschaute die Politik seiner Gegner. Der Sinn des von ihnen vorgeschlagenen Beschlusses, den man immer noch durchzusetzen hoffte, war angeblich, Cäsar die persönliche Werbung um das Konsulat zu ermöglichen, in Wirklichkeit, ihn bis zum Antritt des Konsulats durch gerichtliche Verurteilung unschädlich zu machen. Darauf konnte Cäsar unmöglich eingehen, und so zog er sich denn mit seinen Truppen immer mehr nach dem Süden seiner Provinz, um möglichst schlagfertig zu sein. Zugleich gab er seinen Anhängern, unter denen die Volkstribunen Q. Cassius, M. Antonius und C. Scribonius Curio alte cäsarianische Offiziere waren, den Auftrag, der Nobilität zu erklären, daß Cäsar gesonnen sei, Heer und Provinz abzugeben, wenn Pompejus das Gleiche tue. Der Antrag wurde lange hin und her
April 50 erwogen und Cäsar außerdem noch durch die erwähnte Abforderung zweier Legionen (§ 228) empfindlich gekränkt; schließlich kam es Ende 50
1. Dez. 50 zu einem Beschluß des Senats, daß beide, Cäsar und Pompejus, gleichzeitig abtreten sollten, sehr zum Ärger der extremen Partei, die eine Entscheidung durch die Waffen gern gesehen hätte. Unterdes kam am Jahresschluß die falsche Nachricht, daß Cäsar mit seinen Legionen gegen Rom heranrücke. Trotz der augenscheinlichen Lüge drängten die Gegner
4. Dez. 50 Cäsars, unter ihnen der Konsul C. Marcellus, zu entscheidenden Schritten. Pompejus nahm, nachdem man ihm den drohenden Verlust seiner allgebietenden Stellung genügend geschildert hatte, den Oberbefehl an
6. Dez. 50 und begab sich auf das Land, um Aushebungen zu veranstalten. Damit war von seiten des Pompejus und seiner Faktion der Krieg erklärt, und die Anhänger Cäsars, vor allem Curio, reisten noch Mitte des Monats Dezember diesem entgegen nach Ravenna.

Das Ultimatum vom 1. Jan. 49 Unterdessen (Dezember 50) war Cäsar nach Italien gekommen und machte, weil er so Zeit gewann, um seine Truppen heranzuholen, durch M. Antonius allerhand Vergleichsversuche. Schließlich schrieb er an den Senat, entweder solle ihm die Bewerbung in Abwesenheit gestattet sein oder auch Pompejus abdanken. Es kam zu einer stürmischen Sitzung, in der die extreme Partei es durchsetzte, daß dieser billige Vorschlag abgelehnt ward. Die Tribunen legten zwar ihr Veto ein, aber erfolglos. Nun wurde die Ächtserklärung ausgesprochen, und den beiden Konsuln C. Claudius Marcellus (nicht mit dem gleichnamigen

Das Senatus consultum ultimum 7. Jan. 49 Konsul von 50 zu verwechseln) und L. Cornelius Lentulus wurde durch das sogenannte letzte Senatskonsult („videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat") diktatorische Befugnis beigelegt. Damit war der Bürgerkrieg erklärt. Die cäsarianischen Tribunen M. Antonius und Q. Cassius, die trotz ihrer Stellung ihres Lebens nicht mehr sicher waren, flohen in Sklavenkleidern in Cäsars Lager und gaben dem Feldherrn, der bisher mit scheinbarer Mäßigung aufgetreten war, einen günstigen

Vorwand, sich zum Rächer des Tribunats und zum Beschützer der Volksrechte aufzuwerfen. Als er in einer glänzenden Rede seinen Legionen das undankbare Verfahren der Aristokratie gegen den Überwinder Galliens und die gewissenlose Verletzung der von den Vätern begründeten und mit ihrem Herzblute verteidigten Verfassung darlegte, da waren Führer und Soldaten willig und bereit, ihm, selbst zum Bürgerkrieg, unbedingt zu folgen. Die Legionare machten sogar unter sich aus, daß sie den Sold, den ihnen Cäsar zu verdoppeln versprach, bis zur Beendigung des Kriegs in den Händen des Feldherrn lassen und inzwischen die ärmeren Kameraden aus allgemeinen Mitteln unterstützen wollten. Alle blieben ihm treu, nur der tapfere T. Labienus, ein überzeugter Anhänger der Optimatenpartei, der zehn Jahre lang als Beaufsichtiger bei Cäsar in Gallien gewesen war, kehrte zu seinen Parteigängern zurück. In Rom herrschte bei diesen große Verwirrung, denn trotz alles Cäsarhasses war so gut wie nichts vorbereitet. Trotzdem stürzte man sich mit Eifer in den Krieg, verteilte die Provinzen, auch die beiden Gallien, an überzeugte Optimaten und suchte von überallher Truppen zusammenzubringen, um dem herannahenden Gegner die Spitze zu bieten.

Charakteristik der Parteien

So zogen denn die beiden Parteien in den Krieg, den sie beide heraufbeschworen hatten. Cäsar hatte gewiß die besseren, äußeren Gründe, aber doch war auch bei ihm alles darauf berechnet, den Bruch herbeizuführen. Pompejus hatte sich durch sein Ungeschick äußerlich ins Unrecht gesetzt, war aber doch der Vertreter der Partei der bestehenden Zustände. Am schlimmsten aber waren die Parteigänger der beiden Machthaber, die auf beiden Seiten auf reiche Beute rechneten und die Zeit der sullanischen Proskriptionen zurückzurufen und in reichem Maße auszugestalten wünschten. Interessant ist das Urteil Ciceros, daß es überhaupt, soweit man von Ständen und Parteien rede, keine Gutgesinnten gebe, sondern daß man diese nur noch einzeln fände. Die skrupellosesten Parteigänger hatte ohne Zweifel die Optimatenpartei, die ganz ungescheut aus dem großen Kriege sich dieselben Vorteile erhofften, die einst den Vätern unter Sulla zugeflossen waren (§ 217). Man darf freilich nicht außer acht lassen, daß durch die habsüchtige Adelswirtschaft auch Cäsar eine Menge Elemente zugeführt wurden, die nur durch den Sieg des militärmonarchischen Prinzips hoffen konnten, zur Ruhe zu kommen und die Frucht ihrer Arbeit zu genießen.

Feldzug in Italien

§ 230. Der Krieg in Italien, Spanien und auf der Balkanhalbinsel. Als Cäsar am Flusse Rubicon stand, der die gallische Provinz von Italien schied, mochte er noch einmal die Wechselfälle des Geschicks überlegen, ehe er mit dem Ausruf: „Der Würfel soll geworfen sein", den Fluß überschritt. Er zog mit seinen abgehärteten, ihm treu ergebenen Legionen aus dem Polande in raschem Siegeslauf durch Umbrien und die sabellischen Gaue; denn es galt, die Gegner zu überraschen, ehe sie ihre zerstreuten Truppen um sich gesammelt hatten. Seine Milde und Freundlichkeit öffnete ihm alle Tore und gewann ihm die Herzen der Bewohner. So nahm er, ohne wesentlichen Widerstand zu finden, die wichtigen Apenninenpässe, schloß ein gegnerisches Heer

10. Jan. 49

15. bis 20. Febr. 49 bei Corfinium ein und nötigte es zur Waffenstreckung. Die Optimaten erfaßte Schrecken und Verzweiflung. Alles flüchtete, und selbst Pompejus, zu spät aus unbegreiflichem Selbstvertrauen und sorgloser Zuversicht aufgeschreckt, wagte es nicht, den Feind in Rom zu erwarten;
17. Jan. 49 er eilte mit seinen neugeworbenen und wenig zuverlässigen Truppen und einem großen Gefolge von Senatoren und Optimaten über Capua nach Brundisium, und als sich der Sieger dieser Stadt näherte, auf
17. März 49 den im Hafen liegenden Schiffen über das ionische Meer nach Epirus. Seine großsprecherische Äußerung, daß er Legionen aus dem Boden stampfen könne, hatte sich nicht bewährt. Die rasche Entschlossenheit seines Gegners hatte ihm nicht die Zeit gegönnt, die ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte zu vereinigen; man vergaß sogar in der Bestürzung, den Reichskriegsschatz (das aerarium sanctius) in Sicherheit zu bringen. Cäsar verfolgte die Fliehenden nicht über das Meer; er mußte zuvor die ängstlichen Gemüter beruhigen, die die Rückkehr der marianischen Schreckenszeit fürchteten, die Hauptstadt vor Anarchie schützen und dem Gegner die bedeutenden Streitkräfte in der pyrenäischen Halbinsel entziehn.

Cäsar in Rom
1. April 49 Darum kehrte er von Brundisium nach Rom zurück, wo er den gesprengten Senat wieder einsetzte und sich des von den flüchtigen Konsuln zurückgelassenen Staatsschatzes (gegen 70 Millionen Mark) nebst den reichen Vorräten bemächtigte, und begab sich dann nach Spanien. Hier trieb er nach blutigen, aber unentschiedenen Kämpfen bei Ilerda (Lerida) die Heere seines Gegners durch sein überlegenes Feldherrntalent und die Schnelligkeit seiner Bewegungen so in die
Kämpfe in Spanien
2. August 49 Enge, daß sie eine Kapitulation schlossen, infolge deren die Feldherren (M. Petrejus, L. Afranius, M. Varro) und die Führer zu Pompejus entlassen wurden, während die Gemeinen entweder zu dem Sieger übergingen oder nach Ablieferung der Waffen nach Hause zogen. Auf dem Heimweg nach Italien brachte Cäsar die reiche Handelsstadt
Unterwerfung Massilias
Sept. 49 Massilia, die aus alter Anhänglichkeit an Pompejus den Cäsarianern die Tore verschlossen hatte und darum während des spanischen Feldzugs von D. Brutus zu Wasser und von C. Trebonius zu Land hart belagert worden war, zur Unterwerfung; obwohl sich die Bürgerschaft eines verräterischen Überfalls nach geschlossenem Vertrag schuldig gemacht hatte, besänftigte Cäsar dennoch die Wut der Soldaten und bestrafte die Stadt nur mit Verlust der Waffen und Schiffe und mit Schmälerung ihres Gebiets und ihrer Freiheit. Sie blieb auch nach diesem Schlag immer noch der Mittelpunkt der hellenisch-römischen Kultur im Westen; aber in dem massaliotischen Dorfe Nemausus (Nîmes), das zur latinischen Stadtgemeinde (§ 181) erhoben und mit Grundbesitz ausgestattet ward, erstand dem alten Handelsstaat bald ein mächtiger Rivale.

Kämpfe in Afrika Der ausgebrochene Bürgerkrieg entfesselte einen Weltbrand, und überall in dem weiten Orbis Romanus nahm man für und wider Partei. Meistens gelang es den Cäsarianern ohne große Kämpfe, sich in den Besitz der Macht zu setzen. Entschlossene und treue Anhänger nahmen Korsika, Sardinien und Sizilien ein und wandten sich dann nach Afrika, wo in dem ehemaligen Karthago ein Gegensenat thronte,
August 49 der Schwiegervater des Pompejus, Q. Metellus Scipio, kommandierte

und man an Juba I., dem König von Numidien, einem persönlichen Gegner Cäsars, eine starke Stütze hatte. Ihnen gegenüber stand Curio (§ 229) mit unzulänglicher Truppenmacht, der zwar anfangs des Erfolges sicher zu sein schien, sich aber im Gebiete von Utica durch seinen Aug. 49
feurigen Mut auf einen ungünstigen Kampfplatz verlocken ließ, wo er, von Jubas numidischen Reitern umringt, mit seinem ganzen Heere umkam; er suchte den Tod, weil er sich schämte, als Besiegter vor seinem Gebieter zu erscheinen. So blieb denn Afrika im unbestrittenen Besitz der Optimaten; und das blieb nicht das einzige Unglück, das Cäsar traf. Ein Versuch des C. Antonius, ohne genügenden Rückhalt an einer Flotte sich Illyriens zu bemächtigen, endigte damit, daß der allzukühne Feldherr auf der Insel Curictae eingeschlossen wurde und sich mit seiner ganzen Heeresabteilung ergeben mußte. Auch die unzulängliche Flotte Cäsars vermochte den feindlichen Schiffen unter M. Bibulus gegenüber nicht die See zu halten. Dagegen wurden aus dem weiten Osten, wo Pompejus viele Anhänger zählte, diesem so viele Streitkräfte nach Rüstungen des Pompejus
der Balkanhalbinsel zugeführt, daß er über eine Armee von 7000 Reitern und elf Legionen und über eine Flotte von 500 Segeln gebot; und in Thessalonike versammelte sich eine solche Menge Emigranten aus dem Senatoren- und Ritterstande, daß der römische Staat seine Hauptstadt nebst dem Senat (den „Dreihundert") nach Makedonien verlegt zu haben schien. Es war klar, daß dort der entscheidende Zusammenstoß erfolgen mußte. Pompejus schien weit überlegen zu sein, als er seinen Legionen den Befehl gab, auf der egnatischen Straße nach dem Adriatischen Meere hin die Pinduspässe zu übersteigen. Allein die Anwesenheit so vieler mitregierender Aristokraten im Lager sollte dem Oberbefehlshaber den Kampf wider Cäsar sehr erschweren, zumal dessen Willen von niemandem durchkreuzt, sondern mit Begeisterung befolgt ward.

Nach der Unterwerfung Massilias begab sich Cäsar wieder nach Kämpfe in Epirus und Thessalien
Rom, ließ sich zum Diktator und dann (um den Schein des Rechts zu wahren) für das folgende Jahr (48) zum Konsul wählen. Darauf setzte er mit einem Teil seiner Legionen nach der epirotischen Küste hinüber, wo Pompejus mit seinem überlegenen Heere bei Dyrrhachium 5. Jan. 48
stand. Da aber die übrigen Abteilungen der Cäsarianer, durch ungünstige Witterung verhindert, nicht folgen konnten, so kam der Feldherr in schlimme Lage. Er hatte keine Schiffe, und die überlegenen Gegner, deren Flotte der unversöhnliche M. Bibulus (§ 225) befehligte, gaben sich schon der frohen Zuversicht hin, Cäsar würde als Abenteurer endigen und dann eine sullanische Restauration folgen. Von Tag zu Tag wurde Cäsars Lage unhaltbarer und sein Untergang gewiß, wenn nicht schleunige Hilfe kam, die ihm diesmal sein sonst so günstiges Geschick zu versagen schien. Um die Einschiffung seiner Truppen zu betreiben, wollte er sich sogar selbst auf einem kleinen Fahrzeug durch die feindliche Flotte nach Brundisium durchschleichen. Vermummt bestieg er in stürmischer Nacht ein kleines Schiff; den besorgten Steuermann trieb er mit dem Zuruf an: „Fürchte nichts, du führst Cäsar und sein Glück!", aber die Wellen gingen so hoch, daß das Vorhaben aufgegeben werden mußte. Auch April 48
als bald nachher der mutige und getreue Legat M. Antonius mit drei

April 48 Legionen Veteranen und 800 Reitern die kühne Überfahrt bewerkstelligte, behielten die Pompejaner die Oberhand. Eine Reihe blutiger Gefechte bei Dyrrhachium, in denen Cäsar im Nachteil war, nötigte diesen schließlich, die so energisch festgehaltene epirotische Küste
Mitte Juli 48 aufzugeben und sich in das Innere zu ziehen. Nur wenn es ihm gelang, den Gegner nachzulocken, stand noch einmal die Entscheidung bei den Waffen. Wenn aber Pompejus, ohne sich zu rühren, ihn in das unwirtliche Innere ziehen ließ, so mußte Cäsar, vom Hunger überwältigt, die Waffen ohne Kampf strecken. Jedoch erhöhten die ungeahnten Erfolge das Selbstvertrauen des Gegners so, daß er dem Ungestüm der ihn umgebenden vornehmen Jugend nachgab und den feindlichen Feldherrn, der sich mit seinen ermatteten Veteranen ostwärts zog, in die Ebene Thessaliens verfolgte, um eine rasche Entscheidung herbei-
9. August (6. Juni) 48 zuführen. In der Schlacht bei Pharsālos erfochten Cäsars kampfgeübte Truppen einen glänzenden Sieg über das mehr als doppelt so starke feindliche Heer und erbeuteten das reiche, mit Kostbarkeiten und Vorräten angefüllte Lager. 15 000 Feinde lagen tot oder verwundet auf dem Schlachtfelde, während die Cäsarianer nur 200 vermißten; von den elf feindlichen Adlern wurden Cäsar neun überbracht. Der Rest der Pompejaner, gegen 20 000 Mann, streckte am anderen Morgen die Waffen.

Tod des Pompejus Als die Schlacht noch wütete, legte Pompejus kleinmütig verzweifelnd seine Feldherrnabzeichen ab und ritt auf dem nächsten Wege dem Meere zu, um ein Schiff zu suchen. Mit wenigen Getreuen floh er über Lesbos nach Kleinasien und von dort über Kypros nach Ägypten,
28. Sept. 48 fand aber hier statt gastlicher Aufnahme Tod durch Meuchelmord. Der König Ptolemäos XII. Dionysos, in der Hoffnung, dadurch Cäsars Gunst zu erlangen, ließ den gebeugten Helden bei seiner Landung in Pelusium töten. „Im Aussteigen stach der Kriegstribun L. Septimius ihn hinterrücks nieder, unter den Augen seiner Gattin und seines Sohnes, die von dem Verdeck ihres Schiffes aus dem Morde zusehen mußten, ohne retten oder rächen zu können. An demselben Tage, an dem er dreizehn Jahre zuvor, über Mithradates triumphierend, in die Hauptstadt eingezogen war, endigte auf einer öden Düne des unwirtlichen Strandes durch die Hand eines seiner alten Soldaten der Mann, der ein Menschenalter hindurch der Große geheißen und jahrelang Rom beherrscht hatte.“ Sein Leichnam blieb unbeerdigt liegen, bis seine alten Soldaten ihn auf einfachen Brettern verbrannten; sein Ring und Haupt wurden später dem Sieger überbracht.

Cäsar in Ägypten **§ 231. Der Krieg in Afrika, im Orient und in Spanien.** Trotz des Todes des Pompejus war Cäsar noch weit entfernt, den endgültigen Sieg gewonnen zu haben. Denn nicht die Person des großen Gegners, sondern die Nobilitätspartei galt es zu unterwerfen. Zunächst segelte
Okt. 48 er unverzüglich nach Alexandria; dort erfuhr er das tragische Ende des großen Feldherrn, was ihm Tränen des Mitleids erpreßte. Er versagte dem Urheber des Mords die gehoffte Belohnung und entschied, als er zum Schiedsrichter des Thronstreits zwischen den Kindern des jüngst verstorbenen Ptolemäos XI. Auletes, dem dreizehnjährigen

Ptolemäos Dionysos und seiner anmutvollen Schwester Kleopätra (geboren 69), erkoren ward, zugunsten der letzteren, geriet aber dadurch mit dem König und mit dem ägyptischen Volke in einen Krieg, der ihn sechs Monate lang in Alexandria festhielt und in die größte Gefahr brachte. Mit wunderbarer Kunst und Geschicklichkeit verteidigte sich der von Truppen entblößte Feldherr gegen die zügellose Volksmasse der Handelsstadt und das ägyptische Heer unter Achillas und Ganymedes zuerst in der Königsburg, und als diese mit einem großen Teil der herrlichen Bücherschätze in Brand geriet, auf der Leuchtturminsel Pharos im Hafen. Erst als ihm Verstärkungen aus Syrien und Kleinasien zugekommen waren, und Ptolemäos nach einer unglücklichen Schlacht in den Wellen des Nils ertrunken war, ergab sich Alexandria der Gnade des Siegers; im Trauergewande, die Götterbilder in den Händen, flehten die Bürger um Frieden. Cäsar verfuhr schonend. Hinweisend auf den großen Schaden, den die Stadt durch den Flottenbrand und andere harte Schläge erfahren hatte, ermahnte er die Einwohnerschaft ernstlich, sich künftig allein der Künste des Friedens zu befleißigen und die Wunden zu heilen, die sie sich selber geschlagen hätten. Die Führer der national-ägyptischen Partei wurde beiseite gebracht; die ägyptische Armee wurde aufgelöst, und an ihre Stelle traten drei römische Legionen, die von nun an am Nil ihr Standquartier erhielten. So war das Ptolemäerreich ebenfalls unter römische Oberhoheit gebracht worden, obwohl dem Namen nach die alte Herrschaft bestehen blieb, da Cäsar der reizenden Kleopatra, die ihn an sich gefesselt hatte (und ihm später den Cäsarion gebar), die Regierung übergab.

Alexandrinischer Krieg 47

27. März 47 (14. Januar)

Ihn selbst riefen die Verhältnisse nach Asien, wo sein Unterfeldherr Cn. Domitius Calvinus nicht fertig werden konnte. Dort war Pharnäkes, der Sohn des großen Mithradates (§ 222), aus seinen bosporanischen Besitzungen hervorgebrochen, hatte sich in den Besitz seines Stammlandes Pontos gesetzt und die benachbarten Fürsten, unter ihnen Dejotarus von Galatien, vertrieben. Daß dieser Erbe eines berühmten Namens nicht länger hier hausen durfte, war Cäsar klar. In Eilmärschen zog er ihm entgegen, und der schnelle Sieg bei Zela, den er durch den Schrecken seines Namens über Pharnakes davontrug, ist durch die merkwürdige briefliche Nachricht darüber: ich kam, sah, siegte (veni, vidi, vici), verewigt worden. Pharnakes verlor alle seine Eroberungen und bald nachher durch einen treulosen Diener auch sein Leben; sein Halbbruder Mithradates Pergamenus, der dem römischen Feldherrn in Ägypten gute Dienste geleistet hatte, erlangte Galatien und die bosporanische Königskrone.

Kämpfe in Asien

2. Aug. 47 (20. Mai)

Unterdes war es hohe Zeit geworden, daß Cäsar sich um die Verhältnisse in Rom kümmerte. Nach der Schlacht von Pharsalus hatten sich die Trümmer der Optimatenpartei in Korkyra gesammelt, wo sie unter Vorsitz des Cato, Labienus, Afranius, Cassius und Cicero Kriegsrat hielten. Ihr Hauptrüstzeug, die Flotte im Adriatischen Meere, fügte den Cäsarianern vielen Schaden zu, bis Cäsars Admiral P. Vatinius sie bei Tauris an der dalmatischen Küste schlug. Damit ging den Pompejanern, die unter dem Kommando von M. Oktavius standen,

Die pompejanische Flotte

Frühling 47

auch die Besitzungen am illyrischen Festland verloren, auf die sie sich bis dahin gestützt hatten, und die Reste ihrer Armee begaben sich nach Afrika. Bedenklicher noch waren die Vorgänge in Italien selbst, wo P. Cornelius Dolabella, Ciceros Schwiegersohn, als Volkstribun eine demagogische Rolle zu spielen versuchte. Zu einer Beamtenwahl für 47 war es gar nicht gekommen, da man auf Cäsars Entscheidungen hatte warten wollen. Auch war die pompejanische Partei durch die lange Abwesenheit Cäsars wieder erstarkt und hatte ihren Hauptstützpunkt in Afrika, wohin sich nach und nach alle Häupter der Cäsarfeinde begeben hatten. Dazu kamen Unruhen unter den in Kampanien stehenden Legionen, die nach den langen Kriegen sich nach dem Abschied sehnten. Cäsar eilte nach Rom und wußte die aufgeregten Gemüter des Volks durch versöhnende
Sept. 47 Maßregeln und die murrenden Soldaten durch Versprechungen und kluge Erregung ihres militärischen Ehrgefühls zu beruhigen. Als sie im Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit ihren Abschied verlangten, gewährte er ihnen denselben, redete sie als Quiriten an und versprach, ihnen nach seinem Triumph Geschenke und Acker zu verleihen. Tief ergriffen, daß der Feldherr ihnen in Aussicht stellte, dem Siegeszug ihrer Kameraden als Bürgersleute zuschauen zu müssen, und durch die fremdklingende Anrede betroffen, standen die Krieger eine Weile zaudernd, bis von allen Seiten der Ruf erscholl, daß der Feldherr sie wieder zu Gnaden annehmen und es ihnen wieder gestatten möge, Cäsars Soldaten
Cäsar in Afrika 28. Dez. 47 (12. Okt.) zu heißen. Er ließ sich endlich erbitten und setzte dann gegen Ende des Jahres 48 nach Afrika über, wo die Republikaner und Pompejaner sich um Cato, Q. Metellus Scipio und den Numiderkönig Juba I., dem man für den Fall des Sieges hohe Versprechungen gemacht hatte, vereinigt und während der langen Belagerung Cäsars in Alexandria eine wohlgerüstete zahlreiche Armee unter namhaften Führern aufgebracht hatten. Wie vorher Thessalonike, wurde jetzt Utika der Sitz des Senats, der „Dreihundert".

Anfänglich war Cäsars Feldzug nichts weniger als glücklich. Er erlitt bei Ruspina (Monastir) eine empfindliche Schlappe. Aber
4. Jan. 46 es gelang ihm, Juba dadurch einen neuen Feind zu schaffen, daß er den König Bocchus von Mauretanien zum Einfall in dessen Land be-
6. April (6. Febr.) 46 stimmte; die blutige Schlacht von Thapsos vernichtete alle Hoffnungen der Republikaner: fast ihre gesamte Armee, die unter Scipio und Juba aufs tapferste gestritten hatte, deckte die Walstatt. Von den Überlebenden töteten sich viele mit eigener Hand, so Scipio, des Pompejus Schwiegervater, und der starrsinnige Cato, der sich in Utika mit stoischer Fassung den Tod gab, treu den Grundsätzen, die er im Leben ehrlich und mutig bekannt hatte (infolge dieser Tat gewöhnlich mit dem Beinamen Uticensis genannt). Juba begab sich mit M. Petrejus, dem Überwinder Catilinas (§ 224), nach einem seiner Landhäuser und forderte seinen Begleiter auf, mit ihm im Zweikampf
Numidien Provinz um den Tod zu fechten. Als Petrejus gefallen war, ließ sich der König von der Hand eines Sklaven durchbohren. Das numidische Reich wurde zum Teil an Cäsars mauretanische Bundesgenossen vergeben, teils als Africa nova unter eigener Verwaltung an die römische Pro-

vinz Afrika angeschlossen. Italische Kolonisten, die daselbst angesiedelt wurden, brachten das herrliche Land bald wieder zu neuer Blüte. Nunmehr gedachte Cäsar nach Italien zu ziehen; denn die Bekämpfung seiner noch übrigen Gegner, der beiden Söhne des Pompejus Gnäus und Sextus und seines ehemaligen Unterfeldherrn T. Labienus, glaubte er seinen Unterfeldherren überlassen zu können.

Cäsars Diktatur auf zehn Jahre

In Rom traf er Ende Juli 46 ein und trat damit die Regierung tatsächlich an, daß ihm die Diktatur, die er bereits 49 und 47 geübt hatte (48 war er Konsul), zunächst auf zehn Jahre, dann auf Lebenszeit verliehen wurde; es fehlte nur noch der Name König. Die Bewohner Italiens überboten sich in Huldigungsbeweisen; ein prachtvoller Triumph (§ 227), der die glänzenden Erfolge in Gallien so recht zur Schau stellen sollte, verbunden mit den schmeichelhaftesten Huldigungen des Senats, mit glänzenden Festmahlen und mit reichen Schenkungen, erwartete den Sieger.

Letzte Kämpfe in Spanien

Indes war der Krieg gegen die unterlegene Optimatenpartei noch nicht ganz beendet. In Spanien hatte nach 49 Cäsars Unterfeldherr Q. Cassius Longinus so übel gehaust, daß dort die Sympathien für die Pompejaner hell aufloderten. Die beiden Söhne des Pompejus, die sich nach der Schlacht von Thapsos auf die Balearen geflüchtet hatten, und der unversöhnliche T. Labienus begaben sich nach Spanien und organisierten den Aufstand. Sie waren zum Äußersten entschlossen und wollten und boten keine Gnade. Cäsar mußte, wenn nicht alles wieder aufs Spiel gesetzt werden sollte, von Rom fortziehen, um seine letzten Feinde in der spanischen Provinz Bätika anzugreifen. In der furchtbaren Schlacht bei Munda, wo beide Teile mit dem Mute der Verzweiflung stritten und Cäsar in der höchsten Gefahr geschwebt hatte, wurden die letzten Reste der Pompejaner und Republikaner vernichtet. Der eine der Söhne, Gnäus, wurde nach der Schlacht auf der Flucht getötet; der überlebende Sextus führte fortan als heimatloser Flüchtling ein unstetes Seeräuberleben, bis auch er zehn Jahre später in Kleinasien eines gewaltsamen Todes starb (§ 236). Cäsar verweilte noch einige Monate in Spanien, um dort dauernde Beruhigung zu schaffen und kam erst im Herbst nach Italien zurück.

17. März 45

Cäsars Stellung

§ 232. Cäsars Reformen und Alleinherrschaft. Nach Unterwerfung des südwestlichen Spaniens kehrte Cäsar als Herr und Gebieter des römischen Reichs nach der Hauptstadt zurück, wo er als „Vater des Vaterlandes" begrüßt und von dem demütigen Senat auf Lebenszeit zum Diktator, von dem Volke aber zum Tribun gewählt und mit der erweiterten Aufsicht über die Sitten ausgerüstet wurde. Ja, nicht bloß mit menschlichen Ehren ließ man sich genügen, sondern machte ihn auch zum Gotte und erwies ihm als solchem göttliche Ehren. Die Bezeichnung Imperator aber, die ihm von nun an als ständiger, dem Namen voranzusetzender, Ehrentitel verblieb, verlor allmählich die Bedeutung eines bloßen Militäramts; sie wurde zum Ausdruck der höchsten Amtsgewalt überhaupt (Imperium), vereinigt in der Hand eines vom Senate unabhängigen Volkshauptes, eines Amtes, in welchem die richterliche und administrative Gewalt mit der Heerführung ver-

Oktober 45

bunden war. Sogleich machte sich nun Cäsar daran, die neue Monarchie zu organisieren und hat in der kurzen Spanne weniger Jahre fast die ganze Arbeit geleistet, der es bedurfte, um die Mißstände jahrhundertelanger Verlotterung zu beseitigen.

Imperium

Cäsar suchte unter dem Titel eines Imperators das Wesen und die Machtbefugnisse des alten Königtums sich anzueignen; die Benennung „König" vermied er zunächst, aus Rücksicht auf die volkstümlichen Antipathien; aber er ging in vielen Stücken auf die Überlieferungen der Königszeit zurück.

Senat

Die Münzen wurden mit seinem Brustbild geziert; der Senat, den Cäsar selbst aus den Anhängern der neuen Ordnung, aus ergebenen Männern verschiedener Stände, zum Teil auch aus alten Soldaten, Freigelassenen und Provinzialen bildete und auf 900 Mitglieder vermehrte, diente fortan als höchster Reichsrat, den der Imperator benutzte, um die Gesetze mit ihm vorzuberaten und die wichtigeren administrativen Verfügungen durch ihn oder wenigstens unter seinem Namen zu erlassen; dem altrepublikanischen Geschlechteradel mit seinen Kurienversammlungen fügte er eine große Anzahl neuer Familien bei und schuf somit eine monarchische Nobilität.

Der Monarch und seine Beamten

Die Staatsgeschäfte dagegen waren allein in des Regenten Hand konzentriert, und er trug Sorge, nur untergeordnete und ihm ergebene Leute in die Ämter zu bringen; die Verwaltung der Staatskasse behielt er sich selbst vor, die Erhebung der Provinzialgefälle und die Leitung des Münzwesens übertrug er Freigelassenen. Ebenso besetzte er aus eigener Machtvollkommenheit die Statthalterschaften, doch verwendete er dabei, aus Rücksicht auf den Soldatengeist, in der Regel nur angesehene Männer zu Prokonsuln und Proprätoren. Die städtischen Ämter, das Konsulat, die Zensur und Prätur, die Tribunen und Ädilen ließ er zwar bestehen, minderte aber ihre Bedeutung und Machtbefugnisse; sie wurden aus hohen Reichsbeamten zu Gemeindebeamten umgeschaffen und die Zahl der Mitglieder, um geschäftliche Erleichterungen zu schaffen und seine Anhänger befördern zu können, unter ihm und seinen Nachfolgern bedeutend vermehrt; die Zahl der Quästoren wurde von zwanzig auf vierzig, die der Ädilen auf sechs, die der Prätoren nach und nach auf sechzehn erhöht. Späterhin wurden die Konsuln sehr häufig veranlaßt, vor der Zeit abzudanken und nachgewählten Konsuln (consules suffecti) Platz zu machen. Alle diese Beamten waren von Cäsar allein abhängig. Er berief sie, wenngleich der Schein der Wahl durch das Volk gewahrt wurde, aus eigener Machtvollkommenheit; er umschrieb genau die Grenzen ihrer Befugnisse, er vergab, ohne irgend jemand zu fragen, eine große Menge von Beamtenstellen oder rief deren Inhaber ohne weitere Begründung ab. Dazu kam noch das entscheidende Moment: er allein besaß das ihm ausdrücklich gewährleistete Recht, für die von ihm selbst bekleideten Ämter einen Nachfolger zu ernennen. Darin lag die Anerkennung, daß an der Spitze des römischen Staates nunmehr ein Autokrat stand, der niemandem verantwortlich war als sich selbst.

Priester

In die geistliche Hierarchie machte Cäsar weniger Eingriffe, nur daß er das Oberpontifikat und die Mitgliedschaft in den drei andern höchsten geistlichen Kollegien mit der Person des Regenten verknüpfte. Ebenso ließ

Gerichte

er die bisherige Gerichtsordnung bestehen; Senatoren und Ritter teilten sich in die Geschworenenstellen, doch schied er die Ärartribunen (§ 219) wieder aus und nahm das Recht in Anspruch, Blutgerichte wie Privatprozesse zu alleiniger und endgültiger Entscheidung an sich zu ziehen; zugleich hatte er kraft seiner tribunizischen Gewalt eine oberrichterliche Befugnis über alle gerichtlichen Urteilssprüche, wodurch eine „kaiserliche Appellationsinstanz" ins Leben gerufen wurde.

Bürgerrecht

Das Bürgerrecht fand eine weitere Ausdehnung als vorher; die Provinz Gallia transpadana wurde ganz als römisches Land betrachtet, und so rückte denn die Grenze Italiens nunmehr bis an den Fuß der Alpen vor. Auch eine Anzahl Gemeinden in Spanien und Gallien, sowie Karthago wurden

zu römischen Kolonien (§ 181) mit deren Rechten erhoben. Für die italischen Gemeinden wurde eine einheitliche Städteordnung gegeben, die sich auch auf Rom selbst erstreckte und die Verhältnisse genau nach römischem Muster regelte. Lex Julia municipalis

In das Finanzwesen brachte Cäsar bessere Ordnung, einmal dadurch, daß er nur bei den indirekten Abgaben das bisherige Pachtsystem beibehielt, die direkten aber unmittelbar durch Staatsbeamte erheben ließ, sowohl die Naturalleistungen als die Geldabgaben; sodann durch Beschränkung und Regulierung der Kornverteilungen in der Hauptstadt: die Zahl der Personen, an welche jährlich freies Korn abgegeben wurde, ward auf 150 000 festgesetzt. Durch die im großen Maßstab angeordneten Konfiskationen flossen der Staatskasse unermeßliche Summen zu, wodurch es möglich ward, die großen Ausgaben zu bestreiten, welche die Vermehrung der stehenden Heere zur Grenzverteidigung und die Verdoppelung des Soldes für den Kriegsmann verursachten. Finanzen

Auch das durch den Bürgerkrieg erschütterte Heerwesen suchte der Feldherr zu heben, wenngleich es ihm nicht gelang, die alten Bürgerlegionen wieder ins Leben zu rufen und den militärischen Geist in der städtischen Bevölkerung wieder zu wecken. Das Heer war im Laufe des Bürgerkriegs auf 52 Legionen angewachsen; dem entsprach natürlich die Menge der Veteranen, für deren Versorgung nach geleistetem Heeresdienst Maßregeln getroffen werden mußten. Sie bildete die große Mehrzahl der ausgesendeten Kolonisten, die nach Spanien, Südgallien, Makedonien, Asien und Afrika gingen; ein guter Teil von ihnen wurde von Cäsar aber auch in Italien selbst untergebracht, wobei er an sein Ackergesetz vom Jahre 59 anknüpfte (§ 226). Die Führerstellen wurden als Eigentum der höheren Stände angesehen, die Gemeinen waren ein aus allen Ländern zusammengebrachter und den unteren Klassen angehörender Volkshaufen. Der schwierigen Aufgabe, die Mannschaften einer stehenden Armee innerhalb der Kreise des bürgerlichen Lebens zu halten, suchte er zu genügen durch Verkürzung der Dienstzeit und durch regelmäßige Ansiedlung der ausgedienten Soldaten als Ackerkolonisten. Eine Leibgarde hielt er nicht. Heer

Das wichtigste, was die neue Monarchie zu leisten hatte, war die Fürsorge für die wirtschaftliche Gesundung des Reichs. Hierauf richtete Cäsar sein Augenmerk vor allen Dingen. Dem durch die Bürgerkriege stark erschütterten Kredit half er dadurch auf, daß die Gläubiger, vor allem die Hausbesitzer genötigt wurden, auf ein Viertel der anstehenden Forderungen zu verzichten. Viele Landschaften und Städte erhielten Steuerfreiheit oder eine Minderung ihrer Steuerbelastungen; andere, die auf seiten der Pompejaner gestanden hatten, wurden in der Steuer erhöht. Die Übervölkerung der Hauptstadt durch Sklaven und die Proletariermenge suchte er durch starke Kolonisation in den Provinzen (z. B. in Korinth, Karthago, Nemausus, Arelate, Arausio, Lampsakos, Herakleia Pontike, Pola u. a., die alle den Beinamen colonia Julia erhielten) zu mindern und dadurch der herrschenden Unsicherheit und den häufig eintretenden Notständen zu wehren. Zugleich wurde die Markt- und Stadtpolizei vermehrt und besser organisiert und durch gemeinnützige Bauwerke das republikanische Forum von dem städtischen Gedränge befreit. So errichtete er auf dem Marsfelde die Saepta Julia, eine neue Verhandlungsstätte für Wahlen und Volksversammlungen, und das Forum Julium zwischen Kapitol und Quirinalis zum besonderen Gerichtsmarkt. Andere großartige Bauentwürfe blieben unausgeführt und (wie z. B. die Regulierung des Tiber, der Ausbau des Hafens von Ostia, die Trockenlegung der pomptinischen Sümpfe u. a.) der Tätigkeit seiner Nachfolger vorbehalten. Wirtschaftliche Maßregeln in Italien 46

Aber die gesellschaftlichen Schäden waren zu groß, als daß sie hätten geheilt werden können. Die Einwohner teilten sich in Reiche und Vornehme, und in den besitzlosen Proletarierhaufen; der Mittelstand war stark zusammengeschmolzen und in größeren Mengen nur noch in einzelnen Gegenden Italiens in den Landstädten zu finden. In der Umgegend Roms hatte die Nutzwirtschaft dem unfrucht- Soziale Zerklüftung

baren Luxus Platz machen müssen: wo die alten latinischen Bauernschaften gesäet und geerntet hatten, erhoben sich jetzt die glänzenden Landhäuser, von denen manches den Raum einer mäßigen Stadt bedeckte. Im übrigen Italien wog die Gutswirtschaft mit Sklavenhaltung vor und verdrängte die kleinen Bauernhöfe und den freien Landbau. Zwar wurde dadurch der Ackerbau großartiger und blühender, so daß die Dichter mit Recht das schöne Heimatland besingen konnten; aber die kleine Bauernwirtschaft der alten Zeit ging darüber zugrunde, und zwischen dem reichen Kapitalisten und dem rechtlosen Sklaven- und Bettlerhaufen gähnte ein furchtbarer Abgrund. Die alten Landstädte Italiens sanken zu verlassenen Dörfern herab; die früher so zahlreiche italische Bevölkerung, die kein Land und Brot mehr in der Heimat fand, strömte in die Hauptstadt ab, um die ewig hungernden Proletariermassen zu vermehren, während eine aus der Fremde herbeigezogene Bevölkerung von Sklaven, Freigelassenen und Händlern sich mehr und mehr über ganz Italien ausbreitete. Anscheinend erlebte Italien damals eine noch nie dagewesene Blütezeit, aber der sich immer höher steigernde Reichtum, der alle mittleren Existenzen vernichtete, blieb dem durchdringenden Auge Cäsars in seiner Verderblichkeit nicht verborgen. Cäsar suchte nach Kräften der Kapitalübermacht zu wehren, teils durch Aufhebung der persönlichen Schuldknechtschaft, teils durch ein Gesetz, wonach die rückständigen Zinsen niedergeschlagen und die gezahlten vom Kapital abgezogen wurden, teils durch das Gebot an Viehzüchter und Grundbesitzer, den dritten Teil ihrer Hirten und Ackerbauer aus freigeborenen Männern zu nehmen. Zugleich suchte er durch gesetzliche Bestimmung dem Luxus und der Verschwendung ein Ziel zu setzen und der allzu langen Abwesenheit der Reichen von Italien zu begegnen. Neue Gemeindeordnungen sollten die verödeten und verfallenen Landstädte wieder in die Höhe bringen, Straßen, Kanäle und Verkehrserleichterungen Handel und Gewerbetätigkeit fördern. Um der Entvölkerung Italiens entgegenzutreten, die hauptsächlich durch die Umwandlung des Ackerlandes in Viehweide herbeigeführt wurde, betrieb er die Ansiedlung alter Soldaten als Kolonisten mit kleinem Grundbesitz und unterstützte die Väter zahlreicher Familien mit außerordentlichen Belohnungen.

Anwachsen des Kapitalismus

Maßregeln dagegen

Lex sumptuaria

Der größte Wohltäter ward Cäsar aber für die Provinzen, deren er dreizehn übernahm (die beiden Spanien, die transalpinische provincia Gallia, das diesseitige Gallien mit Illyrikum, Makedonien und Griechenland, Sizilien, Sardinien und Korsika, die Provinz Asien, Bithynien und Pontus, Cilicien mit Cypern, Syrien, Kreta mit Kyrene, die Provinz Afrika). Diese vermehrte er auf achtzehn, indem er Illyrikum von dem diesseitigen Gallien abtrennte und zu einem besonderen Sprengel machte und der Gesamtheit die Provinzen des lugdunensischen Galliens, Aquitaniens Belgiens und Africa nova (§ 231) hinzufügte. Nirgends hatte die römische Oligarchie fürchterlicher gehaust als in den untertänigen Landen. Nicht die parteiische Rechtspflege und die einfache Willkür der Tyrannen und Satrapen hatte jemals so vernichtend gewirkt, als das alles frische Leben niedermähende Steuersystem der römischen Kapitalistenvereine. Hier griff Cäsar durch und gestaltete die Verwaltung völlig um. Die neuen Statthalter, die er für das Jahr 44 aus eigener Machtvollkommenheit ernannte und lediglich aus der Zahl seiner treuesten Anhänger entnahm, waren kaiserliche Beamte, und gegen die neuen Oberbeamten wurde das alte Gesetz gegen Erpressungen (§ 202) mit unnachsichtiger Strenge gehandhabt.

Verwaltung der Provinzen

Der traditionellen Verpflichtung aller Einzelherrscher, sich auch der geistigen Kultur ihrer Untertanen anzunehmen, Kunst und Wissenschaft zu fördern und aus ihrem Hofe einen Sammelplatz aller geistig bedeutenden Menschen ihrer Zeit zu machen, war sich Cäsar ebenfalls voll bewußt. Leider hat seine Regierungszeit zu kurz gedauert, als daß es ihm vergönnt gewesen wäre, für Dichtung und bildende Kunst, denen er ein großes Interesse und außergewöhnliches Verständnis entgegenbrachte, etwas Nachhaltiges zu tun; dieser Ruhm blieb seinem großen Nachfolger vorbehalten.

Cäsar und die Kultur

Doch verdankt die Welt Cäsars Einsicht einmal die Bestimmung, daß Bildung allein schon ein Anrecht auf das römische Bürgerrecht geben solle, indem er den Ärzten und Lehrern der freien Wissenschaften das Bürgerrecht verlieh, seinen kärglichen Mußestunden schuldet sie die Durchführung der julianischen Kalenderreform. Der römische Kalender war durch die Unkunde der Pontifices, denen die Aufsicht und Regelung desselben zustand, seit 57, wo man zum ersten Male die bisherige Einschaltung eines Monats von 21 bis 22 Tagen unterlassen hatte (die aller zwei Jahre nötig war, um mit dem natürlichen Jahre einigermaßen in Übereinstimmung zu bleiben), in heillose Verwirrung geraten. Darum ließ Cäsar, mit astronomischer Wissenschaft vertraut und als oberster Pontifex mit der Leitung der Jahresrechnung beauftragt, durch den alexandrinischen Gelehrten Sosigĕnes den julianischen Kalender einrichten, durch den das althergebrachte offizielle Mondjahr von 355 Tagen durch die schon in der landwirtschaftlichen Praxis viel verwendete Sonnenjahrsrechnung ersetzt ward, so daß allemal nach drei Jahren von je 365 Tagen ein Schaltjahr von 366 Tagen eintrat. Der julianische Kalender begann mit dem Jahre 45 v. Chr., nachdem das vorhergehende Jahr (annus confusionis) um 90 Tage verlängert worden war. Da aber jedes julianische Jahr um elf Minuten und einige Sekunden zu lang wurde, so wurde im Jahre 1582 durch Papst Gregor XIII. eine neue Kalenderverbesserung vorgenommen (II, § 114). Zum Andenken an die Kalenderreform, aber auch aus unwürdiger Schmeichelei nannte man den Monat Quintilis, in dem Cäsar geboren war, von nun an nach seinem Namen Juli.

Kalenderreform

§ 233. Cäsars Tod (44). Allein so sehr auch Cäsar durch verständige Gesetze und Einrichtungen die Gemüter zu beruhigen suchte, so sehr er sich angelegen sein ließ, die Optimaten zur Teilnahme an der neuen Staatsordnung herbeizuziehen, die Geächteten durch Wiederherstellung ihrer Rechte und Güter zu versöhnen, die unteren Volksklassen durch Fürsorge für ihren Unterhalt und ihr zeitliches Wohl zu gewinnen, seine Stellung blieb doch unsicher. Zwar wurde Cicero, nach Catos Tode das Haupt der Optimaten, auf das rücksichtsvollste behandelt und selbst die ärgsten Widersacher ohne Strafe heimgerufen, jedoch die Optimatenpartei stand Cäsar immer mit dem alten Hasse gegenüber und wartete nur, bis sich der seltene Mann eine Blöße geben würde, um über ihn herzufallen. Aber auch bei der Populärpartei hatte er Mißfallen erregt, da er zum Herrscher geworden, nunmehr die allgemeine Wohlfahrt an Stelle des Parteiinteresses setzen mußte.

Cäsar und die Optimaten

Der Anlaß zur Gewalttat kam, als das Gespenst des „Königtums" auch dem Namen nach vor den Römern auftauchte. Cäsar, dessen Körper durch die unerhörten Strapazen und Kämpfe der letzten 14 Jahre geschwächt war, verfiel nämlich in eine an dem sonst so besonnenen Manne ungewohnte Reizbarkeit und zeigte bisweilen einen großen Mangel an Selbstbeherrschung; es wurde von Tag zu Tag mehr offenbar, daß der Imperator nicht nur nach der tatsächlichen Macht, sondern auch nach dem Titel und den Ehren des Alleinherrschers strebte. Sein sichtbares Wohlgefallen an dem von M. Antonius bei einem Feste dargebotenen Königsdiadem, das er mit nur erkünsteltem Unwillen zurückstieß, begünstigte die Tätigkeit einer kurz vorher gegründeten Verschwörung, die mit Cäsars Tod auch die Republik zurückzuführen vermeinten.

Krönungsversuch

Verschwörung des Brutus und Cassius

An ihrer Spitze stand der hochsinnige M. Junius Brutus, der mit Cäsar persönlich befreundet gewesen war, und neben ihm

C. Cassius, ein ebenso ehrgeiziger als entschlossener Mann. Obwohl früher Pompejaner, waren beide von Cäsar mit der Prätur beehrt und gleich den meisten übrigen Mitverschworenen mit Wohlwollen und Vertrauen behandelt worden; aber das altrömische Vorurteil gegen jede monarchische Gewalt ließ sie alle Rücksichten vergessen. Die übrigen Verschworenen, deren Namen nicht alle bekannt geworden sind, setzten sich teils aus Pompejanern zusammen, die an Cäsar ein Rachewerk tun zu sollen vermeinten, teils aber auch aus Cäsarianern, denen der Diktator nicht genug Ehren und Vorteile zugewendet hatte. Das Zauberwort aber, das sie alle zusammenhielt, hieß: Freiheit und Republik, und die meisten mochten wohl auch ehrlich meinen, daß diese beiden Dinge nur durch Cäsars Tod zurückgeführt werden könnten. Mit der größten Heimlichkeit faßten sie den Mordplan. Aller Warnungen ungeachtet hielt Cäsar an den Iden des März in der Halle des Pompejus eine Senatssitzung, um sich für den beabsichtigten Kriegszug wider die Parther den Königstitel für die außeritalischen Provinzen erteilen zu lassen, den angeblich die sibyllinischen Bücher für den Partherbesieger verlangt hatten. Hier sank er, von dreiundzwanzig Dolchstichen durchbohrt, bei der Bildsäule seines ehemaligen Gegners nieder, im achtundfünfzigsten Jahre seines Lebens.

Cäsars Ermordung 15. März 44

Charakteristik Cäsars

Die Natur hatte den großen Römer, der berufen war, die abgelebte Republik in die neue monarchische Form hinüberzuführen, mit körperlichen und geistigen Vorzügen im reichsten Maße ausgestattet. „Wenn seine schöne, männliche und würdevolle Gestalt, sein hoher und schlanker Wuchs, seine Adlernase und seine schwarzen lebhaften Augen, mit einem Ausdruck von Wohlwollen und Heiterkeit, geeignet waren, ihm Liebe, Anhänglichkeit und Vertrauen im gesellschaftlichen Leben zu erwerben, so setzte ihn die körperliche Übung und Abhärtung, die Gewandtheit im Reiten, Fechten und Schwimmen instand, alle Entbehrungen und Anstrengungen mit den Truppen zu teilen, Kälte und Hitze, Nachtwachen, Hunger und Durst zu ertragen." In jungen Jahren war er der Sinnlichkeit sehr ergeben und nannte sich nicht umsonst einen Abkömmling der Aphrodite, deren Namen er oft genug als Parole ausgab. Späterhin benutzte er seine Verhältnisse nur noch zu politischen Zwecken, auch das bekannte mit Kleopatra, das dazu dienen mußte, eine schwache Stelle in seiner Politik (das Verhältnis zu den Titularfürsten des Orients) zu decken. Auch dem Wein, der Alexander d. Gr. bis ans Ende als Sorgenbrecher begleitete, huldigte der nüchterne Mann niemals im Übermaß, so sehr er heitere Geselligkeit liebte. Bei aller Sinnenfreude blieb er zu jeder Zeit der kühl überlegende und folgerecht handelnde Mann und erwarb sich gerade in dem Strudel seines vielbewegten Lebens jene Kenntnis der Welt und der menschlichen Triebe und Eigenschaften, durch die er eine unwiderstehliche Gewalt und Herrschaft über alle erlangte, die in seine Nähe kamen. Er besaß wie kein anderer die Gabe, sich alle Kräfte dienstbar zu machen und alle Menschen zu einem harmonischen Zusammenwirken nach einem großartig angelegten Plane zu vereinigen, ohne ihnen das Gefühl der selbständigen Aktion zu rauben. Freilich traf ihn, wie jedes demokratische Parteihaupt, das zur Herrscherwürde aufsteigt, das schlimme Los, daß ihm keine ebenbürtigen Helfer beschieden waren. Seine Offiziere, selbst die bedeutendsten, waren nur groß, solange sein Geist ihnen Richtung und Impuls gab, solange sein Beispiel sie belebte und spornte; aus seiner Nähe geschieden, verloren sie sich in der Menge. Dabei läßt sich streiten, ob er als Feldherr oder als Staatsmann am größten war, ob er mehr als Schriftsteller oder als Redner glänzte, ob man mehr den geistreichen Kunstkenner oder den witzigen, anmutigen Gesellschafter in ihm bewundern muß. Bei seinen Handlungen und Unternehmungen vertraute Cäsar nur auf die eigene Kraft, auf die Klarheit seines Verstandes, auf seine Umsicht und Berechnung, daneben aber auf sein Glück; die Religion war ihm nur ein Mittel, auf das Heer zu wirken. Über seine Soldaten hatte Cäsar eine unwiderstehliche Macht; er selbst der tapferste Mann im Heer, der in kritischen Augenblicken mit seiner Person einstand, der die wankende Schlacht oft durch seinen entschlossenen Mut herstellte, der bei Munda ohne Helm in erster Reihe focht und in Alexandria sich durch Schwimmen rettete, war dem Krieger ein lebendiges Vorbild in der Schlacht; die Verstandesklarheit, der rasche Blick, die kluge Berechnung

der Umstände und Möglichkeiten erfüllten die Legionen mit Vertrauen und Siegesgefühl. War bei Cäsar auch Verstand und staatsmännische Klugheit die hervorstechende Eigenschaft, so fehlte es ihm doch keineswegs an Herz und Gemüt. Seine Milde zählte nicht unter die geringsten Ursachen seines Todes.

Cäsars Ermordung

So war der große Mann beschaffen, den die Dolche der Verschworenen an den Iden des März dem Tode weihten. Die Verschworenen nahten sich ihm, als er Bittschriften und Aktenstücke erledigte, und einer von ihnen, L. Tillius Cimber, ein alter Cäsarianer, überreichte ihm für seinen Bruder ein Gnadengesuch. Als Cäsar dieses zurückwies, drängten sie sich, ohne daß die übrigen Senatoren es hindern konnten, um ihn und suchten ihn mit ihren Dolchen zu durchbohren. Eine Zeitlang verteidigte er sich, so gut er konnte; als er aber sogar den M. Brutus, den er wie einen Sohn geliebt hatte, den Stahl zücken sah, verhüllte er mit den Worten: „Auch du, mein Kind!" sein Antlitz und sank blutbedeckt zu Boden. Seine Gegner zogen hinaus und riefen das Volk zur Freiheit auf; aber die ungeheure Tat fand bei dem römischen Volke kein Echo, und so flohen sie nach verschiedenen Richtungen von dannen.

§ 234. Die Wirren nach Cäsars Tode. Das zweite Triumvirat. Octavianus und Antonius. Die Wirkung von Cäsars Tod war ungeheuer, jedoch in ganz anderem Sinne, als die Verschworenen gemeint hatten. Sie konnten nur dadurch den ungeheuren Frevel rechtfertigen, daß sie einen unbestrittenen Erfolg hatten; der wäre aber nur dann zu erwarten gewesen, wenn selbst die kleinste Nebensache vorher bedacht gewesen wäre; indes selbst Cicero, der im Herzen gänzlich auf der Seite der Cäsarmörder stand, urteilte: „Die Tat war ausgeführt mit dem Mut von Männern, der Voraussicht von Kindern." Sie hatten gehofft, es gäbe nur einen Cäsar, keine Cäsarianer, und alles würde begeistert der wiedergewonnenen Freiheit zujauchzen; es zeigte sich jedoch bald, daß die Idee der Freiheit nur noch in den Köpfen einiger Gebildeten lebte, in der Brust des Volkes aber erloschen war.

Folgen der Tat

Zunächst entstand in Rom eine allgemeine Verwirrung; im Senat hatte man anfangs Lust, sich auf die Seite der Cäsarmörder zu stellen. M. Antonius aber, der für das Jahr 44 mit P. Cornelius Dolabella, dem Schwiegersohne Ciceros, Konsul war, bemächtigte sich des Staatsschatzes und der Papiere Cäsars, bestimmte im Verein mit M. Amilius Lepidus, der als Reiteroberst neben dem Diktator Cäsar fungiert hatte, den Senat dahin, Cäsars Amtshandlungen anzuerkennen und ihm ein öffentliches Leichenbegängnis zu bewilligen; den Mördern wurde lediglich eine Amnestie angeboten, nicht, wie sie gehofft hatten, die Senatsregierung zurückgeführt.

Auftreten des M. Antonius

17. März 44

Die Bestürzung der Volksmassen aber ging schnell in Haß und Schmähungen gegen die Mörder des Diktators über, als M. Antonius bei Cäsars Leichenbegängnis in kunstreicher Rede dessen Verdienste und Vorzüge hervorhob, eine Menge wirklicher oder angeblicher Vermächtnisse und volkstümlicher Bestimmungen aus dem Testamente des Gemordeten vorbrachte und den Armen Geldgeschenke austeilen ließ.

Stimmung des Volkes 18. März 44

Es wurde bald klar, daß die neue Monarchie einen Erben brauchte; kein Wunder, daß der ehrgeizige Antonius glaubte, dazu berufen zu sein. Die Verschworenen, die so gut wie keinen Boden bei den breiten Massen hatten gewinnen können, schüchterte er durch Herbeirufung der alten Soldaten Cäsars ein. Mit der Senatspartei, die unter Ciceros Führung sich gegen den dreisten Vordringling wandte, brach er dadurch, daß er sich vom Volke außer dem transalpinischen auch noch das cisalpinische Gallien, das von D. Brutus bereits besetzt war, nebst

Antonius und Cicero

dem für den Partherkrieg bestimmten Heere auf sechs Jahre übertragen ließ. Damit war die Gewalt in seine Hand gegeben, und die Verschworenen hatten in Italien das Spiel verloren. M. Brutus
Mitte April 49 und C. Cassius gingen, nachdem man in Ciceros Anwesenheit Kriegsrat gehalten hatte, in die von ihnen beanspruchten Provinzen Makedonien und Syrien ab und ließen Rom, wie es schien, allein und unbeschützt in des Antonius Händen zurück.

Oktavian geboren 22./23. Sept. 63 Da trat unerwartet ein neuer Prätendent auf, C. Octavius, der Schwesterenkel Cäsars, der spätere Kaiser Augustus. Sein Vater war C. Octavius, aus altem plebejischen Geschlecht, seine Mutter Attia (Atia), die Schwestertochter Cäsars, die zweite Gattin seines Vaters. Cäsar, der den klugen Knaben liebgewonnen hatte, hatte ihn zum Nachfolger erziehen wollen und (45) nach Apollonia geschickt, um seine militärische Erziehung zu vollenden. Durch Cäsars Testament ward er adoptiert und zum Erben eingesetzt. Von dort kehrte C. Julius Cäsar Octavianus, wie er sich von nun an nannte, nachdem
Mai 44 er Cäsars Ermordung erfahren hatte, insgeheim nach Italien zurück und fand sofort, da er brauchbar und verhältnismäßig ungefährlich erschien, bei der Senatspartei zahlreiche Sympathien. Zum Verdruß des Antonius trat Oktavian immer mehr als Erbe Cäsars auf und verlangte die Herausgabe von Cäsars Vermögen; inzwischen zahlte er, so gut er konnte, aus eigenem Vermögen die Vermächtnisse Cäsars aus. Indes war Oktavian klug genug, um dem Senat gegenüber ehrerbietig aufzutreten und schloß mit ihm durch Vermittelung Ciceros
Oktober 44 ein Bündnis. Während Antonius die makedonischen Legionen, die einst unter Pompejus gefochten hatten, nach Norditalien führte, um D. Brutus zu beseitigen und sich der gallischen Provinzen zu versichern, rief Oktavian, unter dem Vorgeben, jener wolle nach Rom ziehen, die Veteranen Cäsars zum Schutze der Stadt auf, und es gelang ihm bald, sich ebenfalls mit einem stattlichen und schlagfertigen Heere zu umgeben, zu dem sogar zwei Legionen des Antonius abfielen.

Antonius hatte sich durch sein herrisches Auftreten und sein allzu ungescheutes Streben nach dem Erbe Cäsars mit der Optimatenpartei gründlich verfeindet und diese suchte ihn auf jede Weise zu beseitigen und damit die Senatsregierung wiederherzustellen. Besonders Cicero, der sich mit Antonius tödlich verfeindet hatte und damals seine vierzehn
Vom 2. Sept. 44–20. April 43 philippischen Reden (§ 240) gegen ihn hielt, gab sich der Hoffnung hin, daß die Republik wiederhergestellt werden könne, und meinte dies und die Beseitigung des Antonius durch die Hilfe des Oktavian zu erreichen, den er sehr unterschätzte. Der Senat erkannte den Cäsarmörder D. Brutus als Statthalter des diesseitigen Gallien an, setzte fest, daß die Konsuln für 43, A. Hirtius und C. Vibius Pansa,
2. Jan. 43 gegen Antonius marschieren und Oktavian sie als „Proprätor" begleiten solle; des Antonius Maßregeln wurden als ungesetzlich kassiert.

Mutinensischer Krieg 44—43 Dieser war inzwischen nach dem diesseitigen Gallien gegangen, das er zu seiner ihm rechtmäßig zukommenden Provinz rechnete, und schloß den D. Brutus in Mutina ein. Als er sich weigerte, die Belagerung aufzugeben, erklärte man ihn zum Feind des Vaterlandes, und damit

war der Bürgerkrieg ausgebrochen. Beide Konsuln an der Spitze eines Heeres rückten Antonius entgegen und riefen die spanischen und gallischen Statthalter zur Mitwirkung gegen ihn auf. Bei Forum Gallorum zwischen Mutina und Bononia kam es zu einer mörderischen Schlacht, in der Antonius zwar keinen entscheidenden Erfolg gewann, der Konsul Pansa aber auf den Tod verwundet wurde. Da Hirtius und Oktavian keine Reiterei besaßen, wurde der Krieg von Antonius in die Länge gezogen, bis es zu einer zweiten Schlacht bei Mutina selbst kam, die dieses Mal für Antonius mit einer Niederlage endete. Es fiel in ihr jedoch auch der zweite Konsul Hirtius, so daß ganz unerwartet Oktavian an der Spitze des siegreichen Heeres stand. Antonius, der durch Senatsbeschluß geächtet worden war, floh nach Gallia Narbonensis, um sich mit dessen Statthalter M. Aemilius Lepidus, den früheren Reiteroberſten Cäsars von 47, zu vereinigen; die Verfolgung blieb dem D. Brutus allein überlassen, da Oktavian mit einem Mörder Cäsars nichts zu tun haben wollte.

Schlacht bei Forum Gallorum 14. April 43

Schlacht bei Mutina 27. April 43

Nun schritten die Cäsarmörder, die durch diese unerwarteten Ereignisse freie Hand erhalten hatten, und ihre Freunde von Erfolg zu Erfolg. Sext. Pompejus kam aus Nordspanien und übernahm das Kommando der Flotte im Mittelmeer, Brutus und Cassius waren die Herren des Orients geworden, und man erwartete sie von Tag zu Tag in Rom, und der Senat hoffte schon, daß die monarchische Gefahr beseitigt sei. Diese Glücksfälle einigten die treuen Anhänger Cäsars, und dadurch gelang es dem Antonius, zu dem auch die Statthalter C. Asinius Pollio von Spanien und L. Munatius Plancus von Gallien mit ihren Legionen übergingen, sein Heer zu reorganisieren; das Heer des D. Brutus fiel ebenfalls zu Antonius ab, und diesen selbst ereilte auf Befehl des Antonius der Tod durch Henkershand.

Unterdes hatte man in Rom eine Zeitlang geglaubt, daß das Regiment des Senats wieder gekommen sei. Die Pompejaner und Cicero hofften, die alten Zeiten wiederkehren zu sehen, und entwickelten eine umfassende Tätigkeit, um das Verlorene wieder zu gewinnen. Man erkannte zunächst die Mörder Cäsars, Brutus und Cassius, als Statthalter von Makedonien und Syrien an, ernannte den Sext. Pompejus zum Befehlshaber der Flotte, übertrug dem D. Brutus die Verfolgung des Antonius und kränkte in unbegreiflicher Verblendung den jungen Oktavian, den man für unbedeutend ansah, damit, daß man ihm aufgab, sich dem D. Brutus unterzuordnen. Das mußte dazu führen, daß dieser sich dem Antonius und Lepidus, den „Feinden des Vaterlandes", näherte, und das war um so bedeutungsvoller, als Oktavian noch immer an der Spitze der bei Mutina siegreichen Armee stand. Zunächst half er dem M. Antonius, nach Gallien zu entkommen, dann aber verlangte er vom Senate das Konsulat und Belohnungen für sein Heer. Als dies der Senat abschlug und des Oktavian Truppen zu sich herüberziehen wollte, kehrte Oktavian um, zog nach Rom, bemächtigte sich des Staatsschatzes und nötigte die eingeschüchterte Bürgerschaft, ihn, den erst Zwanzigjährigen, für 43 zum Konsul zu wählen. Nun übertrug ihm der Senat die Achtsvollstreckung an Antonius und

Aufleben der Senatspartei

Oktavian mit Antonius und Lepidus verbündet

19. Aug. 43

Lepidus, die sich inzwischen vereinigt und mit ihren Truppen unterdes nach Italien begeben hatten und langsam südwärts bewegten.

Da Oktavian nur im gezwungenen Bunde mit der Senatspartei stand, die jeden Augenblick bereit war, ihn fallen zu lassen, da sich im Osten ein gewaltiges Heer unter den Cäsarmördern zusammenzog und dieses naturgemäß eine Stütze der Senatsregierung werden mußte, da andererseits seine Macht (die an sich nicht genügte, um allen zugleich die Spitze zu bieten), doch groß genug war, um einen nicht unverächtlichen Bundesgenossen darzustellen, so vollzog sich fast von allein der Zusammenschluß der Partei der cäsarianischen Generale und des cäsarianischen Erben. Auf einer „Insel" des Flusses Renus unweit Bononia trafen Antonius, Lepidus und Oktavian zusammen und schlossen zunächst auf fünf Jahre ein Schutz- und Trutzbündnis, das sogenannte zweite Triumvirat. Lepidus sollte Spanien und Südgallien nebst dem Konsulate für 42 erhalten; dafür trat er fast sein ganzes Heer an die beiden andern Triumvirn ab, die mit 20 Legionen gegen Brutus und Cassius ziehen sollten; für Antonius war das eigentliche Gallien, für Oktavian Afrika, Sizilien und Sardinien bestimmt. Dem Heere wurden diese Beschlüsse kundgegeben und damit eine große Freude erregt. Verschwiegen hatte man nur eins: um Geld zu schaffen und die Gegner zu beseitigen, hatte man sich zu umfassenden Proskriptionen entschlossen. Zunächst gab man den Befehl, siebzehn Senatsführer, unter ihnen natürlich Cicero, aus dem Wege zu schaffen. Außerdem wurden den Veteranen achtzehn der blühendsten Städte Italiens als Lohn bestimmt und von den Begüterten eine hohe direkte Staatssteuer erhoben, was seit 167 v. Chr. nicht wieder vorgekommen war.

Zweites Triumvirat Oktober 43

§ 235. Die Niederwerfung der republikanischen Partei. Philippi (42). Langsam zogen nun die Triumvirn mit 43 Legionen durch Umbrien und Etrurien nach der Hauptstadt, ließen sich vom Volke als Triumvirn (tresviri reipublicae constituendae) bestätigen und traten ihr Amt am 27. November an. Nun begann die Blutarbeit. Die angesehensten und verdientesten Männer fielen unter den Streichen der Mörder; wie früher wurden auch jetzt die innigsten Verhältnisse, die Blut, Freundschaft und Pietät geknüpft hatten, zerrissen, da die Machthaber sich und andern jeglichen Frevel gestatteten. Die Leichen der Erschlagenen (die Zahl der Proskribierten belief sich nach einigen Angaben auf 300 Senatoren und 2000 Ritter) wurden in den Tiber geworfen oder den Tieren preisgegeben. Jeder der drei Verbündeten weihte seine Widersacher dem Verderben. Unter den Schlachtopfern des Antonius befand sich auch der 63jährige Cicero, den der Tod auf der Flucht ereilte, als er sich von seinem Landgute Formiä in einer Sänfte an das Meer tragen ließ, um sich zu Schiff zu M. Brutus zu begeben. Antonius ließ Ciceros Kopf und Hand auf der Rednerbühne zu Rom aufpflanzen, nachdem vorher sein lasterhaftes Weib Fulvia mit dem bleichen Angesicht ein freches Spiel getrieben hatte.

Proskriptionen

Ciceros Tod 7. Dez. 43

Mit der Einnahme der Hauptstadt und der Besetzung Italiens war ein großes Stück Arbeit getan; der Westen war in der Hauptsache gewonnen, doch im Osten herrschten noch die Republikaner. M. Brutus

und C. Cassius hatten sich der Provinzen Makedonien und Syrien seit September 44 bemächtigt. Vom Senate nachträglich als Statthalter bestätigt, zogen sie sich an die illyrische Küste, um in die Kämpfe bei Mutina eingreifen zu können. Als dort das Schicksal sich gegen die Cäsarmörder wendete, ging Brutus mit acht Legionen nach Asien, um dieses Land zu erobern, Cassius warf inzwischen den Konsular Dolabella (§ 234), dem Syrien zugesprochen worden war, nieder und nötigte ihn zum Selbstmorde, verschaffte sich eine große Flotte, mit der er das ganze Ostmittelmeerbecken beherrschte, und schloß mit den Parthern ein Bündnis. So hielten sich die beiden zum Entscheidungskampfe für hinreichend gerüstet; wenn sie auch anfänglich manches versäumt hatten, so geboten sie doch nach ihrer Vereinigung über ein stattliches Heer von neunzehn Legionen, die sie in Asien vereint hatten und nach Makedonien führten. Dazu kam, daß Sext. Pompejus sich ganz Siziliens bemächtigt hatte und wie ein nordischer Seekönig mit seinen kleinen, schnellen Schiffen die See beherrschte.

Indes hielten sie sich selbst in ihrer Verblendung für unüberwindlich, ließen auch jetzt noch den Triumvirn soviel Zeit, daß diese zum Kriege gegen sie rüsten konnten, und versäumten vor allem, sich zu gemeinsamem Tun zu vereinen. So gelang es denn, sie einzeln zu fassen und zu vernichten. Nachdem Italien genügend gestraft war, zogen die Machthaber ebenfalls mit 19 Legionen, aber schwächerer Reiterei zunächst wider Brutus und Cassius nach Makedonien. Hier wurde in der Ebene von Philippi die entscheidende Doppelschlacht geliefert, in der Cassius dem Ansturme des Antonius weichen mußte, indes Brutus die Legionen des kranken Oktavian zurückdrängte. In dem ersten Kampfe war also noch keine Entscheidung herbeigeführt. Als sich aber Cassius, durch falsche Kunde getäuscht, im Glauben, daß alles verloren sei, verzweifelnd in sein Schwert stürzte und die Triumvirn zwanzig Tage später mit vereinten Kräften die mörderische Schlacht erneuerten, erlag auch Brutus und gab sich wie Cassius mit eigner Hand den Tod. Sein Beispiel wurde von vielen freiheitliebenden Streitern nachgeahmt, so daß die Walstatt von Philippi das Grab der Republik ward. Auch Porcia, des Cato Tochter und die Gemahlin des Brutus, wollte nicht länger leben und gab sich durch Verschlucken glühender Kohlen den Tod. Brutus und Cassius haben als die „letzten Römer" sich einen unsterblichen Ruhm als Freiheitshelden zu erwerben gewußt; mit ihnen ging die Republik zu Grabe. Fortan wurde nur noch um die Person des Herrschers, nicht mehr um die Monarchie oder Republik gestritten. Die Sieger teilten sich in das römische Reich so, daß Antonius das Morgenland, Oktavian das Abendland wählte. Der schwache Lepidus erhielt anfangs Afrika als Provinz, besaß aber nicht viel Geltung und verlor später auch diese.

Herbst 42

Untergang der Cäsarmörder

§ 236. Die Kämpfe in Italien (perusinischer Krieg) und gegen Sextus Pompejus. Dem Antonius war das leichtere Los zugefallen, doch vernachlässigte er die ihm übertragene Neuordnung des Orients, verfuhr mit den Provinzen und Klientelstaaten auf das willkürlichste und versäumte in tatenloser Schwelgerei den rechten Augenblick, um

sich zum Herrn des Gesamtreichs zu machen. Während er sich am ägyptischen Hofe durch Kleopatra (§ 231), eine ungewöhnlich bedeutende Frau, fesseln ließ, fiel dem Oktavian in der Heimat die schwere Aufgabe zu, für 170000 Veteranen beider Heere in Italien Landentschädigungen zu beschaffen. Abgesehen davon, daß antonianisch gesinnte Offiziere ihn umgaben, mußte er auch noch mit Fulvia und dem Konsul L. Antonius, dem Bruder des Triumvirn, rechnen, die danach trachteten, den jungen Cäsar nicht allzu mächtig werden zu lassen. Bei der heikeln Aufgabe der Landesverteilung, die einen der größten Besitzwechsel in Italien herbeiführte (auch der Dichter Vergil [§ 244] wurde durch denselben betroffen), der je unter römischer Herrschaft geschah, achtete Oktavian vor allem darauf, seine Soldaten möglichst zu fördern und seinen Parteigängern so wenig wie möglich zu schaden. Achtzehn der schönsten italischen Städte mit ihrem Gebiete (darunter Capua, Venusia, Ariminum, Cremona) wurden zu Veteranenkolonien bestimmt und wenn das Land nicht ausreichte, das Gebiet der Nachbarstädte (z. B. Mutina) hinzugenommen.

Zustände in Italien

Perusinische Krieg

Trotzdem konnte er nicht hindern, daß er durch diese Maßregel außerordentlich unpopulär wurde, und daß die antonianische Partei in Rom dies ausnutzte, um ihn beiseite zu schieben; freilich blieb dem Oktavian noch die Sympathie des Heeres. Fulvia und ihr Schwager L. Antonius, die durch Hervorrufung von Konflikten den M. Antonius zur Rückkehr nach Italien bewegen wollten, verlangten, daß man mit weiteren Landverteilungen wartete, um nicht die Soldaten ganz auf
41 Oktavians Seite treten zu sehen. Als Oktavian nicht darauf einging, nahmen sie sich des unterdrückten und, weil Sext. Pompejus die See hielt, hungernden Volkes an und stachelten die Enterbten zum Verzweiflungskampfe auf. Dieser Versuch, mit Hilfe der zum Äußersten gebrachten italischen Völkerschaften einen Bürgerkrieg zu entzünden, der die Rückkehr des M. Antonius und den Sturz des Oktavian bewirken
Ende Februar 40 sollte, endete im perusinischen Krieg mit der Niederlage der Antonianer und dem Untergange Perusias, wohin sich L. Antonius geworfen hatte. Nach den furchtbarsten Leiden zur Ergebung gezwungen, wurde Perusia ein Raub der Flammen, nachdem über 300 Senatoren und Ritter am Altare des göttlichen Julius geschlachtet worden waren.

Die Folgen des Sieges waren groß. Oktavian hatte sich einer Menge heimlicher Feinde entledigt und konnte nun die Ansiedlung seiner Truppen ungestört durchführen; so hatte er bald ganz Italien in seiner Gewalt, ließ durch seinen Unterfeldherrn M. Vipsanius Agrippa Rom befestigen und rüstete sich, dem Namen nach, um gegen Sext. Pompejus zu ziehen, in Wirklichkeit, um auf einen Zusammenstoß mit Antonius vorbereitet zu sein. Auch sonst war ihm das Schicksal gewogen; denn es gelang ihm, eine Anzahl der von Antonianern verwalteten Provinzen (Gallien und Africa nova) an sich zu bringen und diese dem ihm ergebenen M. Lepidus zu überweisen. Auch mit Sext. Pompejus versuchte Oktavian eine Verständigung, indem er dessen Verwandte Scribonia, nach Verstoßung seiner ersten Gemahlin Clodia, heimführte.

Inzwischen hatte sich der politische Horizont in Italien für Oktavian

umwölkt, da ein Zusammenstoß mit Antonius unmittelbar bevorstehend erschien. Denn, obwohl der Orient in Aufregung war, Pakorus (Orodes) von Parthien unter Q. Labienus Führung in die römischen Provinzen einfiel und das orientalische Heer des Antonius ergänzungsbedürftig war, ging Antonius trotzdem tollkühn nach Unteritalien, und von allen Seiten eilten seine Parteigänger ihm entgegen. Jedoch die Wolken zogen noch einmal vorüber. Fulvia starb auf der Fahrt nach dem Orient in Sikyon, und nun wurde unter Vermittlung von C. Mäcenas und L. Asinius Pollio zu Brundisium ein Versöhnungs- und Teilungsvertrag zwischen den Triumvirn geschlossen und eine Vermählung zwischen Antonius und Oktavians Schwester Oktavia verabredet. Damit waren die Bestrebungen der Anhänger des Antonius von diesem selbst gemißbilligt worden, und es schien, als wenn der allgemeine Frieden zurückkehren und eine definitive Einigung der Machthaber erfolgen sollte. Vertrag von Brundisium 40

Eine neue Teilung der Macht erfolgte: Oktavian erhielt den europäischen Westen mit Illyricum, Antonius den Osten (als Grenzstadt galt Skodra [Skutari in Albanien]), Lepidus behielt Afrika. Italien blieb nach wie vor gemeinsam. Sogar mit Sext. Pompejus, der durch seine Flotte die See beherrschte, fand eine Verständigung statt; in dem Vertrag von Misenum wurde ihm Sizilien, Sardinien und die Peloponnes überlassen mit der Verpflichtung, von nun an die Getreideversorgung Italiens zu beschützen. Daraufhin ging Antonius zum Partherkriege ab, und Oktavian begab sich nach Gallien, wo an der germanischen Grenze und in Aquitanien Aufstände ausgebrochen waren, die durch Agrippa niedergeschlagen wurden (38 v. Chr.). Aber die aufgeregte Welt kam nicht zum Frieden. Sext. Pompejus, der von Sizilien und Sardinien aus die Hauptstadt durch Entziehung der Kornzufuhr in Not und Aufruhr gestürzt und sich dadurch in den neuen Machtverhältnissen unmöglich gemacht hatte, wurde nach einem wechselvollen Land- und Seekrieg von Agrippa in den Seeschlachten bei Mylä und Naulochos um alle Früchte seiner Anstrengungen gebracht und starb im folgenden Jahre, als er sich in Kleinasien eine unabhängige Herrschaft begründen wollte, auf Befehl des Antonius in Milet eines gewaltsamen Todes. Der dritte Triumvir, M. Lepidus, der nunmehr Sizilien für sich beanspruchte, wurde nun von Oktavian auch Afrikas beraubt und mit der machtlosen Würde des Pontifex Maximus bekleidet; als solcher starb er 12 v. Chr. Vertrag von Misenum 39 Untergang des Sext. Pompejus 3. Sept. 36 35

§ 237. Die Entscheidung zwischen Antonius und Oktavian. Aktium.

Die schnelle Machtentfaltung des Oktavian erregte das Mißtrauen des Antonius; nur mit Mühe war es im Vertrage von Tarent (zu dessen Verhandlung Horaz mitreiste, was zu der berühmten „Reise nach Brundisium" Anlaß gab) noch einmal gelungen, den Frieden nach den alten Voraussetzungen aufrecht zu erhalten und das Triumvirat auf fünf Jahre zu erneuern. Der Vertrag, an dessen Abschluß die edle Oktavia den größten Anteil hatte, konnte nicht von Bestand sein; jedoch mußte erst jeder von beiden Machthabern in seinem Gebiete sich zum unumschränkten Herrn machen. Oktavian tat es durch die Besiegung des Sext. Pompejus und die Beseitigung des Lepidus; dem Antonius stand Vertrag von Tarent 37

Partherkrieg

noch der Partherkrieg, die Rache für Karrhä (§ 228), bevor. Zu den Parthern hatte sich auch Q. Labienus begeben, der Sohn des cäsarischen Legaten (§ 229) und unversöhnlichen Feind Cäsars und einen entscheidenden Einfluß auf den König Pakorus gewonnen. Der Krieg begann ohne eigentliche Erklärung, und bald streiften die parthischen Reiter durch Syrien und Palästina. Dieser Angriff wurde durch den Legaten des Antonius, P. Ventidius Bassus, zurückgeschlagen, der dann dem

9. Juni 38

flüchtenden Heere nachzog und es bei Gindarus vernichtete. Jedoch hatte Ventidius nur die Ehre des Triumphs; der eifersüchtig gewordene Antonius entfernte ihm vom Heere und sandte ihn unter nichtigen Vorwänden nach Rom, wo er bald darauf starb. Mit der Schlacht von Gindarus war der ganze römische Orient unterworfen; nur wenige Landschaften verharrten im Aufstande und mußten es hart büßen, am härtesten Judäa, wo Antigonos, ein von den Parthern eingesetzter Fürst aus dem Makkabäerhause, an Stelle des Hohenpriesters Hyrkanos II. herrschte (§ 149). Dieser wurde nach der Erstürmung Zions gefangen und hingerichtet, worauf Herodes aus Idumäa als Fürst von der Römer Gnaden den Thron bestieg. Ein zweiter Feldzug, den Antonius selbst gegen des Pakorus Nachfolger Phraates IV. (§ 259) unternahm, endete, nach mancherlei vom Feldherrn verschuldeten Niederlagen, mit einem schimpflichen Rückzug. Zwar gebot Antonius über ein stattliches Heer; aber er vertändelte mit der schönen Kleopatra, der Königin von Ägypten, die er inzwischen (37/36) in Antiochia zu seiner Gemahlin erhoben hatte, die kostbare Zeit. Erst Ende Sommers 36 unternahm er es, ohne der Gegend kundig zu sein, das Partherreich von Nordosten her anzugreifen, und konnte von Glück sagen, daß er seine arg dezimierten Legionen nach Armenien zurückbrachte. Obwohl es zu eigentlichen Schlachten nicht gekommen war (nur der Legat Oppius Statianus hatte vor der Stadt Praaspa seine Truppen verloren), war der Partherkrieg ein durch M. Antonius verschuldeter Mißerfolg. Von da an hatte das parthische Reich bis auf Trajans Zeiten vor den Römern Ruhe, und der Euphrat blieb die Grenze zwischen den beiden, sich gegenseitig als ebenbürtige Gegner achtenden Reichen (§ 228). Ein weiterer

34

orientalischer Feldzug brachte Armeniens König Artavasdes durch Verrat in die Gewalt der Römer.

Illyrischer Krieg

Inzwischen machte sich Oktavian, um seine Soldaten nach der Niederwerfung des Sext. Pompejus zu beschäftigen, an die Eroberung der nominell römischen Provinz Illyricum. Von dieser hatte schon seit Jahrhunderten der Küstensaum (§ 190) zum römischen Interessengebiet gehört; Cäsar hatte die Provinz dem Namen nach besessen, jedoch eine wirkliche Herrschaft nie ausgeübt. Erst Oktavian gelang es, durch Unterwerfung der Japyden und Besetzung der drei wichtigen militärischen Stützpunkte Siscia (Sissek), Metullum (Mättling) und Emona (Laibach) die römische Herrschaft einigermaßen zu befestigen. Jedoch dauerte es hier wie in den Alpenprovinzen noch Jahre, bis eine völlige Unterwerfung erfolgte.

Entfremdung der Triumvirn

Unterdes hatte die Entfremdung zwischen Oktavian und Antonius immer mehr zugenommen. Der Zankapfel war der Besitz Italiens,

der nach den Bestimmungen des Vertrags von Brundisium gemeinsam sein sollte, und den keiner der beiden Machthaber entbehren konnte, um seine Legionen für den bevorstehenden Entscheidungskampf zu ergänzen. Denn daß ein Austrag zwischen ihnen kommen mußte, nachdem Lepidus und Sext. Pompejus beseitigt waren, wurde immer deutlicher. Zu den politischen Motiven kamen noch persönliche Verstimmungen. Antonius, der ganz in das Wesen eines asiatischen Despoten versank, war immer tiefer in die Netze der Kleopatra geraten, und hatte zuerst seine edle Gattin Oktavia unter nichtigen Vorwänden nach Rom gesandt, dann aber, als sie ihm zum zweiten orientalischen Kampf Truppen zuführen wollte, ihre Rückkehr verhindert. Er selbst war mit Kleopatra, der er die großartigsten Landschenkungen gemacht hatte, so daß das damalige Ägypten dem der Ptolemäer zur Zeit ihrer höchsten Machtentfaltung gleichkam, nach Alexandria gezogen, lebte dort mit ihr öffentlich und brachte es schließlich dahin, daß Oktavia sich von ihm scheiden lassen mußte. Diese persönlichen Zwistigkeiten verschärften den Streit, der zwischen den beiden Triumvirn schwebte, und in dem jeder dem andern bittere und nicht ungerechte Vorwürfe zu machen hatte, denn auch Antonius grollte dem Oktavian, daß er die Scheidung von seiner Schwester so ungestüm betrieben hatte. Schließlich war eine Waffenentscheidung unvermeidlich und ward dadurch herbeigeführt, daß der Senat auf Oktavians Betreiben der Kleopatra den Krieg erklärte, nachdem bekannt geworden war, daß Antonius ihren Kindern testamentarisch römische Provinzen vermacht hatte.

35

Juni 32

32

Rüstungen zum Entscheidungskampf

Von beiden Seiten wurde schon von langer Hand her auf das eifrigste gerüstet. Auch Antonius hatte, trotz seines Schlemmerlebens in Alexandria, das Heer nicht außer Augen gelassen; er verfügte über 30 Legionen, die allerdings stark hellenisiert waren, und eine gewaltige Flotte von 500 Segeln. Die Getreuen des Antonius suchten es durch zusetzen, daß er die Kleopatra in Ägypten zurückließ und sich allein auf den Kriegsschauplatz begab. Jedoch umsonst; mit dämonischer Macht umstrickte sie ihn und erreichte es, daß sie ihn auf den Kriegsschauplatz, den man an der Grenze beider Reiche vermutete, begleiten durfte. Erst in Samos, dann in Athen, schließlich in Korkyra war das Hauptquartier; der Versuch einer Truppenlandung in Italien mißlang, weil Antonius keinen Stützpunkt finden konnte, und der Rest des Jahres 32 ging für die Antonianer tatenlos hin — ein unersetzlicher Verlust an Zeit. Denn Antonius hätte die Möglichkeit gehabt, zuerst loszuschlagen, und zwar, wann es *ihm* gefiel, da Oktavians Rüstungen noch nicht beendet waren. Nunmehr gelang es diesem ebenfalls, eine stattliche Flotte zusammenzubringen, die Partei des Antonius in Italien niederzuhalten und bis Brundisium reisend das Hauptquartier der Flotte des Antonius gegenüber aufzuschlagen. Oktavians Schiffe waren freilich weniger zahlreich, hatten aber der Flotte des Antonius gegenüber den Vorteil, daß sie eine gute Übung im Kriege gegen Sext. Pompejus gehabt hatten. Auch das abendländische Landheer war den Legionen des Antonius an Zahl nicht gewachsen, aber es enthielt den Kern altitalischer Wehrkraft, so daß die 80 000 Oktavians den 100 000 des Antonius wohl die Wage hielten.

32

Stellung der Heere

Der Winter 32 31 war noch nicht zu Ende, als es dem kühnen

Vorgehen des Agrippa gelang, sich in Epirus und Korkyra festzusetzen und damit der antonianischen Flotte, die im Golf von Ambrakia ankerte, und dem noch nicht ganz herangezogenen Landheere gegenüber einen festen Stützpunkt zu gewinnen. Dorthin setzte auch Oktavian über und besetzte die nördlichen Ufer des Golfes, während Antonius die südlichen und östlichen Ufer nebst dem Heiligtum des Apollon auf dem Vorgebirge Aktion innehatte. Ohne große Ereignisse zog der Sommer des Jahres 31 vorüber; nur mehrten sich im Lager des Antonius die Zeichen, daß man seinen Stern im Sinken wähnte. Im Osten waren fast alle Vasallenstaaten in heller Empörung; aus seinem Lager entflohen täglich zahlreiche Deserteure.

Schlacht von Aktion, am 2. Sept. 31

Als sich die Unmöglichkeit herausstellte, das Heer länger zu verproviantieren, beschloß Antonius, die Entscheidung herbeizuführen. Er bemannte die besten seiner Schiffe und fuhr am 2. September 31 aus dem Golfe von Ambrakia hinaus und bot in halbmondförmiger Aufstellung seiner Flotte dem Gegner die Schlacht an. Bei hohem Seegang schwankte der Kampf hin und her; die mächtigen Galeeren des Antonius schienen gegenüber den kleineren Schiffen Oktavians schon etwas im Vorteil, als plötzlich die Flotte der Kleopatra, die mit 60 Segeln die Reserve des Antonius bildete, nach Süden durch beide kämpfenden Flotten hindurchsteuerte. Mochte die Orientalin nun aus Berechnung oder Laune so gehandelt haben, es geschah etwas ganz Unerwartetes: Antonius ließ, anstatt die Schlacht auszukämpfen, seine Flotte im Stich und fuhr der fliehenden Königin nach. Trotzdem dauerte die Schlacht noch bis an den Spätnachmittag fort, wo sich der Sieg endgültig auf Oktavians Seite neigte. Nach einigem Zögern ergab sich auch das Landheer.

Ergebnis

Damit hatte der Neffe Cäsars ein Weltreich gewonnen, und zugleich war der Sieg des lateinischen Westens über den griechischen Osten entschieden; das neue Kaisertum faßte die Kräfte beider Kulturen zusammen und half die neue griechisch-römische Kultur vollenden, die durch die Renaissance auch noch auf uns wirkt. Zur Erinnerung an die große Entscheidung wurde späterhin von Oktavian die neue Siegesstadt (Nikopolis) an der Stelle seines Lagers am Nordufer des Golfes von Ambrakia gegründet und mit hohen Vorrechten ausgestattet.

Oktavian entließ sogleich nach dem Siege einen großen Teil des Heeres und gedachte in Athen zu überwintern; jedoch brach unter den Heimgekehrten eine schwere Meuterei aus, so daß er zunächst nach Italien eilen und dort Ruhe schaffen mußte. Dann aber kehrte er eilends in den Orient zurück, um den Krieg gegen Antonius zu Ende zu bringen. Der letztere, der sich auf die noch in Afrika stehenden Legionen stützen wollte, war inzwischen in Alexandria gelandet und wurde dort von Syrien und von Kyrene her von den Truppen Oktavians bedroht. Von fast allen Anhängern verlassen, kämpfte er dort einen Verzweiflungskampf, bis ihn die falsche Nachricht traf, daß ihn Kleopatra verraten habe und zu Oktavian übergegangen sei. Da versetzte er sich selbst den Todesstreich, ließ sich sterbend zu ihr bringen und verschied in ihren Armen, ein reich und glücklich angelegter Mensch, der, zu Hohem bestimmt, seine Leidenschaften nicht zu zügeln wußte und

Ende des Antonius 1. Aug. 30

darum zugrunde ging. Kleopatra, die die Absicht hatte, auch Oktavian zu betören, merkte, daß ihre Reize bei dem neuen Machthaber wirkungslos seien und er die Absicht habe, sie zur Verherrlichung seines Triumphes nach Rom zu führen, und tötete sich deshalb, wie es heißt, durch das Gift von Nattern. Ihre ältesten Söhne, Cäsarion (§ 231) und Antyllos, wurden von dem Sieger getötet, die jüngeren Kinder des Antonius und der Kleopatra wurden begnadigt und wie die Töchter der Oktavia späterhin der kaiserlichen Familie zugerechnet. Ägypten wurde die erste Provinz des römischen Kaiserreiches und ward, unabhängig vom Senat, im Namen Oktavians von einem kaiserlichen Statthalter (Präfekten) verwaltet. Auch sonst wurde von Augustus im Orient Ruhe geschaffen, das Partherreich dadurch matt gesetzt, daß man die Thronstreitigkeiten zwischen den verschiedenen Kronprätendenten (Phraates und Tiridates) nährte, und den medischen Fürsten in Atropatene Ruhe gebot. Bis zum Frühjahr 29 blieb Oktavian im Orient; dann kehrte er über Korinth nach Rom heim, wo ihm der Senat bereits die höchsten Ehren dekretiert hatte, und feierte im August 29 einen prachtvollen dreitägigen Triumph.

Ägypten Provinz

E. Innere Geschichte Roms bis zum Zusammenbruch der Republik.

§ 238. Verfassung und Wirtschaft. Seit dem Beginn der Weltwirtschaft in Rom und den cäsarianischen Reformen (§ 232) hatte sich das Bild nur unbedeutend geändert. Im Staatsgetriebe hatte sich herausgestellt, daß die alten Beamtenarten sich alle abgenutzt hatten. Die Konsuln waren neben dem neuen Machthaber bedeutungslos geworden, ebenso die etwas niedriger stehenden hohen Funktionäre. Nur die Beamten hatten noch etwas zu bedeuten, die ein Heer befehligten. Mit den Konsuln Hirtius und Pansa starb auf dem Schlachtfelde von Mutina auch das Konsulat. Ganz bedeutungslos war auch das Tribunat geworden, so daß erst nach Jahren Augustus sich diese Würde zu seinen übrigen zuzulegen veranlaßt fühlte. Vorsichtiger ward die hohe Geistlichkeit behandelt. Die alten Würden der Pontifices, Flamines und andere wurden beibehalten, die religiösen Brüderschaften der Salier, Luperci und Arvalbrüder sorgfältig gepflegt und ihnen neue Genossenschaften hinzugesellt, vor allem, nachdem der Kaiser den Titel Augustus angenommen hatte, die Kollegien der Augustales, meistens Freigelassene, die in den Munizipien den Kaiserkult zu pflegen hatten (nicht zu verwechseln mit den seviri Augustales, die eine munizipale Behörde waren, und deren Funktion hauptsächlich in der Besorgung der Spiele bestand); ebenso pflegten die neuen Machthaber möglichst die orientalischen Kulte (§ 203), deren eine große Anzahl schon seit langer Zeit eingedrungen war. — Wesentlich änderte sich die Stellung des Senats. Nachdem er jahrhundertelang, wenn auch nicht rechtlich, so doch faktisch die Macht ausgeübt hatte, traf ihn nunmehr ein jäher Sturz. Die Toga mußte der Tuba weichen, und an Stelle der politischen Beratung trat der kurze Kommandoton der neuen Machthaber. Jedoch blieb die alte Form ruhig weiter bestehen; denn an dieser war ja nichts gelegen, und noch ein Jahrhundert lang gab es idealistische Träumer, die da meinten, sie sei wieder mit dem alten Geiste zu erfüllen.

Abnutzung der alten Beamten

23

Senat

Weit gewaltiger noch war der Umschwung im wirtschaftlichen Leben. Das Kernland der Monarchie, Italien, war schon um Cäsars Geburt herum nicht mehr imstande gewesen, sich selbst zu ernähren. Den Machthabern war es klar, daß der Raubbau, den die Aristokratie getrieben hatte, ein Krebsschaden für das Reich sei; sie suchten deshalb eine Agrarreform dadurch herbeizuführen, daß sie ihre Veteranen massenhaft in Italien anzusiedeln suchten. Jedoch war dies Auskunftsmittel sehr problematisch, und man hatte dabei die Grausamkeit begangen, die alten Bodeninhaber zu ent-

Agrarreform

eignen, ohne ihnen Ersatz zu gewähren. Die besitzlosen Massen strömten nun nach Rom und mehrten, so viele nicht in der Armee untergesteckt werden konnten, die Menge der Hungernden, die von den neuen Machthabern ernährt werden mußten. Aber auch den neuen Ansiedlern lag nichts an dieser Landversorgung. Durch die langen Kriegsdienste der Landarbeit entwöhnt, suchten sie entweder die Landgüter nur als Ruhesitze für ihr Alter auszunützen oder noch lieber baldigst zu verkaufen, um in der Hauptstadt von ihren Renten leben zu können. Derselbe Raubbau, der Italien verwüstete, ward in noch vorurteilsloserer Weise in den Provinzen getrieben. Schon fünfzig Jahre früher fiel es den Zeitgenossen auf, daß die Provinzen Asiens neben den blühenden Gefilden des mithradatischen Reiches wie ausgesogen und abgesengt erschienen, und Cicero erklärte mit anerkennenswerter Offenheit, daß nichts bei den Provinzialen verhaßter sei als der römische Name. Das war in den Zeiten des Todeskampfes der Republik nicht besser geworden und hier tat die Besserung am dringendsten not. Hier ernstlich und nachhaltig geholfen zu haben, ist eins der größten Verdienste der jungen Monarchie.

Münzwährung

Eine große Erleichterung gewann der Verkehr durch die Einführung einer einheitlichen Münzwährung; der neue Goldsolidus (Aureus) mit Cäsars und seiner Nachfolger Bild (= 21,75 Mk.) galt überall, vom Rhein bis zum Euphrat. Daneben hatten die Provinzialen in ihren verschiedenen Abstufungen das Recht der Silberprägung, aber nur im Anschluß an das römische System (der Aureus = 25 Silberdenaren = 100 Sesterzen). Da das Gold massenhaft ausgeprägt ward und die schwerfälligen Barren verschwanden, so stieg das Verhältnis des Goldes zum Silber späterhin auf 12,5 : 1. Das gesamte kursierende Geld im römischen Staate betrug etwa 2000 Mill. Mk. Banken und Wechselkontors leiteten den regelmäßigen Umlauf dieser Wertmassen. — Ferner trat, für den Verkehr ebenfalls von großem Vorteil, durch ständige Besetzung der Gerichtshöfe und die schon von Cäsar begonnene Kodifikation

Rechtsschutz

des Rechtes, eine größere Rechtssicherheit ein. Die früheren Edikte und Rechtsgrundsätze, die mit dem jedesmaligen Beamten wechselten, machten einer gleichmäßigen Behandlung Platz, dadurch, daß der Monarch zu erkennen gab, was als Recht gelten sollte. Das Recht der Provinzialen (jus gentium) war eine neue Bildung, da hierbei die Richter vielfach von hergebrachten römischen und nichtrömischen Satzungen und Landrechten absehen und, besonders in Verkehrsverhältnissen, nach allem Verkehr zugrunde liegenden gemeinsamen Anschauungen Urteile fällen mußten. Freilich ist es damals noch nicht zu einem Reichsgesetzbuch gekommen, und die Juristen und Laien mußten sich durch eine ganze Reihe Spezialgesetze durchwinden. —

Verwaltung Steuern

Auch die Verwaltung, besonders im Steuerwesen, fand vielfache Umwandlungen. Bisher hatte man in Italien den Zensus nur in Rom abgehalten. Cäsar hatte schon bestimmt, daß ein Zensus gleichzeitig in ganz Italien und in den Provinzen wenigstens über die römischen Bürger abgehalten werden sollte, so daß man die Bevölkerungszahl und die Gesamthabe auf einmal zu übersehen vermochte. Oktavian führte diese Methode weiter und dehnte diese Bestimmung auf die sämtlichen Provinzen aus. Ferner wurde damals auf Veranlassung Agrippas die Vermessung und Katastrierung des gesamten Grundeigentums wenigstens angefangen.

Heer

Die Armee hatte durch die Bürgerkriege eine ungeheure Ausdehnung und Macht gewonnen. Es sind zeitweise über 80 Legionen im Dienste gewesen. Sie fielen wie ein Meltau auf die Provinzen, in denen sie standen, und manche von diesen haben sich von ihrer Einquartierung nur sehr schwer erholt. Nach und nach bildete sich ein Berufsoffiziertum, zunächst natürlich in den Spezialwaffen, dann auch im allgemeinen aus. Daneben kamen immer mehr Elitetruppen auf, zum Teil sich aus Barbaren rekrutierend, so z. B. die schwere Reiterei der Germanen und die Schleuderer aus afrikanischem Blute. Nach Beendigung der Kriege kostete die Unterbringung der Leute schweres Kopfzerbrechen, da sie nicht zu arbeiten und sich zu plagen gewohnt waren. Die Militärkolonien in Italien waren ein verunglückter Versuch, sich

mit der überständigen Soldateska abzufinden; erst später, als man den Gedanken der Militärgrenzen faßte, fand sich ein Ausweg aus dieser Not.

Friedenssehnsucht

Nichts aber war dieser ganzen römischen Welt, mit Ausnahme der etwa 2000 politisierenden römischen Familien, klarer, als daß endlich der Friede einkehren müsse, um wirtschaftlich sich von den Todeszuckungen der Republik zu erholen. Damit war freilich diesen Familien der eigentliche Lebenszweck genommen und daß an die Stelle der Politik bei jenen aus der Politik Herausgedrängten nun der Luxus trat, darf uns nicht wundern; ähnliche Vorgänge hat man auch anderswo, nur vielleicht nicht in demselben Maßstabe, beobachten können (französischer Adel seit Ludwig XIV., Bojarentum im absolut regierten Rußland usw.). Nach den Schilderungen jenes Luxus der Adligen darf man auch das damalige Leben nicht allein beurteilen; wirtschaftlich und sozial war das römische Volk, wenigstens in seinem bürgerlichen Kern, damals immer noch gesund, wenngleich schwer gefährdet.

Orientalische Kulte

§ 239. Religion und Sitten. Der Todeskampf der Republik hatte keine wesentliche Einwirkung auf die religiöse Weiterentwicklung des Volks, wenigstens trat eine solche nicht äußerlich hervor. Der Form nach hielt man an der alten Staatsreligion fest, die man aber immer mehr als ein Erzeugnis der politischen Konvenienz zu betrachten sich gewöhnte. Daneben schloß sich der niedere Teil des Volkes immer enger an die orientalischen Geheimkulte an, deren Eindringen schon in der vorhergehenden Periode beobachtet werden konnte (§ 203). Die Götter des Ostens wanderten in immer steigender Zahl in Rom ein. Neben der Kybele, deren Dienst Varro und Cicero nicht genug tadeln können, sehen wir den persischen Sonnengott Mithras (§ 54), den Jüngling im orientalischen Gewand, der den zusammenbrechenden Stier erstich, umgeben von geheimnisvollen Symbolen, und unter den ägyptischen Gottheiten vor allem Isis mit ihrem ganzen Gefolge. Dazu zog die dunkle chaldäische Weisheit ein, die mit Traumdeuten, Loswerfen und ähnlichen Künsten in Rom ein staunendes und immer wachsendes Publikum fand. Der altitalische Gottesdienst, der schon ein Jahrhundert vorher auf das Land gewandert war, verschwand immer mehr aus dem Volksbewußtsein. Wenn nicht die Altertumsforschung ihm ihr Interesse zugewandt hätte, wäre schon während der Kaiserzeit jede Spur von ihm verloren gewesen.

Anschauung der herrschenden Kreise

In den vornehmen Kreisen genoß weder die griechisch-römische Staatsreligion Achtung, noch die orientalischen Kulte, die das Bedürfnis der Armen und geistig Niedrigstehenden befriedigen sollten. Aus Konvenienz hielt man zwar an den äußeren Formen fest und besetzte mit den Angehörigen des eignen Standes die vornehmsten Priesterstellen; war doch Cicero Augur und Cäsar Oberpontifex geworden. Aber innerlich war man völlig religionslos; das religiöse Bedürfnis, soweit nicht völlige Indifferenz herrschte, mußte die stoische Philosophie (§ 154) mit ihrer Tugendlehre befriedigen, doch erfuhr sie bald genug scharfen Widerspruch. Freilich erklärt sich dieser weniger aus dem Widerwillen gegen die Lehre der Stoa von der Vorsehung, die alles leitet, und von der Unsterblichkeit der Seele, die eine gewisse Asketik hervorrief, als aus der entschiedenen Wendung des vornehmen Römertums zum Genußleben und zur schlaffen Ironie, die sich sogar gegen sich selbst wendete. Vorschub zu leisten schien hierfür die Philosophie des Epikur, dessen Ethik man mißverstehend dahin deutete, daß er die Lust als das höchste Gut setzte (§ 154). Auch hier kann man deutlich erkennen, daß eine ursprünglich tiefsinnige und von einem edlen Mann vorgetragene Ansicht durch verkehrte Anwendung in Mißkredit kommen kann. Wer kannte oder las das schwierige Lehrgebäude, das Lukretius (§ 240) in strengem Widerspruch zu den Modeansichten aufgerichtet hatte? Selbst die Gebildeten nicht, und Cicero, sein philosophierender Zeitgenosse, nennt ihn nicht einmal. Dagegen hatte man sich bequeme Schlagworte zurecht gemacht, um dem hohlen und frivolen Treiben ein Denkermäntelchen umzuhängen. Auch die Zyniker (§ 115) fanden damals neue Anhänger und traten, vor allem in Varro (§ 240) einen Vorkämpfer findend, der Stoa entgegen.

Der ciceronianische Kreis

Doch gab es daneben noch einen Kreis von Menschen, der das echte und edle Römertum, nach Weise der Scipionen und ihrer Freunde (§ 203), fortzusetzen sich bestrebte und die im römischen Sinne verstandene „Humanität" zu pflegen sich vornahm. Das waren vor allem Cicero und seine Freunde. Indes darin sind sie von jenem ersten Kreise verschieden, daß dort die Tat, hier das gesprochene und geschriebene Wort in den Vordergrund traten. Es ist ein großes Verdienst Ciceros, daß er, trotz schnell angelesener Kenntnisse und wenig ausreichender Vertiefung in den Stoff der griechischen Philosophie, doch deren wichtigste Lehren seinen Landsleuten in klarer und verständlicher Weise zu überliefern vermochte. Zu einem selbständigen philosophischen Standpunkt ist Cicero nicht gelangt. Er selbst rechnet sich zwar zu den Neuakademikern (§ 154) und folgt ihnen in der Methode der Darstellung, aber seine philosophischen Anschauungen nahmen aus allen Philosophien das Zusagendste heraus und werden deshalb mit Eklektizismus bezeichnet. Seine Bücher haben nicht den Einfluß auf die Mitwelt gehabt, den er sich erhofft hatte; das war begreiflich, denn der Kreis war klein, der sie, trotz des populären Tones, zu fassen vermochte, und die Zahl derer, die dem bequemen Epikureismus oder noch bequemeren Indifferentismus huldigte, war sehr groß; daneben darf aber auch nicht geleugnet werden, daß diese Schriften die Philosophie nur wenig gefördert haben, teils weil sie zu flüchtig hingeworfen sind, teils weil sich in ihnen ein fester positiver Standpunkt nicht findet.

Eklektizismus

Mystizismus

Neben diesen Versuchen, durch Aberglauben einerseits und Philosophie anderseits dem religiösen Bedürfnis der Menschen genug zu tun, steht die merkwürdige Erscheinung des Mystizismus, der an die orphische Theologie erinnert (§ 87) und, wie die späteren Neuplatoniker (§ 269), den Glauben und das Wissen zu verbinden sucht. Dieser antike Spiritismus, der Geister erscheinen und uralte Lehren der griechischen Physiker (§ 88) als Begründung seiner Anschauungen hervorsuchen ließ, spukte besonders in den vornehmen Kreisen. Es war einer der letzten Versuche vor dem Auftreten des Erlösers, die alten absterbenden Religionen zu retten.

Mystizismus

Sittliche Entwicklung des Volkes

Wenn auf den Höhen der Gesellschaft es sich zeigte, daß unheilbare Gebrechen vorhanden waren, so war dies bei der sittlichen Entwicklung des gewöhnlichen Volkes nicht in gleichem Maße der Fall. Man hat sich nur zu sehr gewöhnt, das Römervolk nach den Regierenden zu beurteilen. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß der rapide Verfall der Wirtschaft nicht die breiten Kreise des Volkes traf; ein gleiches gilt auch von der sittlichen Seite. Aus tausend kleinen Zügen, besonders in Cäsars Schriften, erkennen wir die große militärische Tüchtigkeit, die die römischen Legionen ausnahmslos zeigten und die ohne sittliche Spannkraft nicht zu erklären wäre; und wo uns ein Blick in die niederen Lebenssphären gegönnt ist, da erblicken wir noch Einfachheit, Treuherzigkeit und die den Römern eigne unübersetzbare virtus. Auszunehmen ist hiervon die hauptstädtische Menge und das Gesindel, das sich an die Fersen der großen Herren heftete. Aus ihnen ging das entsetzliche römische Proletariat hervor, das in seinen Lumpen den Herrn der Welt spielte und später in den Kaisern nur seine Werkzeuge erblickte, die für seinen Unterhalt und seine Unterhaltung sorgen mußten. Erst weit später wurden durch die Tendenz der entarteten Kaiser, die tüchtigsten Elemente des Volks zu beseitigen, auch die noch gesunden Schichten erniedrigt und jene stumpfe Masse geschaffen, deren geistiges Leben tot war, lange ehe die würgende Hand der Germanen auch ihre Herrschaft vernichtete.

Jugenderziehung

Die breiten Massen wurden auch wenig berührt durch die neue Jugenderziehung, die dem griechischen Wesen und dem griechischen Wissen alle Tore öffnete. Neben die alte Bildung, die Cato (§ 204) empfohlen hatte, und die vor allem praktische Zwecke verfolgte, also Rechts-, Kriegs-, Heil- und Ackerbaukunde, war ungefähr um Sullas Zeit schon das (allerdings erst später so genannte) Trivium: Grammatik, Logik (Dialektik) und Rhetorik getreten, und dazu kam in der Folgezeit noch das Quadrivium (Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik) hinzu, woraus sich die sieben sogenannten freien

Künste entwickelten, die das Bildungswesen des gesamten Mittelalters beherrschten (II, §§ 31, 94). Freilich blieb dieser hellenische Unterricht in seiner abstrakten Loslösung von der Welt nicht für sich bestehen; dazu waren die Römer zu praktisch. Sie hielten an gewissen alten Bildungselementen fest, wie an der Heilkunde und den Lehren vom Ackerbau, was die zahlreichen Lehrbücher über jene Stoffe beweisen, und formten außerdem das gegebene hellenische Vorbild um. So wurde z. B. die Astronomie, dem Un- und Aberglauben der Zeit entsprechend, zu astrologischen Spielereien benützt: charakteristisch ist, daß die Lehrbücher des Aratos über Sternkunde (§ 152) uns in nicht weniger als drei metrischen Bearbeitungen hervorragender Männer (von Cicero, Germanicus und Manilius) überliefert worden sind.

Hellenisch-römischer Charakter

§ 240. Literatur im letzten Jahrhundert der Republik. Durch die sich immer mehr nach Osten zu ausbreitende Macht der Römer ging auf sie auch die Kulturaufgabe über, die die Nachfolger Alexanders hatten lösen sollen: die Gesittung des Abendlandes im Orient zu verbreiten. Die Römer bedienten sich hierzu desselben Mittels wie jene, der griechischen Literatur und Kunst. Fehlte auch dem Volk am Tiber die ideale Richtung und die kunstfertige Hand der Hellenen, so besaß es doch Empfänglichkeit genug, die edlen Güter fremder Kunsttätigkeit sich anzueignen, Verständnis genug, ihnen ein zeitgemäßes und nationales Gepräge zu geben, und Ausdauer genug, sie als teure Gabe zu bewahren und andern Volksstämmen zuzuführen zur Aussaat für die kommenden Geschlechter. Das römische Wesen war von so kräftiger Natur, daß es alles Fremdartige in seinem weiten Schoß sammeln konnte, ohne doch seine angeborene Eigentümlichkeit darüber völlig einzubüßen. Und ging auch der ideale Ton und die formale und technische Vollendung der hellenischen Kunst und Literatur der älteren Tage bei der Verpflanzung unter, so erlangte dafür das Gemeingültige erst durch die Behandlung und Verarbeitung der praktischen Römer Festigkeit und Dauer.

A. Rhetorik

Das wichtigste neue Element, das aus dem hellenischen Wesen seinen Eingang in die römische Literatur fand, war die Rhetorik, deren bedeutendster Vertreter Cicero war. Durch diesen drangen die rhetorischen Kunstmittel so massenhaft ein, beherrschten so vollständig die Schriftstellerei des Römervolkes, daß er, bei seinem großen Einfluß auf die Folgezeit, für sich allein betrachtet werden muß.

Cicero

Cicero, ein fleißiger Forscher und Leser, dazu ein Meister in Stil und Darstellung, wenn auch ohne Erfindungskraft und schöpferischen Geist, hat in seinen philosophischen Werken nur die Schätze griechischen Forschens und Nachdenkens dargestellt und in seinen rhetorischen Schriften teils die Lehren griechischer Rednerschulen zur Richtschnur genommen teils, nach griechischer Auffassung das Idealbild des Redners als Ideal des Gebildeten hinzustellen versucht; dennoch fühlt man darin den Luftzug römischen Lebens und die Macht großartiger Staatsverhältnisse. In Ciceros Reden und Briefen aber wird man mitten in die gärende Zeit hineinversetzt, erkennt man das mächtige Wirken der sich befehdenden Parteien auf dem Markt und im Rathaus und das reiche und bewegte Leben der Großen. Die große Überlegenheit, die Cicero im Laufe der Jahre über seinen älteren Zeitgenossen Q. Hortensius (114—50) in der Beredsamkeit erlangte, war ein sprechender Beweis, wie vorteilhaft die griechischen Rednerschulen (§ 204) und das Studium griechischer Muster auf den römischen Staatsmann eingewirkt hatten; seine klassische Sprache, sein glatter Stil, der Wohllaut und die kunstreiche Anordnung seiner Satzgefüge trugen den Sieg davon über die übermäßig verfeinerte, schwülstige und verschwommene Beredsamkeit seines Nebenbuhlers. Der gewählte Ausdruck in Ciceros Reden, sein treffender Witz, der mit wunderbarer Gewalt auf die Richter wirkte und den Gegner zu Boden schlug, sein reiches, durch ein sicheres Gedächtnis unterstütztes Wissen, sein gewandter Vortrag fesselten und bezauberten die Menge, und seine Überredungsgabe machte ihn der Nobilität unentbehrlich. Die meisten seiner Reden wurden erst nach dem mündlichen Vortrag ausgearbeitet und zu politischen Broschüren umgestaltet:

unter dem rhetorischen Schmuck, der vielfach erst nachträglich aufgesetzt wurde, ging freilich der Zauber der Ursprünglichkeit des mündlichen Vortrags verloren. Und wie die Reden sind auch Ciceros Briefe von großer Wichtigkeit. Sie geben ein anschauliches Bild von jener tiefbewegten Zeit, für die sie uns als zuverlässigste Quelle dienen. Besonders gilt dies von den beiden größeren Briefsammlungen, an seine Freunde (ad familiares) und an T. Pomponius Attikus, einen durch seine Reichtümer wie durch seine Bildung höchst einflußreichen römischen Ritter, der mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in Verbindung stand und den Cicero seit seinem Aufenthalte in Athen zum Vertrauten aller seiner Pläne und Gedanken machte. Ciceros Briefe sind ein Spiegelbild sowohl des hauptstädtischen Treibens als des Lebens der Vornehmen auf den Villen und im Ausland; sie zeigen uns den merkwürdigen Mann in seinem innersten Wesen: als treuen und gefälligen Freund, empfänglich und dankbar für Beweise wohlwollender Gesinnung, aber auch voll Zorn gegen Feinde und Widersacher, als wohlhabendes, selbstzufriedenes Glied der Nobilität, unter der er eine hervorragende Stelle einnahm, sowohl durch seine ererbten, erheirateten und erworbenen Reichtümer, durch seine Villen und Landgüter als durch seinen äußeren Aufwand, wobei ihm ein angenehmes, belehrendes und witziges Gespräch mit gebildeten Freunden und Tischgenossen, ein geistiges Zusammenleben mit geistig Ebenbürtigen, für die schönste Würze galt. Wir lernen ihn ferner kennen als einen ehrbaren Familienvater, der sich fern hielt von der herrschenden Sittenlosigkeit seiner vornehmen Zeitgenossen, als arbeitsamen Geschäftsmann, der mit seinen Stunden haushälterisch umging, von unermüdlichem Fleiß im Forschen und Ringen nach Erkenntnis und von großer schriftstellerischer Tätigkeit, aber auch als einen Mann von höchst beweglicher Natur, dem der Beifall der Welt über alles ging, der mit merkwürdiger Eigenliebe den Herold seines eigenen Ruhmes machte. Daneben aber sehen wir ihn als einen Mann, der mit Zagen jeder Gefahr ausweicht, der bei allem seinem Tun vorerst auf die eigene Sicherheit bedacht ist und mitunter gegen seine Überzeugung handelt. Kurz, Cicero zeigt in seinen Briefen reiche geistige Begabung, politischen Verstand und Rechtssinn, aber ohne die rechte Festigkeit, wie sie ein Mann haben mußte, der in so schweren Zeiten ehrenvoll bestehen wollte.

Ciceros Briefe

109—32

Moderne Urteile über Cicero

Nachdem Jahrhunderte lang Cicero als stilistischer Meister ohne gleichen angesehen worden war und man auch seiner sittlichen Persönlichkeit die höchste Verehrung gezollt hatte, ist in moderner Zeit seine politische Tätigkeit und sittliche Haltung einer ebenso harten Kritik unterzogen worden, wie man seine schriftstellerische Tätigkeit, besonders in der Philosophie und den Reden scharf getadelt und oberflächlich und ruhmredig genannt hat. Vor allem die Urteile Drumanns und Th. Mommsens haben jahrzehntelang die Auffassung der Historiker und Literaturkenner beherrscht. Gegenwärtig ist die allzu scharfe Beurteilung des großen Römers wieder im Abebben, und eine freundlichere Auffassung greift langsam Platz. Die Verurteilung Ciceros als Staatsmann und Mensch stützte sich dabei hauptsächlich auf seine Briefe, in denen er sich bis auf die innersten Falten seiner Seele enthüllt hat; es ist die Frage, ob man nicht auch bei andern bedeutenden Männern auf die menschlichen Schwächen kommen und sie anders ansehen würde, falls eine so ausgebreitete und vollständig offenherzige Korrespondenz von ihnen vorläge.

Ciceros Schriften

Von den Reden Ciceros sind zu nennen: Die Rede für Sext. Roscius aus Ameria, den er von der Beschuldigung des Vatermordes zu reinigen suchte; die

a. Reden 70

Reden gegen Verres, den Peiniger Siziliens (§ 219), eine Reihe von Reden in zwei Abteilungen, wovon aber die erste schon von solcher Wirkung war, daß Verres das Ende des Prozesses gar nicht abwartete, sondern sich durch freiwillige Verbannung dem gerichtlichen Urteil entzog; die zweite Rede erschien dann, in fünf Bücher geteilt, nur im Buchhandel und gibt uns eine der anschaulichsten Schilderungen von Sizilien

66 und dem Leben der Provinzialen überhaupt; die Rede für das manilische Gesetz

63 (§ 221); die vier Reden gegen Catilina (§ 223); die nachträglich mit großer

63 Sorgfalt ausgearbeitete Verteidigungsrede für Milo wegen der Ermordung des

56 Clodius (§ 225); die Rede für P. Sestius, der Ciceros Zurückberufung aus dem Exil betrieb (§ 226) und von des Clodius Anhängern deshalb in Anklagestand versetzt wurde;

44—43 endlich die unter dem Namen Philippicae bekannten 14 Reden gegen M. Antonius, die in dem Zeitraum von Cäsars Tod bis zur Schlacht bei Mutina (§ 234) teils vor dem Senat, teils vor dem Volke gehalten wurden, um alle Römer zu einem Kampfe gegen Antonius zu vereinigen.

b. Rhetorische Schriften

Schon als Jüngling wandte Cicero sich im Anschluß an griechische Vorbilder der technischen Seite der Redekunst zu. Unter seinen rhetorischen Schriften sind am bedeutendsten: 1. Die drei Bücher vom Redner, die selbständigste und ausgeführteste, auch gedanklich wichtigste Schrift. In einem Gespräch, das er den zwei bedeutendsten Rednern seiner Jugendzeit (M. Antonius und L. Crassus) und einer Anzahl jüngerer Freunde in den Mund legt, erörtert er den Umfang und den Inhalt der Beredsamkeit und bespricht dann deren einzelne Teile. Das Ganze läuft auf das Idealbild eines Redners hinaus, in dem Cicero die Verkörperung des wahrhaft Gebildeten erblickt, gerade wie die Griechen dies im Philosophen, oder das 17. Jahrhundert im homo politicus zu sehen geglaubt haben. 2. Brutus oder über die berühmten Redner, eine Geschichte der römischen Beredsamkeit und Andeutungen über Ciceros eigenen Bildungsgang enthaltend; 3. Der Redner, eine an Brutus gerichtete Schrift, in der er das Ideal eines römischen Redners und die dazu erforderlichen Eigenschaften entwirft; 4. Über die beste Gattung von Rednern, eine Vorrede zu einer Übersetzung der beiden Reden des Demosthenes und Äschines (§ 130) im Kranzprozesse, worin er sich über die Vorzüge der attischen Beredsamkeit verbreitet.

55 46 46 46

c. Philosophische Schriften

Neben diesen beiden Richtungen war Ciceros Tätigkeit vorzugsweise der Philosophie zugewendet. Er schwankte lange, welcher Schule er den Vorzug geben sollte, entschied sich aber zuletzt im Praktischen für die stoische, im Theoretischen für die neuere Akademie (§ 154) mit scharfer Ablehnung des von ihm öfters mißverstandenen Epikureismus. In der Form will er sich an die platonischen Dialoge anschließen, ahmt aber im ganzen den aristotelischen Scheindialog (§ 117) nach. Unter seinen philosophischen Werken sind folgende am berühmtesten: 1. Die sechs Bücher über den Staat bietet Untersuchungen über die beste Staatsform und findet diese in der römischen Verfassung vor der Zeit der Gracchen; den Schluß des Ganzen bildet der Traum Scipios über die Nichtigkeit aller irdischen Dinge. 2. In vielfacher Beziehung zu diesem Werke stehen die noch jetzt vorhandenen drei Bücher von den Gesetzen, worin Cicero die Rechtswissenschaft philosophisch zu begründen sucht. Die letzten drei Bücher dieses Werkes sind verloren gegangen. 3. Die tuskulanischen Untersuchungen, oder Gedanken über das Wesen der Seele, die er für unsterblich erklärt, eine Ansicht, die er im platonischen Sinne versicht. 4. In den Gesprächen über das höchste Gut und Übel stellt er die Ansichten der griechischen Philosophen über die wahre Glückseligkeit und den Zweck des Lebens dar, ohne ein selbständiges Urteil abzugeben. 5. Seine akademischen Untersuchungen handeln von den Lehren der älteren und neueren Akademie über die Erkenntnistheorie, und in seinen Werken 6. über das Wesen der Götter, 7. über die Divination oder Wahrsagung und dem unvollendeten 8. über das Fatum gibt er wichtige Auseinandersetzungen über die religiösen Begriffe seiner Zeit. Die kleineren, seinem Freunde Attikus gewidmeten Schriften: 9. Cato oder über das Greisenalter und 10. Lälius oder über die Freundschaft zeichnen sich durch Schönheit der Sprache und Darstellung aus. Das an seinen in Athen studierenden Sohn Marcus gerichtete Werk 11. über die Pflichten, die das Verhalten des Menschen unter dem Gesichtspunkt des Nützlichen oder des Angenehmen, bezw. einer höheren Vereinigung beider, stellt, eine seiner bekanntesten Schriften, gehört seiner letzten Lebenszeit an. — Der Wert von Ciceros philosophischer Schriftstellerei ist danach zu beurteilen, daß sie die Folge von unfreiwilliger politischer Muße war, besonders nach Cäsars Tod, wo die meisten philosophischen Schriften entstanden sind; es ist klar, daß diese anderthalb Jahre keine selbständige Forschung zeitigen konnten. Ihr Verdienst liegt darin, daß er die griechischen Lehren populär und seinen Landsleuten in angenehmer Form zugänglich machte und in weiten Kreisen Interesse für philosophisches Denken erregte. Er ist der Vermittler zwischen altrömischer Strenge und den freieren Anschauungen der Hellenen und der beste Interpret der römischen Humanität. An seine Auffassungen schlossen sich Kirchenväter wie Augustinus und Laktantius, und in der Renaissance Petrarca und seine Schüler an.

51 45 45 44 43

d. Briefe

Ciceros Briefe, soweit sie uns erhalten sind, zerfallen in drei, durch seinen Freigelassenen M. Tiro veranstaltete Sammlungen: 1. Sechzehn Bücher von Briefen an verschiedene Personen von 63—43; neben seinen eigenen Briefen werden auch oft die Briefe der Personen mitgeteilt, worauf sich jene beziehen. 2. Sechzehn Bücher von Briefen an T. Pomponius Atticus, nach der Zeitfolge geordnet. 3. Drei Bücher Briefe an seinen Bruder Quintus Cicero. Eine vierte Sammlung von 25 Briefen an M. Brutus und Antworten von diesem, sämtlich nach Cäsars Tod geschrieben, wird von vielen für unecht gehalten.

B. Poesie

Auch in der Poesie lehnte sich die neue Zeit immer mehr und immer bewußter an die griechische Modepoesie, vor allem der Alexandriner, an (§ 152), und wie die griechischen Lehrer für die Rhetorik maßgebend geworden waren, so beeinflußte die peinliche Akkuratesse der Alexandriner die Dichtung. Nur

wenige Männer erhielten sich einen volksmäßigen Ton; die meisten schrieben in einer verfeinerten Sprache, die sich bewußt zum Klassizismus ausgestalten will. Vertreter der nationalen Richtung sind vor allem Varro und Lukrez.

Ältere Richtung 116—27

Der Altertumsforscher M. Terentius Varro hatten sich in seinen Menippeischen Satiren, in denen Verse und Prosa abwechselten und Sittenzeichnungen und Bilder aus dem Leben mit Witz und Laune und in originellen Ausdrücken und Wortbildungen dargestellt waren, einen sonst wenig bekannten griechischen Philosophen, den Zyniker Menippos von Gadära in Syrien, zum Vorbild gewählt; dennoch ist Varro in Schrift und Leben ein echter Römer geblieben, dessen Satiren noch der letzte grüne Sproß waren, den die volkstümliche Poesie Italiens getrieben hat, und der gegen die grübelnde Weisheit der Griechen und die „Hundephilosophie" nicht minder seine Geißel schwang als gegen das entartete Rom. T. Lucretius Carus schöpfte den Stoff zu seinem großen philosophischen Lehrgedicht aus der Lehre Epikurs (§ 154) und entlehnte Form und Darstellung dem Naturweisen Empedokles von Agrigent und den großen Eleaten (§ 90), zeigte aber eine solche geniale Meisterschaft in Beherrschung des schwierigen Stoffes und in poetischer Naturschilderung, daß er mit Recht als ein Stern erster Größe in der römischen Literatur bezeichnet werden kann. Neben diesen beiden Vertretern der alten Poesie klangen die altitalischen Weisen noch hie und da in den Provinzen fort; Saturnier auf älteren Grabmälern bestätigen dies.

ungef. 250 v. Chr.

Neuere Richtung

Jedoch die neue Schule, die Ennius (§ 204) gemacht hatte, brach sich immer weiter Bahn, sogar bis in das Volksmäßige hinab. Das den Alexandrinern entnommene Epigramm blühte, zumal in den poetischen Unterschriften der Varronischen Imagines (einer Bildersammlung von bedeutenden Römern und Griechen). Das historische Epos freilich war nur unbedeutend entwickelt, selbst Ciceros Poesien auf sein eigenes Konsulat konnten wenig Eindruck machen; auch anderes von Ciceros Poesien ist unbedeutend. Die Zeit des Epos war eben vorbei, und die Frostigkeit des alexandrinischen Vorbildes vermochte es nicht zu beleben. Dagegen fanden die Mimiamben des Herondas (§ 152) zahlreiche und geschickte Nachahmer, das Idyll ward von Sueius gepflegt und vor allem die Lyrik nahm einen hohen Aufschwung durch Catull und seine Freunde, unter denen M. Valerius Cato und C. Licinius Calvus hervorragen. Das Liederbuch des Catull, das uns noch erhalten ist, enthält das Feurigste und Echteste, was die römische Lyrik geleistet hat. Nirgends ist so die griechische Form mit italischem Geiste durchtränkt, er steht mitten im Leben und „die Muse hat ihm gegeben zu sagen, was er liebe und leide". Die andern Dichter jener Zeit traten weit hinter ihm zurück, und er bildet, trotz der Differenz der Zeit, den Übergang zu den Meistern der augusteischen Epoche.

Epigramm

Lyrik

Lucrez 97—53

T. Lucretius Carus nimmt durch sein Lehrgedicht Vom Wesen der Dinge den ersten Rang in der didaktischen Poesie ein. Der Zweck dieses, mit Schwung und Begeisterung aufgefaßten und mit feuriger Beredsamkeit und lebendigen Schilderungen ausgeschmückten Lehrgedichts ist, durch die Entwicklung der Naturlehre Epikurs (§ 154) den Menschen von religiösen Traditionen und Vorurteilen und von der Furcht vor Tod und Vergeltung zu befreien und ihn durch Zerstörung alles religiösen Aberglaubens und durch Belehrung über den wahren Urgrund und das Wesen der Dinge zu höherem Selbstbewußtsein und zu persönlicher Freiheit zu führen. Indem Lucretius nach Epikurs Atomenlehre die Entstehung und das Ende des Weltalls auf mechanische Weise zu erklären und die Seele nur als Funktion des Körpers hinzustellen unternimmt, sucht er die Überzeugung zu begründen, daß der Tod, das ewige Ausruhen von allem Hoffen und Fürchten, besser sei als das Leben; daß die Höllenstrafen nicht nach dem Leben den Menschen peinigen, sondern während desselben, „in den wilden und rastlosen Leidenschaften des klopfenden Herzens", und daß die Aufgabe des Menschen sei, seine Seele zum ruhigen Gleichmaß zu stimmen. Die Sprache ist kräftig, und es ist nur zu beklagen, daß seine ungemeine poetische Begabung auf einen so spröden Stoff fiel, dem jeder andere hätte erliegen müssen. Das Werk ist leider unvollendet und durch eine nicht sorgfältige Redaktion (von M. oder Q. Cicero) in wenig befriedigendem Zustande auf die Nachwelt gekommen.

Catull 86—53

Ein ähnlich großes Talent, aber auf ganz anderen Gebieten sich tummelnd, war Catull (geboren zu Verona), der in Stoff und Form von den Alexandrinern abhängt. Besonders bekannt geworden ist sein Verhältnis zu Lesbia (in der man Clodia, die Schwester des P. Clodius Pulcher [§ 225], vermutet), die er in Anlehnung z. B. an Sappho besingt, bis er sich von der Frivolität seiner Angebeteten überzeugen muß. Auch Spottgedichte auf Cäsars Generale und die Modetoren seiner Zeit finden sich bei ihm, neben Nachahmungen der alexandrinischen Epyllien (§ 152), z. B. der Hochzeit des Peleus und der Thetis und anderen größeren Gedichten. In Catulls Gedichtsammlung erscheinen künstlerischer Gehalt und künstlerische Form in gleicher Vollendung.

Varros Schriften

Varros Schriften, der in den menippeischen Satiren und in den Logistorici eine Mittelgattung zwischen Poesie und Prosa schuf, wobei er in den erstern eine neue Gattung ausbildete, in den letzteren sich an die voralexandrinischen Griechen anlehnte, stellen den Übergang zur Prosa dar. Die menippeischen Satiren, wohl in der Hauptsache Jugendarbeiten von ihm, waren ethische Skizzen, in denen der altväterisch denkende Römer seine ernsthafte Weisheit in lustiger Form vortrug. Weit fruchtbarer war Varro als Prosaiker. Doch sind seine Arbeiten, deren er gegen 500 über alle Gegenstände des römischen Altertums geschrieben hat, bis auf wenige verloren gegangen. Unter diesen wenigen befindet sich ein Teil der Schrift über die lateinische Sprache (Buch 5—10) und drei Bücher über den Landbau, während die wichtigen 41 Bücher über die öffentlichen und Privataltertümer, die nach Ciceros Angaben den Zweck gehabt hatten, die Römer, die in ihrer eigenen Stadt Fremdlinge geworden waren, wieder in ihrem Hause einheimisch zu machen, bis auf geringe Andeutungen untergegangen sind. Seine auf diesen Stoff bezüglichen Werke zerfielen in zwei Teile. Die erste Hälfte, die Altertümer der menschlichen Dinge, schildert unter anderem die Urzeit Roms, die Land- und Stadteinteilung, die Wissenschaft von den Jahren, Monaten und Tagen, endlich die öffentlichen Handlungen daheim und im Kriege; in der zweiten Hälfte von den göttlichen Dingen wurde das Wesen und die Bedeutung der Sachverständigenkollegien, der heiligen Stätten, der religiösen Feste, der Opfer- und Weihgeschenke, endlich der Götter selbst übersichtlich entwickelt. Dazu kamen noch außer einer Anzahl von Monographien die Schriften von der Herkunft und vom Leben des römischen Volkes als Nachtrag, ein merkwürdiger Versuch einer Sitten- und Bildungsgeschichte in den verschiedenen Perioden. Auf Varro geht auch die erste Encyklopädie der freien Künste zurück (§ 239), in der er sich an das Beispiel Catos anschloß, ein Werk über das Zivilrecht, geographische Arbeiten u. a. m. Von dem reichen literarischen Nachlaß dieses altväterischen und etwas sonderbaren, aber geistig kerngesunden Mannes haben Jahrhunderte gezehrt, und varronische Gedanken und Zitate klingen bei einer großen Anzahl von Kirchenvätern, z. B. bei Laktantius, Augustinus u. a., wieder. Seine Polyhistorie ist erstaunlich und zeigt uns das altrömische Leben in wunderbarer Frische und Vielgestaltigkeit; daneben gehen aber die wunderlichsten Einfälle, oft in spröder und abgerissener Darstellung einher.

C. Prosa

Die Prosaliteratur jener Zeit war ganz und gar von dem Prinzip beherrscht, nur die schöne Form walten zu lassen und um dieser willen sich selbst mit der Wahrheit in Widerspruch zu setzen. Der Gegensatz zwischen dem asianischen Stil (Hauptvertreter Q. Hortensius), der sich in schwülstiger und geschraubter Darstellung erging, und den Anhängern der einfachen Darstellung (den Attikern), wie sie besonders von Molon von Rhodos vertreten wurde, war schon entschieden, als Cicero sich von dem ersteren abwendete; die neuen theoretischen Lehrbücher, besonders der sogenannte Auctor ad Herennium (wohl Q. Cornificius), hatten eine einfache und ungekünstelte Redeweise gelehrt, die freilich bei Cicero nur in sehr eingeschränkter Weise zur Anwendung kam, so daß sich gegen diesen die Opposition der sogenannten Neuattiker erhob, die freilich keinen rechten Erfolg hatte. Denn die neue prächtige Rhetorik, die die Mitte zwischen dem barocken asianischen Stil und der allzu großen, dem Lysias nachgeahmten Kürze hielt, beherrschte die Welt. Auch bei den beiden namhaftesten Geschichtschreibern jener Zeit, Cäsar und Sallust, spielt sie noch eine entscheidende Rolle.

Stilgegensätze

um 86

Geschichtschreibung

Wohl in keinem Fache hat die römische Darstellungskunst größere und schnellere Fortschritte gemacht als in der Geschichtschreibung. Die rein annalistische Darstellung wurde abgelöst von der trockenen, aber ehrenwerten Schriftstellerei Catos (§ 204). Den Übergang zu einer zusammenfassenden Darstellung bildete die den Alexandrinern nachgeformte Memoirenliteratur, die deshalb so schnell beliebt ward, weil sich so die ganze römische Geschichte leicht um einzelne Aristokratenfamilien gruppieren ließ. Die Absicht der schreibenden Politiker war hierbei, ihre eigenen Handlungen zu

motivieren. Solche Denkwürdigkeiten verfaßten unter andern C. Lutatius Catulus, des Marius Kollege im Cimbernkrieg (§ 209); M. Aemilius Scaurus, ein einflußreicher Senator im jugurthinischen Krieg (§ 208); L. Cornelius Sulla, der Diktator; der reiche und gebildete Ritter T. Pomponius Atticus, Cäsars und Ciceros Freund, u. a. Von alledem besitzen wir jedoch wenig oder nichts mehr; dagegen hat uns C. Julius Cäsar in seinen Denkwürdigkeiten (Kommentarien) über den gallischen und den Bürgerkrieg ein schönes Denkmal seines Geistes und seines Talents hinterlassen. Cäsar bildet in seiner Darstellung den Mittelpunkt aller Unternehmungen; seine Soldaten streiten für seine Sache und erkämpfen sich ihren Ruhm nur durch den seinigen. Natürlich dienten seine Kommentarien auch seinen Zwecken: oft ist das, was zwischen den Zeilen steht, und die zahlreichen stillen Beziehungen zur Zeitgeschichte und zu den politischen Größen und Ereignissen an ihnen weit interessanter als die unendliche Aufeinanderfolge sich fast stets ähnelnder Kämpfe. Der Vorzug der hellen Heiterkeit und des leichten Humors, der seine Kommentarien schmückt, wird am deutlichsten, wenn man die unvollendeten echten Schriften mit deren Fortsetzungen (die zum Teil von A. Hirtius stammen) in ihrer ehrenwerten Unbeholfenheit vergleicht. Die sogenannten kleineren Schriften Cäsars, die den Feldzug in Ägypten, Afrika und Spanien behandeln, sind von Offizieren seines Heeres verfaßt und ihm selbst fälschlich beigelegt worden. Zeitlich am nächsten steht ihm Cornelius Nepos, ein Transpadaner aus Hostilia (?), Zeitgenosse Ciceros und Freund Catulls. Von seiner umfänglichen Schriftstellerei besitzen wir noch dreiundzwanzig Feldherrnbiographien von Nichtrömern, mit starkem Anekdotenbeiwerk und geringem historischen Verständnis, und die Lebensbeschreibungen von Cato d. Ä. und Attikus. Der Stil ist schlicht, die wissenschaftliche Grundlage dürftig, der Inhalt oft verwirrt und ungenau.

Cäsar 102—44

Cornelius Nepos 94—24

C. Sallustius Crispus, geboren zu Amiternum im Sabinerlande, war ein Anhänger der Popularpartei und hat in deren Gefolge seine Laufbahn gemacht. Ein Freund Cäsars, erlangte er durch diesen die Verwaltung der Provinz Numidien, wo er sich vieler Bedrückungen schuldig machte, was ebensowenig wie sein nachheriger Luxus mit der in seinen Schriften zur Schau getragenen sittenrichterlichen Strenge harmoniert. Er ist ein vollendeter Meister der historischen Kunst, der mit dem Blick des Menschenkenners seine Zeit durchdringt, den Sittenverfall in seiner ganzen Größe anschaulich schildert und in kunstvoller Anordnung so sehr hervorragt, daß man ihn häufig mit Thukydides zusammengestellt hat, den er sich auch in der Kürze und Gedrängtheit des Stils und in der pragmatischen Behandlung des historischen Stoffes zum Vorbild genommen hat. Sein größeres Geschichtswerk über die Zeit der Bürgerkriege von 78 bis 67 ist uns zum größten Teil verloren gegangen; wir besitzen nur die zwei Monographien über die catilinarische Verschwörung und den jugurthinischen Krieg. Es sind geschickte Tendenzschriften zugunsten der demokratischen Partei, die erstere in der Absicht verfaßt, den dunkelsten Flecken von Cäsars Charakter, seine Beteiligung an dem catilinarischen Komplott (§ 224), abzuwischen, die letztere, um das erbärmliche Adelsregiment nach der Gracchenzeit (§ 208) zu schildern. Seine Darstellung ist ernst und würdig; er ist der erste in der römischen Geschichtschreibung, der das psychologische Element hat in den Vordergrund treten lassen. Seine Sprache zeichnet sich durch absichtlich gedrängte Kürze, durch sorgfältige Feile und durch ein altertümliches Gepräge aus, das seinen Sittengemälden ein ehrwürdiges Ansehen gibt.

Sallust 86—34

Neben diesen Schriften tritt alles, was in andern Wissenschaften geleistet ward, zurück. Das Charakteristische der Epoche ist, daß die Poesie in den Hintergrund tritt, während in der Prosa die Kunst der Darstellung sich in der bewundernswürdigsten Weise äußert. Die Periodologie ward durch Cicero zur höchsten Blüte gebracht, die Schriftsprache fixiert, der Ausdruck wurde durchsichtig und klar. Zugleich begann damals schon die römische Sprache, zunächst als Amtssprache, den Kampf mit dem Griechischen um den Platz als Weltsprache, aus dem sie schließlich als Siegerin hervorgehen sollte.

Sonstige Prosaschriftstellerei

Fünftes Kapitel.

Das römische Kaisertum (30 v. Chr. bis 395 n. Chr.).

A. Die julisch-claudischen Kaiser (30 v. Chr. bis 68 n. Chr.).

Augustus 30 v. bis 14 n. Chr.

§ 241. Die neue Monarchie. Augustus. Nachdem bei Aktium die kriegerische Entscheidung gefallen war, harrte des Oktavian die schwierige Aufgabe, im Innern Ruhe zu schaffen. Die geschichtliche Entwicklung verlangte damals nach einem Alleinherrscher, und Oktavian begriff diese Notwendigkeit, die seinen eignen Wünschen entgegenkam. Jedoch wollte er nicht wie sein göttlicher Vater enden; deshalb verzichtete er auf die äußeren

Ehren des Monarchen, um die wirkliche Gewalt desto sicherer zu behaupten, und hielt fest an der verfassungsmäßigen Übertragung der verschiedenen republikanischen Ämter auf seine Person.

Verfassungsmäßige Übertragung der Gewalt

Sofort nach seiner Heimkehr begann Oktavian die Verhältnisse zu ordnen und das Gemeinwesen wieder herzustellen. Er entließ die Truppen bis auf 18 Legionen, stellte im Heere die Manneszucht wieder her und versorgte die Entlassenen. Den Anhängern des Antonius gewährt er Amnestie; vor allem aber legte er die bisherige militärische Regierung scheinbar in die Hände des Senats zurück und gewann sich dadurch die Herzen auch der optimatisch Gesinnten, die vorher ihm oppositionell gesinnt waren, und auch unter seinen Nachfolgern wieder die Oppositionsführer wurden. Denn die eigentlichen Quellen der kaiserlichen Macht waren die Plebs und das Heer. Als er im Jahre 27 feierlich seine Gewalt als Triumvir niederlegte, überhäufte ihn der Senat mit bis dahin nicht dagewesenen Ehren, verlieh ihm auf Antrag des L. Munatius Plancus den Titel *Augustus* (der Gottbegnadete, später als Semper Augustus = allzeit Mehrer des Reichs), übertrug ihm neben der *Konsulwürde* das *Imperium* (die Amtsbezeichnung *Imperator* wurde nun zum Titel und dem Namen vorangesetzt) auf zehn Jahre und nannte den Monat Sextilis nach ihm August. Daneben erhielt er die prokonsularische Gewalt in allen Provinzen und damit die Fürsorge für den Grenzschutz.

Bei der Neuorganisation des Staates behielt sich Augustus nur die Grenzverteidigung vor, dagegen überließ er dem Senat die Binnenprovinzen und teilte mit ihm die Staatskasse. Das alte *Ararium* blieb dem Senat, während für den Kaiser eine neue Kasse, der *Fiskus* (entweder Privateigentum des Kaisers oder Staatsgelder, die der Kaiser allein verwaltete), gegründet ward. Seit 23 verzichtete er auf die ständige Bekleidung des Konsulats und übernahm die tribunizische Gewalt auf Lebenszeit, die ihm schon seit der Besiegung des Sext. Pompejus übertragen worden war. Außerdem war er Mitglied aller großen Priesterkollegien, seit dem Tode des Lepidus (12 v. Chr.) auch Pontifex maximus. Als solcher hielt er streng auf die Befolgung aller Riten; unter seiner Regierung wurden 17 v. Chr. die Säkularspiele als ein großes Sühnefest Roms gefeiert, die Horaz mit einem dazu gedichteten Hymnus im kaiserlichen Auftrage zu feiern hatte. Durch diese langsame Aneinanderfügung der mannigfachsten öffentlichen Funktionen ist *Augustus, der sich den Titel Princeps (ursprünglich der Erste im Senat) beilegen ließ, auf verfassungsmäßigem Wege zum Herrscher des römischen Reichs geworden.* Um den Senat sich gefügig zu machen, veranstaltete Augustus mehrere Säuberungen desselben, so daß die übrig gebliebenen Mitglieder es nicht wagten, dem Willen des Fürsten entgegenzutreten. Späterhin ließ sich Augustus noch die *sittenrichterliche* Gewalt übertragen, so daß er nach und nach in allen Zweigen der Verwaltung die Exekutivgewalt in die Hand bekam.

28, 18, 8 v., 4, 14 n. Chr.

Wesen des neuen Prinzipats

Man hat die neue Macht des Prinzipats öfters ein „Bündel von Gewalten" genannt, das in einer Hand vereinigt war. Mit Recht; denn sorglich ließ Augustus die Auffassung verbreiten, daß diese Maßnahmen nur für eine Übergangszeit und für des Princeps Person Geltung haben sollten, hielt streng an den alten Normen der Verfassung fest und hinderte dadurch, daß der verderbliche Glanz des Namens König auf ihn und sein Haus fiel. Allerdings behielt die neue Verfassung damit etwas Provisorisches und rein Persönliches; jedoch war Augustus zu klug, wo er die faktische Macht besaß, etwas verfrühen zu wollen, was mit der Zeit allein reifen konnte. ‚Denn „Eile mit Weile!" das war selbst Kaiser Augustus Devise.' Nur ganz leise und vorsichtig formte der Kaiser in späteren Jahren um und suchte die Erblichkeit herbeizuführen. Zunächst aber gewann es den Anschein, als wenn die Republik zurückgekehrt sei. Der Form nach war sie es auch, und die vornehmen Familien waren darüber sehr befriedigt. In Wirklichkeit aber war die Tyrannis im antiken Sinne wieder aufgelebt; dem vorsichtigen Gewalthaber gelang es jedoch, ihr nach und nach den Charakter der Legitimität zu verschaffen, indem er, alle Formen

peinlich beobachtend, nie der Scheingewalt des Senats entgegentrat und selbst den Namen des Herrschers verschmähte. Im stillen sorgte er freilich dafür, daß sich die Machtmittel in seiner Hand mehrten. Den Komitien ließ er zwar die Wahlen und die Gesetzgebung; daneben aber traten die kaiserlichen Edikte, die er als Konsul zu geben verpflichtet war. Ferner schuf er, um in der Hauptstadt selbst einen entscheidenden Einfluß zu haben, zwei von ihm allein abhängige Ämter, den Praefectus urbi, eine Art Polizeipräsidenten, der mit seinen Leuten (den Vigiles) genügte, um die Stadt in gewöhnlichen Zeiten im Zaume zu halten, und den Praefectus praetorio, den General seiner Leibgarde, der Prätorianer.

Augustus und die Hauptstadt des Reichs

Die Hauptstadt des Reiches blieb Rom, obwohl Italien vielleicht der ödeste Teil des römischen Reiches geworden war. Die vornehmen Familien waren teils durch ihr Interesse, teils durch Furcht an die kaiserliche Politik gebunden; der große Haufe dagegen wurde durch Spenden an Nahrungsmitteln und Befriedigung seiner Lust (panem et circenses!) auf das innigste an den Herrscher geknüpft. Zahlreich waren die Bauten kirchlicher und profaner Art, mit denen er die Hauptstadt schmückte: das Forum wurde erweitert und verlegt; die Thermenbauten, die Portikus der Oktavia und das Theater des Marcellus sind besonders zu nennen. Für die polizeiliche Verwaltung sorgten sieben Kohorten Vigiles, die die vierzehn Regionen der Stadt bewachten; erst unter Tiberius wurde im Nordosten das Prätorianerlager angelegt. Almosen, Wasserversorgung und Wegebau nahm der Fürst ebenfalls in die Hand. Auch sonst sorgte er ernstlich für die römische Bevölkerung. Die lex Julia von 18 v. Chr. und besonders die lex Papia Poppaea vom Jahre 9 n. Chr. sicherten den mit Kindern gesegneten Vätern den Zutritt zu den Ämtern vor anderen zu. Auch für historische Dinge zeigte er Interesse; er ließ an der Wand der Regia auf dem Forum die Konsularfasten anbringen und auf seinem eigenen Forum die Statuen berühmter Männer aufstellen. Für griechische und lateinische Literatur sorgte er nach Kräften; der berühmte Verrius Flaccus unterrichtete seine Enkel. Er war die indirekte Veranlassung von Livius Geschichtschreibung und Vergils Aeneis; die bekannten Griechen Dionys von Halikarnaß, Strabon und Nikolaos von Damaskus verfaßten unter ihm ihre Werke in Rom.

Die Bevölkerung römischen Rechts

a) Römer

Die Bevölkerung des Reichs wurde in der Buntscheckigkeit belassen, in der sie schon durch die Politik der Republik gewesen war. Fast unübersehbar sind die verschiedenen Rechtsverhältnisse, in denen die Untertanen zu dem Herrscher standen. Man unterschied unter den Römern selbst Bürger römischen, latinischen und italischen Rechts. Die Städte teilten sich in Kolonien, die an allen Vorteilen Roms teilnahmen, Munizipien mit Selbstverwaltung und Untertanenstädte, denen ein Berufsbürgermeister gesetzt war (§ 181). Allein in Italien legte Augustus 28 Kolonien an, darunter Augusta Taurinorum (Turin) und Benevent. Auch außerhalb des Stammlandes gründete er eine größere Zahl, am liebsten in den sogenannten Kaiserprovinzen: so Panormos in Sizilien, Karthago in Afrika, Augusta Emerita (Merida) in Südspanien und Cäsaraugusta (Saragossa) in Nordspanien, Aquae Sextiae in Gallien, Dyrrhachion in Makedonien u. a. An bestehenden Verhältnissen änderte er ungern, so daß sich oft eine große Buntscheckigkeit herausstellte. So gab es z. B. in Emporiä in Spanien neben der ursprünglich spanischen Stadt und den griechischen Ansiedlern noch eine römische Kolonie, in der die alten Soldaten und die römischen Kaufleute eine besondere Gilde (conventus) bildeten. Bei gutem Verhalten war man liberal in der Erteilung höherer Rechte, so daß auch hier das kommunale Interesse an das kaiserliche Regiment geknüpft war.

b) Die Provinzialen

Noch viel freigebiger zeigte sich die kaiserliche Politik gegenüber den Provinzialen; es gab Vasallenfürsten, wie die Könige von Thrakien, die Tetrarchen Galatiens, die Familie des Herodes in Judäa, die lediglich ihr Interesse an Rom knüpfte, neben freien Bundesgenossenstädten (Athen u. a.) und neben fast zu Sklaven gewordenen Völkerschaften. In den Provinzen wurde fast überall eine Selbstverwaltung eingerichtet, die sich an ältere Organisationen anschloß, und dieser mehr oder minder weitgehende Befug-

nisse zugebilligt. Überall bestand der Schein der Freiheit und Selbständigkeit; die Macht aber hatte der Kaiser. Dadurch, daß er das Reich so buntscheckig ließ, erreichte er, daß ein ständiger Wettstreit um die zu erlangenden höheren Ehren entstand und alles nach seiner Gunst drängte; damit war jede politische Organisation, die ihre Spitze gegen ihn hätte kehren können, unmöglich gemacht und den Unzufriedenen die Gelegenheit genommen, größere Machtmittel gegen das neue Regiment zu vereinen.

Charakter der neuen Verwaltung

Das war die neue seltsame Schöpfung des Augustus, widerspruchsvoll und den Charakter des Provisorischen in sich tragend, aber für den Augenblick das Beste, was gefunden werden konnte. Daher auch ihr Bestand, den selbst die tollste Mißwirtschaft jahrhundertelang nicht zu erschüttern vermochte. Darum steht auch Augustus höher als Tyrannen neuerer Zeit, die man mit ihm verglichen hat, denn er schuf das Zeitgemäße, und war darum ein Großer unter den Gewaltigen der Erde. Es ist ihm gelungen, die widersprechendsten Meinungen zu versöhnen und das Auseinanderstrebende zusammenzufassen; dadurch, daß er das alte Wort: Teile und herrsche! dahin variierte, daß er scheinbar möglichst vielen an der Herrschaft teilgab und nur auf verfassungsmäßigem Wege die Zeichen der Gewalt auf sich vereinte, die eigentliche Gewalt aber in seinen Händen festhielt, ohne dies je hervortreten zu lassen, erreichte er, daß die große Menge ihm begeistert zufiel, und den Widerstand der etwa widerstrebenden mit Entschiedenheit verwarf.

Machtmittel des Prinzipats

Die neuen Machtmittel, die Augustus schuf, und die er in aller Stille zu hoher Vollendung ausbildete, waren ein Berufsheer und ein Berufsbeamtenstand, die beide an des Kaisers Person geknüpft waren.

Heer

Das Heer ward ganz und gar aus Berufssoldaten gebildet, die durch Aushebung, besonders in den Provinzen, vor allem bei den kraftvollen Nordvölkern, sich ergänzten und bis zu 20 Jahren ununterbrochen bei der Fahne blieben, auch wenn kein Krieg war. Alsdann wurden sie, falls sie nicht freiwillig bei der Fahne blieben, entlassen und mit Land und Geld versorgt und, falls sie Provinzialen waren, mit dem römischen Bürgerrecht ausgestattet. Das kaiserliche Heer bestand aus 25 Legionen, jede aus 6000 Römern und 1000 Barbaren, und hatte seine Quartiere in den Grenzprovinzen. Dazu kamen noch Spezialtruppen, so daß das augusteische Reich ein stehendes Heer von 300 000 Mann hatte. Für sich standen die Leibgarde der Prätorianer, mit Doppelsold, etwa 9000 Mann, die in und um Rom quartiert waren, und zwei große Flotten, die bei Misenum und Ravenna ihre Stationen hatten. Späterhin wurden auch in Forum Julii (Fréjus) und im Schwarzen Meer Schiffsgeschwader stationiert. — Die Offiziere waren durchweg Italiker und Berufssoldaten und bildeten den Kitt, der das Heer zusammenhielt. Es gab die Laufbahn der Truppenoffiziere, die durch das Heer von der letzten Centurienstelle bis zum Präfekten avancierten, und die Karriere aus dem Generalstab (contubernium imperatoris), die den vornehmen Familien vorbehalten blieb und die gewöhnlich mit dem Kohortenführer (tribunus militum) begann und mit dem praefectus praetorio oder der langdauernden Statthalterschaft in den Provinzen endigte.

Finanzen

Die Finanzen waren so geordnet, daß jede Provinz ein Steuer- und Zollgebiet für sich darstellte; aber doch bildeten alle Länder des Mittelmeeres ein einheitliches Handelsgebiet, dessen einzelne Teile nur durch Akzisen und Finanzzölle voneinander getrennt waren. Die Zölle gingen überall an den Fiskus, ebenso wie die Kopf- und die Grundsteuer. Um die Steuerkraft seines Reiches zu erkunden, ließ Augustus mehrfach in allen Provinzen eine Volkszählung und Steuerabschätzung vornehmen, die vor allen Dingen verlangte, daß die Steuerpflichtigen sich zur angegebenen Zeit in ihrem eigentlichen Wohnsitze einfanden. Die bekannteste ist die im Jahre 750 der Stadt in Judäa vorgenommene, die mit der Geburt Christi von den Evangelien zusammengebracht wird. Die Resultate waren außerordentlich günstig, denn 70 hatte Rom noch nicht eine Million Bürger gehabt, 28 waren es reichlich vier Millionen, die sich bis zum Tode des Kaisers bis

über fünf Millionen erhöhten. Um einen genauen Überblick über sein Reich zu gewinnen, ließ Augustus eine sorgfältige Vermessung des Reiches vornehmen, die unter Leitung des Agrippa erfolgte und zu der ersten großen Weltkarte, die an die Wände der Porticus Vipsania an der Via lata (j. Corso) in Rom angezeichnet wurde (Nachbildung in der sogenannten Peutingerschen Tafel) Veranlassung gab. Ferner wurden alle früheren Staatsgüter nunmehr kaiserliche Domänen, deren Ertrag aus Bergwerken, Forsten, Fischereirechten usw. ebenfalls die kaiserliche Regierung erhielt. Auch in den Binnenprovinzen behielt sich der Kaiser das Oberaufsichtsrecht und bestimmte Einnahmen vor, so daß kein römischer Statthalter nur entfernt so hausen konnte wie in den Zeiten der freien Republik. Da die größere Menge der Einnahmen in den Fiskus flossen, so mußte dieser auch die wichtigsten Ausgaben leisten. Er bestritt zunächst die Hofverwaltung, dann die Kosten für Heer und Marine; die letztern wurden in der Hauptsache durch eine Erbschaftssteuer und eine Verkaufssteuer, die sogenannte centesima, gedeckt, die in allen römischen Ländern gleichmäßig in die im Jahre 6 n. Chr. abgezweigte Militärkasse abgeliefert werden mußten.

Höhere Beamte

Die Beamten wurden meist Berufsbeamte und deshalb ihre Bezahlung notwendig. Ihre Zahl war nicht groß, schon weil es an dem nötigen Beamtenmaterial fehlte, aber ihr Amt ertragreich, so daß die intelligentesten Leute sich zu diesen Posten drängten. Der Begriff eines Ministeriums war noch nicht vorhanden: jedoch kann man die Freunde des Kaisers (vor allem Agrippa, dem das Äußere und die Militärverwaltung zufiel, und Mäcenas, der das Innere und den Kultus unter sich hatte) dafür ansehen, nebst dem Staatsrat, dessen einzelne Mitglieder allemal die Interessen einer Provinz zu vertreten hatten. Die höchsten Stellen wurden für die Senatoren reserviert, denen Augustus in der Verwaltung der Senatsprovinzen völlig freie Hand ließ und auch in den kaiserlichen Provinzen viel Vertrauen schenkte. Neben ihnen standen die Ritter, die viel im Heere Verwendung fanden, und aus denen der Stand der römischen Juristen hervorging, die eine Hauptzierde des Kaiserreichs zu werden bestimmt waren. Nur in der Hofbeamtenschaft und in der Finanzverwaltung finden wir Freigelassene, die zunächst noch nicht viel bedeuteten, aber späterhin, als die Hofämter auch als hohe Staatsämter galten, zu unheilvollem Einfluß gelangten.

Niedere Beamte

Die niedere Beamtenschaft ward meist von der lokalen Verwaltung gestellt. Mit Härte wurde darüber gewacht, daß keine Übergriffe und Erpressungen vorkamen, und so wurde der neue Beamtenstaat ein Segen für das ganze Reich. Ein gleiches gilt von der Rechtspflege, die dadurch ein starkes Korrektiv erhielt, daß jeder römische Bürger an den Kaiser appellieren und von jedem Punkte des Reiches aus in Rom sein Recht holen oder die Gnade des obersten Herrschers anflehen durfte. Die Schwäche des neuen Staates lag dagegen in dem Heer- und Finanzwesen, die beide das nicht leisteten, was sie sollten; die Bedrückungen der Provinzen hörten nicht auf, und die Steuerlasten wurden zu ungleich verteilt, um nicht Klagen über Härte hervorzurufen. Auch drückte der überlange Heeresdienst, und die drakonische Härte bei Militäraufständen vermochte das Übel nur zu verdecken, nicht zu beseitigen.

Soziale Erfolge

Durch die einheitliche Verwaltung wurde bald die allgemeine Kultur gehoben; eine Menge Tiere und Pflanzen sind damals vom Innern Asiens bis nach Gallien und Britannien vorgedrungen. Vor allem hob sich der Verkehr. Die römischen Heerstraßen in und vor allem außerhalb Italiens, die noch heute unsre Bewunderung erregen, sind fast alle in jener Zeit entstanden. Sie hatten ihren Mittelpunkt in Rom und reichten bis an die Grenzen des Reichs. Auch ward eine gut und schnell funktionierende Post eingerichtet, die, zunächst Staatsinteressen dienend, bald auch den Privaten zugänglich ward. Dazu kam der Segen des Friedens. Augustus schloß den Tempel des Janus, und bald blühte Handel und Gewerbfleiß. Großartige Wasserleitungen, stattliche Gebäude, Tempel und Hallen erregten die Bewunderung der Mit- und Nachwelt; Wohlhabenheit und äußerer Glücksstand machten sich überall bemerkbar. Freilich hatte dies auch eine Schattenseite. Denn nach-

dem das politische Interesse geschwunden war, nahm die Jagd um Glücksgüter und die Lust nach Zerstreuung und Vergnügen zu. Jedoch lagen hierfür die Wurzeln nicht so sehr im Kaisertum, als in der vorhergegangenen Entwicklung, und man kann getrost behaupten, daß sich Rom und die Römer selten glücklicher und froher gefühlt haben, als zu der Zeit des vorsichtigen und gütigen Augustus. Die Vornehmen freilich fanden keinen Ersatz für die verlorene Herrschaft, und wer sich nicht fügen konnte und nicht im kaiserlichen Dienst emporstreben wollte, vermochte, sofern er sich nicht der Wissenschaft zuwandte, auch in der sinkenden Philosophie (von Religion kann man kaum noch reden) keinen Halt zu finden und kam so in das wüste Treiben hinein, das die Geschichtschreiber jener Tage mit Vorliebe schildern, und das man verallgemeinernd als für das ganze Rom gültig angesehen hat.

Politik in den Provinzen

Von den ersten zwanzig Jahren seiner Regierung hat Augustus elf in den Provinzen zugebracht, um endlich Ordnung herzustellen. Zunächst kam Gallien und Spanien daran. Hierbei bewahrte er seine ganze geduldige Geschicklichkeit, um abzudämpfen und einzuschläfern. Er formte aus dem keltischen Gallien, das trotz der trennenden Organisationen Cäsars (§ 232) noch viel inneren Zusammenhang behalten hatte, als Gallia comata noch eine Einheit bildete und nur sehr oberflächlich den Römern unterworfen war, drei neue Provinzen, die alte Narbonensische, Aquitanien, das er bedeutend vergrößerte, um gegen die iberischen Stämme in den Kelten ein Gleichgewicht zu schaffen, und das eigentliche Gallien, dem er in Lugudunum (d. h. Rabenstadt, heute Lyon) eine ganz römische Hauptstadt gab. Trotzdem ist diese Provinz noch lange Zeit unruhig und unzuverlässig geblieben, wozu wohl die harte Besteuerung (vicesima), die auf alle Einfuhr fünf Prozent legte, viel beigetragen hat. Gegen Ende seiner Regierung gliederte er noch als Grenzsprengel Ober- und Niedergermanien ab und überließ diesen und den dort stehenden Heeren den Schutz der Rheingrenze. Vielleicht sollten sie sich zu Provinzen auswachsen, doch sind sie durch die Ereignisse auf eine schmale Militärgrenze beschränkt geblieben, die erst später zu selbständigen Verwaltungsbezirken wurden. — Dann unterwarf er die Alpensprengel. Das Reich des Cottius (mit der Hauptstadt Segusio, Susa) trat freiwillig den Besitz der Straße über den Mt. Genèvre ab. Dagegen mußten die Salasser im Jahre 25 durch Waffengewalt unterworfen und zu Sklaven gemacht werden, um die Straße über den St. Bernhard zu bekommen, und ebenso erging es 14 v. Chr. den Ligurern in den Seealpen. Das ungeheure tropaeum Augusti oberhalb von Monoecus (la Turbie bei Monaco) am Meere zeugte von diesen Triumphen. Ein Überfall der Noriker und Pannonier im Jahre 16 v. Chr. auf die Halbinsel Istrien gab die Veranlassung, Noricum zu erobern. Im darauf folgenden Jahre wurden die Räter und Vindelicier unterworfen (§ 242). An diese Kämpfe schlossen sich Feldzüge gegen die Pannonier an, die von den Geten und Bastarnern, die nach Süden drängten, stark unterstützt wurden. Hier focht besonders Tiberius, des Kaisers Stiefsohn, um 12—9 v. Chr. und brachte die Unterwerfung des Landes südlich der Donau zustande. Die Rheinlinie wurde durch acht Legionen und eine Stromflotte gehütet. Binnen weniger Jahre erhoben sich mehr als 50 Festungen am linken Rheinufer, an die sich später Städte anlehnten (§ 251). Ähnlich erging es in Spanien. Erst nach langen Kämpfen gelang es dem Unterfeldherrn Agrippa, die Callaïker, Asturer und Kantabrer zu unterwerfen und die letzten freien Basken in ihren Pyrenäenschlupfwinkeln unter Roms Joch zu beugen. In Afrika überwies er dem gelehrten König Juba II. Mauretanien westlich von Saldae. In Asien dagegen zog er das inmitten der römischen Provinzen liegende Königreich Galatien nebst Lykaonien ein, als der König Amyntas starb. Dagegen unterstützte er die übrigen verbündeten Könige und schuf so eine Art von Zwischenstaaten zwischen dem römischen und parthischen Reiche, die so lange existierten, als es dem Kaiser gefiel. Die Ohnmacht dieser Schattenkönige und ihr tyrannisches Wesen gegen ihre Untertanen brachten es mit sich, daß diese halb unterworfenen Völker sich zur römischen Untertanenschaft drängten,

1. Gallien

2. Alpensprengel

3. Donauprovinzen

4. Rheinlande

5. Spanien 19 v. Chr.

6. Afrika

7. Asien

25 v. Chr.

so die Juden nach Herodes Tod, die Bewohner von Kommagene u. a. Ungetreue Statthalter strafte Augustus hart, z. B. den Dichter C. Cornelius Gallus, der sich als Präfekt von Ägypten nicht bewährt hatte (§ 237). — Das Mittelländische Meer war ganz und gar zum römischen Binnensee geworden, denn selbst die Küsten von Marmarika und Mauretanien gehorchten den Befehlen des Augustus. Auch nach Arabien reichte sein Einfluß: C. Aelius Gallus unternahm sogar einen Zug nach Jemen, aber römisch wurde nur der Norden (Arabia petraea). In Äthiopien wurden die Einfälle der Königin Kandake zurückgewiesen und der Partherkönig Phraates genötigt, die Euphratgrenze zu respektieren und die Trophäen von Karrhä (§ 228) zurückzuerstatten. — Im ganzen ging des Kaisers Politik darauf aus, die Rhein- und Donaulinie zu halten und im unruhigen Vorderasien durch Klientelstaaten die Grenzen zu schirmen, eine Politik, die das julisch-claudische Haus in der Hauptsache aufrecht erhielt; sie schuf damit für das Kaiserreich Ruhe und Gedeihen.

23 v. Chr. 8. Mittelmeerländer 24 v. Chr. 23 v. Chr. 20 v. Chr.

Übersicht über die Provinzen

Die römischen Provinzen zur Zeit des Augustus zerfielen in kaiserliche, die als noch nicht völlig unterworfen und beruhigt galten, unmittelbar unter dem Imperator standen, von kaiserlichen Legaten prätorischen oder konsularischen Ranges verwaltet wurden und eine größere Militärmacht besaßen, und in senatorische, die von Prokonsuln, Proprätoren oder Prokuratoren ohne Militärmacht verwaltet und vom Senat besetzt wurden. Eine formelle Teilung der Provinzen nahm Augustus im Jahre 27 vor. Kaiserliche Provinzen waren am Ende seiner Regierung folgende:

A. Kaiserprovinzen

1. Lusitanien (das heutige Portugal nebst der spanischen Provinz Estremadura, Hauptstadt Emerita Augusta, j. Merida am Guadiana). 2. Das jenseitige Spanien, Hispania Tarraconensis, Hauptstadt Tarraco, j. Tarragona). 3. Aquitanien (Hauptstadt Burdigala, j. Bordeaux). 4. Gallia Lugudunensis (Hauptstadt Lugudunum, j. Lyon) 5. Belgica (Hauptstadt Augusta Treverorum, j. Trier). 6. Untergermanien (Hauptstadt Colonia Agrippina, j. Köln). 7. Obergermanien (Hauptstadt Argentoratum, j Straßburg). 8. Rätien mit Vindelicien (Hauptstadt Augusta Vindelic[or]um, j. Augsburg). 9. Noricum (Hauptstadt Virunum, j. Klagenfurt). 10. Oberpannonien (Hauptstadt Savaria, j. Steinamanger). 11. Unterpannonien (Hauptstadt Sirmium). 12. Obermösien mit Dassaretien (späterer Hauptort Viminacium). 13. Niedermösien nebst dem heutigen Bessarabien (späterer Hauptort Troesmis). Dazu in halber Abhängigkeit das Königreich Thrakien, das erst 46 n. Chr. einverleibt wurde, und das bosporanische Königreich (die heutige Krim nebst den gegenüberliegenden Meeresufern). 14. Illyricum mit Dalmatien (Hauptstadt Salonae, j. Spalato). 15. Galatien (Hauptstadt Ankyra, j. Angora). 16. Lykaonien (Hauptstadt Ikonium, j. Konieh). 17. Pamphylien. 18. Paphlagonien (Hauptort Sinope). 19. Beide Cilicien. 20. Syrien mit Palästina (Hauptort Antiochia). 21. Ägypten (Hauptstadt Alexandria) nebst dem angrenzenden Marmarica, und 22. Numidien, das frühere Reich des Juba I. (§ 231), an das sich der Küstensaum bis zu den Säulen des Herkules anschloß. Einige dieser Provinzen wurden nur dem Namen nach beherrscht, ihre eigentliche Romanisierung ist erst weit später erfolgt. Der Kaiser hatte sich nur die Länder vorbehalten, die die Außengrenze darstellten und der militärischen Sicherung bedurften; deshalb sind die Hauptorte auch allemal große militärische Standlager gewesen.

B. Senatsprovinzen

— Der Verwaltung des Senats fielen folgende 12 Binnenprovinzen zu: 1. Baetika (Südspanien, Hauptort Hispalis, jetzt Sevilla), 2. Das narbonensische Gallien (Hauptort Narbo, j. Narbonne), 3. Sardinien mit Korsika (Hauptort Carales, j. Cagliäri), 4. Sizilien (Hauptort Syrakus), 5. Das prokonsularische Afrika (Hauptort Karthago), 6. Cyrenaika (Hauptort Kyrene) mit der Insel Kreta, 7. Epirus mit der illyrischen Küste bis zum Drin (Hauptort Apollonia), 8. Achaia (Hauptort Athen), 9. Makedonien (Hauptort Philippi), 10. Asien (Hauptort Ephesus), 11. Bithynien (Hauptstadt Nikomedia), 12. Cypern. Hiervon wurden Afrika und Asien von Prokonsuln, die anderen von Proprätoren oder Prokuratoren verwaltet.

Sonderstellung Ägyptens

Eine Ausnahmestellung nahm Ägypten ein, die Kornkammer Italiens, die wegen ihrer Wichtigkeit den Kaisern besonders am Herzen lag, und unter ihrer persönlichen Verwaltung stand. Durch die zahlreichen Papyrusfunde besonders der letzten Jahre können wir uns einen ziemlich genauen Begriff von der Verwaltung dieses Landes machen und dessen Rechtsverhältnisse bis in die Einzelheiten verfolgen. Hier lastete die Herrschaft der Römer am schwersten; denn das drückende Besteuerungssystem, das die Ptolemäer daselbst gegründet hatten, blieb auch unter der Herrschaft der Römer bestehen und führte im Laufe der Jahrhunderte wiederholte Aufstände herbei, die aber nur dazu beitrugen, die Lage des Volkes zu verschlimmern. Besonders nötigte das Unwesen der Bukolen oder Rinderhirten, großer Räuberbanden, die in den unzugänglichen

Sümpfen am mittleren Nilarm hausten und Raubzüge in die benachbarten Gegenden unternahmen, die folgenden Kaiser zu häufigen Kriegszügen in das Nilland. Die Taten dieser Leute, die damit die Lebensweise der letzten Pharaonen (§ 34), der „Könige in den Sümpfen", fortsetzten, wurden vielfach mit einem romantischen Zauber, ähnlich dem italienischen Brigantaggio, umwoben und sind mehrfach Gegenstand romanhafter Darstellungen (z. B. des Heliodorus von Emesa [II, § 166]) geworden.

Die Romanisierung des Reichs

Durch diese neue und straffe Organisation wurde freilich in den Provinzen das, was noch an eigenem Leben und an besonderer Kultur vorhanden war, ausgerottet, und es trat an dessen Stelle die alles nivellierende Romanisierung. Vor allem die ehemals hellenischen Staaten vermochten sich nicht mehr zu der früheren Bedeutung emporzuringen. Für lange Zeit war ihre geschichtliche Rolle ausgespielt; sie siechten langsam dahin an den Wunden, die sie sich mit eigener Hand geschlagen hatten

§ 242. Rom und die Germanen. Mit keinem Volke standen der neuen Monarchie ernstere Zusammenstöße bevor als mit den Germanen. Augustus hielt zunächst an der Rheinlinie fest und schob die italische Nordgrenze bis an den Kamm der Zentralalpen. Dann aber beschloß er, um den einspringenden Winkel in der Grenzlinie zu beseitigen und damit die Grenzbewachung zu erleichtern, das Alpenvorland bis an die Donau, vom Schwarzwald an bis zu deren Mündung, zu unterwerfen. Vorher eroberte er aber die beiden Landschaften zwischen dem Balkan und dem Donaustrome und verleibte sie als Mösien seinem Reiche ein. Nur widerwillig beugten sich die Besser und Sauromaten, südlich des Balkan, beständig unterstützt und angefeuert durch die freien Geten, die über den Strom herüberdrängten und bei den verwandten Mösern und in den schönen und reichen Balkanländern eine neue Heimat suchten, und die Grenzwacht längs des Stromes blieb, trotz verschiedener Vorstöße der Römer, selbst bis zum Tyras (Dnjestr), immer gefährdet und unsicher. Jede Bewegung im Innern des großen freien Nordens machte sich sofort an der ganzen Donaulinie fühlbar.

Eroberung Mösiens 29

Als daher sich im Jahre 16 die Sugambrer über den Rhein begaben, die Römer unter dem Legaten M. Lollius entscheidend schlugen und ihnen den Adler der fünften Legion abnahmen, da erhob sich, wie auf Verabredung, an der ganzen Donau entlang das Kriegsgeschrei. Da übergab Augustus dem Agrippa die Reichsverweserschaft im Osten, ging selbst nach Gallien und trieb die Germanen über den Rhein. Das Alpenvorland zu gewinnen, übertrug Augustus seinen beiden Stiefsöhnen Tiberius und Drusus, die sich hier großen Kriegsruhm erwarben. In einem Doppelangriff kam Tiberius von Helvetien her, wobei auf dem Bodensee den Feinden eine Seeschlacht geliefert wurde, und Drusus über den Brenner heran; das Ergebnis war die Konstituierung der beiden Provinzen Rätien und Noricum mit der festen Hauptstadt Augusta Vindelic[or]um (Augsburg), die durch zwei stets gangbare Straßen vom Rhein und von der Etsch her leicht erreichbar war. Südlich der Donau war nur noch Pannonien frei, aber schon durch die Festung Carnuntum auf das schärfste bedroht.

1. Aug. 15 v. Chr.

Eroberung von Rätien und Noricum 15

Nach vollendeter Organisation ging Augustus nach Rom zurück, während Drusus am Rhein blieb, um die Grenzwacht zu halten. Sein Plan war, dies angriffsweise zu tun. Zunächst wandte er sich gegen die niederdeutschen Völker, die er auch zu Wasser anzugreifen trachtete. Um den Weg entlang der Küste abzukürzen, baute er einen Kanal (die fossa Drusiana) zwischen Rhein und Yssel, führte seine Flotte in den

Feldzüge des Drusus 12—10

Zuyderſee und von da an der Küſte der ihm freundlichen Frieſen nach der Ems und Weſer; dies erregte großen Schrecken. Die Küſtenvölker ſchloſſen ſich an die Römer an, vor allem die Chauken (zu beiden Seiten der Weſermündung). Die im Innern wohnenden Germanen (Sugambrer, Brukterer, Cherusker) ſchloſſen dagegen ein Schutz- und Trutzbündnis. Als die Katten (im heutigen Heſſen) ſich davon fern und zu den Römern hielten, verheerten die verbündeten Germanen deren Gebiet, ſo daß Druſus zum zweitenmal, diesmal auf dem Landweg, bis zum Weſerſtrom vordrang und die ſtarke Feſtung Aliſo an der Lippe (11 v. Chr.) und ein Kaſtell im Taunus (unſicherer Lage, nicht die Saalburg) erbaute, um feſte Stützpunkte zu haben. Zu gleicher Zeit focht ſein älterer Bruder Tiberius in Pannonien und brachte durch folgerechte Strenge das Volk zur Ruhe.

Reichsgrenze an der Elbe

Um die Grenze zu verbeſſern, die immer noch einen ſcharfen Winkel aufwies, und deren Verteidigung zu erleichtern, beſchloß Auguſtus auf einer Zuſammenkunft mit ſeinen beiden Söhnen, die Reichsgrenze bis zur Elbe vorzuſchieben und durch eine ideale Grenze mit dem Donauknie zu verbinden; nur ſo glaubte er dauernde Ruhe zu gewinnen. Am gefährdetſten erſchien die Rheingrenze; durch Anlagen von 50 Feſtungen (deren bedeutendſte Mainz, Bonn und Xanten [Vetera] waren) ſchützte er ſie; zugleich dienten dieſe alle auch als Ausfallstore. Darauf entſandte er ſeinen Sohn Druſus, der die Markomannen vom unteren Main nach Oſten zurückdrängte (wir finden ſie ein Menſchenalter ſpäter in Böhmen), dann einen Siegeszug quer durch das Gebiet der Cherusker unternahm und nicht eher umkehrte, als bis er an der Elbe ein Siegeszeichen errichtet hatte. Auf dem Rückweg aber (wie die Sage will, von einer germaniſchen Seherin Veleda gewarnt) tat er einen Sturz mit dem Pferde und ſtarb in ſeinen beſten Jahren. Der Tod des Druſus war ein unerſetzlicher Verluſt für Auguſtus und die Reichsregierung. Darum ward ihm auch von Auguſtus ein herrliches Denkmal in Rom (der Druſusbogen) und in Moguntiācum (Mainz) ein Grabdenkmal (der Eigelſtein) errichtet, das heute noch in ſeinen Reſten vorhanden iſt.

Druſus † 10 v. Chr.

Feldzüge des Tiberius 8—6 v. Chr.

Nunmehr übernahm des Kaiſers älteſter Stiefſohn Tiberius das Kommando, und es gelang ihm, wie vorher in Pannonien, den Widerſtand in Germanien zu brechen. Die römiſche Rheinarmee durchzog jeden Sommer die deutſchen Landſchaften, und während einer Reihe von Jahren erſchienen die geſamten Länder bis zur Elbe als römiſche Provinz; ja L. Domitius Ahenobarbus, der die Hermunduren an der römiſchen Grenze anſiedelte, überſchritt ſogar die Elbe. Eine Zeitlang herrſchte im ganzen Reiche, von der Elbe bis zum Euphrat, allgemeine Ruhe; der Kaiſer Auguſtus beſchloß deshalb, den Tiberius, dem er nicht ganz traute, abzuberufen und einen allgemeinen Zenſus vornehmen zu laſſen; es iſt die durch die mit ihr gleichzeitig angeſetzte Geburt Jeſu Chriſti allbekannte Schatzung.

750 der Stadt

Jedoch von dieſem Zeitpunkte an änderten ſich die Verhältniſſe. Schon längſt gärte es in Germanien, wo die römiſche Verwaltung mit bemerkenswertem Ungeſchick eingeſetzt und ſich überall verhaßt

gemacht hatte. Auch fehlte es bei den Truppen, seit Tiberius abberufen war und in Rhodos eine unfreiwillige Muße genoß, die einer Verbannung sehr ähnlich sah (6 v. Chr. bis 2 n. Chr.), an dem nötigen Nachdruck bei der Disziplin, und auch die Germanen, die er durch Versetzung der Sugambrer nach Gallien zur Strafe für die Niederlage des Lollius hart getroffen hatte, vermißten die eiserne Hand, die sie bis dahin nur zu oft und schmerzlich gefühlt hatten. Erst als 4 n. Chr. Tiberius, nunmehr der anerkannte Thronfolger, wieder in Germanien erschien, wurde es anders. Er ging über den Rhein, bezwang die Cherusker, und zum erstenmal überwinterte ein römisches Heer in Germanien selbst. Neben die kriegerischen Erfolge trat die Organisation; Köln wurde als Hauptort der neuen Provinz in Aussicht genommen und mit dem Straßenbau im rechtsrheinischen Germanien (so am Lippelauf entlang) begonnen, Völkerschaften versetzt, germanische Edle als Offiziere in das römische Heer eingereiht und römische Kultur überall eingeführt. Um des Augustus Plan zu vollenden, blieb nur noch übrig, die Grenze vom Elbelauf bis zum Donauknie zu erwerben. Doch im Innern Germaniens war in der Stille ein ganz neuer Staat entstanden, der bestimmt war, den Römern ein unüberwindliches Halt zu gebieten. Der vom unteren Main nach Osten ausgewanderte Stamm der Markomannen (II, § 12) hatte ein großes Reich gegründet, das in Böhmen sein rings von Bergen umwalltes Kernland hatte (§ 227) und dem unter seinem neuen Heerkönig Maroboduus (Marbod), der sein Reich durch eine schlagfertige Armee wesentlich befestigt hatte, sich sämtliche ostdeutsche Stämme (Semnonen, Langobarden) anschlossen.

Neue Feldzüge des Tiberius 4—6 n. Chr.

Die Markomannen

Augustus mußte dies unterwerfen, wenn er die Grenze vom Donauknie zur Elbe ziehen wollte. Schon war Tiberius von Carnuntum aus auf dem Wege nach Böhmen, als die Nachricht von einem fürchterlichen Aufstand der Pannonier und Illyrier ihn zurückrief. Zunächst konnte nur an den Schutz der römischen Grenze gedacht werden. Nach furchtbaren Kämpfen, in denen sich Tiberius und des Drusus jugendlicher Sohn Germanicus auszeichneten, unterlagen schließlich die Pannonier unter ihrem Führer Bato mehr dem Hunger als den siegreichen Waffen der Römer, und durch planvolle „Beruhigung" wurden Pannonien und Dalmatien 10 n. Chr. als Provinzen an den römischen Staat angegliedert.

Pannonien und Dalmatien Provinz

6 n. Chr.

Schon glaubte man den allgemeinen Frieden gesichert, da kam die Schreckensbotschaft, daß die Rheinarmee völlig verloren sei. Diese hatte von Süd- und Mitteldeutschland aus die Operationen des Tiberius in Pannonien unterstützen, Marbod in Schach halten und die übrigen Germanen einschüchtern sollen. Augustus hatte nämlich seine zuwartende Politik aufgegeben und suchte die Umwandlung Großgermaniens in eine Provinz zu beschleunigen, — ein arger Mißgriff, der seine Strafe in sich trug. Nach wenig Jahren wäre ihm die reife Frucht vielleicht in den Schoß gefallen; jetzt war es noch zu früh. Der tüchtige Feldherr C. Sentius Saturninus, der den Einmarsch vorbereiten sollte, blieb einstweilen am Rhein stehen, bis der pannonische Aufstand niedergeworfen sei; durch seine Ruhe und die abwartende Haltung

Augustus versucht, Germanien zu unterwerfen

seines Heeres hielt er die Germanen im Zaum, so daß der Aufstand südlich der Donau ohne Unterstützung blieb. Doch änderte sich dies, als er das Kommando abgeben mußte.

Untergang des Varus

Bereits hatten die Germanen sich in das römische Wesen, wenn auch widerwillig, zu fügen gelernt; schon längst fochten germanische Krieger in den römischen Schlachtreihen und waren stolz auf eine Auszeichnung durch ihre Zwingherren; schon gewann römische Sitte und Sprache Eingang; schon fügte man sich, wenn auch mit Widerstreben, den römischen Rechtsanschauungen. Germanien schien zur römischen Provinz zu werden; da machte die Härte und Unbedachtsamkeit des Mannes, der zum Beruhiger Deutschlands bestimmt war, des P. Quintilius Varus, dem allen ein Ende. Dieser durch seine frühere Statthalterschaft an Syriens knechtische Einwohnerschaft gewöhnte Mann, der den nur mit Mühe Besiegten sogleich auch Tribut und römisches Gerichts- und Strafwesen aufbürdete, weckte den eingeschläferten Freiheitssinn der germanischen Völker. Ermutigt durch den vereitelten römischen Angriff auf Marbod griffen die Germanen, die nördlich und westlich des Harzes saßen, zu den Waffen. Unter

18 v. bis 19 n. Chr.

der Leitung des kühnen Cheruskerfürsten Arminius (die deutsche Form ist unbekannt, jedenfalls nicht Hermann, wie man seit Luther vielfach gemeint hat [Chariomannus wäre für Hermann entsprechend]; auch die Meinung, daß er Siegfried geheißen habe, ist unwahrscheinlich, die meisten setzen ihn = ermino), der Sohn des Segimer, der in römischem Kriegsdienste den Feinden selbst ihre Kriegsweise abgelernt hatte, schlossen die Cherusker, Brukterer u. a. einen Bund zur Abschüttelung des fremden Jochs. In der Hauptsache waren es die Bewohner des inneren Nordwestdeutschlands, die sich gegen die Römer erhoben, während die Anwohner der Nordseeküste ruhig blieben. Umsonst warnte Segestes, das Haupt der römisch gesinnten Partei unter den Germanen, dessen Tochter Thusnelda Armin entführt und gegen des Vaters Willen geheiratet hatte, den nachlässigen, in argloser Sicherheit sich wiegenden Statthalter. Um einen von Armin zur Täuschung erregten Aufstand zu dämpfen, zog der verblendete Varus von seinem Sommer-

Schlacht im Teutoburger Wald 2. August 9 n. Chr.

lager, in der Nähe der Porta Westphalica, aus mit drei Legionen und vielen Hilfstruppen, nebst einem großen Troß und einer Masse von Wagen durch den Teutoburger Wald, erlitt aber hier durch Armin an drei stürmischen Regentagen eine so vollständige Niederlage, daß die Waldschluchten weithin mit römischen Leichen bedeckt waren. Die Adler gingen verloren, und Varus gab sich selbst den Tod. Die Germanen nahmen blutige Rache an ihren Widersachern, schlachteten viele der Gefangenen an den Altären ihrer Götter, und gar mancher Römer aus ritterlichem oder senatorischem Hause alterte bei einem deutschen Bauer als Hausknecht oder Herdenhüter. Der Ort der Schlacht selbst ist unsicher; jedoch nimmt man heute fast allgemein die Gegend unweit Detmold an; in dessen Nähe auf der Grotenburg ist auch Armins Denkmal durch Hermann von Bandels Opferwilligkeit errichtet. Armin benutzte seinen Sieg, um den Römern alle Festungen östlich vom Rhein zu entreißen, schließ-

10. n. Chr.

lich auch das wichtige Aliso; den abgeschnittenen Kopf des Varus aber schickte

er an Marbod. Das Entsetzen der Römer war sehr groß; Augustus rief bei der Nachricht verzweiflungsvoll: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!" und war fortan nur noch auf Sicherung der Rheingrenze bedacht.

Ortlichkeit der Schlacht im Teutoburger Wald

Die Bestimmung des Teutoburger Schlachtfeldes ist so schwierig, weil im Laufe des Mittelalters die Bezeichnungen Teutoburg und Teutoburger Wald verschwunden waren und erst von der modernen Forschung verschiedenen Bergen und Höhenzügen wieder beigelegt worden sind. Im wesentlichen bestehen über die Örtlichkeit heute drei Auffassungen. Die älteste (Klostermeyersche) Ansicht nimmt an, daß Varus vom Sommerlager an der Porta Westfalica unweit Minden nach Süden auszog, um die aufständischen Germanen zu unterwerfen. Nach dreitägigem Marsche erreichte er die Dörenschlucht unweit Detmold, und in dem sumpfreichen und sandigen Gelände ereilte ihn dort sein Schicksal; nur die Reiterei vermochte sich nach Aliso (Elsen bei Paderborn) durchzuschlagen. Diese Ansicht ist neuerdings wieder aufgenommen worden (Delbrück). Die zweite Ansicht (Mommsen) nimmt an, daß der Teutoburger Wald heute fälschlich seinen Namen führte und die antike Bezeichnung nicht, wie jetzt geschieht, dem Osning, sondern einem nördlich von der Porta Westfalica nach Westen zu streichenden Gebirgszuge (dem heutigen Wiehegebirge) beizulegen sei; nach dieser Meinung ging der Marsch des Varus vom Sommerlager in westlicher Richtung, und die Katastrophe erfolgte in dem schwierigen Bruch- und Sumpflande bei Barenaue, einem Gute nördlich von Osnabrück. Eine dritte Ansicht endlich (Knoke) läßt den Varus in dem Tal der Else, entlang den nördlichen Ausläufern des Teutoburger Waldes, nach dem Passe von Iburg am Dörenberg abmarschieren und beim Erstürmen des letzteren sein Ende finden.

Aliso

Eine besondere Schwierigkeit liegt noch in der Ansetzung der römischen Festung Aliso, die wohl der Hauptplatz für die Verpflegung der römischen Heere in Germanien war und an einem Punkte des Lippelaufs lag, bis zu dem dieser ehemals wasserreichere Fluß schiffbar war. Die neuere Forschung neigte gegenüber der früheren Ansetzung bei Paderborn lange Zeit dahin, Aliso in den antiken Befestigungen auf dem Annaberge bei Haltern (Schuchhardtsche Ansicht) wieder zu erkennen. Daneben tritt als eine dritte Möglichkeit auf das neugefundene Römerlager bei Oberaden (westlich von Hamm, nicht weit von der südlichsten Ausbuchtung der Lippe, auf deren Südufer).

Älteste Nachrichten über Deutschland

Die ältesten Nachrichten über unsere Vorfahren sind in sich widerspruchsvoll und dürftig. Die ersten zuverlässigen Angaben über sie liefert uns Cäsar im sechsten Buch seines gallischen Kriegs; aber das geographische Material, das er vorbringt, beweist, daß er das allermeiste nur vom Hörensagen wußte und sich im übrigen auf griechische Quellen verließ. Aus eigner Anschauung über das Land hören wir erst weit später; denn etwa hundert Jahre nach Augustus verfaßte der große Geschichtschreiber P. Cornelius Tacitus (§ 257) die berühmte Schrift Germania, eine Schilderung des deutschen Landes und seiner Bewohner nach ihren Sitten, Einrichtungen und Lebensformen. Deutschland war von einer großen Zahl unabhängiger, oft verbündeter, oft miteinander kriegender Völkerschaften bewohnt. Außer den schon erwähnten zwischen Rhein und Elbe wohnenden Stämmen finden wir am Westufer der Elbe die Longobarden, erst in der Maingegend und später in Böhmen die Markomannen (d. i. Grenzer), erst in Mähren und später am Unterlauf der Donau die Quaden, im Odergebiet die Vandilier, von der Saale bis zum Unterlauf der Weichsel die Sueben (Herminonen II, § 12), zu denen von manchen die Semnonen, östlich der Elbe, die Burgunden östlich der Oder und die Quaden gerechnet werden; in Schlesien die Silinger, an die sich ostwärts die Bastarner anschlossen, die bis an den Balkan wanderten; in Thüringen und Franken die Hermunduren, am frischen Haff zwischen Weichsel und Pregel die Goten, an der Niederelbe die Sachsen (Saxonen), an die sich nördlich die Angeln anschlossen, an den Küsten der Ostsee die Rugier, an der Nordseeküste die Friesen und Chauken zu beiden Seiten der Wesermündung; in Schleswig-Holstein die Cimbern; in dem morastigen, waldbedeckten Landstrich an den Armen des Niederrheins und der Maas die Bataver und Caninefaten; auf dem linken Rheinufer die von den Römern unterworfenen Ubier (mit Augst, der Mutterstadt von Basel), Nemeter (mit Speyer und Straßburg), Vangionen (in Worms) und Triboker (im Elsaß). Wie weit ihr Gebiet zu Tacitus' Zeiten nach Osten reichte, ist nicht mit Sicherheit zu erkennen. Eine aus-

Die deutschen Stämme

führliche Darstellung der Urzeit und ältesten Geschichte unseres Volkes findet sich in Bd. II, §§ 12—18.

§ 243. Ordnung des Ostens und Ende des Augustus. Leichter war die Aufgabe, die dem neuen Machthaber im Osten zufiel; denn die ausgelebten orientalischen Nationen auf dem uralten Kulturgebiet zwischen dem Ägäischen Meer und dem Euphratlande waren nur zu gern bereit, sich zu fügen. Schwierigkeiten erhoben sich erst an der Ostgrenze. Dort war seit Karrhä (§ 228) das Partherreich unbehelligt geblieben; jetzt schien es Zeit, die verlorenen Adler zurückzuholen. Durch diplomatische Erfolge und kluge Benutzung der Thronstreitigkeiten verschiedener Prätendenten und der Haremsintrigen errang Augustus die Sicherung der Euphratgrenze, hielt die Parther durch eine sofort angebahnte Verbindung mit dem eben gegründeten neubaktrischen Reiche im Schach, nahm Judäa in den Reichsverband auf, nachdem Herodes der Große (§ 149) gestorben war, und schützte machtvoll die Südgrenze Ägyptens gegen die Äthiopen und Nabatäer. Wohl am hellsten hat des Augustus Stern an dem Tage gestrahlt, an dem ihm gelungen war, an jenen Grenzen das zu erreichen, was ihm das Schicksal im Norden versagte. Um diese Zeit fand der alte Glaube des jüdischen Volkes, daß der Tröster (Messias) kommen werde, der die Welt erlösen sollte, seine ungeahnte Bestätigung: Jesus Christus ward geboren (§ 255).

Sieg über das Partherreich

20 v. Chr.

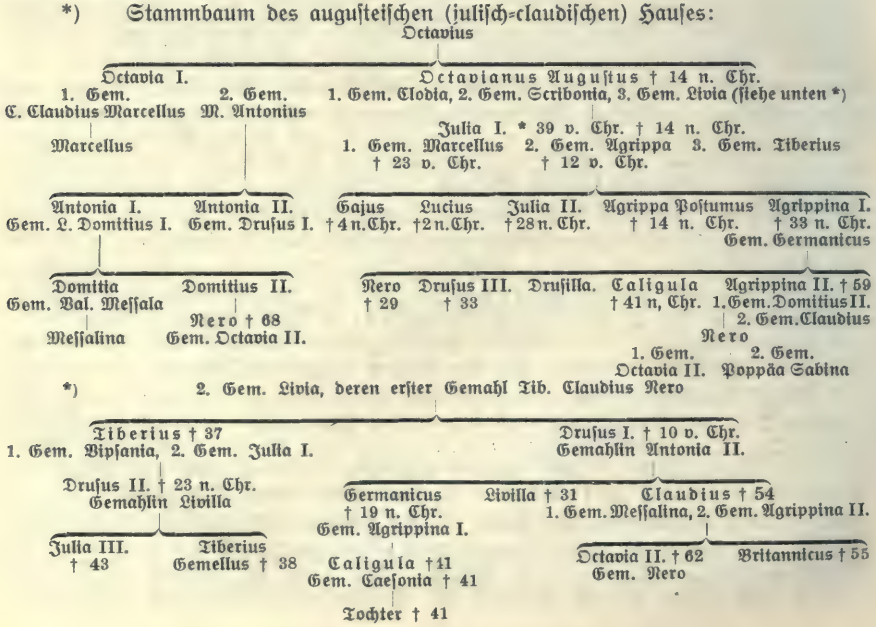
1 v. Chr.

2 n. Chr.

Thronfolge

Je älter Augustus wurde, desto mehr beschäftigte ihn die Frage, wer die Zügel in die Hand nehmen sollte, wenn sie seinen sterbenden Händen entgleiten würden. Denn in seinen zwei ersten Ehen war ihm nur eine Tochter, Julia, geboren worden, und seine letzte Gattin, Livia Drusilla, eine Frau von unergründlichem Charakter, brachte ihm aus ihrer ersten Ehe mit Tib. Claudius Nero zwei Stiefsöhne, Tiberius und Drusus, zu, hatte aber von ihm selbst keine Kinder*). Die

*) Stammbaum des augusteischen (julisch-claudischen) Hauses:



meiste Anwartschaft auf den Thron hatte des Augustus Neffe, M. Claudius Marcellus, der Sohn seiner Schwester Oktavia, den er mit seiner Tochter Julia vermählte, zum großen Verdruß der Livia. Jedoch dieser hoffnungsvolle Jüngling starb schon 23 v. Chr., vom Volke allgemein betrauert, und nicht ohne daß man von einem gewaltsamen Ende munkelte. Nunmehr vermählte Augustus seine Tochter Julia zum zweiten Male, mit M. Vipsanius Agrippa, seinem treuen Freunde und Gehilfen. Sie gebar diesem auch zwei Söhne, Gajus und Lucius, die größte Herzensfreude ihres Großvaters Augustus. Agrippa selbst verzehrte sich im Dienste für das Kaisertum; nach mehrjähriger musterhafter Verwaltung der orientalischen Provinzen starb der treue Mann im Jahre 12 v. Chr. auf der Heimreise nach Italien. Von neuem erstrahlte nun der Stern der Livia und des Tiberius, der auf Livias Betreiben seiner zärtlich geliebten Gattin Vipsania, der Schwester Agrippas, den Scheidebrief schicken und der verwitweten Julia als dritter Gatte die Hand reichen mußte. Jedoch trug die Bevorzugung der Söhne des Agrippa nur zur Entfremdung zwischen Augustus und Tiberius bei, die von Julia eifrig geschürt ward, bis Tiberius sich in eine siebenjährige Verbannung nach Rhodos begab. Seine Gattin blieb in Rom, aber durch ihre Ausschweifungen kränkte sie ihren Vater so, daß er sie plötzlich und ohne weitere Förmlichkeit auf die Insel Pandataria verbannte. Mit dieser Verbannung, die erst mit dem Tode der Julia endete, begann eine Reihe schwerer Schicksalsschläge für den alternden Herrscher. Seine beiden Enkel starben in ihrer Jugendblüte auf Feldzügen in Kleinasien und Spanien, und nun stand niemand mehr zwischen dem Thron und Tiberius. Denn von seinen Enkeln blieb nur Agrippina am Hofe, in glücklicher Ehe mit Germanicus, dem Sohne des Drusus, vermählt; die jüngere Enkelin, Julia II., mußte wegen lasterhaften Lebens mit lebenslänglicher Verbannung auf den diomedischen Inseln büßen, und auch der nachgeborene Sohn Agrippa Postumus wurde, aus heute nicht mehr ganz durchsichtigen Gründen, auf eine Insel an der toskanischen Küste verbannt. So trat Tiberius, der aus Rhodus zurückgekehrt war, seinem Adoptivvater als Gehilfe in der Regierung zur Seite, und damit waren Livias Wünsche für ihren Sohn erfüllt, als im Jahre 14 n. Chr. den Augustus in Nola der Tod ereilte. Man verheimlichte seinen Hingang so lange, bis Tiberius aus Illyricum herbeigeeilt war, um die Regierung zu übernehmen. Dann erhielt die Welt die große Botschaft; die Leiche des Augustus wurde auf dem Marsfeld unter ungeheurem Gepränge verbrannt, und die Reste in einem prachtvollen Gebäude (Mausoleum des Augustus) nicht weit von der Porta Flaminia zu ewigem Gedächtnis aufbewahrt.

6 v. bis 2 n. Chr.

1 v. Chr.

14 n. Chr.

2 u. 4 n. Chr.

Augustus Tod 19. August 14 n. Chr.

Das Werk, das Augustus hinterließ, blieb trotz aller Bemühungen während seines langjährigen Prinzipats unvollendet. Allerdings bestand noch keine legitime und allerseits anerkannte Monarchie, aber die Wahrung der republikanischen Formen war doch in seinen letzten Jahren immer mehr geschwunden, um der Militärmonarchie und dem straffen Beamtenstaat zu weichen. Erhaltung des Bestehenden nach außen hin und Umformung im Innern waren die Grundsätze, nach

Ergebnisse von Augustus' Regierung

denen sich der kluge Imperator richtete. Nicht alles gelang ihm, nicht alles konnte er vollenden, — aber unter ihm ist doch die Grundlage zu dem römischen Kaisertum gelegt worden, die dann Tiberius weiter ausbaute, und die bis zum Ende des Ganzen auch ausgehalten hat. „Der Prinzipat, wie ihn Augustus konstituierte, ist (wie dies einmal treffend von Mommsen, der dafür auch den Ausdruck Dyarchie prägte, dargelegt worden ist) weder die Monarchie, wie sie das Altertum bis dahin gekannt hatte, noch die bisherige Republik, sondern aus beiden in der Weise zusammengesetzt, daß er von jener die Lebenslänglichkeit und mit geringen Beschränkungen die Machtfülle, vor allem die Kriegsherrenstellung, übernahm, von dieser den Amtsbegriff mit allen seinen Konsequenzen." Aus dieser Zwiespältigkeit erklärt es sich auch, daß Augustus im Grunde keinen einzigen wahren Freund besaß, trotz seiner großen persönlichen Liebenswürdigkeit, und daß der römische Adel, trotz aller Versuche, ihn zu gewinnen, ihn ablehnte. Selbst seine beiden besten Gehilfen, Agrippa und Mäcenas, die man als seine Minister des Außern und des Innern bezeichnen könnte, waren Männer von niedriger Abstammung, trotz der gegenteiligen Versicherungen des Altertums. Doch den tapferen Agrippa verlor er viel zu früh, 12 v. Ch., da er sich in des Reiches Dienst aufgerieben hatte, und zwischen Mäcenas und Augustus trat schon vorher eine Verstimmung ein, die den früher Allmächtigen vom Hofe entfernte und auf seine bekannte Stellung als Förderer und Gönner der herrlich aufblühenden Dichtkunst einschränkte. Dagegen hat es nicht an offenen und heimlichen Gegnern gefehlt, und Augustus hat dreimal Anschlägen auf sein Leben nur mit Mühe auszuweichen vermocht. Jedoch das Glück begünstigte ihn, und es gelang ihm, die neue Monarchie fest zu begründen.

Augustus und der Adel

Charakteristik des Augustus

Über wenige Persönlichkeiten gehen die Urteile so weit auseinander als über Augustus; und von wenigen Männern mag es so schwierig sein, ein zutreffendes Bild zu entwerfen, schon darum, weil man bei seinem ganzen Tun das Wesen vom Schein, die echte Gesinnung von der äußeren Kundgebung strenge scheiden muß, weil kein Sterblicher diesen fein berechnenden, in der Kunst der Selbstbeherrschung wunderbar erfahrenen Fürsten zu durchschauen vermochte, weil sein Leben so ganz von der Politik durchschlungen war, daß der Mensch im Staatsmann aufzugehen schien. Wenn Horaz in der fünften Ode des vierten Buches schildert, mit welcher Liebe das römische Volk dem Herrscher ergeben sei der ihm Recht, Frieden und Wohlstand gebracht habe, so hat er darin sicherlich der Stimmung eines großen Teiles der römischen Nation Ausdruck gegeben. Millionen priesen die Alleinherrschaft des Augustus als die größte Wohltat, die dem Reiche durch die Götter verliehen worden sei, und beteten für sein Leben Niemand verstand besser als er, sich die Liebe des Volkes zu erwerben, ohne darum zu buhlen. Auf der einen Seite gaben die Verbindung von Kraft und Milde, der feine durchdringende Verstand, die geschickte Verwendung fähiger Männer die feste Hand des Staatslenkers kund, weckten in den Untertanen das Gefühl der Sicherheit und machten sie zum Gehorchen willig; auf der anderen Seite erzeugten seine Leutseligkeit, seine einfache Lebensweise, seine Achtung vor Gesetz und Sitte überall Liebe und Ergebenheit. Daß Augustus ein Mann des Scheines gewesen ist, darüber haben sich die Stimmen so ziemlich geeinigt; die Frage, die der Sterbende an die Umstehenden richtete, ob er seine Rolle im Drama des Lebens gut gespielt habe, scheint diese Ansicht zu bekräftigen. Aber es würde ihm Unrecht geschehen, wollte man Selbstsucht für die einzige Triebfeder seines Handelns halten; wollte man in allen jenen Zügen der Milde und Menschlichkeit, der Hingebung für Volk und Vaterland, der Sorge für die öffentliche Wohlfahrt, die die Zeitgenossen so sehr gepriesen haben, nur kalte Berechnung sehen. Als er im Besitz der Alleinherrschaft war, hat er Verschworene begnadigt, Empörer gelinde bestraft, Schmähungen in Wort und Schrift übersehen. Es hätte dem Imperator nicht an Gelegenheit zur Strenge gefehlt, wäre er von Natur grausam gewesen. Er zog es aber vor, die

auf blutigem Wege begründete neue Ordnung der Dinge durch Milde und Menschlichkeit zu befestigen, ein Verfahren, das seiner Natur mehr entsprach als die frühere Härte, und das ihm nicht nur von seiner Gemütsrichtung, sondern vor allem von seinem scharfen Verstande nahegelegt ward. Diese Verstandesschärfe war es auch, die ihn bis zum letzten Augenblick die einmal gefaßten Regierungsgrundsätze festhalten und das Ziel unverrückt im Auge behalten ließ. Und so sank er denn ins Grab, von Millionen betrauert; ein vielleicht nicht einwandfreier Charakter und nicht idealer Mensch, aber einer der Größten unter den Großen dieser Erde.

Das Monumentum Ancyranum

Als Denkmal seines Lebens und seiner Regierungstätigkeit hinterließ Augustus in seinem ausführlichen Testamente (das außerdem noch Bestimmungen über sein Begräbnis und eine Gesamtübersicht über die militärischen und finanziellen Mittel des Reiches enthielt) eine kurze Aufzeichnung seiner Taten, seiner Ämter und Ehren und der Zuwendungen, die er dem Volke gemacht hatte. Ursprünglich lateinisch geschrieben, um neben seinem Mausoleum auf dem Marsfelde aufgestellt zu werden, wurde es dann auch in das Griechische übersetzt und in den Provinzen an den Tempelwänden zum Andenken an den Kaiser angebracht. Besonders aus Asien, aus Ankyra in Galatien und aus Apollonia in Pisidien sind uns große, sich ergänzende Bruchteile dieser „Königin der Inschriften" erhalten. Nach dem Fundorte als Monumentum Ancyranum bezeichnet, besitzen wir in dieser Aufzeichnung eine der wichtigsten Quellen für die augusteische Zeit, zugleich aber auch ein Denkmal von der Größe und packenden Gewalt des römischen Cäsarentums.

Neue Strömungen

§ 244. Das goldene Zeitalter der Literatur. Nachdem die Monarchie begründet war, konzentrierte sich das politische Leben in der Hand eines Einzigen; für aufstrebende und ehrgeizige Talente bot sich nur noch ein Gebiet, das den Kräften weiteren Spielraum gewährte, die Betätigung in Literatur und Kunst. Nachdem der Hellenismus die Gedankenkreise erweitert und die Sprache gefügig gemacht hatte, wendete sich das Interesse, auch der höchsten und einflußreichsten Kreise, von nun an vorwiegend künstlerischen Gegenständen zu. Vornehme Herren und Frauen wetteiferten im Versemachen; die gesellschaftliche Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um Literatur; selbst die Tafelgenüsse wurden durch Lesen und durch Vorträge griechischer Dichter gewürzt. Der Laden und die Halle des Buchhändlers war der Versammlungsort der Gebildeten, die Bibliothekzimmer der Reichen dienten zum Empfang der Gäste; zu den Vorlesungen (Rezitationen) neuer Werke drängten sich die Zuhörerkreise; literarische Wettkämpfe mit Dichterkrönungen dienten den Ehrgeizigen und Fähigen als Sporn. Feine Bildung, Kunstgeschmack und Literaturkenntnis wurden immer mehr das Eigentum und Kennzeichen der aristokratischen Kreise der Hauptstadt; daher bezeichnete man die höhere gesellschaftliche Bildung, die sich in der reinen Sprache wie in feinen Umgangsformen und geistreicher Unterhaltung kundgab, mit dem Ausdruck „Urbanität".

Der Hof und die Literatur

Diese literarische und ästhetische Bildung wurde von der Regierung in jeder Weise begünstigt. Im kaiserlichen Rom richteten sich schnell aller Blicke nach dem Hofe und dem ihm zunächst stehenden Kreise, wo der vertraute Umgang mit gelehrten und talentvollen Männern und die freigebige Unterstützung ihrer literarischen Arbeiten als guter Ton und Ehrensache galt. Augustus und seine Freunde erkannten mit richtigem Scharfblick die Macht und Bedeutung der Literatur für die öffentliche Meinung und waren daher bemüht, sie durch Gnade und Gunst in den Dienst der neuen Ordnung zu ziehen und für sie Gang und Richtung zu bestimmen, indem sie gelinde, aber sicher von oben her eingriffen. Und diese Bemühungen waren nicht erfolglos; wie die alexandrinischen Schriftsteller die freigebigen Fürstenhöfe zu Alexandrien und Pergamum feierten, so vergalten auch die römischen Dichter und Gelehrten die Gunst, die ihnen Augustus und seine Freunde erwiesen, mit schmeichelnder Erkenntlichkeit und mit fügsamem Eingehen auf den Hofton. Augustus beschützte und liebte die Literatur; er versuchte sich selbst in Versen und veranlaßte vor allem seine Familienangehörigen und die Minister seines Reiches, der Poesie und Kunst die höchste Ehre und größte Förderung zuteil werden zu lassen. So fand der feine Dichter Krinagoras aus Lesbos Anerkennung bei den Damen des

Krinagoras um 30 v. Chr.

kaiserlichen Hauses; so verdanken eine ganze Anzahl lateinische Gedichte (so das Carmen saeculare und das vierte Buch des Horaz, so die römischen Elegien des Propertius u. a.) ihm ihre Anregung; so versuchte sich Germanicus in wohlgemeinten Versen, in denen er des Aratos Gedichte (§ 152) übertrug; so beschirmten vor allem die mächtigsten Anhänger der neuen Regentenfamilie die künstlerischen Interessen.

Das Mäcenatentum

Mäcenas etwa 70 bis 8 v. Chr.

Der nächste Vertrauensmann des Kaisers war C. Mäcenas, ein römischer Ritter aus Arretium (den man schon früh, jedoch, wie es scheint, ohne jede Begründung, mit dem dort altansässigen Adelsgeschlecht der Cilnier in Verbindung brachte), der für sich jedes Amt verschmähend, der beste Vermittler zwischen der Monarchie und dem Reiche des Geistes wurde: ein unbestechlicher Richter und Kenner im Reich des Schönen, der über Vergil, Horaz und später über Properz seine schirmende Hand hielt. Einen jüngern Kreis versammelte M. Valerius Messala Corvinus, ein Verwandter des Kaiserhauses, um sich, ebenfalls ein freigebiger Beschützer der Kunst; unter den Dichtern standen ihm besonders Tibull und Ovid sehr nahe. Die bedeutendste Persönlichkeit, die damals auf die literarischen Richtungen Einfluß gewann, war aber C. Asinius Pollio, der nach der Schlacht von Aktium seinen Frieden mit der Monarchie gemacht hatte. Er gründete die erste öffentliche Bibliothek im Tempel der Libertas auf dem Aventin, womit er einen Lieblingsgedanken Cäsars zur Ausführung brachte; zugleich war er auch einer der ersten und bedeutendsten Sammler von Kunstwerken. Seine eigene Schriftstellerei war ziemlich bedeutend: mehr leistete er dadurch, daß er den literarischen Nachlaß von Cäsar (dessen Abfassung ihm manche haben zuschreiben wollen) und A. Hirtius herausgab; aber am wichtigsten war, daß er für viele aufstrebende Talente große Anregungen durch die von ihm eingerichteten Rezitationen und Deklamationen, eine damals vielbeliebte und besonders durch Griechen verfeinerte Kunstübung, gab, und daß er dem bedeutendsten Dichter der augusteischen Zeit, Vergil, zur starken Stütze wurde. So blühte denn ein reicher Kranz römischer Dichter heran, die sich alle mehr oder minder durch ihr Interesse an das Kaiserhaus gebunden sahen.

Messala etwa 64 v. bis 9 n. Chr.

Pollio 76—10 v. Chr.

Neue poetische Formen

In der Formgebung ist die neue „kaiserliche" Poesie ebensowenig, wie ihre Vorgänger (§ 240) im Jahrhundert vorher, von dem übermächtigen Einfluß der Hellenen, besonders der Alexandriner, losgekommen. Vergil bildet in seiner Aeneis die homerischen Gedichte nach und setzt sich in seinen Bukolika den Theokrit (§ 152) zum Vorbild; Horaz hatte sich für seine Oden die Besten der griechischen Lyriker, für die Epoden des Jambendichters Archilochos vergiftete Pfeile (§ 86) als Muster gewählt, ja sogar in seiner Poetik die Vorzüge der griechischen Kunst vor der heimischen dargetan. Ovid behandelt formgewandt und anmutig in seinen Verwandlungen die griechische Mythologie, Phädrus (§ 257) vermittelt uns die griechische Fabel. Aber überall dringt doch bei ihnen das Bewußtsein des eigenen Wertes und ein kräftiges Nationalitätsgefühl hindurch; Vergils Georgika zeigen uns der Römer altangestammte Liebe zum Ackerbau, Horazens Satiren und poetische Briefe sind vielleicht der feinste Extrakt römischen Geistes und das klarste Spiegelbild der augusteischen Zeit, und Ovids Fasten zeigen uns die Poesie, die auch der italischen Religion innewohnte. Unter den Händen dieser Dichter erwuchs eine Literatur in lateinischer Sprache, die den größten Einfluß geübt hat. Vor allem gelang es ihnen, die römische Sprache, die in der Prosa schon in der vorhergehenden Periode eine hohe Stufe erreicht hatte, auch für die Poesie zu läutern und zu schmeidigen. Sie verliehen ihr eine Eleganz und Fülle des Ausdrucks, die man vorher kaum geahnt hatte. Wie ein prächtiges Gewand schmiegte sich die dichterische Form um den poetischen Gedankeninhalt, und damit erreichten sie etwas, worin Griechenland bisher einzig dagestanden hatte, die klassische Kunstform, und schufen die römische Kunstsprache, die bis zur Reformation sich fortzusetzen strebte und in mannigfachen Klängen heute noch nachhallt.

Latein als Kunstsprache.

Vergil 70—19 v. Chr.

P. Vergilius Maro wurde in dem Dörfchen Andes bei Mantua in bescheidenen Verhältnissen geboren; die Eltern ließen den begabten Sohn erst in Cremona, dann in Rom studieren; doch zog er den Landbau vor, bis die Ackerverteilung des Jahres 41 (§ 236) ihn um sein Gut brachte. Nach Rom verschlagen, gelangte der einfache und bescheidene Mann bald in den Kreis des Mäcenas, und dieser ermunterte ihn, die schöne Dichtergabe, die er bis dahin nur in kleineren Jugendgedichten (Katalepton, § 152) gezeigt hatte, auch an größeren Aufgaben zu erproben. Vergil ahmte in seinen Idyllen oder Hirtengedichten (Bukolika, auch Eklogen genannt), zu denen ihn Asinius Pollio veranlaßte, den Theokrit (§ 152) nach; da er sich aber nicht wie dieser der Volkssprache bedienen konnte, sondern die gebildete feine Sprache der vornehmen Welt zu seinen Schilderungen eines einfachen kunstlosen Hirtenlebens anwendete, so entstand zwischen Form und Inhalt ein gewisser Gegensatz. Die Hirten des römischen Dichters sind nicht sizilische oder arkadische Schäfer, sondern Leute der großen Welt im Hirtengewande, denen er seine eigenen Gefühle und Gedanken in den Mund legt. Dieser Kontrast wird erklärt durch die Absichtlichkeit und die persönlichen Beziehungen der meisten Gedichte; sie dienen häufig nur als Rahmen und Form, um Zeitverhältnisse in halbverhüllter Gestalt zu besprechen, politische Beziehungen anzudeuten und Huldigungen einzuflechten. Die Allegorisierung der Gedichte zeigt den Abstand von der natürlich sich entwickelnden Poesie des Theokrit; jedoch fehlt es nicht an einzelnen wohlgelungenen Partien, die mit der Gemachtheit und Künstlichkeit des Ganzen versöhnen. — Das Lehrgedicht vom Landbau (Georgika) ist Vergils Meisterwerk; hier ist nicht bloß die Form schön und kunstreich, sondern auch der Inhalt echt volkstümlich. Vergil hat in diesem Gedicht (das im ersten Buch vom Ackerbau, im zweiten von der Baumzucht, im dritten von der Viehzucht und im vierten von der Bienenzucht handelt) das altrömische Leben dargestellt. „Aus einem Guß, von unübertroffenem Zauber (sagt Ribbeck von ihm) sind Sprache und Vers. Letzterer ist von edlem Wohllaut, voll und männlich, von mannigfaltiger ausdrucksvoller Schattierung. Nicht weniger fein abgestuft ist die Sprache: nur wenig altertümlich angehaucht, markig und klar, reich und anschaulich, von heiterer Majestät übergossen, atmet sie römischen Geist, der mit griechischer Anmut glücklich vermählt ist." — In seinem dem Homer nachgebildeten epischen Gedicht Aneis in 12 Büchern worin er die Schicksale und Irrfahrten des Aneas nach der Zerstörung Trojas und dessen Ankunft und Niederlassung an der Küste von Latium schildert und daran die Gründung der Stadt Rom und die Verherrlichung des (angeblich von Julus, des Aneas Sohn, abstammenden) julischen Geschlechts reiht, setzte er dem römischen Nationalstolz ein Denkmal und suchte die Kaiserzeit dadurch mit dem republikanischen Rom zu versöhnen, daß er die ältesten Schicksale der Stadt und des kaiserlichen Geschlechts unauflöslich verknüpfte. Mit großem Geschick weiß er dem fremden Stoff eine nationale Färbung zu geben, die verschiedenartigsten Sagen an Rom als den gemeinsamen Mittelpunkt zu knüpfen und dadurch seinem Gedichte einen volkstümlichen Charakter zu verleihen. Der Tod hinderte ihn, die letzte Hand an das durch Kunst der Dichtung und Sprache, durch patriotischen Ernst, durch Genauigkeit der örtlichen Schilderungen und Wohlklang des Versbaues ausgezeichnete Werk zu legen Vergil war der gelesenste Schriftsteller der alten Welt. Die gesamte spätere Poesie ist von seinem Geiste durchzogen: seine Aneis war das verbreitetste Schulbuch In schweren Momenten des Lebens pflegte man ihn, wie späterhin die Bibel, aufzuschlagen und die Stelle, auf die der Blick fiel, als Schicksalsspruch anzusehen. Seinen Geburtstag (15. Oktober) feierte man, wie heute die Geburtstage unserer Klassiker, in Schulen und literarischen Kreisen Das ausgehende Altertum benutzte seine Werke, um daraus sogenannte centones (Flickgedichte) herzustellen, die, aus abgerissenen Vergilversen bestehend, im Zusammenhang einen anderen Sinn ergaben. Diese Verehrung stieg immer höher, als die Schatten des Mittelalters über das Andenken des Dichters fielen. Bald erblickte man in ihm einen Zauberer und wundertätigen Magier, und in Dantes Göttlicher Komödie (II, 288, 330) sehen wir ihn den Dichter durch die Hölle und das Fegefeuer bis an die Pforte des Paradieses geleiten.

1. Bukolika 42—39

2. Georgika 37—30

3. Aneis 29—19

Horaz 8. Dez. 65 bis 27. Nov. 8 v. Chr.

Q. Horatius Flaccus, Sohn eines wohlhabenden Freigelassenen aus Venusia in Apulien, erhielt eine gute Erziehung und widmete sich einige Zeit in Athen dem Studium der Philosophie. Mit Brutus befreundet, stand er bei Philippi (§ 235) als Kriegstribun auf seiten der Republikaner, floh aber, wie er selbst scherzend erwähnt, mit Zurücklassung seines Schildes nach Rom, wo er sich dürftig als Schreiber durchschlagen mußte, bis er auf Vergils Empfehlung die Gunst des Augustus und des feinsinnigen Mäcenas erlangte. Horaz nahm sich die griechischen Lyriker der klassischen Zeit zum Vorbild, gab aber seinen Dichtungen eine eigentümliche, nationale Färbung; die Schönheit und Eleganz seiner Sprache, die Feinheit und Gewandtheit des Ausdrucks und die Mannigfaltigkeit an Wendungen lassen nichts Fremdartiges erkennen und sind, wenngleich mit griechischer Poesie vollgesogen, doch eigenartige Erzeugnisse einer großen dichterischen Persönlichkeit. Vertraut mit den Sitten und der Denkweise der vornehmen

39

römischen Welt und den Bedürfnissen des menschlichen Herzens, lehrte Horaz wahren Lebensgenuß und echte Lebensweisheit, den richtigen Gebrauch der äußeren Güter und inneren Bildung. Er bleibt dabei ebensosehr von der Rauheit der einseitigen Stoiker wie von der weichlichen Sinnlichkeit der späteren Epikureer frei. Die ersten poetischen
1. Epoden Erzeugnisse des Horaz sind die Epoden, in denen zwei ganz verschiedene Bestandteile, das aggressive Gedicht nach Art des Archilochus und das Lied, sich vereinen.
2. Satiren Sie sind fast gleichzeitig mit seinen Satiren (Sermonen) erschienen (seit 37 v. Chr.). Von da an spaltet sich des Dichters Vortragsweise. In den Satiren bildet Horaz nur den aggressiven Teil seiner bisher in den Epoden vereinigten beiden Weisen aus. Anstatt selbst zu sprechen, führt er andere Personen redend ein und hüllt das Ganze in ein national-römisches Gewand. Trotz mancherlei Anlehnungen an die Griechen sind sie ganz vom eigenen Geiste des Dichters durchzogen; sie zeichnen den Menschen und seine Natur und unterscheiden sich dabei sehr von der bitteren und herben Satire der Griechen und ähneln in ihrer Darstellungsweise viel mehr seinem Vorbild Lucilius (§ 204), den er freilich an Feinheit der Form unendlich übertraf. Sie verwunden nie tief, sondern belehren und tadeln auf heitere, scherzende Weise und führen, indem sie nur Lebensgenuß zu lehren und in der Kunst des Genießens zu unterrichten scheinen, die Leser unmerklich auf den Pfad zu einem richtig verwendeten Leben. Die zweite Dichtungsform, mit der er schon in den Epoden begonnen hatte, begann Horaz etwa um das Jahr 30
3. Oden v. Chr. in den Oden fortzusetzen. Das Ziel, das er sich steckte, war aber höher; denn er glaubte die großen Aolier, Alcäus und Sappho (§ 86), würdig auf italischen Boden verpflanzen zu können. In den mannigfaltigsten Rhythmen behandelt er die verschiedenen lyrischen Stoffe; für jede Stimmung hat er anklingende Töne. Wunderbar war der Erfolg dieser Liedersammlung, von der die drei ersten Bücher im Jahre 23 erschienen. Mit Recht konnte Horaz von sich sagen: Ich werde nie ganz sterben. Späterhin wandte er sich zu der Plaudereidichtung zurück, verwendete aber eine neue Form,
4. Episteln die des poetischen Briefes; das erste Buch benutzte er, um seine feine Lebensweisheit vorzutragen, während das zweite Buch die sogenannten Literaturbriefe enthält. Der wichtigste von ihnen ist der dritte, die Epistel an die Pisonen. Sie handelt, wie die Überschrift besagt, „von der Dichtkunst“ und ist eine Dichtung von lockerer Komposition, in der Horaz seine Ansichten über einzelne bei dichterischen Produktionen besonders zu beachtende Punkte ausspricht, hauptsächlich beim Drama verweilt und in zwei Teilen die Erfordernisse erörtert, die man an die Dichtkunst und den Dichter zu stellen hat (E. Norden). In seinen reiferen Mannesjahren wandte er sich noch einmal zur Lyrik zurück, diesmal in höherem Auftrag. Im Jahre 17 veranlaßte ihn Augustus, den
5. Carmen saeculare und letzte Lieder säcularischen Festgesang zu verfassen, der bei dem Apollotempel auf dem Palatin von je 27 Knaben und Mädchen vorgetragen ward. Dies gab ihm Gelegenheit, das, was ihm sonst noch an lyrischen Gaben zugeflossen war, im Jahre 13 noch einmal als letzte Lieder (viertes Buch der Oden) zu vereinigen. Seine Lyrik ist freilich reflektierend, es ergießt sich nicht, wie bei Tibull und Properz, unmittelbar der warme Strom des Gefühls; „wenn aber trotzdem alle Zeiten zu Horaz als zu ihrem Liebling aufgeblickt haben, so beruht dies außer der Klarheit seines Denkens und der schönen, durch das Metrum wunderbar gehobenen Diktion darauf, daß kein Dichter das allgemein Menschliche so zum Ausdruck gebracht hat wie er.“ Das Beste, was er schuf, und was er selbst bescheiden nur Plaudereien (sermones) nannte, sind seine Satiren und Episteln; in ihnen tritt die „goldene Ader“ seines Geistes am mächtigsten hervor. So ist er durch alle Zeiten den Gebildeten das geblieben, was er schon den besten seiner Zeitgenossen war, ein treuer, kluger und stets erheiternder Freund.

P. Ovidius Naso 20. März 43 18. n. Chr. Ein ganz anders geartetes, aber ebenso glänzendes Talent war P. Ovidius Naso aus Sulmo in Umbrien. Von reicher Abkunft, schon früh wegen seiner hohen Begabung gefeiert, lebte er, abgesehen von den damals herkömmlichen Reisen, fast stets in Rom, anregend und angeregt, der Mittelpunkt eines feinsinnigen geistigen Kreises, schaffend, wie die Laune der Muse es wollte, bis ihn aus einem unaufgeklärten Grunde die Verbannung nach Tomi in Mösien traf, in der er auch gestorben ist. — Seine dichterische
1. Liebeslieder Tätigkeit begann er schon im 20. Jahre. Zunächst wendete er sich der Liebespoesie zu, der er im elegischen Versmaß huldigte. Das erste Werk, das er herausgab, waren die drei Bücher Amores (Liebesgedichte), die oft sehr lebhafte und packende Schilderungen enthalten und in der Situationsmalerei bisweilen die Grenze des Erlaubten überschreiten. Doch es ist nichts Selbsterlebtes, sondern meist den Griechen, vor allem den Alexandrinern Nachgebildetes und Nachempfundenes. Daran schließen sich die Heroides, Briefe, die Ovid meist von Frauen der Mythenzeit an ihre Geliebten schreiben läßt. Das heiterste und vollendetste Buch aus dieser Epoche Ovids ist seine Liebeskunst, in der er die Belehrung über den interessanten Stoff in ein heiteres, lebensvolles Spiel umsetzt, ein wahres „Kleinod der Frivolität“. — Dann wendete sich Ovid nach ein-
2. Sagendichtung gehendem Studium der Sagendichtung zu. Vollendet hat er nur die Metamorphosen oder Verwandlungen, in denen er in kunstvoll geschlungener

Disposition eine Menge mythologischer Erzählungen, die alle mit einer Verwandlung endigen, ineinander flicht, um schließlich das 15. Buch mit der Apotheose Cäsars zu krönen. Die geschickte Verbindung verschiedenartiger Stoffe, die anmutige lebendige Darstellung und die lebhafte Phantasie erwarben dem Buche von jeher viele Leser und Bewunderer. Ein zweites Werk, die Fasten, blieben unvollendet. Ovid hatte die erste Hälfte des Planes ausgeführt, als er durch die Verbannung an weiterer Verfolgung der Arbeit gehindert wurde. Sie waren dem Germanicus gewidmet und enthalten eine poetische Darstellung der römischen Feste und der ihnen zugrunde liegenden Mythen; die Tendenz aber geht wiederum auf eine Verherrlichung des Kaiserhauses. — Den Zeiten seiner Verbannung entstammen die Klagelieder (Tristien) und die Briefe aus Pontus. Obwohl sich in ihnen einige wundervolle Perlen der Poesie finden, machen sie wegen des unmännlichen Ausdrucks der Klage doch einen unbefriedigenden Eindruck. Als Augustus gestorben war, hoffte Ovid umsonst, daß Germanicus seine Rückkunft betreiben werde. So ist denn dies unerschöpflich reiche Talent vor der Zeit gebrochen worden. Nicht im Charakter des Mannes und dem Inhalt seiner Werke liegt Ovids Wert: in der Form liegt der Zauber seiner Poesie; alles bekommt unter seinen Händen eine berückende Gestalt, und es ist kein Zweifel, Ovid ist der genialste Erzähler der Römer.

3. Lieder aus der Verbannung

Neben diesen drei größten stehen noch die beiden Elegiker aus Messalas Kreise, Tibull und Properz. Sie bildeten die schon von dem Kreise um Catull (§ 240) gepflegte Liebeselegie weiter aus. Albius Tibullus stammte aus einem begüterten Rittergeschlecht. Seine Dichtung trägt, neben den herzlichsten und leidenschaftlichsten Ergüssen für die schöne Delia (Plania) doch einen pessimistischen Zug an sich; der Gedanke an den Tod und die Nichtigkeit des Daseins klingt überall durch. Angereiht sind seinen Gedichten die Elegien des Lygdamus und der berühmte Elegienkranz der Sulpicia, vielleicht das Anmutigste, was die römische Elegienpoesie hervorgebracht hat. — Ein stärkeres, lebensmutigeres Talent war der etwas ältere Sext. Propertius aus Asisium. Freilich ist bei ihm die Beimischung des Gelehrten stärker, und man merkt das alexandrinische Vorbild. Aber doch rauscht in diesen Elegien ein mächtiger Strom originalen Empfindens: die Liebe zu seiner Cynthia (Hostia) war sein Alles; auch in den römischen Elegien des letzten Buches, wo nur die Form, nicht der Inhalt den Alexandrinern entnommen war, finden wir die gleiche Erscheinung. Darum lebte er auch durch alle Zeiten fort, und noch Goethe gesteht es mit Freuden ein, „daß einst Properz ihn begeistert".

Tibull 55—19 v. Chr.

Properz 60—15 v. Chr.

B. Prosa

Nicht so günstig entwickelte sich unter der neuen Regierung die Prosaschriftstellerei. Zunächst gewann es freilich den Anschein, als wenn auch dieses Gebiet sich an dem allgemeinen Aufschwung beteiligen sollte. Die Vorträge der Grammatiker und Rhetoren, der Philosophen und Ärzte wurden immer häufiger besucht; das gesamte Wissen der griechischen Welt zog in Rom ein. Den größten Einfluß auch auf die Prosaschriftstellerei übte damals C. Asinius Pollio, der schon oben als Gönner der neuen Dichterschar genannt wurde und auch als der Schöpfer der schon mehrgenannten Rezitationen anzusehen ist; er sammelte strebsame Jünglinge um sich, die sich unter seiner Leitung im Vortrag übten; es bildeten sich gelehrte Genossenschaften, die aus jungen, für das Studium der Griechen begeisterten Männern bestanden, für die Verpflanzung der alexandrinischen Literatur nach Italien tätig waren und einen entscheidenden Einfluß auf den Geschmack und die literarische Zeitrichtung gewannen. Bald entstanden auch periodische Schriften, Zeitungen und öffentliche Anzeigeblätter, die im Anschluß an den schon früher vorhandenen Staatsanzeiger (Acta diurna, von denen wir Fragmente haben, die von 58 vor bis ungefähr 300 n. Chr. reichen), unter anderem Berichte und Auszüge von den bedeutenderen Reden im Senat und in den Gerichtshöfen enthielten und durch regelmäßigen Postverkehr rasch über das ganze Reich bis in die fernsten Provinzen verbreitet wurden. Mit der äußeren Ausbreitung hielt aber die innere Gediegenheit nicht gleichen Schritt. Namentlich litten die beiden Literaturgattungen, die nur in freier Luft gedeihen können, Geschichtschreibung und Beredsamkeit, durch den Übergang in die monarchische Staatsordnung; ihr Ton wurde gedrückt, ihr Gesichtskreis enger, sogar die Wahl des Objektes wurde durch die politische Stimmung des Tages und die Rücksicht auf die Machthaber beeinflußt. Je mehr der Freimut Gefahr brachte, desto mehr hielten die Historiker mit ihrem politischen Urteil zurück oder wandten sich der gefahrloseren Geschichte des Auslandes oder der fernen Vorzeit zu. Ja, sie gingen sogar so weit, nicht

a) Geschichtschreibung

mehr den Nachdruck auf die kritische Erwägung des Stoffes zu legen, sondern diesen Stoff vor allem schön zu formen, so daß der innere Wert dieser Geschichtswerke darunter beträchtlich leiden mußte. — Noch empfindlicher wurde b) Beredsamkeit durch den politischen Wechsel die Beredsamkeit beeinträchtigt. Der üppige Stoff, den bisher die Leidenschaften und Verbrechen der Vornehmen im Staat und im Privatleben gewährt hatten, war entweder erschöpft oder durch die neuen polizeilichen Ordnungen verschleiert und den Volksgerichten entzogen worden. Die Kunst der Rede beschränkte sich daher teils auf die durch die Autorität des Kaisers stark beeinflußten Verhandlungen im Senat, teils auf den Privatprozeß und späterhin die Prunkrede bei feierlichen Anlässen.

Livius 59 v. bis 17 n. Chr. Nirgends tritt dies Zurücktreten der künstlerischen Prosa hinter die gleichzeitige Poesie und dies Anlehnen an die poetische Form klarer hervor, als bei dem größten Geschichtswerk der Römer, den Büchern des Titus Livius. Der zu Patavium im Polande geborene Schriftsteller hatte sich vorgenommen, die Geschichte Roms von ihren Uranfängen bis auf seine Zeit darzustellen. Von seinem riesenhaften Werke sind uns nur Buch 1—10 und 21—45 erhalten, wahrscheinlich, weil man in der späteren Kaiserzeit gar manche seiner Ausführungen für politisch bedenklich hielt und deshalb unterdrückte. Der Zweck seiner an rhetorischen und poetischen Ausschmückungen reichen Geschichte ist, das römische Volk „für Vaterlandsliebe zu erwärmen, insbesondere den Sinn für den ehrlichen Glauben und die Tugenden der Vorfahren zu wecken, und es an dem Vorbilde besserer Vergangenheit aus dem Verderben der Gegenwart emporzurichten." Livius besitzt Sinn für poetische Darstellung, Gewandtheit im Charakterzeichnen und Schildern bedeutender Persönlichkeiten und ein wohlwollendes freundliches Gemüt. Dagegen sind ihm die staatsmännischen Gesichtspunkte eines Thukydides und Polybios, obwohl der letztere für ihn eine Hauptquelle für die Zeit der Punischen Kriege war (§ 204), fremd; für das Staats- und Verfassungsleben, für die Entwicklung und Gestaltung sozialer Verhältnisse, für die Ausbildung des öffentlichen Rechts, für die Stellung der verschiedenen Faktoren des Staats zu einander hat er wenig Interesse. Ein zweiter Mangel ist seine unzureichende Quellen- und Urkundenforschung und ein damit verbundener Mangel an wirklich historischer Kritik; deshalb finden sich bei ihm vielerlei Ungenauigkeiten, Lücken und Widersprüche. Vor allem schwierig ist es, sich aus seinen Kriegsschilderungen und geographischen Angaben ein genaues Bild der wirklichen Geschehnisse und ihrer Örtlichkeit zu verschaffen. Die rhetorische Wirkung auf Kosten der historischen Genauigkeit geht ihm über alles.

Griechische Historiker unter Augustus Die übrigen lateinischen Historiker aus Augustus' Zeit sind unbedeutend; dagegen treten unter den Griechen einige hervor, deren Werke sich noch jetzt großer Wertschätzung erfreuen, freilich mehr als gewaltige Materialsammlungen denn als kritische Arbeiten oder als Kunstwerke. Dahin gehört der griechische Geschichtschreiber Diodoros aus Diodor um 40 v. Chr. Agyrion (Siculus), der zur Zeit des Cäsar und Augustus seine historische Bibliothek, eine ethnographisch angeordnete Universalgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 60, in 40 Büchern verfaßt hat, wovon wir außer beträchtlichen Bruchstücken noch 15 vollständig besitzen. Sie ist von untergeordnetem Werte, da er ohne Kritik alle, auch die unwahrscheinlichsten mythischen und fabelhaften Angaben älterer Schriftsteller nacherzählt, und in seiner Darstellung verworren und ungeordnet ist; er darf nur mit großer Vorsicht gebraucht werden. Seine Hauptbedeutung besteht darin, daß er aus älteren, nunmehr verlorenen Schriften, wie aus Ktesias, Ephoros, Hieronymos von Kardia u. a. (§ 119, 130, 153) Auszüge mitteilt, ja oft sogar große Partien rein mechanisch übernimmt. Wichtiger ist die römische Archäologie oder Geschichte Roms von der Gründung der Stadt bis zum ersten Punischen Krieg, von dem in Rom Dionysios von Halikarnaß wohnhaften griechischen Geschichtschreiber Dionysios von Halikarnaß, einem Zeitgenossen des Livius. Von seinen rhetorisch abgefaßten 20 Büchern besitzen wir noch neun vollständig und zwei unvollständig, die bis zur Vertreibung der Decemvirn (§ 172) gehen. Sie sind als Forschungen über die Urgeschichte der Römer, deren Ursprung er von den Griechen abzuleiten bemüht ist, nicht ohne Wichtigkeit. Freilich war er in der Kritik nichts weniger als zuverlässig und zeigt Mangel an eigenem historischen Verständnis. Weit höher war der Wert seiner ästhetischen Schriften, die uns noch zum Teil erhalten sind, und sehr feinsinnige Urteile über die großen Historiker und Redner der Griechen abgeben.

c) Wissenschaftliche Schriftstellerei 1. Exakte Wissenschaften Besonderen Aufschwung nahm unter Augustus die Wissenschaft. Der Architekt Vitruvius aus Verona, der unter Augustus zahlreiche Bauwerke aufführte, hat ein bedeutendes und noch heute vorhandenes Werk über die Baukunst verfaßt. Anknüpfend an die große Vermessung des Reiches schrieb Strabo (63 v. bis 9 n. Chr.), im Anschluß an seinen Vorgänger Agatharchides

seine Geographika, ein in jeder Beziehung grundlegendes Werk, in einfachem nüchtern-polybianischen Stil. — Die wichtigste Ausbildung aber fand die Rhetorik. Abgesehen von den feinsinnigen Schriften des Dionysios von Halikarnaß ist hier vor allem das Buch des älteren Seneca (§ 257) zu nennen, in dem er eine Blumenlese aus der Beredsamkeit des ersten nachchristlichen Jahrhunderts darbietet. — Berühmt geworden ist aus jener Zeit die Streitfrage der Analogie und Anomalie. Sie tauchte zunächst in der Grammatik auf, in der man auf die Flexion gestützt, die absolute Regelrichtigkeit als Prinzip aufstellte und jede Sprachform als regelmäßig gebildet zu erklären suchte. Als dies bei einer großen Zahl von Formen unmöglich war, schlug das Prinzip um, und man suchte die Sprachen als völlig regellos hinzustellen, bis schließlich die Wissenschaft einen Mittelweg fand. Der gleiche Streit entbrannte auch auf dem Gebiet der Rhetorik: die Schule des Apollodoros von Pergamon, der einst Lehrer des Augustus gewesen war, verlangte strenge Gesetzmäßigkeit der Rede, während Theodoros von Gadara, der Lehrer des Tiberius, die Möglichkeit allgemein bindender Normen für die Rhetorik in Abrede stellte. — Die Philosophie jener Tage ging, wie schon früher, mehr in die Breite als in die Tiefe; doch tat sich eine neue Sekte, die der Sextier, auf, eine Lehre, die stark von der Stoa (§ 154) abhängig war. — Wichtiger war die Philologie, in der unter Augustus der Grammatiker M. Verrius Flaccus, der Lehrer der kaiserlichen Prinzen, Wortführer war. Neben ihm trat C. Julius Hyginus als kaiserlicher Bibliothekar hervor, der von einem gleichnamigen Mythographen (§ 257) zu unterscheiden ist. Unter Augustus finden wir auch zum ersten Male die Anwendung der alexandrinischen Kommentiermethode (§ 155) auf lateinische Schriften. — Die höchste Wichtigkeit hat aber die Jurisprudenz zu beanspruchen. Sie ist das eigentümlichste und großartigste Erzeugnis des römischen Geistes. Seit den Tagen des Oberpontifex Q. Mucius Scävola, der Cicero und seinen Zeitgenossen als Lehrer der Rechtswissenschaft gedient hatte, hat jede Generation an der Entwicklung der Rechtsbegriffe, an dem Ordnen und systematischen Zusammenfügen richterlicher Aussprüche und gesetzlicher Bestimmungen fortgearbeitet und das Material herbeigeschafft, das dann mit wunderbarer Schärfe der Beobachtung und des praktischen Verstandes zunächst durch Serv. Sulpicius Rufus und seine Schüler zu einem universellen System zusammengefügt wurde. Die Entstehung einer Klasse juristischer Geschäftsmänner, welche die Befugnis hatten, Rechtsgutachten abzugeben, die bei den Gerichten einer gewissen Autorität genossen, war der Ausbildung der römischen Rechtswissenschaft besonders förderlich. Auch bei ihnen wiederholte sich der bereits erwähnte Streit um Analogie und Anomalie, und schon unter Augustus entstanden die zwei in ihren Methoden auseinandergehenden Juristenschulen: 1. der Sabinianer oder Cassianer (die den Rechtsgelehrten C. Atejus Capito als ihr Haupt verehrten, von dessen Schülern Masurius Sabinus und C. Cassius Longinus jene Namen herrührten) und 2. der Proculianer, als deren Gründer M. Antistius Labeo und Sempronius Proculus galten; jene mehr konservativ am historischen und positiven Recht festhaltend, diese mehr den Geist der Gesetze als das geschriebene Wort ins Auge fassend. Den juristischen Werken blieb auch der rhetorische Charakter fern, der sonst den meisten Erzeugnissen der römischen Literatur aufgeprägt war.

2. Theorie der Rhetorik

3. Philosophie

4. Sprachwissenschaft

5. Rechtswissenschaft

Scävola um 95

Sulpicius 106—43

Capito 34 v. bis 22 n. Chr.

Labeo 58 v. bis 12 n. Chr.

Gleiche Vorgänge spielten sich auf dem Gebiete der Kunst ab. Auch hier drängte sich alles in Menge herzu, teils um die Kunst zu üben, teils um ihre Werke zu bewundern. Vor allen nahmen Drama und Theater, die in einer verfeinerten Zeit großen Einfluß auf die gesellschaftliche Bildung üben, einen neuen Aufschwung im Geiste der Zeit. Im Gegensatz und als städtisches Seitenstück zu den ländlichen Atellanen (§ 204) hatten sich die Mimen entwickelt, altertümliche Bühnenvorstellungen, die in lockerer und kunstloser Komposition unter Tänzen und Flötenspiel und mit eingemischten frech improvisierten Späßen das hauptstädtische Leben in seiner grenzen-

C. Darstellende Kunst

losen Freiheit und Frechheit auf den Brettern vorführten, und wurden
D. Laberius 105—43 unter den gewandten Händen eines D. Laberius und Publilius Syrus zu
Publilius Syrus um 50 Sittengemälden des alltäglichen Lebens; sie waren der letzte noch grünende Trieb nationaler Literatur, der ihr selbst in den ersten Jahrhunderten der Kaiserherrschaft, als im politischen Leben aller Freimut erstarb, noch einige satirische Ausfälle und Anspielungen auf Personen und Verhältnisse der Gegenwart sich gestattete. Bald trat jedoch dem volkstümlichen Mimus das
Pantomimus „monarchische Prachtstück", der Pantomimus, der völlig auf das gesprochene Wort verzichtete, zur Seite, eine Kunstgattung, worin Ballett und Oper sich vereinigten und der Aufwand an szenischer Pracht und stark instrumentierter Musik, die auf sinnlichen Reiz und lüsterne Augen berechnet waren, den höchsten Grad erreichte. Auf diese Weise näherte sich das Schauspiel den Belustigungen des Zirkus und Amphitheaters, den Umzügen zu Roß und
Spiele Wagen, den Fechterspielen und Tierkämpfen, die seit den letzten Jahren der Republik mit immer größerem Aufwand und in wachsendem Umfang veranstaltet wurden. Jeder suchte seinen Vorgänger zu überbieten und durch Hinzufügung neuer Erfindungen und noch nie gesehener Schaustücke Abwechslung in die Welt der Genüsse zu bringen. Bald war es keine Seltenheit mehr, die Abkömmlinge der alten Geschlechter, ja selbst Kaiser in den Reihen der Kämpfer und Spieler auftreten zu sehen. Um die wachsende Schaulust des Volkes zu befriedigen, kamen zu den gewohnten Belustigungen im Zirkus und in der Arena, zu den religiösen Festen und Umzügen in der Kaiserzeit noch die glänzenden und kostspieligen Marineschauspiele.

D. Bildende Künste Einen ähnlichen Zug zum Prächtigen zeigen auch die bildenden Künste. Etwas Eigenartiges vermochte, soweit es sich um rein künstlerische Gebilde an Gemälden und Statuen handelte, die Zeit des Augustus nicht hervorzubringen. Man zehrte an dem großen Erbe der Griechen, und selbst bis zu den zierlichsten Gebilden der Kleinkunst hinab war alles von griechischem Geiste erfüllt. Die Statuen und Gemälde, welche die Paläste und Gärten der Reichen zierten, waren von griechischen Künstlern verfertigt. Besonders in den Werken der Baukunst haben sich die Römer der beginnenden Kaiserzeit ausgezeichnet. Das republikanische Rom besaß mit wenig Ausnahmen keine monumentalen Denkmäler. Nur einzelne größere Tempelanlagen und einige Theater waren des Nennens wert. Vor allem vermißte man aber große Profanbauten, die entweder öffentlichen Zwecken dienten oder als Paläste von Privatleuten bewohnt wurden. Erst Cäsar begann mit seinem Forum und der Basilica Julia die Ausschmückung der Stadt. Unter Augustus aber steigerte sich diese Tätigkeit ins Riesenhafte; zahlreiche herrliche Tempel verdankten ihm ihre Entstehung. Sein Beispiel ahmten die Großen seines
Bauten der augusteischen Zeit Reiches nach; Mäcenas schuf aus dem verrufenen Esquilin eine der schönsten Promenaden der Welt, und Agrippa ließ den gewaltigen Rundtempel des Pantheon erbauen, dessen Konstruktion noch heute die Bewunderung der Welt erregt. Freilich vermochte diese Kunst, die das Monumentale in das Riesenhafte steigerte, nicht zu der einfach harmonischen Wirkung zu gelangen, die der klassischen griechischen Kunst eignete. Auch der Profanbau steigerte
Neue Bauformen sich bald ins Massenhafte. Immer weiter ausgestaltet wurden die schon früher (§ 204) erwähnten mehrschiffigen Basiliken, in denen in der Regel Recht gesprochen wurde; daneben standen die kaiserlichen Paläste auf dem Palatin und die kostbaren Villen der Großen des Reichs. Dazu kamen die für die Bedürfnisse des ganzen Volkes geschaffenen Wasserleitungen, die auf unendlichen Bogenreihen das Wasser aus den Gebirgsquellen in die Hauptstadt leiteten, die Thermen (Bäder), selbst in den kleineren Orten gewaltige Anlagen, mit verschiedenen Abteilungen, in denen das Volk ein förmliches „Schlemmerleben der Reinlichkeit" führte, die Heerstraßen und Brücken, die praktisch und solid gebaut waren, und schließlich mögen noch die Triumphbögen und Ehrensäulen genannt sein, mit denen das dankbare Volk seine Herrscher begrüßte. Alles drängte freilich auf den praktischen Zweck zu, und die Römer haben recht eigentlich die Architektur des öffentlichen Nutzens ausgebildet.

§ 245. Tiberius. Das Erbe, das der neue Princeps antrat, war nicht leicht; denn trotz einer vierundvierzigjährigen Regierung hatte Augustus nur ein Stückwerk hinterlassen. Anstatt der politischen Einheit war eine unendliche Vielgestaltigkeit geblieben, und ungelöst blieb der Zwiespalt zwischen der wirklichen Macht und dem noch zu Recht bestehenden Schein; die Monarchie hatte nur tatsächlich, nicht auch rechtlich, eine neue Verfassung geschaffen. Es fehlte an einer auch die Völker erfassenden, staatsbildenden Idee; an ihre Stelle trat der von Augustus oft ausgesprochene Gedanke, in den einmal gegebenen Grenzen die Ordnung aufrecht zu erhalten und den Frieden zu sichern; dabei sollte die einzig leitende Person der Princeps sein, und damit wurde aus dem Cäsarismus die Despotie. Fast alle Kaiser nach Augustus haben sich im gleichen Geleise bewegt. Solange sie selbst gute Menschen waren, genossen die Untertanen sonnige Tage, aber sowie sie menschlichen Schwächen nachgaben, mußten die Folgen furchtbar sein. Denn alles blickte nach des Thrones Höhe, um von ihm aus den leitenden Gedanken zu empfangen, und in tausendfältigem Wellenschlage flutete dieser durch das ganze ungeheure Reich. Das eigene politische Denken hörte ganz auf, und auch das moralische Empfinden wurde von oben her bestimmt. Alles selbständige Fühlen wurde durch die eisernen Arme des starken Beamtentums und der militärischen Macht erstickt oder niedergehalten; wo es aber nicht zu ertöten war, in der Tiefe des Volkes, verband es sich mit einem resignierten Pessimismus, der seine Erlösung nicht von einem Reiche erhoffen zu können meinte, das von dieser Welt war; die Trostlosigkeit dieses Systems bereitete der Religion der „Mühseligen und Beladenen" (§ 255) den Boden. Tiberius 14—37

Tiberius bestieg den Thron als ein 56jähriger Mann, ein seit dreißig Jahren in den Geschäften erfahrener Beamter und mit vielfachem Ruhm gekrönter Feldherr. Im Anfang schloß er sich ganz an das augusteische Regierungssystem an, nur daß er dem neu auflebenden Selbstbewußtsein des Senats dadurch entgegenkam, daß er alle Wahlen der höchsten Beamten in die Kurie verlegte und den breiten Massen auch die letzten kümmerlichen Reste politischer Rechte wegnahm. Jedoch darf man nicht annehmen, daß dadurch der Senat wirklich zu neuer Macht gekommen wäre. Ein weit wichtigerer Machtfaktor war die Armee. Diese wußte genau, daß die Sicherheit des Kaisers wie die des Reiches auf ihr beruhte und hat in diesem sich von Jahr zu Jahr steigernden Bewußtsein gar bald von ihrer Macht auch Gebrauch gemacht. Neue Machtfaktoren

Da aber keine politischen Parteikämpfe die Soldaten mehr bereichern konnten, so mußten es von nun an die Thronveränderungen tun. Dies geschah zum ersten Male beim Tode des Augustus. Die drei Legionen, die Tiberius jahrelang in Pannonien kommandiert hatte, empörten sich zuerst, unter dem Vorwande, billigere Bedingungen für die Dienstzeit und nach der Entlassung ertrotzen zu wollen, wurden aber bald von Drusus d. J., des Tiberius und der Vipsania Sohn, niedergeworfen und hart gestraft. Weit gefährlicher und langwieriger war der Aufstand der Legionen in Ober- und Niedergermanien. Hier trug man dem Germanicus, dem Sohn des älteren Drusus, Aufstand der pannonischen Legionen 14

Aufstand der Legionen in Germanien

der in Köln das Kommando führte, die Krone an, und es gelang nur mühsam und durch den Einfluß der edeln Agrippina, der Tochter Agrippas und Gemahlin des Germanicus, die Beruhigung dieser fesselosen Truppen, die es auf eine Plünderung der gallischen Provinzen abgesehen hatten, zu erreichen. Um ihnen Beschäftigung zu schaffen, unternahm Germanicus seine Feldzüge nach Großdeutschland.

Feldzüge des Germanicus 14—16 n. Chr.

Von Agrippina begleitet, überschritt er zum ersten Male wieder nach der Niederlage im Teutoburger Walde (§ 242) den Rhein und fiel in das Gebiet der Marser ein. Auf dem Rückmarsch verwickelte er durch die Niedermetzelung der Bevölkerung und die Zerstörung des Heiligtums der
15 Tanfana (II, § 14) die Römer mit den Germanen in neue langdauernde Kämpfe. Im Jahre 15 rückten abermals zwei römische Heere aus. Germanicus ging zuerst, den Bahnen seines Vaters Drusus folgend, über den Taunus bis in das Gebiet der Eder, vernichtete die Chatten und baute die zerstörten Kastelle wieder auf. Dann drang Germanicus zur See von der fossa Drusiana (§ 242) aus in die Emsmündung ein, während der Legat A. Cäcina Severus durch das Bructererland ihn an der Ems zu erreichen suchte. Sie gelangten bis an die Stelle der Varusschlacht. Hier begrub Germanicus die bleichenden Gebeine der im Teutoburger Walde gefallenen Römer und führte Armins hochsinnige Gattin Thusnelda, die ihr eigner Vater Segestes den Feinden übergeben hatte, in Gefangenschaft ab. Empört über diese Schmach durchzog Armin die Gaue der Cherusker und rief alles Volk zur Rache wider die Römer auf, die sich nicht schämten, Krieg durch Verrat und wider schwache Weiber zu führen. Es gelang ihm, die Cherusker und mehrere Nachbarstämme zu einem großen Waffenbund zu vereinigen und den römischen Legaten Cäcina an dem langen Damm, der über die Moorgründe von der oberen Lippe an den Rhein führte, in große Gefahr zu bringen, während die römische Nordseeflotte durch Stürme schwere Verluste
16 erlitt. Beim dritten Feldzuge aber, im Jahre 16, griff Germanicus wieder von der Emsmündung aus zur See und vom Rhein aus zu Lande die Germanen an. Trotz ihres todesverachtenden Mutes erlagen die Germanen, weil man nicht auf Armins kluge Ratschläge hörte, in

Schlacht bei Idistaviso 16 n. Chr.

zwei Schlachten in der Nähe Hamelns bei Idisiaviso (Elfenwiese) und dann am Steinhuder Meer der überlegenen Kriegskunst der Römer. Aber obschon der römische Feldherr durch diese beiden Schlachten dem Cheruskerbunde schwere Schläge versetzt hatte und, von den Batavern unterstützt, von der Seeseite her Deutschland hart bedrängte, so gelangte die Römerherrschaft auf dem rechten Rheinufer doch zu keiner Festigkeit und Dauer. Stürme zerschlugen in der Nordsee die Flotte, die Unwegsamkeit der Gegenden und das Schwert der Germanen brachten die Landheere an den Rand des Untergangs. Bald darauf rief Kaiser Tiberius den tatenlustigen Neffen von dem Kriegsschauplatz ab: „es seien Taten genug geschehen, der Opfer genug gebracht; man solle die Deutschen hinfort ihrer eigenen Uneinigkeit überlassen." Mit schwerem Herzen folgte er den Geboten des Oheims, die, wie er und seine Gattin meinten, nur aus Neid auf seinen Kriegsruhm hervorgingen, aber auch durch ganz berechtigte politische Erwägungen hervorgerufen sein mochten.

Er hielt einen glänzenden Triumph, bei dem Thusnelda und viele edle Gefangene in Ketten durch die Straßen Roms schritten, während Segest, der Römerfreund, auf einem erhöhten Ehrenplatz der Siegesfeier zuschaute. Germanicus wurde dann nach Syrien entsandt, wo er nicht lange nachher seinen Tod fand, wie man glaubte, durch Gift. Seitdem hatten die Germanen am Mittelrhein Ruhe vor der römischen Herrschgier und Eroberungssucht, und die Grenze blieb der Talweg des Rheins von Augusta Rauricorum (Augst bei Basel) an bis etwa in die Gegend von Nimwegen. Von dort an sprang die Grenze an den Unterlauf der Ems über, so daß also die heutigen Niederlande mit zur Provinz Untergermanien gehörten.

Triumph des Germanicus 26. Mai 17 n. Chr.

19 n. Chr.

Wie richtig des Tiberius politischer Scharfblick mit dem Zwiespalt der Germanen rechnete, sollte sich bald zeigen: der westgermanische Cheruskerbund kehrte unter Armin seine Waffen gegen das ostgermanische Markomannenreich, an dessen Spitze Marbod (§ 242) stand; diesem gab man schuld, daß er durch seine Neutralität die Römer unterstützt habe. Es kam zu einer erbitterten Schlacht, die unentschieden blieb. Da aber Marbod das Schlachtfeld räumte, erhoben sich auch die von ihm unterworfenen Stämme. Er rief nun die Hilfe der Römer an, aber umsonst; ein Gotenfürst, Katualda, überfiel ihn in seiner Königsburg, und so flüchtete er sich endlich zu den Römern, die ihm achtzehn Jahre lang in Ravenna das Gnadenbrot reichten.

Vernichtung des Markomannenreichs 19 n. Chr.

Indes ward auch Armin nach beendigtem Kriege von scheelsüchtigen Stammesgenossen im siebenunddreißigsten Lebensjahre ermordet, da man ihm schuld gab, daß er nach der bei den Westgermanen verhaßten Königswürde (II, § 13, 116) strebe. Seine Gattin Thusnelda starb in römischer Gefangenschaft; ebenso ihr in der Fremde geborener Sohn Thumelicus, der, wie neuerdings angenommen wird, zu Ravenna als Gladiator erzogen worden war. „Aber dem hochsinnigen Manne, der sechsundzwanzigjährig seine sächsische Heimat von der italischen Fremdherrschaft erlöst hatte, der dann in siebenjährigem Kampfe für die wiedergewonnene Freiheit Feldherr wie Soldat gewesen war, der nicht bloß Leib und Leben, sondern auch Weib und Kind für seine Nation eingesetzt hatte, gab sein Volk, was es zu geben vermochte, ein ewiges Gedächtnis im Heldenlied."

Armins Ende 19 n. Chr. (bzw. 21)

Die Regierung im Innern des Reiches führte Tiberius verständig und ohne Gewalttat. Allerdings war er darauf bedacht, das monarchische Prinzip zu stärken und darum eifersüchtig auf den Senat; mehrere hervorragende Senatoren mußten sein Mißtrauen entgelten und wurden in Majestätsprozessen (die zur Zeit des Freistaates nur angestrengt wurden, wenn man sich gegen das Wohl des Staates (§ 217) vergangen hatte, nunmehr aber auch ihre Übertragung auf das Staatsoberhaupt fanden) verfolgt. Die Komitien schaffte er ab und setzte an deren Stelle die Magistratswahl im Senat, die freilich an seine Vorschläge gebunden war, so daß er im letzten Grunde die Beamten ernannte. Die ersten zehn Jahre seiner Regierung war er ein wohlwollender Herrscher, der, trotz des sehr abweichenden Urteils des Tacitus, sicher viel Gutes geschaffen und eine glückliche Zeit für Rom gebracht hat. Er regelte die Getreideversorgung der Hauptstadt, die bis dahin von Wind und Wellen abhängig war, hielt die Soldaten, denen er nach den ersten Erpressungen keine weiteren Zugeständnisse machte, im Zaum und regierte, soweit es von Rom aus

18 n. Chr. 17—24 n. Chr.

möglich war, in den Provinzen menschlich und vernünftig. Auch im
18 n. Chr. Orient gelang es ihm, durch Entsendung des Germanicus, Ruhe zu schaffen. Er setzte die langsam vorschreitende Ausbreitungspolitik der Republik fort: das Vasallenkönigreich Kappadokien wurde völlig einverleibt, Armenien und Parthien traten, neben Thrakien, in das Ver-
17—24 n. Chr. hältnis von Vasallenstaaten, und auch der gefährliche Aufstand des Tacfarinas in Numidien wurde schließlich niedergeschlagen.

Dann wandte sich der Kaiser wieder der Herstellung der guten Sitte zu, schritt scharf gegen die Ausschweifungen des römischen Adels ein und schickte zahlreiche, den Geheimkulten ergebene Leute in die Verbannung. Gleiche Strenge zeigte er auch späterhin gegen die Druiden,
21 n. Chr. denen er den Aufstand des Sacrŏvir in Gallien schuld gab. Nur das Majestätsgesetz, das dem Senat Anlaß gab, gegen Frevler am Kaiserhaus einzuschreiten, warf einen Schatten über diese glückliche Zeit. Der Umschwung der Verhältnisse begann sich aber damals schon langsam
10. Oktober 19 n. Chr. vorzubereiten: er trat deutlich hervor mit dem geheimnisvollen Tode des Germanicus, den man dem Kaiser schuld geben wollte, obgleich sich nicht einsehen läßt, warum dieser klug und kalt erwägende Mann sich gerade des treu ergebenen Neffen, seiner sichersten Stütze, hätte entäußern sollen. Cn. Piso, der Statthalter Syriens, ein erbitterter Feind des Germanicus, wurde nebst seiner Gattin Plancina beschuldigt, ihn auf des Kaisers Befehl durch Gift beiseite geschafft zu haben, und schien diesen Vorwurf durch seinen Selbstmord zu rechtfertigen.

War Tiberius am Tode des Germanicus schuld?

Die Frage nach der Schuld des Kaisers und seiner Mutter Livia an dem Tode des Germanicus ist von jeher viel umstritten, und die Antwort richtet sich in der Hauptsache nach der Interpretation des taciteischen Berichtes. Vielfach wird jetzt angenommen, daß Tacitus zwar nicht von einer Schuld spricht, aber doch an sie geglaubt habe. Als Beweis für eine Mitschuld sieht man die Wegnahme alles Schriftlichen bei Piso an, wodurch es erst möglich ward, diesem allein die Schuld aufzubürden. Einen andern Beweis will man in der stillen Abneigung des Kaisers gegen die Julier finden, die durch Germanicus' Kinder den Thron doch erstiegen hätten, und die er durch die Ernennung des jüngeren Drusus, seines leiblichen Sohnes, zum Kronprinzen und die damit herbeigeführte Thronfolge der Claudier auszuschließen gedachte.

Tiberius und Sejan

Seit jener Zeit wurden durch den Haß zwischen Agrippina, der Witwe des Germanicus (die fest an die Schuld des Tiberius glaubte und nunmehr auch für das Leben ihrer Kinder fürchtete) und Tiberius die Verhältnisse im kaiserlichen Hause immer trüber; bei dem vereinsamenden Kaiser, der sich oft jahrelang nicht in der Hauptstadt sehen ließ, bildete sich der Menschenhaß und die Menschenverachtung aus, in deren Schilderung sich die Alten nicht genug tun können. So kam es denn, daß man den Tiberius immer mehr fürchten lernte; zugleich gewann aber sein einziger Günstling, dem er blind vertraute, weil dieser ihm einstmals das Leben gerettet hatte, einen verderblichen Einfluß auf ihn. L. Aelius Sejanus, ein Mann von etruskischer Herkunft aus Volsinii, der unter gewinnenden Formen einen herrschsüchtigen und habgierigen Geist verbarg, erteilte ihm den Rat, die kaiserliche Leibgarde, die bisher über die Stadt und Vorstädte zerstreut und zum Teil bei den Bürgern einquartiert war, in einem befestigten Standlager vor dem viminalischen Tore zu vereinigen, und gab damit den Anstoß zur
23 n. Chr. Gründung einer Despotie des Militärs. Diese schon von Augustus ein-

gerichtete (§ 241) Leibwache der Prätorianer, 10000 auserlesene Krieger, war eine starke Schutzwehr des Kaisers und erleichterte ihm die Aufrichtung einer absoluten Monarchie; aber sie wurde auch bald eine Rute für den Thron. Von dieser Zeit an war ihr Befehlshaber, der Präfekt des Prätoriums, der mächtigste und einflußreichste Mann im Staat. Der erste, der diese Macht mißbrauchte, war Sejanus selbst, der nach dem Throne strebte und deshalb den Sohn des Kaisers, Drusus, der ihn einmal tätlich beleidigt hatte, dadurch auf eine raffinierte Weise aus dem Wege schaffte, daß er dessen Weib Livilla, die Schwester des Germanicus, verführte und sie dann verleitete, den Gatten zu 23 n. Chr.
vergiften. Zwei Jahre nach des Gatten Tode suchte Sejan sogar sie als seine Gemahlin heimzuführen, und sein Einfluß war damals schon so hoch gestiegen, daß Tiberius zwar aus Mißtrauen ihm die Ehre dieser Ehe versagte, aber doch nicht anders als in ausweichenden und lobenden Redensarten seinen Entschluß kund zu tun wagte.

Der Prinzeps war tiefbewegt, als ihm der Tod seines einzigen Sohnes gemeldet ward; und trotz seines Bittens und Flehens zu den Göttern, sie möchten seinem Urteil Gerechtigkeit verleihen, begann seit jenem Tage das Schreckensregiment, an dem er freilich ebenso die Schuld trug als Sejan und die Senatoren, die ihm erst in mehreren Verschwörungen feige Opposition machten und sich dann gegenseitig verrieten. Von nun an hörten die Volksversammlungen ganz auf, der Senat, dem die Wahl der Konsuln und anderer Magistratspersonen übertragen wurde, war ein bloßes Werkzeug des Despoten, der den Haß, den seine Regierung erregte, auf viele laden und sich dienstwillige Richter bei den Anklagen wegen Majestätsverbrechen schaffen wollte. Die aus Senatoren gebildeten Majestätsgerichte führten nun eine wahre Schreckensherrschaft. Sie waren ein Mittel, jeden gesinnungsvollen Mann zu verderben, indem sie nicht bloß wegen Taten, sondern selbst wegen Reden und Kundgebungen jeder Art straften; reichbezahlte Angeber (Delatoren) untergruben Treue und Glauben im Volk und vernichteten jeden Funken selbständiger Gesinnung.

Das Schreckensregiment

Majestätsverbrechen

Delatoren

Schließlich erfaßte den alternden Tiberius Ekel über dieses Treiben; dazu kamen die unleidlichen häuslichen Verhältnisse, die sich aus dem Ehrgeiz der Frauen des kaiserlichen Hofes und dem unverhohlenen Haß der Agrippina ergaben. Deshalb zog er sich auf die Insel Capreä (Capri) zurück, wo er sich von der Welt abschloß, während Sejan in 26 n. Chr.
Rom Frevel auf Frevel häufte. Und zwar tat er dies um so ungescheuter, nachdem im Jahre 29 die alte Kaiserin Livia gestorben war und mit ihr die letzte Schranke sank, die ihn gehindert hatte, die Prinzen, die zwischen ihm und dem Throne standen, zu beseitigen. Nunmehr wendete er sich gegen die Familie des Germanicus; Agrippina, des Germanicus Gemahlin, und zwei Söhne derselben, Nero und Drusus, wurden durch Verbannung entfernt oder durch 29 n. Chr.
Haft beseitigt und dann in der Stille durch Hungertod aus der 33 n. Chr.
Welt geschafft. Hierauf bewarb er sich um die tribunizische Gewalt, die ihm allein noch fehlte, ließ sich mit Julia, der Tochter des von ihm durch Gift beseitigten Kronprinzen Drusus II., verloben und gab damit

Tiberius auf Capri

deutlich zu erkennen, daß er nach dem Throne strebte. Als dem Kaiser das kund ward, erteilte dieser ihm mit der ihm eigenen Verstellungskunst zunächst zwar hohe Ehren, die ihn fast dem Kaiser gleichstellten, gab aber zugleich durch den Gardepräfekten Näbius Sertorius Macro dem Senat den Befehl zur Hinrichtung des mächtigen Günstlings und wütete dann gegen dessen Kinder, Verwandte und Vertraute. Zugleich wurde die Würde des praefectus urbis, der als Statthalter im Namen des abwesenden Kaisers galt, verstärkt, um gegenüber dem praefectus prätorio ein Gegengewicht zu haben, und ihm als bewaffnete Macht die städtischen Kohorten, die neben den Prätorianern lagerten, unterstellt. Zwei Jahre nach Sejans Fall wurden alle, die als Mitwisser oder Teilnehmer seines Verbrechens noch im Kerker lagen, auf einen Schlag hingerichtet. Schließlich wurde durch die fortdauernden Angebereien der Zustand in Rom so bedenklich, daß der Kaiser den Befehl gab, die verrufensten Delatoren vor Gericht zu laden und nach kurzem Prozeß zu beseitigen.

Sejans Fall 18. Okt. 31 n. Chr.

Ende des Tiberius

Als Tiberius sein baldiges Ende herannahen fühlte, faßte er den Plan, nach Rom zurückzukehren. Auf seinem Landgute in Misenum fiel er jedoch in eine todesähnliche Ohnmacht, was einige seiner Begleiter bewog, den bei ihm weilenden kaiserlichen Großneffen Gajus (Caligula), den dritten Sohn des Germanicus, als Thronfolger zu begrüßen. Allein Tiberius erholte sich wieder, und nun kam der Gardepräfekt Macro, um dem ihm selbst drohenden Verderben zu entgehen, dem zögernden Tod durch Ersticken mittelst Kissen zu Hilfe. So fand Tiberius in seinem 78. Lebensjahre ein gewaltsames Ende.

16. März 37

Trotz des tiefen Schattens, der auf die letzten Regierungsjahre des Tiberius fällt, verdient seine Reichsverwaltung doch auch hohes Lob. Sein Despotismus traf nur die Vornehmen, nicht das Volk, für das er alles tat, und dessen Wohlergehen unter ihm herrlich erblühte. Er hielt unter dem Militär, selbst unter den Prätorianern, strenge Mannszucht, steuerte einer wilden Panik im Geldverkehr durch eine vernünftige Gesetzgebung, sorgte dafür, daß in den Provinzen auf Ordnung gesehen wurde, und wußte wahrhaft treue und zuverlässige Beamte zu belohnen und festzuhalten. Ihm ist es nach Augustus am meisten zu danken, daß das gewaltige Reich eine Beamtenschaft und Verwaltung erhielt, die des Vertrauens wert war und das Ganze, trotz aller politischen Erschütterungen, in gutem Gange erhielt. Tiberius war in gewissem Sinn ein echter Römer, den Regungen des Herzens wenig zugänglich, zumal da er bis in seine späteren Mannesjahre hinein am Hofe seines Stiefvaters zurückgesetzt worden war und den Thron nur dadurch hatte erlangen können, daß er auf Befehl seiner Mutter Livia seine heißgeliebte erste Gattin Vipsania hatte verstoßen müssen, um die Erbin des Thrones, die liederliche Julia, zu heiraten. Da er nicht wie Augustus es verstand, den Despotismus zu verhüllen, stand er allein, von allen gefürchtet und alle fürchtend. Mit eiserner Konsequenz vollzog sich bei ihm der Übergang vom Herrscher zum Tyrannen, aber doch umkleidet seine finstere Majestät etwas Großes. Er wußte, was er wollte, und glaubte schließlich in allem, was er tat, nur seine Pflicht zu tun.

31 n. Chr.

Charakter des Tiberius

§ 246. Caligula und Claudius. Sein Nachfolger Gajus, mit dem Beinamen Caligula (d. h. Soldatenstiefelchen, weil seine Eltern ihn schon als Kind gern in militärischem Aufzuge bei den rheinischen Legionen hatten sich unter die Kriegsleute mischen sehen), der unwürdige Sohn des edeln Germanicus, schlug anfangs gemäßigte Bahnen ein, handelte aber bald so, daß man an Geisteszerrüttung glauben mußte, und daß er als der erste Vertreter des „Cäsarenwahnsinns" erscheint. Er war ein rasender Wüterich, der zu seinem Vergnügen Todesurteile unterschrieb und vollstrecken ließ und sich an den Qualen und Jammertönen der Gefolterten ergötzte; ein wahnwitziger Verschwender, der den gewaltigen, von Tiberius angesammelten Staatsschatz in kürzester Frist vergeudete, die unsinnigsten Bauwerke unternahm, Spiele und Aufzüge von fabelhafter Pracht aufführen ließ und den tollsten Lüsten frönte; ein eitler, hochmütiger Prahler, der prunkende Triumphzüge über die Germanen und Briten hielt, gegen die er zum Schein einen Feldzug unternommen hatte, ohne ihrer ansichtig zu werden, und sich in Tempeln Opfer darbringen und göttliche Ehre erweisen ließ; ein Schlemmer, dessen schwelgerische Tafel den Staatsschatz und die Provinzen aussog; ein Despot, dem man die Worte in den Mund legte: „Möchte das ganze römische Volk einen Nacken haben, um es mit einem Streich zu vernichten", der, umgeben von Gauklern und Buhldirnen, den Mutwillen der Tyrannei auf die Spitze und den Übermut ins Lächerliche trieb. Caligula 37—41

Schon längst war man des wahnsinnigen Kaisers überdrüssig, und schon im Jahre 39 war eine große Verschwörung, die selbst bis in die kaiserliche Familie hineinreichte, entdeckt und schwer gestraft worden. Aber trotz der endlosen Hinrichtungen, Güterentziehungen und Erpressungen war keine Möglichkeit, an Caligulas Person heranzukommen, solange ihn die unerschütterliche Treue seiner Soldaten, besonders der batavischen Leibwache, schützte. Aber auch die Führer des Heeres verschonte er in seiner Verblendung nicht, kränkte die verdientesten Offiziere, und so bildete sich denn aus den unzufriedenen Vornehmen und den beleidigten römischen Offizieren eine Verschwörung, in deren Folge der Gardepräfekt Cassius Chärea den aberwitzigen Tyrannen mit seiner Gemahlin Cäsonia und seinem Kinde ermordete. 24. Jan. 41

Damit glaubte die noch immer vorhandene republikanische Partei den Augenblick gekommen, um die Monarchie, der ein rechter Vertreter zu fehlen schien, zu beseitigen und die Nobilitätsregierung zurückzuführen. Die Verschworenen eilten in den Senat, um ihn aufzufordern, die alte republikanische Freiheit wieder herzustellen. Ehe aber dazu nur der Versuch gemacht werden konnte, erhoben die Prätorianer, die sich nicht von der Kurie leiten lassen wollten, den bis dahin wenig beachteten Bruder des Germanicus, den Prinzen Claudius, auf den Thron. Der Senat fügte sich dem neuen Prinzeps ohne weiteres, da die Bürgerschaft nichts von der früheren Republik wissen wollte.

Claudius (geb. am 1. Aug. 12 v. Chr. zu Lugudunum) galt von Geburt an als ein Schwächling und war den ärgsten Zurücksetzungen ausgesetzt gewesen. Selbst seine Mutter Antonia (II.) empfand keine Liebe Claudius 41—54

für ihn, und seiner Großmutter Livia war er ein Ärgernis. So hatte er während eines langen Prinzenlebens viel Zurücksetzung und Demütigung erfahren und war unter Tiberius einer der gedrücktesten und verachtetsten Männer am Hofe gewesen. Er hatte sich durch gelehrte Arbeit (wovon noch ein Zeugnis in der inschriftlich erhaltenen Rede aus dem Jahre 48 über das Bürgerrecht der Gallier vorliegt) über seine Bedeutungslosigkeit getröstet und fuhr auch als Kaiser fort, ein weltscheuer Mann der Studierstube zu bleiben.

Verwaltung

Da sich beim Tode des Caligula deutlich gezeigt hatte, wie wenig der Kaiser den vornehmen Familien trauen durfte, trat in der Verwaltung ein Systemwechsel ein, und die Sprossen der edeln Geschlechter wurden immer mehr bei Seite gedrängt. Schon früher waren sie aus den wichtigen Heeresstellungen beseitigt worden, jetzt nahm ihnen der Kaiser auch die hohen Verwaltungsposten und überließ sie seinen Freigelassenen Kallistus, Narcissus, Polybius und Pallas, die zwar alle die Fehler besaßen, die man den Freigelassenen nachredet, aber ihm treu ergeben waren (da sie ja mit ihm standen und fielen) und den Kaiser zu einer ganzen Reihe verständiger Maßregeln anleiteten. Dahin gehörten neben mancherlei glücklichen Änderungen im Rechtsleben vor allem zwei große volkswirtschaftliche Unter-
42 nehmungen: die Ausgrabung und Befestigung des Hafens von Ostia
52 und die Ableitung des Fuciner Sees mittelst eines riesenhaften Kanals (Emissarium), an dem 30 000 Menschen elf Jahre lang arbeiteten. Durch diesen Kanal sollte der zunehmenden Verschlammung der Umgegend gesteuert und eine ansehnliche Strecke Landes dem Ackerbau gewonnen werden. Diese Arbeit ist freilich nicht zu Ende geführt worden, und erst im 19. Jahrhundert ist es der verbesserten Technik gelungen, den menschenfreundlichen Plan des Claudius zu vollenden (§ 158). Der neue Hafen in Ostia aber mit seinen gewaltigen Dämmen und dem weithin sichtbaren Leuchtturm sicherte für Rom die Zubringung des unentbehrlichen Brotkorns, das die Getreideschatzkammer des Reiches, Ägypten, lieferte. Außerdem begann unter Claudius die Zentralisation der Reichsverwaltung, die in der Hauptsache dadurch erreicht wurde, daß die Freigelassenen als Minister und Chefs der einzelnen Verwaltungszweige in Rom blieben, während römische Ritter als ihnen untergebene und verantwortliche Beamte (Prokuratoren) in den Provinzen walteten; damit war wieder ein neuer Schritt getan, um den alten römischen Adel beiseite zu drängen.

Unterwerfung von Mauretanien und Britannien

Neben diesen friedlichen Unternehmungen hatte die Regierung des Claudius auch kriegerische Erfolge zu verzeichnen. Mauretanien, dessen letzten Fürsten Ptolemäus der Mörderdolch in Rom bei einem Besuche am Hofe Caligulas beseitigt hatte, und das darob in helle Empörung ausgebrochen war, wurde 42 von C. Suetonius Paulinus und Hosidius Geta unterworfen und in die beiden Provinzen Mauretania Caesariensis (Hauptort Jol-Caesarea) und Tingitana (Hauptort Tingis,
48 j. Tanger) zerlegt. In Asien (Armenien) erneuerte Cn. Domitius Corbulo
52 den Kriegsruhm Roms, nachdem er vorher schon die an der Nordsee wohnenden Germanen unterworfen hatte, und das Vasallenreich

Thrakien wurde 46 als römische Provinz eingezogen. Als die wichtigste Eroberung erschien dem Kaiser die Unterwerfung Britanniens 44, die er selbst vollziehen wollte, und für die er sich den Triumph und seinem Sohne Claudius den Beinamen Britannicus bestimmte. Die ganze Unternehmung war freilich längst vollzogen, als er hinkam, und die eigentlichen Resultate wurden erst gezogen, als er die Insel wieder verlassen hatte. Die Hauptmasse der neuerworbenen Provinz, das fruchtbare, von der Themse durchflossene Gebiet, wurde durch ein Festungsviereck geschützt und bildete jahrhundertelang den festen Kern der römischen Provinz. Die Befriedung der weiter entlegenen Gebiete gelang nur ganz allmählich und war nur unvollständig.

Hofintriguen

Jedoch, trotz aller dieser guten Vorsätze und vernünftigen Maßregeln, lastete auch auf dieser Regierung ein Fluch. Der böse Dämon des Claudius war sein Weib Valeria Messalina, die Mutter des Britannicus (geb. 42), aus kaiserlichem Blut, aber nichts als eine verworfene Dirne, die Sitte und Anstand mit Füßen trat. Darum entbrannten auch verschiedene Aufstände und Verschwörungen in Rom, die aber alle mit grausamer Härte niedergehalten wurden, und infolge deren sehr viel edles Blut unschuldigerweise vergossen ward. Unvergeßlich ist die edle Gesinnung der Arria, der Gattin des Cäcina Pätus, die sich selbst die Brust durchstach und dem zögernden Gatten den Dolch mit den Worten reichte: Mein Pätus, es schmerzt nicht! Wer es versuchte, dem Kaiser die Augen zu öffnen, grub sich selbst das Grab. Darum sank die Achtung vor der kaiserlichen Majestät immer tiefer, und das war nicht verwunderlich; denn ein üppiger Hof von orientalischer Pracht und Schwelgerei, wo ein schamloses Weib die edelsten Menschen ihren Lüsten zum Opfer brachte und wo feile Höflinge ohne Verdienst den Ton angaben und unermeßliche Reichtümer sammelten, mußte schließlich auch das Ansehen des hierin kaum schuldigen Kaisers zerstören. Ging doch Messalina in der Schamlosigkeit so weit, daß sie trotz ihrer Ehe öffentlich ein glänzendes Vermählungsfest mit einem vornehmen jungen Römer Silius feierte. Als endlich Narzissus dem Kaiser die Augen über das schmachvolle Leben seiner Gemahlin öffnete und ihn durch die Schilderung bevorstehender Gefahren ängstigte, gab Claudius Befehl zu ihrer Hinrichtung und ver- 48
mählte sich dann mit seiner schönen und geistvollen, aber herrschsüchtigen Nichte Agrippina d. j., die jedoch ihre neue Macht nur benutzte, um den schwachen Mann durch Gift aus der Welt zu schaffen und an 13. Okt. 54
Stelle des Kaisersohnes Britannicus ihren Sohn erster Ehe, L. Domitius (Claudius Drusus) Nero, auf den Thron zu bringen.

Nero 54—68

§ 247. Nero. Die ersten fünf Regierungsjahre Neros vergingen auf das glücklichste, obwohl man von einem Abkömmling der Domitier, dieser „Köpfe von Eisen und Herzen von Blei", das Ärgste erwartet hatte. Das Verdienst dieser glücklichen Wendung hatten seine beiden Erste Regierungsjahre
Erzieher L. Annäus Seneca aus Corduba, der sich einen stoischen Philosophen nannte, und der Gardepräfekt Sext. Afranius Burrus. Zwar gelang es ihnen, den Einfluß der herrschsüchtigen Agrippina hintanzuhalten und ihren Zögling, dessen Charakteranlagen sie kannten,

von schlimmen Entschlüssen und Taten, zunächst wenigstens, abzubringen; aber sie vermochten nicht, in dem frühreifen Wüstling den Pflichtbegriff zu erwecken; er wurde von dem Besitz der absoluten Herrschergewalt bald so berauscht, daß er die ausgesuchtesten Freveltaten beging. Er, der einst bei der Unterzeichnung eines Todesurteils wünschte, nicht schreiben zu können, ließ nicht nur alle Männer, in denen sich noch selbständige Gesinnung zeigte, verfolgen und hinrichten und ihr Gut einziehen, sondern wütete auch gegen seine nächsten An-
55 gehörigen: sein Stiefbruder Britannicus starb bei der kaiserlichen Tafel an Gift, seine schuldbefleckte, herrschsüchtige Mutter Agrippina ließ er in der Bucht von Bajä durch ein künstlich eingerichtetes Schiff
59 versenken, und als sie sich rettete, durch nachgesandte Mörder töten; seine Gattin Oktavia, des Claudius Tochter, wurde auf Anstiften seiner Geliebten Poppäa Sabina auf die einsame Insel Pan-
62 dataria verbannt und fand, nachdem man ihr die Adern durchschnitten hatte, im überheißen Bade ihren Tod.

Nach diesen unerhörten Schandtaten, zu denen sich freilich die Handlanger dem Kaiser förmlich aufdrängten, gab sich Nero ganz und gar seinen sogenannten künstlerischen Launen und Einfällen hin.
Schauspiele Schauspiele und schwärmende Umzüge, an denen er selbst als Sänger und Zitherspieler verkleidet mit den Genossen seiner Lüste teilnahm, üppige Gelage, bei denen ihm der neue Präfekt der Prätorianer, Ofonius (früher fälschlich Sophonius geschriebene) Tigellinus, und der durch seinen Witz und seine Unterhaltungsgabe bekannte Petronius (der arbiter elegantiae, d. h. Schiedsrichter des Geschmacks, § 257) treffliche Dienste leisteten, Volksbelustigungen, verbunden mit öffentlichen Gastmählern in den Straßen und freien Plätzen, und sinnlose Verschwendungen aller Art verzehrten die Einkünfte des Staats und führten die ärgsten Erpressungen herbei. Von dem brennenden Wunsche erfüllt, als Künstler und Sänger Anerkennung zu finden, durchzog er mit unsinnigen Festaufzügen die Provinzen, trat sogar in Rom selbst als Bühnenkünstler auf, ließ sich mit Siegeskränzen beschenken und nötigte die Söhne der ersten Familien als sogenannte Augustaner, förmlich in Kohorten eingeteilt, die Dienste der Theaterclaque zu versehen.

In jener Zeit begannen auch die wahnwitzigen Schandtaten, deren Gedächtnis mit Neros Regiment für immer verknüpft ist. Damals wurde fast das ganze Rom durch eine ungeheure Feuers-
Brand Roms 64 brunst, die auch das kaiserliche Schloß auf dem Palatin in Flammen aufgehen ließ, vernichtet. Es entstand das Gerücht, der Despot habe in frevelhaftem Übermut Rom anzünden lassen, um von den Zinnen seines Palastes herab den Brand von Troja zu besingen; das ist zwar Fabel, aber Nero schob, um den Volkshaß von sich abzulenken, die Schuld auf die Christen, die, für eine jüdische Sekte gehalten, wegen ihres abgeschlossenen Lebens bei dem römischen Volke verhaßt und verachtet waren (II, § 2). Viele von ihnen wurden zum Tode verurteilt und mußten für ihren „Menschenhaß" als „lebende Fackeln" bei einem Zirkusfeste büßen. Dann ließ Nero die Stadt nach einem bestimmten Plane wieder aufbauen, so daß sie gesund und feuer-

sicher ward, und errichtete für sich selbst eine ungeheuere Villa, das „goldene Haus", die vom Palatin bis zum Esquilin gereicht haben und unermeßliche Summen gekostet haben soll. Um diese zu beschaffen, war jedes Mittel recht. Nach Erschöpfung des kaiserlichen Fiskus ward der Staatsschatz angegriffen, und um Geld zu schaffen, wurde das verderbliche Mittel der Münzverschlechterung angewendet, auf mehr oder minder gewaltsamem Wege von den Lebenden und aus den Testamenten der Verstorbenen Geld erpreßt und schließlich der Majestätsprozeß dazu benutzt, um aus den Konfiskationen das Fehlende zu decken.

Äußere Politik

Schon früh regte sich Abscheu und Widerstand gegen diese unsinnige Form der Monarchie. Es waren aber nicht die ruheliebenden Elemente Italiens, noch weniger die hauptstädtische Bevölkerung, die in ihrer großen Masse dem Prinzeps anhing und ihm trotz seiner offenkundigen Laster eine gewisse nachsichtige Neigung entgegen brachte, sondern die tüchtigen Beamten und Offiziere, die sich unter seiner argwöhnischen Herrschaft nichts Gutes versahen. Denn sie hatten für ihn in den Provinzen Tüchtiges geleistet. Eins der wichtigsten Ereignisse unter Neros Herrschaft war die Unterwerfung Armeniens, das bis dahin einen Zankapfel zwischen Rom und Parthien dargestellt hatte. Cn. Domitius Corbulo, damals Statthalter von Kappadokien, begann 58 den Krieg und beendete ihn durch einen glänzenden Feldzug, der mit der Eroberung von Artaxata und Tigranocerta und der Einsetzung eines römischen Günstlings Tigranes endigte. Auch in Germanien gelang es, die Autorität der Römer zu wahren und den wandernden Stamm der Ampsivarier zurückzuweisen, der das Ödland jenseit des Rheins hatte besetzen wollen. Desgleichen in Britannien, wo die Tüchtigkeit des C. Suetonius Paulinus den Aufstand im Norden der Insel, der durch die Niederträchtigkeit römischer Beamten hervorgerufen war, zu dämpfen wußte. Friedlicher waren die Zustände an der Donaugrenze, wo vor allem durch Aufnahme von nördlichen, wohl getischen Stämmen in die verödeten Landschaften Mösiens eine starke und treue Grenzwache geschaffen wurde. — In den ersten Jahren war diese auswärtige Politik erfreulich vorwärts gegangen, trotz Neros argwöhnischen Dareinredens und -fahrens. Jedoch änderte sich dies Bild sehr, nachdem Nero nach Afranius Tod und Senecas Hinrichtung ganz im Schlamm seiner Vergnügungen untergegangen war. Der Parthische Krieg entbrannte (62—63) von neuem; denn der armenische König Tigranes reizte die Parther so lange, bis sie in das Land einrückten. Corbulo schickte zunächst Hilfstruppen, unterstützte aber seinen Nachfolger L. Caesennius Pätus nicht, als dieser unvorsichtig den Kampf gegen die Parther begann und Niederlage über Niederlage erlitt. Erst als Nero dem gekränkten Corbulo den Oberbefehl wieder übergab, rückte dieser vor und glich einigermaßen den Schaden aus, beließ jedoch den von den Parthern eingesetzten Tiridates, so daß die tatsächlichen Erfolge auf der Rom feindlichen Seite lagen und Armenien, wie vorher, ein Pufferstaat blieb, bis es ganz der orientalischen Sphäre anheimfiel. Es war dabei immer noch glücklicher als die befriedeten Provinzen, die

Armenien

Germanien

Britannien Donauländer

Parthischer Krieg

von Nero auf das schamloseste ausgepreßt wurden, um sein Luxusbedürfnis befriedigen zu können.

Schreckensherrschaft

Der Mißmut über die Ausschweifungen des Kaisers und die Vergeudung der Staatsgelder sprang schließlich von den Provinzen, wo nur die Treue der Oberbeamten die Revolution hintan hielt, nach Rom über und zeigte sich zuerst in dem hauptstädtischen Offizierkorps, das in genauer Verbindung mit dem grollenden römischen Adel stand; die ersten Offiziersverschwörungen wurden jedoch entdeckt und auf das
65 härteste bestraft. In der Verschwörung des C. Calpurnius Piso ging auch der Dichter Lukanus (§ 257) zugrunde und zog den Untergang seines Oheims L. Seneca, der sich durch Aufschneiden der Pulsadern den Tod gab, nach sich. Als auch Neros vertrauteste Freunde seinem Argwohn zum Opfer fallen mußten, wuchs die Opposition nur immer mehr und gab sich zunächst in der Haltung der Stoiker, wie P. Thrasea Pätus, kund, die dem Tode kalt ins Auge sahen und dem Kaiser damit zu verstehen gaben, es sei unmöglich, unter seiner Herrschaft in Ehren zu leben.

Die Kunstreise nach Griechenland 66—67

Auf diese grauenvollen Szenen folgte der possenhafte Einzug des Tiridates in Rom, um sich die Bestätigung seiner Krone zu erbitten, und von ihm überredet, unternahm es Nero sogar, sich nach dem Osten aufzumachen, um als zweiter Alexander die Welt zu erobern. Doch aus der großen Kriegsfahrt wurde eine vergnügliche Kunstreise nach Griechenland, wo Nero überall als Sänger, Musiker und Dichter auftrat und sich von den Griechen alle Siegespreise verleihen ließ. Daneben gingen freilich die Greuel weiter; alle nur irgendwie bedeutenden Männer des römischen hohen Adels fielen dem Mißtrauen Neros zum Opfer, auch Corbulo, der treue Mann, der sonst mit seinem Schwert die Ehre Roms geschirmt hatte.

Inzwischen kamen immer dringendere Briefe seines Statthalters Helios aus Rom, denn dichtes Gewölk zog sich über des Kaisers Haupt zusammen. Zunächst freilich hielt er (März 68) noch einen Triumph- und Siegeszug durch Italien nach Rom und zeigte den Römern, was

Erhebung der Armeen in den Provinzen

für ein Künstler er sei. Dann aber brach ein Bürgerkrieg aus, der, als die Heere in den Provinzen sich gegen Nero erklärten, den Tyrannen vernichtete. Frühere Aufstände waren, als Nero Heer und Offiziere, vor allem die in Rom stehenden Truppen noch für sich hatte, leicht niedergeschlagen worden. Nun aber wurde es ernst. Der Sturm begann in Spanien, wo Servius Sulpicius Galba zum Kaiser ausgerufen wurde. In Gallien erhob der Statthalter C. Julius Vindex die Fahne des Aufruhrs. Zwar wurde Vindex von den obergermanischen Legionen unter L. Verginius Rufus bei Vesontio geschlagen und tötete sich selbst; aber auch Neros Zeit war erfüllt. In Rom brach aus Mangel an Lebensmitteln ein Aufstand aus; die Garde, die mit seinem Regimente unzufrieden war, ging für eine große Bestechungssumme zu Galba über, und in einem Anfall von Verzweiflung nahm sich Nero mit

Nero † 9. Juni 68

dem Rufe: „Was für ein Künstler geht mit mir verloren!“ das Leben.

Nero in der Sage

Nero war der letzte Sprosse des julischen Hauses, das seinen Ursprung auf Aneas und die göttliche Mutter Venus zurückführte, das mit den wichtigsten Lebensgeschicken

des römischen Volks zwei Jahrhunderte hindurch aufs innigste verflochten war. Es war daher natürlich, daß der geheimnisvolle Ausgang Neros einen mächtigen Eindruck in dem römischen Volke hinterließ, und daß, wie bei vielen absterbenden Dynastien, die Sage entstand, Nero sei nicht gestorben, sondern nach dem fernen Oriente gerettet worden, von woher er einst wiederkommen und das Reich von neuem gewinnen werde. Es wird berichtet, daß noch lange in Rom sein Grab mit Blumen geschmückt worden sei; es finden sich Angaben und Andeutungen, daß hie und da ein „Pseudo-Nero" aufgetaucht sei und einzelne Anhänger gefunden habe; alles Beweise dafür, daß seine Despotie, wie bei den meisten Tyrannen, nur die Vornehmen, nicht das Volk traf, und daß seine Verwaltung im ganzen gut war. Von seiner schlimmen Seite dagegen blieb Neros Name im Andenken der Christen. Die schreckliche Verfolgung ließ ihn als den „Antichrist" erscheinen, und der Glaube an seine Wiederkunft fand auch in diesen Kreisen Eingang (so in der Offenbarung Johannis, die im Jahre 69 auf Patmos geschrieben ward), doch so, daß diese Wiederkunft unmittelbar der Rückkehr des wahren Christus auf Erden vorangehen würde und daß die Erscheinung des kaiserlichen „Antichrists" der Vorbote des Weltunterganges und des tausendjährigen Reiches der Märtyrer wäre, woran sich dann unmittelbar das himmlische Reich des neuen Jerusalem schließen würde.

B. Die Flavier und Antoninen (68—180).

§ 248. Die Kämpfe um den erledigten Thron (Juni 68 bis Dezember 69). Mit Nero erlosch das julisch-claudische Haus, und, da die Bewegung von den Provinzen ausgegangen war, hielt sich jede der Armeen für berechtigt, ihren Feldherrn als Kaiser an die Spitze des Reiches zu stellen. Die meiste Aussicht hatte zunächst Serv. Sulpicius Galba, Galba 68—69
der mit den spanischen Legionen schnell nach Rom rückte und sich der Hauptstadt bemächtigte. Die neue Regierung mit ihrer Strenge und Sparsamkeit wendete sich gegen das System der Verschwendung, das unter Nero geherrscht hatte, und erregte dadurch vielfach Widerspruch. Dies wurde erst gefährlich, als die rheinischen Legionen ihren Führer L. Vitellius Januar 69
zum Kaiser ausriefen und Galba den jungen L. Calpurnius Piso als Thronfolger adoptierte. Auf diesen Platz hatte sich nämlich M. Salvius M. Salvius Otho
Otho, der für Galba alles getan hatte, Rechnung gemacht, sah diese Zurücksetzung als eine Herausforderung an, kam nach Rom und stürzte, gestützt auf die Garde, die schon lange zu der Kaiserwahl in Spanien scheel gesehen hatte, den alten Prinzeps, der kurz darauf seinen Tod fand. 15. Jan. 69

Otho befand sich jedoch kaum auf dem Throne, als er sich gegen einen Nebenbuhler zu verteidigen hatte. Der am Rhein zum Kaiser erhobene Prokurator L. Vitellius zog mit seinen Legionen nach Italien und Vitellius
sein mühsalgewohntes Heer unter Führung des A. Cäcina Alienus besiegte am Po (bei Bedriācum) die Heere seines Gegners. Otho, April 69
früher ein Genosse Neros, dessen Geliebte Poppäa Sabina seine Gattin gewesen war, sühnte nun, um ferneres Blutvergießen zu verhüten, durch einen selbstgewählten Tod ein sündhaftes Leben. 15. April 69

Der neue Kaiser Vitellius war ein roher Schlemmer von gemeiner Denkart, der die kurze Zeit seiner Regierung zu den größten Schwelgereien und gewaltsamsten Gelderpressungen benutzte. Ergrimmt über den unwürdigen Herrscher, riefen die syrischen und ägyptischen Legionen ihren tapferen Feldherrn T. Flavius Vespasianus Vespasian 1. Juli 69
zum Kaiser aus. Bald traten auch die Truppen in Mösien, Dalmatien und Pannonien bei und schlugen, in Oberitalien einrückend, die Oktober 69
feindlichen Heere unweit Cremona in einer nächtlichen Schlacht. Als Vespasians Feldherr M. Antonius Primus gegen die Hauptstadt zog,

entsagte Vitellius dem Thron und erklärte sich bereit, in das Privatleben zurückzutreten. Aber seine Anhänger und die in Rom anwesenden Truppen (das Rheinheer und die Prätorianer) widersetzten sich der Abdankung und bekriegten den Bruder des neuerwählten Kaisers, den Stadtpräfekten Flavius Sabinus, der sich mit Vespasians jungem Sohne Domitian in das Kapitol geworfen hatte, mit solchem
9. Dez. 69 Ungestüm, daß der herrliche Tempel des kapitolinischen Jupiter in Flammen aufging und Sabinus trotz der Fürbitte des Vitellius ermordet ward. Domitian rettete sich im Gewande eines Isispriesters in das Haus eines treuen Klienten seines Vaters. Bald änderte sich jedoch die Stimmung. Sobald sich die Flavianer den Toren Roms näherten, fand vor den Mauern und innerhalb der Stadt eine furchtbare Schlacht statt, in der schließlich die Vitellianer bis auf den letzten Mann erschlagen wurden. Vitellius selbst wurde aus einem Winkel der Herrscherburg hervorgezogen und von einer Schar roher Soldaten unter Qualen und Mißhandlungen getötet.

Ende Dez. 69 Vitellius ist der letzte Kaiser aus einer vornehmen römischen Familie gewesen. Die Angehörigen der alten Geschlechter zogen sich immer mehr ins Privatleben zurück, um allmählich in der Menge des Volkes unterzugehen. Die stoische Philosophie (§ 154) mußte in den trostlosen Zuständen des Tages die Beruhigung gewähren, daß man auch das Schlimmste ertragen müsse und sich ihm, wenn man wolle, durch das geringere Übel des Todes entziehen könne.

Vespasian 69—79 **§ 249. Vespasian.** Vespasian, der Sohn eines Steuereinnehmers aus Reate, war der erste aus einer Reihe trefflicher Männer, die segensreich über ein Jahrhundert lang das römische Reich beherrscht haben. Der Anfang seiner Regierung war freilich nichts weniger als friedevoll, da es sich darum handelte, an nicht weniger als drei Punkten die bedrohten Grenzen des Reiches zu schützen und zwei Kriege zu Ende zu führen, die das römische Reich auf das schwerste bedroht hatten.

1. Bataveraufstand Der erste dieser beiden Kämpfe hatte seinen Hauptherd in den Niederungen des Rheindelta, wo schon unter Vitellius der Bataver Julius Civilis, dessen Truppen die Schlacht bei Bedriacum entschieden hatten, unter kluger Benutzung der römischen Thronstreitigkeiten die Fahne des Aufruhrs erhoben hatte. Als die Kunde von dem Abfall der obergermanischen Legionen des Vitellius zu Vespasian bis an den Unterrhein gedrungen war, schloß sich Civilis sofort an deren Führer an und rückte gegen die beiden niedergermanischen Legionen, die an Vitellius festgehalten hatten, vor. Alle römischen Truppen zwischen Rhein und Waal wurden vertrieben und retteten sich mit Mühe in die Mauern
Civilis von Vetera (Xanten). Aus Italien zurückkehrende batavische Truppenteile, die Vitellius von dem Siegespreise ausgeschlossen hatte, gewährten dem Civilis die Möglichkeit, diese Festung einzuschließen und schließlich einzunehmen. Aufgereizt durch die Wahrsagungen einer Prophetin Veleda im Bructererlande, gingen nun zahllose Scharen germanischer Krieger über den Rhein. Alle Festungen am Rhein außer Köln, Mainz und Vindonissa (Windisch bei Basel) fielen in die Hände der Deutschen. Zugleich sprang der nunmehr offen zugestandene Aufruhr

auf die unruhigen Gallier über und es loderte, von den Druiden angefacht noch einmal im alten Keltenlande die Flamme des Aufstandes hoch empor. An die Führer der Aufständischen, Treverer und Lingonen, schlossen sich späterhin sogar die niederrheinischen Legionen an. Man gedachte nichts weniger, als Gallien von Rom loszureißen und ein besonderes, die gesamten gallischen Provinzen umfassendes Keltenreich römischer Zunge zu gründen, und in Frankreich legte sich der Lingone Sabinus, wie vor kurzem Vindex (§ 247), den Namen und die Würde eines Cäsars bei; freilich kam es kurz darauf zu Streitigkeiten, in denen Sabinus unterlag und verschwand.

Sabinus und Empona

Julius Sabinus, der Anführer des gallischen Aufstandes, der seine Herkunft von Julius Cäsar herleitete und den Kaisertitel angenommen hatte, floh nach seiner Niederlage auf sein Landgut, und als dieses bald darauf in Brand geriet, glaubte man allgemein, er sei in den Flammen umgekommen. Allein er hatte den Brand selbst herbeigeführt und die Nachricht von seinem Tode absichtlich verbreiten lassen, um die Nachforschung von sich abzulenken. Aus Liebe zu seiner schönen Gemahlin Empona (Epponina?) blieb er jedoch in Gallien, trotz der bei einer Entdeckung drohenden Gefahr, und suchte Zuflucht in einer unterirdischen Höhle, wo er neun Jahre lang in Gemeinschaft mit seiner treuen Gattin lebte, bis er zuletzt entdeckt und nach Rom gebracht wurde. Umsonst suchte Empona durch rührende Fürbitten die Gnade des Kaisers zu erwirken; Vespasian blieb unversöhnlich und ließ nicht nur den Sabinus, sondern auch die Gattin, die um diese letzte Gunst gebeten hatte, hinrichten.

Der Aufstand hatte so lange Erfolg gehabt, als die Streitigkeiten um den Kaiserthron noch andauerten und die Empörer den Schein wahren konnten, für Vespasian zu kämpfen. Sobald dieser aber Meister des Reiches geworden war, brach die Erhebung zusammen. Zudem versäumten die gallischen Feldherren, die mit Civilis im Bunde standen, selbst die einfachsten Vorsichtsmaßregeln, und so konnte denn Vespasians begabter Legat Q. Petilius Cerialis die Alpen, ohne Widerstand zu finden, überschreiten. Bei Bingen traf er auf den Keltenführer Tutor, dem er eine entscheidende Niederlage zufügte. 70
Die abgefallenen Legionen traten wieder zu Cerialis über und fast ganz Gallien unterwarf sich. So sah sich Civilis auf eigene Kraft gestellt; bei Trier kam es zum Kampf, in dem er unterlag. Der Kampf um die „Insel der Bataver" zog sich jedoch in die Länge, bis schließlich eine Verständigung herbeigeführt ward, die den Batayerstaat als tatsächlich frei hinstellte, und ihm lediglich die Verpflichtung auferlegte, Hilfstruppen zu stellen.

2. Unterwerfung Palästinas

Einen weit schwierigeren Kampf hatte Vespasian im Osten des Reiches, in Judäa, durchzufechten. Dieses Land, einer der vielen Klientelstaaten, die sich in Syrien durch ihre Gefügigkeit gegen Rom zu erhalten gewußt hatten, war bis zum Jahre 37 römischen Prokuratoren unterstellt gewesen, die von Rom aus zur Milde angehalten wurden; als einer von ihnen, Pontius Pilatus, sich einmal zu streng gegen einen Aufruhr gezeigt hatte, mußte er sofort nach Rom, um sich zu verantworten. Kaiser Claudius gab dann dem Enkel des Herodes (§ 149), Agrippa, sein Königreich zurück. Unter dessen milder Regierung, die den 41
Verhältnissen möglichst Rechnung trug, traten die Gegensätze der beiden jüdischen Parteien, der Pharisäer und Sadducäer, wenig hervor (§ 150); jedoch änderte sich dies, als Agrippa im Jahre 44 starb, das Land von 44
neuem einverleibt und die Verwaltung unter den neuen Prokuratoren, vor allem Felix, dem Bruder des Ministers Pallas (§ 246), immer

schlechter wurde. Am härtesten war der Druck unter dem von Nero eingesetzten Landpfleger Gessius Florus, der Habgier mit Grausamkeit verband und die Juden so lange reizte, bis sie, geleitet von der nationalen Freiheitspartei der Zeloten (Eiferer), wider ihre Dränger auf-
66 standen und die Römer zum Abzug aus Jerusalem zwangen. Aber die Strafe folgte bald. Während die Sieger in der Hauptstadt eine Herrschaft des Schreckens errichteten, die Gegenpartei der Gemäßigten blutig verfolgten und die römischen Gefangenen treulos mordeten, überzog Vespasian, der frühere Statthalter Britanniens, der von Nero gesandt worden war, um den Aufstand zu unterdrücken, von Ptolemais aus mit einem großen Kriegsheer das jüdische Land.

Jüdischer Aufstand 67 Mit dem Mute der Verzweiflung kämpfte das irregeleitete, durch innere Zwietracht zerrissene Volk gegen die unter Vespasian anrückenden Legionen, mußte sich aber nach Erstürmung der von Josephus, einem Abkömmling des erlauchten Stammes der Hasmonäer (§ 149), tapfer verteidigten Bergfeste Jotapata und nach einer furchtbaren Niederlage auf die Verteidigung der Hauptstadt beschränken, die nunmehr, nach Vespasians Erhebung auf den Kaiserthron, von dessen Sohn Titus belagert wurde. In der von Menschen überfüllten Stadt entstand bald die gräßlichste Hungersnot, die in Verbindung mit Seuchen und selbstzerfleischenden Parteikämpfen Tausende ins Grab stürzte. Umsonst bot der menschenfreundliche Feldherr Gnade; das blinde Vertrauen auf

Einnahme Jerusalems 29. Aug. 70 Jehovah trieb die Juden zum Vernichtungskrieg. Vom hochgelegenen Tempel aus verteidigten sie sich mit Todesverachtung, bis nach Eroberung der Stadt das Prachtgebäude in Flammen aufging und der Tod in jeglicher Gestalt unter den Besiegten wütete. Dann folgte die gänzliche

26. Sept. 70 Zerstörung Jerusalems. 11 000 Juden starben freiwillig oder gezwungen den Hungertod; die Überlebenden wurden teils gefesselt in die ägyptischen Steinbrüche geschickt, teils zum schmachvollen Fechterdienst ausersehen und die ganze Jugend unter siebzehn Jahren in die Sklaverei verkauft. Ungeheuer war der Eindruck dieses gewaltigen Ereignisses. Noch heute pflegen die Juden in Jerusalem am Tage der Tempelzerstörung an den Mauern Zions zu klagen und zu weinen.

71 Unter den Gefangenen, die dem Triumphwagen der Sieger folgten, befand sich der jüdische Geschichtsschreiber dieses Kriegs, Josephus, der seine schriftstellerischen Gaben und seine Kenntnis der griechisch-römischen Bildung zur Schilderung der Taten und Geschicke seines Volkes benutzte. Noch jetzt zeigt der Triumphbogen des Titus auf dem Forum in Rom die Abbildung jüdischer Heiligtümer (so des siebenarmigen Leuchters aus dem Tempel Salomos), die damals in die Weltstadt wandern mußten, und die noch heute bestehende Scheu der in Rom wohnenden Juden, unter diesem Bogen durchzugehen, gibt Zeugnis von dem tiefen Groll, der sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hat.

3. Eroberung Britanniens Das dritte Land, in dem Vespasian zu kämpfen hatte, ist Britannien gewesen. Auf der seit Cäsars Landung (§ 227) bekannten Insel waren zuerst unter Claudius einige Eroberungen gemacht worden. Nach und nach faßten die Römer festen Fuß, und indem sie die Zwistig-

keiten der Briten klug benutzten, gelang es ihnen, fast den ganzen Südosten der Insel zu unterwerfen und sich durch Anlage der Kolonie Camulodunum (heute Colchester) einen festen Stückpunkt für weitere Unternehmungen zu verschaffen. Da aber die Römer die Einwohner mit Härte behandelten, so erhoben sich zu Neros Zeiten die Briten unter 61
der heldenmütigen Königin Boudicca (Boadicea), drängten, von den Priestern angefeuert, die Römer unter blutigen Gefechten an die Meeresküste zurück, erlagen jedoch zuletzt in einer großen Schlacht der römischen Kriegskunst und dem Feldherrntalent des C. Suetonius Paulinus (§ 247). Verzweiflungsvoll gab sich Boudicca selbst den Tod; die Priester wurden erschlagen, die Altäre gestürzt, die heiligen Haine umgehauen. Unter Vespasian und seinem Sohne Titus gelang es sodann dem kriegskundigen Cn. Julius Agricola, dessen Leben uns sein Schwiegersohn, der Historiker Tacitus (§ 257), beschrieben hat, Britannien bis zu den Hochlanden Kaledoniens (Hochschottland) zu unterwerfen, die Insel 78—85
Mona (Anglesea), den Hauptsitz der keltischen Druidenreligion (§ 227), wo sich ihr heiligster, mit Schätzen gefüllter Tempel befand, zu erobern und durch seine Klugheit, Gerechtigkeit und gute Verwaltung allmählich der Kultur und Sprache, den Sitten und Einrichtungen der Römer Eingang zu verschaffen.

Beinahe vierhundert Jahre blieb nunmehr Britannien den Römern untertan. Durch die Zivilisation, für deren Güter und Genüsse die Eingeborenen sich bald empfänglich zeigten, erlahmte aber die kriegerische Kraft des Volkes; daher vermochten in der Folge ihre der Waffen entwöhnten Arme den Angriffen der rauhen Kaledonier (Picten [d. h. tätowierten?] und Scoten) ebensowenig zu widerstehen, als der von Hadrian (§ 252) angelegte und von Septimius Severus mit neuen Festungswerken verstärkte „Pictenwall" (§ 259) deren Einfälle abhielt.

Auch sonst ist fast an allen Grenzen des Reichs von den Römern gekämpft worden. Die schattenhafte Überlieferung läßt uns die gewiß zahlreichen und vom Siege begleiteten Kriegstaten der Vespasianischen Zeit nur dunkel erkennen. Charakteristisch für diese Kämpfe ist die Ursache, nämlich eine infolge des harten Steuerdrucks sich vollziehende Flucht der Grenzbewohner in die verödeten Vorlande des Reichs. Dies tritt namentlich am Rheine hervor, wo alles in den Schwarzwald und dessen östliche Vorlande drängte. Diese mußten darum dem Reiche angegliedert werden und bildeten den Kern des später sogenannten Dekumatlandes (§ 251); eine neue Straße von Vindonissa führte östlich vom Schwarzwald nach dem Neckartal und wurde von einer von Argentoratum kommenden Querstraße bei Rottweil erreicht, dessen antiker Name (Arae Flaviae) seine Entstehungszeit zeigt. Beginnende Verödung der Grenzlande

Im Innern war die Verwaltung des Vespasian vortrefflich. Zunächst Verwaltung
sorgte er für die Herstellung friedlicher Zustände und schützte die Grenzen, wobei er von seinem getreuen Mucianus auf das beste unterstützt ward. Dann aber, besonders nach Beendigung des Bataverkriegs, schaffte er Ordnung in dem der Disziplin etwas entwöhnten Heere. Bei allen seinen Maßnahmen stützte er sich auf den Senat; dieser erfuhr jedoch dadurch eine tiefgreifende Umgestaltung, daß Vespasian zu den zweihundert Vertretern des alten Adels tausend verdiente Männer auch aus den Provinzen in den Senat aufnahm

Patriziat und ihnen das Patriziat verlieh. Diese Auffrischung des Senats war von der höchsten Bedeutung; denn sie lieferte den Kaisern ein brauchbares Material für das hohe Beamtentum, entzog einem etwaigen Widerstand der Provinzen die besten Kräfte und machte sie für das Gesamtreich nutzbar. Die Hauptstadt schmückte er mit Tempeln (so dem Neubau des kapitolinischen Tempels und dem der Pax, der 75 v. Chr. vollendet war) und dem riesigen
vollendet 80 Amphitheatrum Flavium (Kolosseum); in den Provinzen schaffte er nach den überstandenen Kriegen Ordnung, sorgte durch Straßenanlagen für bessere Handelswege und duldete das altgewohnte Ausraubungssystem nicht, das neuerdings wieder aufzukommen drohte. Die Klientelstaaten hob er auf und nahm den autonomen Städten, wie Byzanz, Rhodos u. a., ihre Selbständigkeit. Vor allem aber schaffte er seinem Reiche neue Einnahmequellen; seine weise, wohlberechnete Sparsamkeit, die die neronische Mißwirtschaft wieder ausgleichen mußte, hat ihn sogar in den Ruf schmutzigen Geizes gebracht; denn es hat zu allen Zeiten eine Opposition gegeben, die auch das Vernünftigste nicht anzuerkennen vermag. Zunächst sah der Kaiser diesen Leuten, die sich gern mit dem Mantel der Stoiker drapierten, gelassen zu und ertrug ihre Unarten, die sie selbst im Senat gegen seine Person richteten. Schließlich mußte er freilich eingreifen, wenn er nicht das nötige Ansehn einbüßen wollte. Die fremden
72 Schreier wurden ausgewiesen, und der Hauptführer der Opposition, Helvidius Priscus, der Schwiegersohn des Thrasea (§ 247), mußte mit dem Tode büßen, daß er zu frei geredet hatte. Ob er an der Verschwörung des A. Cäcina, eines Vitellianers, beteiligt war, wie einige wollen, steht dahin. —
Charakter Vespasians Als Vespasian am 24. Juni 79 starb, hinterließ er das Reich im tiefsten Frieden; er hatte es endlich wieder wagen können, den Tempel des Janus (§ 163) zu schließen; das Ziel, das er sich gesteckt hatte, war erreicht. Ein Mann aus niederer Sphäre hat er zwar nicht die Fehler, aber auch nicht die Vorzüge des hohen römischen Adels gehabt, dessen Sprossen er abzulösen bestimmt war; unfein waren seine Sitten und sein Empfinden; aber doch war er ein redlicher Verwalter des ihm anvertrauten Reichs. Er hat zwar nicht soviel Ruhm wie andere Kaiser gefunden, aber doch hat er das hohe Verdienst, aus den Wirren und Wirbeln der letzten Julierzeit den Staat in ein ruhiges Fahrwasser geleitet zu haben, in dem er über ein Jahrhundert friedlich dahinglitt.

Titus 79—81 **250. Titus und Domitian.** Zum ersten Male trat eine geordnete Thronfolge ein, und der Sohn wurde des Vaters Erbe. Titus, der vor seiner Thronbesteigung sich durch manche Gewalttat befleckt hatte (Ermordung des Verschwörers A. Cäcina Alienus [§ 249], Einnahme der letzten Zufluchtsorte der jüdischen Zeloten und deren grausame Ausrottung), zeigte sich nach seiner Thronbesteigung als ein so wohlmeinender und edler Fürst, daß die bewundernde Liebe der Zeitgenossen ihn die „Wonne des menschlichen Geschlechts" nannte und man von ihm erzählte, er habe den Tag verloren genannt, an dem es ihm nicht möglich gewesen wäre, etwas Gutes zu tun. Er widmete sein ganzes Leben dem Wohle des Staats und ordnete alle Neigungen und Leidenschaften, sogar das eigne Lebensglück, seinen Regentenpflichten unter. Die schöne Berenice, eine jüdische Fürstin aus dem herodischen Herrscherhause, die Schwester des Königs Agrippa (§ 249), hatte aus Liebe zu Titus ihren Gemahl und ihr Volk verlassen und war dem römischen
75 Feldherrn nach der Weltstadt gefolgt, in der Hoffnung, seine Gattin zu werden und einst den Thron mit ihm zu teilen; aber sie mußte Rom verlassen, als das Volk seinen Unwillen kundgab, so schwer es dem Kaiser auch fiel, sich von der reizenden Frau, mit der er zwölf Jahre verbunden gewesen war, zu trennen. Die Anklagen wegen Majestäts-

verbrechen wurden verboten, und der Kaiser ließ die schlimmsten Angeber und Spione mit Rutenstreichen aus Rom treiben, gestattete in den herrlichen Bädern (Thermen der Titus), die er in der Nähe des Flavianischen Amphitheaters erbaute, dem geringen Volke freien Zutritt und erleichterte durch Mildtätigkeit die harten Geschicke, die ein furchtbarer Ausbruch des Vesuvius über die Städte Herkulaneum, Pompeji und Stabiä brachte. Dieses Unglück kam nicht allein; denn ein furchtbarer Brand vernichtete fast zu gleicher Zeit ganz Rom und brachte unsägliches Unheil über die dort zusammengeballten Proletariermassen, dem Titus ebenso abzuhelfen suchte wie dem Elend des von Erdbeben heimgesuchten Kampanien. Leider raffte den edlen Fürsten 13. Sept. 81
mitten auf einer Reise ein hartnäckiges Fieber hin, ehe es ihm gelungen war, nur einigermaßen das namenlose Elend wieder gut zu machen, das sein Heimatland durch dieses elementare Ereignis betroffen hatte.

Ausbruch des Vesuvs 24. Aug. 79

Dieser erste bekannte Ausbruch des Vesuv, bei dem der wißbegierige Naturforscher Plinius der Ältere durch den Qualm seinen Tod fand, ist von dessen Neffen Plinius dem Jüngern (§ 257), dem Freunde und Lobredner Trajans, in zwei Briefen an den Geschichtschreiber Tacitus beschrieben worden. Gleich nach der Verschüttung begannen die Ausgrabungen in Pompeji, die durch die besonderen Verhältnisse glücklich verliefen. Denn über einer leicht zu entfernenden Lapillischicht lag eine Aschenkruste wie ein festes Dach, während in Herkulaneum dieselben Massen (Asche wie Bimsstein), die sich vermischten und zu einer Art Tuff verhärteten, sich wie ein mächtiger Schlammstrom über der Stadt gelagert haben. Während des Mittelalters blieb Pompeji verschollen. Fast siebzehn Jahrhunderte lagen die drei Städte verschüttet, bis sie, durch Zufall entdeckt, teilweise wieder ausgegraben worden sind, ein Ereignis, das für die Kunde des Altertums wie für den Kunstgeschmack unserer Tage von der höchsten Wichtigkeit wurde. Von der zunächst an der Meeresküste gelegenen Stadt Stabiä haben sich nur geringe Spuren entdecken lassen; ergiebiger waren die Nachforschungen in Herculaneum, über dessen Resten jetzt die Städte Portici und Resina aufgebaut sind, aber vor allem ist Pompeji der Ort, der am vollkommensten und klarsten ein Stück der antiken Welt mitten in unsere moderne stellt. Sind auch während der mehr als 200 Jahre, die seit der Entdeckung verstrichen sind, die Ausgrabungen mit häufigen Unterbrechungen betrieben worden, so hat man doch mehr als die Hälfte der verschütteten Stadt wieder an den Tag gebracht und zwar den Teil, der außer dem Forum und den Märkten die Hauptstraßen, die bedeutendsten öffentlichen Gebäude, Tempel, Basiliken, Bäder, Theater und Amphitheater umfaßt und daneben eine Fülle von Wohnhäusern, Läden und industriellen Anlagen, so daß es kaum eine Seite des alten Lebens gibt, die nicht in diesen Resten vor unseren Blicken offen läge.

Herkulaneum 1709
Pompeji 1748

Domitian 81—96

Auf Titus folgte sein fast neun Jahre jüngerer Bruder Domitian (geb. 24. Okt. 51), der in vielen Stücken das gerade Gegenteil des verstorbenen Kaisers war. Man muß bei allen Kaisern scharf zwischen ihrer Verwaltung des Gesamtreichs unterscheiden und den Handlungen, die sich in ihrer nächsten Nähe und Umgebung abspielen. In den letzteren zeigte sich Domitian als ein blutdürstiger und feiger Tyrann, der sich vor allen fürchtete und den alle fürchteten; aber gegen seine Gesamtverwaltung, in der er auf den Bahnen seiner Vorgänger, vor allem des Tiberius, einherschritt, ist wenig einzuwenden. Vor allem nahm er sich der Rechtsprechung an und hat wohl von allen Kaisern die strengste Haltung in Sachen der Zucht eingenommen. Die Genossenschaft der Vestalinnen, die die alte Sittsamkeit vergessen hatten, wurde einem strengen Gericht unterworfen, die anstößigen Aufführungen der Mimen (§ 244) verboten und die Angeber hart bestraft. Auch in den Provinzen herrschte Domitian streng, aber gerecht, und zeigte Geschick und eine glückliche Hand in der Auswahl seiner obersten Beamten.

Verwaltung

Grenzschutz a) am Rhein

Nach außen hin trat Domitian erfolgreich auf. Am Rhein, wo sich die Kelten regten, schlug er selbst die Aufständischen nieder. Es gelang ihm in erbitterten Kämpfen mit den Chatten ein Stück rechtsrheinisches Germanien zu besetzen; er eroberte die Wetterau, sicherte die schon früher (§ 249) besetzten oberrheinischen Landschaften, und sein Legat M. Ulpius Trajanus (§ 251) begann in Obergermanien den Bau des Limes. Ins Innere Germaniens drang Domitian nicht, er befolgte vielmehr der Grundsatz des Tiberius, daß man zusehen müsse, wie die Barbaren sich

b) in Britannien

untereinander zerfleischten; und ähnlich handelte er auch in Britannien, wo er aus Mißtrauen den wackeren Statthalter Agricola (§ 249) abberief, dem es im Jahre 83 gelungen war, bis nach Kaledonien vorzudringen, mit Hilfe der Flotte das Land bis zum Firth of Forth zu besetzen und im folgenden Sommer am Berge Graupius (unsicherer Lage) dem hochländi-

c) an der Donau

schen Heerbann eine schwere Niederlage zuzufügen. Die schwersten Kämpfe bestand Domitian an der unteren Donau, wo sich in den Niederungen der Theiß eine Vereinigung der getischen Stämme vollzogen hatte, die an die bedenklichen Zeiten unter König Byrebistas (§ 220) erinnerte, und unter der Führung eines Herrschers Decebalus ein mächtiges Reich der Daker oder Dacier mit der Hauptstadt Sarmizegetusa gebildet hatte. Domitian hatte dem lange ruhig zugesehen, bis schließlich die Daker über den Strom kamen und Mösien bis an den Balkan verheerten.

87

Da brachte das kaiserliche Heer unter Tettius Julianus den Barbaren eine schwere Niederlage bei Tapä (nördlich vom Eisernen Tore) bei, Domitian aber gewährte ihnen milde Bedingungen und überschritt die Donau nicht, ein Fehler, den erst Trajan wieder gut machen konnte.

Regierung im Innern

Alle diese staatsmännischen Leistungen treten aber neben dem Bilde zurück, das uns den Herrscher während seiner letzten Regierungsjahre in Rom zeigt, und das der Nachwelt allein ausgemalt worden ist. Zur Grausamkeit trieb ihn der Aufruhr, den einer seiner begünstigtsten Anhänger, L. Antonius Saturninus, Legat von Obergermanien, begann, der sich mit zwei Legionen empörte und sich auf die Bundesgenossen-

88/89

schaft der Germanen stützte. Zwar wurde die Empörung schnell niedergeschlagen, aber sie wirkte lange nach, da sie eine weitverzweigte Verschwörung unter dem alten Adel ergab; denn trotz des Pairsschubs unter Vespasian (§ 249) war die alte Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen dieselbe geblieben. Seitdem empfand Domitian stete Angst; er traute den hohen Beamten nicht mehr und versetzte sie schnell an andere Stellen. Von neuem blühte das Delatorenunwesen auf, und Domitian schritt durch Ströme von Blut. Am schlimmsten war,

95

daß er der Gedankenfreiheit entgegentrat und diese als revolutionär brandmarkte; gegen die vornehme Schriftstellerei trat er öfters strafend auf, dagegen ist die ihm zugeschriebene Christenverfolgung nur eine Fabel. Schließlich, als er auch die eigenen Verwandten nicht mehr schonte und wegen „Gottlosigkeit und Judaismus" hinrichten oder verbannen ließ (seine Base Domitilla gilt seitdem als eine der ersten christ-

18. Sept. 96

lichen Märtyrerinnen), fiel der Herrscher auf Anstiften seiner schönen und geliebten, aber sittenlosen Gattin Domitia, der Tochter des bekannten Feldherrn Corbulo (§ 246), durch die Hand eines Palastbeamten

Stephanus. Der Senat aber, der den Tyrannen haßte, ließ überall seine Standbilder umstürzen und seinen Namen auf den öffentlichen Urkunden ausmeißeln. — Wer Domitian gerecht beurteilen will, darf nicht nur die Nachtseite seines römischen Daseins, besonders während der letzten Jahre seiner Herrschaft, ins Auge fassen, sondern muß die Gesamtverwaltung des Reiches berücksichtigen; sein Platz ist nicht neben Narren wie Kaligula, sondern, wenn auch in einiger Entfernung, neben Staatsmännern wie Tiberius.

§ 251. Nerva und Trajan. Nach Domitians Tode ward ein alter Senator von mildem, würdigem Charakter, M. Coccejus Nerva, auf den Thron erhoben. Dieser war nach Kräften bemüht, die von Domitian geschlagenen Wunden zu heilen; die Kerkertüren öffneten sich den Gefangenen, und die Verbannten kehrten in die Heimat zurück. Eine besonders wichtige Regierungshandlung von ihm ist die große milde Stiftung, die er zur Vermehrung der Bevölkerung Italiens und zur Versorgung und Unterhaltung armer Bürgerkinder traf, die sogenannten Alimentationen, mit denen er den schon von Augustus betretenen Weg (§ 241) weiter verfolgte. Um die zunehmende Verwilderung der Prätorianer zu zügeln, die die Milde des Kaisers zu Gewalttaten mißbrauchten, adoptierte er den tatkräftigen Statthalter Obergermaniens, M. Ulpius Trajanus aus Italica in Spanien. Nerva 19. Sept. 96 bis 27. Jan. 98

Mit diesem bestieg der erste Provinziale den Kaiserthron; dies war wichtig einerseits als ein Zeichen für den sich vollziehenden Ausgleich zwischen Rom und den Provinzen, und anderseits für die dem römischen Staate noch immer innewohnende Anziehungskraft, die die besten Kräfte der Provinzen in seinen Dienst zu bannen wußte. Trajan hat sich durch seine innere Regierung den Beinamen des Besten, durch seine Kriegstaten den Ruhm eines der größten Imperatoren verdient. Trajans Lebensweise war einfach und frei von Luxus, sein Benehmen voll Leutseligkeit und Freundlichkeit. Seine Gemahlin Pompeia Plotina war ein Muster weiblicher Tugend, so daß die gesamte Hofhaltung und das gesellige Leben in Rom einen ehrbaren Anstrich erhielten. Doch huldigte er auch den roheren Genüssen des römischen Volks durch Anordnung glänzender Fechterspiele und Tierkämpfe. Trajan 98—117

Vor allem zeichnete er sich durch das Bestreben aus, den Staat möglichst einwandfrei zu verwalten und die Sympathien des Volkes zu gewinnen. Dem Präfekten der Prätorianer übergab er das Schwert mit den Worten: „Gebrauche es für mich, wenn ich das Gute will, und gegen mich, wenn ich Unrecht tue." Er sorgte für unparteiische Rechtspflege, verlieh dem Senat wieder einige Macht, gründete Erziehungs- und Versorgungsanstalten, erleichterte Handel und Verkehr durch Anlegung neuer Heerstraßen, Kanäle, Brücken und Häfen (dahin gehören besonders Ancona und Centumcellae [Civitavecchia]), und durch die Einrichtung von Posten und schmückte Rom mit Tempeln, Triumphbogen, Säulengängen, einer öffentlichen Bibliothek und einem großartigen, von Hallen umgebenen Forum (Marktplatz), wo Senat und Volk ihm zu Ehren die noch heute vorhandene Trajanssäule mit bildlichen Darstellungen aus seinen Kriegszügen errichten ließen. Um Inneres Verwaltung Italiens

der Entvölkerung Italiens vorzubeugen, verbot er die Auswanderung der Italiker in die Provinzen, veranlaßte den neugebildeten Senat, durch Erwerbung von Grundbesitz in Italien sich dort seßhaft zu machen, befreite die Italiker vom Kriegsdienste und legte die Ergänzung des Heeres den „Neurömern", d. h. den in den Provinzen angesiedelten Italikern und den mit dem Bürgerrechte beschenkten Provinzialen auf. Dabei hatte er das Glück, für die hohen Beamtenstellen die rechten Männer zu finden, die er dann an den rechten Platz zu setzen bemüht war. Einer von diesen war der jüngere Plinius (§ 257), dessen Werke die Hauptquelle für Trajans Regierung darstellen. Er schickte ihn als Statthalter nach Bithynien, um in dieser Provinz alteingewurzelten Mißbräuchen zu steuern. Die noch erhaltene Korrespondenz zwischen Plinius und Trajan gibt wertvolle Aufschlüsse über die Umsicht und Sorgfalt, die der Kaiser der Verwaltung der Provinzen zuwandte. Anderseits läßt sie aber auch erkennen, wie gering die Amtsbefugnis der einzelnen Statthalter war, und wie sie des Kaisers Entschluß selbst in den nichtigsten Dingen erbitten mußten, so daß das Wort aufkam, daß ohne des Kaisers Zustimmung kein Pflasterstein im römischen Reiche umgewendet werden dürfe. Auch sonst ist die Verwaltung Trajans für die Provinzen äußerst segensreich gewesen; das erkennen wir vor allem aus den erst neuerdings, nach der französischen Okkupation von Tunesien, bekannt gewordenen römischen Afrika. Die herrlichen Bauten von Thamugadi (Timgad) und Lambäsis rühren fast alle aus Trajans Zeiten her. Das heute fast verödete Land war ein prachtvoller Fruchtgarten, das eine ungeahnte Fülle von Nahrungsmitteln hervorbrachte und eine äußerst zahlreiche Bevölkerung ernährte. Soweit die trümmerhafte Überlieferung erkennen läßt, hat auch anderwärts die Verwaltung Trajans segensreich gewirkt und die Provinzen zu wahren Fruchtgärten umzugestalten gewußt.

Verwaltung der Provinzen

Trajan und die Christen

Unter Trajan wurden auch zuerst die Rechtsnormen für die Behandlung der Christen aufgestellt. Er rechnete sie zu den verbotenen Sekten, die sich als Verächter der heidnischen Staatsreligion darstellten und die alte Gesellschaft zu zertrümmern strebten, und so wie der Kaiser die alten Kulte schützte und zu heben suchte (z. B. in Delphi), glaubte er auch recht zu tun, wenn er gegen die Christen vorging (II, § 2).

Auswärtige Politik

Das weitaus wichtigste aber an Trajans Regierung ist, daß er die seit Augustus festgehaltene äußere Politik verließ und durch Angliederung neuer Provinzen jenseits der Donau und des Euphrat das römische Reich zu erweitern strebte. Seine Eroberungszüge richtete Trajan zuerst gegen die Länder nördlich der unteren Donau, wo er die streitbaren Völkerschaften der Geten und Dacier in einer Reihe blutiger Kämpfe besiegte und, durch den Eisernen Torpaß bei Orsowa vordringend, den König Decebalus (87—106) zur Unterwerfung unter Roms Oberhoheit zwang. Ein zweiter Feldzug, herbeigeführt durch den Abfall des kriegerischen Volkes, endigte mit einer vollständigen Niederlage der Dacier. Viele Edle gaben sich den Tod durch Gift; Decebalus selbst, von römischen Reitern umringt, durchbohrte sich mit seinem Schwerte, um nicht in Gefangenschaft zu fallen. Darauf gründete Trajan in dem zwischen Theiß, Karpathen und Donau gelegenen Lande,

Dacierkriege 101—103

104—106

welches, einige morastige Gegenden abgerechnet, aus fruchtbaren Kornfluren und holz- und metallreichen Gebirgslandschaften bestand (Rumänien, Siebenbürgen und Niederungarn), die Provinz Dacien, die, von zahlreichen Kolonisten (besonders geschulten Bergleuten) bevölkert und durch eine steinerne Donaubrücke (die Trajansbrücke bei Turn Severin) zugänglich gemacht, bald römische Sprache, Kultur und Einrichtungen in so hohem Grade annahm, daß dort noch heute in der rumänischen Sprache ein Idiom geredet wird, das dem Lateinischen nahe verwandt ist. Die Provinz, deren Hauptstadt nunmehr den Namen Ulpia Trajana erhielt, ist bis 275 n. Chr. in römischem Besitz geblieben (§ 260), und selbst in den Winkel zwischen Donau und Theiß griffen die Römer über und sicherten sich durch einen gewaltigen Limes die Landschaften südlich von Maria Theresiopel. — Ähnlich offensiv ging er auch im Südosten des Reiches vor. Das nördliche Arabien mit den Städten Bostra und Petra hatte die Schärfe seines Schwertes empfinden müssen. Das Nabatäerreich wurde 106 von dem Statthalter A. Cornelius Palma an die Provinz Syrien angegliedert und durch römische Kultur zu einer bis dahin unbekannten Höhe der Entwicklung gebracht. Die Hauptstadt Petra wurde Stapelplatz des Reichs und beherrschte die Handelswege Arabiens, während man die große Halbinsel nur als Interessensphäre für den römischen Überlandhandel ansah. Die Länder südlich und östlich vom toten Meere wurden als Provinz Arabien an das Reich angegliedert und vielleicht schon damals durch einen Limes geschützt. Dann (113) gedachte er nach Parthien zu ziehen und das alte Zwischenstromland der langsam sich ausbildenden semitisch-griechischen Kultur anzugliedern. Zuvor wendete er sich gegen Armenien, wo des Partherkönigs Osrhoës Bruder als Vasallenkönig herrschte, und eroberte dieses Land. Dann (114) wandte er sich zu Winterquartieren nach Antiochia, das während seiner Anwesenheit durch ein Erdbeben in Trümmer sank und herrlicher aus seinen Ruinen wieder aufgebaut wurde. Im nächsten Frühjahr überschritt er die parthische Grenze, eroberte nach heftigen wechselvollen Kämpfen die Städte Babylon, Seleukia und Ktesiphon und dehnte die Reichsgrenzen durch Umwandlung von Armenien, Assyrien und Mesopotamien in römische Provinzen bis über den Tigris aus. Dann befuhr Trajan den Unterlauf des Tigris bis zum persischen Meerbusen, und im Fluge der Eroberungen dachte er schon Alexanders Indierzug nachzuahmen, als ihn auf einem beschwerlichen, von blutigen Aufständen begleiteten Rückzug der Tod bei Selinus (das nach ihm Trajanopolis genannt war) in Kilikien dahinraffte. Die Asche des Kaisers wurde nach Rom gebracht und unter der Trajanssäule beigesetzt.

Dacien wird Provinz

Kämpfe in Arabien 106

Kämpfe im Orient 114—117

8. Aug. 117

Übersicht über die Geschichte des Zehntlandes

Unter Trajan und Hadrian ist auch die Einrichtung des Zehnt(Dekumat)landes, die bereits unter Domitian (§ 250) begonnen war, zu Ende geführt worden. An den obergermanischen Limes (in seinen Resten vom Volk vielfach als Heidenmauer, Teufelsgraben, auch Pfahlgraben bezeichnet), der von Hönningen bis Lorch reichte, schloß Trajan den rätischen Limes an, der bei Hienheim an der Donau endigte. Das durch die mit Wall, Graben und Kastellen versehene „Reichsgrenzstraße" einbezirkte Land, das den Provinzen Obergermanien und Vindelicien vorgelagert war, wurde reichsuntertänig und gegen Entrichtung des Zehnten von Getreide, Baumfrüchten und Vieh (daher Dekumat-Land) an gallische und germanische Ansiedler abgetreten. Dadurch wurde der einspringende Winkel zwischen Rhein und Donau (§ 242) wenigstens einiger-

maßen ausgefüllt. Valentinian I. (§ 268) legte dann zwischen Neckar und Rhein noch eine zweite Befestigungsreihe an und ließ einen Neckararm abgraben. Der Verlauf des Limes ist heute in seiner ganzen Ausdehnung Gegenstand des eifrigsten Studiums, und einzelne Kastelle sind vollständig aufgedeckt und fast ganz wiederhergestellt worden, so die Saalburg im Taunus (nahe bei Homburg), die Kastelle von Niederbieber, auf dem Altkönig und bei Osterburken. Der Unterschied dieses uralten Koloniallandes gegenüber den eigentlich germanischen Ländern ist für das kundige Auge auch heute noch leicht erkennbar, nicht bloß durch die dem Boden in fast unzähligen Mengen entsteigenden Altertümer, die die Schätze der römischen Museen auf deutschem Boden lieferten, sondern durch den ganzen Charakter, den die gründlich arbeitende römische Kultur diesen Ländern aufgeprägt hat. Nicht allein, daß die Römer die von Barbaren spärlich bewohnte Wüste, der wiederholten Einfälle ungeachtet, schnell in blühende Provinzen umschufen, indem sie überall erst feste Kriegsplätze anlegten und in deren Bereich Munizipalstädte mit dem gesamten städtischen Luxus ihrer Heimat gründeten, die neuen Pflanzungen mit trefflichen Straßen und Brücken verbanden und in kurzer Frist die etwa noch seßhaften Barbaren an Sitte, Sprache und Denkart in Römer umwandelten: sie waren auch befähigt, untrüglichen Blickes die Naturgaben der neuen Provinz zu erspähen, und alles Vorhandene zur sinnreichsten Benutzung auszubeuten. Sie verpflanzten ihre edeln Obstbäume, Getreidearten und Gemüse unter den fremden Himmelsstrich; sie bewässerten künstlich Wiesen und Ackerland und zwangen die Öde, bisher unbekannte Frucht zu tragen; sie durchforschten Ströme und Bäche und veredelten die Haustiere; sie schürften nach Metallen, gruben nach Salzquellen, fanden überall den dauerhaftesten Stein zu Staats- und häuslichen Bauten und wandten den zähesten Ton in ihren Ziegelöfen an; sie leiteten Kanäle und regelten den Lauf der Wässer; kein heilkräftiges Wasser, kein warmer Quell, so erwünscht dem verwöhnten Südländer, verbarg sich ihnen; sie sammelten die Wässer in künstlichen Becken, überbauten die Brunnen mit zierlichen Hallen und Säulen und schmückten sie mit Bildwerken und Inschriften (über die Einwirkung des Limes und der römischen Kultur auf die Germanen vgl. auch II, § 15). Das jetzige Großherzogtum Baden und ein großer Teil des Königreichs Württemberg gehörten dem Zehntland an und besaßen römische Kultur und Einrichtungen. Dies erkennt man teils aus den Denkmälern und Altertümern, die aus der Erde gegraben werden, teils aus den Trümmern alter Bau- und Mauerwerke in Städten, deren Ursprung in jene Zeit hinaufreicht. Zu den links vom Rhein aus den Kastellen des Drusus (§ 242) erwachsenen Römerstädten Xanten (Vetera), Köln (Colonia Agrippina), Bonn (Bonna), Andernach (Antunnacum), Coblenz (Confluentes), Trier (Augusta Treverorum), Bingen (Bingium), Mainz (Moguntiacum), Worms (Borbetomagus), Speyer (Noviomagus, Spira), Zabern (Tabernae), Straßburg (Argentoratum), Augst bei Basel (Augusta Rauricorum), Windisch an der Aare (Vindonissa) u. a. und den südlich der Donau entstandenen Bregenz (Brigantium), Kempten (Cambodunum), Partenkirchen (Parthanum), Augsburg (Augusta Vindelic[or]um), Kehlheim (Abusina), Regensburg (Regina castra, später Ratisbona), Passau (Castra Batava), Salzburg (Juvavum), Wien (Vindobona), Petronell (Carnuntum) u. a. kamen rechts vom Rhein Baden (Aquae Aureliae), Wiesbaden (Aquae Mattiacae), Heddernheim bei Homburg (Nida), Rottweil (Arae Flaviae), Aalen (Aquileja).

Die Einrichtung eines Limes ist durchaus nicht Oberdeutschland allein eigen. Wir finden, abgesehen von dem Hadrians- und Severuswall in Britannien, auch genau noch solche Anlagen in Ungarn nördlich der Donau, zwischen ihr und der Theiß, die ebenfalls als Heidenmauer bezeichnet werden, ja sogar in Arabia petraea als Abwehr gegen die freien Beduinenstämme. Überall bilden diese limites aber einen starken Hort nicht nur für die römische Grenze, sondern auch die römische Art. Denn direkt hinter dem Grenzwall und der Grenzstraße schied sich ihre Kultur und die Barbarei. Denselben Gegensatz wie in Oberdeutschland finden wir auch in den anderen obengenannten Ländern.

Donauländer

Vor allem in den unteren Donauländern faßte römische Sprache und Kultur feste Wurzeln. Städte wie Essek (Mursa), Semlin (Taurunum) und vor allen Sirmium (westl. von Belgrad), dann weiter abwärts Nisch (Naissus), Sofia (Sardica), Nikopolis am Hämus lassen auf ein Dasein schließen, welches an Fülle und Wichtigkeit vielleicht die Rheingrenze nach überholte. In Britannien aber wurden London (Londinium) und York (Eburacum) zwei wichtige Handelsplätze und Wroxeter (Viroconium), bekannt als Fundgrube für Ausgrabungen, eins der bedeutendsten Militärlager.

Britannien

Kunstdenkmäler aus Trajans Zeit

Unter den herrlichen Bauwerken, die Trajan dem römischen Reiche schenkte, waren die Brücken über die Donau bei Turn Severin und über den Tajo bei Alkantara mit die mächtigsten. Zu den schönsten aber gehörte das Monument von Adamklissi in der Dobrudscha, ein mächtiger Steinturm, der das riesengroße Tropaeum für die Erfolge des Dakerkrieges trug (neuerdings als Grabmonument für die unter Domitian [§ 250] gegen die Daker gefallenen Römer erklärt), und die Trajanssäule in Rom, das Meisterwerk des Griechen Apollodorus, die eine Art Bilderchronik des dakischen

Kriegs von wunderbarer Realistik zeigt. Obenauf stand ursprünglich des Kaisers Standbild und später der h. Petrus. Diese Säule wurde das Vorbild der Antoninussäule in Rom (§ 253) und der Pariser Vendômesäule.

Hadrian 117—138

§ 252. Hadrian. Trajan wurde inmitten der Ausführung großer Entwürfe vom Tode ereilt. Sein Nachfolger war sein Mündel und Verwandter P. Aelius Hadrianus (geb. 24. Jan. 76 in Italica), den der alte Kaiser, wohl auf Veranlassung seiner edlen Gemahlin Plotina, auf dem Sterbebett adoptiert hatte. Er war eine ganz andere Erscheinung als Trajan. Trotz einer schnellen militärischen Laufbahn und glänzender Erfolge war er ein friedliebender Fürst und mehr auf Beschützung als Erweiterung der Reichsgrenzen bedacht; deshalb gab er auch seines Vorgängers Eroberungen im Osten wieder auf, vollendete den Limes in Deutschland und legte den Hadrianswall (§ 249) in Britannien an. Diese von der Art seiner Vorgänger ganz abweichende Politik brachte ihn in den Ruf der Feigheit, und die mit ihm unzufriedenen alten Feldherren Trajans, vor allem der Partherbesieger Lusius Quietus, die er ihrer Ämter enthoben hatte, stifteten eine Verschwörung an, die auf Hadrians Absetzung und die Erhebung eines tatkräftigeren Kaisers hinzielte. Jedoch wurde der Anschlag, der auf einem Jagdausflug ausgeführt werden sollte, verraten und die Verschwörer ergriffen und kurzerhand umgebracht. Von nun an war Hadrian sehr vorsichtig in der Auswahl seiner Generale und hielt den römischen Adel möglichst von sich fern, vermied auch aus Klugheit neue Grenzkriege, um keine neuen Thronbewerber aufkommen zu lassen.

Innere Politik

Er war ein Mann von hoher Bildung und edler Regungen fähig, wennschon Eitelkeit und Dünkel ihm die Schmeichelei lieb machten und Neid und Mißtrauen ihn zu Härte und Grausamkeiten verleiteten. Wie Augustus, sein Vorbild, war auch Hadrian bedacht, die monarchische Gewalt zu befestigen und auszubilden. Am wichtigsten erschien es ihm, die Verwaltung des gesamten Reiches nach allen Richtungen hin auszubauen und, wenn möglich, überall selbst nach dem Rechten zu sehen. Um in den einzelnen Verwaltungszweigen möglichste Bewegungsfreiheit zu gewinnen, beschloß er, das hohe Zivilbeamtentum von der militärischen Laufbahn gänzlich loszulösen. Zu dem Zweck schied er eine Anzahl Stellen aus, die nur für Juristen bestimmt waren und zog diese neuen, lediglich in Rom wohnenden Beamten als kaiserlichen geheimen Rat oder Staatsrat (Konsilium) bei allen wichtigen Angelegenheiten der Verwaltung und Rechtspflege hinzu. Besondere Sorgfalt widmete er dem Gerichtswesen. Nicht nur, daß er selbst häufig Gerichtssitzungen abhielt und den Rechtsgang verbesserte; er ließ auch aus den obrigkeitlichen Erlassen, die bisher die Hauptquelle des Rechts gebildet hatten, durch den großen Juristen Salvius Julianus (§ 257) ein vollständiges Rechtsbuch, das Edictum perpetuum, anfertigen und legte dann den Grund zu den kaiserlichen Rechtsbestimmungen oder Konstitutionen. Weiterhin ordnete er das Finanzwesen des Reiches, erließ sämtliche Steuerrückstände aus Trajans Zeit, richtete alles auf das sparsamste ein, setzte besondere Zoll- und Steuerbehörden ein und löste die Besteuerung des Reiches ganz von der alten Form der Verpachtung (§ 205) los; schließlich regelte er die Verhältnisse der Reichs-

Verwaltung des Reichs

post, die ebenfalls dem Privatbetrieb entzogen und vom Staate übernommen wurde und von nun an schnell und sicher durch alle die weiten römischen Gebiete dahin eilte. Besondere Postbücher, deren in der Folgezeit eine ganze Anzahl für die Hauptlinien entstanden, orientierten den Reisenden auf das beste über den einzuschlagenden Weg.

Hadrians Reisen 121—126 und 128—131

Nach diesen inneren Reformen begab er sich zur persönlichen Beaufsichtigung und Ordnung auf große mehrjährige Reisen nach Osten (Griechenland, Asien, Ägypten) und nach Westen (Gallien, Spanien, Britannien und in die Rheingegenden). Zu diesen mit geringem Gefolge und meistens zu Fuße unternommenen Reisen wurde er teils durch seine unruhige Natur und durch den Trieb nach Wissen geführt, teils durch den Wunsch, die Bedürfnisse der Provinzen zu erforschen und ihre Lage nach Kräften zu verbessern.

Grenzkriege

Kriege wurden unter seiner Regierung, der man mit Recht die Umwandlung des augusteischen Staats in den Beamtenstaat mit autokratischer Spitze zuschreibt, nur geführt, wenn sie unvermeidlich waren. Gleich im Anfang seiner Regierung mußte er die Jazygen und Roxolanen, die aus ihren Sitzen in der Ebene zwischen Donau und Theiß vordrangen und in Dacien einzufallen trachteten, in ihre Schranken weisen.

Kämpfe in Judäa

Den härtesten Kampf aber hatte er in Judäa auszufechten. Dort waren nach dem Falle Jerusalems (§ 249) in Jabneh, Lydda und Tiberias rabbinische Schulen entstanden, die die gesamte Überlieferung der jüdischen Lehre in der Mischna sammelten und die messianischen Hoffnungen und den nationalen Gedanken hochhielten; ihr geistiges Haupt war der gelehrte Rabbi Ben Akiba. Um ihnen die Hoff-
129 nungen zu benehmen, hatte Hadrian die Beschneidung verboten und auf der Stätte Jerusalems eine römische Kolonie, Alia Capitolina, anlegen lassen. Als auf der Höhe, wo einst Salomos Jehovahtempel gestanden, ein Tempel des kapitolinischen Jupiter errichtet wurde, da griffen die Juden, verführt von dem Hohenpriester Eleazar und von einem Fanatiker, Simon, der sich den Namen „Sohn der Sterne“ (Bar Kokheba oder Bar Kochba) beilegte, nochmals zu den Waffen, um diesen Hohn ab-
132—134 zuwenden. In einem dreijährigen mörderischen Krieg, wobei über eine halbe Million Einwohner erschlagen und fast alle Städte und Ortschaften von Grund aus zerstört wurden, erlagen sie schließlich der römischen Kriegskunst. Die Überlebenden wanderten massenhaft aus und der jüdische Staat nahm hiermit sein Ende. Seitdem lebten die Juden über den ganzen Erdboden zerstreut, unvermischt mit anderen Völkern und treu ihren Sitten, ihrer Religion und ihrem Glauben anhängend. In der Folge erlaubte man den Verbannten, jährlich einmal (am 29. August, dem Tage der Zerstörung des Tempels) gegen eine Geldabgabe auf den Ruinen ihrer heiligen Stadt zu weinen und in zerrissenen Trauerkleidern der vergangenen Herrlichkeit und ihrer Hoffnungen zu gedenken (§ 250).

Bautätigkeit

Das Bekannteste aber, was Hadrian leistete, war seine alles umfassende und bis auf das kleinste durchdenkende Bautätigkeit. Der Hadrianswall in Britannien, der Limes in Deutschland, die Kolonie Alia Capitolina auf der Stätte des zerstörten Jerusalem, die Stadt Antinoupolis in Ägypten, die von seinem im

Nil ertrunkenen Liebling Antinous den Namen trug, die Wasserleitungen, Brücken, Tempel in Rom und anderen Städten und so viele Kunstschöpfungen in Athen, wo er mit Vorliebe weilte, beweisen die umfassende Tätigkeit des Kaisers. Wo immer er auf seinen Reisen weilen mochte, hinterließ er Andenken an seine Anwesenheit. Sogar seine Neigung, Hochtouren zu machen und berühmte Gipfel und Bergzüge zu besteigen (z. B. den Ätna, um dort den Sonnenaufgang zu sehen), mußte diesem Zwecke dienen. Kleinasien und Syrien sind mit Denkmälern seiner Bauliebe angefüllt gewesen, vor allen Dingen die üppige Hauptstadt Antiochia, und das gewaltige Olympieion in Athen (132 geweiht) ist Zeugnis für die kaiserliche Freigebigkeit.

Die Villa Hadrians

Nirgends hat Hadrian seinen Kunstsinn und seinen Reichtum an Kenntnissen mehr an den Tag gelegt als in der kunstgeschmückten „Villa des Hadrian" bei der alten Stadt Tibur (h. Tivoli). Das prachtvolle Landhaus, das trotz der Plünderungen vieler Jahrhunderte noch jetzt den Anblick eines „Feenirrgartens" voll überraschender und kostbarer Ruinen darbietet, enthielt die Nachbildungen alles Herrlichen, was das Altertum geschaffen hat, und was Hadrian selbst gesehen hatte und in Kopien stets vor Augen haben wollte. Tempel, Theater, Bäder, Hallen, Prachtsäle mit herrlichen Mosaiken und Bildwerken waren hier nebst den gewölbten Kammern für seine Leibwache in einem Umfange von zehn römischen Meilen in kunstreicher Vollendung aufgeführt. Die zahllosen Kostbarkeiten, welche man aus den Trümmern hervorgezogen hat, geben den Beweis, wie prächtig die Ausschmückung der Zimmer gewesen sein muß. — In Rom ließ er ferner eine erstaunliche Menge älterer Bauwerke wiederherstellen, gründete eine Anzahl Tempel (ebenso in Athen) und legte für sich ein riesenhaftes Mausoleum (Moles Hadriani) an, aus dem später das Mittelalter die sogenannte Engelsburg gemacht hat. Doch waren sowohl die Bauwerke als die zahlreichen Arbeiten der Bildnerei, unter denen besonders die Antinousstatuen hervorragen, mehr ausgezeichnet durch technische Fertigkeit als durch Genialität und Geschmack.

Die Engelsburg

Künste und Wissenschaften

Und nicht bloß in den bildenden Künsten schuf Hadrian eine neue Blütezeit, auch die Dichtkunst, die Musik und die Gelehrsamkeit fanden in ihm einen freigebigen Pfleger und Förderer. Er selbst war Dichter und Schriftsteller, doch ist von seinen Erzeugnissen fast nichts auf die Nachwelt gekommen. Vorzüglich begünstigte er die hellenische Literatur und Weltweisheit; daher hatten sich auch besonders griechische Philosophen (Sophisten) und Rhetoren seines Umgangs und seiner Gunst zu erfreuen, aber auch von seiner Eifersucht und Eitelkeit zu leiden. Seine mit den Jahren immer mehr hervortretende Neigung für orientalische Mystik und Geheimlehren, worin er den Schlüssel verborgener Weisheit suchte, für astrologische Träumerei und prunkende Vielwisserei brachte eine Menge Sophisten, Schwärmer und Mystiker zu Ehren und Ansehen. Unter den Männern, die zu dem Kaiser in näherer Beziehung standen, werden neben Arrian (§ 257), der ihm als Legat in Asien vortreffliche Dienste leistete, namentlich die Philosophen und Sophisten (§ 257) Heliodorus, Favorinus und Dionysius von Milet und die Rhetoren M. Cornelius Fronto aus Cirta in Afrika und Herodes Atticus erwähnt. Der letztere, im Besitze eines unermeßlichen Vermögens, das sein Vater durch die Entdeckung eines großen Schatzes auf seinem marathonischen Gute gewonnen hatte, machte einen fürstlichen Aufwand, so daß er in Athen und Delphi in Bauwerken mit seinem kaiserlichen Gönner zu wetteifern wagte.

Thronfolge

Hadrians Regierungsideal war der bewaffnete Frieden. Durch seine vortreffliche Verwaltung und sein staatsmännisches Geschick schließt sich dieser große Kaiser eng an seine Vorbilder Tiberius und Domitianus an, auch darin ihnen ähnelnd, daß er gegen Ende seines Lebens miß-

trauisch und grausam die sich regende Opposition der hohen Aristokratie niederhielt und selbst vor Bluttaten nicht zurückschreckte. Aus seiner unglücklichen Ehe mit Sabina war ihm kein Sohn geboren; L. Cejonius Commodus Verus, den er als Nachfolger adoptiert hatte, starb noch vor Hadrian, und als der Kaiser, der lebenslang kränklich gewesen war, sein Ende nahen fühlte, erwählte er als seinen Nachfolger den T. Aurelius Antoninus, der seinerseits den M. Annius Verus und den Sohn des verstorbenen Verus, den jungen L. Antonius Verus, als C. Aurelius Cäsar adoptierte. Dann starb Hadrian am 10. Juli 138.

Charakteristik Hadrians

Hadrian, einer der ruhelosesten Menschen, die es je gegeben hat, war eine in sich zwiespältige Natur. Fest davon überzeugt, daß der Westhälfte des Reichs und dem Römertum der Vorrang gebühre, zeigte er in allen seinen Maßregeln die Pflichttreue und den Ernst, der der kaiserlichen Verwaltung von jeher eigen war; als Grieche aber zeigte er sich in dem Prunke seiner Muße, in seiner leidenschaftlichen Kunstliebe und der Hingebung an die mystische Religiosität. So ist sein Bild nicht einheitlich, aber so recht charakteristisch für das bunt zusammengewürfelte Reich, dessen Herrscher er war.

Antoninus Pius 138—161

§ 253. Antoninus Pius und Mark Aurel. Der neue schon 52jährige Kaiser Antoninus Pius, der aus Nemausus in Südgallien stammte, und mit Annia Faustina (der er später den bekannten Tempel am Forum weihte) verheiratet war, erntete den Segen von Hadrians die Grenzen schützender Tätigkeit in einer dem Reiche sehr wohltuenden Ruhe. Von dem Grundsatze ausgehend, „daß er lieber einen Bürger erhalten als tausend Feinde töten wolle", mied er den Krieg, um seine ganze Sorge den Künsten des Friedens zuzuwenden. Rechtspflege, Bildungsanstalten und Armenwesen erfreuten sich seines besonderen Schutzes, so daß seine Regierung als die glücklichste der römischen Kaiserzeit gelten kann. Antoninus war fast der einzige unter den Imperatoren, der, so viel an ihm lag, weder Bürger- noch Feindesblut vergoß, und der mit Recht mit Numa verglichen worden ist. An den Grenzen hörten die Kämpfe zwar niemals auf, und die römischen Grenzsoldaten hatten auch unter ihm in Mauretanien (144—149) einen größeren Aufstand niederzuwerfen, Olbia am Borysthenes zu schützen, die Juden niederzuhalten, in Ägypten die Ordnung zu bewahren und die Alanen im Kaukasusgebiete zurückzuwerfen, aber auf Eroberungen ging Antoninus Pius nicht aus, selbst den Parthern gegenüber nicht, die von ihm aus Armenien weggewiesen werden mußten. Nur an einer Stelle schob er die Reichsgrenze vor, in Britannien, wo er einen neuen Wall zwischen Firth of Clyde und Firth of Forth ziehen ließ, um die räuberischen Bergschotten im Schach zu halten. Er starb in Lorium bei Rom am 7. März 161.

Marcus Aurelius 161—180

Sein Nachfolger Marcus Aurelius Antoninus der Philosoph war gleich ausgezeichnet in den Künsten des Krieges wie des Friedens. Im Anfange seiner Regierung stand als Mitregent neben ihm L. Aurelius Verus, der eine wenig kräftige und für seine hohe Stellung ungeeignete Person war; er starb während des Markomannenkrieges auf der Reise. Der nunmehr allein weiter regierende Kaiser war „ein Weiser auf dem Thron" (§ 255), vereinigte Liebe und Sinn für Bildung und Wissenschaft mit stoischer Sittenstrenge und altrömischer Einfachheit. Wie sein Vorgänger widmete er der Rechts-

Verwaltung

169

pflege große Sorgfalt, nahm sich der zerrütteten Finanzen des Reichs durch Neuordnung des Steuerwesens an und fand selbst noch unter den Waffen und unter der Vielgeschäftigkeit seines bewegten Staats- und Kriegslebens Muße und Sammlung zur Abfassung eines Buches voll philosophischer Selbstbetrachtungen. Athen blühte unter seinem Schutze und durch seine reichen Zuwendungen als Bildungsanstalt neu empor. Jedoch lebte er zu sehr in doktrinären Vorstellungen, und so ist es erklärlich, daß unter ihm die Christenverfolgungen in größerem Maßstabe nach den Grundsätzen Trajans aufgenommen wurden und namentlich in Syrien und in Gallien (Lyon) zahlreiche Opfer forderten (II, § 2).

Kämpfe an der Ostgrenze 162—165

Nach außen hin erneuerte Mark Aurel den Kriegsruhm des alten Rom. Der von seinem Vorgänger übernommene Partherkrieg wurde von Verus zunächst glücklich geführt; es gelang, die alten Feinde aus Syrien zu verdrängen und Armenien 163 zu erobern. Ja, als Verus sich zurückzog und die Führung dem Avidius Cassius überließ, drang man sogar über den Euphrat und eroberte abermals die vielumstrittene Stadt Seleukia. Dann kehrten die Kaiser nach Rom zurück und feierten in Rom 166 einen prächtigen Triumph. Jedoch brachten die Heere die Pest mit heim, und diese richtete im ganzen Reiche ungeheure Verheerungen an. Als Feldherren ließen die Kaiser in den eroberten Landschaften östlich des Euphrat den Avidius Cassius zurück, der mit eiserner Strenge regierte und die Disziplin in dem etwas verwilderten Heere herstellte. Diesem fiel, nachdem er den Orient in Ordnung gebracht hatte, später (172) die schwierige Aufgabe zu, die aufständischen Bukolen (§ 241) in Unterägypten, die sich bereits bis Alexandria vorgewagt hatten, niederzuwerfen und dann in Syrien die Parther zurückzuweisen. Als späterhin die falsche Nachricht von dem Tode Mark Aurels nach Syrien gekommen war, ließ sich Avidius Cassius zum Kaiser ausrufen; jedoch fand er wenig Anhänger und wurde, noch ehe es zum Kampfe gekommen war, ermordet. — Einen noch schwereren Kampf hatte Mark Aurel an der Ostgrenze des Reiches zu bestehen in dem Markomannenkriege, der von den Markomannen, Quaden und Jazygen, wohl infolge des Vordringens der Goten (nach dem schwarzen Meere) und der Burgunder (nach Schlesien), angefangen wurde, um in dem Römerreiche neue Wohnsitze zu gewinnen. Hier hielt man den Kampf hin, bis der Partherkrieg beendet war, mußte es aber ertragen, daß die zu einem großen Bunde vereinigten Germanen des nördlichen Donauufers unter dem Heerkönig Balomar die Donau überschritten und die Balkanprovinzen bis nach Italien hin verwüsteten. Nur mit Mühe konnte man bei der Pest und der Finanznot das Heer ergänzen. 166 gingen beide Kaiser an die Donau ab, aber schon 169 starb Verus in Altinum. Nur nach langen Kämpfen gelang es, erst die Markomannen und dann die Jazygen und Sarmaten zurück zu werfen. Die Nachrichten aus diesem Kriege sind sehr dürftig, werden aber durch die bildlichen Darstellungen auf der Markussäule (die zum Andenken an diesen Kampf errichtet wurde) auf der Piazza Colonna in Rom glücklich ergänzt; ihr vor allem verdanken wir die Kenntnis von dem Kampfe auf dem gefrorenen Donaustrome und dem „Regenwunder" aus dem Quadenkriege (174), wo die von Wasser-

175

Markomannenkrieg 166—175

mangel bedrängten Römer durch ein Gewitter mit Platzregen errettet wurden, das Gott auf die Gebete der christlichen Soldaten der legio fulminata herabgesendet haben sollte. Schließlich besiegte Mark Aurel die Quaden in ihrem eigenen Lande und erzwang einen Frieden, der
177—180 jedoch bald durch einen erneuerten Aufstand gestört ward. Noch war dieser nicht bewältigt, als Mark Aurel, der von Sorgen und Leiden
17. März 180 hart geprüfte, zu Vindobona (Wien) starb. Sein Nachfolger enthüllte durch den schnellen Abschluß des Friedens den lauernden Germanen die Schwäche der Donaugrenze. Damals wechselten ganze Völkerschaften ihre Wohnsitze, wie die Jazygen und Sarmaten, und es ent-
Beginn des Militärkolonats stand das für das römische Reich so verhängnisvoll gewordene Militärkolonat. Zahlreiche Scharen wurden schon jetzt in das weite römische Reich verpflanzt, um als Kolonen die Felder zu bestellen und im Heer zu dienen, ein Beispiel, das die nachfolgenden Imperatoren fleißig nachahmten (II, § 17).

Verwaltung Auch die innere Verwaltung dieses edeln Mannes ist von vielen Erfolgen begleitet gewesen. Vor allem wendete er den Finanzen seine Sorgfalt zu; wie sein Vorgänger erließ er beim Regierungsantritt sämtliche Steuerreste. Freilich ging die Entvölkerung des Reiches weiter, trotz des Ausbaues der Alimentationsgesetze des Nerva und Trajan (§ 251). Das bezeugt die völlige Verödung von Südsyrien, das fast ganz neu besiedelt werden mußte. Auch der Verwilderung des Rechtes suchte er zu steuern und die Last der Spiele und Fechterkämpfe von den einzelnen auf die Gemeinden zu übertragen. — Vorbildlich wirkte vor allem sein Privatleben, das ganz seinem Buche „An sich selbst" (§ 253) entsprach, und ideal war seine Ehe mit Faustina, der freilich die giftige Nachrede beim Aufstande des Avidius Cassius nicht erspart blieb, sie habe diesem heimlich ihre Hand angetragen, um die Regierung für ihren minderjährigen Sohn M. (L.) Aurelius Commodus zu retten.

C. Kultur und Literatur des silbernen Zeitalters.

§ 254. Verfassung und Wirtschaft. Der in sich widerspruchsvolle Staatsbau des Augustus, den man als die Verfassung des römischen Reichs bezeichnen könnte, hat den Stürmen unter den ersten Kaisern standgehalten und ist unter der Herrschaft der Kaiser von Nerva bis auf Mark Aurel so gekräftigt worden, daß er sich noch auf lange Jahre hinaus erhielt.

Macht des Principats Die Römer sind allezeit ein praktisch denkendes Volk gewesen, und des wegen haben sie immer einen großen Teil ihrer persönlichen Rechte zugunsten des Gesamtwohles aufgegeben, ohne darüber zu murren. Als das System des wählbaren höchsten Staatsbeamten abgewirtschaftet hatte, glitt die absolute Macht ohne Widerspruch in die Hände des einen lebenslänglichen Princeps, dessen Entscheidungen keine Berufung zuließen. Caligula schon faßte dies ganz klar in die Worte: das Gesetz bin ich. Neben dem Herrn der Welt hatten seine Verwandten keinerlei Vorrechte, nicht einmal seine Gattin. Nachdem Augustus vorsichtig eine Art Erblichkeit durchgesetzt hatte, trat der Grundsatz der Legitimität von nun an in Geltung, nur daß er im Fall der Kinderlosigkeit durch die Adoption erweitert ward. Die verschiedenen Militärrevolutionen änderten weder das rechtliche Gefüge des Staats, noch waren sie geeignet, die absolute Monarchie zu erschüttern. Die letztere fand ihr bestes Fundament in dem Glücke der Millionen, die unter ihr endlich den Frieden genossen und keinerlei Interesse daran fanden,

den starken Schutz des absoluten Herrscherthrons, der die Grenzen schirmte und den Wohlstand förderte, irgendwie zu gefährden. — Die im Senat glimmende Unzufriedenheit wurde dadurch beseitigt, daß schon Claudius dem keltischen Adel Zutritt gewährte und Vespasian durch Aufnahme der gesamten provinzialen Aristokratie einen gewaltigen Pairsschub herbeiführte (§ 249). Diese neue Aristokratie (das Patriziat), die den Kaisern alles verdankte, gab die alte Verschwörerpraxis, die unter dem julisch-klaudischen Hause so viele Opfer gefordert hatte, endgültig auf. Nach diesem Verjüngungsprozeß, der unter den Antoninen seinen Höhepunkt erreichte, war der Senat eine eben so feste Stütze, wie er vorher ein grollender Gegner der neuen Regierungsform gewesen war. Einen wesentlich anderen Charakter erhielt die hohe Körperschaft auch dadurch, daß eine Menge begabte Freigelassene (Narcissus, Pallas) bei ihm Zutritt fanden. Der Senat behielt zwar einige formale Rechte, aber Einfluß auf das öffentliche Leben nur so viel, wie ihm zu gewähren im Interesse oder in der Neigung der einzelnen Kaiser lag. Seine eigentliche Bedeutung lag darin, daß er die Durchgangsstelle und die Bildungsschule für die hohen Beamten des Reichs darstellte. Nach den ersten Kriegsdiensten trat der junge vornehme Römer bei ihm ein, um sich für die höhere Verwaltungslaufbahn vorzubereiten. So bildeten sich Beamte von hervorragender Geschäftsgewandtheit und großer politischer Klugheit, denen freilich vielfach ein edler Charakter und echter Mannesmut fehlte. — Eine ähnliche Entwicklung fand der Ritterstand, aus dem sich hinfort die kaiserlichen Beamten, die Richter und Rechtsgelehrten rekrutierten. Er ging schließlich in dem Senat auf. Das Volk vollends, durch Getreide- und Geldspenden an die Großmut der Herrscher gekettet, hatte hinfort allen politischen Einfluß verloren und war nur zu bereit, blind zu gehorchen, wenn für seinen Unterhalt und sein Vergnügen gesorgt ward.

Senat

Die Beamtenschaft der Republik war nicht zahlreich gewesen, und unter den Kaisern ward es auch nicht wesentlich anders. Für Rom blieben die alten republikanischen Beamten; neu waren nur der Polizeipräsident, der Gardegeneral und die „Zwanzigmänner", eine schon lange vorhandene (§ 202), aber von Augustus neu organisierte juristische Behörde, bei der man eintrat, nachdem man an der Grenze seine Zeit abgedient hatte. Nach deren Bekleidung trat man mit der Quästur in die übliche Beamtenlaufbahn ein. Die jungen Edelleute hatten mit 25 Jahren schon ziemlich viel gesehen, die bürgerlichen Gesetze und die militärische Ordnung kennen gelernt und sich auch früh an das Befehlen gewöhnt, so daß sie eine unvergleichliche Schule durchgemacht hatten, wenn sie später in den Senat eintraten, und als Reichsräte unendlich wertvoll waren durch ihre Sachkenntnis sowohl in juristischer als militärischer Hinsicht. Für das Reich kamen neu hinzu die 45 Statthalter der Provinzen, die Kommandeure der 30 Legionen, mit denen sich der Staat damals behalf, und dazu eine Anzahl von Prokuratoren, von denen die Mehrzahl nur die Aufsicht über das Steuerwesen hatte. Diese neuen kaiserlichen Beamten wurden mit zum Teil sehr stattlichen Gehältern ausgestattet.

Beamtenschaft

Der Mittelpunkt aller Staatsgeschäfte war die Hofburg. Dort wurde zunächst der kaiserliche Fiskus (§ 241) geleitet, dem geniale Finanzmänner, wie z. B. der Freigelassene Claudius Etruskus unter Nero, vorstanden. Dort war auch die kaiserliche Kanzlei in zwei Abteilungen, einer lateinischen und einer griechischen, an deren Spitze anerkannte Gelehrte standen, wie z. B. Sueton (§ 257), (der unter Hadrian Geheimschreiber war, und von dem Schriften vorliegen, die sich auf lateinische und griechische Stilisierung beziehen). Ihr lag die Erledigung der Depeschen und Briefe ob. Eine Abzweigung war das Bureau für Bittschriften, das einen besonderen Chef hatte. Auch hier wurden zahlreiche talentvolle Freigelassene bis in die höchsten Stellen befördert; sie gewannen natürlich einen bedeutenden Einfluß auf den Kaiser und seine Entschließungen und haben ihn wohl nicht immer in der lautersten Weise ausgenutzt.

Kaiserliche Kasse und Kanzlei

Die wichtigste Stütze der neuen Regierung war die Armee, die noch unter den Antoninen in der ganzen Welt gefürchtet war. Die Legionen

Heer

standen damals alle an der Grenze, waren durch eine besondere Rechnungskammer (das aerarium militare, bereits 6 u. Chr. von Augustus infolge des pannonischen Aufstandes [§ 241] begründet) finanziell selbständig gestellt und von Trajan neu organisiert worden. Wenngleich die Soldaten alle römische Bürger sein sollten, waren doch die Bewohner Italiens vom regelmäßigen Kriegsdienst befreit; die Rekrutierung fand nur unter den Provinzialen statt, die dadurch in den römischen Bürgerstand erhoben wurden. Italiker dienten entweder als Freiwillige oder ließen sich in den Kohorten der Prätorianer annehmen. Neben den 6000 Mann starken Legionen standen ebensoviel Auxiliaren aus den Reihen der halbuntertänigen Barbarenstaaten, meistens in Kohorten vereinigt und zur Ausbildung mit Römern durchsetzt, und die entsprechenden Reiter nebst den immer sorgfältiger sich durchbildenden Spezialwaffen, so daß eine Legion etwa der modernen Division an Menge und Mannigfaltigkeit der Bewaffnung entsprach. Die Soldaten waren meist in größeren Verbänden vereinigt und lagen in Standlagern, die den Großstädten sorgfältig fern gehalten wurden. Vor allem achtete man darauf, daß die Auxiliaren nicht in ihrer Heimat blieben; so standen z. B. Briten im Odenwald am Limes, und Bataver in Passau (Castra batava). Da die Soldaten 20 Jahre unter den Waffen standen und stets, auch in Friedenszeiten, zu sorgfältigem Exerzieren und zu großen Arbeiten angehalten wurden (besonders Straßen-, Brücken- und Kanalbauten), so blieben sie ein großes, stets schlagfertiges Heer und eine furchtbare Waffe in der Hand dessen, der sie zu gebrauchen verstand. Neben strammer Zucht standen reichlicher Lohn und hohe Ehren, so daß der Kriegsdienst nicht für eine beschwerliche Last gehalten ward, man sich vielmehr mit großem Eifer nach ihm drängte. Eine Sonderstellung nahmen die Prätorianer ein, die vielfach unter dem Einfluß der Riesenstadt Rom entarteten.

Flotte — Eine besondere Fürsorge widmeten die Kaiser auch der Flotte, die in vier großen Häfen (Forum Julii, Misenum, Ravenna und Aquileja) stationierte und eine scharfe Seepolizei ausübte. Auch auf den großen Grenzflüssen (Rhein, Donau, Euphrat) schwammen starke römische Flotillen.

Finanzen Die Finanzen des Reiches, die den Geldstrom bis in die feinsten Äderchen des gewaltigen Organismus leiteten, waren, abgesehen von den hier und da eintretenden Krisen (z. B. beim Regierungsantritt Hadrians und während des Markomannenkriegs) glänzend. Eine Menge Ausgaben des modernen Staates (Kultus, Gesandtschaften, öffentlicher Unterricht) fielen weg, und die Einnahmen brauchte man nur, um Italien und die Provinzen mit großartigen Nutzbauten zu versehen, und um den Hof, die

Steuern Beamten und das Heer zu erhalten. Die Grundsteuer in den Provinzen (Italiens Boden war steuerfrei), zu der man auch die Naturallieferungen für Rom und die Reichsbeamten (annona militaris und civilis) und die verschiedenen cellaria (Lieferungen an Öl, Wein, Fleisch usw.) rechnete, und die Kopfsteuer der Gewerbetreibenden und Kaufleute, daneben auch ihrer Angehörigen, soweit sie erwerbsfähig waren, waren die hauptsächlichsten direkten Einnahmen. Dazu kamen Abgaben von Erbschaften und Vermächtnissen, die von den römischen Bürgern zu entrichten war, die keine Grund- und Kopfsteuer zu zahlen hatten. Die wichtigste indirekte Steuer war die Quadragesima (2½ %) für den Warenverkehr innerhalb der einzelnen Teile des Reichs, die durch Binnengrenzen voneinander getrennt waren; nur Rom genoß hierin Bevorzugungen. Alle diese Belastungen wurden allezeit als mild empfunden, und es ist in den ersten zwei nachchristlichen Jahrhunderten nie eine ernstliche Klage über Ausplünderung der Provinzen, wie sie früher an der Tagesordnung waren, laut geworden.

Wirtschaft Das weist, bei den notorisch großen Ausgaben, die in Rom geleistet werden mußten, außer auf eine treffliche und uneigennützige Verwaltung, auf einen hohen und bleibenden Wohlstand hin. Die ganze Wirtschaftsweise der Welt hatte sich unter den Kaisern von Grund aus geändert. Es tobten nicht mehr die verwüstenden Kämpfe zwischen Ackerbau- und Industrieländern. Der Staat war so groß, daß beide mächtige Faktoren

einander ausglichen; nur drängte die Weltwirtschaft immer mehr zum Großbetrieb. Riesige Fabriken standen neben mächtigem Großgrundbesitz, und die hohen Familien des Reichs verschwägerten und verknüpften sich mit der neuen Geldaristokratie. Jedoch hielt auch hierin die eiserne Hand des absoluten Herrn die allzu üppigen Schößlinge nieder, und gar mancher mußte es büßen, daß Fortuna ihm allzuhold gelächelt hatte. Im ganzen erhielt sich noch, wie wir aus zahllosen Bildwerken wissen und der Blick auf die Ruinen Pompejis lehrt, ein großer, gesunder Mittelstand, das Handwerk hatte einen goldenen Boden, und die ehrsamen Bürger der Städte ließen auch Kunst und Wissenschaft zu ihrem Rechte kommen. Das Zusammenballen des Volkes in einzelnen großen Städten, vor allem in Rom, ließ sich freilich nicht aufhalten. Nur das eine erreichten die Kaiser durch ihr Gebot, daß die Senatoren ein Drittel ihres Vermögens in italischem Grundbesitz anlegen mußten, daß die aristokratischen Teile des Volks sich noch mehr wie früher der Baulust und Villegiatur ergaben, aber die Flucht vom Lande blieb bestehen. Die kleineren Orte verödeten, wie Juvenal (§ 257) uns klagt, und in Rom vermochte man um teures Gold kaum eine Dachkammer zu mieten. Ausgezeichnet war jene Zeit durch einen mächtigen Aufschwung der Kunst und des damit verschwisterten Handwerks, die beide das Leben bis in seine Einzelheit beherrschten und durchgestalteten. Das Gleiche galt auch für die Provinzen, in denen sich bald mächtige Kulturzentren (Corduba, Lugudunum, Augusta Treverorum) bildeten, die mit Rom in oft erfolgreiche Konkurrenz traten. Nicht das wenigste tat hierfür der Kaiser Fürsorge, die es ermöglichte, auf guten Heerstraßen bis an das Ende des Römerreichs zu ziehen, überall bequeme und sichere Postverbindung zu finden, wobei die Person und das Eigentum des Reisenden genügend geschützt waren, so daß durch Brücken, Kanäle, großartige Bauten und Wasserleitungen die römische Zivilisation überall herrschend und segensreich vordrang.

§ 255. Sittliche und religiöse Entwicklung. Jesus Christus. Der gewaltige wirtschaftliche Aufschwung und die Ruhe, die in fast allen Teilen des großen Reiches herrschte, verfehlte nicht, einen mächtigen Einfluß auch auf die sittliche Entwicklung der Römer zu nehmen. Freilich müssen wir hier von dem krassen Materialismus und der bis ins Wahnsinnige gesteigerten Verschwendungssucht der regierenden Kreise absehen, wenn wir ein klares Bild gewinnen wollen. Bei dem Zusammenströmen aller Güter der Welt in Rom war es nur natürlich, daß der Kaiser und seine Umgebung einen Luxus entfalteten, der der Geschichte jener Zeit einen ewigen Stempel aufgedrückt hat. Nach den Schilderungen, wie sie uns bei Tacitus, Sueton und den Satirikern und Epigrammatikern vorliegen, können wir uns die Verdorbenheit einerseits der alten Geburtsaristokratie, anderenteils des speziell mit dem Hof zusammenhängenden Beamtentums gar nicht groß genug denken. Für diese Kreise war der Materialismus das Höchste; er ging sogar soweit, daß man den höchsten Wert darauf legte, möglichst wenig Kinder zu haben, um sich nicht um sie kümmern und für sie sorgen zu müssen. Die Gesetze, die gegeben werden mußten (§ 241), um das Volk zur Ergänzung seiner Reihen zu veranlassen, reden eine nur zu deutliche Sprache.

Materialistische Weltanschauung

Daneben stand eine maßlose Verschwendung, deren bekanntestes Beispiel der Schlemmer Apicius bietet, der mit einem Einkommen von 400000 Mk. jährlich nicht mehr leben zu können meinte. Den Tafelluxus kennen wir aus dem Schelmenroman des Petronius (§ 257), in dem das berühmte Gastmahl des Trimalchio eingeflochten ist. Nicht so sehr im Raffinement der Speisen, als in der wunderbaren Kunst des Servierens und der Tafelüberraschungen wirkten diese Lebenskünstler auf ihre Zeit. Zwar wurde das Kostbarste und Seltenste an Speise und Trank, was die Welt hervorbrachte, bei diesen Schlemmereien aufgesetzt, aber die höchste Kunst bestand doch in dem Drum und Dran dieser Mahlzeiten, der Lieblichkeit der Sklaven, die bedienten, dem Tafelschmuck und der köstlichen Musik. So verbrachte der eine Teil des Volkes die Zeit, die er früher in kräftigem Tatendrang verlebt und zum Wohl des Ganzen benutzt hatte.

Luxus

Reisen

Andere idealer angelegte Naturen wendeten sich einem neu auftauchenden Vergnügen zu, dem Reisen. Wenn früher bei den Römern das Gefühl für landschaftliche Schönheit nur wenigen Bevorzugten aufgegangen war und nur die auf der Höhe der Menschheit Stehenden, wie Sulla, die Scipionen und der Freundeskreis des Cicero etwas von der Herrlichkeit des Landes verspürten, das sie umgab, so ward dies in der Kaiserzeit ganz anders. Schon unter Augustus machten vornehme junge Römer die sogenannte Kavalierstour, die nach den bekanntesten Punkten der griechischen Welt führte, und hauptsächlich den durch die Sage verherrlichten Orten galt, und diese Form des Schauens und sich durch eigene Betrachtung Bildens drang von den Hochgebildeten auch in die reichen Parvenükreise ein. Bald nach dem Untergange der Claudier gehörte es zum guten Ton, die interessantesten Punkte der alten Welt gesehen zu haben. Vor allem wurde das sportmäßige Reisen Mode, als Hadrian in seiner ewigen Unruhe dazu das Beispiel gegeben hatte. Da zogen die vornehmen Römer und Römerinnen hinaus nach dem Orient und besuchten, nach Anleitung der Reisehandbücher, die damals zuerst aufkamen und sogar Vokabularien für des Griechischen Unkundige lieferten, Ägypten, um die Memnonssäule zu sehen, Knidos, um des Praxiteles Kunstwerk anzustaunen, Delphi, um die Schatzhäuser zu mustern, und die Ruinen Ilions, um von des Priamos hochgebauter Stadt zu träumen. Für das Landschaftliche fehlte noch der Blick, aber er begann schon sich zu schärfen; freilich sollte noch eine lange Zeit vergehen, ehe das Menschengeschlecht die Erhabenheit der Alpennatur begriff. — Über den Materialismus, der in noch feinerer Gestalt sich in der Musik und den bildenden und redenden Künsten offenbarte, wird weiter unten (§ 257) zu reden sein.

Spiele

Der entsetzliche römische Pöbel, der sich unter den Kaisern in Rom zusammenballte, war voll der naiven Überzeugung, daß alles in der Welt nur da sei, um ihn zu nähren und zu ergötzen, und erzwang von den Machthabern immer neue und köstlichere Feste. Sein höchster Genuß war, des Morgens sich in den raffiniert ausgestatteten Thermen einem künstlerisch ausgestalteten Nichtstun (Dolce far niente) hinzugeben und den Rest des Tages, nach Einnahme der vom Kaiser gelieferten Mahlzeit, sich und seine Genossen im

Wettkämpfe

Amphitheater und im Zirkus zu vergnügen. Im letzteren bildeten die Wettkämpfe der Jockeys und die Chancen der Rennpferde dem Volk den höchsten Inhalt des Lebens. Schon damals spalteten sich die Massen in die Parteien der Blauen und der Grünen, und man wettete und erregte sich bis zum Wahnsinn, wenn die Schranken fielen und das Schauspiel sich vollzog. Nichts machte Nero volkstümlicher, als daß er selbst als Wagenkämpfer auftrat, und nichts bezeichnet so die maßlose Überschätzung dieses Sports, als daß Caligula es ungestraft wagen durfte, sein Favoritroß Incitatus zum Konsul

Gladiatoren

zu ernennen. Das gräßlichste Bild aber spielte sich in den Amphitheatern vor einer vieltausendköpfigen Zuschauermenge ab, wenn die Gladiatoren um Geld ihre Fechterkünste zeigten und tausendfältiges Klatschen dem sterbenden Fechter es lohnte, daß er „malerisch im Todeskampfe fiel". Die Finessen, zu denen dieser blutige Sport ausgebildet ward, waren unendlich, und zahllose Darstellungen beweisen es uns, wie sehr man an dieser Art der Volksbelustigung hing. Besondere Abarten waren die großen Seeschlachten, die in dem zu diesem Zwecke hergerichteten Zirkus geliefert, ja für die sogar eigene Anlagen (Naumachien) hergestellt wurden, und schließlich die großen Tierhetzen, in denen verurteilte Verbrecher mit den Bestien Afrikas und Asiens um ihr armseliges Leben kämpften. Die Neigung zur Härte und Gleichgültigkeit gegen körperliches Leid, die dem Römer und Romanen zu allen Zeiten eigen war, und die bis dahin auf dem Schlachtfeld und im politischen Kampfe sich ausgetobt hatte, suchte und fand in diesen entsetzlichen Spielen, aus denen sich auch zum Teil die in Rom sich abspielenden Christenverfolgungen erklären, ihren Ausweg.

Rom und die Provinz

Wir dürfen aber hierbei freilich nicht vergessen, daß alle diese Dinge sich nur in Rom selbst und in den ihm gleichgearteten großen Zentren vollzogen.

Neben allen diesen Ausartungen des Luxus und der materialistischen Weltanschauung stand in Italiens kleineren Orten und in den Provinzen ein kräftiges, bescheidenes Geschlecht, das von der Fäulnis der Welthauptstadt nicht oder nur wenig angesteckt war. Das kleine Städtchen Pompeji hatte zwar auch sein Amphitheater mit Gladiatorenspielen und Tierhetzen, daneben aber haben wir das ganze anmutende Leben einer behäbigen Kleinstadt, in der der Bürger in seiner Menge noch etwas bedeutete, bei den billigen Preisen, die alle notwendigen Lebensmittel hatten, mit mäßiger Arbeit sich ernährte und ein im ganzen ebenso idyllisches Dasein verlebte, wie die Deutschen in den Kleinstaaten während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zahlreiche rührende Züge, die besonders aus den Grabinschriften uns entgegengetreten, zeigen uns, daß die Mehrzahl damals ein treues Eheleben und enges Zusammenhalten der Familien für ein hohes irdisches Glück ansahen. Daß bei dem steigenden Wohlstand auch die teueren Luxuswaren bis in die kleinsten Provinzorte vordrangen, ist nur natürlich. Ja sogar weit über die Grenzen des Reiches hinaus zu den entferntesten Barbaren zogen die römischen Kaufleute und lehrten jene das schätzen und verlangen, was in unendlichem Fleiße die griechisch-römische Kunst im Handwerk immer von neuem hervorbrachte.

Religion

In den Kreisen des Mittelstandes erhielt sich auch am längsten noch, was sich bis in die Kaiserzeit an *natürlicher Religiosität* gerettet hatte. Der altitalische Glaube freilich und der naive hellenische Götterdienst, der im Grunde auf das Feiern einer idealen Menschlichkeit hinauslief, waren selbst für die geistig Armen nur noch eine leere Form. Doch mit der den Römern hierin eigenen Pedanterie wurde daran festgehalten, ja durch die Apotheose der Kaiser, die auch die Gründung zahlreicher vornehmer Priesterkollegien (Augustales) nach sich zog, der offizielle Olymp noch um ein beträchtliches erweitert. Aber dem religiösen Herzensdrang, soweit er nicht durch den weitverbreiteten Indifferentismus (§ 239) erstickt war, konnte damit kein Genüge geschehen. Die Olympier waren nur noch gut genug, um den bildenden Künsten bekannte Ideale zu liefern und den Dichtern als poetischer Auspuß zu dienen; aber im stillen zu ihnen zu beten und ihnen das Herz auszuschütten, das vermochte kaum einer unter Tausenden. Und so suchte sich denn das religiöse Bedürfnis der Menge seine Befriedigung in einem dreifachen Ausweg, in der leidenschaftlichen Befolgung der orientalischen Geheimkulte, in der Vertiefung in die neuen und neu aufgearbeiteten philosophischen Systeme und im Christentum.

Gegen die Aufnahme fremder Kultur verhielten sich die Römer den Griechen entgegengesetzt. Während diese alle fremden Götter ablehnten oder wenigstens sich assimilierten, haben die Römer alle fremden Gottheiten aus ängstlicher Gewissenhaftigkeit aufgenommen und eine Toleranz ohne gleichen gezeigt; es ging dies aus einem ihrer wichtigsten Charakterzüge hervor, daß sie in allen, auch den unbedeutendsten Dingen das Walten des Schicksals erblickten und dies sich zu erklären oder auch zu beeinflussen suchten. So nahm man denn die fremden Kulte in Menge auf.

a) Orientalische Kulte

Die *orientalischen Geheimkulte* waren zu allen Zeiten, seit der orphischen Theologie (§ 87) und dem Bacchanalprozesse (§ 203), in der religiösen Entwicklungsgeschichte beider klassischen Völker hervorgetreten, nie aber spielten sie eine größere Rolle als in der Kaiserzeit. Vor allem die vornehme Welt Roms hing ihnen mit fanatischem Eifer an. Von den fürstlichen Damen wurden die harten Gebote der „Großen Mutter" (Kybele) und der Isis auf das peinlichste befolgt. Die Schriften Juvenals (§ 257) und Lucians (§ 257) sind des Zeugnis. Besonderen Einfluß, besonders in Soldatenkreisen, gewann der *Mithrasdienst* (§ 54). Fast überall, wo Legionslager standen, finden sich auch Mithräen, auf deren Reliefkultbildern der phrygisch gekleidete Sonnengott den Stier ersticht, und die Einrichtung zu der entsetzlichen Bluttaufe der Taurobolien (wobei der Täufling unter einem Regen von Stierblut stehen mußte), die die Verjüngung gewährleisten sollten. Mit schlecht verhehlter Verachtung, ja mit offenem Spott wandten

sich die Gebildeten der Nation ab von diesem blutigen Dienste und ebenso von dem ganzen ägyptischen Götterhimmel. Das Volk dagegen wendete sich mit einer uns fast unbegreiflichen Inbrunst diesen fremden Göttergestalten zu und hat sich diesen Glauben bis tief in die Zeiten des Christentums erhalten; denn gar viele Heilige der katholischen Kirche tragen den neuen Kulten sehr ähnliche Züge. Vor allem aber ist es die Grundtendenz des christlichen Heiligendienstes, nicht die Heiligen anzubeten, sondern ihre Fürbitte bei dem himmlischen Vater zu erflehen (wodurch sie zu Schutzpatronen und Schirmherren von Kirchen und Klöstern wurden), die es über jeden Zweifel erhebt, daß wir in den Heiligen die Nachkommen der neueingewanderten Götter wiederzuerkennen haben. Natürlich wollten die Gebildeten nichts von den fremden Göttern wissen. Großen Eindruck dagegen machten einige neue auftauchende Propheten, wie Peregrinus Proteus, den uns Lucian geschildert hat, und Apollonios von Tyana, den wir aus des Philostratos d. A. romanhafter Beschreibung kennen. Beide lehrten, wenngleich in dunkler mystischer Weise, eine der stoischen verwandte Sittenlehre und forderten die Welt auf, sich zu bekehren und zu bessern. Ein völliger Unglaube ist in jenen Zeiten nicht zu konstatieren, denn auch die Freidenker verfielen doch dem Glauben, daß es ein allwaltendes Schicksal gebe, das man einesteils erforschen und andererseits beeinflussen könne. Das erste führte zu der Sterndeutekunst (Astrologie), für die selbst die Gebildeten zu haben waren und die wir als eine ausgedehnte Wissenschaft mit verschiedenen Systemen kennen, die dem Menschen das Horoskop stellte, wie Seni dem Wallenstein, und für die wir eine ganze, mit ihrem Pseudowissen sich wohlgefällig brüstende Literatur besitzen. Einen tiefen Einblick in das damit verbundene Schwindelwesen läßt uns das Buch des Kirchenvaters Hippolytos tun, die „Widerlegung aller Ketzerei", in denen er uns seine eigene Teilnahme an diesen Dingen vor seiner Bekehrung mitteilt. Das Einwirken auf das Schicksal aber erblicken sie einmal in der Hervorrufung der Wunder (z. B. durch Schlafen der Kranken in Tempeln) und dann in der Ausbildung der Zauberei, die lediglich von Frauen betrieben wurde. Die Zaubertäfelchen mit Verwünschungen, die Amulette und die Wünschelrute waren damals so gut im Gange wie heute.

b) Ausbau der philosophischen Systeme

Am meisten Anhang fand die Philosophie, die sich mit dem größten Eifer bemühte, dem religiösen Bedürfnis, vor allem der Gebildeten, Genüge zu tun. Die Lehren des Epikuros und Zenon (§ 154) behaupteten in den zwei ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung ihre Herrschaft über die Geister im römischen Weltreich. Wenn die Ansichten der Epikureer von der irdischen Glückseligkeit dem leichtsinnigen, genußsüchtigen Geschlecht sehr zusagten, so suchten ernstere Naturen, einen Halt in der Stoa und in der inneren Freiheit. Unter dem Regiment der Lüste bildeten die Stoiker die Opposition gegen Hof und Regierung und hatten darum manche Verfolgung zu erleiden, aber zur Zeit Hadrians und der Antonine wurde ihre Lehre die begünstigte Staats- und Modephilosophie. Hatten die Stoiker vor ihren Gegnern eine tiefere Sittlichkeit, ein lebhafteres Pflichtgefühl voraus, so gaben sie dagegen durch ihr anmaßendes, rechthaberisches Wesen und durch das hochmütige Selbstgefühl, in dem sie sich mit ihrer Tugend brüsteten, häufig Ärgernis, zumal da der Philosophenmantel oft als Hülle dienen mußte, die sittliche Blöße zu bedecken, und die Lebensweisheit oft nur in erlernten Sittengeboten bestand. Sowie aber ruhigere Zeiten eingekehrt waren, und die stoische Philosophie zur Staatsphilosophie geworden war, vollzog sich ein Ausgleich und eine Anschließung an die anderen philosophischen Systeme, aus denen man entnahm, was für die Bedürfnisse der gebildeten Menge notwendig erschien. Ähnlich dem schon früher erwähnten Eklektizismus (§ 239), nur diesmal mit deutlich erkennbarem religiösen Einschlag, nennt man die neue Mischform der Philosophie Synkretismus; sie hat geherrscht, bis sie durch den Neuplatonismus (§ 269) abgelöst wurde.

Synkretismus

Die alte Trennung der Schulen blieb zwar bestehen, vor allem, als Mark Aurel besondere Lehrstühle für sie in Athen begründete, aber trotzdem vollzog sich, vor allem

durch die theologischen Spekulationen des Neuplatonismus eine innere Verknüpfung. Dies zeigt sich gleich bei einem Hauptvertreter der Stoa, L. Annäus Seneca (§ 247, 257), der zwar die stoischen Lehren in ihren Hauptpunkten festhält, aber doch in dem Wesentlichsten, der Tugendlehre, der menschlichen Schwäche und Sündhaftigkeit so viel Einfluß zuschreibt, daß seine Lehre schon sehr frühzeitig mit der des Apostels Paulus verglichen worden ist. Noch entschiedener zeigt sich dieser Synkretismus in seiner Lehre vom Tode, wo er ganz nach platonischer Weise „eine Sehnsucht nach der Erlösung von den Banden des Leibes ausspricht und den Tod als den Beginn des wahren Lebens preist". — Ein entschiedenerer Anhänger der Stoa war Musonius Rufus aus Volsinii, der unter den Flaviern lebte, und nach dem die Tugend der einzige Zweck der Philosophie ist. Die Tugend ist aber weit mehr Sache der Erziehung als der Belehrung. — Den weitaus größten Einfluß aber gewann Epiktet, ein früherer asiatischer Sklave, der unter Domitian in Rom lebte und an Arrian einen begeisterten Schüler und Verfechter seiner Lehren fand. Auch er glaubt an die Gottheit, ihre Fürsorge für die Menschen und die Vernünftigkeit der Welteinrichtungen. Das Encheiridion (Handbüchlein), in dem Epiktet seine Sätze kurz entwickelte, ist lange Zeit der philosophische Katechismus der damaligen Gebildeten gewesen. — Zur stoischen Schule rechnete sich auch der Kaiser Mark Aurel, der in seinen Selbstbekenntnissen ebenfalls den Glauben an die göttliche Vorsehung und die uneigennützige Menschenliebe predigt. Sein Buch An sich selbst ist eine Sammlung von Betrachtungen und Sprüchen, die manches Edle und Treffliche enthalten und von des Verfassers guten Grundsätzen und Bestrebungen zeugen, aber doch zu sehr die Schule verraten und beweisen, daß der Kaiser seine Betrachtungen nicht aus dem frischen, bewegten Leben und warmen Herzen, sondern aus den Lehrsätzen der stoischen Philosophie, wie sie damals verstanden wurde, geschöpft hatte. — Zu ähnlichen sittlichen Gedanken, die sich auch in der Handlungsweise einiger edler Römer (Thraseas, Helvidius, § 247, 249) widerspiegelt, gelangten auch die übrigen philosophischen Systematiker der Zeit. Vor allem geschieht dies in den Schriften des alexandrinischen Juden Philon, der zwar die alttestamentlichen Schriften, auch in ihrer griechischen Form, für Offenbarungen ansieht, aber doch deren Sätze mit dem Rüstzeug der Stoiker beweist. Zur Zeit Caligulas kam er in Angelegenheiten seiner Glaubensgenossen von Alexandria nach Rom, um für sie mehr Freiheit zu erwirken. Er hatte zunächst keinen Einfluß auf seine Glaubensgenossen, desto mehr aber auf die Entwicklung der christlichen Lehre und die Religionsphilosophie des dritten Jahrhunderts, deren Vorläufer er darstellt, und ist gewissermaßen ein Gegenbild zu Platon und dem Neuplatonismus.

L. Annäus Seneca † 65 n. Chr.

Musonius um 80 n. Chr.

Epiktet um 90 nach Chr.

Arrian um 100 n. Chr.

Mark Aurel

Philon 30 vor bis 50 nach Chr.

c) Christentum

Indes vermochten weder die orientalischen Geheimkulte noch die Lehren der griechischen Philosophie das religiöse Bedürfnis wirklich zu befriedigen. Sie hatten zwar der Römerwelt einen neuen, mächtig wirkenden Gedanken gebracht, nämlich die Verheißung eines ewigen Lebens und die Erlösung der Menschen vom Irdischen durch Buße und durch Reinigungen. Aber sie hatten, ebenso wie die griechische Religion, ihre Anhänger fast nur in den gebildeten Kreisen. Die letzteren waren aber niemals sehr zahlreich gewesen, und vor allem die Religion des Schönen, die durch eine durchgeistigte Kunst wirkte, die durch das Auge den Menschen Gott nahe brachte, diese echt griechische Auffassung der Religion, die nur den Freien und Begüterten genug tat, aber nichts war für die Mühseligen und Beladenen, schwand mit der Zahl der sorglos Lebenden immer mehr dahin. Ihnen stand das Volk in seiner großen Masse schroff gegenüber. Vor allem brauchten die zahllosen Orientalen in dienender Stellung eine neue religiöse Auffassung und einen besseren Trost, der sie über die Hoffnungslosigkeit des Diesseits hinwegführte. Zunächst schien dies der Isisdienst zu bringen, den schon Caligula anerkannte, und in dessen Hauptsymbole, dem sterbenden und wieder auferstehenden Osiris, man das Abbild der Menschheit erblickte. Dann kam der Dienst des Mithras, des göttlichen Sonnenjünglings, der als Mittler zwischen den Göttern und Menschen diente und die letzteren über ihre irdischen Nöte hinaushob. Beide Dienste fanden in Rom und Italien an den Orientalen ein ungeheures Publikum, und beide Kulte

haben lange mit dem dritten gekämpft, der ebenfalls als Religion der Buße und Hoffnung im Westen einzog, dem Christentum. Dieses überwand die anderen Kulte nach und nach und verbreitete seinen göttlichen Segen über alle Welt.

Jesus Christus

Während die Juden in ihrem Messias einen König von irdischer Macht und Herrlichkeit erwarteten, der das auserwählte Volk zur weltlichen Größe und Herrschaft führe, die Römer in stolzem Nationalgefühl

750 der Stadt (4 vor unserer Zeitrechnung)

ihren Augustus als den Gründer des goldenen Zeitalters schmeichelnd begrüßten, war der Heiland der Welt, Jesus (Josua, d. h. Gotteshilfe), in Demut und Niedrigkeit geboren (§ 243). Als er in stiller Verborgenheit das dreißigste Jahr erreicht und am Jordan von Johannes die Taufe empfangen hatte, trat er sein Lehramt an. Umgeben von zwölf Jüngern, gleich ihm aus niedrigem Stande, durchzog er lehrend und wohltuend das jüdische Land und brachte die frohe Botschaft des Heils (Evangelium), daß das Reich Gottes nahe sei. Aber die Welt verschmähte die neue Religion, und seine Feinde stellten dem römischen Prokurator (Landpfleger) Pontius Pilatus den galiläischen Weisen als Unruhstifter dar, der das Volk zur Empörung verleite und sich König der Juden nenne, und bewirkten, als Jesus durch den Verrat eines seiner Jünger in ihre Hände geriet, daß er durch ein ungerechtes Gerichtsverfahren vor dem Hohenpriester und hohen Rat (§ 49) zum

30 oder 33

Kreuzestod verurteilt und das Bluturteil auf Befehl des Pilatus vollstreckt ward. Begleitet von höhnenden Volkshaufen, das Kreuz mit den letzten matten Kräften selbst tragend, bis ein fremder Mann, Simon von Kyrene, es ihm abnahm, wurde Jesus nach dem Richtplatze Golgatha (Schädelstätte, d. h. wie ein Schädel geformter Berg) außerhalb der Stadt geführt und dort mit einer Dornenkrone um das Haupt ans Kreuz geheftet. Mit ruhiger Ergebung ertrug er alle Mißhandlungen, bis er mit den Worten „Es ist vollbracht!“ sein Haupt neigte und verschied. Der Leichnam wurde von Joseph von Arimathia in einem Felsengrabe seines Gartens beigesetzt. Aber, wie die Evangelien uns verkünden, konnte

Christi Auferstehung

ihn das Grab nicht bewahren. In den Herzen seiner Getreuen erwachte der beseligende Glaube, daß der Gestorbene und Begrabene am dritten Tage auferstanden sei und sich zum Himmel erhoben habe, daß er aber zugleich unter ihnen lebe und wirke und in den Gemütern seiner gläubigen

Christus als Gottessohn

Verehrer seine Wohnung habe. Bald erschien ihnen der Heimgegangene als das „Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt“, als der siegende Held, der Sünde und Tod überwunden hat; und gewaltiger als der auf Erden wandelnde „Menschensohn“ wirkte nun der verklärte Jesus, der „Gottessohn“, auf seine Jünger. Der Glaube, daß er mit seiner göttlichen Kraft ihr Werk unterstütze und kröne, daß er bei ihnen sei alle Tage bis an der Welt Ende und einst wiederkommen werde, um sein Reich zu vollenden, beseelte sie bei dem Vorsatze, sein Lehramt fortzuführen und die frohe Botschaft in alle Welt zu tragen, daß jeder, der Gott im Geist und in der Wahrheit verehre, und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, glaube, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben erlange. Am siebenten Sonntage nach dem Osterfeste kam den in Jerusalem versammelten Jüngern zum ersten Male dieser

hohe Beruf zum vollen Bewußtsein, und im Aufschwunge der Begeisterung glaubten sie das Wehen des heiligen Geistes zu fühlen, der sie befähigte, gleichsam mit „neuen Zungen" von der Macht des christlichen Lebens in ihrer Seele Zeugnis zu geben.

Das Geburtsjahr Christi läßt sich nur annähernd feststellen. Er muß geboren sein vor dem Tode des Herodes (§ 149), d. h. 4 v. Chr., und andererseits muß in Berechnung gezogen werden, daß er sich als etwa Dreißigjähriger von Johannis dem Täufer im Jordan taufen ließ, dessen erstes Auftreten in das fünfzehnte Jahr der Regierung des Tiberius (also 28—29) fällt. Die „Schätzung" des Kaisers Augustus und der „Stern von Bethlehem" geben keinen sicheren Anhalt. Als Todestag Christi wird der 14. Nisan des jüdischen Jahres angegeben, der nur in den Jahren 30 und 33 auf einen Freitag fällt. Nach dem oben Gesagten wird man sich demnach wohl für das Jahr 30 als Todesjahr Jesu zu entscheiden haben. Das Geburtsjahr Christi

Die erste Christengemeinde entstand in Jerusalem; daher lehnten auch anfangs die Bekenner des neuen Glaubens sich an das Judentum an und wurden von den Römern für eine jüdische Sekte gehalten. Diese Meinung mag bei den Anfängen des Christentums nicht ohne Berechtigung gewesen sein. Jedoch darf nicht übersehen werden, daß sehr bald auch Berührungen mit den heidnischen, vor allen Dingen mit den orientalischen Religionen und Geheimkulten (Mysterien) stattfanden, und gar manche Einrichtungen auch des Urchristentums, nicht etwa aus diesen abgeleitet, aber wohl aus gemeinsamer Quelle hergeleitet sich darstellen. Die immer tiefer eindringende und mit der christlichen Theologie Hand in Hand gehende moderne Religionswissenschaft macht diesen Zusammenhang immer deutlicher. Als Verfolgungen über die junge Gemeinde ergingen, weil auch ausländische Juden, sogenannte Hellenisten, sich ihnen anschlossen und lehrten, daß alle Heiden ohne Unterschied zum Reiche Gottes berufen seien, und der bedeutendste unter ihnen, der Almosenpfleger Stephanus als erster Märtyrer zu Tode gesteinigt wurde, da zerstreuten sich die Glieder der neuen Kirche über die benachbarten Länder und brachten die Botschaft des Heils auch den heidnischen Völkern. Dies geschah am eifrigsten durch den glaubensstarken, aus einem Gegner Christi zu dessen glühendstem Verkündiger erweckten Apostel Paulus, einen aus Tarsos in Cilicien gebürtigen, hochbegabten Pharisäer, der sich zum Rabbiner ausgebildet hatte. Nach seiner Bekehrung hat er auf drei längeren Reisen in den Städten Kleinasiens, Makedoniens und Griechenlands christliche Gemeinden gegründet, während einer zweijährigen Gefangenschaft in Rom die Christengemeinde der Hauptstadt geordnet und durch seine Sendschreiben (Episteln) die Verbreitung des Evangeliums eifrigst befördert. Paulus trug, zu immer weiteren Unternehmungen ausholend, den christlichen Gedanken aus seinen Heimstätten Jerusalem und Antiochia nach Westen und goß neues Leben in die Kulturformen der alten Welt, so alles das vorbereitend, was nach ihm entstand. Um diese Verbreitung zu erleichtern, erwirkte er auf einer Zusammenkunft in Jerusalem, in der Überlieferung das Apostelkonzil genannt, den Ausspruch, daß die Heidenchristen nicht an das mosaische Gesetz gebunden seien, ein Ausspruch, der von dem Christentum die nationale und örtliche Beschränktheit abstreifte, es von den Banden des Judentums befreite und seiner Bestimmung als Weltreligion näher brachte.

Erste Christengemeinden

34

Paulus' Reisen
1. 45(?)–51
2. 52—54
3. 54—58

Das Apostelkonzil
51 oder 52

Die neue Lehre hatte zunächst im Orient Boden gewonnen, war aber auch schon während des 1. und 2. Jahrhunderts in Italien, wo sich in Rom eine selbständige Gemeinde bildete, und in Südgallien eingedrungen (II, § 3). Zunächst hatte es mit seiner Lehre von der Einheit der Gottheit, der Barmherzigkeit als einer Kardinaltugend, der Abwendung von dem Irdischen und dem Gedanken von der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen die Herzen der „Mühseligen und Beladenen" erquickt und ihnen durch die Verheißung des ewigen Lebens den Mut eingehaucht, erst den Anfeindungen der Menge und dann den Verfolgungen der Regierenden zu widerstehen. Nun neigte sich die Philosophie ihnen so weit entgegen, daß der heilige Justin (II, § 2) mit Recht von ihr sagen konnte: „Eure Lehre ist nichts als ein mangelhaftes Christentum" und Clemens (II, § 5) das Christentum als die Vollendung der durch die Philosophie begonnenen Arbeit bezeichnete. Der Sieg der christlichen Idee war unzweifelhaft und im Prinzip schon unter Trajan entschieden; aber es mußten noch Ströme Blutes fließen, ehe der römische Staat den Kompromiß zwischen der römischen Verständigkeit und dem orientalischen Mystizismus durch ein Bündnis mit ihr bekräftigte, das den neuen Glauben zum alleinherrschenden machte, dadurch aber auch in Abhängigkeit vom Staate brachte (§ 262). Über die weitere Entwicklung s. Bd. II § 2 ff.

Das Neue Testament

Sehr wesentlich trugen die damals auftauchenden ersten christlichen Schriften zur Ausbreitung der neuen Religion bei. Ihre kanonisch gewordene Sammlung nennen wir das Neue Testament, das man gewöhnlich in Evangelien und Episteln zerlegt, d. h. Geschichtsbücher und Lehrschriften, samt und sonders in griechischer Sprache verfaßt. Die ältesten Bücher sind gewiß die 13 Briefe des Apostels Paulus, die frühestens vom Jahre 53 an verfaßt worden sind. Sie waren an einzelne Gemeinden oder Personen gerichtet, konnten aber auch weitergegeben werden. Zu ihnen kamen dann die sieben Briefe des Petrus (2), Johannes (3), Jakobus und Judas, die sehr verschieden angesetzt und öfters die katholischen genannt werden, entweder weil sie eine allgemeine Anerkennung gefunden haben, oder an einen allgemeinen Leserkreis gerichtet sind. Um das Jahr 70 herum entstanden die ersten Evangelien, in denen die bis dahin mündlich überlieferten Worte und Taten Christi aufgezeichnet worden sind. Die drei ersten, Matthäus, Markus und Lukas, faßt man als die sogenannten Synoptiker zusammen und stellt ihnen das später (etwa um 90) verfaßte Evangelium Johannis gegenüber. Dazu kam dann die Apostelgeschichte und die Offenbarung Johannis (eine Prophetie), so daß die

Der neutestamentliche Kanon

Kanonischen Bücher um das Jahr 100 schon alle vorhanden waren. Jedoch blieb es nicht dabei; es entstanden immer mehr christliche Erzählungs- und Erbauungsbücher, so daß man schon um 170 zu einer Aussonderung der zuverlässigen Urkunden des Christentums schritt; über einzelne Stücke des heutigen Kanon (z. B. den Jakobus- und Judasbrief) konnte man sich lange nicht einigen, und erst die Synoden von Hippo (393) und Karthago (397) unter dem Vorsitz des Kirchenvaters Augustinus (II, § 11) setzten endgültig den Kanon des Neuen Testaments in seinem Umfange fest.

Nichtkanonische frühchristliche Schriften

Neben diesen kanonischen Büchern steht nun eine lange Reihe frühchristlicher Literatur: Evangelien, „Worte Jesu", der Barnabasbrief, der Hirt des Hermas, der Brief des Clemens an die Corinther (95), die Briefe des Ignatius von Antiochia, die Lehre der zwölf Apostel u. a., und alljährlich tauchen aus den Papyri und alten orientalischen Pergamenten neue Stücke auf; die Lehre und das Wissen vom Urchristentum wird durch sie zwar bereichert, aber geschichtlich merkwürdig und wertvoll bleibt nur der neutestamentliche Kanon.

Überlieferung

Die Überlieferung ist vielfach unterbrochen. Die Originale selbst gingen, als Papyrushandschriften, früh zugrunde; gar manches mag auch durch die Christenverfolgungen vernichtet worden sein. Die ältesten Handschriften, die wir kennen, sind eine aus dem Katharinenkloster vom Sinai, eine im Vatikan und eine in London, alle drei aus dem vierten

Einteilung

Jahrhundert. Die Interpunktion fing früh, aber nach den genannten Handschriften an, später kam die Kapiteleinteilung. Die jetzige stammt von dem franz. Kardinal Hugo v. St. Caro († 1263), die Verseinteilung brachte erst der gelehrte Pariser Drucker Robert Stephanus auf und verschaffte ihr bald allgemeine Anerkennung.

§ 256. Die Kunst. Die langen glücklichen Jahre, die Rom seit Augustus durchlebte, und der steigende Wohlstand des Reiches waren für die Entwicklung aller Künste vom höchsten Vorteil. Am deutlichsten trat das in der Pracht und der Ausschmückung der öffentlichen und privaten Baulichkeiten

a) Baukunst

hervor, freilich mit einem Zug zur Prachtliebe, die sich in dem sogenannten reichen oder Kompositenstil äußerte, jedoch nirgends aufdringlich wirkte. Schon unter Augustus begann eine völlige Umgestaltung des römischen Stadtbildes. Die Ziegelstadt, die er übernahm, hinterließ er seinem eigenen Worte nach als eine Marmorstadt. Besonders charakteristisch für ihn ist die Umgestaltung des Palatinus, auf dem er sein Heim, das Palatium, aufschlug, dessen Name für alle Residenzschlösser nach ihm maßgebend geworden ist (Pfalz, Palais). Hier schloß er sich dem griechischen Peristylbau an und brach mit der altitalischen Bauweise. Überall restaurierte er alte Tempel und weihte neue ein, so den Concordia- und den Castortempel am alten Forum, dem er bald ein neues, das Forum Augusti, angliederte, und auf dem er den Tempel des Mars Ultor zum Andenken an die Schlacht von Philippi bauen ließ. Auf dem Marsfeld entstand das Marcellustheater, das für die Baukunst der Renaissance ein vielbenutztes Muster abgab. Neben Augustus war Agrippa ein vielbewunderter Bauherr. Er schuf unter anderem das Pantheon, einen später von Hadrian erneuten Rundbau mit oben geöffneter Kuppel, vollendete die öffentlichen Bauten Cäsars auf dem Marsfelde und schenkte im Jahre 19 der Stadt die erste Warmbadanlage mit der von Sergius Orata erfundenen Luftheizung. Auch in den Provinzen entstanden prachtvolle Bauten, so die bekannte maison carrée in Nemausus, ein dem Kaiserkult geweihter Pseudoperipteros. Vor allen Dingen aber waren es Nutzbauten, Brücken und Wasserleitungen, die die Kaiser hier schufen, wie den von Agrippa erbauten Pont du Gard in Südfrankreich, und die gewaltigen Brückenanlagen, die heute noch ihrem Zwecke dienstbar sind.

Bauten der Flavier

Wenn schon Augustus die Stadt mit prächtigen Tempeln geschmückt hatte, so war das unter seinen Nachfolgern noch weit mehr der Fall. Großartige, vor allem durch die Kostbarkeit des Materials ausgezeichnete Gotteshäuser erhoben sich allenthalben und schoben die Denkmäler einer bescheideneren Vergangenheit in den Hintergrund; so z. B. der prachtvolle Tempel, den Hadrian dem olympischen Zeus in Neuathen errichten ließ. Die gleiche Pracht entwickelte man in den öffentlichen Gebäuden. Hier zeigten sich besonders die Flavier als eifrige und freigebige Bauherren. Da unter Titus abermals eine große Feuersbrunst ausbrach, die vor allem die Reste des goldenen Hauses (§ 247) vernichtete, so ließ Vespasian an dessen Stelle das gewaltigste Amphitheater der Welt, das sogenannte Kolosseum, erbauen, eine elliptische Anlage, die für 50000 Zuschauer Platz bot. Domitian setzte des Vaters Tätigkeit fort, und ihm sind eine Reihe der wichtigsten Anlagen auf dem Palatin zu danken, vielfach mit dem Kompositkapitäl versehen, das für diese Kunstepoche typisch wurde. Trajan und die folgenden Kaiser ließen in Rom neue Märkte errichten, da das alte Forum nicht ausreichen wollte. Der Senatorenpalast auf dem Kapitol, die Basiliken, die rund herum angelegt wurden und als Gerichtshäuser auch sonst allenthalben erstanden, bezeugen dies. Ebenso zeugten von dem neuen reichen Stil, der mit Erfolg allerhand griechische Motive mischte, die gewaltigen Wasserleitungen, die man nicht nur in Rom, sondern überall als Zeugnis des Römertums, von Nordengland bis an den Rand der Sahara findet. Von ähnlicher Prachtliebe zeugen auch die Triumphbogen, die man damals aufzustellen anfing, und von denen der Titusbogen in Rom das bekannteste Beispiel ist. Auch in Grabanlagen zeigte sich die Hinneigung nach dem Prächtigen und Kolossalen. Nachdem Augustus sich das prachtvolle Grab an der Via lata hatte rüsten lassen, finden wir das Rundgrab fortgesetzt in dem bekannten Bau der Cäcilia Metella an der Via Appia und fremdländische Motive hereingebracht, wie in dem geschmacklosen Bau des Brotlieferanten Eurysakes oder der am protestantischen Friedhof von Rom eingebauten ägyptisierenden Pyramide des Cästius. Mit gewissen Grabdenkmälern in der Provinz sind die erwähnten Tropäen des Augustus (§ 241) und des Trajan (§ 251) stilistisch nahe verwandt. Geschmackvoll waren die öffentlichen Bäder (Thermen) eingerichtet, die freilich erst in der nächsten

Periode ihre Vollendung erreichten, und geräumig und praktisch war die Anlage der Theater und Amphitheater. Über alle Begriffe prunkvoll waren auch die Wohnungen der Kaiser. Wie bescheiden war noch das Haus der Livia auf dem Palatin gewesen! ihr Urenkel aber baute sein Goldenes Haus von dem Palatin über das breite Tal hinweg bis auf den Esquilin, ein ganzes Stadtviertel in sich einschließend (§ 247). Gleiche Prachtliebe betätigte sich, wenn der Kaiser und seine Großen an den reizenden Gestaden von Bajä oder irgendwo an den oberitalienischen Seen sich ihre Villen bauten, die dann in märchenhafter Pracht über die blauen Fluten grüßten. Derselbe Zug, der die Großen der Welt erfüllte, wiederholte sich auch in der Heimstätte der Kleinen und Namenlosen. Wo ein römisches Kastell am Rhein oder in der Dobrudscha sich erhob, da finden wir auch die freien, heiteren und kunstgeschmückten Räume, die Bequemlichkeiten des Bades mit Warmluftheizung und die dünnen bleiernen Rohre, die von einer römischen Wasserleitung unzertrennlich sind. Wenngleich Pompeji viele unansehnliche Häuser aufzuweisen hat, denn es war ja nur eine Kleinstadt, so ist dieser Zug zum Prächtigen und dem Auge Wohlgefälligen überall kenntlich; er äußert sich vor allem in dem künstlerischen Schmuck der Häuser.

b) Plastik und Malerei

Denn Bildhauerkunst und Malerei standen damals in hohem Flor, vor allem, soweit es sich um eine gewisse handwerksmäßige Vervielfältigung handelte. Große neue Werke und epochemachende Meister sind damals nicht erstanden; vielmehr ahmte man damals, mit virtuosenhaftem Geschick alle früheren Kunstepochen nach und lieferte die köstlichsten und sorgfältigsten Kopien nach alten Mustern. Mit Geschmack und rührender Treue nahm man aus älteren Zeiten das, was das Beste schien, und bildete es nach Maßgabe der Geschicklichkeit nach; selbst auf den rohesten Grabsteinen ruht noch der Hauch der Antike, die darum so unmittelbar wirkt, weil sie sich selbst ohne Voreingenommenheit zu geben strebte. Merkwürdig war der Zug zur archaischen Kunst; manche Werke dieser nachahmenden, archaistischen Kunst sind nur schwer von den echten Arbeiten des 6. Jahrhunderts zu unterscheiden. Gar manches Werk, das man früher als spätklassisch oder hellenistisch angesprochen hatte, wird gegenwärtig dieser römischen Periode zugeschrieben, z. B. der Torso des Herakles von Belvedere, der farnesische Herkules u. a. m. Hervorragend betätigte sich die Bildhauerkunst auf den öffentlichen Denkmälern der Kaiserzeit. Eins der berühmtesten war die reich mit Skulpturenschmuck ausgerüstete ara pacis Augustae, die an Pracht ihresgleichen sucht. Etwas Neues waren die fortlaufenden Reliefs, die eine Folge historischer Ereignisse wiedergaben und wie eine Art Bilderchronik wirkten, so auf der Trajanssäule, wo der dakische Krieg dargestellt war (§ 251). Vorzügliches leistete die Bildhauerei in dem Porträt. Zahlreiche römische Charakterköpfe, von dem unergründlichen Tiberius an bis auf Hadrians unruhiges, überlegenes Gesicht und die gutmütigen Antoninen beweisen dies.

Kunsthandwerk

An die Skulpturen schlossen sich die wunderfeinen Gebilde des Kunsthandwerks an. Die großen Prachtkameen der ersten Kaiserzeit, die entzückenden Gemmen, die als Siegelsteine dienten, und die sie bald ersetzenden billigen Glasflüsse, die bei Prunkvasen zur Reliefdarstellung verwendet wurden, zeugen dafür. Prachtvolles leistete auch die Goldschmiedekunst, die in den Silberfunden von Hildesheim, Boscoreale usw. in herrlichen Exemplaren auf uns gekommen sind und ausschließlich der hellenistischen Kunst angehören. Neues schuf auch das Kunsthandwerk in der für den alltäglichen Gebrauch bestimmten Töpferware, die in der roten, sogenannten Terra sigillata (d. h. mit dem Namen des Töpfers bezeichneten) für die Privatleute billiges und doch geschmackvolles Geschirr schuf, dessen Verbreitung so weit reichte wie die Grenze des Reichs. Besonders in Deutschland ist davon viel gefunden worden.

Malerei

In der Malerei traten mehr Fortschritte als in der Plastik hervor. Zunächst benutzte man natürlich auch hier alte berühmte Vorlagen; das Historienbild und die mythologische Darstellung sind ganz von den früheren Zeiten abhängig. Freier gestaltete sich das Genrebild, das sich

mit Vorliebe an die hellenistische Kunst anschloß (§ 151); dieses zumal ist uns aus vielen Hunderten von Darstellungen bekannt, mit denen kunstfertige Handwerker in Pompeji die Häuser ebenso schmückten, wie die Kunstschmiede mit ihren Bronzearbeiten und figürlichen Darstellungen. Hier zeigt sich ein erfreulich realistischer Zug und eine fröhliche Farbenpracht, die sich in tiefem Braun, leuchtendem Grün und dem sogenannten, überaus charakteristischen pompejanischen Rot gar nicht genugtun kann. Die deutlichsten Beispiele zeigen uns die zahlreichen Malereien der Häuser, vor allem in Pompeji, die sich in vier Stilarten bewegen. Der erste Stil (vorrömisch) ahmt die Marmorbekleidung nach und zeigt noch keine Bilder. Er ist noch ziemlich unbeholfen und befriedigte wenig. Man wünschte mehr Befreiung vom Material und Erweiterung des Hauses. Dies wurde durch das Aufkommen des zweiten oder des perspektivischen Architekturstils herbeigeführt, der zunächst eine malerische Nachahmung der teuern Marmorinkrustation schuf, dann aber Säulen, Pfeiler und Gesimse nur malte und den engen Raum scheinbar damit erweiterte, daß man die Zimmerwände als landschaftliche Ausblicke gestaltete. So zeigt sich das auf den Odysseebildern auf dem Esquilin oder auf den Parkdarstellungen in der Villa der Livia bei Primaporta, am schönsten aber im Hause der Livia in Rom auf dem Palatin. An diesen Stil schloß sich später noch ein dritter an, der wieder klassizistisch wurde, und gegen die Zeit der Flavier von dem vierten abgelöst ward, der direkt an den zweiten anschloß, aber vielfach überladen und geschmacklos wirkt. — Neu tritt in jener Zeit eine besondere Art des Wand- und Bodenschmuckes hervor, die Mosaikarbeit, der wir unter andern die Alexanderschlacht (§ 135) und die Weltkarte von Maduba (in Palästina) verdanken; auch sie drang vor, so weit eines Römers Fuß gelangte, hat ihre volle Ausbildung aber erst in der altchristlichen Kunst gefunden. Dem Christentum verdankt die Malerei auch einige ihrer neuen Motive, die in den Katakomben immer wiederkehren, den guten Hirten, das Lamm, das der Welt Sünde trägt, und den gekreuzigten, damals noch bartlos dargestellten Heiland (II, § 105).

Die vier pompejanischen Stilarten

Mosaik

Selbstverständlich war der Zug ins Massige und Prächtige auch bei den Künsten, die auf das Ohr wirken, zu bemerken. An Stelle der einfachen Musik erhob sich der schmetternde vielstimmige Klang eines gewaltigen Orchesters, aus dem orientalische Instrumente, wie Flöten, Trompeten und die Muschelhörner hervortönten. Auch in der Kompositionsweise, soweit man darüber urteilen kann, war dieser Stil vor allem beliebt. Rauschende, stark instrumentierte Lieder mit ausgesprochen orientalischem Charakter überwucherten die reineren Klänge der griechischen Musik, die schon unter den Alexandrinern sich sehr verändert hatte, und auch hier dürfen wir wohl annehmen, daß die einfachen christlichen Weisen, deren Unterschied gegen die profane Musik oft hervorgehoben wird, nur langsam und nach und nach die Oberhand gewonnen und zu der mittelalterlichen Antiphonar- und Choralmusik den Übergang gebildet haben.

c) Musik

Den gewaltigsten Aufschwung aber nahm die darstellende Kunst der Schauspieler und Berufssänger. Schon die maßlose Bewunderung einzelner Koryphäen mußte zu immer neuen, virtuosenhafteren Anstrengungen anleiten; dazu waren die Theater mit dem größten Luxus ausgestattet. Man unterschied Schatten- und Sonnenbilletts; besonders reiche Gemeinden stellten, wenn das Wetter es forderte, sogar Leinensegel, um Regenschauer und Sonnenbrand fernzuhalten. Das Drängen zu diesen Lustbarkeiten war ungeheuer, und glücklich pries sich die Familie, in der ein oder mehrere begabte Mitglieder sich dieser einträglichen und seit Neros Tagen auch hochgeachteten Beschäftigung hingaben. Das Training, dem sich besonders die Sänger unterwerfen mußten, war bis in das Einzelnste geregelt und zeigt, welch hohen Wert man einer schönen Stimme beimaß; in Vortragskunst und Kehlengeläufigkeit beim Koloraturgesang wurde das möglichste geleistet. Dazu kam eine unerhörte Pracht der Ausstattung, die mit dem Inhalt des Vorgeführten oft

d) Schauspiel

im stärksten Widerspruche stand; denn alles Neue, was als Theaterstück aufkam, hatte nur ein Eintagsdasein und verdiente auch nicht mehr; in der Hauptsache führte man altbewährtes Gut aus besseren Zeiten auf. Diese Zeit, in der Jockeys und Sänger oft märchenhaftes Glück machten, betonte eben nur die äußere Pracht, und über der schönen Form ist ihr schließlich der Gedankeninhalt abhanden gekommen.

Gang der Entwicklung

§ 257. Literatur. Die gleichen Erscheinungen wie auf religiösem, sittlichem und künstlerischem Gebiete kehren auch in der Entwicklung der Literatur wieder, eines Gebietes, das schon seit Augustus der bevorzugte Tummelplatz aller geistig angeregten und zur Betätigung drängenden Menschen war (§ 244). Überall finden wir in der schönen Literatur, bei Abnahme des Gedankeninhalts, den Zug zum Prächtigen und Massigen. Daneben steht versöhnend die gewaltige Entwicklung der Wissenschaft, die in einigen Zweigen Vorzügliches geleistet hat. Am schwersten haben die poetischen Erzeugnisse unter dem Druck der Unfreiheit gelitten, wenngleich dieser anderseits wieder die besten Kräfte der Literatur zuführte. Denn im ruhigen Fluß des monarchischen Staatslebens flüchteten sich die besseren Naturen mehr und mehr aus der Welt der Wirklichkeit in das Innere, aus dem handelnden Leben in das Reich des geistigen Genießens; diese Flucht aus der Wirklichkeit in die Welt des Lesens, Forschens, Sammelns gibt sich in den Geisteserzeugnissen dieser Zeit kund. Freilich verloren diese dadurch die kräftige Ursprünglichkeit der früheren Formen. Überall tritt ein Zug zur Verfeinerung und Abgeschliffenheit hervor, der bei den klassischen Gebilden der vorhergehenden Epoche zwar auch vorhanden war, aber dort als der letzte Schritt zum Gipfel erschien, während hier die Kunst bereits wieder abwärts wandelt und von dem Feinen, aufs höchste Durchgebildeten zum Kraftlosen und Verkünstelten hinuntersteigt.

Umschwung im Wesen der Literatur

a) Rhetorik

Dies trat vor allen Dingen auf dem Gebiete der Redekunst hervor. Die letztere veränderte zudem ganz und gar ihren Charakter. Bisher hatte der Redner als wahre Arena die Öffentlichkeit gehabt, die Schule hatte ihn dazu nur vorbereitet. Nach dem Aufkommen des Prinzipats war aber die Beredsamkeit völlig in die Schule gebannt, und aus dem Redner wurde der Virtuos und Deklamator. Nicht mehr Überzeugen sondern Gefallen ist seine Hauptaufgabe; nicht die Einwirkung auf den Ausgang der Sache, sondern der Beifall der Menge ist sein Ziel, die Rede ist nicht mehr Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck, verliert daher den Zusammenhang mit dem wirklichen Leben und tritt in das Scheinleben der Kunst und des Virtuosentums ein. Die neue Rhetorik verquickte sich zudem mit dem Streite über Analogie und Anomalie, in dem aber die Apollodoreer den Sieg davontrugen (§ 244). Was an Kraft und Wahrheit abging, suchte man durch Kunst und Reflexion zu gewinnen. Je mehr die freie Rede aus der Öffentlichkeit verschwand und auf den Gerichts- und Hörsaal beschränkt ward, desto größere Bedeutung erlangten die Rhetoren; ihre Kunst war die geistige Gymnastik der römischen Nation in der Kaiserzeit, so daß die ganze Bildung und Literatur ein rhetorisches Gepräge annahm. Unter den Händen griechischer Lehrer, die den alten Namen Sophisten wieder zu Ehren brachten, wurde die Redekunst zum einträglichsten und geehrtesten Beruf. Die rhetorischen Hörsäle versammelten und bezauberten die Jugend wie das gereifte Mannesalter; in allen gesellschaftlichen Kreisen glänzten die Lehrmeister der Rhetorik, selbst im Rate und in der Umgebung des Kaisers hatten die angesehensten unter ihnen, Dio Chrysostomus, Favorinus, Herodes Attikus, Zutritt und Geltung. Aber nicht nur in Rom, sondern auch in den meisten größeren Städten ließen sich griechische Lehrer der Rhetorik nieder und sammelten wißbegierige Jünger um sich. Die bedeutendste Erscheinung unter ihnen war Dio aus Prusa in Bithynien, gewöhnlich Chrysostomos (Goldmund) zubenannt, der unter Domitian, Nerva und Trajan in Rom wirkte und einen unermeßlichen Einfluß auf die damalige Tagesberedsamkeit ausübte; erhalten sind von ihm noch gegen achtzig Reden, unter denen sich wahre Kleinodien der Darstellungskunst und Charakteristik (z. B. Der Jäger

Dio Chrysostomus geb. um 50 n. Chr.

Herodes Attikus um 150

von Euböa) befinden. Zunächst in der griechischen Welt die Lieblingskunst der Zeit, wurde die Rhetorik auch bald von Römern gepflegt; in Quintilianus erstand ein gefeierter Redner, und von Rom gelangte sie nach allen Kulturstätten des gesamten Abendlandes. Quintilianus' „Unterweisung in der Redekunst", ein nach langjähriger praktischer Tätigkeit verfaßtes theoretisches Werk, und zugleich ein viele Jahrhunderte lang beständig benutztes Schulbuch, dessen Verwendung noch im 18. Jahrhundert von Friedrich dem Großen empfohlen worden ist, und der gewöhnlich dem Tacitus zugeschriebene „Dialog über die Redner" gehören zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der römischen Literatur in diesem Zeitalter, das man im Gegensatz zu dem goldenen des Augustus das silberne zu nennen pflegt.

Griechische Redner

Ihre wahrhaft goldenen Tage feierte die griechische Rhetorik unter Hadrian und den Antoninen, die in Rom eine Lehrschule der Rhetorik oder, wie sie damals auch genannt ward, Sophistik mit besoldeten Stellen begründeten. Polemon war einer der ersten Hauptvertreter und nach ihm sein großer Schüler Herodes Attikus. Den Zugang zum Hofe bahnte der neuen Richtung Favorinus aus Arelate, der bei Hadrian alles galt und neben Fronto der neuen griechischen Redekunst Platz verschaffte. Unter den Antoninen blühte vor allen Alius Aristides aus Mysien, der in Athen die höchsten Ehren genossen hat und dessen 55 Reden man nicht müde ward zu lesen, während sie uns heute als ein Muster von Breite und Langweiligkeit erscheinen. Eine Geschichte dieser zweiten Sophistik hat uns Philostratus (§ 269) hinterlassen. Neben den Praktikern traten gar bald auch die Theoretiker hervor. Der wichtigste von ihnen war Hermogenes von Tarsos, ein frühreifes Talent, der ein ausführliches Lehrgebäude der Redekunst hinterließ. An ihn schloß sich eine große Reihe anderer griechischer und römischer Theoretiker an, die ihre Tätigkeit bis in die späteste römische Zeit fortsetzten (§ 270). — In der Rhetorik waren die Römer mehr als in irgendeiner Literaturgattung die Schüler der Griechen, deren Übertreibungen sie noch überboten, bis sie durch tüchtige Lehrmeister auf bessere Wege geführt wurden. Begnügte man sich anfangs mit dem Sammeln und Übersetzen einzelner Stellen und Redefiguren aus griechischen Rednern (wie in dem Büchlein des P. Rutilius Lupus), so traten in der Kaiserzeit, als die gebildete Jugend in den Hörsälen der Rhetoren ihre Kräfte in Vorträgen von Kontroversen zu üben und zu messen begann, römische Rhetoren auch selbständig hervor. Beherrscht war das Ganze von dem Streit über Analogie oder Anomalie (§ 244), der von der Grammatik aus auch in die Rhetorik übergriff. Das zeigt sich in dem merkwürdigen Werke des M. Annaeus Seneca aus Corduba, des Vaters des Philosophen, eines Bewunderers der mit der Republik absterbenden Beredsamkeit. Von ihm sind die Suasorien und die Kontroversien in Bruchstücken erhalten, zwei Bücher, die in den ersten Regierungsjahren des Kaligula erschienen und merkwürdige Rechtsfälle behandeln, in denen die Entscheidung schwer zu finden ist. Jedoch rühren nur die geistreichen Einleitungen von ihm her, die Behandlung der Themen selbst stammt aus der Feder einer ganzen Anzahl älterer Rhetoren. Das Buch war bestimmt, seinen Söhnen einen tieferen Einblick in die Geschichte und das Wesen der älteren Rhetorik zu geben; die Kontroversien vor allem behandeln ganz romanhafte Fälle, zu denen das Für und Wider erwogen wird. — Des Seneca Landsmann M. Fabius Quintilianus, ein in den Rhetorenschulen der Hauptstadt und im Umgang mit namhaften Rednern gebildeter Gelehrter, der unter Vespasian als Professor der Beredsamkeit wirkte und von Domitian zur Erziehung seiner Großneffen berufen und öffentlich ausgezeichnet ward, schrieb das treffliche Werk „Unterweisung in der Redekunst" in 12 Büchern, das dem Geschmack der Zeit kräftig entgegentrat und durch Hinweisung auf Cicero und die älteren Redner eine bessere Richtung anbahnte. Quintilian ging dabei von dem Gedanken aus, daß die Kunst, der er sein Leben gewidmet hatte, immer noch im republikanischen Sinne lebensfähig und auch in der Kaiserzeit noch Raum für das lebendige Wort vorhanden sei. Dem trat das vielbesprochene Schriftchen Dialog über die Redner oder „Von den Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit", das man am liebsten als ein Jugendwerk des Tacitus ansieht, entgegen. Der Historiker faßte die Antwort dahin, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Blüte der Beredsamkeit für immer dahin sei, und daß erst die Kulturbedingungen sich ändern müßten, wenn man wieder eine echte Beredsamkeit haben wolle. Das Büchlein ist eine in Gedanken, Vortrag und Gesinnung gleich vortreffliche Abhandlung in Gesprächform, jedoch so, daß die einzelnen Teilnehmer ihre Ansichten in zusammenhängender Rede vortragen. — Von M. Cornelius Fronto aus Cirta, einem von mehreren Kaisern mit Ehrenitellen ausgezeichneten Rhetor, hatte man früher keine echten Schriften, trotz des hohen Ruhmes, der überall seinem Stile gezollt wurde, bis im Jahre 1815 größere Stücke seines vertrauten Briefwechsels mit Antoninus Pius und seinen kaiserlichen Zöglingen Mark Aurel und L. Verus und andere Bruchstücke entdeckt und herausgegeben

Hermogenes um 160

Römische Redner

60 n. Chr.

M. Seneca 34 vor bis 40 n. Chr.

Quintilian 30—96

um 75

Fronto 90—165

Favorinus um 120

Alius Aristides 117—185

Polemon geb. 85

wurden. Seitdem ist man von dem Lobe, das die Alten maßlos über seine Beredsamkeit ausgegossen haben, bedeutend zurückgekommen.

b) Poesie

Durch den überwuchernden Einfluß der Rhetorik wurde die Literatur und Kunst mehr und mehr dem Leben und der Natur entfremdet und in die Fesseln der Form und Nachahmung geschlagen. Am fühlbarsten machte sich diese Entfremdung von aller Wahrheit, Originalität und frischen ursprünglichen Kraft in der Poesie bemerklich, wo rhetorischer Schwulst, Übertreibung und Unnatur in Bildern die Armut der Phantasie, den Mangel an poetischer Imagination und Gestaltung ersetzen und hohles Pathos die Trivialität der Gedanken verhüllen sollte. Am meisten hatte von allen Arten der Poesie das Drama unter der Unfreiheit zu leiden, und darum sind die schwülstigen Tragödien, die unter dem Namen des L. Annaeus Seneca gehen, das abschreckendste Beispiel für den gesunkenen Geschmack der Zeit. Auch die Epik hatte schwer gelitten; zu rein nationalen Klängen, wie bei Ennius, brachte sie es schon längst nicht mehr, und die epischen Gedichte eines Lucanus (Epos Pharsalia, dessen Held Pompejus ist), Silius Italicus (über den zweiten Punischen Krieg), Valerius Flaccus (Argonautica) und Statius (über Achilles und in der Thebais über die Söhne des Ödipus) sind größtenteils trockene Nachahmungen, die weder durch ihren der römischen Geschichte oder der griechischen Mythologie entnommenen Stoff, noch durch die rhetorische Form anzuziehen vermögen. Etwas besser war es um die Lyrik bestellt. Der Kaiserzeit verdanken wir die Gelegenheitsgedichte (Silven) des Statius, die teilweise von reizender Lieblichkeit sind. Den meisten Erfolg aber erzielte eine den Römern von jeher besonders liebe Gedichtgattung, die Satiren (§ 204, 244), zu der die ganze Zeit herausforderte. Doch ist es nicht mehr der scherzende Plauderton des Horaz, der behaglich die Torheiten der Mitwelt ans Licht zieht, sondern Übermaß von Bitterkeit und sittlicher Zorn, der den Worten eines Persius und Juvenal Schwung und Kraft verleiht. Auch zwei verjüngte Formen der Satire, das kurze Epigramm, worin Personen und Erscheinungen des äußeren Lebens mit den Stacheln des Witzes und der Laune angegriffen und in überraschenden Wendungen beleuchtet wurden, und der ausführliche humoristische Schelmenroman, worin im leichten Fluß der Umgangssprache das bewegte Volksleben der Zeit in seiner ganzen Leichtfertigkeit und Frivolität dargestellt ward, fanden talentvolle und witzige Bearbeiter, jenes in Martialis, dieser in Petronius. Und würdig reihen sich die Griechen, vor allem der syrische Rhetor Lucian, an diese römischen Zeitschilderer an und lassen uns in heiterem und ernstem Worte das Spiegelbild ihrer Zeit, an der sie mit einer gewissen Gelassenheit verzweifelten, erblicken. Aber umsonst schwingt Persius zürnend die Geißel der ernsten Satire über die Entartung der Vornehmen; umsonst enthüllt der geistreiche Juvenal in seinen geharnischten Satiren voll treuer Schilderungen der Wirklichkeit die furchtbare Tiefe der Laster seiner vornehmen Zeitgenossen; umsonst sucht der gewandte Grieche Lucian durch seine überaus witzigen Schriften die Fehler und Schwächen der Zeit, die verkehrte Erziehung und Bildung, die zum handwerksmäßigen Betrieb herabgesunkene und nur nach Geld haschende Philosophie, die zu Aberglauben und Schwärmerei gewordene Religion zu vernichten, damit auf den Trümmern des alten ein neuer und besserer Zustand erblühen möchte, menschlicher Rat kam zu spät; nur eine höhere Macht konnte die untergehende Welt retten; die Hilfe war bereits erschienen, aber die verblendeten Mitmenschen erkannten sie nicht, weil sie nicht im Prunke der Herrschaft, sondern im Gewande der Demut auftrat.

a) Satiren

Persius 34—62

Die wichtigsten poetischen Erzeugnisse der silbernen Latinität und der entsprechenden griechischen Literatur sind satirischer Art. Ihre Hauptvertreter sind: A. Persius Flaccus (34—62), von edler Abkunft aus Volaterrä, war ein Anhänger der stoischen Philosophie. Seine sechs Satiren, in denen er die Ursachen der hauptstädtischen Verdorbenheit schonungslos aufdeckt, sind dunkel und schwierig. — D. Junius Juvenalis, unter Claudius zu Aquinum geboren, war in seiner Jugend lange Zeit Militär, brachte es bis zum Tribunen, übte sich dann in rhetorischer Tätigkeit in

Juvenal 47—130

Rom, lebte in reiferen Jahren in seiner Vaterstadt und bekleidete verschiedene hohe Munizipalämter. Erst spät ging er nach Rom zurück und veröffentlichte seine Satiren. Ob ihn, wie manche wollen, in seinem Alter noch die Strafe der Verbannung nach Ägypten traf, ist ungewiß. Seine (nicht alle echten) sechzehn Satiren sind reiche Sittengemälde der domitianischen Zeit und ausgezeichnet durch künstlerische Darstellung und sittlichen Ernst. — Der Begründer und Meister der Epigramme war M. Valerius Martialis, der arm und unbekannt aus dem spanischen Bilbilis nach Rom gezogen war, um sich unter Domitian im Glanze des Hofes zu sonnen, aber nach langen Jahren der Not und Entbehrung wieder in die Heimat zurückkehrte. Seiner Feder entstammten 15 Bücher Epigramme; diese zerfallen in das Buch auf die Spiele, die große Sammlung von 12 Büchern und die beiden Bücher Xenia und Apophoreta. Sein Witz ist zwar immer treffend und scharf, seine Zeichnungen sind ebenso treu als vollendet, aber um das Interesse seines Publikums rege zu erhalten, und auch die übersättigten Gaumen der Hofleute noch zu reizen, war er genötigt, den Skandal in das Bereich der Poesie zu ziehen. Dabei darf man nicht vergessen, daß es diesem Dichter gelang, die Poesie vom Rhetorischen zu erlösen und wieder zu einer lebendigen Macht zu gestalten. Nichts Gemachtes und Schablonenhaftes tritt uns entgegen, und überall wirkt auf uns der Zauber einer kräftigen Originalität. — Das Satirikon des Petronius (es ist ungewiß, ob der bei Tacitus erwähnte Schiedsrichter des Geschmacks [§ 247] unter Nero der Verfasser ist) gehört jedenfalls der neronischen Zeit an und ist eine Art Roman in ungebundener Rede, die jedoch öfters in leichte graziöse Verse übergeht. Es ist ein mit Geist und Witz verfaßtes Zeit- und Sittengemälde, das sich um die Abenteuer und Erlebnisse zweier Freigelassenen und eines verkommenen Dichters dreht und wovon das „Gastmahl des Trimalchio", eines reichen Emporkömmlings, den wesentlichsten Teil bildet. Der Ton ist humoristisch, und überall läßt sich ein ironischer Grundzug erkennen; Sprache und Ausdrucksweise der redenden Personen sind überall dem Alltagston entlehnt und können uns ein lebendiges Bild von den Anschauungen der Menschenklassen, die sie vertreten, geben. — Lukian, aus der Stadt Samosäta in Kommagene, schrieb griechisch. Er widmete sich, trotz seiner Armut, der Philosophie und Redekunst, machte große Reisen durch alle Länder des römischen Reichs und erwarb sich so viel Vermögen, daß er in Athen den Wissenschaften und der Schriftstellerei leben konnte. Der Verlust seines Vermögens nötigte ihn, unter den Antoninen in den Staatsdienst zu treten; er erhielt ein Richteramt in Ägypten, das er bis an seinen Tod bekleidete. In seinen zahlreichen, meist in leichter, gefälliger Gesprächsform verfaßten Schriften verspottet er mit treffendem Witz die Gebrechen und Verkehrtheiten der Zeit, vor allem die Hohlheit der philosophischen Theorien, den Mystizismus und den religiösen Aberglauben, sowohl in dem absterbenden Heidentum mit seiner Mythen- und Fabelwelt, seinen Opferfesten, Symbolen und Zeremonien als in dem schon damals durch Wunderglauben und Schwärmerei vielfach entstellten Christentum, in dem er nur eine der vielen auf Täuschung und Leichtgläubigkeit beruhenden orientalischen Lügenreligionen erblickte. Auf gleiche Weise ergießt er seinen Spott über das leere, eitle Treiben der großen Menge, über das Jagen nach zeitlichen Gütern, Ehren und Genüssen, über die Hoffart und Eitelkeit der Gelehrten und Philosophen, die die abgedroschenen Aussprüche ihrer Lehrmeister im Munde führen und mehr Gewicht auf Bart und Philosophenmantel legen als auf Grundsätze fürs Leben; auch die verkehrte Erziehung nimmt er in den Bereich seiner witzigen Ausfälle. Seine Schriften sind eine wahre Fundgrube für die Sittengeschichte und die Geschichte der geistigen Strömung seiner Zeit. Oft tritt er im Gewande der Treuherzigkeit so natürlich auf, daß man seinen Spott für bare Münze gehalten hat. Zweifellos war Lukian der witzigste und geistreichste Schriftsteller der Kaiserzeit. Der griechische Stil, den sich der satirische Semit angeeignet hatte, fließt mit wunderbarer Leichtigkeit und funkelt von zahllosen Reminiszenzen aus der klassischen Periode der Hellenen. Darum hat Lukian zu allen Zeiten, vor allem aber in Perioden der Aufklärung, wie z. B. im 18. Jahrhundert (Wieland), viel Bewunderer und Leser gefunden.

b) Epigramme Martialis 42—102

c) Romane Petronius

d) Lucian 125—200

In den übrigen Zweigen der Poesie wurde nichts Bedeutendes zutage gefördert. Man hielt sich an die vorhandenen Muster und ahmte namentlich den Virgil fast sklavisch nach. Der bemerkenswerteste Dichter der Kaiserzeit ist der durch seine Hinrichtung unter Nero (§ 247) bekannte M. Annäus Lukanus (39—65), dessen unvollendetes Epos „Pharsalia" weniger durch seine poetischen Vorzüge als durch den kräftigen republikanischen Geist, der darin weht, ausgezeichnet ist. Durch die stoische Philosophie gestählt, hauchte er seinen ganzen sittlichen Unwillen in seinen Versen aus. Den unpoetischen Stoff suchte er durch erhabene Lehren und patriotische Begeisterung zu heben. Freilich müssen häufig „schimmernde Sentenzen, pathetische Reden und ein stürmischer Gang der Erzählung den klaren Zusammenhang anschaulicher Handlung vertreten". Ferner stammen aus Neros Zeit die Hirtengedichte des Calpurnius, die sich an die Eklogen Vergils inhaltlich und formell anschließen, und denen sich eine ganze Reihe anderer kleiner Poeten anreihen. Eine besondere Stellung nimmt der Fabeldichter

e) Lyrik und Epos

Lucanus 39—65

Phaedrus (wohl ein griechischer Freigelassener) (§ 244) ein, der unter Klaudius seine aus dem Griechischen übersetzten Fabeln herausgab, in denen er mit Glück die alte Weisheit des Äsop (§ 86) den lateinisch redenden Völkern vermittelte und zu einer bis heute ununterbrochenen fortlaufenden Kette von Neubearbeitungen und Umformungen das erste Glied lieferte. — Ein trockener Nachahmer Virgils war T. Silius Italicus, ein reicher, gebildeter Staatsmann unter Domitian, der ohne alle Dichtergaben den zweiten Punischen Krieg in einem epischen Gedicht besang. — Talentvoller war P. Papinius Statius, ein Schmeichler des Domitian, der außer zwei epischen Gedichten über Achilles und des Ödipus Söhne eine Anzahl zierlicher lyrischer Gedichte verfaßte, die er ihrer Mannigfaltigkeit wegen „Wälder" benannte, und in denen er griechische Dichter mit Glück nachahmte. Seine dem Idyll am nächsten stehenden Gedichte sind Improvisationen, mit denen die immer sprudelnde poetische Quelle des Neapolitaners die Launen seiner hohen Gönner befriedigte, ohne viel Kunst in wenig Tagen hingeworfen; aber der Geist, der in den anmutigen Genrebildern lebt, ist so rein und fast kindlich, daß man vergeblich darin den düstern Hintergrund sucht, den sie verhüllen. Nach dem Tode Domitians wanderte er nach seiner Vaterstadt zurück, wo er vergessen starb. Des Statius Silven standen bei den Zeitgenossen und bei den nachfolgenden Geschlechtern in großem Ansehen.

Silius 25—101

Statius 45—96

c) Prosa

1. Lateiner

Weniger litten die Prosaiker der silbernen Latinität unter der Ungunst der Zeitverhältnisse; ihre Schriften waren mehr für den Denker als für den praktischen Bedarf berechnet, und manche von ihnen, wie der Geograph Pomponius Mela, der Landwirt Columella und der ältere Plinius, schrieben sogar über Dinge des realen Lebens in gewundenen Worten; daneben blieben sämtliche Historiker (mit Ausnahme des Tacitus, der durch seinen sittlichen Charakter wie durch die Kunst der Darstellung mächtig über die Zeit emporragt), Sueton, Curtius Rufus, Florus u. a., weit hinter den großen Meistern der klassischen Zeit (§ 240) zurück und verraten an Inhalt und Form die Wirkung des unfreien Staatslebens wie der rhetorischen Zeitbildung, Fehler, von denen sich auch weder der Philosoph Seneca mit seiner gespreizten Eleganz und Sentenzenfülle, noch der jüngere Plinius mit seiner weltmännischen Feinheit freizuhalten wußten. Aber ihre Sprache ist, wenn auch nicht klassisch und musterhaft, doch noch immer durchdacht und von griechischer Eleganz und Stilreinheit genährt. Die gelehrten Forschungen und Sammlungen, die schon unter Augustus begonnen waren, dauerten fort und nahmen immer weitere Dimensionen an. Vor allem wurde die römische Rechtswissenschaft (§ 244) ihrer klassischen Blüte entgegengeführt, indem man die Quellen des Rechts, die Gesetze, Magistratsedikte und kaiserlichen „Konstitutionen", die Richtersprüche und Rechtsentscheidungen sammelte, ordnete und erläuterte und die Rechtsbegriffe entwickelte, erörterte und bestimmte; die Durchbildung der Rechtswissenschaft ist die einzige gründliche und dauernd fruchtbare Arbeit des Jahrhunderts gewesen.

2. Griechen

a) Geographie

In andern praktischen Wissenschaften blieben die Griechen noch immer die Lehrmeister; namentlich wurde die Erd- und Weltkunde wie die Geschichtsforschung in den zwei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung noch durch einige namhafte griechische Schriftsteller wesentlich bereichert und vervollkommnet, freilich mit rhetorischer Färbung und unter dem Einfluß der Philosophenschulen und des Zeitgeistes. Der größte Meister der antiken Geographie war Claudius Ptolemäus aus Alexandria, der die Ergebnisse älterer Forschungen über Geographie, Astronomie und Zeitrechnung systematisch zusammengestellt und mit eigenen Beobachtungen vermehrt in Werken (vor allem dem Almagest, vgl. II, 183) niedergelegt hat, die das ganze Mittelalter hindurch in der mohammedanischen und christlichen Welt als höchste Autorität galten. Sein berühmtes geographisches Werk, in dem er dem Marinos aus Tyros folgte, und wo er geographische Länge und Breite der Orte auf seinen 27 wissenschaftlich entworfenen Karten angab, ist bis in die Zeiten der Renaissance hinein das geographische Handbuch der Gebildeten gewesen. — Pausanias, von dessen Leben man nichts weiter weiß, als daß er, in Kleinasien (Kappadokien oder Lydien) geboren, nach vieljährigen Reisen durch verschiedene Länder sich zur Zeit Hadrians oder der Antonine in Rom niederließ, hat in seiner dichterisch gefärbten „Führung (Periegese)

Claudius Ptolemäus um 160

Pausanias um 150

durch Griechenland" eine Menge nützlicher und wissenswürdiger Angaben, Erzählungen und Notizen gesammelt, die, wenn auch nicht immer ganz zuverlässig und mitunter in einer dunklen und gespreizten Sprache und ungeordneten Darstellung vorgetragen, für Religion und Mythologie, für Kunstdenkmale und Künstler, für Geschichte und Landeskunde des griechischen Altertums von höchster Bedeutung sind, so daß er neben dem trefflichen, inhaltreichen Werke Strabos (§ 244) und in Verbindung mit der „geographischen Unterweisung" des Ptolemäus die größte Ausbeute für die Länder- und Völkerkunde des Altertums gewährt. — Für die Geschichtsforschung, b) Geschichte
soweit sie sich nicht auf Zeitgeschichte bezieht, hatten die Römer ebenfalls dem hellenischen Geiste und Fleiß unendlich viel zu danken. Plutarch aus Chäronea in Böotien ist durch seine „vergleichenden Lebensbeschreibungen" wie durch seine zahlreichen „moralischen" Schriften vermischten Inhalts eine reiche lebendige Quelle für die gesamte Altertumskunde geworden; die Feldzüge des großen Alexander und die alten Nachrichten über Indien haben einen trefflichen Bearbeiter in Arrian gefunden, einem Griechen aus Klein- Arrian um 100—170
asien, der bei Hadrian in hoher Gunst stand und, wie sein Vorbild Xenophon, als Philosoph, Staatsmann und Feldherr hervorragte; einzelne Teile der Geschichte des römischen Reichs, besonders des ersten und des zweiten Bürgerkriegs wurde von Appian u. a. behandelt; durch Alians Buch über die Taktik Appian um [illegible]
der Hellenen ist die Kriegsgeschichte vielfach beleuchtet worden. — Hieran schlossen sich eine ganze Reihe anderer wissenschaftlicher Arbeiten; ein anderer Alianus hat zu Caracallas Zeit in zwei Sammelwerken, „Vermischte Geschichten" und „Tiergeschichten", eine Menge lehrreicher Notizen und Nachrichten aus verschiedenen Zweigen der Altertumskunde, wenn auch ohne Kritik und Ordnung, hinterlassen. Die Neigung zur Mystik drang auch in die hellenischen Schriftstellerkreise ein. So feierte der schon oben erwähnte Alius Aristides aus Mysien in seinen „heiligen Reden" mit schwärmerischer Verehrung den Asculapius, der ihm in Träumen Heilung von einer vieljährigen Krankheit und ein neues Leben verhieß, während sein Freund, der Ephesier Artemidoros, in einem „Traumbuch" die Erklärung der Träume, welche Artemidoros um 120
die Götter „der von Natur prophetischen Menschenseele senden", zu einer „heiligen" Wissenschaft ausbildete. — Auch die Heilkunde verdankt den Griechen ihre wissenschaftliche Ausbildung; Galenus aus Pergamum, Galenus 131—200
der Leibarzt des Hadrian, ein unendlich schreibseliger Mann, hat in seinen zahlreichen medizinischen Schriften, von denen noch etwa hundert erhalten sind, die Erfahrungen und Beobachtungen des Hippokrates (§ 130) und anderer älterer Heilverständigen systematisch zusammengefaßt und mit eigenem Wissen bereichert, und an ihn haben sich dann alle die antiken „Mediziner" in ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit angeschlossen. Niederschläge dieser griechischen Einwirkung auf die Lateiner
Schriftstellerei in lateinischer Sprache finden sich sehr vereinzelt und gehören meist der folgenden Epoche (§ 270) an. Die großen Werke des Philosophen Seneka und die Arbeiten der beiden Plinius sind in ihrer Auffassungsform den gleichzeitigen griechischen Arbeiten verwandt, stellen sich aber in ihrem Inhalt als das Ergebnis der Studien früherer Literaturepochen dar, zeigen vor allen Dingen einen unverkennbaren Anschluß an den Alexandrinismus (§ 152—154). Das gleiche gilt auch von der Philologie; nachdem die echte Poesie aus dem Leben und der Literatur verschwunden war, befaßten sich Grammatiker und Kommentatoren mit der Erklärung der altklassischen Dichter, suchten den errungenen Sprachschatz vor Verfall und Untergang zu retten und benutzten die vorhandene Literatur zu Sammelwerken und Auszügen vermischten Inhalts.

Unter den lateinischen Geschichtschreibern der Kaiserzeit sind folgende zu nennen. Q. Curtius Rufus, unsicherer Herkunft, übertreibt Alexanders Taten durch prunkende Schilderungen und rhetorische Deklamation ins Fabelhafte und verrät weder Wahrheitssinn noch tiefere Kenntnisse. C. Vellejus Paterculus, der Bewunderer des Tiberius und Sejan, zu deren Zeit er lebte, schrieb einen gedrängten Überblick der römischen Geschichte, worin er die republikanische Zeit mit einem kurzen Lob abtut, die des Tiberius dagegen nicht genug zu rühmen vermag. Seine Auffassung steht der des Tacitus

a) Lateinische Geschichtschreiber
Q. Curtius um 50 n. Chr.
Vellejus um 30 n. Chr.

genau gegenüber, so daß man seine Glaubwürdigkeit vielfach stark angezweifelt hat. In der Hauptsache wird man annehmen dürfen, daß er ehrlich hat schildern wollen, aber daß die Bewunderung des Tiberius seinen Blick vielfach getrübt hat. Unter Tiberius verfaßte Valerius Maximus eine Sammlung denkwürdiger Taten und Äußerungen von Römern und Nichtrömern, die rhetorischen Zwecken dienen sollte und in rhetorischem Stile geschrieben war.

Valerius Maximus um 30 n. Chr.

Der größte Historiker, P. Cornelius Tacitus, ist an Charakter und Lebensanschauungen der alten Zeit des Freistaats verwandt und ragt wie die letzte starke Säule eines zertrümmerten Bauwerks in die anders geartete und anders gesinnte Kaiserzeit hinein. Er ward zu Interamna im südlichen Umbrien um das Jahr 54 n. Chr. geboren und ist unter Hadrian gestorben, ohne daß man den Zeitpunkt genauer angeben könnte. Nachdem er unter Vespasian einige obrigkeitliche Ämter bekleidet und sich dann der Schreckensherrschaft Domitians durch Schweigen und Zurückhaltung entzogen hatte, wandte er sich unter Trajan in vorgerückten Jahren der Geschichtschreibung zu. Wenn der oben erwähnte „Dialog über die Redner" wirklich von Tacitus herrührt, so war dieses sein erstes Werk. Im Jahr 98, kurz nach der Zeit seines Konsulats, verfaßte Tacitus die treffliche Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters Agricola (§ 249), des Eroberers von Britannien, der als ein Römer der guten alten Zeit geschildert wird, der mitten in der allgemeinen Verdorbenheit dem römischen Nationalcharakter treu blieb. In dasselbe Jahr 98 fällt die Abfassung der kleinen Schrift Germania, in der der Geschichtschreiber die natürliche Beschaffenheit des deutschen Landes und die Sitten und Eigentümlichkeiten seiner verschiedenen Volksstämme darstellte, vielleicht aus eigener Anschauung (denn er soll entweder Prätor in Belgica oder Kommandeur am Niederrhein gewesen sein), aber mit Hinzunahme von älteren Aufzeichnungen oder mündlichen Berichten (§ 242). In dieser Schrift entwirft der Verfasser in klarer, aber lockerer Komposition das vollständigste Bild des damaligen Germanien mit Unbefangenheit und warmem persönlichen Interesse, wenn auch vom Standpunkte eines Römers aus; zugleich geschieht dies in der unverkennbaren Absicht, der einheimischen Verfeinerung und Sittenlosigkeit ein kräftiges Naturleben entgegenzustellen, die Schattenseiten der römischen Verderbnis durch den Lichtglanz germanischer Volkstugend um so mehr hervortreten zu lassen, ein wahrhaft goldenes Buch für die Kunde der deutschen Vorzeit. In den ersten Regierungsjahren Trajans begann sodann Tacitus das größere Werk der Historien, die Geschichte seiner eigenen Zeit von Galba bis auf den Tod Domitians (entweder in 12 oder 14 Büchern, wovon aber nur vier ganz und vom fünften ein Teil erhalten sind) an das er in seinem Alter die Geschichte der Zeit unter und nach Nerva anzureihen gedachte. Aber da nach Beendigung der Geschichtsbücher Trajan noch am Leben war und es nicht passend scheinen mochte, jetzt schon Hand an dessen Geschichte zu legen, so wählte Tacitus das den Historien vorangehende halbe Jahrhundert seit Augustus' Tod zur Behandlung. So entstand sein letztes Werk, die Annalen, eine aus den besten Quellen, den öffentlichen Tagesblättern (Acta § 244) und Urkunden kritisch bearbeitete Geschichte der inneren und auswärtigen Begebenheiten vom Jahr 14 bis 68 nach Chr. in 16 oder 18 Büchern, wovon aber nur die Bücher I bis VI (mit einer Lücke in V und Anfang VI) und die Bücher XI—XVI (jedoch das letztere auch nur zur Hälfte) erhalten sind. Als Tacitus sich an seine große historische Aufgabe machte, war es ihm klar, daß das Prinzipat eine Notwendigkeit geworden war; hierdurch war ihm eine gewisse Resignation in der Darstellung geboten. Obwohl er den Untergang der Freiheit bedauerte, konnte es ihm nicht in den Sinn kommen, ernstlich die Segnungen der neuen Regierungsform zu bestreiten, noch weniger, in seiner Erzählung den Gedanken durchblicken zu lassen, daß man diese Regierungsform zu beseitigen habe. Dazu dachte der vornehme Mann zu klar und vorurteilsfrei. Seine Opposition richtete sich nicht gegen das neue System, sondern gegen dessen Träger, und da die sachliche Kritik der kaiserlichen Politik dem Historiker kein genügendes Feld darbot, so legte er den Schwerpunkt seines Schaffens in die psychologische Entwicklung; die menschlichen Motive jeder Handlung erschienen ihm als das Beachtenswerteste. Dabei hält er seine eigene Beurteilung durchaus nicht zurück und führt die Tatsachen so vor, wie sie ihm erscheinen. Je stärker aber die Individualität des Tacitus war, desto weniger wird man glauben können, daß seine Bilder Abdrücke der Wirklichkeit sind. Er war ein vornehmer, kühl denkender Römer, der gern geneigt war, von allen Menschen das Schlimmste zu denken, dazu in fast unheimlicher Weise darin geübt, die seelischen Vorgänge der Großen dieser Welt zu analysieren. Seine Ausdrucksweise ist trotz der körnigen gedankenreichen Kürze, der oft poetisch gesteigerten Sprache und des abgerissenen Satzbaues nicht ohne künstlerische Sorgfalt und Berechnung, nicht ohne rednerischen Vortrag. Dem rhetorischen Zuge seiner Zeit kam er dadurch entgegen, daß er Reden einschob, die nicht wirklich gehalten worden sind, sondern nur charakterisieren sollen. Auch seine Komposition ist kunstvoll und läßt sorgfältig interessante und weniger interessante Abschnitte miteinander abwechseln. Sein Stil ahmt in den kleinen Schriften dem Sallust und Cicero nach; erst in den Hauptwerken erhebt er sich zu der bekannten taciteischen Gedrungenheit.

Tacitus um 54 bis um 120

C. Suetonius Tranquillus, der gelehrte Vorstand der kaiserlichen Kanzlei (§ 254) unter Hadrian, verfaßte Lebensbeschreibungen der zwölf ersten römischen Kaiser, eine Sammlung biographischer und historischer Notizen und Anekdoten über die Kaiserzeit, größtenteils aus öffentlichen Akten oder mündlicher Erzählung geschöpft. Sie sind, obwohl sie viel nützliches Quellenmaterial enthalten, kritiklos abgefaßt und haben durch ihren in gutem Latein vorgetragenen bösartigen Klatsch viel zu den düstern Bildern beigetragen, die man früher häufig von der Kaiserzeit entworfen hat. Außerdem sind von diesem Schriftsteller noch eine große Zahl grammatischer und rhetorischer Schriften herausgegeben worden. — Unter Hadrian behandelte P. Annius Florus die römische Geschichte ohne Kenntnis und Genauigkeit. Seine Darstellung ist panegyrisch gehalten; er kennt nichts Höheres als das römische Reich und wendet auch üble Ereignisse stets zugunsten des Ganzen. Von dem gleichzeitigen Dichter Florus, einem bekannten Lumpenpoeten, ist er wohl zu unterscheiden. — Von Justinus besitzt man einen mittelmäßigen und ungenauen Auszug aus dem lehrreichen, wohlgeordneten und gutgeschriebenen Werke des Trogus Pompejus, eines gallischen Geschichtsforschers unter Augustus, das zum ersten Male universalhistorischen Charakter zeigt. Es führte den Titel „Philippische Geschichten" (wie das gleichnamige Werk des Theopompos, § 130) und stellt die Entwicklung der großen Weltreiche, speziell des makedonischen Reichs und ihr Aufgehen in die römische Monarchie, dar.

Sueton etwa 75 bis 160

Florus um 120

Justin um 160

Bedeutender als die römischen sind die griechischen Geschichtschreiber der Kaiserzeit, wenngleich auch sie die Spuren der Zeit, wo Despotismus und Aberglauben die Geister gefangen hielten, an sich tragen. Zu den bedeutendsten gehört Plutarch, ein fruchtbarer, vielgelesener philosophischer und historischer Schriftsteller. Sein Leben lang hat er als Privatmann in Böotien geweilt, abgesehen von einigen größern Reisen nach Rom, wo er auch in Hofkreisen Zutritt fand. Ob er Ehrenstellen erhalten hat, ist ungewiß; daß er des Kaisers Hadrian Lehrer gewesen sein soll, ist eine mittelalterliche Sage. Seine Werke werden gewöhnlich eingeteilt in ethische (moralische), worin er teils die platonischen Lehren erläutert, teils die Grundsätze der Stoiker und Epikureer bekämpft, teils sich über praktische Gegenstände (z. B. über Erziehungsfragen) verbreitet, und in Biographien, die so angeordnet sind, daß allemal einem Hellenen ein Römer entgegengestellt und schließlich zwischen beiden ein Vergleich gezogen wird. Es sind im ganzen 23 Paare und vier einzelne Biographien erhalten. Nicht ohne Sinn für die Größe des alten Griechenland und Rom, deren Großtaten und Heldenzeiten er poetisch und rhetorisch als Ideal hinzustellen suchte, wußte er zugleich die vornehmen Kreise seiner Zeit, denen er durch seine Bildung und Stellung angehörte, angenehm anzuregen. Plutarch legt mehr Wert auf Charakterzeichnung als auf die geschichtlichen Taten und ist daher reich an einzelnen Zügen, Anekdoten und Reflexionen. Nach seiner eigenen Angabe ist oft eine kleine Geschichte, ein Wort, ein Scherz eine bessere Bezeichnung des Charakters als große Schlachten und Städteeroberungen. Er besaß eine außerordentliche Belesenheit, aber wenig Kritik in der Auswahl der Quellen. Dennoch sind seine Biographien für die Geschichtskunde des Altertums von großem Werte, da er aus vielen Schriftstellern geschöpft hat, die nicht auf unsere Zeit gekommen sind. Die moralischen Schriften Plutarchs sind von sehr verschiedenem Wert, sie sind oft in dunkler Sprache und geziertem Stil geschrieben und in der Gedankenführung nicht klar; jedoch vermitteln sie manche Kunde aus dem Altertum, die uns sonst entgangen wäre. Am bekanntesten und gelesensten ist die Schrift über Kindererziehung, die Jahrhunderte lang ein beliebtes Schulbuch war. — Eine besondere Stelle nehmen die jüdischen Autoren griechischer Zunge ein, von denen Philo bei den Philosophen erwähnt worden ist (§ 255). Auch einen berühmten Historiker hatten die Juden aufzuweisen, Flavius Josephus, aus priesterlichem Geschlechte, der seine schriftstellerischen Gaben und die während seines langen Aufenthalts in Rom gewonnene Kenntnis der griechisch-römischen Bildung zur Darstellung der Schicksale, des religiösen Entwicklungsganges und der Leiden und Drangsale seines Volkes angewendet hat. In der Geschichte des jüdischen Krieges in 7 Büchern hat er den großartigen Kampf unter Titus bis zur Zerstörung von Jerusalem (§ 249) geschildert; in den 20 Büchern der jüdischen Archäologie und in den zwei apologetischen Büchern über das hohe Alter der Juden gegen den alexandrinischen Grammatiker Apion suchte er durch die Darstellung der früheren Geschichte seines Volkes die Vorurteile der Römer gegen dasselbe zu zerstören.

b) Griechische Geschichtschreiber

Plutarch 46—120

Josephus 37—96

Eine besondere Stellung in der silbernen Latinität nehmen der Philosoph L. Annäus Seneca und die beiden Plinius ein, die sehr verschiedene Eigenschaften in sich vereinigt haben; sie sind der echte Typus der stoffsammelnden und rhetorisierenden Darstellungsweise, die den Zeiten der Kaiserherrschaft vorzugsweise eignet. L. Annäus Seneca, der Sohn des Rhetors Markus Seneca (§ 257), hat sowohl durch seine Lebensschicksale als durch seine philosophischen Werke eine große Bedeutung erlangt. Geboren in Corduba, ward er in Rom erzogen und von den besten Philosophen und Rhetoren ausgebildet. Er schlug die Sachwalterlaufbahn ein und ward sehr schnell berühmt und in

c) Philosophen

L. Seneca 4 vor bis 65 n. Chr.

den höchsten Kreisen heimisch. Schon unter Caligula ward sein Leben bedroht; unter Claudius wurde er auf die Insel Corsika verbannt, aber von Agrippina zurückgerufen und zum Lehrer ihres Sohnes Nero bestellt, der ihn dann nötigte, sich selbst den Tod zu geben (§ 247). Von seinen zahlreichen Schriften sind uns erhalten: 1. eine Sammlung von 124 Briefen an seinen Freund Lucilius aus den Jahren 62—65, eine „Blumenlese" seiner Moral (meist in Anlehnung an Aussprüche älterer Philosophen), reich an Sittenschilderungen und feinen Bemerkungen über Personen und Zustände. 2. Eine Reihe philosophischer und moralischer Abhandlungen, in denen einzelne Teile der Sittenlehre behandelt und erörtert werden, z. B. Von der Gnade; Vom Zorn; Über die Wohltaten; Von der Vorsehung; Von der Seelenruhe; Von der Kürze des Lebens u. a. m. Die überlieferte Angabe, daß der römische Philosoph, in dessen Schriften sich manche Übereinstimmungen mit christlichen Ansichten finden, mit dem Apostel Paulus in Verbindung, ja sogar in Briefwechsel gestanden habe, ist, wenn auch nicht unmöglich, doch geschichtlich nicht nachweisbar. 3. Drei Trostschriften: an seine Mutter Helvia, an Marcia, die Tochter des Historikers A. Cremutius Cordus, der unter Tiberius wegen seines Freimutes hatte sterben müssen, und an Polybius, des Claudius (§ 246) Freigelassenen und Günstling. 4. Die naturwissenschaftlichen Untersuchungen in 7 Büchern, demselben Lucilius gewidmet, an den die Briefe gerichtet sind, das bedeutendste Denkmal der römischen Physik und zugleich ein physikalisches Lehrbuch des Mittelalters, überall mit Moral durchflochten. 5. Endlich besitzt man noch unter Senecas Namen eine von Witz und beißendem Spotte durchzogene Satire in der Menippeischen Art (§ 240) des Varro, „Ein Spiel vom Tode des Claudius" (Apokolokyntosis) genannt, worin Prosa und Verse abwechseln. Sie behandelte in satirischer Form die „Vergöttlichung" des unbehilflichen Kaisers, scheint aber in Wirklichkeit gegen die überlebende Kaiserin Agrippina (§ 247) gerichtet gewesen zu sein, um diese zu demütigen und aus der Regierung zu verdrängen. Außerdem schreibt man ihm zu eine Anzahl Tragödien, dem Sophokles und Euripides in Stoff und Form nachgebildet, selbst mit Beibehaltung des Chors, für den die römische Bühne im übrigen keinen Raum mehr bot. Sie sind den griechischen Mythenkreisen entnommen. An sie schließt sich an die (sicher nicht von Seneca herrührende) einzige römische Praetexta (§ 204), die uns erhalten ist, „Octavia", die das tragische Schicksal der Gattin Neros (§ 247), behandelt, das Werk eines mitfühlenden Zeitgenossen, dem das Schicksal der unglücklichen Fürstin zu Herzen gegangen war. Diese neuen Tragödien, die an die rhetorischen Dramen des Ovids (Medea) und Varius (Thyestes), die in der ersten Kaiserzeit aufkamen, sich anschlossen, sind von den Anfängen der römischen Tragödienpoesie völlig verschieden. Zur Zeit der Republik hatte man sich begnügt, den griechischen Stoff ins Lateinische zu übertragen, und wollte weiter nichts als Dolmetscher sein. Jetzt trat die Rhetorik hinzu und schuf eine neue Form, die durchaus als Neuschöpfung angesehen sein will. Der Dichter prägt seine Individualität aus, und besonders in den Chören spricht er sich über allgemeine Fragen meist in stoischem Sinne aus. Noch deutlicher zeigt sich der Unterschied in der Komposition: nicht die harmonische Gestaltung des Ganzen, sondern die farbenreiche Ausmalung des Einzelnen ist ihm das Wesentliche. Hierbei muß er stark auftragen, um auf die Nerven seiner Zeit zu wirken; daraus geht hervor, was in diesen Tragödien zunächst auffällt: das Maßlose und das forcierte Pathos. Dieser letzte Umstand scheint auch dafür zu sprechen, daß wir Lesedramen vor uns haben. Auf die moderne Literatur hatten sie einen gewaltigen Einfluß, denn die klassische Tragödie der Franzosen hat sich an ihnen gebildet; ihre Rolle war erst mit dem Aufkommen des Klassizismus und der genaueren Bekanntschaft mit den Griechen völlig ausgespielt. — Seneca hat auf das Geistesleben der Mit- und Nachwelt mächtig eingewirkt. Im Gegensatz zu der altrömischen Anschauung, die den Menschen nur als Staatsbürger, das Sittliche nur in Beziehung auf Nation und Vaterland kannte und gelten ließ, nahm Seneca den Gedanken der „antiken Humanität" (§ 203) wieder auf, erhob sich, ihn erweiternd, auf einen rein menschlichen Standpunkt, lehrte ein Sittengesetz, das die ganze Menschheit umfassen sollte, und stellte eine sittliche und göttliche Weltordnung dem Reiche der Wirklichkeit gegenüber mit sichtlicher Angleichung an die später zur Herrschaft gelangten christlichen Lehren. Er war ein Mann von großer Begabung, der mit einer reichen und lebhaften Phantasie und einem schöpferischen Geiste einen scharfen Verstand, ein umfassendes Wissen, ein empfängliches Gemüt verband.

Seneca als Tragiker

Charakteristik der neuen Tragödie

Seneca und die Nachwelt

d) Die beiden Plinius

Plinius der Ältere 23—79

Wie zur Zeit der Republik Varro (§ 240) alle Merkwürdigkeiten, die Italiens Völkerschaften in ihrem geschichtlichen, bürgerlichen und religiösen Leben aufzuweisen hatten, in einer Anzahl umfassender Sammelwerke zusammenstellte, so hat in der Kaiserzeit der gelehrte C. Plinius Secundus aus Comum in Oberitalien mit unermüdlichem Fleiße alles zusammengetragen, was das Altertum über die Natur im allgemeinen wie in ihren einzelnen Teilen und Erscheinungen und über ihre Beziehungen zum Menschen erforscht und aufgezeichnet hat. Trotz der hohen Staats- und Militärämter, die er bekleidete, fand er Muße zu den ausgedehntesten Studien, bis er als Märtyrer seiner Wißbegierde beim Ausbruch des Vesuv seinen Tod fand (§ 250). Plinius hat in seiner Natur-

geschichte oder Enzyklopädie der Naturwissenschaften (mit Einschluß der Astronomie, Geographie und Kunstgeschichte) der Nachwelt ein Riesenwerk hinterlassen, zu dem er die Kenntnisse aus mehr als 400 Schriftstellern sammeln mußte. Ist auch die ungeheure Arbeit nicht in allen Teilen gleich zuverlässig und kritisch gesichtet, ist auch sein Stil ungleichartig, indem die Sprache bald hochtrabend und schwülstig, bald trocken und dürr erscheint, so ist doch das Werk von hoher Bedeutung, vor allem in den Büchern 33—37, die eine der wichtigsten Quellen für die antike Kunstgeschichte darstellen. Neben diesen Büchern verfaßte Plinius noch andere, historische Arbeiten, die die Kriege mit den Deutschen und die Zeit von 41—71 behandelten und jetzt verloren sind. — Sein Neffe und Adoptivsohn C. Plinius Secundus der Jüngere, ein Schüler Quintilians und Liebling des Kaisers Trajan, durch den er zum Konsulat und dann zur Statthalterschaft von Bithynien (§ 251) berufen wurde, war ein edler, mit allen Gütern der Bildung und des Glücks ausgerüsteter Mann. Dem Cicero nacheifernd, verwandte er seine Muße auf die Abfassung von fingierten Briefen an seine Freunde, deren Feinheit und Zierlichkeit in Sprache, Ton und Wendungen einen hohen Begriff von der geselligen Bildung der Zeit geben, die aber durch ihre gezierte Art den Beweis liefern, daß damals ein Werk freierer Geisteschöpfung schwerlich mehr entstehen konnte. Dasselbe geht auch aus Plinius' zweiter Schrift, der im Senate vorgetragenen Antrittsrede bei seinem Konsulat, der vielgenannten Lobrede (Panegyricus) auf Trajan, hervor, worin das Haschen nach geistreichen Wendungen und witzigen Ausdrücken den Leser unangenehm berührt. Ganz anderer Art ist die Korrespondenz zwischen ihm und Trajan, gewöhnlich als 10. Buch bezeichnet, wirkliche Briefe, in denen sich Plinius als ein sehr mäßiger Verwaltungsmann darstellt, während die Entscheidungen Trajans (auch in bezug auf die Christenverfolgungen [II, § 2]) sich durch lapidare Kürze und scharfes sachliches Eindringen auszeichnen.

Plinius der Jüngere 62—115

100

Unter den Grammatikern und Verfassern von Sammelwerken haben sich manche durch ihre Notizen, Erklärungen und Auszüge um das Verständnis der klassischen Literatur sehr verdient gemacht. Unter ihnen ist besonders der berühmte Grammatiker Q. Remmius Palaemon zu nennen, der mit seiner Doktrin die ganze Zeit beherrschte. Q. Asconius Pedianus aus Padua schrieb unter Nero historische Kommentare zu Ciceros Reden, und M. Valerius Probus besorgte zu gleicher Zeit kritische Ausgaben der bekanntesten lateinischen Poeten (Virgil, Terenz, Lucrez u. a.). Hyginus, dessen Lebenszeit nicht mit Sicherheit bestimmt werden kann (§ 244), ist durch seine Sammlung von Fabeln aus dem gesamten Sagenkreis der alten Welt für die Mythologie und durch sein Buch über die Himmelskunde für die Kenntnis der alten Astronomie und das Verständnis der Dichter von Wichtigkeit, so schlecht und nachlässig auch Form und Schreibart sind. Unter den Antoninen schrieb A. Gellius die „attischen Nächte", eine planlose Sammlung von Auszügen vermischten Inhalts aus älteren Schriftstellern. Ohne literarischen Wert hat das Buch doch eine große Bedeutung wegen der Menge von Nachrichten über Sprache, Geschichte, Antiquitäten und andere Gebiete des Altertums, sowie wegen der zahlreichen Fragmente aus verlorenen Werken der klassischen Zeit.

e) Grammatiker und Philologen.
Q. Remmius Palämon um 50
Asconius 3—88
Probus um 60
Hyginus
A. Gellius 130—175

Die Juristen Roms während der silbernen Latinität teilten sich in Praktiker und in eigentliche Rechtslehrer. Im Anschluß an die früher (§ 244) erwähnten Schulen der Sabinianer und Proculianer entwickelte sich eine ganze Reihe tüchtiger Rechtsgelehrter (wie Salvius Julianus [§ 252] und Sext. Pomponius), die auch vielfach bei der Staatsverwaltung mit verwendet wurden. Dem ersteren fiel unter Hadrian die Redaktion des edictum perpetuum zu, das sich an das früher bestehende edictum praetoris anschloß und die Rechtsgrundsätze für die Prozesse für immer festlegte. Es ist zwar nicht erhalten, kann aber aus den Pandekten leicht rekonstruiert werden. Ausschließlich als Schriftsteller trat auf Gaius, ein aus dem Osten des Reichs gebürtiger Jurist. Von ihm rührt ein Lehrbuch (Institutiones) her, das manche für eine Nachschrift mündlicher Vorträge gehalten haben. Wegen seiner Klarheit und Faßlichkeit war das Werk sehr beliebt und diente für die Institutionen des Justinian als Vorlage (II, § 43). Die klassische Zeit der Juristen fällt aber erst in die folgende Periode (§ 270).

f) Juristen

Gaius 110—180

161

D. Verfall und Neugründung des Reiches.

Ausblick. Das Kaisertum hatte sich von Augustus an bis zu dem Tode Mark Aurels zu einer unentbehrlichen Macht ausgebildet, und war seit seiner Begründung immer monarchischer geworden, so daß wohl die Personen wechseln konnten, aber die Einrichtung selbst als gegeben und selbstverständlich angesehen ward. Der Senat trat immer mehr zurück, obwohl man ihn unter den Flaviern und Antoninen wieder stärker herangezogen hatte, als unter den Claudiern. Seine Bedeutung lag nur noch in seinem Wesen als Stand, er selbst war nur noch mächtig, wenn er das kaiserliche Interesse stützte, d. h. also die kaiserlichen

Beamten lieferte. Auch die Beamten wurden in der behandelten Zeit organisiert und hauptsächlich aus dem Ritterstande entnommen. Sie bildeten allmählich eine Stufenleiter, und hatten ihre oberste Stelle im Praefectus praetorio und dem Statthalter von Ägypten. Auch die Offiziere wurden meist aus dem Senatoren- und Ritterstande entnommen.

Die Länder zerfielen, wie schon gesagt (§ 241), in kaiserliche und Senatsprovinzen. Die bevorzugte Stelle nahm Italien ein, dessen Grenzen für immer festgesetzt wurden, und dem man eine Selbstverwaltung überließ. Das Land selbst war völlig lateinisch geworden, und seine beste Kraft saß im Norden. Dagegen verödete der Süden immer mehr, und auch die Campagna um Rom geriet in die unwegsame Einsamkeit und in die Fieberatmosphäre, aus der sie heute erst langsam sich wieder herausarbeitet. Mit der Selbstverwaltung machte man sehr üble Erfahrungen, denn die Finanzen der meisten Gemeinden gerieten in Unordnung und konnten erst dadurch saniert werden, daß Mark Aurel besondere Beamte, die iuridici, einsetzte, die als sachkundige Bürgermeister die Sache wieder ins Geleise brachten. Die Stadt Rom war ungemein gewachsen, und ihr Bannbezirk mußte mehrfach erweitert werden, bis er unter Aurelian wenigstens vorläufig zu einer gewissen Beständigkeit kam. Auch hier wurde die Verwaltung bald ganz kaiserlich, und der praefectus urbi mit seinen Unterbeamten lösten die ehemalige republikanische Beamtenschaft ab. — Der Kern des Reiches lag im Westen, der sich als eine fast völlig romanisierte einheitliche Masse darstellte. So waren Sizilien, Spanien und das narbonensische Gallien fast völlig römisch. Nicht ebenso das übrige Gallien, das manche Besonderheiten zeigte; hier war der Stamm, nicht die Stadtgemeinde die Grundlage der Provinzialverwaltung. Dies zeigte sich darin, daß die Hauptorte vielfach den eigentlichen Namen verloren und dafür den Stammnamen annahmen (so Lutetia den der Parisii, Durokortorum den der Remi = Reims, Samarobriva den der Ambiani = Amiens). Auch sonst zeigten sich dort Besonderheiten: die nach Augustus genannten Städte z. B. setzten sich nicht mit dem Stammnamen (wie Augusta Rauricorum) zusammen, sondern nehmen keltische Endungen an (Augustonemetum, Augustodunum). Fernerhin hatte dieses Land ein besonderes Wegmaß, die leuga (lieue) = 1½ römische Milia. Auch die Außenprovinzen Britannien, die beiden Germanien und das Decumatland wurden stark romanisiert, und ebenso ging es in Noricum, Vindelicien und beiden Pannonien, wo die vorgefundene Keltenbevölkerung entweder im Römertum aufging oder sich verzogen hatte. Ähnlich lagen die Verhältnisse in beiden Mösien, die später durch Dacien gedeckt wurden. Hier faßte die römische Kultur besonders tief Wurzel und lebt im Rumänentum bis heute noch fort.

Behandlung des Westens

Behandlung des Ostens

Anders lagen die Dinge im griechischen Osten, der sich immer nur als unterworfenes, nie innerlich zu Rom gehöriges Gebiet gefühlt hat. Hier traten die Kaiser auch wesentlich vorsichtiger auf. Wie sie dort Griechisch als zweite Amtssprache anerkannten, so ließen sie auch griechische Anschauungen und Einrichtungen weiter bestehen. Mit dem großen Sinn, der die Kaiserverwaltung überall auszeichnete, ließen sie alles Nebensächliche bis an die äußerste Grenze zu (minima non curat praetor), während sie freilich das Notwendige mit unerbittlicher Folgerichtigkeit durchführten und Regungen des Gemütes sie nicht von der einmal vorgezeichneten Bahn abzubringen vermochten. Das zeigte sich besonders in der Behandlung des Orients, den sie vor allem in Kleinasien aus der fast unübersehbaren Buntscheckigkeit der Staatenbildungen nach und nach zu einer Einheit verschmolzen. Die zahllosen Klientelstaaten und die ebenso zahllosen Verfassungen verschwanden vor der Einheitlichkeit der römischen Verwaltung, und aus dem fast geräuschlos verlaufenden Umformungsprozeß vermag man zu ersehen, wie klug und fest die Römer waren, die die einheitliche Provinz Vorderasien schufen, und deren Arbeit und ihre Früchte alle nachfolgenden Regierungen genossen haben und bis heute noch genießen. Vor allem traten die Römer als Städteerbauer auf und setzten damit das Werk der Diadochen (§ 146) fort. So manche

Stadt Cäsarea schloß sich an die Seleukia und Apamea älterer Zeiten an, und wo es keine Städte gab, wurden sie von den Römern begründet, so Palmyra, Petra u. a. m. Das gleiche Verfahren schlugen sie in Afrika ein, das freilich energisch romanisiert wurde. Thamugadi, das afrikanische Pompeji, Lambäsis, Theveste u. a. bezeugen die nachhaltige Kraft der Römer, die auch beständig strebten, die sehr unbestimmt gehaltene Südgrenze festzulegen, und eine ganze Reihe Entdeckungsfahrten dorthin unternahmen, bis sie an einen Nebenstrom des Niger gelangten, den sie fälschlich für den Oberlauf des Nil ansahen. Auch der Atlas wurde mehrfach überschritten und Mauretanien, mit Ausnahme des Rif (vom lat. ripa), ziemlich romanisiert.

Einheitlichkeit der Verfassung

Alle diese Provinzen suchten nun die Römer zu einer einheitlichen Verwaltung zu verschmelzen. Es ist die Großtat des Kaisertums, diesen Prozeß bis zur Zeit des Septimius Severus und Diokletian durchgeführt zu haben. Als Verwaltungsbeamte fungierten die Korrektoren, die fast überall die Munizipalverfassung (§ 181, 241) und das Steuersystem (§ 251) der Römer durchsetzten. Einen Haupthebel dazu bildete die immer größere Ausdehnung des Bürgerrechts und des Rechts, Beamtenstellen zu erlangen. Den Abschluß bildete die constitutio Antoniniana des Caracalla (§ 259). Dazu verbreitete sich auch das römische Recht über das ganze Reich, das allmählich aus einem Stadtrecht zu einem Reichsrecht sich auswuchs, und das weit entwickeltere griechische Recht verdrängte. Konservativ und doch geschmeidig, wurde es alljährlich durch das edictum praetoris verkündet, immer dasselbe und doch immer neu. Der juristische Sinn der Römer kam dabei voll zur Geltung, und die alte Verbindung von Jurist und Politiker schmolz sich vielfach in die neue des Juristen und Soldaten um. Nicht wenige große Juristen sind auch Gardepräfekten gewesen.

Reichsrecht

Den gleichen Vorgang sehen wir auch in der Verschmelzung der Religionen. Die hellenisierte römische Religion nahm alle die fremden Kulte widerstandslos auf und bestand nur auf zweierlei: der Anerkennung des Kaiserkultes, der sich immer mehr ausbreitete und verästelt hatte, und der Zeremonie des Opfers, die man für unerläßlich hielt, weil der Kaiserkult, der für alle verbindlich war, sie verlangte.

Reichsreligion

Vereinheitlichung des Staates war also die Aufgabe dieser und der nächsten Periode. Sie war noch nicht ganz gelöst, als Mark Aurel starb, und ist unter der Dynastie der Severe nur langsam weitergefördert worden. Aber trotz aller inneren und äußeren Wirren, besonders der Periode nach 235 bis zur Thronbesteigung Diokletians, wurde sie nie aus den Augen verloren, und Diokletian und seine Nachfolger bis Konstantin haben dann das Werk gekrönt und Einrichtungen getroffen und Verwaltungsgrundsätze geschaffen und ausgebildet, die zum Teil heute noch verwendet werden und von jeher als Ausfluß hoher und konsequenter politischer Weisheit angesehen worden sind.

Haupttendenzen der inneren Verwaltung

§ 258. Commodus und seine Nachfolger (180—193). Nach den beiden Antoninen kam ein rascher Niedergang. Mancherlei Ursachen haben ihn herbeigeführt: die Jämmerlichkeit einzelner Kaiser, das Fehlen einer geordneten Thronfolge, der Übermut der Truppen, das Bedürfnis der einzelnen Reichsteile nach Verwaltungsmittelpunkten und die Angriffe der Barbaren. Am schärfsten trat der Übermut der Truppen hervor; es hatte sich ein Soldatenstand gebildet, der hauptsächlich aus rüstigen und waffenkundigen Bewohnern der fernen unkultivierten Provinzen zusammengesetzt war, immer mehr durch germanische und andere barbarische Mietstruppen vermehrt wurde und nur durch hohen Sold und Geldspenden der Kaiser in Gehorsam gehalten werden konnte. Die streitbarsten Kriegsmänner gingen aus den germanischen Ansiedlern hervor, die unter bestimmten Vertragsbedingungen als „Lätēn" (halbfreie Leute [vgl. II, § 39]) in den

Übergewicht des Soldatenstandes

römischen Reichsverband aufgenommen wurden. Die Truppen waren ein allzeit schlagfertiges Werkzeug in der Hand ehrgeiziger Führer und bestimmten meistens das Schicksal der Regierung. Oft genug vertraten sie dabei auch die Sonderinteressen der Reichsteile. Der Bürgerstand bedeutete in Italien wenig, zumal sich seine wirtschaftliche Lage trotz der ruhigen Zeiten von Jahr zu Jahr unter dem unerträglichen Druck, der auf ihm lastete, verschlechtert hatte; selbst die vornehmsten Leute, wie die Dekurionen oder Kurialen, in den Munizipalstädten dem römischen Senatorenstand entsprechend, versanken mehr und mehr in Verarmung, so daß immer weniger Leute den mit diesen Ehrenämtern verbundenen Pflichten und Obliegenheiten zu genügen vermochten und die Bürgerschaft großenteils dem niedrigen Stande der Gemeinbürger oder der halbfreien Kolonen, der bäuerlichen Landbevölkerung, angehörte. Neben diesen lebte über alle Teile des Reichs zerstreut ein verachteter, rechtloser Sklavenstand, aus dem weder der Soldatenstand noch der Bürgerstand neue Kräfte ziehen konnte; er bestand teils aus rohen Fechtern, Hirten, Fabrik- und Feldarbeitern, teils aus verweichlichten Dienern des Luxus und der Verfeinerung.

Rückgang der bürgerlichen Bevölkerung

Die Kaiser teilten entweder die Brutalität und Grausamkeit der an Mißachtung ihrer Mitbürger gewöhnten Soldaten oder die Sinnengenüsse und die entnervende Weichlichkeit der vornehmen Stadtbewohner. Sowohl der Sold und die Geldspenden an die Soldaten als der Luxus und die Schwelgerei der Hofhaltung und die glänzenden Spiele und Erheiterungen für das schaulustige Volk machten Erpressungen und immer erneuten Steuerdruck notwendig und schlugen dem Wohlstande der Provinzen tiefe Wunden. Trotzdem aber, daß die römischen Imperatoren noch bei ihren Lebzeiten sich als Götter verehren ließen, und auf ihren Altären zu opfern als Zeichen loyaler Gesinnung galt, verlor ihre Stellung immer mehr an Bedeutung. Denn der eigentliche Schwerpunkt des römischen Reichs fiel immer mehr an dessen Peripherie. Die Verteidigung der Reichsgrenze wurde immer mehr die Hauptsache und damit traten die dort kommandierenden Statthalter in den Vordergrund, während die im Mittelpunkt des Reichs weilenden Kaiser immer mehr an Bedeutung verloren.

Commodus 180—192

M. Aurelius Commodus Antoninus, Mark Aurels unwürdiger Sohn, besaß die grausame Neigung, alles zu vernichten, was den Charakter der Ehrenhaftigkeit trug; die Annalen seiner Regierung sind mit dem Untergange unschuldiger Männer und Frauen gefüllt. Das Gewerbe der Delatoren blühte unter ihm von neuem auf, und der Senat wurde in der furchtbarsten Weise dezimiert, um dem ewig geldbedürftigen Kaiser neue Schätze zu verschaffen. Besonders, seitdem des Kaisers Gattin Crispina und seine Schwester Lucilla einen Mordanschlag gegen ihn gestiftet hatten, und der Mörder mit den Worten: Dies schickt dir der Senat! auf ihn losgestürzt war und nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, steigerte sich die Schreckensherrschaft zu unerträglicher Höhe. In der langen Reihe von Bluttaten, die des Commodus Regierung aufweist, ist der einzige Lichtblick das Aufhören der unter seinem Vater betriebenen Christenverfolgungen. Commodus selbst hat sich fast

183

gar nicht um die Regierung gekümmert; das überließ er den Genossen seiner Ausschweifungen. Während der Kaiser sich an blutigen Fechterspielen ergötzte und selbst als „römischer Herkules" zum Kampfe mit Gladiatoren und wilden Tieren in die Arena des Amphitheaters hinabstieg, wüteten der Präfekt der Leibwache, der herrschsüchtige und ehrgeizige Perennis und nach dessen Hinrichtung der habgierige Freigelassene Kleander, in des Kaisers Namen ärger als die Pest und Hungersnot, die gleichzeitig die unglückliche Hauptstadt heimsuchten. Weil Rom nicht genügend mit Lebensmitteln versorgt wurde, entbrannte ein Aufstand, da man diesem habsüchtigen Menschen die Schuld an der Teuerung gab. Commodus opferte den Kleander der Wut des Volkes; die Römer schleiften den Körper des Gefallenen in der Stadt umher und steckten sein Haupt auf eine Stange. Schließlich richtete sich die Wut des Commodus auch gegen seine allernächste Umgebung, so daß diese sich genötigt sah, um ihrer eigenen Sicherheit willen den Kaiser zu beseitigen. — Nach außen hin herrschte im ganzen Ruhe. Nur an den entlegensten Grenzen mußte das Reich verteidigt werden, so in Kaledonien, Dakien und an den Südgrenzen der afrikanischen Provinzen. Besonders in Dakien waren die römischen Waffen siegreich, und es gelang, eine größere Anzahl Besiegter als Untertanen in der Provinz anzusiedeln. Infolge des harten Steuerdrucks traten im Innern des Reichs an verschiedenen Stellen anarchische Zustände ein, und es bildeten sich, vor allem in Gallien, gewaltige Räuberbanden, die sogenannten desertores, die, als Heimatlose und von der Verzweiflung getrieben, zu Verbrechern wurden, und gegen die sich die römische Polizei als machtlos erwies.

185 189 182—184

Als Commodus endlich von seiner eigenen Umgebung unter Mitwirkung seiner Konkubine Marcia, einer Christin, ermordet worden war, ergriff der rechtschaffene und einfache General P. Helvius Pertinax die Zügel der Regierung. Jedoch war die Rückkehr dieses wackeren Mannes zu der Regierungsweise Mark Aurels nicht nach dem Herzen der Prätorianer, und als er nach einer Regierung von 87 Tagen seine Reformversuche mit einem gewaltsamen Tode gebüßt hatte, boten diese den Thron an den Meistbietenden feil und übertrugen ihn schließlich dem reichen Schlemmer M. Didius Julianus gegen eine hohe Geldsumme. Aber die Zeit, in der die Hauptstadt für die Kaiserwahl maßgebend war, war vorbei, und auch dem neuen Imperator war nur eine kurze Frist beschieden.

Neujahr 193 Pertinax 1. Jan. bis 28. März 193 M. Didius Julianus 29. März bis 2. Juni 193

§ 259. Die Dynastie des Septimius Severus (193—235). Das Sasanidenreich. Dem zügellosen Treiben der Prätorianer hatten die Legionen in den Grenzländern schon lange mißgünstig zugesehen; hauptsächlich aus Neid, weil sie leer ausgehen sollten, während jene die großen Geschenke einheimsten, die die neu antretenden Kaiser beim jedesmaligen Regierungsantritte geben mußten. Bei Pertinax' Tode riefen deshalb die syrischen, die britannischen und die pannonischen Legionen gleichzeitig ihre Feldherren als Kaiser aus; der bedeutendste der drei Kronprätendenten war L. Septimius Severus, ein geborener Afrikaner (geb. 146 zu Leptis), der schon jahrelang an der

Septimius Severus 193—211

Donaugrenze den Oberbefehl innegehabt hatte. Dieser kühne und entschlossene Mann zog in Eilmärschen nach Rom, löste die zuchtlose Prätorianergarde auf und bemächtigte sich an der Spitze seines Heeres der Regierung. Dann wandte er sich gegen seine beiden Mitbewerber. Den einen, D. Clodius Albinus, der in Gallien zum Kaiser ausgerufen war, hielt er dadurch hin, daß er ihm den Titel Cäsar gab und
Pescennius Niger 193—194 ihm die Nachfolge in Aussicht stellte, dem anderen, C. Pescennius Niger, der sich in Asien zum Kaiser gemacht hatte, trat er mit Waffengewalt entgegen, schlug ihn und seine Unterfeldherren aus Europa hinaus und entriß ihm in einer gewaltigen Schlacht bei Issos Krone und Leben. Byzanz, das bis 196 treu zur Fahne des Niger gehalten hatte, konnte er erst nach dreijährigem Widerstand erobern; er ließ dessen Mauern schleifen und gab die wehrlose Stadt plündernden Freibeutern preis; aber mit unverwüstlicher Lebenskraft erhob sie sich von ihrem Fall und wurde bald wieder eine der blühendsten Städte des Reiches. Im Anschluß an die Kämpfe mit Pescennius zog der Kaiser dann auch gegen die mit jenem verbündet gewesenen Parther, eroberte 195—196 das nördliche Mesopotamien bis an den Tigris und entriß ihnen die Stadt Nisibis. Kurz darauf wendete sich Severus gegen seinen Nebenbuhler Albinus und setzte sich schon im Anfang 197 durch
19. Febr. 197 die glückliche Schlacht von Lyon in den Alleinbesitz der Macht. Sodann nahm er abermals (197—199) den Krieg gegen die Parther auf, verjagte den Vologases IV., der die Kämpfe in Gallien sich zunutze gemacht und die verlorenen Provinzen zurückerobert hatte, aus Mesopotamien, entsetzte die Festung Nisibis und eroberte sogar die Hauptstadt Ktesiphon (198). Dagegen gelang es ihm nicht, das feste Hatra zu nehmen. Im Friedensschluß mußten die Parther Mesopotamien
199 abtreten, das nunmehr römische Provinz wurde. Severus blieb noch eine Weile im Süden, wo er die römische Herrschaft organisierte. Der noch erhaltene Triumphbogen auf dem Forum in Rom ist zu Ehren dieser Taten errichtet worden. In einer ganzen Reihe orientalischer Landschaften führte er Ordnung und Wohlstand ein. Ferner stellte er den strengen P. Fulvius Plautianus an die Spitze seiner Armee, bildete an Stelle der aufgelösten Prätorianer eine neue Leibwache aus allen Truppenteilen und warf alle Widersacher der kaiserlichen Macht unter den vornehmen Ständen unbarmherzig zu Boden. Eine dunkle Geschichte ist der Tod des früher mit ihm befreundeten Plautianus, den sein eigener Schwiegersohn, der Thronfolger Caracalla, beschuldigte, nach der Herrschaft zutrachten, und der um 204 auf geheimnisvolle Weise aus dem Wege geräumt wurde. Da Severus dem Senat seine Macht stark beschnitt, die Leitung der Rechtspflege und des Staatshaushaltes wiederum hochgestellten Beamten übertrug, die Leitung der Verwaltung seinem rechtsgelehrten Gardepräfekten anvertraute und sein ganzes Vertrauen auf seine Heere setzte, so wurde er der eigentliche Vollender der Militärherrschaft. Jedoch war seine innere Regierung ohne jeden Tadel; er war sehr rege als Gesetzgeber, zog den berühmten Rechtsgelehrten Amilius Papinianus (§ 270) an sich, machte ihn zum praefectus praetorio und war auf das sorglichste be-

dacht, im Reiche die Ordnung wiederherzustellen. Unter ihm wurde das Verbot des Übertritts zum Christentum gegeben; doch erfreuten sich die Christen selbst der Duldung.

Sein Tod zu Eburācum (York) in Britannien, wo er nach einem mühseligen Feldzuge in die schottischen Berglande das Ungestüm der Kaledonier durch neue Grenzbefestigungen (Severuswall) zu hemmen gesucht hatte, brachte seinen grausamen und eiteln Sohn M. Aurelius Antoninus Caracalla an die Regierung, der, des Vaters Lehren getreu, die Soldaten allein ehrte, alle andern Menschen aber mit Verachtung behandelte. Zunächst beendete der neue Herrscher den kaledonischen Krieg dadurch, daß er mit seinen Truppen bis an die alte Grenze zurückwich, und kehrte dann nach Rom zurück. Hier ermordete er seinen Bruder Geta, den ihm der Vater zum Mitregenten gesetzt hatte, in den Armen seiner Mutter Julia Domna, ließ seinen Lehrer Papinianus hinrichten, weil dieser sich weigerte, den Brudermord zu rechtfertigen, und führte Tausende zur Schlachtbank, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen. Auf seinen Kriegen gegen die Alamannen (II, § 16), gegen die Karpen im Donaugebiet und gegen die Parther am Euphrat äffte er Alexander nach. Dabei zeichnete ihn, neben der rohen Leidenschaft für Gladiatorenspiele und Zirkusabenteuer, die tollste Verschwendungssucht aus, so daß die Staatskasse, die Severus sorglich gefüllt hatte, sich bedenklich leerte und der Kaiser zu allerhand Mitteln greifen mußte, um sie wieder zu füllen. Zur Erhöhung der Steuern und der militärischen Leistungsfähigkeit verlieh er allen Freigebornen im ganzen Reich das römische Bürgerrecht. Diese sogenannte Constitutio Antoniniana ist der Abschluß der Ausgleichsbestrebungen zwischen allen Teilen und Angehörigen des weiten Reichs, in dem nunmehr das staatsbürgerliche Prinzip über alle Nationalitätsunterschiede und -vorrechte den Sieg davongetragen hat. Von des Kaisers Prachtliebe geben noch jetzt die riesigen Ruinen der Thermen des Caracalla mit ihren weiten Wölbungen und Hallen und den zahllosen Kammern und Gemächern beredtes Zeugnis.

4. Febr. 217

Caracalla 211—217

Dez. 211

constitutio Antoniniana 212

Nach dem gewaltsamen Tod des lasterhaften Wüterichs auf einem Feldzug gegen die Parther gelangte zuerst sein Mörder, der Präfekt M. Opellius Macrinus auf den Thron, der seinen jungen Sohn Diadumenianus zum Cäsar erhob. Macrinus beendigte zunächst den Partherkrieg, der bis dahin mit wechselndem Erfolge geführt worden war, und suchte dann einige Reformen einzuführen. Er bewilligte Steuernachlässe, verringerte die Soldzahlungen und verbannte die Familie des Severus nach den Städten des Orients. Dies erregte eine große Mißstimmung gegen ihn und führte zu seiner und seines Sohnes Ermordung durch die eigenen Soldaten.

8. April 217

Macrinus 217—218

8. Juni 218

Auf ihn folgte Caracallas Verwandter, der Priester des syrischen Sonnengottes zu Emĕsa, M. Aurelius Antoninus Heliogabălus (Elagabal) auf den Thron, ein weichlicher, grausamer Wollüstling, der durch Einführung des unsittlichen Baaldienstes (§ 41) aus Syrien sich wenig rühmlich bekannt gemacht hat. Der „Gott von Emĕsa", ein schwarzer, kegelförmiger, mit kostbaren Edelsteinen gefaßter Stein (ähnlich dem schwarzen Stein in der Kaaba zu Mekka [II, § 51]),

Heliogabal 218—222

bekam auf dem Palatin seinen Tempel und wurde von syrischen Frauen unter üppigem Tanz und mit reichen Opfern gefeiert, während der römische Senat in asiatischer Tracht die Tempeldienste versah. Die Regierung führte für ihn seine Großmutter Julia Mäsa, die Schwester der Julia Domna (der Mutter Caracallas), die nach Kräften bemüht war, die Torheiten des Enkels auszugleichen. Die sinnlose Regierung des noch nicht zwanzigjährigen Wüstlings endete schließlich damit, daß die Soldaten seiner überdrüssig wurden und ihn ermordeten.

Alexander Severus 222—235

Sein dreizehnjähriger Vetter M. Aurelius Alexander Severus folgte ihm auf dem Throne. Die Regierung dieses Kaisers, der unter der vortrefflichen Vormundschaft seiner Mutter Mamäa und seiner Großmutter Julia Mäsa stand, war der letzte Lichtpunkt vor der kommenden Anarchie. Der junge Kaiser war ein einfacher, sittlich reiner Mensch, der dem Senate die ihm unter Septimius Severus entrissenen Rechte zurückgab, den Ratschlägen seiner verständigen und den Christen gewogenen Mutter Gehör schenkte und im übrigen sich von dem bekannten Juristen und Gardepräfekten Domitius Ulpianus (§ 270) leiten ließ, der in Wirklichkeit die Zügel der Regierung führte. Alexander hätte Großes erreichen können, wenn es die zuchtlosen Soldaten, die damals Kaiser erhoben und stürzten, zugegeben hätten; für diese rohen zügellosen Horden aber und für die Leitung so schwieriger Staatsverhältnisse waren seine Kräfte zu schwach. Die Milde seines Charakters und seine häuslichen Tugenden hatten sich so wenig Einfluß zu verschaffen gewußt, daß die über Ulpians Strenge erbitterten Prätorianer den großen Rechtsgelehrten ungestraft vor des Kaisers
228 Augen ermordeten und Volk und Garden sich drei Tage lang in den Straßen Roms blutig bekämpften.

Das neupersische Reich

Auch an des Reiches Grenzen rührten sich überall die Feinde. Bedenklich wurde die Lage aber erst, als in Parthien die fast fünfhundertjährige Herrschaft der Arsakiden niederbrach. Diese fast ganz hellenisierte Dynastie hatte bei ihren Untertanen durch die schweren Niederlagen, die ihr Mark Aurel und Septimius Severus zugefügt hatten, alles Ansehen verloren; dazu kamen die beständigen Thronstreitigkeiten zwischen den einzelnen Zweigen der Herrscherfamilie. Nun rief in Persis ein Abkömmling des alten Achämenidenhauses, Ardeschir (Artaxerxes), seine Landsleute zum Aufstand auf, besiegte in drei blutigen Schlachten die Parther, erschlug ihren König Artaban IV. und machte der Herrschaft der Arsakiden bis auf Armenien, das ihnen noch verblieb, ein Ende. So begründete er, nach seinem Großvater Sasan die neue Dynastie benennend, das neupersische Reich der Sasaniden (II, § 50). Die Römer bekämpften den neuen, mächtigen Feind, ohne daß Alexander Severus große Erfolge davongetragen hätte; jedoch wurden die Grenzen, die Septimius Severus befestigt hatte, festgehalten. Ardeschir stellte inzwischen die altpersische Lichtreligion des Zarathustra (Mazdaismus, § 52) in ihrer ursprünglichen Einfachheit wieder her. Die Feueraltäre wurden von neuem aufgerichtet, und der mächtige Priesterstand der Magier, den König an der Spitze, opferte und betete auf ihren Stufen. Das

griechisch-römische Heidentum wie die Bekenner des Christentums erlitten unter dem neuerwachten Fanatismus der Sasaniden blutige Verfolgungen. Ihren Herrschersitz schlugen diese zunächst in Persis, späterhin in der neuen Hauptstadt Madain (dem alten Ktesiphon und Seleucia) auf. Den Königsthron umgab ein mächtiger Priesterstand und ein ritterlicher Lehnsadel, Verhältnisse, die an das christliche Mittelalter erinnern. Die neue Dynastie suchte nun auch die Grenzen des alten Achämenidenreichs wieder aufzurichten, und mindestens die alte Provinz Mesopotamien wieder zu erobern. Es gelang auch, die zuchtlosen römischen Truppen von dort zu verdrängen und 231 bis nach Syrien und Kappadokien vorzudringen. Da erschien der Kaiser selbst, rückte mit drei Heeren vor und warf die Neuperser zurück; aber die Verluste waren sehr groß gewesen, und eine neue Bedrängnis des Reichs rief den siegreichen Feldherrn nach dem Westen.

Das Sasanidenreich 227—651

Bei den Persern war die Erinnerung an ihre ehemalige Weltherrschaft niemals ganz erloschen; die langen Thronstreitigkeiten unter den Arsakiden*) und eine Reihe Kämpfe, die die Parther mit den von Nordosten herandrängenden Nomaden Turans zu bestehen hatten, brachten den tapfern Fürsten des eigentlichen Persien, Ardeschir, den Sohn Papaks (daher sein Beiname Babekan) zu dem Entschluß, eine Restauration des alten Achämenidenreichs zu versuchen. Nach mannigfachen Kämpfen gelang es ihm, das Arsakidenreich in Parthien zu beseitigen; das gestürzte Herrscherhaus nahm seine Zuflucht nach Armenien, wo Chosroes (225—258) ihm gastliche Aufnahme gewährte und zugleich Streitkräfte sammelte, um die befreundete Herrscherfamilie auf den Thron zurückzuführen. Jedoch blieb dieses Unternehmen vergeblich; Ardeschir benutzte die Uneinigkeit der arsakidischen Prätendenten und befestigte seinen Thron dadurch, daß er durch die Heirat mit einer arsakidischen Prinzessin sich eine gewisse Legitimität erwarb, und daß er sich auf die nationalen Elemente seines Reiches stützte und den überwuchernden Hellenismus zurückdrängte; seit Ardeschir verschwand in Persien die griechische Schrift und Sprache, und an ihre Stelle trat das einheimische Pehlewi, eine jüngere Schwester des ausgestorbenen Altpersisch. — Schon Ardeschir hatte sich vorgenommen, den Parthern die alte Reichsgrenze im Westen, den Euphrat entlang, zurückzuerobern. Unter ihm und seinem Nachfolger Sapores I. (Schapur) gingen die Kämpfe um Mesopotamien unentschieden hin und her; einige Male versuchten die Sasaniden sogar, sich Syriens zu bemächtigen, jedoch das mächtige römische Lehnskönigreich von Tadmor, in dem die Dynastie der Odänathe herrschte, hinderte den kühnen Vorstoß. Am mächtigsten war Sapores, als er den römischen Kaiser Valerian (§ 260) mit seinem Heere gefangen hatte. Eine Skulpturentafel unter den Achämenidengräbern in Pasargadä (§ 54) zeigt den Sasaniden, wie er die Römer demütigt und zur Erbauung der großen Städte (Gondischapur u. a.) anhält. — Nach der kurzen Regierung von Hormisdas I. (Ormizd) folgte Bahram I. (Varahran) I., unter dem der merkwürdige Religionsstifter Mani (geb. 214) hingerichtet ward (II, § 5). Seine Religion ist der Mazdaismus, geht aber auf die älteste Form der altpersischen Religion zurück und zeigt mit dem Buddhismus verwandte Züge. Viele manichäische Gedanken gingen in die Lehre der christlichen Gnostiker (II, § 5) über, haben sich, trotz scharfer Verfolgung, im Orient erhalten und sind in den Anschauungen der morgenländischen Christen wiederzuerkennen. — Die nächsten sasanidischen Fürsten sind sehr unbedeutend gewesen. Unter ihnen dauerten die Kämpfe mit den Römern fort (§ 260). Unter Narses mußten sogar einmal fünf Provinzen an die Römer abgetreten werden, um den Frieden zu erkaufen. Einen neuen Aufschwung nahm das Perserreich erst unter dem unermüdlichen Sapores (Schapur) II., der sich wie sein großer Ahn vorgesetzt hatte, die Grenzen des alten Achämenidenreichs wiederherzustellen. Er gab dies auch äußerlich dadurch kund, daß er die Hauptstadt des Reichs aus der Landschaft

Ardeschir 227—240

Sapores I. 240—272

Ormizd I. Bahram I. 272—277

Bahram II. 277—292

Narses 292—301

Ormizd II. 301—310

Sapores II. 310—380

*) Arsakes I. 250—248. Tiridates 248—214. Artaban I. 214—196. Priapatios 196—181. Phraates I. 181—174. Mithridates II. 174—136. Phraates II. 136—127. Artaban II. 127—124. Mithridates II. 124—87. Muaskiros 87—77. Sanatroikes 77—68. Phraates III. 68—60. Mithridates III. 60—56. Orodes I. (Pakorus) 56—37. Phraates IV. 37—2. Phraatakes 2 vor—4 n. Chr. Orodes II. 4. Bonones 4—12. Artaban III. 12—42. Bardanes 42—51. Gotarzes 42—51. Meherdates 42—51. Bonones II. 51. Vologases I. 51—78. Pakorus 78—108. Chosroes I. 108—130. Vologases II. 130—148. Vologases III. 148—190. Vologases IV. 190—209. Vologases V. 209. Artaban IV. 209—227.

Persis nach Ktesiphon, der alten Arsakidenhauptstadt, verlegte. Seine Erfolge gegenüber den römischen Kaisern (§ 262—265) führten schließlich dazu, daß der Euphrat wiederum die Grenze zwischen den beiden Großreichen wurde und auch bis zur Schlacht von Nehavend (II, § 50) geblieben ist. Auch das Königreich Armenien wurde von ihm einverleibt; der
363 letzte armenische König aus einer Nebenlinie der Arsakiden, Arsakes III., starb im „Schlosse der Vergessenheit" eines geheimnisvollen Todes. Unter Sapores II. fanden auch Kämpfe mit den Chazaren (im östlichen Kaukasus) statt, die eine große Ausdehnung des Perserreichs nach Nordosten voraussetzen. Die Christen wurden von dem eifrigen Anhänger des
Ardeschir II. 380—384 Mazdaismus vielfach verfolgt und in Persien und Armenien ausgerottet, da man ihnen,
Sapores III. 384—386 wohl nicht mit Unrecht, politische Umtriebe zugunsten des römischen Reichs nachsagte.
Bahram III. 386—399 Erst mit dem Aufkommen des Nestorianismus (II, § 28), der im römischen Reich als
Jezdegerd I. 399—420 Ketzerei galt, hören die Christenverfolgungen auf. — Auf Sapores II. folgten in kurzen Regierungen seine Söhne Ardeschir II., Sapores III. und Bahram (Varahran) III., unter dem ein Teil Armeniens an die Oströmer verloren ging. Des letzteren Sohn war Jezdegerd I. der Böse (II, § 50).

Einfall der Alamannen in das Zehntland

Eine zweite Gefahr drohte dem Reiche an der Nordgrenze, wo die Germanen nach Bildung der großen Völkerbündnisse erstarkt waren (II, § 16); die Alamannen waren in das Zehntland eingebrochen und schickten sich nunmehr an, den Rhein zu überschreiten. Hierhin eilte Alexander Severus, fand jedoch bei Mainz in einer Meuterei der
19. März 235 Soldaten sein blutiges Ende, ein Mann, der, in anderen Zeiten geboren, ein Segen des Reichs geworden wäre.

§ 260. Die Zeiten der Anarchie (235—284). Die Ermordung
Maximinus Thrax 235—238 des Alexander Severus, deren Urheber der thrakische Offizier C. Julius Verus Maximinus (geb. 173) war, brachte das Reich in solche Verwirrung, daß in zwanzig Jahren zwölf Imperatoren erhoben und gestürzt wurden. Maximinus, der seinen Sohn C. Maximus zum Thronfolger und Mitregenten ernannte, kam während seiner dreijährigen Regierung nicht nach Rom, sondern blieb an der Spitze des Heeres, mit dem er die Rhein- und Donaugrenze, die unter der Dynastie der Severe durch die andringenden Germanen arg bedrängt war, und die Alexander nicht hatte halten können, gegen die andringenden Germanen auf das nachdrücklichste schirmte. Da er, wegen der gesteigerten Bedürfnisse seines Heeres, viel Geld brauchte, kam es unter ihm zu argen Bedrückungen. Da man anderwärts nicht so sehr die dringende Not und das unumgängliche Bedürfnis nach Abhilfe empfand, so machte sich Maximinus durch seine Forderungen bald sehr unbeliebt, und das kam dadurch zum Ausdruck, daß man mehrfach von ihm abfiel und schließlich der Senat nicht nur den in Afrika zum Kaiser ausgerufenen achtzigjährigen
Gordianus I. Gordianus II. Prokonsul M. Antonius Gordianus, der seinen gleichnamigen Sohn zum Mitregenten annahm, sogleich bestätigte, sondern auch, als die beiden Gordiane von dem benachbarten Legaten von Numidien angegriffen, besiegt und getötet wurden, aus seiner Mitte zwei Gegenkaiser,
Pupienus Balbinus Clodius Pupienus Maximus und D. Cälius Calvinus Balbinus, aufstellte. Wütend über diese Kühnheit, rückte Maximin nach Oberitalien vor, allein seine mit jedem Tage zunehmende Härte und Grausamkeit wurde zuletzt seinen eigenen Soldaten so unerträglich,
238 daß sie ihn bei Aquileja ermordeten.

Doch auch die Senatorenkaiser wurden bald nachher von den auf die angemaßte Macht des Senats eifersüchtigen Prätorianern, die keine
Gordianus III. 238—244 Lust zu einem Grenzkrieg gegen die in Mösien eingefallenen Goten und Karpen hatten, getötet, dann wurde der junge Gordianus III.,

der Enkel des in Afrika erschlagenen Imperators, zum Kaiser ausgerufen. Unter der Leitung des wackern C. Furius Timesithĕus (Misitheus), des Präfekten der Prätorianer, dessen Tochter an Gordianus vermählt war, regierte der junge Kaiser nicht ohne Ruhm. Es gelang ihm, die Donaugrenze gegen die Germanen zu schützen, auch gegen Ardeschirs Sohn und Nachfolger Sapores I. kämpfte er mit Glück, bis, wahrscheinlich durch die Intrigen des aus der arabischen Landschaft Trachonitis stammenden M. Julius Philippus, sein treuer Berater Timesitheus beseitigt ward.

Philipp der Araber 244—249

Nach dessen Ableben erlangte Philippus den Oberbefehl über die Garde, bewirkte den Tod des jungen Kaisers und bemächtigte sich des Thrones. Seine fremdländische Abkunft, vielleicht auch sein duldsamer Sinn gegen die Christen zogen ihm den Haß und die Verachtung des Volkes zu, die er umsonst durch Veranstaltung eines glänzenden Säkularfestes zur Verherrlichung des tausendjährigen Bestandes der Stadt zu tilgen suchte. Unter ihm beginnt das Unglück des Reichs: die beständigen Usurpationen, die Unzuverlässigkeit der Soldaten, der finanzielle Druck und die durch Entvölkerung des Landes beständig sich wiederholenden Einfälle der Grenzvölker vernichteten in überaus kurzer Zeit das Segenswerk der früheren Herrscher. Die Treulosigkeit des Heeres erhob mehrere Gegenkaiser (Jotapianus, Uranius und Pacatianus), und als C. Messius Trajanus Decius, ein angesehener Senator von Philipp mit starker Truppenmacht zu der mösischen Armee geschickt ward, um sie zur Ordnung zurückzubringen, wurde er von den meuterischen Legionen zum Kaiser ausgerufen. Philippus, in Italien besiegt, fiel entweder in der Schlacht oder erlitt einige Tage nachher in Verona einen gewaltsamen Tod.

Decius 249—251

Decius aus Sirmium, den die illyrischen Legionen auf den Thron gehoben hatten, wollte das Christentum mit blutiger Strenge ausrotten, indem er allen Bekennern des Evangeliums gebot, den Festen und Gebräuchen der Staatsreligion beizuwohnen (II, § 2) und ist dadurch als Christenverfolger zu einer schlimmen Berühmtheit gelangt, die seine sonstige Regierung in keiner Weise verdient. Nach außen hin hatte er mit den Germanen zu ringen. Bei diesen streitbaren Grenzvölkern waren große Veränderungen vor sich gegangen. An Stelle der alten Stämme (§ 242) hatten sich große Völkerbündnisse gebildet, so die Alamannen am Oberrhein, die Franken am Mittel- und Unterrhein, die Sachsen an der Nordsee und die ostgermanischen Stämme in den weiten Ebenen, die man gewöhnlich als Sarmatien bezeichnet. Unter den Ostgermanen war der wichtigste Stamm die Goten, die bereits 238 in Mösien eingefallen waren und die griechischen Städte nördlich der Donaumündung besetzt hatten. An sie schlossen sich die Vandalen und Longobarden an, die ebenfalls seit Mark Aurels Markomannenkrieg nach Süden zu vorzudringen versuchten. Kniva, der Führer der Ostgoten (II, § 17), war mit seinen Scharen über die Donau gegangen und mit kühnem Vorstoß bis zur Stadt Philippopolis gelangt. Dort kam es zu einer für die Römer ungünstigen Schlacht. Decius fiel tapfer fechtend, und der frühe Tod des tapferen

Sommer 251

Kaisers und die darauffolgende Verwirrung lähmten die Verteidigung gegen die Germanen.

Gallus 251—253

Als auch des Decius Sohn Hostilianus dem Vater ins Grab gefolgt war, gelangte C. Vibius Trebonianus Gallus an die Regierung und erkaufte sich durch einen Tribut Ruhe vor den Goten. Doch half dies nicht lange, und als kurze Zeit darauf die Pest die römischen Provinzen entvölkerte, drangen sie abermals in Mösien ein. Dies erbitterte die Soldaten; sie wendeten sich dem General M. Amilius

Amilianus 253

Amilianus zu, der die Goten in Pannonien mehrfach besiegt und zurückgedrängt hatte, und erschlugen den Gallus (253); aber Amilianus teilte noch in demselben Jahre das Schicksal seines Vorgängers, als

Valerian 253—260

der tapfere P. Licinius Valerianus mit seinem Heere aus den Rheingegenden nach Italien zurückkehrte und als Kaiser begrüßt ward.

Gallienus 253 (260) bis 268

Unter Valerianus, der seinen Sohn Gallienus zum Mitkaiser annahm, begann eine der schlimmsten Christenverfolgungen, der unter

255

anderem die Bischöfe Cyprian von Karthago, Sixtus II. von Rom und die Heiligen Laurentius und Dionysius zum Opfer fielen. Zugleich wurde der Osten (Syrien) von den Persern unter dem tapferen Sapores I. feindlich heimgesucht, in Mauretanien brach der Aufstand der Quinquegentiani aus und die germanischen Völker bedrohten die übrigen Reichsgrenzen: die Alamannen überschritten den Oberrhein, die Franken drangen bis nach Spanien vor, die Sachsen verheerten die Küsten, die Goten überfluteten die Donauländer und Kleinasien (II, § 17). Gallienus übernahm die Kämpfe am Rhein, befestigte Köln, Trier und Neuß und wies die Invasion der Germanen zurück, während Dakien fast ganz verloren ging. Der oberrheinische und rätische Limes wurden ebenfalls zerstört und die rechtsrheinischen Besitzungen den Römern für immer abgenommen. Valerianus, den Sapores bei einer Unter-

258

redung treulos festnehmen ließ, endete seine Tage in schmachvoller Gefangenschaft, von dem Sasanidenfürsten mit großer Härte behandelt.

In verschiedenen Provinzen erhoben sich nunmehr unabhängige Imperatoren und nahmen den Purpurmantel, so daß die damaligen Historiker (§ 270), in einfältiger Nachäffung der Geschichte Athens, die Jahre, während derer Gallienus in Rom regierte und sein unglücklicher Vater Valerianus in persischer Gefangenschaft schmachtete, die

Septimius Odänathus von Palmyra 260—267

Zeit der dreißig Tyrannen nannten. Der gefährlichste und gewandteste der Provinzialkaiser war ein Fürst aus dem Hause der Odänathe in Palmyra (Tadmor), der ein arabisches Römerreich begründet hatte und tapfer gegen die Perser verteidigte. Freilich die beständigen Invasionen der Germanen, die die Pontosländer eingenommen hatten und in ungezählten Scharen nach Kleinasien hinüberfluteten, vermochte die römische Verwaltung nicht zurückzudämmen und mußte froh sein, wenn man notdürftig die Euphratgrenze behaupten konnte. Als Gallienus, dessen große Tatkraft den ungeheuren Aufgaben doch nicht gewachsen war, sogar in Italien nicht mehr Ordnung zu halten vermochte, empörten sich in Verona seine Stabsoffiziere gegen ihn.

Claudius II. 268—270

Der Kaiser, der ihnen entgegenrückte, starb eines gewaltsamen Todes, und der wahrscheinliche Urheber des Mordes, M. Aurelius Claudius,

bestieg den Thron. Die erste Aufgabe, die ihm oblag, war, zu verhindern, daß die germanischen Barbaren sich dauernd im römischen Reiche ansiedelten. Tapfer, abgehärtet und einfach, besiegte Claudius die Ala- 268
mannen am Gardasee, stritt mit Glück gegen die Goten bei Naissus 269
(Nisch) in Obermösien und erhielt den ehrenden, wohlverdienten Beinamen Goticus, starb aber kurze Zeit darauf zu Sirmium an der Lagerpest. 270

Nunmehr riefen die Truppen den kriegskundigen Feldherrn L. Domitius Aurelianus (geb. 214), einen Pannonier von hervorragender Aurelian 270—275
Tüchtigkeit und Tapferkeit, zum Kaiser aus. Zunächst wandte sich der neue Kaiser gegen die Alamannen (Juthungen) in Rätien und die Abwehr der Germanen
Goten und Vandalen, die in Pannonien eingedrungen waren, und nötigte sie zum Abzuge, begnügte sich aber damit, die Donaugrenze festzuhalten. Die schon seit Valerian unhaltbar gewordene Provinz Dakien gab er auf; damit aber der stolze Name bliebe, versetzte 275
er die römische Bevölkerung nach Obermösien und nannte diese Provinz von nun an Uferdakien (jetzt Bulgarien und Serbien). Dann zog er gegen die in Italien abermals eingedrungenen Alamannen und schlug sie am Metaurus und bei Pavia. Aus diesem Einfall der Deutschen in Italien ergab sich die Notwendigkeit, Rom zu befestigen, und so ließ denn Aurelian die bekannte, nach ihm benannte Mauer erbauen, ein [noch heute erhaltenes] Festungswerk von der allergrößten Bedeutung. — Endlich stellte er die Reichseinheit wieder her. Er überwand den Imperator von Gallien, P. Esuvius Tetricus, und sicherte das Alpenland; dann rückte er gegen das palmyrenische Königreich, Eroberung von Palmyra 273
wo nach Odänaths Ermordung seine geistreiche, schöne und heldenmütige Gemahlin Zenobia (eig. Bathzabbai) mit ihrem Sohne Waballath (Athenodorus) herrschte, und stellte durch Zerstörung der auf einer Oase der syrischen Wüste gelegenen Palmenstadt Palmyra die Ostgrenze wieder her. Zenobia, die Königin dieses durch Künste, Wissenschaft und Handel blühenden Reichs, zierte in goldenen Ketten den Triumph des Kaisers, indes ihr Lehrer und Ratgeber, der wackere Philosoph Longinus (§ 270), mit dem Leben büßte. Noch jetzt fesseln die Ruinen von Palmyra, inmitten der quell- und baumlosen Sandsteppe, zwischen dem syrischen Gebirgszug und den Niederungen des Euphrat und Tigris, mit den Ruinen des gewaltigen Sonnentempels und den Spuren einer gewaltigen, leider vergangenen Kultur das Auge und Herz der Beschauer. — Aurelian war einer der besten Kaiser des dritten Jahrhunderts; aber es gelang ihm weder beim Volke, das unter starkem Steuerdrucke seufzte, noch bei seinen Soldaten, die er in strenger Zucht hielt, herzliche Sympathie zu gewinnen. So ward er das Opfer einer schändlichen Intrige; seine von ihm, wie sie meinten, mit dem Tode bedrohten Offiziere erschlugen ihn, um sich selbst zu retten. Seine Regierung ist besonders dadurch für die Religionsgeschichte wichtig, daß er den Kultus des Sol invictus (§ 268) einführte und ihm in Rom einen prachtvollen Tempel baute.

Auf der seit Trajan zum römischen Reiche gehörenden und durch Aurelian wiedergewonnenen Oase Palmyra bestand von Salomos (§ 45) Zeiten her eine Stadt (Tadmor), die als Hauptplatz für den Karawanenhandel zwischen dem persischen Busen Das palmyrenische Reich

und dem Mittelmeere diente. Sie hatte unter den Seleukiden (§ 146) griechische Kultur angenommen und war von griechischen Baumeistern mit prachtvollen Tempeln und
267—273 anderen Gebäuden geschmückt worden; auch Hadrian hatte ihr sein Kunstinteresse zugewendet. Durch die Familie der Odänathe, vor allem durch Zenobia, die sich rühmte, von den Seleukiden abzustammen, wurde orientalisches, griechisches und römisches Wesen zu einem eigentümlichen Ganzen verbunden. Als sie im Begriff stand, ihre Herrschaft,
273 die sich bereits von der Südgrenze Palästinas über Damaskus bis an den Euphrat erstreckte, auch über Ägypten und Kleinasien auszudehnen, erlitt sie bei Emesa eine große Niederlage und mußte ihr Leben zu Tibur in römischer Gefangenschaft beschließen. Palmyra, anfangs milde behandelt, wurde nach einer Empörung mit Sturm genommen und, nachdem alle Einwohner niedergehauen worden waren, ohne Schonung zerstört.

Nach Aurelians Tod wandte sich die Armee mit der Bitte an den Senat, einen neuen Kaiser zu wählen. Das hohe Haus bestimmte
Tacitus 275—276 hierzu den 75jährigen M. Claudius Tacitus, der nur mit Widerstreben den Purpur annahm. Zunächst suchte dieser (wie man sagt, ein Abkömmling des berühmten Historikers [§ 257], der auch dessen Geschichtswerke überall aufstellen ließ) mit Hilfe des Senats zu regieren, mußte aber gar bald bemerken, daß die Barbaren dies als eine Aufforderung ansahen, um überall die Grenzen zu überschreiten.

Als Tacitus auf einem Zuge wider die Goten durch die eigenen Truppen umgekommen war, wurde Aurelians Landsmann, der tapfere
Probus 276—282 und redliche Pannonier M. Aurelius Probus, auf den Thron erhoben. Dieser befestigte abermals das linke Rheinufer, stellte die verfallenen Festungen wieder her und sicherte sie durch fest angesiedelte
278 Grenzsoldaten, denen er bürgerliche Ordnung verlieh; er ließ in Gallien, am Rhein und in Ungarn Reben pflanzen (so daß er als der Vater des später so berühmt gewordenen Rheinweinbaues angesehen wird), siedelte die im Kriege unterlegenen Lugier und Vandalen in Britannien, die Alamannen im Zehntlande und die Bastarner in Thrakien an; er überwand die wilden Isaurier in ihren Bergschluchten und be-
279 festigte Roms Herrschaft von neuem in Kleinasien; schließlich suchte er durch Aufnahme fremder Truppen in die Legionen und durch Herstellung strenger Mannszucht das Heerwesen zu bessern, aber seine Ermordung durch die empörten Soldaten in seiner Vaterstadt Sirmium hemmte sein Werk.

Carus 282—283 Ihm folgte M. Aurelius Carus, der des edeln Kaisers Tod an seinen Mördern rächte. Er ernannte seine beiden Söhne Carinus und Numerianus zu Cäsaren (Thronfolgern). Dem älteren, Carinus, übergab er das ganze Abendland zur Verwaltung und stellte ihm den General Constantius Chlorus an die Seite; er selbst wandte sich nach dem Osten, um zunächst die Quaden über die Donau zu treiben und dann den Perserkönig Bahram II. in seine Grenzen zurückzuweisen. Es gelang ihm, bis Ktesiphon vorzudringen und diese Stadt einzunehmen. Jedoch sein Siegeslauf ward dadurch unterbrochen, daß ihn der Blitz in seinem Zelte erschlug. Nach andern Nachrichten war der Feldzug seinen Leuten zu beschwerlich und so ermordeten sie ihn in seinem Zelte. Nunmehr kehrte das Heer unter Numerian um. Als aber auch dieser Jüngling, wie es scheint, von dem Gardepräfekten Aper meuchlings getötet worden war, kam der kluge und gewandte C. Valerius Aurelius
17. Sept. 284 Diokletianus an die Regierung. Dieser Mann, früher Diokles genannt, stammte aus der dalmatischen Stadt Doclea, war durch seine

Tapferkeit und seine Geistesgaben vom Sohn eines Sklaven zum General emporgestiegen und bahnte sich jetzt durch die Ermordung des tückischen Arrius Aper, des Schwiegervaters und Mörders des Numerian, den Weg zur Herrschaft. Dies war der „Eber", den er erlegen mußte, ehe er die Krone erlangen konnte, wie ihm einst in der Jugend im fernen Belgien eine Druidin geweissagt hatte. Carinus, der ältere Sohn des Carus, der bei des Vaters Tod in Italien weilte, zog dem neuen Herrscher entgegen, fiel aber während der Schlacht am unteren Margus (Morawa) in Serbien durch die Hand eines schwerbeleidigten Kriegstribunen. 285

§ 261. Die absolute Monarchie. Diokletian (284—305). Der neue Kaiser, ein großes politisches Talent und ein in allen seinen Handlungen fast pedantisch konsequenter Mensch, wie sie das Römertum nur in seinen besten Zeiten hervorgebracht hat, vereinigte die Regierung in seiner Hand, ohne daß der Senat befragt wurde. Jedoch sah er wohl ein, daß *eine* Hand, selbst die des Mächtigsten, nicht mehr imstande war, das Ganze zu leiten. Die steten Kaisererhebungen in den Provinzen hatten deutlich gezeigt, daß das Reich neben Rom noch andere Verwaltungsmittelpunkte brauchte; endlich wurden die Thronwirren auch dadurch hervorgerufen, daß eine geregelte Erbfolge fehlte. Darum strebte er nach dreierlei: nach *Teilung der Gewalt* nach *Sicherung der Thronfolge* und nach einer neuen *Stärkung* der kaiserlichen Gewalt. Unter ihm glich sich das Kaisertum den orientalischen Regierungsformen an, und stützte sich auf eine aufs neue begründete und sorgfältig durchgeführte Beamtenhierarchie, in der die Zivilverwaltung in allen wesentlichen Stücken von den militärischen Kommandostellen getrennt war. Diokletian 284—305

Zunächst wurde die *Teilung der Gewalt* dadurch herbeigeführt, daß Diokletian seinen treuen Gehilfen M. Aurelius Valerius *Maximianus*, dem er die in Gallien tobenden Bagaudenkämpfe überwiesen hatte, zum *Cäsar* (erbfolgeberechtigten Prinzen) und später, nach glücklichen Waffentaten, zum *Augustus* (gleichberechtigten Kaiser) ernannte und ihm die Verwaltung des Westens überwies, während er sich den Osten vorbehielt. Jedoch die Zweiteilung genügte noch nicht. Diokletian beschloß, das Reich in *vier große Präfekturen* (Gallien, Orient, Illyricum, Italien) zu zerlegen und jeder einen besonderen Herrn zu geben. Auf einer Zusammenkunft in Mailand einigte man sich dahin, daß sich jeder der beiden Kaiser einen Stellvertreter (Cäsar) wählte, der auch sein Thronerbe werden sollte. Dadurch hoffte Diokletian tüchtige und erfahrene Nachfolger zu erziehen und den Zufälligkeiten des bloßen Erbrechts vorzubeugen. Nach diesem scharfsinnigen Plane, den Diokletian glücklich durchführte, wurde nun angeordnet, daß *er selbst* den Orient mit Thrakien zur Verwaltung übernahm und in Nikomedia (in Bithynien) residierte, indes sein Reichsgehilfe, der Dacier C. *Galerius* Valerius Maximinianus, seinen Herrschersitz zu Sirmium an der Save aufschlug und die illyrischen Provinzen leitete. Ebenso sollte *Maximianus* als *Augustus* von Mailand aus Italien, Afrika und die Inseln beherrschen, während Teilung der Gewalt 284 286 292 Thronfolge

C. (od. M.) Flavius Valerius Constantius Chlorus als Cäsar die abendländischen Provinzen Spanien, Gallien und Britannien gegen die Feinde beschützte und Trier zu seinem Aufenthalt wählte. Es sollte dies keine Teilung des Reichs bedeuten, denn die vier Männer regierten gemeinsam, und auch die Reichsgesetze wurden im Namen aller vier erlassen. Die beiden Augusti sahen sich aber als übergeordnet an und ließen sich schon bei Lebzeiten die Göttlichkeit beilegen, indem Diokletian den Beinamen Jovius, Maximian den Beinamen Herculius annahm. Constantius Chlorus verband sich dadurch mit dem letzteren, daß er dessen Tochter Theodora ehelichte und sich von seiner ersten Gattin Helena, der Mutter Constantins d. Gr., scheiden ließ. Durch diese Teilung der höchsten Gewalt erhielt das kaiserliche Regiment mehr Festigkeit und Dauer, indem dadurch die Gefahr von Handstreichen und Verschwörungen ferner gerückt ward. Rom mit seinen republikanischen Erinnerungen dagegen wurde als Hauptstadt ausgeschaltet und verlor auf einmal ein gutes Teil seiner politischen Bedeutung. Die neuen Hauptstädte waren mit besonderer Rücksicht auf den Grenzschutz gewählt, und in der Tat hat es Diokletian erreicht, daß während seines Regiments keine Barbaren die alten Grenzen überschritten haben. Dagegen sind damals zahlreiche deutsche Kriegsgefangene auf dem linken Rheinufer als Läten (§ 258) angesiedelt
296 worden, und ein gleiches geschah mit den Karpen und Jazygen an der unteren Donau.

Ordnung der Verwaltung

Ferner entkleidete Diokletian die monarchische Gewalt der nach dem augusteischen Staatsbau gebliebenen beschränkenden Formen und legte, von den Rechtsgelehrten unterstützt, den Grund zu der Alleinherrschaft, die dann Konstantin vollends ausbildete. Er nahm dem Senat alle politische Macht und legte sie dem Throne bei; statt der Prätorianer, die, schon oft aufgelöst, sich immer wieder neu organisiert hatten, übertrug er zwei treuen illyrischen Legionen, von denen er die „Jovianer" für sich und die „Herkulianer" für Maximian bestimmte, den Dienst der kaiserlichen Leibwache; er hob den Unterschied (§ 241) zwischen Fürstenkasse (Fiskus) und Staatskasse (Ärarium) auf und stellte beide zur Verfügung des Machthabers; er richtete ein geordnetes Steuerwesen im ganzen Reiche, auch in Italien, ein und vernichtete das Übergewicht Roms. Um den Provinzialstatthaltern die Möglichkeit zu benehmen, sich selbst den Purpur umzulegen,

Provinzeinteilung

traf er eine neue Provinzeinteilung, die die Macht der Statthalter auf wesentlich kleinere Gebiete beschränkte. Das ganze Reich zerfiel von nun an in zwölf Diözesen (Oriens, Pontika, Asiana, Thracia, Mösien, Pannonien, Italien, Viennensis [Südfrankreich], Gallien, Britannien, Spanien, Afrika), an deren Spitze je ein Vikarius stand, und in 101 Provinzen (deren Zahl späterhin durch nochmalige Teilungen auf 118 stieg), die von ganz verschiedenartigen Beamten geleitet wurden, so daß der Kirchenvater Laktantius mit Recht sagen konnte, er habe das Reich in „kleine Bissen" zerteilt. Das Verfügungsrecht über die Provinzen hatte der Kaiser allein. Ferner wurden die Zivil- und Militärverwaltung getrennt; den Oberbefehl über die Truppen führten die duces, dagegen standen in den Reichsteilen die praefecti praetorio und in den Diözesen als ihre Vertreter die vicarii an der Spitze der Zivilbehörden. Rom blieb privilegierte Stadt mit den alten Einrichtungen, aber es wurde politisch bedeutungslos, die Senatoren wurden kaiserliche Beamte, und an der Spitze der Stadt stand der Stadtpräfekt (praefectus urbi). Auch sonst wurde die Beamtenschaft rein kaiserlich, sorgfältig nach Titel, Rang und Gehalt abgestuft und streng gegliedert. Die notitia dignitatum, das Staatshandbuch,

das allerdings erst für das 4. Jahrhundert die Verhältnisse zeigt, kann uns einen Begriff geben, welch wichtigen Schritt Diokletian tat, als er den reinen Beamtenstaat mit monarchischer und unverantwortlicher Spitze schuf. Von nun an hielten es die Kaiser nicht mehr für nötig, die alten Zivilämter eines Konsuls oder Volkstribuns, die, vom Senat übertragen, immer an den republikanischen Ursprung erinnerten, länger fortzuführen; sie ließen sie beiseite Etikette und vereinigten in dem militärischen Ehrennamen „Imperator" und in der Benennung „Kaiser und Herr" die gesamte Machtfülle, deren „Gottheit" (Numen) oder „göttliche Majestät" man anbetete. Diese gesteigerte Verehrung der Person des Fürsten bahnte den Weg zur Einführung persischer Hofsitten. Schwärme von Beamten, Hofleuten, Dienern und Leibwächtern umgaben von da an die geheiligte Majestät des Kaisers und verliehen dem Hofe ein orientalisches Aussehen. Mit der Schaffung der Etikette und der Beamtenhierarchie wurde der Monarchie neue Lebenskraft eingeflößt, die mitgewirkt hat, um den oströmischen Staat noch fast ein Jahrtausend zusammenzuhalten. Eine noch genauere Durchbildung des späterhin byzantinisch genannten Hofzeremoniells trat unter Constantin (§ 262) ein.

Ehe jedoch dies Programm durchgeführt werden konnte, galt es, die Zuckungen des Reiches zu überwinden. Nach der Niederlage des Carinus fand in Gallien der entsetzliche Aufstand der Bagauden Bagaudenkrieg 285 statt, der in vielen seiner Züge an die spätere Jacquerie (II, § 348) erinnert. Es erhoben sich die durch den Druck der Edelleute und der Priesterschaft zur Verzweiflung gebrachten Bauern und Kolonen (Kleinpächter) und führten, durch Sklaven, Tagelöhner und Landstreicher verstärkt und als Bagauden, d. h. die „Streitbaren", vereinigt, einen furchtbaren Krieg, der das Land in seinen Grundfesten erschütterte. Unweit der Mündung der Marne in die Seine errichteten ihre Führer Alianus und Amandus, welche den Kaisertitel führten, ein befestigtes Lager und machten von da aus Streifzüge in die Nähe und Ferne, große Beute zusammenschleppend. Mit ihrer Niederwerfung betraute Diokletian seinen tapferen Landsmann und Waffengefährten Maximianus, dem sie auch nach harten Kämpfen im Jahre 285/86 gelang. Doch traten an Stelle der Heere große, wohlorganisierte Räuberbanden, die ihr Unwesen von den Rheinufern an bis nach Nordspanien trieben, und nötigten den Maximianus, seinen Aufenthalt dauernd in den bedrohten Ländern zu nehmen, zumal die Bagauden von den rechtsrheinischen Germanen stark unterstützt wurden. Dieser wählte zunächst 296 Augusta Treverorum (Trier) zum Regierungssitz und hielt von dort aus die langgestreckte Rheinlinie gegen die andrängenden Germanen, konnte aber nicht verhindern, daß sich der römische Flottenführer, ein Menapier Carausius, der sich schwerer Unterschleife schuldig gemacht hatte, von seinen Truppen in Britannien zum Kaiser ausrufen ließ und sieben Jahre lang diese Insel für sich behielt, ja sogar die wichtigen Hafenplätze Gesforiacum (Boulogne) und Rotomagus (Rouen) mit Hilfe germanischer Stämme besetzt hielt, bis einer seiner Offiziere, Allectus 293—296 Allectus, ihn ermordete und sich drei Jahre lang mit dem Purpur schmückte. Auch diesen erreichte sein Schicksal, da ihm Konstantius die Insel wieder abnahm. Carausius 287—293

Diokletian war im Orient glücklicher; denn es gelang ihm, durch diplomatische Künste den Tiridates auf den armenischen Thron zu setzen 287 und den Perserkönig von zwei Seiten im Schach zu halten. Dann (294)

freilich mußte er mit Galerius vereint hart gegen die Jazygen und Karpen an der unteren Donaugrenze kämpfen. Nur dadurch, daß man 296 die letzteren völlig auf das Südufer herübernahm, gelang es, sie einigermaßen unschädlich zu machen. Die Perser, die alten Reichsfeinde, bekämpften anfangs mit Erfolg die römischen Truppen des Galerius und trieben diese nach Syrien zurück. Da zog Diokletian, der soeben in Ägypten, das sich unter Achilleus (oder L. Domitius Domitianus?) empört hatte, mit großer Härte und unerbittlicher Strenge die Ordnung und das kaiserliche Ansehen wieder hergestellt hatte, dem heranrückenden persischen Heere entgegen. Die Perser wurden von neuem besiegt und zur Abtretung von Mesopotamien gezwungen, und Diokletian schützte die neuen Grenzen durch Lagerburgen und Schlösser.

296 296 297

Innere Verwaltung

Zwanzig Jahre lang waltete Diokletian mit Kraft und Geschicklichkeit über das Reich, durch seinen überlegenen Geist und seine imponierende Persönlichkeit die anderen Regierungsgenossen zum einträchtigen Zusammenwirken und zur ehrerbietigen Haltung gegen ihn selbst zwingend. Im Innern suchte er nach Kräften erhaltend und fördernd zu wirken; er beschäftigte Künstler und Handwerker durch Errichtung stattlicher Gebäude, Paläste, Tempel und Thermen (Diokletianisthermen); er begünstigte Wissenschaft und Bildung z. B. dadurch, daß er die Herausgabe eines Teiles der späteren Historia Augusta (§ 270), der Kaisergeschichte von Hadrian bis auf seine Zeit, veranlaßte. Auch für das Heer sorgte Diokletian in der ausgiebigsten Weise. Unter ihm wurde der Unterschied zwischen den festangesiedelten Grenztruppen und der Feldarmee durchgeführt. Um die Heeresvermehrung durchzusetzen, mußte Ordnung in die völlig zerrütteten Finanzen gebracht werden. Er erhöhte die Abgaben, sorgte aber für möglichst gerechte Verteilung. Er ließ die Steuerpflichtigen Genossenschaften bilden, die für einander hafteten, und benutzte dazu einmal die schon früher bestehenden gewerblichen Verbände und dann die

Kolonat

Einrichtung des Kolonats, d. h. die Bindung der persönlich freien Landbevölkerung an die Scholle, eine Einrichtung, die von der Ansiedlung überwundener Barbaren auf dem Reichsboden herrühren und weit zurückreichen mag. Manche Neuere wollen ihren Ursprung aus den an die Scholle gebundenen Pächtern der kaiserlichen Domänen in Afrika, ja sogar aus den Verpflichtungen der Kolonisten der Gracchenzeit herleiten. Um Sicherheit in die Geldverhältnisse zu bringen, ordnete er auch das sehr verwickelt gewordene Münzwesen, indem er den Aureus zu 60 Stück auf ein Pfund fein Gold ausprägen ließ (= 15,23 Pf.), und daneben eine Scheidemünze, den Argenteus (zu 15 Pf., während die entsprechende Kupfermünze 2,5 Pf. wert war). Damit wurde ein wichtiger Schritt zur Regulierung der Preise getan. Auch das

Maximaltarif des Diokletian 301

für den Orient gegebene edictum de rerum venalium pretiis war im Interesse der Gerechtigkeit gemeint und sollte dem Brotwucher entgegen arbeiten, erreichte aber nichts als zahlreiche Strafen und mußte wieder aufgehoben werden. Denn die Festsetzung eines höchsten Marktpreises (Maximum) für alle Löhne und Lebensmittel war ein unerträglicher Eingriff in das Eigentumsrecht und die Selbstbestimmung.

Überhaupt trug Diokletians Tun vielfach den Stempel der Willkür. Trotzdem darf man behaupten, daß er überall das Beste gewollt hat und vor allem die öffentlichen Lasten gleichmäßig zu verteilen strebte; freilich konnte er es nicht verhindern, daß immer wieder die Hauptlast auf die Schultern der bäuerlichen Bevölkerung fiel. Auch für die Rechtspflege tat der Kaiser das Seine, indem er eine ganze Anzahl Edikte neu herausgab und die alten kodifizieren ließ.

Christenverfolgung

Ein Mann von gewaltiger Kraft und Majestät und nicht frei von einem Anflug religiöser Schwärmerei für die heidnische Götterwelt, wollte Diokletian selbst als Gott, als olympischer Jupiter erscheinen, in dessen Gestalt er einst im heiligen Haine bei Antiochia den Vorsitz bei den Festspielen geführt hatte. Die alte Reichsreligion, die so innig mit dem ganzen Staatsorganismus verflochten war und als deren Hüter er sich ansah, sollte wieder den früheren Glanz erhalten und das mächtig aufstrebende Christentum unterdrückt werden. Hierbei stimmten ihm viele Anhänger des alten heidnischen Staates zu, die in den Christen einen Staat im Staate erblickten und von der Durchbildung der christlichen Kirchenverfassung (aus ihren Gemeindeordnungen und bischöflichen Bezirken) gefährliche politische Folgen erwarteten. So hat denn Diokletian die planmäßigste und schwerste Verfolgung über die Christen verhängt (II, § 2). Die Zahl der hingerichteten Bekenner, 303
die infolge der drei gegen sie gerichteten Edikte Diokletians ihr Leben verloren, betrug weit über 2000; trotzdem gelang es weder ihm noch dem Galerius, der das Gesetz am strengsten durchführte, das Christentum zu brechen. Der Tag war nicht mehr fern, wo es das Heidentum als Staatsreligion ersetzen sollte.

Noch wütete das Schwert der Verfolgung unter den Bekennern 1. Mai 305
Christi, als Diokletian, nachdem er zur Feier seiner zwanzigjährigen Regierung gemeinschaftlich mit Maximian den letzten Triumph in Rom gehalten hatte, zugleich mit diesem in einem feierlichen Abdankungsakte dem Throne entsagte. In ländlicher Stille zu Salona in Dalmatien hoffte er das Ende seiner Tage zu verleben und über der Verwaltung seiner Paläste und Gärten das Treiben der Welt zu vergessen. Dort im alten Heimatlande hatte er sich eine großartige Wohnstätte bereiten lassen mit herrlichen Anlagen, Tempeln, Säulengängen, Hallen und Gemächern in solchem Umfang, daß die heutige Stadt Spalato Raum in den Ruinen des „Palastes" gefunden hat. Aber die Stürme, die bald über das Reich hereinbrachen, störten die hier gesuchte Ruhe; seine Gattin und seine Tochter Valeria, die Gemahlin des Galerius, starben auf des Licinius (§ 262) Befehl und er selbst hat vielleicht durch eigene Hand sein Leben verkürzt, um schimpflichen Mißhandlungen zu entgehen. Diokletians Tod 313
Diokletian war ein ungewöhnlicher Mensch mit einem erstaunlichen politischen Blicke. Da er sah, daß des Augustus Schöpfung sich nicht halten ließ, so gaq er das Prinzipat auf, um die Monarchie einzusetzen, opferte des Reiches Einheit, um so die Gesamtheit zu retten, und suchte durch die Beamtenhierarchie einen Ring um das Ganze zu schmieden. Das ist ihm in der Hauptsache gelungen und hat den großen Bau des Römerreichs noch über ein Jahrhundert zusammengehalten.

262. Constantin der Große. Sieg des Christentums (305 bis 337). Thronwirren

Der Abdankung der beiden Augusti folgte eine Zeit voll Verwirrung und blutiger Bürgerkriege. Diokletian hatte bei seiner Abdankung zwei neue Augusti, den Constantius Chlorus und den Galerius, die früheren Cäsaren, bestellt. Ihre Nachfolger als Cäsaren wurden aber nicht, wie man allgemein angenommen hatte, Flavius Constantinus, der Sohn des Constantius Chlorus und der Helena, und Maxentius, der Sohn des Maximianus (Diokletian und Galerius hatten keine Söhne), sondern es wurden für die Diözesen Italien nebst Afrika und des Orients zu Thronfolgern zwei Glückssoldaten bestellt, Flavius Valerius Severus und Maximinus, mit dem Beinamen Daja (oder Daza). Es war dies das Werk des Galerius, der sich besonders vor Constantin fürchtete und diesen deshalb an seine Person und an den Hof von Nikomedia zu fesseln suchte.

Constantius Chlorus 305—306

Galerius 305—311

Constantin in Gallien 306

Diese Nichtberücksichtigung der Kaisersöhne gab den Anlaß zum Sturz der diokletianischen Thronordnung. Constantin verließ Nikomedia und begab sich zu seinem Vater nach dem Westen. Kaum war er aber bei diesem angekommen und hatte ihm geholfen, die Pikten und Skoten zurückzudrängen, da starb der schon lange kränkelnde Constantius zu Eburacum (York), und die Soldaten, die in dem jungen feurigen Constantin ihren Abgott erblickten, riefen ihn, indem sie ihm den Purpur umwarfen, zum Cäsar aus, während Severus, der bisherige Cäsar des Westens, die Augustuswürde annahm. Galerius hatte zwar beschlossen, den Constantin abermals zu übergehen, und wollte seinen Freund Licinianus Licinius mit Überspringung der Cäsarenwürde zum Augustus ernennen; jedoch fügte er sich der Macht der Umstände und ernannte nunmehr Constantin zum Cäsar, was dieser auch annahm.

Severus 306—307

Maxentius

Inzwischen hatte auch M. Aurelius Maxentius sich ein Reich gegründet. Galerius hatte auch Rom zu den Reichssteuern heranziehen wollen, und die darüber empörten Bewohner der Hauptstadt riefen den unter ihnen weilenden Prinzen zum Herrscher aus, unterstützt von den Prätorianern, die es immer noch nicht hatten verwinden können, daß die Legionen in den Provinzen die Herrscher ernannten. Galerius schritt nun mit den Waffen gegen ihn ein, beförderte den Severus zum Augustus und suchte den Maxentius durch Gewalt zu beseitigen. Jedoch ging das gegen ihn abgesandte Heer des Severus vor Rom zu ihm über und lieferte seinen Feldherrn aus, der später umgebracht ward. Um den Wirrwarr zu vollenden, war auch der alte Maximianus, der bis dahin untätig in Süditalien gelebt hatte, noch einmal als Augustus aufgetreten, eilte nach Gallien zu Constantin, der damals in Arelate residierte, und suchte, auf ihn gestützt, sich wieder des Thrones zu bemächtigen. Constantin, der Maximians Tochter Fausta geheiratet hatte, wollte ihn anerkennen unter der Bedingung, daß er selbst, Maxentius, Galerius und Maximinus Daja unter dem alten Maximian als Oberkaiser selbständig regieren sollten. Galerius wollte dies nicht dulden, allein sein Feldzug nach Italien mißlang, und er mußte froh sein, daß er den Truppen des Maxentius entkam und Constantin ihn nicht angriff. Die Verhältnisse waren so verworren geworden, daß

27. Okt. 306

306

ein Eingreifen der ehemaligen Kaiser sich als notwendig erwies. Galerius regte den Gedanken einer Fürstenzusammenkunft an, und auch der alte Maximian, der sich inzwischen mit seinem Sohne Maxentius überworfen hatte und nun als Flüchtling auf Constantins Boden lebte, stimmte ihm bei und verlangte eine neue Verteilung der Gewalten. Kongreß von Carnuntum 308
Unter Vorsitz des alten Diokletian wurde nun zu Carnuntum ein Fürstenkongreß gehalten, der von neuem die Regierungsgewalten verteilen sollte. Maximian sollte abdanken, Galerius und Licinius sollten Augusti, Maximin und Constantin Cäsares bleiben, Maxentius beseitigt werden. Jedoch Maximian wollte nicht abdanken; er ging zunächst nach Italien, um sich dort als Augustus festzusetzen, wurde aber von Maxentius vertrieben, begab sich nach Gallien und vergalt die Gastfreundschaft Constantins damit, daß er die gallischen Truppen arglistig zum Abfall zu bewegen suchte. Nun schonte ihn Constantin nicht weiter, ließ ihn 301
durch seine Soldaten in Massilia festnehmen und zwang ihn zum Selbstmord. Inzwischen hatten sich auch Constantin und Maximinus Daja den Augustustitel beigelegt, so daß es nunmehr vier legitime Augusti und außerdem den Maxentius als regierende Herren im römischen Reiche gab. Bald darauf starb jedoch Galerius (15. Mai 311), und nun übernahm Licinius die Balkanhalbinsel, Maximinus Asien.

Constantin hatte bisher vorwiegend in Gallien (mit dem Regierungssitze Trier, das er mit köstlichen Bauten ausschmückte) regiert, die Germanenangriffe mit Glück abgewehrt und die erste steinerne Rheinbrücke in Köln erbaut. Jetzt beschloß er, weiter zu greifen und zunächst sich Italiens zu bemächtigen. Hier hatte Maxentius sich festzusetzen gewußt, Rom durch Bauten geschmückt und sich der Diözesen Spanien und Afrika bemächtigt. Nunmehr suchte er auch Rätien für sich zu gewinnen, und dies wurde zum Anlaß für den Streit zwischen ihm und Constantin. Dieser verbündete sich mit Licinius, während Maxentius mit Maximinus in engere Beziehungen trat, und zog schnell über die Alpen, während Licinius in Thrakien einrückte. Er besiegte nach einem Feldzug durch Oberitalien (wo ihm nach der Legende ein Kreuz am Himmel erschienen war und eine Stimme: In diesem siege! zugerufen hatte; später soll ihm Christus im Traum aufgefordert haben, die Kreuzesfahne Labarum vor sich her tragen zu lassen) den Maxentius Constantin (308) 312 bis 337
am roten Stein unweit der Milvischen Brücke (Ponte Molle) und 28. Okt. 312
bemächtigte sich, als der Gegner nach tapferem Kampfe den Tod gefunden hatte, der Hauptstadt. Der Constantinsbogen und das Gemälde Raffaels in den Stanzen des Vatikan (III, § 101) halten die Erinnerung an den Sieg aufrecht. Darauf vereinigte sich Constantin mit Licinius, feierte mit ihm in Mailand ein großartiges Verbrüderungsfest, gab ihm seine Schwester Constantia zur Frau und erließ das berühmte (jetzt von manchen Seiten in seiner Existenz bestrittene) Duldungsedikt für die Christen (II, § 6). Fortan beherrschte Constantinus den Westen, Mailänder Edikt
während sein Schwager Licinius über den grausamen Maximinus auf 1. Mai 313
dem campus serenus bei Tzirallum, nördlich von Herakleia (Perinthos) an der Heerstraße nach Thrakien, einen glänzenden Sieg

erfocht und von nun an als gebietender Herr, in Nikomedien residierend, den Orient verwaltete.

Constantin und Licinius

Jedoch waren die beiden Herrscher zu eifersüchtig aufeinander, als daß lange zwischen ihnen Eintracht hätte bestehen können. Licinius stiftete den eigenen Schwager des Constantin, Bassianus, zu einer Empörung an, die dem Constantin den Thron kosten sollte. Als dieser die Umtriebe erfuhr, ließ er Bassianus sofort töten und begann gegen Licinius den Krieg. Es gelang ihm, den Licinius in der Nähe von

8. Okt. 314 Cibalis (Vinkovci) in Unterpannonien so zu schlagen, daß ihm dieser den Frieden anbot und sich von nun an mit einem Viertel des Gesamtreiches begnügte, während Constantin drei Viertel erhielt. Zehn Jahre haben beide nun nebeneinander regiert und gemeinsam die Donaugrenze gegen die andringenden Sarmaten, Goten und Karpen verteidigt, bis Licinius eine Christenverfolgung begann und von den über die Donau kommenden Goten hart bedrängt ward. Die Hilfe Constantins faßte er als Eingriff in seine Rechte auf. Der Kampf begann von neuem, und in diesem wurde Licinius, der sich durch seine harten Maßregeln gegen die Christen und durch seine rohe Grausam-

3. Juli 323 (nach Seeck: 324) keit viele Feinde gemacht hatte, nach der unglücklichen Landschlacht bei Adrianopel wider Constantin selbst und der Seeschlacht bei Kallipolis am Hellespont gegen dessen Sohn Crispus, der dann noch eine dritte Niederlage auf asiatischem Boden, bei Chrysopolis am Bosporus, nicht allzuweit von der Residenz des Licinius, Nikomedia, folgte, zur Abdankung genötigt; im nächsten Jahre be-

324 (325) schuldigte man ihn, daß er mit dem Plane umgehe, die verlorene Herrschaft wieder an sich zu bringen, und nun ließ ihn der Kaiser zu Thessalonike mit dem Strange hinrichten.

Stellung zum Christentum

So wurde Constantin Alleinherrscher. Eine Hauptstütze seiner Regierung fand Constantin in den Christen, deren Glauben er

313 überall schützte. Das Duldungsedikt von Mailand und andere Erlasse zugunsten der Christen dehnte er nun über das ganze Reich aus, machte aber das Christentum noch nicht zur alleinigen Staatsreligion;

19. Juni 325 eröffnet dann berief er das erste ökumenische (allgemeine) Konzil nach Nicäa in Bithynien und griff auch in die inneren Angelegenheiten der Kirche, z. B. in die donatistischen Wirren in Afrika (II, § 5) und in den Streit über die Wesensgleichheit und Wesensähnlichkeit (des Athanasius und Arius) zugunsten der ersteren entscheidend ein und ließ im nicänischen Glaubenssymbol sie zur allgemein verbindlichen Kirchenlehre machen (II, § 6). Daß aber die Lehre Christi nicht tief in sein Inneres gedrungen war, bewies die Grausamkeit, mit der er die Scharen gefangener Feinde den wilden Tieren vorwerfen ließ, und die Härte,

326 die er durch die Hinrichtung seiner Gattin Fausta bekundete, die den Henkertod seines edlen und tapferen Sohnes Crispus, der aus Constantins erster Ehe stammte, verschuldet hatte. Constantin war ein genialer Mann, der sich in der Politik von moralischen Bedenken wie religiösen Fragen, die er fast nur von der Seite der politischen Brauchbarkeit ansah, nur dann leiten ließ, wenn sie den Interessen des Reiches nicht schadeten. Neben der Duldung des Christentums war von hoher

Bedeutung die Erhebung des alten Byzanz zur Reichshauptstadt unter dem Namen Konstantinopel und die Vollendung der von Diokletian begonnenen Verwaltungsorganisation und Beamtenhierarchie.

Byzanz Hauptstadt

Mit sicherem Blicke erkannte er die günstige Lage des an der Grenze zweier Erdteile gelegenen Byzanz und bestimmte es zur kaiserlichen Hauptstadt „Neu-Rom" an Stelle des alten Rom, wo die Senatsansprüche und die republikanischen Erinnerungen noch nicht erloschen waren. Der Tag, an dem er selbst den Lauf der neuen Ringmauer bezeichnete, gilt als Gründungstag; geweiht wurde es durch christliche und heidnische Priester (II, § 6) vier Jahre später. Er erbaute einen Palast, das Forum des Constantin mit einem Obelisken, einen Hippodrom und mehrere Kirchen und brachte Kunstwerke aus dem ganzen Reiche zusammen, z. B. das Weihegeschenk der Griechen zu Platäa (die Schlangensäule, § 94). In die Marmorbasis des von ihm auf dem Hippodrom errichteten Obelisken soll das entführte Palladium von Altrom und zugleich ein Stück vom Kreuze Christi geborgen worden sein; auf der Spitze stand ein Apollo, dessen Kopf aber durch den Kopf Constantins ersetzt wurde; der Rest des später durch Blitzschlag zerstörten Obelisken ist als „verbrannte Säule" noch heute vorhanden.

26. Nov. 326
11. Mai 330

Verwaltung

Ferner erfolgte unter Constantin die Vollendung der diokletianischen Verwaltungsordnung. Unter ihm wurde endgültig die Trennung von Zivil- und Militärverwaltung durchgeführt. An der Spitze des Staates stand der „Eure Ewigkeit, Göttlichkeit" betitelte Kaiser; ihm zur Seite stand das Consistorium principis, das sich mit einem heutigen Ministerium vergleichen läßt. Diesem gehörten zunächst an eine Reihe hoher Hofbeamten (a sacris consiliis): der quaestor sacri palatii, der die Bittschriften in Empfang nahm und die Gesetzentwürfe vorbereitete, der magister officiorum, dem die gesamte Hofhaltung unterstellt war, der praepositus sacri cubiculi, der den persönlichen Dienst beim Kaiser hatte. Dann folgten als Reichsminister der comes sacrarum largitionum, der den Reichsschatz verwaltete, und der comes rerum privatarum, der die kaiserliche Privatkasse unter sich hatte, der magister peditum und der magister equitum, die beiden Kriegsminister, denen die kommandierenden Generale (duces) an den Grenzen und in den Provinzen untergeben waren. Die wichtigste Stelle nahmen die Zivilstatthalter (vicarii) der vier großen diokletianischen Präfekturen ein, die als oberste Instanz in Verwaltungs- und Rechtssachen angesehen wurden, aber nichts mit militärischen Angelegenheiten zu tun hatten. Auch die Verwaltung der Diözesen und Provinzen, die schon Diokletian eingerichtet hatte und die in der Regel den sogenannten comites überwiesen waren, wurde noch weiter ausgebaut. Ein genau nach Titel und Rang abgestuftes Beamtenheer, das wir aus dem, wenngleich etwas später abgefaßten, Staatshandbuch der notitia dignitatum (§ 261) kennen, bildete die neue Verwaltungsmaschine, die um so besser funktionierte, als die Beamten durchweg eine lebenslängliche und ökonomisch gesicherte Stellung einnahmen; denn auch die Finanzen des Reichs wurden von Constantin geregelt, der zugleich den für die ganze Byzantinerzeit gültigen Münzfuß von 72 Aurei (§ 267) auf ein Pfund fein Gold einführte, sodaß der Aureus von da ab 13,05 Mark wert war.

Hohe Beamte

In der Verwaltung des Reichs schloß er sich an die Grundsätze Diokletians an. Die vier Präfekturen blieben bestehen, und wurden in 14 Diözesen und 118 Provinzen eingeteilt. Die beiden Hauptstädte, Rom und Byzanz, standen unter besonderen Stadtpräfekten, die den vicarii in den Diözesen gleichstanden. Die militärische Gewalt war ganz von der Zivilgewalt in den Provinzen getrennt. Das Kommando führten die Oberfeldherren, denen die kommandierenden Generale untergeordnet waren. Die Truppen zerfielen in Palast- und Grenztruppen, die bald in scharfen Gegensatz zueinander traten. In den Grenztruppen dienten sehr viele Barbaren, vor allem Deutsche, die auch nach und nach in die Offizierstellen einrückten und bis zu den höchsten Posten vordrangen.

Die Finanzen des Reichs waren nicht glänzend. Ein drückendes Steuersystem mußte die Mittel für den riesigen Aufwand beschaffen. Die

alten Steuerquellen genügten nicht, und eine Haupteinnahmequelle wurde die schon von Diokletian gefundene, jetzt weiter ausgebaute und veredelte Grund- und Ertragssteuer vom Landeigentum. Für sie wurde alle 15 Jahre vom ganzen Besitzstand eine Vermögensaufnahme vorgenommen, und dies war ein volkswirtschaftlich so wichtiges Ereignis, daß man seit dem 1. September 312 jedes Schätzungsjahr mit dem Namen Indictio (Schätzung) bezeichnete, also der in der Chronologie häufig vorkommende Ausdruck Indiktion einen Zeitraum von 15 Jahren bezeichnet. Nach Festlegung der Prozente, die der Kaiser selbst ausschrieb, wurde nun die Steuer von besonderen Beamten eingehoben, den von den Kaisern bestellten Tabellarien (Buchhaltern) und den von den Bezirken gewählten Dekurionen, die für den Eingang der Steuer hafteten. Die Auflagen waren so hart und drückend, daß die Grundbesitzer vielfach zugrunde gingen, und selbst ein Gesetz, das den Sohn zur Übernahme des verschuldeten väterlichen Besitzes zwang, nichts half. Dazu kam die Ausbreitung des Kolonats (§ 261) und die Einfälle der Barbaren, so daß das Reich an Bewohnerzahl und Steuerkraft immer mehr abnahm.

Thronfolge

Die letzten Regierungsjahre Constantins waren ausgefüllt von dem Bestreben des alternden Kaisers, die Nachfolge in dem ungeheuren Reiche festzustellen. Er hatte drei Söhne, Constantinus II.,
335 Constantius II. und Constans. Diesen hatte er schon früher den Cäsartitel verliehen und für jeden eine Gesamtherrschaft bestimmt: der älteste sollte die Präfektur Gallien (mit Spanien und Britannien) haben, der zweite erhielt die orientalische Präfektur, der dritte die Präfektur West-Illyricum mit Italien und Afrika. Die Hauptstadt Konstantinopel blieb gemeinsamer Besitz der drei Cäsaren. Daneben aber verlieh der Kaiser seinen beiden Neffen Delmatius und Hannibalianus, den Söhnen seines Stiefbruders, Ostillyricum und Pontos, wohl auf Anstiften des allmächtigen Gardepräfekten Ablavius, der zu ihren Gunsten eingetreten war. Ob damit eine Erbteilung nach den vier großen Präfekturen beabsichtigt war, läßt sich nicht mehr entscheiden, da die Erbfolge nicht wirklich eintrat.

Perserkrieg

Dies hatte darin seinen Grund, daß sich nach langer Ruhe die Perser von neuem regten. Sapores II. brachte das von jeher streitige Armenien (§ 259) unter seine Gewalt, erweiterte seine Herrschaft nach
315 allen Seiten hin und erklärte zur Zeit des Konzils von Nicäa das Avesta für das einzige Evangelium. Nachdem der Anschlag auf Armenien gelungen war, richtete er nunmehr seine Blicke auf Syrien und bedrohte damit unmittelbar das römische Reich. Weil Constantin der kriegerischen Fähigkeit seiner Söhne nicht traute, rüstete er selbst ein
22. Mai 337 großes Heer, um die Orientfahrt anzutreten. Da wurde er tödlich krank; am letzten Tage des Pfingstfestes 337 raffte ihn, nachdem er sich kurz vorher hatte taufen lassen, der Tod im Kaiserpalast zu Nikomedia hinweg. Seine Leiche wurde in einem goldenen Sarge nach Konstantinopel gebracht und in der Apostelkirche beigesetzt; der römische Senat beschloß seine Apotheose, die russische Kirche hat ihn heilig gesprochen.

E. Von Constantins Tode bis zur Reichsteilung (337—395).

§ 263. Die Söhne Constantins. Nach Constantins Tode regierten die drei Söhne des verstorbenen Herrschers eine Zeitlang gemeinsam,

bis im September 337, wohl von Constantius II. geschürt, ein gewaltiger Soldatenaufstand ausbrach, in dem alle männlichen Nachkommen der Theodora, der Stiefmutter Constantins, mit Ausnahme zweier Knaben, des Gallus und des künftigen Kaisers Julian, ihren Untergang fanden; auch Delmatius und Hannibalianus kamen dabei um*). Kaum waren diese Greueltaten geschehen, als sich auch die Brüder feindlich gegeneinander wandten. Wahrscheinlich entbrannte der Streit zwischen ihnen um die freigewordene vierte Diözese. Constantinus II. 337—340
Constantinus II., der als ältester eine Art Oberherrlichkeit beanspruchte, geriet deshalb mit seinem jüngeren Bruder Constans in Streit, verlor aber bei Aquileja Sieg und Leben. Constans 337—340
Constans bemächtigte sich des Reichsteiles, der dem Gefallenen zuteil geworden war, ohne daß Constantius II., den der noch unter seinem Vater begonnene Perserkrieg festhielt, dies hindern konnte. Constans zeigte sich als tüchtiger und geschickter Regent, und es ist kein bloßes Wortgeklingel, wenn der gleichzeitige Schriftsteller Libanius (II, § 8) den tiefen Frieden rühmt, dessen sich damals Gallien und der ganze Westen erfreuten. Auch in den kirchlichen Wirren zeigte er eine erfreuliche Festigkeit. Als Anhänger des Athanasius und der Orthodoxen verhinderte er den Sieg der Arianer im Orient und setzte es durch, daß der zum zweitenmal aus Alexandria verbannte Athanasius dorthin als Bischof zurückkehren durfte (II, § 6). Damit hatte er im Westen, wo die Athanasianer im Vorteil waren, gewonnenes Spiel und an diesen einen starken Rückhalt für seine eigene Herrschaft. Das einzige, was dem jungen Kaiser vorgeworfen wurde und was ihm auch verderblich werden sollte, war seine Vorliebe für die romanischen Offiziere seines Heeres; das germanische Element der Armee, das sich zurückgesetzt fühlte, suchte und fand Unterstützung bei Constantius, und auf dessen Anstiften ist es wohl zurückzuführen, daß ein Offizier der gallischen Armee, der Franke Flavius Magnus Magnentius, sich am Magnentius 350—353
18. Januar 350 in Augustodunum (Bourges) zum Kaiser proklamieren ließ. Constans gab sofort seine Sache verloren und floh, jedoch ereilten ihn die Mörder und machten ihn in einem kleinen Pyrenäenstädtchen nieder.

Nun wäre Constantius II. der alleinige Erbe des ganzen Reiches gewesen; jedoch gelang es Magnentius eine Zeitlang, sich auf dem usurpierten Throne in Gallien zu halten, und mannigfache politische Versuche dieses Fürsten bezeugen seine diplomatische und militärische Geschicklichkeit. Zunächst wollte er die Legionen der Diözese Illyricum Constantius II. 337—361

*) Constantius I. Chlorus † 306
1. Gemahlin Helena 2. Gemahlin Theodora

Constantin I. der Große † 337
1. Gem. Minervina
2. Gem. Fausta † 326
Crispus † 326

Constantius † 337
Delmatius I. † 337
Anastasia

Julius Constantius † 337
Constantia Gem. Licinius
Eutropia
Nepotianus † 350

Delmatius II. † 337
Hannibalianus † 337

Gallus † 354
Julianus † 363

Constantinus II. † 340
Constantius II. † 361
Tochter
Constans † 350
Constantia 1. Gem. Hannibalianus, 2. Gem. Gallus
Helena Gem. Julianus

dadurch gewinnen, daß er sich mit deren Feldherrn Vetranio zu
1. März 350 verbinden suchte und diesen von seinen Soldaten zum Augustus erwählten Mann anerkannte. Jedoch mißlang dieser Versuch; denn als Constantius vom Osten heranrückte, ging die Armee Vetranios ohne Schwertstreich zu dem Kaiser über, vielleicht auf Vetranios Veranlassung, der dem Constantius treu geblieben zu sein scheint. Dann versuchte Magnentius, der inzwischen seinen Bruder Magnus Decentius zum Cäsar ernannt hatte, die Anerkennung durch Constantius selbst zu erlangen und bot ihm eine Verschwägerung an. Als er aber einsehen mußte, daß das dynastische Gefühl des Constantius sich niemals auf eine Anerkennung einlassen würde, nahm er den Kampf mit Energie auf. Er beschloß, den Gegner im eigenen Lande anzugreifen, überließ Gallien und Italien seinen Brüdern Decentius und Desiderius und machte sich daran, nach den Donauprovinzen, wo damals Constantius sich befand, diesem entgegenzurücken. Ein unverächtlicher Bundesgenosse des Magnentius war der Haß der Orthodoxen gegen die Arianer (II, § 6), denen sich Constantius immer mehr zuneigte. Magnentius, von dem wiederum flüchtigen Bischof Athanasius, der damals in Trier weilte, angestachelt, versprach, die Lehren des Konzils von Nicäa durchzusetzen, und eilte dann mit einem starken Heere über die Alpenpässe nach Pannonien. Hier stand Constantius, unterstützt von den Veteranen des Vetranio. Anfänglich war Magnentius im Vorteil, und es gelang ihm sogar, die Festung Siscia zu nehmen und einen Versuch zu machen, das feste Sirmium zu erobern, das im Rücken der Stellung des Constantius lag, aber in der mörderischen Schlacht
28. Sept. 351 von Mursa (Essek) wandte sich das Glück. Magnentius wurde geschlagen, auf das schärfste verfolgt und gab sich schließlich, an seinem Glücke verzweifelnd, in Lyon selbst den Tod; mit ihm fand sein Bruder
18. Aug. 353 Decentius, der ihm hatte zu Hilfe eilen wollen, und seine ganze Familie den Untergang. Damit war Constantius II. tatsächlich der Herr des gesamten römischen Reiches, bestellte aber bald zur Verwaltung Galliens seinen Vetter Julian (§ 264).

Perserkrieg Unter den äußeren Aufgaben seiner Regierung war die schwierigste der Perserkrieg, den ihm sein Vater hinterlassen hatte. Sapores II. wollte den schlimmen Frieden des Narses (§ 259), den einst sein Vater Ormizd hatte beschwören müssen, beseitigen (§ 262), und es gelang diesem tatkräftigen Mann, solange Constantius II. lebte, die Ostgrenze des Reiches fortwährend zu beunruhigen. Gelegenheit zur Einmischung boten ihm die Verhältnisse in Armenien, wo sich eine altheidnische Partei gegen die Christen erhob und nach dem
342 Tode des Königs Tiridates (§ 261) dessen Sohn Chosroes verjagte. In den vieljährigen wechselvollen Kämpfen erlitten die Römer infolge der Disziplinlosigkeit ihres Heeres öfters schwere Niederlagen (Schlacht
348 bei Singara am Tigris), vermochten jedoch die Reichsgrenze am
350 Euphrat zu behaupten. Als die Perser am weitesten vorgedrungen waren und bereits das heldenmütig verteidigte Nisibis zu erobern hofften, wurden sie durch einen Einfall turanischer Nomaden, die von Constantius herbeigerufen worden waren, in ihr Stammland zurückgelenkt,

zu derselben Zeit, wo Magnentius sich erhob. Nach dessen Niederwerfung ruhte der Perserkrieg mehrere Jahre, ohne daß ein förmlicher Friede geschlossen worden wäre. Erst als die Feinde der Perser im Osten völlig besiegt waren, zog Sapores wieder nach Westen und verlangte, wie einst Darius (§ 54), die Abtretung „Asiens bis zum Strymon". Der Feldherr der Römer, Ursicinus, erlitt eine Niederlage nach der andern und wurde ganz und gar auf das Westufer des Euphrat gedrängt. Die feste Stadt A m i d a (Diarbekr), die von dem Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus (§ 270) verteidigt ward, vermochte sich nur mit Mühe zu halten. Da beschloß Constantius selbst vorzugehen; mit seinen Truppen aus den westlichen Diözesen setzte er sich in Bewegung und konzentrierte seine Armee um Nisibis. Sapores umging jedoch die Römer und nötigte sie dadurch zum Rückzug. Im nächsten Frühjahr beschloß Constantius, nachdem er starke Reserven herangezogen hatte, zum Angriff überzugehen, obwohl er schon die Nachricht vom Abfall Julians erhalten hatte; es gelang ihm auch, Sapores aus Mesopotamien zu vertreiben und damit den Perserkrieg wieder auf eine Weile zum Stehen zu bringen; aber den Ruhelosen erfaßte in Cilicien ein Fieber und raffte ihn noch in den besten Jahren dahin, nachdem er sich auf dem Sterbelager am 5. Oktober (3. November) 361 vom arianischen Bischof Euzoius von Antiochia hatte taufen lassen.

358 359 360

Einfluß des Christentums

Unter Constantius ging der Streit der christlichen Kirche um die Wesensgleichheit und Wesensähnlichkeit (II, 6) weiter. Constans neigte zum Arianismus, und der Bischof Athanasius von Alexandreia mußte jahrelang in der Verbannung in Trier leben; trotzdem gab dieser nicht nach und hat schließlich über die Staatsgewalt triumphiert. Constantius war übrigens ein treuer Anhänger des Christentums; auf ihn geht das bekannte Verbot zurück, das den Anhängern des Heidentums die Opfer und den öffentlichen Kultus untersagte. Auch wurde der christliche Priesterstand zum ersten Male dadurch anerkannt, daß auf ihn sämtliche Privilegien übertragen wurden, die die heidnischen Priester bisher inne gehabt hatten, z. B. die Befreiung von Kommunalsteuern und Einquartierungen.

353

Verwaltung

Die Verwaltung des Constantius war gut und gerecht, wenngleich die Not der Zeit ihn zwang, alle Steuerkräfte des Reichs auf das schärfste anzuspannen; freilich hinderten ihn die prunkvolle Hofhaltung, die ungeheure Summen verschlang, und seine peinliche Zurückhaltung vor dem Volke, überall das Rechte in der Verteilung der Lasten zu treffen. Eine schwere Sorge war für den kinderlosen die O r d n u n g d e r N a c h f o l g e im Reich. Von seinen Verwandten waren ihm nur zwei geblieben, Gallus und Julian. Den ersteren bestellte er zum Nachfolger, mußte jedoch bald schnöden Undank von ihm erfahren. Nachdem Gallus zum Cäsar, mit dem Amtssitz Antiochia, ernannt worden war, beging er einen Mißgriff nach dem andern, ließ zwei hohe Beamte des Kaisers, die ihn zurechtweisen sollten, töten, und so mußte ihn denn Constantius nach Pola in Istrien bringen lassen, wo er nach kurzer Haft durch den Oberkammerherrn Eusebius zum Tode verurteilt und hingerichtet ward; so blieb denn als einziger Thronerbe Julianus übrig.

Thronfolge

351

Ende 354

§ 264. Julian der Abtrünnige. Der Nachfolger des Constantius war eine der eigenartigsten Persönlichkeiten, die auf dem römischen Kaiserthron gesessen haben. Nach der Prinzenschlächterei von 337 mit seinem Bruder Gallus allein übriggeblieben (§ 263), wurde er streng und asketisch erzogen und zu Gebetübungen und frommen Werken genötigt. Schon damals regte sich in dem begabten Jüngling der

Jugend Julians

Widerspruch gegen die ihm aufgenötigte christliche Lehre; bestärkt wurde er darin, als ihm auf Verwendung der Kaiserin Eusebia erlaubt wurde, die Hochschule von Athen zu besuchen, die letzte Hochburg des versinkenden Heidentums. Obgleich so bedeutende Männer wie Gregor von Nazianz und Basilius der Große (II, § 11) dort seine Studiengenossen waren, versenkte sich Julian immer tiefer in die Mystik des sinkenden Heidentums und wurde ein begeisterter Anhänger des Neuplatonismus (§ 269).

Julian in Gallien

Da berief ihn Constantius, nachdem Gallus gestorben war, nach Gallien, um ihn als Cäsar zum Gehilfen und Nachfolger in der Reichsregierung bei sich zu haben; die jüngste Schwester des Kaisers, Helena,
355 wurde Julians Gemahlin. Als Kompetenzbezirk wurde ihm die gallische Diözese (§ 260) übertragen, die von den immer häufiger werdenden Einfällen der germanischen Stammverbände, besonders der Alamannen und Franken, zu leiden hatte, die seit der Zeit des Magnentius gewöhnt waren, dieses Land als für sie bestimmt anzusehen. Für den jungen Cäsar war die Verwaltung und die Verteidigung dieser ausgedehnten Ländermasse eine schwierige Aufgabe, da es ihm an einem geübten Heere mangelte und die Oberoffiziere und Beamten sich ihm nicht willig zeigten, weil sie so im Sinne des Constantius zu handeln meinten.

Dazu kam, daß die Römer die Rheingrenze nur noch an einzelnen festen Punkten zu behaupten vermochten; im Norden fielen die Franken, im Süden die Alamannen in das unglückliche Gallien ein. Gegen diese Feinde wendete sich Julian. Nachdem er bei Autun die Ala-
56 mannen, die die Stadt belagerten, verjagt hatte, kämpfte er sich mit einer geringen Truppenzahl bis an den Rhein durch und besetzte einige der in den früheren Kriegen verloren gegangenen Römerfestungen, wie Köln und Remagen. Dann beschloß er, gemeinsam mit dem Feldherrn Barbatio von Rätien operierend, den Feind im eigenen Lande aufzusuchen und vom Rhein her das alte Zehntland (§ 251) zurückzugewinnen. Jedoch mißlang die gemeinsame Kriegführung; Barbatio ward geschlagen und überließ den Cäsar seinem Schicksal. Die Alamannen griffen nunmehr den bei Zabern i. E. stehenden Julian mit dreifacher Übermacht an, um sich den Zugang nach Gallien zu erzwingen; aber noch einmal siegten die römischen Legionen unter ihrem begeisterten

Schlacht bei Straßburg 357

Führer. Bei Straßburg erlitten die Alamannen eine entscheidende Niederlage, ihr König Chnodomar, der bis dahin der Schrecken der Römer gewesen war, wurde gefangen, und das Heer der Römer besetzte wieder die Rheingrenze. Die nächstfolgenden Jahre benützte der Prinz zu einer Reihe friedlicher Maßnahmen. Zunächst ordnete er die Verwaltung, änderte das drückende Steuersystem, bei dem nach altrömischem Brauch die Beamten am meisten Vorteil gehabt hatten, und machte die Norduferer Galliens und den Unterlauf des Rheins von den seeräuberischen Sachsen und Franken frei, so daß die so lange gehinderte Getreideeinfuhr von Britannien wieder ungestört vonstatten gehen konnte. Um den bedrohten Gebieten möglichst nahe zu sein, verlegte er die Hauptstadt der gallischen Diözese von Lyon nach Paris, wo man noch jetzt im

„Palast der Thermen" die Reste von Julians Kaiserpalast wieder zu erkennen glaubt.

Da kam die Nachricht, daß Constantius gegen die Perser zu ziehen beabsichtige, und Julian, der sich eben anschickte, die in Schottland eingefallenen Pikten (§ 249) abzuwehren, erhielt den Befehl, dem Constantius Truppen zu diesem Feldzuge abzugeben. Die darüber erzürnten Soldaten sollten sich zum Abmarsch in Paris sammeln, um dort von kaiserlichen Kommissaren übernommen zu werden. Die Angst der Provinzialen, die in den Truppen ihren Schutz gegen die Germanen zu verlieren fürchteten, reizte die Soldaten noch mehr, und so riefen sie den geliebten Feldherrn nach altem Soldatenbrauche *zum Augustus aus*; nach langem Sträuben fügte sich Julian, nicht ohne mannigfache Versuche, mit dem schwer gereizten Constantius sich friedlich auseinanderzusetzen. Dieser ging jedoch auf keinen Vorschlag ein, versparte seine Rache und ging in den Perserfeldzug, den er zu beenden dachte, ehe er den Westen zum Gehorsam zwang. Julian beschloß, ihm zuvorzukommen, und brach auf, um nach Asien zu ziehen und dort die Entscheidung herbeizuführen; jedoch war der Zug nicht so glücklich, als Julian gehofft hatte; wenngleich er sehr bald in Thrakien stand, waren die Provinzen hinter ihm unsicher. Da fiel ihm durch des Kaisers Constantius II. frühen Tod die Krone von selbst zu. Am 11. Dezember 361 zog er, allgemein anerkannt, in Konstantinopel ein.

359

Julian zum Kaiser ausgerufen 360

Durch zwei Dinge ist die kurze Regierung dieses Mannes merkwürdig: durch die Wiederherstellung des Heidentums und durch einen glücklichen Vorstoß gegen das immer weiter ausgreifende Neuperserreich.

Julian 361—363

Ausgehend von der in Athen gewonnenen, auf den Neuplatonismus (§ 269) gegründeten Bildung, verbunden mit dem Widerwillen, den ihm die erzwungene Frömmigkeit seiner Jugend eingeflößt hatte, sagte er sich von dem Christentum los (weshalb er auch den Beinamen Apostata, d. h. der Abtrünnige, bekam) und suchte ein *vergeistigtes Heidentum* wieder herzustellen. Im Verkehr mit den bedeutendsten Vertretern der klassischen Literatur, wie den Rednern Libanios und Himerios, und dem berühmten Mediziner Oreibasios, den er auch zu seinem Leibarzt machte, suchte und fand er die beste Stütze für seine Ansichten, die er auch selber mehrfach und mit Geist schriftlich verteidigt hat. Abgestoßen von den Zänkereien der einzelnen christlichen Richtungen, kehrte er zu den alten Göttern zurück; jedoch war das keine naive, ursprüngliche Religiosität, trotz der Rückkehr der Opfer, der Geheimkulte und des prunkvollen Zeremoniells. Das Christentum und die christlichen Anschauungen drangen überall durch das restaurierte Heidentum durch: so in der Askese, die dem Neuplatonismus entstammte und an das Mönchtum erinnerte, der schwärmerischen Verehrung des Helios (Sol invictus) und des Serapis, die fast der Heiligenanbetung ähnelte (§ 255), und sogar in der Lehre von der Fortdauer der Seele nach dem Tode und der Vergeltung der Sünden. Für die aristokratischen Kreise Roms, die sich immer dem Christentum gegenüber ablehnend verhalten und eine Art Deismus, verbunden mit dem alten Humanitätsideal (§ 203), gepflegt hatten, war dieser Kaiser der Abgott;

Wiederbelebung des Heidentums

nach seinem Tode aber verschwanden auch die letzten heidnischen Kulte, und die Vornehmen beugten sich, wenngleich zunächst nur äußerlich, dem wieder zur Staatsreligion gewordenen Christentum. Der christlichen Kirche hat der Versuch Julians, das Heidentum zu restaurieren, eher genützt als geschadet. Wennschon die ausdrücklich anerkannte Gleichberechtigung der verschiedenen Religionsbekenntnisse manchen Streit zwischen Christen und Heiden hervorrief, so zeigte sich doch der Kaiser stets tolerant und suchte nach Kräften zu vermitteln; jedenfalls ist es unter Julian nicht wieder zu einer Unterdrückung der Christen im alten Sinne gekommen; Todesstrafe und Martyrium hatte er ausdrücklich ausgeschlossen. Besonders begünstigt wurden unter ihm die Juden, die seit der Begünstigung des Christentums sehr bedrückt worden waren; auch sie waren nun gleichberechtigt, und sogar ihr Tempel sollte wieder aufgebaut werden, wenn der Kaiser siegreich aus dem Perserkriege heimgekehrt sein würde.

Perserkrieg 362/363

Zu diesem Kampfe rüstete Julian mit aller Macht. Er rückte am 4. März 363 in zwei Kolonnen vor; die eine sollte unter Sebastianus und Prokopius von Armenien her in das Perserreich einfallen; er selbst zog den Euphrat hinab, überschritt den Tigris und gelangte fast ohne Schwertstreich bis an die feindliche Hauptstadt Ktesiphon. Sapores machte Friedensvorschläge, doch der Kaiser in seinem Ungestüm drang immer weiter vor, mit der gleichen Unvorsichtigkeit, wie er den Zug gegen Constantius gewagt hatte, aber nicht mehr mit dem gleichen Glück. In einem Vorpostengefechte traf ihn, der sich zu sehr ausgesetzt

26. Juni 363

hatte, die Todeswaffe eines christlichen Römers; er starb, wie die Legende meldet, mit dem Rufe: „Galiläer, du hast gesiegt!“, erst zweiunddreißigjährig, ohne einen Nachfolger zu hinterlassen.

Trotz des verfehlten Versuchs, das Heidentum zu verjüngen, hat die Nachwelt Julian mit Recht einen großen Regenten genannt; seiner Tätigkeit verdankte die Westhälfte des Reichs ihren Fortbestand und die Osthälfte jahrzehntelange Ruhe vor den Übergriffen der Neuperser.

§ 265. Jovian. Die valentinianische Dynastie. Ursprünglich hatte man in der Armee bei der Neubesetzung des Kaiserthrons seine Absicht auf den bejahrten Präfekten Salustius gerichtet. Doch dieser verzichtete auf die ihm zugedachte Ehre, und die Rivalität der germanischen und römischen Offiziere lenkte schließlich den Blick auf eine

Jovianus 363—364

möglichst neutrale Person, den Gardeoffizier Jovianus, den vor allem das empfahl, daß er ein überzeugter Christ war; die vorbereitete Reaktion gegen das restaurierte Heidentum half ihm auf den Thron. Zunächst hob er alle Beschränkungen des Christentums auf und der vielverfolgte Bischof Athanasius kehrte auf seinen Bischofssitz Alexandrien zurück (II, § 6). Dagegen der Aufgabe, das Heer aus Persien zurückzuführen, zeigte sich Jovian keineswegs gewachsen. In einem schmählichen Frieden gab er, um frei abziehen zu können, alle römischen Besitzungen östlich des Euphrat, einschließlich der so oft und so tapfer verteidigten Festung Nisibis, auf und erklärte Armenien für frei, d. h.

18. Febr. 364

überließ es den Persern. Darüber erbittert, ließen ihn die Soldaten fallen; man fand ihn eines Tages tot in seinem Zelt.

Um den verwaisten Thron zu besetzen, wählte das Heer in Nicäa, nachdem Salustius abermals abgelehnt hatte, den Gardeoffizier Valentinianus, der aus einer Soldatenfamilie stammte. Er nahm an und bewies seine Energie dadurch, daß er die Zuwahl eines Mitkaisers ablehnte und seinen jüngeren Bruder Valens zu dieser Würde erhob. Die Macht verteilten sie so, daß Valentinian den Westen mit den drei Präfekturen Gallien, Italien und Illyricum übernahm, während die orientalische Präfektur an Valens fiel; es schien damit ein dauerndes Übergewicht des Westens über den Osten begründet werden zu sollen. Überdies erhob sich gegen Valens in Konstantinopel, der steten Sorge um sein Leben müde, Prokopius, ein Verwandter Julians, und nahm den Purpur. Die Heiden, deren überzeugter Vertreter er war, fielen ihm zu, nachdem er sich der Tochter des Constantius II. bemächtigt und durch eine Heirat mit ihr den Schein der Legitimität gewonnen hatte. Valens wollte schon kleinmütig verzagen, da sein Bruder in Gallien durch die Alamannenkämpfe festgehalten ward; doch blieben die hohen Offiziere den Kaisern treu, und im Entscheidungskampf bei Nakolea (in Phrygien) wurde Prokopius besiegt und nach seiner Gefangennahme beseitigt.

Valentinian I. 364—375

Valens 364—378

28. Sept. 365

27. Mai 366

So konnten sich denn die Kaiser ungestört den beiden Hauptaufgaben widmen, die ihrer harrten: die Grenzen wirksam zu schützen und die inneren Verhältnisse zu ordnen. Am gefährdetsten war damals die Rheingrenze, besonders seit der Zeit, wo Julian seine Truppen hatte wegziehen müssen, um sie zu Constantius zu führen. Valentinian sicherte zunächst die Rhein- und Donaugrenze durch eine Reihe von Kastellen und Brückenköpfen (§ 251), die alle gewohnten Übergänge sperrten. Trotzdem brachen die Alamannen in das Reich ein, wurden aber von Valentinians Unterfeldherrn Jovinus bei dem heutigen Châlons sur Marne geschlagen. Nachdem ein Überfall auf Mainz seitens des Alamannenfürsten Rando abgeschlagen war, ging Valentinian selbst über den Strom. Im oberen Neckartal (bei Rottenburg?) kam es zur Schlacht, in der sich des Kaisers Sohn Gratian auszeichnete; jedoch waren die Verluste der Römer so groß, daß sie nicht weiter vordrangen, sondern sich mit der Anlage einer Festung an der Neckarmündung begnügten. Da auch die Burgundionen, die östlichen Nachbarn der Alamannen (II, § 17) und die Goten die Grenzen bedrängten, so griff Valentinian zur altrömischen Waffe der Intrige und säte Zwietracht unter ihnen. Den Burgundionen versprach er das Land der Alamannen und schützte sich dadurch gegen den König der letzteren, Macrian, der beständig die römische Grenze bedrohte. — Besonders schwierig war der Schutz von Britannien; doch gelang es dem Comes Theodosius d. Ä., nicht nur die Seeräuberei der Sachsen abzuweisen, sondern auch das Land zwischen dem Hadrians- und Severuswall wieder zu gewinnen, das nach dem Kaiser Valentia genannt wurde. — In Afrika, wo der römische Comes Romanus die Untertanen durch schamlose Erpressungen auf das äußerste gereizt hatte, konnte Valentinian die mauritischen Invasionen nur mit Mühe zurückwerfen. Ein gewisser Firmus ließ sich in Mauretanien zum

Kämpfe mit den Alamannen

367

368

Britannien 369

Afrika

372

Kaiser ausrufen und gewann, besonders auf die in Afrika sehr zahlreiche Sekte der Donatisten (II, § 5) gestützt, schnell großen Anhang. Auch hier gelang es endlich dem Comes Theodosius, die Ordnung herzustellen und die Schuldigen zur gerechten Strafe zu ziehen. — Der bei weitem gefährlichste Einfall in das römische Gebiet war der Zug der Quaden (§ 253) nach Pannonien und Obermösien. Da der Kaiser immer noch durch die Alamannennot in Gallien festgehalten wurde, versuchte man es zunächst damit, den Quadenkönig Gabinius ermorden zu lassen und so die Gefahr zu beschwören; als aber die Quaden, über diese Treulosigkeit ergrimmt, die ganze Provinz besetzten und sogar Sirmium bedrohten, da beschloß Valentinian selbst einzugreifen. Im Frühjahr 375 erschien er bei Aquincum und verheerte das ganze Quadenland. Während der Kämpfe mit diesen Barbaren ereilte ihn im Feldlager bei Brigetio ein plötzlicher Tod. Sofort nach seinem Tode begannen die üblichen Thronfolgestreitigkeiten, bis der kluge und tatkräftige Franke Merobaudes den Sohn Valentinians, Gratian, auf dem Throne schützte und ihm in seinem vierjährigen Stiefbruder Valentinian II. einen Mitregenten gab. Während Valentinian I. sich in Religionssachen unparteiisch und gerecht gegen alle gezeigt hatte, war Gratian ein eifriger Athanasianer, legte die Würde des Pontifex maximus ab und erließ mehrfache Edikte gegen die Andersgläubigen (Häretiker). Unter dem Einflusse des Klerus, vor allem des Bischofs Ambrosius von Mailand, entzog er der alten Religion und den heidnischen Priestern die bis dahin gewährte Staatsunterstützung, wodurch das Heidentum zum bloßen Geduldetsein hinabsank.

Kampf mit den Quaden 374

17. Nov. 375

Gratian 375—378

Valentinian II. 375—392

Gotenkrieg 367—369

Unterdes spielten sich ähnliche Vorgänge im Osten ab, die dem römischen Reiche verderblich wurden, weil dem Kaiser Valens alle Feldherrntugenden abgingen. Bei dem Aufstande des Prokopius waren diesem Usurpator gotische Scharen, die die untere Donau überschritten hatten, zu Hilfe gekommen. Nach dem Untergange des Prätendenten wurde mit dem Gotenfürsten Athanarich ein Vertrag geschlossen, dem Christentum nach der arianischen Weise bei den Goten Eingang verschafft und diese dann in dem verödeten Mösien angesiedelt; in einem bald darauf ausbrechenden Kriege unterlagen die Goten und wurden bis an den Dnjepr verfolgt. Inzwischen regte sich der nimmermüde Sapores (§ 259) und zog wiederum gegen die römische Ostgrenze; die durch die zweideutige Haltung der Armenier hervorgerufenen Kämpfe und Streitigkeiten wogten hin und her; Valens rüstete sich schon zum Entscheidungskampfe, da kam ein Ereignis, das alles ändern sollte.

Die Hunnen

Es erschien damals ein neues Volk auf dem Schauplatze, die Hunnen (Hiung-nu der chinesischen Annalen), ein Reitervolk, das wohl aus der Mongolei herstammen mochte. Dieses hatte sich, aus Gründen, die uns noch unbekannt sind, westwärts bewegt; zu Hadrians Zeiten saßen sie noch im Osten des Kaspischen Meeres. Im vierten Jahrhundert hatten sie den Ural überschritten, sich zunächst auf die Alanen und Ostgoten (Greutungen, II, § 17), die bis an den Dnjepr wohnten, gestürzt, diese überwältigt und mit sich fortgerissen, und fielen nun über die Westgoten (Thervingen) her und besiegten sie in mehreren

Gefechten. Nach dem siegreichen Angriff der Hunnen (II, § 19) erbaten 376
sich die christlichen Westgoten Eintritt in das römische Reich. Kaiser Valens, der dem Menschenmangel seines weiten Reichs abzuhelfen trachtete, nahm die neuen Zuwanderer gern auf; aber die Nichtsnutzigkeit seiner Beamten verhinderte die Ausführung seiner wohlgemeinten Maßregel und beschwor in der frivolsten Weise einen Krieg mit den Westgoten herauf (II, § 20). Valens, der auch hier wieder sein strategisches Ungeschick betätigte, fiel in der Verzweiflungsschlacht von Adrianopel, noch ehe 9. Aug. 378
sein zur Hilfe herbeigerufener Neffe Gratian herangekommen war. Damit war die Balkanhalbinsel in germanischen Händen; Gratian, der zu spät erschienen war, weil er inzwischen bei Straßburg die Alamannen hatte abermals zurückweisen müssen, zog sich nach Sirmium zurück.

In der inneren Geschichte des Reichs unter den beiden Kaisern war die Aufschwung des Christentums
Ordnung der Religionsfrage das Wichtigste; nach Julians Tod trat eine starke Reaktion zugunsten des Christentums ein, da das Heidentum auch in seiner regenerierten Gestalt sich als unfähig erwiesen hatte, die Welt zu regieren. Valentinian I. hielt an der Gleichberechtigung der beiden Religionen fest, schützte die Heiden gegen die Übergriffe der Christen und wendete sich nur dann gegen die letzteren, wenn einzelne Sekten in ihrem Fanatismus, wie die Manichäer und Donatisten (II, § 5), dem Staatsinteresse zu nahe traten. Auch die Enthebung der Priester von den Kommunallasten (§ 263) ließ er nicht mehr Religiöse Streitfragen
ohne weiteres zu. Dagegen mischte er sich nicht in die religiösen Streitfragen; obwohl selbst dem arianischen Bekenntnis zugeneigt, ließ er den streitbaren Athanasius auf seinem Bischofstuhl in Alexandria, und der tatkräftige Anhänger des nicänischen Glaubenssymbols, Ambrosius (II, § 11), erhielt den Mailänder Bischofssitz. Desgleichen fanden die Juden unter beiden Kaisern Duldung und freie Religionsübung. Trotzdem wird Valens häufig als Bekämpfer der Kirche hingestellt, weil er sich besonders gegen das Mönchtum wendete (II, § 10); er warf den Mönchen Vernachlässigung ihrer staatsbürgerlichen Pflichten vor und wird damit wohl recht gehabt haben; denn außer asketischen Motiven waren es sehr häufig weltliche Beweggründe, die die Steuer- und Heerespflichtigen in die Reihen der Einsiedler führten. Für die stille Beschaulichkeit und selige Ignoranz, die das Ideal des orientalischen Mönchtums darstellte und mit einer guten Portion Arbeitsscheu verbunden war, hatten die strengen weströmischen Männer kein Verständnis, und das Mönchtum vermochte erst im 5. Jahrhundert im Okzident festen Fuß zu fassen. Schwierig waren die Verhältnisse in Rom, dessen Bischöfe Bischöfe von Rom
schon damals eine hervorragende Stellung einnahmen (II, § 9), und wo schon damals die einzelnen Parteien, besonders nach des Bischofs Liberius Tode (366), sich um die Besetzung seines Amtes stritten; in dem Kampfe zwischen Ursinus und Damasus, in dem der letztere Sieger blieb, waren 371
Ströme Blutes geflossen, ehe der Kaiser einzugreifen vermochte. Zwar blieb es bei dem Grundsatze der Nichteinmischung, und damit war dem Christentum die völlige Unabhängigkeit in allen inneren Fragen, den Bischöfen also die geistliche Jurisdiktion gewährleistet. In Wirklichkeit kam es aber anders; denn die kaiserlichen Beamten, die fast alle Christen waren, ergriffen nunmehr Partei, anstatt über den Parteien zu stehen, und so bereitete sich die Konsequenz vor, die sich unter Valentinians Nachfolger vollzog, daß das Christentum auch äußerlich zur Staatskirche wurde.

Die schwerste Sorge, die beide Brüder bedrückte, war die immer mehr Auffrischung der Bevölkerung
zunehmende Verödung des Reichs. Valentinian rief deshalb die Alemannen in die vereinsamte Poebene, und Valens wollte aus gleichem Grunde, wie oben gesagt, die Westgoten in Thrakien ansiedeln. Begünstigt wurde dies durch die Aufnahme zahlreicher Germanen in das Heer, die nach vollendeter Dienstzeit dann als Kolonen (§ 261) oder Läten (§ 258) ein freies Stück

Besteuerung Ackerland erhielten. Auch die Besteuerung des Reichs, die wegen der Verarmung und Verödung der Provinzen immer unergiebiger geworden war, wurde von den Kaisern nach Möglichkeit gebessert; dazu wurde auf das sparsamste gewirtschaftet (z. B. die ganze prunkvolle Hofhaltung abgeschafft) und nach Möglichkeit Unbilligkeiten vorgebeugt, vor allem aber dem Erbübel Rechtspflege der römischen Beamtenschaft, der Erpressung, gesteuert. Die Rechtspflege wurde vereinfacht und eine ganze Reihe humaner Bestimmungen getroffen; desgleichen wurde die Beamtenschaft gründlich reformiert. Sogar in das Gesundheitswesen griffen die Kaiser ein und ordneten nach Augustus' Vorbild (wenigstens in Rom selbst) die Einsetzung von Bezirksärzten (archiatri, davon Arzt) an. Auch dem öffentlichen Unterricht wendeten sie ihr Augenmerk zu, und aus ihrer Regierungszeit stammt eine der ersten Studienordnungen, die sehr viel Verwandtes mit unseren Universitätsgesetzen aufweist.
370 Die Folge dieser Regierungstätigkeit war, daß der aus unzähligen Wunden blutende Körper des römischen Reiches sich allmählich zu erholen begann; die öffentliche Sicherheit wuchs, der allgemeine Wohlstand stieg, und das Reich erlebte, trotz des unaufhaltsamen Zuströmens der Germanen und des Übergewichts des Christentums, noch einmal eine kurze Blüte, die auch unter den nächsten Kaisern noch eine Weile fortdauern sollte.

Theodosius 379—395 **§ 266. Theodosius der Große.** Das verwaiste Ostreich wäre nach Valens' Tode ebenfalls an Gratian (§ 265) gefallen, wenn dieser sich nicht für zu schwach gehalten hätte, um diese Aufgabe zu übernehmen. Vor allem schreckten ihn die siegreichen Goten auf der Balkanhalbinsel und die beständige Drohung, die in dem aufwärtsstrebenden Perserreich unter dem nimmermüden Sapores lag; deshalb beschloß er, einen anderen tatkräftigen Mann als Augustus des Ostens zu proklamieren. Seine Wahl fiel auf den Spanier Theodosius, den Sohn des kaiserlichen Feldherrn gleichen Namens (§ 265), den er mit der Verwaltung der östlichen Hälfte des Reiches betraute. Die Wahl war sehr glücklich, denn Theodosius war ein fähiger und energischer Offizier, der seine Aufgabe scharf ins Auge faßte und entschlossen durchführte.

Kampf gegen die Goten 379—382 Zuerst wendete er sich gegen die Goten; nach dreijährigen Kämpfen wurden sie innerhalb der Reichsgrenzen angesiedelt, mußten sich aber dem Kaiser als Föderaten unterwerfen (II, § 20). Sie haben ihm auch später, als neue Germanenschwärme an der Donau er-
386 schienen, treu beigestanden und als römische Soldaten unter dem General Promotus die Eindringlinge abweisen helfen. Ihre Treue war ihm um so wertvoller, als sich an der Grenze des Westreichs eine große Gefahr erhob. Gratian, der in der Hauptsache in Trier residierte, hatte in seinem Heere den Gegensatz zwischen den Germanen und Romanen nicht zu überbrücken vermocht. Gereizt durch des Kaisers Vorliebe für seine germanischen Offiziere, riefen die romanischen Truppen in Bri-
Maximus 383—388 tannien den General Maximus als Kaiser aus. Die gallischen
Gratian † 25. Aug. 383 Truppen fielen zu ihm ab, und Gratian, der sich zu spät gegen den Usurpator rüstete, wurde bei einem Gastmahl niedergestoßen. Schnell gewann Maximus, der sich durch fanatische Rechtgläubigkeit auszeichnete und gegen die Priscillianisten (eine in Spanien und Gallien weitverbreitete Sekte, die streng asketisch war und sich an die Gnostiker (II, § 5) anlehnte) grausam vorgegangen war, Gallien und Spanien und wurde sogar eine Zeitlang von Theodosius und den Vormündern Valentinians II. anerkannt. Maximus, der seinen Sohn Victor zum Mitregenten ernannt hatte, warf

sich darauf zum Vorkämpfer der Orthodoxie auf und zog nach Italien, um den arianisch gesinnten Valentinian zu entthronen. Er überraschte diesen 387
so sehr, daß es ihm kaum gelang, sich zu Theodosius nach Thessalonike zu retten; Oberitalien und die wichtige Provinz Norikum mit ihren Pässen nach Illyricum fiel ohne Schwertstreich in des Usurpators Hand. Eine sofortige Hilfe war wegen der Unruhen an der persischen Grenze, die des Theodosius Streitkräfte festhielten, unmöglich. Erst nach dem Friedensschlusse mit Sapores III. im Jahre 384 konnte Theodosius gegen ihn vorrücken; während seine Flotte Italien angriff, zog er zu Lande dem Maximus entgegen und schlug ihn zuerst bei Siscia (Sissek) dann bei Poetovio 388
(Pettau). Maximus mußte nach Aquileja fliehen; die Stadt wurde aber nach kurzer Gegenwehr genommen und der Usurpator hingerichtet.

Zunächst blieb nun Theodosius in Italien, wo er die Verwaltung neu organisierte und die früher dem Gratian zugewiesenen Teile dem Valentinian II. überwies, der unter der Vormundschaft seiner Mutter Justina stand. Da die Ordnung der italienischen Verhältnisse Theodosius ganz in Anspruch nahm, schickte er einen seiner besten Generale, den Franken Arbogastes, nach Gallien, um dies für Valentinian zu erobern. Es fiel auch kurz darauf in des Kaisers Hand, der den Victor beseitigen und die inzwischen bedrohte Grenze durch neue Verträge mit den Franken und Alamannen sichern ließ. Da der Valentinian II. † 15. Mai 392
jugendliche Kaiser sich aber gegen seinen Feldherrn sehr undankbar bewies, ließ Arbogast den Valentinian umbringen und machte den braven, aber unbedeutenden Eugenius zum Augustus. Die ganze Eugenius 392—394
Westhälfte des Reiches fiel diesem ohne Schwertstreich zu. Unter Eugenius wurde noch einmal, das letzte Mal, das Heidentum als gleichberechtigt neben dem Christentum anerkannt. Theodosius hatte diesen Abfall über sich ergehen lassen müssen, da seine Anwesenheit im Osten des Reiches unerläßlich war. Infolgedessen griff die Empörung um sich; sogar das sonst stets treue Afrika fiel unter dem Feldherrn Gildo zu Eugenius ab. Erst für 394 wurde es dem Kaiser möglich, einen Zug nach dem Westen zu unternehmen und Valentinians Tod zu rächen. Ehe er sich aber zu diesem Kampfe aufmachte, ernannte er seine beiden Söhne Arkadius (seit 383 Augustus) und Honorius (seit 393 Augustus) zu Mitregenten, um dadurch die Erblichkeit seiner Monarchie auch äußerlich kund zu tun. Arkadius blieb als Reichsverweser im Osten; da er aber noch minderjährig war, trat ihm der geschäftsgewandte Gallier Rufinus zur Seite; Honorius begleitete seinen Vater nach Westen. Theodosius selbst zog schnell vorwärts; die Alpenpässe fielen bald in seine Hand. Die Entscheidung fiel am 394
Flüßchen Frigidus (Wippach), zwischen Emona (Laibach) und Aquileja. Eugenius und Arbogastes verteidigten sich mit wilder Tapferkeit; der ihnen schon sichere Sieg wurde aber durch Verrat zur Niederlage; beide mußten ihre Empörung mit dem Tode büßen. Nunmehr war Theodosius der Herr des ganzen Reichs; da raffte ihn in Mailand nach kurzer 15. Januar 395
Krankheit ein plötzlicher Tod dahin.

Aus seiner Regierung im Innern ist besonders wichtig, daß er das orthodoxe Christentum nun wirklich zur Staatsreligion

erhob (II, § 8) und die Germanen dem Reich einzugliedern suchte (II, § 21). Gerade das letztere war wesentlich; er erkannte ohne Vorbehalt an, daß man ihre Manneskraft nicht entbehren könne und der Kaiserstaat sich gegenüber den bildungsstolzen, aber entarteten Römern auf dieses urwüchsige Element stützen müsse, wenn er nicht dessen Kräfte gegen sich kehren und so den eigenen Untergang herbeiführen wolle. Sterbend hatte Theodosius dem germanischen Unterfeldherrn Stilicho, den er mit seiner Nichte Serena vermählt hatte, die Reichsverweserschaft und den Oberbefehl über die Heere beider Reichshälften übertragen. Er hoffte durch dessen Wahl eine einheitliche Reichspolitik zu erzielen, erreichte aber das Gegenteil (II, § 21); die bis dahin nur von Fall zu Fall eingetretene Trennung des Reichs wurde nun zur beständigen Einrichtung. Die Geschichte des großen römischen Einheitsstaates, in dem sich der letzte gewaltige staatliche Gedanke des Altertums verkörperte und seine gesamte Kultur zusammenschloß, ist zu Ende; Griechenland und Rom trennen sich wieder, und es folgt eine neue Entwicklungsreihe, in der die versinkende alte Welt von neuen Kulturfaktoren abgelöst wird.

F. Das untergehende Heidentum.

§ 267. Politische und wirtschaftliche Entwicklung. Das Kaisertum bewirkte, wie schon früher gesagt (§ 255), daß der politische Sinn der römischen Untertanen immer mehr dahinschwand. Der Senat, der in den ersten zwei Jahrhunderten des Kaisertums eine immer noch ansehnliche Rolle gespielt hatte, trat mehr und mehr in den Hintergrund. Die Mitglieder des Hohen Hauses waren zudem meist Provinzialen, die ihre Standeserhöhung den Kaisern verdankten und ihnen deshalb treu ergeben waren, so daß die früher vielfach bestandenen Gelüste nach Zurückführung republikanischer Formen immer mehr an Boden verloren. Mit der Zeit hielten es die Kaiser auch nicht mehr für nötig, sich um den Senat zu kümmern. Die hohen Beamten mußten zwar noch Mitglieder des Senats sein oder gewesen sein, aber um ihre Laufbahn und ihr Aufrücken hatte sich dieser keineswegs mehr zu bekümmern. Zudem kam es ab, die Beamtenstellen möglichst schnell mit andern Leuten zu besetzen; anstatt daß ein für die höhere Laufbahn bestimmter Mann bald als Militär, bald als Jurist, bald als Verwaltungsbeamter beschäftigt wurde, begann das Berufsbeamtentum, und die Wege der Juristen und Offiziere, die sich früher oftmals gekreuzt hatten (Papinian, Ulpian, § 259), gingen auseinander. Wer für einen Posten tüchtig befunden ward, behielt ihn und rückte seinen Verdiensten entsprechend auf. Damit hängt das schon unter Constantin geregelte Titel- und Rangwesen zusammen (§ 262), das in gewissen Formen heute noch nachwirkt. Von da ab spielte besonders das Berufsjuristentum eine hervorragende Rolle; ohne juristisch erfahrene Leiter hatten schon die früheren Kaiser nicht zu regieren vermocht; jetzt waren die Juristen alles. Wohl keine Zeit und kein Reich ist mit mehr Gesetzen beglückt und juristisch besser beraten gewesen als das sinkende Kaisertum. Viele Bruchstücke, die sich in den Digesten noch finden, und zahllose Inschriften sind davon Zeugnis.

Gründe des allgemeinen Niedergangs

Und trotz alledem der unaufhaltsame Verfall! Es ist schwer zu sagen, wem man die Schuld an der allgemeinen Not zuschreiben soll. Es mag das Zusammenkommen vieler Umstände gewesen sein, deren Wurzeln zum Teil noch in den Zeiten der Republik lagen. Eine Hauptquelle war das herrschende Steuersystem, in dem die Fiskalität über alles ging. Das ganze Leben der Untertanen mußte sich nach den Bedürfnissen des Fiskus richten. Die besitzenden Stände wurden in Korporationen eingeteilt und alles von oben herunter vorgeschrieben.

Am härtesten lastete dies auf der ländlichen Bevölkerung, den coloni (§ 261), die für den Staatsdienst allerhand Fronen zu leisten und mit ihren Söhnen für den Heeresdienst den Ersatz schaffen mußten. Die Abgaben waren mit erfindungsreichem Sinn vervielfältigt und gesteigert worden, so daß, wer irgend konnte, dem Landleben entfloh, und daß sich die traurige Erscheinung der Landflucht herausbildete, die die herrlichsten Gefilde entvölkerte und deren Nachwirkungen im Gebiete des römischen Imperiums sich noch heute fühlbar machen. — Eine zweite Hauptquelle war der Einfluß der Hofbeamtenschaft auf die Verwaltung. Die maßlose Verschwendung innerhalb dieses privilegierten Kreises wirkte auf die sonstigen Verwaltungsbeamten des Reiches zurück, freilich nicht in dem Maße, wie es in der Zeit der Republik gewesen war. Die Verwaltung, soweit sie von Zivilpersonen ausging, tat ihr Möglichstes, um das Reich in Ordnung zu erhalten und den Wohlstand zu schützen; die schrecklichen Unterschleife während der Sterbetage der Republik und das Auspressen der Untertanen waren längst verschwunden und hatten ruhigem und milderem Regimente Platz gemacht, aber die Klagen über Unredlichkeit und Willkür wollten doch nicht verstummen. Auch die Statthalter in Provinzen, die Defensoren (Armenpfleger) und Kuratoren (Bürgermeister) in den Städten, die damals den schon früher existierenden Decurionen (§ 181) an die Seite traten, waren durchaus nicht immer wackere Leute, die ihre Pflicht taten und den Vorteil des Staates und der Untertanen gleichmäßig wahrten. Verwaltung

Sehr wesentliche Schuld an dem Verfalle trug auch die Entwicklung des Heerwesens und des Offizierstandes, infolge deren der Waffendienst des römischen Bürgerstandes aufhörte. Die Offiziere waren mit wenigen Ausnahmen nicht Angehörige der Nobilität, sondern Provinzialen oder gar Barbaren, und darum Glückssoldaten; tüchtige militärische Leistung hob auch den Sklavensohn bis zum General, ja bis zum Thron empor. Zudem waren sich die Offiziere bewußt, daß sie die Leitung des Staates in den Händen hielten. Geschickte Männer vermochten es, die Instinkte der Massen leicht zu ihren Gunsten zu lenken; sind doch die Kaiser jener Zeit mit ganz wenig Ausnahmen Offiziere gewesen. Gewiß gab es unter ihnen wackere, ja hochbedeutende Männer, wie Probus, Carus und den gewaltigen Aurelian; aber das schlimmste, was ihre Stellung mit sich brachte, war der Ursprung ihrer Herrschaft. Denn sie dankten den Purpur fast stets dem wilden Emporlodern der Leidenschaften ihrer Heere. Diese aber waren seit langem nicht mehr römische, ja kaum noch italische Armeen. Vielmehr wurden die Streitkräfte lediglich in den Provinzen ausgehoben, in denen eine Grenzwache notwendig war. Seit der massenhaften Ansiedlung von germanischen Barbaren (II, § 17) innerhalb der Grenze war es hergebracht, daß fast die Hälfte der ganzen Armee aus Deutschen bestand und das Römertum immer mehr zurücktrat. Diese Soldaten waren in den Grenzlanden mit Weib und Kind angesiedelt, nie in Rom gewesen und kannten deshalb nur ihre Grenzwache als ihr Vaterland. Wie hätten sie sich für einen Reichsgedanken begeistern sollen, den sie nicht verstanden? Im Heere bildete sich zuerst jener partikularistische Standpunkt aus, der sich in der Zeit der dreißig Tyrannen (§ 260) am schärfsten ausprägte. Heer und Offiziere

War so das Volk nicht mehr waffentüchtig, so war ihm auch der politische Sinn geschwunden. Daß je das Volk bei den Kaisererhebungen und Kaiserabsetzungen eine Rolle gespielt hätte, wird nicht berichtet. Ihm war es gleichgültig, wer den Purpur trug. In Italien verlangte man von ihm nur, daß er Brot schaffte und für die Unterhaltung der Massen sorgte; in den Provinzen war man zufrieden, wenn man Schutz gegen die andringenden Barbaren erhielt. Die heidnisch Gebliebenen suchten ihren Trost im Erwerbsleben und fanden eine befriedigende Erklärung für das Notwendige ihrer Lage in der neuplatonischen Philosophie. Immer größere Mengen aber, vor allem die Mühseligen und Beladenen, wandten sich den Lehren des Christentums zu, dessen Reich nicht von dieser Welt war und die, die für die Gegenwart nichts zu erwarten hatten, auf die Zukunft im Jenseits hoffen ließ. Die Christen der ersten Jahrhunderte hielten sich mit voller Absicht vom Staatsleben fern (II, § 2). Volk

Die Montanisten (II, § 5) z. B. verwarfen allen Kriegsdienst und ließen selbst durch Hinrichtungen sich nicht von ihrer Halsstarrigkeit abbringen. Jedoch bereitete sich schon unter Diokletian der Umschwung in der Auffassung der Christen vom Staate vor. Denn sie waren so zahlreich geworden, daß sie ein bestimmender Faktor des Staatslebens werden mußten, wenn nicht der Staat selbst negiert werden sollte. Reichtum und Ansehen waren auch in christlichen Reihen eingekehrt, und als die Staatsgewalt sich ihnen freundlich zuneigte, wie schon vorher die Philosophie (§ 255) und Wissenschaft es getan hatte, da wurde man sich in den Reihen der christlichen Geistlichkeit klar: der große weltgeschichtliche Augenblick war gekommen, wo das Christentum sich mit dem Staatsgedanken verbinden sollte. Constantin heißt darum mit Recht der Große, weil er den richtigen Augenblick für diesen Systemwechsel ersah, den er mit einer Verlegung des Schwerpunktes des Reiches von Rom nach Byzanz verband. Es läßt sich freilich auch die Kehrseite der Sache nicht leugnen, daß dies bestimmende Einwirken des Christentums auf den Staat zersetzend auf das Reich wirken mußte. Denn die Glaubensstreitigkeiten wurden mit dem größten Eifer geführt, und die verschiedenen Sekten standen sich vielfach feindseliger gegenüber als Christen und Heiden. Sowie das Christentum aber Staatsreligion geworden war, hatte der Staat natürlich auch ein Interesse an der Einheit der Religion, und trat daher den abweichenden Lehrmeinungen feindlich gegenüber, und suchte sie mit Gewalt zu unterdrücken. Zwangsmaßregeln gegen die Gewissen sind aber in der Regel vergeblich, erregen nur Erbitterung und trugen in diesem Falle dazu bei, daß die Christen innerlich und äußerlich sich gegen das harte Reichsregiment empörten und die eindringenden Barbaren freudig als Befreier begrüßten.

Entvölkerung des Reichs

Die wirtschaftliche Entwicklung innerhalb des weiten Reiches war scheinbar glücklich, aber im Innern griffen tiefliegende Schäden um sich. Eine der schlimmsten Erscheinungen war die Entvölkerung des Reichs. Schon unter den ersten Kaisern hatte man den Bevölkerungsrückgang bemerken müssen. Am deutlichsten sah man das in Italien, wo die Flucht vom Lande immer mehr um sich griff (§ 254). Schon zur Zeit Cäsars war der Getreidebau durch freie Pächter oder Besitzer an seiner Unrentabilität gestorben. Unter Domitian ging es mit dem Weinbau, den noch der Landwirt Columella (§ 257) dringend empfohlen hatte, ebenso. Unter Trajan wurden die Bodenpreise künstlich gehalten; sowie aber der Zwang beseitigt war, fielen sie unaufhaltsam. Damit hing ein Rückgang in der ländlichen Bevölkerungszahl zusammen, auch unter den Sklaven, der bald erschreckenden Umfang gewann, und eine Ausdehnung der Weidewirtschaft, wie sie noch heute das Unglück Italiens ist. Eine ähnliche Entwicklung fand auch in den übrigen Provinzen statt mit alleiniger Ausnahme Ägyptens, dessen Fruchtbarkeit stets überquellend blieb. Der Ersatz der Bevölkerung kam aus den Barbarenstämmen, die das Reich umgaben und teils auf friedlichem Wege, teils später mit dem Schwert in der Hand, die Herren des entvölkerten Bodens wurden. Einen großen Teil der Schuld an der Entvölkerung des Landes trug die Latifundienwirtschaft; so nannten z. B. eine Zeitlang nur sechs Männer die halbe Provinz Afrika ihr eigen. Einen zweiten Faktor stellten die beständigen Thronwirren dar, die ungezählte Menschenopfer verlangten. Einen dritten Faktor bildeten häufige epidemische Krankheiten (Beulenpest), gegen die erst gegen Ende dieser Periode eine geordnete ärztliche und hygienische Hilfe eingerichtet ward. Hierzu kam noch die Abneigung gegen die Unbequemlichkeit, die mit dem Aufziehen von Kindern verbunden ist.

Münzpolitik

Wirtschaftlich sehr schädigend war auch die unverantwortliche Münzpolitik, die eine Reihe verschwenderischer Kaiser getrieben hat. So ließ z. B. Elagabal die Aurei (damals die geläufigste Goldmünze) fast nur noch „gefüttert" schlagen und verwendete das als „Schlagschatz" gewonnene Gold für seine verschwenderischen Feste. Und auch besser veranlagte Herrscher folgten ihm, von der Geldnot dazu gezwungen, auf dieser abschüssigen Bahn. Das hatte in den letzten Regierungsjahren Aurelians eine geradezu unge-

heure Preissteigerung und ein solches Massenelend zur Folge, daß Diokletian einzugreifen beschloß. Er ließ deshalb in allen Städten seines Reiches einen sogenannten Maximaltarif (§ 261) anschlagen, d. h. den Preis, der als Höchstes verlangt werden durfte (nicht bloß für Lebensmittel, sondern auch als Löhne und Honorare, z. B. für Lehrer und Rechtsanwälte), unter Androhung von Todesstrafe, wenn man sich nicht daran kehrte. Das wohlgemeinte Gesetz mußte aber beiseite gelegt werden; denn es schickte sich nicht ein Preis für alle Provinzen. Unzweifelhaft haben Diokletian und Constantin viel segensreicher als durch dieses Gesetz durch eine vernünftige Münzpolitik (§ 262) gewirkt, durch die man wieder Vertrauen zu der althergebrachten Münze und der damit zusammenhängenden Preisordnung faßte. Der neueingeführte Solidus, der den Aureus ersetzte, und im Verhältnis 1:72 = ein Pfund Feingold ausgeprägt ward, ist dann bis zum Ende der Byzantinerzeit unverändert geblieben. Wie heute die Mariatheresientaler in Afrika waren die kaiserlichen Solidi die einzigen Münzen, die auch die Barbaren nahmen, die mit dem Reiche im Kriege standen, und würden ohne das Bild der römischen Kaiser zurückgewiesen worden sein.

Tarif des Diokletian 301

Wenngleich das Römerreich durch seine eigene Wucht sich im Gange hielt, das Römervolk hatte das Zutrauen zu sich und seiner Zukunft verloren. Der Zug des Pessimismus, der durch die damalige Welt ging, ist dafür Zeugnis. Die christliche Weltanschauung löste die römische ab, und an Stelle des Römers trat der Deutsche. Daß sich aber der Übergang, trotz einzelner schwerer Zuckungen, im ganzen so glatt vollzog, lag in dem überwiegenden Einfluß der gewaltigen tausendjährigen Kultur, die der Barbar mit staunendem Blicke maß, und der er sich nur zu gern unterwarf, so daß die Germanenreiche auf römischem Boden trotz germanischer Bevölkerung römisches Gepräge trugen, und daß schließlich der Nordländer ursprüngliche Kraft von den Besiegten aufgesogen ward und aus den Ruinen des römischen Weltreichs bis auf heute immer wieder neues Leben emporgesproßt ist.

§ 268. Religiöse und sittliche Entwicklung. Unter den späteren Kaisern entwickelten sich die Sitten in der schon in § 205 angedeuteten Weise weiter, nur daß in allen Lebenserscheinungen der römischen Volksseele ein merkwürdig greisenhafter Zug hervortritt. Neben dem wirtschaftlichen Niedergang und der Entvölkerung des Reichsbodens steht auch eine Verflachung auf sittlichem Gebiete. Die oberen Klassen des Volkes brachten entweder in Indifferenz und Materialismus ihr Leben hin oder sie warfen sich, soweit die Philosophie sie nicht befriedigte, dem Dämonenglauben in die Arme; die unteren Volkskreise aber gingen in großen Massen zum Christentum über. Neben diesem Niedergange tritt freilich ein verhältnismäßiges Steigen der Moralität hervor, das uns mehrfach bezeugt wird, aber es ist nicht mehr das Verdienst der Selbstüberwindung, sondern nur die natürliche Folge einer ausgegebenen Volkskraft.

Am niedrigsten stand bis Constantin die Staatsreligion; sie war fast nur noch Formsache. Zwar wurden immer noch Tempel gebaut, aber die Olympier galten selbst den offiziellen Organen der Regierung nur als Symbole. Nur in weltabgelegenen Gegenden, wie z. B. in den Bergen Lakoniens, erhielt sich der naive Glaube an die Himmlischen. Gehalten wurde das Heidentum bis Constantin nur durch die Staatsraison, die auch den kaiserlichen Thron mit göttlichem Glanze umgab, die gestorbenen Imperatoren in den Himmel erhob (Apotheose) und ihnen Priesterschaften und reiche Opfer zuwies. Neben der inneren Hohlheit steht aber der merkwürdige Zug der Römer, möglichst lange die Form einer ausgelebten Sache festzuhalten. Die Details der Mythologie hatte man schon lange vor Lucians vergnüglichen Possen (§ 257) preisgegeben, ja sogar auf der Bühne in Mimus und Ballett ins Lächerliche ziehen lassen. Aber der am Formalen haftende Sinn der Römer hat es noch jahrhundertelang, nachdem St. Peter die Kathedrale Roms geworden war, durchgesetzt, daß die vestalischen Jungfrauen das heilige Feuer hüteten, und auch heute noch kann der aufmerksame Beobachter des

Staatsreligion

katholischen Gottesdienstes im Süden altheidnische Auffassungen unter den sinnlich wirkenden Zeremonien hindurchscheinen sehen. Freilich nur das Formale erhielt sich. Der religiöse Kern war schon längst geschwunden. Die schon frühe beobachtete Mischung der Götter (Theokrasie) nahm immer mehr zu. Der keltische Dienst hat allerdings wenig Einwirkung gehabt; in Gallien und Spanien bemühte man sich eher, der alten Druidenreligion ein römisches Gewand anzulegen, wozu die römischen Garnisonen beitrugen, die sich willig an die Volksreligion anschlossen, aber doch die heimischen Formen wahrten. Auch für die noch wenig ausgestaltete deutsche Religion (II, § 14) hat der Römer nie ein Verständnis gewonnen. Um so machtvoller blieb die Einwirkung der Vorderasiaten. Baal (§ 24, 41) der alte Semitengott, hielt unter den verschiedensten Formen und Anschauungen seinen Einzug im Gottesdienst der Römer. Heliogabal machte sich sogar zu seinem Priester. Einen fast noch größeren Einfluß übte Astarte, die große Mutter (§ 24, 41) alles Lebens, mit ihren vielen Variationen. Dann traten die ägyptischen Götter heran, die mit der den Ägyptern eigenen Hartnäckigkeit im alten Nillande weiter angebetet wurden. Osiris und Isis standen neben Anubis und Serapis (§ 35). Das Prinzip der antiken Frömmigkeit war Toleranz, solange das Heidentum im Vordergrunde stand, und diese Richtung wurde dadurch befördert, daß eine Dogmatik völlig fehlte. Diese trat erst durch das Christentum, und zwar ganz nach und nach, ein. Zunächst setzte es an Stelle der Götter die Heiligen, die man zwar nicht anbetete, die man aber als Fürbitter anging, und denen man als Schutzpatronen auch Kirchen weihen und deren Gebeine man als kostbare Reliquien aufbewahren konnte. Krasser Unglaube war ebenso selten wie naive Anbetung der Olympier. Die Freidenker jener Zeit wendeten sich meist der Astrologie zu, so z. B. Tiberius. Aber hier änderte sich alles, sowie die Kaiser selbst das Christentum annahmen; die Toleranz verschwand, und an ihre Stelle trat eine geradezu grausame Unduldsamkeit. Aber unter dem Firnis des Christentums dauerten die altheidnischen Anschauungen weiter, und den weltklugen Leitern der Kirche gelang es, alle neu auftauchenden Wandlungen des Geistes und Religionslebens sich zu eigen zu machen und so unter das christliche Prinzip unterzuordnen, daß sie aus ihm hervorgegangen oder darin aufgegangen erschienen.

Eindringen fremder Kulte

Vom dritten Jahrhundert an trat ein großer Umschwung in der gebildeten Welt ein. Man gab den Indifferentismus und Materialismus auf und wandte sich einerseits zu der Wundergier und dem Aberglauben des gemeinen Volks, andererseits fand man wirkliche Befriedigung im Neuplatonismus, der, wie J. Burkhardt sagt, die Philosophie mit dem potenziertesten Aberglauben zu verbinden wußte. Die ganze Welt war damals von der Lehre eines besseren Jenseits überzeugt, die sich ein jeder in seiner Weise zurechtlegte. Schon das frühe Altertum hatte sie gekannt (Pythagoras § 89, die eleusinischen Mysterien § 87), und an den alten Mysterienglauben schlossen die neuen Mysterien sich an. So die des Sabazios und des Serapis, der Hekate und der Isis, in denen allen nach Erfüllung gewisser geheimer Bräuche den Mysten (Eingeweihten) ein glückseliges Leben nach dem Tode gewährleistet ward. Die mächtigste Geheimreligion war der schon früher erwähnte (§ 255) Mithrasdienst, der in den letzten Tagen des Heidentums in den des „unbesiegten Sonnengottes" überging. Damals entstanden, soweit die römische Tuba klang, überall die geheimnisvollen Höhlen, in denen dieser Gottesdienst begangen ward und selbst gewaltige Herrscher wie Aurelian verschmähten es nicht, alle Zeremonien auf das sorgfältigste zu beobachten.

Wunderglaube

Aber nicht nur das Jenseits war Gegenstand der religiösen Betrachtung; auch die wichtigsten Fragen des Diesseits suchte man sich durch Anfragen an die Gottheit zu beantworten. Das alte Orakelwesen war abgenutzt, dafür traten die neuen Wissenschaften der Astrologie, Magie und Dämonologie ein. Zunächst kam die Sterndeuterei, deren erste Adepten sich schon in den grauesten Zeiten der orientalischen Geschichte fanden (§ 24).

Astrologie und Magie

Aus dem Stande der Sterne zu gewissen Zeiten suchte man zu erkunden, was in jedem einzelnen Falle zu tun war. So lernte man damals aus den Konstellationen bei der Geburt die Nativität stellen und erkundete auch Todestag und Todesort. Die wichtigsten Vertreter dieser Lehre, ebenso oft verbannt wie zurückgerufen, hießen von ihrem Stammlande Chaldäer. Daneben standen die Magier, die es verstanden, die von allerhand guten und bösen Dämonen bewohnte Welt zu lenken und diese Geister zu „beschwören". Überall herrschte der krasseste Aberglaube, der vor allem durch das Wunder wirkte. Die Geisterwelt, die überall die Menschen umgab, mußte man stets bei guter Stimmung halten. Darum opferte man ihr zu jeder Zeit und brachte ihr, teils um ihre Hilfe zu erlangen, teils um sich für Geleistetes dankbar zu erzeigen, Geschenke und Gaben dar. Ähnliche Gedanken schwebten wohl auch bei der rührenden Pflege der Gräber und dem Heilighalten des Andenkens an die Verstorbenen vor, dem ein besonderes Fest, die Parentalien im Februar, zu dienen hatte. Der neue Dämonenglaube brachte es auch dahin, daß die alten olympischen Götter und Heroen ebenfalls zu Dämonen herabsanken und der magischen Formel oder Beschwörung gehorchen mußten. Unter den Römern war der Hauptvertreter dieser neuen Richtung Firmicus Maternus, der um 337 seine Bücher über die Astrologie erscheinen ließ, und neben dem Technischen der Sache deren sittliche Berechtigung nachzuweisen sich bemühte. Derselbe Autor nahm zehn Jahre später, nachdem er Christ geworden war, alles zurück und betrieb mit der Intoleranz des Renegaten die Ausrottung des Heidentums und ganz besonders der Geheimdienste und Geheimlehren.

Firmicus Maternus um 350

Das eine Gute hatte dieser religiöse Wandel, daß sich neben dem Dämonenglauben der Monotheismus (Glaube an einen allmächtigen Gott) immer mehr durchsetzte, und sich damit der Boden immer mehr für das Christentum bereitete, das im Anschluß an den uralten jüdischen Jahvedienst sich entwickelnd, seinen Siegeszug durch die römische Welt begann. Ein zweites Glück für die neue christliche Entwicklung war aber das Absterben der alten Philosophie, die schließlich nur noch Lehrer an der Hadriansuniversität in Athen, aber keine fleißigen Hörer und überzeugungstreuen Apostel mehr fand.

Monotheismus

§ 269. Die heidnische Philosophie. Im Zeitalter der Antoninen stand es jedoch noch nicht so schlimm um die philosophischen Systeme der alten großen Zeit. Die Akademie, die peripatetische und die pythagoreische Philosophie fanden noch viele Anhänger, und manche selbständige Männer flüchteten sich aus dem Gewirre der Meinungen und Anschauungen in die Skepsis (Lehre vom Zweifel) oder wählten aus den vorhandenen Lehrmeinungen das zum praktischen und vernünftigen Leben Zweckmäßige aus und verbanden es zu einem neuen, vielfach Eklektizismus (§ 239) oder Synkretismus (§ 255) genannten Systeme. In dem pyrrhonischen Skeptizismus, dem im Anfang des dritten Jahrhunderts Sextus (der als früherer Arzt den Beinamen Empiricus führte) durch seine beiden Hauptwerke „Pyrrhonische (§ 154) Entwürfe" und „Wider die Mathematiker" (eine ausführliche Schrift, die im ersten Teile sich gegen die sogenannte enkyklische Bildung, im zweiten Teile gegen die dogmatischen Philosophen richtete) die schärfste Prägung gab, wurde das System auf die Spitze getrieben. Nach seiner Behauptung ist das menschliche Erkennen seiner Natur nach nicht imstande, zu einer objektiven Gewißheit der Wahrheit zu gelangen; ein subjektives Fürwahrhalten sei das Höchste, was der forschende Geist erringen könne. Indem so der Skeptizismus durch die Negation aller objektiven Wahrheit in der Wissenschaft und im Leben dem nur verstandesmäßig philosophierenden Geiste alle Nahrung entzog, schaffte er Raum für neuen Anbau und edlere Früchte. Denn nach der lange Zeit mit ausschließlicher Anwendung des Verstandes geübten induktiven Methode erlangte die Spekulation wieder das ihr so lange Zeit vorenthaltene Recht.

Sextus Empiricus um 200

Diese neue Philosophie schloß sich instinktiv an den phantasiereichsten und spekulativsten der großen alten Meister, an Platon, an; auch die neuen religiösen Bedürfnisse des dritten Jahrhunderts wiesen darauf hin.

Mystische Richtung der Philosophie

Die genialen Phantasiegebilde des großen Weisen als reale Wahrheiten und wissenschaftliche Glaubenssätze hinstellend, bauten die neuen Männer des spekulativen Denkens allmählich ein religiös-philosophisches Lehrgebäude auf, in dem sie alles, was die verschiedenen Religionen und Philosophien Entsprechendes ausgebildet hatten, mit der platonischen Ideenlehre (§ 116) verbanden und eine Weltanschauung schufen, die durch ihren Reichtum an geheimnisvollen und mystischen Lehren und Symbolen den Sinn mächtig gefangen nahm und, sich in weite Kreise verbreitend, gleichsam die geistige Atmosphäre wurde, in die sich die gesamte Zeitbildung hüllte. Aus platonischen und orientalischen Elementen und Weisheitsschätzen wurde der religiöse und philosophische Synkretismus aufgebaut, in dem sich morgenländische und abendländische Denkweisen und Religionsformen zu einem wunderlichen Ganzen verschmolzen, in dem die Götter, Mythen und Symbole der verschiedensten Völker, gleichsam verklärt und durch allegorische Deutungen in das Reich der Ideen erhoben, sich wiederfinden sollten, wo die strenge Tugend- und Enthaltungslehre der Stoiker auf die Höhe orientalischer Askese gesteigert und der Wunder- und Dämonenglaube, wie er sich im Keime bei Plutarch, in weiterer Entwicklung bei Apulejus (§ 270) fand, zu schwärmerischen Phantasiegebilden erweitert wurde; wo man sich in die Geheimnisse der Mystik versenkte und die alte Volksreligion, die man durch allegorische Ausdeutung ihrer Mythen vergeistigte, gegen die überwältigende Macht des Christentums zu verteidigen suchte. Diese neue Geistesrichtung verkündigte sich in einer göttlichen Verehrung der hochbegabten Männer, die man als Stifter eines heiligen Lebens ansah, in der Vermischung aller Formen des Gottesdienstes und in der Sehnsucht nach mystischer Vereinigung mit dem Göttlichen, welche teils durch äußere Enthaltsamkeit, teils durch phantastische Gebräuche gewonnen werden sollte, und gegen die das tätige Leben bald mehr, bald weniger als ein unheiliges Wesen zurücktrat.

Neuplatonismus

Die wissenschaftliche Seite dieses Synkretismus fand ihren entschiedensten Ausdruck in der neuplatonischen Philosophie, die in der ägyptischen Weltstadt Alexandria, wo hellenische Philosophie, orientalische Religionsspekulation, Judentum und christliche Glaubenslehren sich berührten und ineinander übergingen, ihren Ursprung hatte. Als Gründer der Schule galt Ammonius Sakkas aus Alexandrien, der, von christlichen Eltern im Christentum erzogen, in der Folge, als er zum selbständigen Denken gereift war, zur heidnischen Philosophie überging. Seine aus einer Verschmelzung platonischer, pythagoreischer und orientalischer Ideen und Aussprüche bestehende Philosophie wurde mündlich einem kleinen Kreise wißbegieriger und begabter Jünger mitgeteilt und längere Zeit als Geheimlehre bewahrt, deren Verständnis nur den Eingeweihten zugänglich war. Sein großer Schüler Plotinus aus Lykopolis in Ägypten wurde für Ammonius, was Plato für Sokrates gewesen ist: er machte dessen Lehren bekannt, die unter seinen Händen und durch seinen phantasiereichen Geist eine gänzliche Umgestaltung und Fortbildung erfahren haben. Nachdem er elf Jahre lang den Ammonius gehört hatte, schloß er sich im Jahre 242 einem Kriegszug des Kaisers Gordianus (§ 260) nach Persien an, um die Weisheit des Morgenlandes in ihren Geburtsstätten Indien und Iran kennen zu lernen. Die Ermordung des Kaisers vereitelte den Plan Plotins; er kehrte nach Antiochia zurück, von wo er zwei Jahre später nach Rom übersiedelte. Hier fand er einen bedeutenden Wirkungskreis. Aus der Nähe und Ferne strömten Jünglinge und Männer zu seinen Vorträgen und wurden von ihm für den platonischen Idealismus, und für stilles, beschauliches Leben gewonnen. Sein würdevolles Wesen, seine asketische Strenge, seine Enthaltsamkeit von allen sinnlichen Genüssen, sogar von Fleischspeisen, verschafften ihm das größte Ansehen, so daß er 26 Jahre lang als Prophet, Heiliger und Wundertäter verehrt ward. Das Wesentliche der Lehre Plotins bestand darin, daß er als das Höchste in der Welt das „Erste" annimmt, ein durch unser Denken in keiner Weise faßbares pantheistisches Gebilde, das er auch „Gott" nennt. Dieses Urwesen ist ohne Grenze, Gestalt und Bestimmung und liegt über alles Sein und Denken hinaus. Sein erstes Erzeugnis ist der Nus, das Denken. Dieses besteht aus den ihm immanenten Ideen, die das wahrhaft Seiende sind (Anschluß an die platonische Ideenlehre). Aus dem Nus geht als sein Abbild und Erzeugnis die Seele hervor, der die Ideen innewohnen. und die selbst Zahl und Idee ist. Die Erscheinungswelt dagegen stellt die allmähliche Durchdringung der Materie durch das „Erste" dar; sie entbehrt ebenso, wie bei Plato und Aristoteles, des wirklichen Seins und ist nur die bloße Möglichkeit desselben. Zugleich stellt aber die Materie das „Urböse" dar. Mit ihr kämpft die Seele, die ihre höchste

1. Die alexandrinisch-römische Schule.

Ammonius Sakkas 175—242

Plotinus 204—269

244

Lehre Plotins

Aufgabe im Denken und in der Losſagung vom Sinnlichen findet. Die Sinneswahrnehmungen haben nur untergeordneten Wert; wichtiger iſt das eigentliche Denken. Dieſes führt die Seele ſchließlich zur Anſchauung des Nus, und wenn ſie ſich, den indiſchen Brahmanen (§ 16) gleich, im Zuſtand der Ekſtaſe ganz in ſich ſelbſt verſenkt hat, zur Anſchauung des „Erſten". Beſonders in dem letzteren Punkte berührte ſich Plotins Philoſophie mit dem herrſchenden Dämonen- und Wunderglauben. Denn neben dem einen „Erſten" gab es für die Neuplatoniker noch eine Menge aus dieſem hervorgegangener Dämonen, in denen ſich die alten Götter, die Plotin ausdrücklich beibehielt, idealiſierten. Sie ſind Emanationen des „Erſten" und kehren ſchließlich zu ihm zurück. Auch in anderen Dingen bildete der Neuplatonismus das Band für die ſpekulativen Beſtrebungen der Zeit, vor allem in ſeiner Hinneigung zu einer hochgeſpannten Moralität und Askeſe, die durchaus nicht das bloße Eigentum der Chriſten war, ſondern überhaupt dem 3. und 4. Jahrhundert eignete (ſo die Therapeuten [§ 150] und Gymnoſophiſten in den helleniſchen Ländern wie die jüdiſchen Naſiräer und die indiſchen Fakirs). Auch die Beſchwörungen und Weisſagungen fanden in dieſem Syſteme Platz, das in ſo wunderbarer Weiſe den Maſſen und den Beſten ſeiner Zeit genug zu tun verſtand. — Ein begeiſterter Jünger Plotins, Porphyrius (urſprünglich Malchus) aus Tyrus, ein gelehrter ſtrebſamer Mann, aber ohne Plotins Tiefſinn und prophetiſchen Schwung, war bemüht, den neuplatoniſchen Lehren im Abendlande Verbreitung zu verſchaffen. Von Porphyrius rührt auch die Anordnung und Zuſammenſtellung der Schriften her, die Plotin, der griechiſchen Sprache nur unvollkommen mächtig, nachläſſig verfaßt hatte, mehr auf die Tiefe des Inhalts als auf die Form bedacht, weshalb man auch von jeher über die Dunkelheit ſeiner (in ſechs Enneaden zuſammengeſtellten) Werke geklagt hat. — Unter den Schülern des Ammonius Sakkas erlangte neben Plotin den größten Ruhm Longinus, ſowohl durch ſeine große Gelehrſamkeit und ſeine umfaſſenden Kenntniſſe in verſchiedenen Wiſſenſchaften als durch ſeinen männlichen Charakter und ſein edles Leben. Longinus war ein klarer Denker und ein eifriger Forſcher nach echter philoſophiſcher Wahrheit. Nachdem er ſeinen Geiſt an den echten Schriften Platos und anderer großen Denker geſtärkt und durch weite Reiſen ausgebildet hatte, lebte er einige Zeit in Athen als Lehrer der Rhetorik und Philoſophie und widmete ſich dann dem ſtaatsmänniſchen Leben, ohne jedoch den Studien und der Wiſſenſchaft zu entſagen. Er verfaßte viele Schriften, die untergegangen ſind. Von manchen wird ihm das noch erhaltene Werk „Über das Erhabene", äſthetiſchen Inhalts, zugeſchrieben; dieſes iſt durch Lebendigkeit der Darſtellung und durch Gediegenheit des Inhalts ſo hervorragend, daß es den Verluſt der übrigen um ſo ſchmerzlicher macht. Als Miniſter der Königin Zenobia (§ 260) in Palmyra fand er auf Befehl des Kaiſers Aurelian einen gewaltſamen Tod, den er mit der Ruhe eines Helden und Weiſen ertrug.

Porphyrius 233—301

Longinus 213—273

Noch einen Schritt weiter als Plotins Neuplatonismus ging Jamblichus aus Chalkis, der eigentliche Schöpfer des philoſophiſchen Synkretismus. Hatten Plotinus und Porphyrius in der Anſchauung Gottes mittelſt Ekſtaſe den höchſten Triumph und das Ziel alles philoſophiſchen Strebens erkannt, ſo ſuchte Jamblichus, des letzteren Schüler, die ſinnlichen Vorſtellungen des Orients und den abergläubiſchen Dämonenglauben der Zeit mit dem platoniſchen Idealismus und der Zahlenmyſtik der Pythagoreer verbindend, den Glauben an das Hereinragen der Geiſterwelt in das Menſchenleben zu begründen. Indem er die Götter, Engel, Dämonen und das geſamte Geiſterreich in Reihen und Ordnungen zuſammenfaßte, lehrte er, wie durch Zauberkünſte und Symbole, durch Gebete, Beſchwörungen und Zeremonien die Menſchen die Dämonenwelt zu ſich heranziehen und ſich dienſtbar machen können. Auch dieſer Mann fand zahlreiche Anhänger, zu denen als die wichtigſten der Kaiſer Julian (§ 264) und die geiſtvolle Aegypterin Hypatia (II, § 8) gehörten.

2. Die ſyriſche Schule. Jamblichus † 330

Die letzte Weiterbildung erfuhr der Neuplatonismus im 5. Jahrhundert zu Athen durch Proklos, die letzte Stütze des hinwelkenden Heidentums, deſſen Religionsübungen er nur im geheimen obliegen durfte. Auch in der Weſthälfte des Reiches ging die antike Philoſophie zugrunde. Einiges von ihr hat ſich in die Werke des Makrobius und Marcianus Kapella (§ 270) gerettet. Der letzte Vertreter war Anicius Manlius Severinus Boetius, der 525 auf Befehl Theoderichs hingerichtet ward (II, § 30, 31), ein getreuer Anhänger des Platon, der in ſeiner „philoſophiſchen Troſtſchrift" auch ſtoiſche Gedanken wiederholt hat. Die Schüler des Proklos, Iſidorus, Damascius und Simplicius, waren die letzten Verkünder der heidniſchen Philoſophie. Als unter Juſtinian ihre Hörſäle geſchloſſen wurden (II, § 8), ſuchten ſie eine Zufluchtſtätte in Perſien, wo ſie das gelobte Land ihrer Träume und Spekulationen zu finden hofften; aber getäuſcht in ihren Erwartungen, kehrten ſie in die Heimat zurück, wo ſie ihr Leben in Dunkelheit beſchloſſen. — Doch trug der Neuplatonismus zu viele dem Chriſtentum ähnliche Elemente in ſich, als daß ſich ſeine Wirkungen nicht auch bald bei den chriſtlichen Schriftſtellern hätten kundgeben ſollen. Gleich dem Chriſtentum vorzugsweiſe auf Belebung der inneren Gefühlswelt, auf das Geiſtige und Sittliche gerichtet, übte er einen

3. Die atheniſche Schule Proklos. 410—485

529

unverkennbaren Einfluß auf die Ausbildung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre und auf deren älteste Verkünder, die Kirchenväter (II, § 5, 28).

Unrömischer Charakter des ehernen Zeitalters

§ 270. Die heidnische Literatur und Kunst. Mit den Antoninen kam das Zeitalter der silbernen Latinität zum Abschluß; die folgenden Schriftsteller, welche unter dem eisernen Joche der Soldatenherrschaft die letzten grünen Zweige am absterbenden Baume der römischen Literatur und Wissenschaft mühsam und dürftig pflegten, werden dem ehernen Zeitalter zugeteilt. Zu diesem Verfalle der römischen Literatur trugen schon Hadrian und die Antonine nicht wenig bei, teils durch ihre Vorliebe für das Griechische, teils durch die Beförderung eines verkehrten Geschmacks und einer affektierten Altertümelei in Stil und Sprache, in Dichtung und Beredsamkeit. Die üppige und phantastische afrikanische Latinität (§ 200), die in dem beweglichen und talentvollen L. Apulejus aus Madaura ihren Gründer verehrte und die nüchternen und pedantischen Anhänger Frontos (§ 257) aus dem Felde schlug, war nicht geeignet, das gewichene Interesse für die römische Kunst und Literatur zurückzuführen und dem Griechentum, dem sie ohnedies ihren künstlichen Schmuck entlehnt oder geraubt hatte, eine wirksame Opposition entgegenzusetzen. Der unrömische Charakter, der in seinem Hauptwerk, dem Roman vom „goldenen Esel", zutage tritt, greift in der späteren Kaiserzeit mehr und mehr um sich und dringt immer tiefer in das Wesen der lateinischen Literatur ein. Schon im dritten Jahrhundert schied sich der Osten mehr und mehr von dem Westen ab; infolge davon verlor Rom und Italien allmählich die gebietende Stellung und das Übergewicht im Reiche der Geister. Die Hauptstadt hörte auf, der Mittelpunkt der Literatur und Wissenschaft zu sein; in der griechischen Welt liefen ihr Athen, Konstantinopel und Alexandria den Rang ab, und ähnliche Bildungsmittelpunkte entstanden in Gallien, Spanien und Nordafrika, wo die lateinische Bildung bereits ihre Pflanzstätten aufgeschlagen hatte; als schließlich das Christentum anfing, die Literatur und das geistige Leben zu durchdringen, da gingen bald die nationalen Eigentümlichkeiten in dem christlichen Gesamtcharakter auf; in der neuen Weltbildung fanden die griechischen und lateinischen Geistesprodukte ihren gemeinsamen Boden und Ausdruck.

A. Literatur

Apulejus 125—190

Freilich die gleichen Züge des Greisenhaften, die wir auch sonst beobachten konnten, finden sich auch auf diesen Gebieten. Nirgends mehr sieht man neues Leben, originelle Formen entstehen; nur in der ewigen Wiederholung des Hergebrachten und in der Massenhaftigkeit der Produktion gefiel sich diese überaus geistesarme Zeit. Frisches und farbenvolles Leben sollte erst auf dem von alter Kultur übersättigten Boden erstehen, als vom Osten und Süden her das Christentum, von Norden und Westen her die germanischen Barbaren den römischen Reichsboden besetzten. Zunächst freilich schien es, als wenn auch diese beiden neuen Kulturträger sich der alten Kultur ganz unterordnen würden. Die christlichen Lehrer redeten nicht bloß in der Sprache, sondern auch mit den Schlüssen der griechischen Philosophie, und die germanischen Eindringlinge lernten nicht bloß lateinisch sprechen, sondern auch römisch denken. Aber, wie der Neuplatonismus nur ein letztes Abendrot um die versinkenden Tempel Griechenlands war, so ist auch die Literatur jener Tage nur ein letzter Glanz der untergehenden Sonne des Altertums.

Poesie

Die Kaiser seit Hadrian waren der Dichtkunst mehr oder weniger hold gewesen, besonders die Dynastie des Septimius Severus hatte für die Poeten mancherlei übrig gehabt, aber dann wurde das Interesse immer geringfügiger; daher ist auch, was an Poesie aus jener Zeit rührt, höchst unbedeutend. Im Stoff und in der Erfindung kommen dieselben abgegriffenen Motive immer wieder, dazu tritt das langweilige Lehrgedicht. Zu diesen gehören die versifizierten Lehrbücher der Metrik des Terentianus Maurus, die ebenfalls in Verse gebrachten Rezepte des Q. Serenus Sammonicus († 238), die Eklogen und die Kynegetika des M. Aurelius Nemesianus (II, § 94). Daneben blühte noch die sogenannte Spruchdichtung in den Distichen Catos und einiger weniger bedeutenden Dichter. Die Lyrik, das Drama, die Erzählung in Prosa und Poesie hatte aufgehört; nur dadurch erhielten sie eine Art künstliches Leben, daß man aus älteren Gedichten, vor allem aus Vergils Aneis Flickgedichte (sogenannte Centonen [§ 244]) herstellte und diese dann mit dem stolzen Namen Drama usw. belegte.

Terentianus um 300

Hervorragender waren die Leistungen auf dem Gebiete der reinen Prosaschriftstellerei. Hier übte besonderen Einfluß die kaiserliche Kanzlei (§ 254), die darauf hielt, daß in beiden Reichssprachen in klarer, deutlicher und stilreiner Form der Wille der Regierung kundgetan ward. Ursprünglich war die Kanzlei nur mit Lateinern besetzt gewesen, die sich notgedrungen in beiden Sprachen auszudrücken verstehen mußten; so war dies des Suetonius Tranquillus (§ 257) Aufgabe gewesen. Späterhin spaltete sich die Kanzlei in zwei Abteilungen, die römische und die griechische. Von beiden wurde eine Reihe Arbeiten, besonders auf grammatischem und lexikalischem Gebiete inspiriert, die zu alter Einfachheit und stilistischer Reinheit zurückführen sollten. So hatten sich schon unter den Antoninen die großen griechischen Gelehrten Apollonius Dyskolos und Herodianos mit den grammatischen Gesetzen ihrer Muttersprache befaßt, während zahlreiche lexikalische Arbeiten das unerläßliche Attisch für den höheren Prosastil herbeischafften. Ja, der Gelehrte Pollux wurde sogar beauftragt, für den Kaiser Kommodus ein sachlich geordnetes Vokabular zusammenzustellen, um ihm die Erlernung und den Gebrauch der zweiten Reichssprache zu erleichtern. — Eine ähnliche Absicht verfolgte auf lateinischem Gebiete das Werk des Nonius Marcellus über die lateinische Sprache, bei dessen Abfassung offenbar die Absicht vorlag, in lexikalisch geordneter Folge teils sprachlich, teils sachlich zu belehren und eine Fülle von Worten und Begriffen aus älteren Zeiten in die neue geistig immer mehr verarmende Epoche hinüberzuretten. Seine eigene Leistung ist teils wegen Unkenntnis und Dummheit, teils wegen Flüchtigkeit sehr unbedeutend. Auch bei diesem Buche besteht der Hauptwert in den zahlreichen Anführungen aus verlorenen Schriftstellern, besonders Dichtern der früheren Zeit. Nicht ohne Wert sind dagegen die anderen lateinischen Schriften grammatischen Inhalts, vor allem die Arbeiten des Grammatikers C. Marius Victorinus, Alius Donatus, Flavius Charisius und die Kommentare des Servius, vornehmlich zu Vergil, neben denen die späteren Rhetoren stark zurücktreten. — Der stöbernde Sammelsinn jener Tage hat manches merkwürdige Geistesprodukt zutage gefördert. Ein den attischen Nächten des Gellius (§ 257) ähnliches Werk verfaßte Athenäus, ein als Grammatiker und Rhetor in Alexandria lebender Gelehrter, der zur Zeit des Kommodus nach Rom kam und dort das „Gelehrtengastmahl" herausgab, eine Sammlung von Auszügen aus mehr als 1500 verlorenen Werken, die alle möglichen Seiten des antiken Lebens behandelten, eine wahre Fundgrube besonders für die Geschichte der griechischen Gesellschaft des zweiten und dritten vorchristlichen Jahrhunderts; sein Hauptwert besteht ebenfalls in den zusammengelesenen Stellen aus allen möglichen Schriftstellern, die uns jetzt verloren sind. Die neue Richtung der sorgfältigen Formberechnung führte bei immer mehr abnehmendem geistigem Inhalt zu einer breiten Vielschreiberei, die sich zunächst in der Anlage großer, aber geistloser Sammelwerke, dann auch in dem leeren Wortgeklingel der zweiten Sophistik (§ 257) und der sich daran anschließenden Rhetorik zeigte

Prosa

Apollonius um 160

Herodian um 180

Pollux um 180

Nonius um 280

Athenäus um 200

Am deutlichsten tritt dies auf dem Gebiet der Geschichte hervor. Auch hier sind die Leistungen der Griechen wieder die bedeutenderen. Der wichtigste Historiker der ganzen Zeit ist Cassius Dio Cocceianus, aus einer vornehmen Familie des bithynischen Nikomedia. Seine Familie zog frühzeitig nach Rom, und Dio hat eine ganze Reihe von Jahren römische Staatsämter bekleidet. Er schrieb eine römische Geschichte von der Gründung der Stadt bis auf sein eigenes Konsulat im Jahre 229 in 80 Büchern, von denen die ersten 36 ganz und von den übrigen manches verloren gegangen ist. Trotz der rhetorischen Färbung ist seine Geschichte der Kaiserzeit doch ein wertvolles Buch durch die gelehrten Kenntnisse und Forschungen und den praktischen staatsmännischen Blick des Verfassers. Er hat Sinn für Verfassung, Gesetzgebung, Kriegswesen und verfolgt die Entwicklung und Ausbildung der Staatseinrichtungen mit Einsicht und Aufmerksamkeit. Von weit geringerem Wert ist Herodians Geschichte seiner Zeit, von Mark Aurel bis Gordian III., ein rhetorisch abgefaßtes Werk ohne Wärme, Leben und Genauigkeit. Die Geschichte des römischen Kaiserreichs von Augustus bis 410, von Zosimus, einem Zeitgenossen des Kaisers Theodosius II. (II, § 166), ist durch Form und Inhalt einer besseren Zeit würdig. Der Rhetor Polyänus von Makedonien schrieb 8 Bücher Kriegslisten, die er dem Mark Aurel und seinem Sohne Verus widmete, eine Sammlung von Anekdoten und Kriegsgeschichten der älteren Zeit von verschiedenem historischem Werte.

Cassius Dio 155—230

Herodian um 240

Polyän um 180

Zosimus um 500

Weit unbedeutender ist das, was von den Lateinern auf diesem Gebiete geleistet ward. Abgesehen von den kleineren Werken des L. Ampelius und Granius Licinianus waren die wichtigsten die beiden Kaiserbiographen Marius Maximus und Junius Cordus. Marius Maximus setzte das Werk des Suetonius bis auf Elagabal fort; das Werk des Cordus war eine Ergänzung dazu. Beide Schriftsteller bildeten die Hauptquelle für das wichtigste uns erhaltene historische Werk aus jener Zeit: die Historia Augusta (§ 261); sie ist freilich eine außerordentlich dürftige Leistung und eine klägliche Sammlung kleinerer Geschichtschreiber, unter denen nur Vopiscus von Syrakus eine Erwähnung

Marius Maximus 165—230

Flavius Vospicus um 330

verdient. Diese stellen ohne jede Ordnung und kritische Sichtung alles zusammen, was sie an Anekdoten auftreiben konnten, schreckten vor direkter Fälschung von Urkunden nicht zurück und geben durch ihre rohe Sprache, durch ihre Gedankenarmut und durch ihr historisches Unvermögen ein sprechendes Zeugnis von dem Verfall der Literatur und Bildung. Andere Forscher sehen in einzelnen Kaiserbiographien eine durch mehrfache Fälschungen verschiedener Zeitalter entstellte Arbeit eines ungenannten bedeutenden Historikers, der unter Mark Aurel geschrieben haben soll. Zu fast derselben Zeit erschien auch die lateinische Bearbeitung der Alexanderromane (§ 153) durch Julius Valerius. Andere historische Arbeiten dieser Zeit stammen von dem Chronographen von 354, dessen mannigfache Aufzeichnungen stellenweise hohen Wert haben, unter anderem verdanken wir ihm das vollständigste und zuverlässigste aller Konsulverzeichnisse. Von S. Aurelius Victor ist uns auch eine Reihe von Schriften erhalten, deren wichtigste die kurzen Kaiserbiographien von Augustus bis zum Jahre 360 sind.

Eutrop um 360

Von Eutropius, einem Hofbeamten des Kaisers Valens, besitzt man einen vielgelesenen Abriß der römischen Geschichte in leicht faßlicher Mittelmäßigkeit.

Ammianus 330—400

Den Schluß (II, § 94) der römischen Geschichtschreibung in lateinischer Sprache macht des Vorigen Zeitgenosse, Ammianus Marcellinus, der die spätere Kaisergeschichte in geordneter Darstellung, kritischer Anordnung und mit begeistertem Eifer gegen die herrschende Sittenverderbnis behandelt hat, mit Wahrheitsliebe und frei von religiösen Vorurteilen. Aber seine schwerfällige Sprache und sein durch ein geschmackloses poetisches Farbenspiel gedunsener Ausdruck verraten den literarischen Ungeschmack der Zeit. — Dürftig in ihrem Inhalt, aber wichtig wegen ihrer positiven Angabe sind die antiken Reisehandbücher, die sich an die Diokletianische Reichseinteilung anschließen. Sie sind Kursbücher, die ein nach Provinzen geordnetes Verzeichnis von Straßen und Stationen angeben. An sie schließt sich auch das erste christliche Pilgerbuch an, das die Reise von Bordeaux nach Jerusalem und zurück über Rom nach Mailand zur Darstellung bringt.

Sammelwerke

An die geschichtlichen Arbeiten schließen sich an die großen Sammelwerke jener Tage, die vor allem in griechischer Sprache verfaßt worden sind. Sie sind freilich nicht das Ergebnis eigener Studien, sondern aus älteren Quellen zusammengestellt.

Diogenes von Laerte um 230

Das wichtigste von allen war das Sammelwerk des Diogenes aus Laerte, die „Lebensbeschreibungen der Philosophen", eine Fundgrube für die Geschichte der älteren Philosophie. In die gleiche Zeit gehören auch die sogenannten Doxographen, das heißt Aufzeichner und Sammler philosophischer Lehrsätze, unter denen besonders Aëtios (etwa 100 n. Chr.) hervorragte, die Sammler von Sprichwörtern (Parömiographen) und von wunderbaren Geschichten (Paradoxographen).

Zweite Sophistik

Wichtiger war das Aufblühen und Weitergedeihen der sogenannten zweiten Sophistik, vor allem auf griechischem Boden. Die Anfänge derselben fallen mit der Rhetorik unter den Antoninen zusammen. Ihre wichtigsten Vertreter waren damals die verschiedenen Männer, die unter dem Namen Philostratus zusammengefaßt

um 100 nach Chr.

werden. Ihnen verdanken wir die Lebensbeschreibung des Apollonius von Tyana, die Lebensläufe der Sophisten, die Abhandlungen über die Heroenzeit und die Gymnastik, und die Beschreibung einer fingierten Gemäldegalerie. Unter den theoretischen Schriften

Apsines um 240

über Rhetorik ragen besonders die des Apsines hervor. Daneben stehen Schriften

Hephästion um 160

von Hephästion, die die Theorie der Metrik behandeln, und die Arbeiten des

Aristides um 270

Aristides Quintilianus über die antike Musik. All dieses bunte griechische Leben spiegelt sich auch in römischer Sprache wieder. Auch hier finden wir die Grammatiker (C. Sulpicius Apollinaris, C. Julius Romanus) und die Theoretiker, wie

Censorinus um 240

Censorinus, der über die Fragen handelt, die mit dem „Geburtstag" zusammenhängen, Q. Gar-

Gargilius Martialis um 235

gilius Martialis und

Solinus um 260

Palladius, die über die Landwirtschaft handeln, und C. Julius Solinus, der uns eine meist aus Plinius entlehnte geographische Beschreibung des Erdkreises gibt, und Vegetius, von dem wir noch ein militärisches Handbuch besitzen. Daneben stehen aber auch praktische Redeübungen, die sich an die Lobrede des jüngeren Plinius auf Trajan anschließen und die Sammlung der sogenannten Panegyriker aus den Zeiten seit Diokletians Thronbesteigung, Lobreden auf die jedesmal regierenden Kaiser. Solche Lobreden wurden im 3. Jahrhundert massenhaft angefertigt, und bei Jahresfesten und andern feierlichen Gelegenheiten von irgendeinem angesehenen Rhetor in Gegenwart des Kaisers oder eines hohen Beamten gehalten. Was sich von niedriger Schmeichelei denken läßt, wurde von diesen Panegyrikern

Claudius Mamertinus um 290

Eumenius geb. 250

auf die Person des Kaisers gehäuft. Die zwei Reden des Galliers Claudius Mamertinus auf die beiden Kaiser Maximianus und Diokletianus, und die des Rhetor Eumenius auf Constantius Chlorus überbieten sich im Eifer, die Herrscher zu verherrlichen und ihre Taten mit denen der Götter und Heroen zu vergleichen. Das „Ersterben in Demut" erscheint bei ihnen als die höchste Tugend.

Juristen

Das Beste, was in jenen Tagen des untergehenden Heidentums auf literarischem Gebiete geleistet ward, waren die Arbeiten der Juristen. Die größte Zeit der Juristen gehört allerdings schon in die Tage der Dynastie der Severe (§ 259), aber auch bis Con-

stantin entstand noch manch treffliches Werk. Hierbei wirkte fördernd, daß die Kaiser bei Besetzung der Ämter sehr auf Rechtskenntnis Rücksicht nahmen, daß die höheren Stände, bei denen sich die meiste Bildung fand, durch die Verhältnisse genötigt wurden, sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen, und sich daher mehr den Studien und vorzüglich der Rechtswissenschaft zuwandten, und daß von Staats wegen durch Gründung von Rechtsschulen und juristischen Bibliotheken für einen vollkommneren Rechtsunterricht gesorgt ward. Daher werden die Juristen dieser Zeit vorzugsweise die klassischen genannt. Besonders reich und blühend war die Rechtsgelehrsamkeit während der hundert Jahre von Hadrian bis auf Alexander Severus; daher ist auch der größte Teil der Pandekten (II, § 43) aus dieser Zeit gekommen. Zu den berühmtesten Rechtsgelehrten gehörten die Präfekten des Prätoriums Amilius Papinianus, Domitius Ulpianus (§ 259) und Julius Paulus. Ihre Richtung und Methode ging vorzüglich aufs Praktische; man bezweckte in den juristischen Schriften im wesentlichen nur Zusammenstellung und Ordnung des geltenden Rechts, Bestimmung und Erklärung des Sinns der Vorschriften oder einzelner Ausdrücke in den Gesetzen, und die Entwicklung der aus dem Gegebenen fließenden Folgen. Sie sind weniger stark in der logischen Form und philosophischen Anordnung als in der dialektischen Gewandtheit und Schärfe bei der Zergliederung und Beurteilung gegebener Fragen, Fälle und Verhältnisse. Die bedeutendsten Juristen waren Anhänger der stoischen Philosophie, die daher großen Einfluß auf die römische Jurisprudenz übte.

Papinian † 212
Ulpian † 228
Paulus um 240

B. Kunst

Dieselben Charakterzüge wie auf dem weiten literarischen Gebiete finden wir auch auf dem Gebiete der Kunst. Massenhafte Produktion, sorgfältige Durchbildung des einzelnen und daneben beständige Zunahme der geistigen Verflachung und Verödung. Nachdem die Zeit Hadrians und der Antonine ihre Freude daran gefunden hatte, die archaischen Zeiten nachzubilden und die eigenartige archaistische Kunst (§ 256) hervorzubringen, die die Gebilde des 7. und 6. vorchristlichen Jahrhunderts oft bis zu täuschender Ähnlichkeit nachahmte, griff die Zeit des dritten und vierten Jahrhunderts n. Chr. über die klassische Periode der Griechen hinweg und suchte ihre Stärke in der Nachbildung der alexandrinischen Kunst, jedoch ohne nur im entferntesten die zierliche Feinheit des Vorbildes erreichen zu können.

Plastik

Den traurigen Verfall der Kunst sehen wir am deutlichsten in der Plastik, wovon die rohe und ungeschickte Ausführung z. B. am Severusbogen, noch ärger am Konstantinsbogen (§ 262), in Rom deutliche Beweise bringt. Zu eigentlicher Bildhauerei kam es kaum mehr. Am besten gelang noch immer das Bildnis. Die eherne Reiterstatue Mark Aurels auf dem Kapitolsplatze ist immer noch eines großen Eindrucks sicher und für die moderne Denkmalsplastik ein sehr wichtiges Vorbild geworden. Daneben erfreuen uns einzelne Büsten, wie z. B. die des Caracalla, durch ihre lebensvolle Charakteristik und ihren packenden Naturalismus. Durch die Ausbreitung des Reichs kommen auch überall bessere plastische Werke in den Provinzen zustande, vor allem künstlerisch ausgeführte Sarkophage und Grabtürme, die sich über den ganzen Reichsboden verstreut finden, aber besonders in Gallien zahlreich waren (Igel bei Trier, Arlon, Neumagen). Seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts werden plastisch geschmückte Säulen üblich, die an die älteren Vorbilder der Jupitersäule in Massilia sich anschließen, und meist keltische Götter an der Basis zeigen. Im Süden des Reichs finden wir oft eine unerfreuliche synkretistische Kunst, die altorientalische und spätrömische Motive planlos mengt. Beim Ausgange der antiken Plastik finden wir noch einige rohe Reliefs, z. B. am Konstantinsbogen in Rom, der (zerstörten) Arkadiossäule in Konstantinopel und dem Obelisken Theodosius d. Gr. ebenda, in denen noch etwas Leben steckt. Von da an stirbt aber die Plastik ab und ein neues Leben beginnt für sie erst in der altkirchlichen Plastik (II, § 105) und zur Zeit der karolingischen Renaissance (II, § 106). Auch die Kleinkünste, wie Gemmenschneiden, Silber- und Goldschmiederei, Elfenbeinschnitzerei und Kunsttöpferei, zeigen immer tiefere Entartung. Roh und ungeschlacht in der Ausführung, mit Überladung im Ornament und im steten Stilwechsel, der keine Anhänglichkeit an das Ererbte zeigt, zeigen sie den großen Übergang zum Mittelalter. — Etwas besser war es um die Malerei bestellt. Denn sie bekam, wie schon gesagt (§ 256), einen mächtigen neuen Impuls durch das Christentum; zugleich gelang es ihr damals, in glücklicher Form an eine verschollene alte Kunstübung, das Bilden in Gold und Elfenbein (§ 102), anzuknüpfen, indem die Kunst der Mosaikmalerei ausgebildet ward, die dann die ältesten christlichen Kirchen mit ihren immer leuchtenden Farben zierte. In der Zeichnung wurde dagegen alles steif und leblos, und es bereitete sich damit der Stil vor, den man als byzantisch bezeichnet. Von der eigentlichen Malerei haben sich nur sehr dürftige Reste erhalten in Bodenmosaiken und Thermengemälden. Sehr interessant sind die Gemälde auf Holztafeln aus dem Fayum, die über den Gesichtern der Mumien lagen, um deren Züge festzuhalten. Der Übergang zum Mittelalter wird am

Malerei

deutlichsten in den Bilderhandschriften, die, besonders in medizinischen und naturwissenschaftlichen Werken, aber auch in der berühmten Terenzhandschrift von Mailand uns unzweifelhaft antikes Gut übermitteln, aber alles wird auf ihnen starr und leblos. Auch antike Motive wurden in den späten Zeiten öfter wiederholt, so Orpheus, der die wilden Tiere durch seine Kunst bezwingt u. a. m., aber auch sie verloren ihre innere Bedeutung und sind erst in der Renaissancekunst wieder aufgelebt. — In der Baukunst hatte unter Hadrian ein gewaltiger Aufschwung stattgefunden. Eine Menge Werke der vorhergehenden Periode (§ 257) hat er restaurieren lassen, so das Pantheon und die Thermen des Agrippa, von denen er, wohl von dem griechischen Baumeister Apollodoros unterstützt, das erstere mit der gewaltigen Kuppel überwölben ließ, die noch der Renaissance als Ideal vorschwebte, ferner den Castortempel am Forum u. a. m. Eine Anzahl Gebäude werden ihm auch verdankt, so der Tempel der Venus und Roma, u. a. m. (§ 252). Unter den Antoninen war die Bautätigkeit nicht so groß; wir kennen nur den Faustinatempel (141) in Rom und die Hafenanlagen in Ostia. Unter ihnen blühte aber Herodes Attikus (§ 252, 257), der in Athen zu Ehren seiner Gattin Regilla ein prunkvolles Odeion südwestlich der Akropolis erbauen ließ und auch Olympia mit Bauwerken schmückte. Eine neue Bautätigkeit setzte erst mit der Dynastie der Severe ein. Ihr verdankte Rom am Palatin die gewaltige Anlage des Septizonium, einer großartigen Brunnenfassade, die als Eingang zu dem gewaltigen Palast des Septimius Severus auf dem Palatin dienen sollte. Auch unter seinen Nachfolgern blühte die Architektur, doch wurde sie meist nur für praktische Zwecke benutzt. Wie schon in der vorigen Periode (§ 256) begonnen, sehen wir sie immer weiter und reichlicher in die Provinzen eindringen. Die Bauwerke behielten den Zug ins Riesenhafte (Thermen des Caracalla, des Diokletian), und der Zug zum Praktischen blieb auch den Denkmälern des untergehenden Römertums erhalten, aber die Grazie fehlte; trotzdem stammen aus jener Zeit noch bewundernswürdige Reste, wie der Kaiserpalast und die Porta nigra zu Trier und der Kaiserpalast Julians in Paris (les Thermes); das meiste freilich ist untergegangen. Neuerdings treten die gewaltigen Römerbauten in Asien und Afrika immer mehr in den Vordergrund des Interesses. Der Sonnentempel zu Palmyra, die gewaltigen Reste der Tempel zu Baalbek und Petra, der sogenannte „Kiosk" auf der Nilinsel Philä und die Anlagen in Timgad Lambaesis und Tebessa in Afrika sind alles Beispiele dieses Stiles, der eine merkwürdige Verwandtschaft mit dem Barockstil zeigt, aus der Zeit der Antonine stammen mag und in unserer Kunstperiode bis zur geschmacklosen Überladung mit Ornamentik führte, die dann einen Rückschlag in den architektonisch überaus einfachen ältesten christlichen Gotteshäusern gefunden hat. — Auch von den andern Künsten wird wohl Ähnliches zu sagen sein, nur daß uns für Musik und Vortragskunst das Material fehlt. Doch das Eine ist gewiß: in das Mittelalter rettete sich, unter dem grausen Trümmerfall der alten Welt, manch schönes Stück antiker Kunstübung. Wie sich im altchristlichen Gemeindegesang vielfach antike Weisen erhielten, so geschah es auch da und dort mit andern Kunstzweigen: das Erbe des Altertums war verschüttet, aber nicht verloren, und nicht zum wenigsten ist es den Vertretern des nunmehr siegreichen Christentums zu verdanken, daß sie vielfach nicht blind zerstörten, sondern vorsichtig und pietätvoll umformend manch uraltes Gut erhalten haben.

Baukunst

271. Rückblick und Schluß. So sind wir denn bei dem Zeitpunkte angekommen, wo sich das Ostreich völlig von dem Westen scheidet. Neue weltgeschichtliche Kräfte gewinnen mit dem Christentum, dem Germanentum und bald auch dem Islam die Führung (II, § 1); die weitere Geschichte der Römer ist nur der Todeskampf, der der Entwicklung neuer Lebensformen voranzugehen pflegt.

Wie in der Geschichte des hellenischen Volkes kann man auch bei den Römern drei Perioden der historischen Lebenstätigkeit und Staatsentwicklung unterscheiden: 1. eine Periode des Ortsbürgertums in einem beschränkten Gemeinwesen auf stadtrechtlicher Grundlage, 2. des nationalen Großstaats innerhalb natürlicher oder wenigstens übersehbarer Grenzen, und 3. des Weltreichs in republikanischer und monarchischer Form. Also zeigt sich eine zunehmende Erweiterung, aber nicht wie bei den Griechen auf geistigem Gebiete, sondern auf materiellem und praktischem, nicht ein Niederreißen der inneren Schranken, sondern der äußeren Begrenzung, nicht ein Fortschreiten zur eignen Freiheit, sondern zur Beherrschung anderer. Unter den

ständischen Kämpfen in dem königlichen und patrizischen Rom entwickelten sich die beiden Grundeigenschaften des römischen Charakters, die Mannheit (virtus) und der praktische, nüchterne Sinn (prudentia); auf jener beruhte die kriegerische Tugend und das stolze Bewußtsein der Kraft, auf diesem die scharfe Ausbildung der Rechtsbegriffe von Staat, Person und Besitztum. Die Entwicklung und Anwendung dieser beiden Eigenschaften bildet den Hauptinhalt der äußeren und inneren Geschichte Roms, bis Herrschsucht, Parteileidenschaft und Willkür sie trübten und zum Mißbrauch führten.

Aufsteigen Roms

a) Der Stadtstaat

Mannhaftigkeit und Rechtssinn lehrten die Bürger im alten Rom ihr Gemeinwesen nach außen hin schützen und vergrößern, nach innen Recht und Ordnung aufstellen. Weder in dem starren Festhalten am Herkömmlichen, noch in willkürlichen Neuerungen, sondern in einer lebendigen, aber vorsichtigen Fortbildung und Erweiterung der überkommenen und bestehenden Satzungen sahen sie die wahre Aufgabe des römischen Bürgers, in der Wohlfahrt und Größe des Vaterlandes das höchste Ziel des Handelns und Strebens. Die Herrschaft des Gesetzes über alle war dem römischen Bürger die wichtigste Lebensform. Darum hielten die Plebejer, während sie mit den Patriziern aus allen Kräften um Rechtsgleichheit rangen, doch streng die alten Bestimmungen von der Unterordnung des Sohnes und der Ehefrau unter die Gewalt des Hausvaters, des Knechts unter den Willen des Herrn fest und hüteten sich, die uralten Geschlechtsverbände und Familiengliederungen zu lockern oder aufzulösen.

b) Der nationale Staat

Das gleiche Verhältnis der Unterordnung hielten sie auch gegenüber den andern Völkern Italiens fest, mit denen sie nach und nach in Berührung traten, und es bedurfte jahrhundertelangen Ringens, ehe diese Auffassung gebrochen und allen Bürgern, zunächst Roms, dann Latiums, schließlich Italiens gleiche Rechte zugesprochen worden waren. Nach vollzogenem Ausgleich freilich trat der starre Rechtssinn der Römer wieder in volle Kraft; wenn sie einmal etwas rechtlich geordnet hatten, so hielten sie daran auch unverbrüchlich fest. Nach Recht und Billigkeit ordneten sie die Verhältnisse der Provinzialen, und es war nicht nur die Schuld des römischen Volkes und Volkscharakters, wenn deren Los nicht immer beneidenswert war. Freilich ebenso streng achteten sie auch auf treue Erfüllung des einmal Festgesetzten, und den Abtrünnigen und Treulosen traf schwere Strafe. Auch in der Festsetzung der eigenen staatsbürgerlichen Rechte und Verfassung bekundeten sie die dem römischen Charakter eigentümliche Mäßigung und Selbstbeherrschung. Zufrieden mit der ausgesprochenen Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, überließen sie vertrauensvoll die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten dem Senat und die Wahrung ihrer Gerechtsame den Volkstribunen; die unbezwinglichen Sieger in der Schlacht waren zu Hause folgsame Söhne, in der Stadt pflichtgetreue Untertanen der gesetzmäßigen Obrigkeit, allezeit bereit, für das Vaterland in willenskräftiger Ergebung in den Tod zu gehen.

c) Der Weltstaat

Diese Züge blieben den Römern auch in der zweiten, die Unterwerfung der karthagischen und griechisch-

morgenländischen Welt umfassenden Periode noch eigen, wenngleich getrübt und verdunkelt durch Überhebung und Ehrgeiz. Die Herrschaft über Italien innerhalb seiner natürlichen Grenzen war im Anfang wohl das höchste Ziel des römischen Senats. Dieses Ziel wurde erreicht durch den ersten Punischen Krieg, der die italischen Inseln in Abhängigkeit von Rom brachte, und durch die Bezwingung der Gallier, wodurch die Poebene bis zu den Alpen unterworfen ward. Der zweite Punische Krieg war zunächst nur ein Verteidigungskrieg, der freilich die günstige Folge hatte, das Volk über seine Parteikämpfe hinweg zu heben und gegen den auswärtigen Feind in eins zu verschmelzen, aber der glückliche Fortgang der römischen Waffen weckte die Eroberungslust, und die Ohnmacht und Hilflosigkeit der kleineren, durch Neid und Hader zerrissenen östlichen Staaten luden zur ziellosen Vergrößerung des Reiches ein. Mit dieser Ausdehnung über fremde Länder und Nationen, die man nicht mehr wie die italischen Völkerschaften mit zarter Schonung in ein Rechtsverhältnis zu stellen besorgt war, sondern einfach als Untertanen ansah, denen gegenüber man durch alle möglichen Mittel die Herrschaft aufrecht zu erhalten strebte, verlor das römische Reich seinen nationalen Charakter und wurde zu einem Mittelmeerreich.

Vorbereitung des Umschwungs

Die republikanische Verfassung aber, nur geeignet für kleine Gemeinwesen mit einfachen Formen und Verhältnissen, war für die verwickelten Zustände und den schwierigen Organismus eines Großstaates unzureichend. Daher sank die Volksversammlung mehr und mehr zu einer bloßen Wahlkörperschaft von geringer Autorität herab, während die Macht tatsächlich in die Hände der senatorischen Familien und edlen Geschlechter kam, die sich anfangs in die Ämter und Ehrenstellen teilten, bis einzelne Parteiführer, angetrieben von glühender Herrschsucht und ermuntert durch die auseinanderlaufenden Interessen der Bürger, zur Alleinherrschaft emporzusteigen trachteten. Dieses Streben überwog alle andern politischen Gedanken und Absichten; selbst der einzige gefährliche Feind, der es wagte, dem Strome der römischen Eroberung einen Damm entgegenzuwerfen, der pontische König Mithradates, übte nicht die versöhnende Gewalt auf die hadernden Parteien, wie einst Hannibal, als er die miteinander ringenden Optimaten und Popularen zusammenschweißte. So stark war aber die Kriegsmacht des mannhaften Volkes, daß es unter den heftigsten Bürgerkämpfen dennoch diesen unternehmendsten und furchtbarsten seiner Gegner ohne besondere Schwierigkeit überwand. Rom sollte nur durch sich selbst gebrochen werden und in der Fäulnis des Kaisertums untergehen.

Der Niedergang Roms

Die innere Auflösung und allmähliche Entkräftung des römischen Staates bildet den Inhalt der dritten Geschichtsperiode. Seitdem das Standes- und Parteiinteresse an die Stelle des gemeinsamen Vaterlandsgefühls getreten war, fehlte

a) Republik

das Band, das die verschiedenartigen Elemente zu einem gemeinsamen Ziel vereinigt hätte. Die vornehmen und reichen Familien der Senatoren und Ritter schlossen die untere Bürgerschaft von dem Mitgenuß der Güter, Ämter und Ehrenstellen aus, schmälerten deren Rechte und

mehrten ihre Pflichten; die römische Bürgerschaft war bemüht, die Kluft zwischen sich und den Bundesgenossen zu erweitern und die aus der Gemeinschaft mit Rom herfließenden Vorteile zu vermindern, während die Lasten, die die ewigen Kriege auferlegten, für jene immer drückender wurden. Die Einwohner der Provinzen, von römischen Beamten, Wucherern und Kaufleuten ausgesogen, von römischen Soldaten in Gehorsam gehalten, hatten von der Gemeinschaft mit Rom nur Nachteile. Die fremde Kultur, die mit der Knechtschaft bei ihnen einzog, war ein geringer Ersatz für den Verlust der Freiheit, Nationalität und angestammten Sitte, zumal das Recht, das ihnen aufgedrängt ward, nur im Gebrauch der Römer untereinander die Binde der Unparteilichkeit vor den Augen trug, im Verhältnis zu den Untertanen aber die Streitfragen nach Gunst und Willkür schlichtete. Aus diesen drückenden Zuständen gingen die heftigen Erschütterungen hervor, die, zu blutigen Bürgerkriegen sich steigernd, die Grundfesten der Republik zum Wanken brachten und die physischen und moralischen Kräfte dergestalt schwächten, daß das Kaisertum nicht nur eine natürliche Folge der allgemeinen Entkräftung, sondern sogar eine Notwendigkeit und eine Wohltat war, um die losen Elemente vor dem gänzlichen Auseinanderfallen zu bewahren. Wie erniedrigend auch den freigeborenen Menschen die allgemeine Knechtschaft unter dem Kaisertum erscheinen mochte, das Los der Untergebenen in Italien wie in den auswärtigen Provinzen wurde leichter und erträglicher. Vor allem die Provinzen wurden mit einem gerechteren Maßstab gemessen und nicht nur der Lasten und Pflichten, sondern auch der Vorteile und Rechte römischer Staatsangehöriger teilhaftig.

b) Monarchie

Der von den Römern überall vernichtete nationale Staatsbau tritt während des sinkenden Altertums nur selten hervor, zuerst im Orient, in dem Parther- und dem Neuperserreiche. Jedoch vermochte sich das nationale Staatsgebilde im Orient nur mühsam gegen die kolossale Wucht des Weltreichs zu behaupten; ein energischeres Vorgehen war dem Orient erst beschieden, als der mächtige religiöse Impuls des Islam kam. Nur das eine haben diese nationalen Staaten erreicht, daß die Weltpolitik Alexanders seitens der Römer keinen Fortgang fand und deshalb der indische und ostasiatische Kulturkreis in einer Sonderentwicklung verharren konnten. Der Westen des Reichs blieb dagegen dauernd unter römischem Einfluß. Denn die dort eindringenden Germanen wurden zwar späterhin äußerlich der Römer Herr, aber ihre Staaten trugen ein ganz römisches Gepräge und hatten darum nur ein dürftiges Epigonendasein, dem Byzanz bald überall ein Ende machte. Erst wesentlich später entwickelten sich an der Peripherie der römischen Welt nationale Gebilde von eigenartiger Gestalt, die nach und nach zu den mittelalterlichen Staatsformen überleiteten.

Gegensätze zu Rom

Mit der äußern Umgestaltung des römischen Staats hielt die innere gleichen Schritt. Die altitalischen Gottheiten, die mit den Geschäften und Anliegen des Tages, mit dem Feldbau und dem Krieg, mit der Familie und dem Haus, mit dem Jahreswechsel und dem, was er bringt, in innigster Beziehung standen, wurden allmählich verdrängt

Religion

durch die griechischen Göttergestalten. Der einfache Religionsdienst mit seinen harmlosen Opfern und frohen ländlichen Festen bereicherte sich mit den Auswüchsen orientalischer Mystik, mit Geheimlehren und unzüchtigen Gebräuchen, und neben den uralten Auspizien und Augurien, die als ein Teil der Staats- und Regierungskunst sich bis in die spätesten Zeiten fortpflanzten, drangen Wahrsagerkünste und Zauberwesen, Geisterbeschwörungen und religiöse Weihen ein, bis endlich das Religionswesen zu einer wüsten Anhäufung und Mischung verschiedenartiger Kultusformen und abergläubischer Gebräuche, Geheimdienste und Mysterien zusammenwuchs. — Kunst und Literatur fanden Eingang in Rom, und ihrem Einfluß ist die Veränderung in Sitte und Denkweise, in Neigungen und Lebensformen mit beizumessen; aber für die Geistes- und Gefühlswelt war bei diesem praktischen und dem realen Leben zugewandten Volke keine gedeihliche Stätte. Griechenland blieb der Born, aus dem die römische Dichtkunst und Philosophie ihre Nahrung schöpfte, und die Werke plastischer Kunst, die noch heutzutage die ewige Stadt zieren, sind die Schöpfungen griechischer Künstler. Nur was auf den Staat und die menschliche Gesellschaft in ihrer alltäglichen Betätigung Bezug hat, Geschichtschreibung, Beredsamkeit und Rechtskunde, fand einheimische Pflege und Ausbildung; kein anderes Volk hat mit so sicherem Takt und mit so richtigem Verständnis das Staats- und Rechtsleben erfaßt und festgestellt wie das römische. An Werken des Genius haben die Hellenen den ersten Rang eingenommen, an Bauwerken und großartigen Denkmälern und Anlagen standen manche Völker des Morgenlandes nicht hinter den Römern zurück; in Handel und Seefahrt haben die Phöniker und Karthager ein wunderbares Geschick kund gegeben, aber in der Ausbildung praktischer Staatsformen und umfassender Gesetze und Rechtsinstitute, wie in großartiger Kriegskunst stehen die Römer einzig da; diese beiden Wissenschaften sind die Ergebnisse ihrer ureignen Naturanlage.

Kunst und Literatur

Staat und Gesellschaft

Unser gesamtes Geistes- und Kulturleben hat seine Wurzeln im Altertum. Aus dem Orient sind unsere Religionsbegriffe geflossen, Griechenland hat für Kunst und Schönheitssinn die ewig gültigen Vorbilder und Gesetze aufgestellt, und Rom hat zum ersten Male die Kunst des Herrschens gelehrt und die Rechtsverhältnisse der menschlichen Gesellschaft im Staats-, Gemeinde- und Privatleben mit solcher Umsicht und Verstandesschärfe geordnet und festgesetzt, daß der Einfluß der römischen Gesetzgebung und der römischen Verwaltung noch heute in allen Kulturstaaten bemerkbar ist.

Anhang.

A. Die Fürsten der altorientalischen Großreiche.

I. Ägyptische Könige.

A. Die Urzeit. Erste Staatenbildung. Das alte Reich. § 28. (Etwa 4500—2500 v. Chr.)

Die Horusverehrer.

Die Vorgänger des Menes: der „Skorpion" und Narmer.

Die 1. Dynastie (Thiniten): Menes (zw. 3400 und 3200).
Acht Könige, etwa bis 3100.

Die 2. Dynastie (Thiniten): 3100—2900.
Neun Könige (Bazau bis Nebka).

Die 3. Dynastie (Memphiten): 2900—2840.
Vier Könige (Zoser bis Huni).

Die 4. Dynastie (Memphiten): 2840—2680.

Snofru [28] 24 Jahre. Chaufu (Cheops) 23 Jahre. Petefre 8 Jahre. Chaufre (Chefren). Menkeure (Mykerinos). Schepseskaf 4 Jahre.	Im ganzen ca. 160 Jahre.

Die 5. Dynastie (aus Elephantine). 2680—2530 v. Chr.
Userkaf 7 Jahre.
Sahire 12 Jahre.
Eine Reihe wenig bekannte Könige.
Asosi 28 Jahre.
Unas 30 Jahre.

B. Die Übergangsepoche. Der Feudalstaat. 2530—2160.

Die 6. Dynastie (aus Memphis?) 2530—2390.
Begründer Teti (Atoti) etwa 50 Jahre.
Pepi II. (Phiops) etwa 90 Jahre.

Die 7. Dynastie (Memphiten).
70 Könige regieren 70 Tage.

Die 8. Dynastie (Memphiten).
18 Könige. 2390—2360.

Die 9. Dynastie (aus Herakleopolis). 19 Könige.
Die 10. Dynastie (aus Herakleopolis). 19 Könige. } 2360—2160.

C. Das Mittlere Reich. (§ 29.) 2160—1540 v. Chr.

Die 11. Dynastie. 2160 bis ungef. 2000.
Könige Namens Antef und Mentuhotep.

Die 12. Dynastie: 2000—1788.
Amenemhat I. 2000—1981. († 1971).
Sesostris I. (Usertesen I.). 1980—1939. († 1936.)
Amenemhat II. 1938—1907. († 1904.)
Sesostris II. (Usertesen II.). 1906—1888.
Sesostris III. (Usertesen III.). 1887—1850.
Amenemhat III. 1849—1801.
Amenemhat IV. 1800—1792.
Sebek-nofrure (Königin) 1791—1788.

Die 13. Dynastie (aus Theben).
27 Könige Namens Sebekhotep, ca. 50 Jahre.

Die 14. Dynastie aus Xois (Libyen), 34 Könige.

Die 15. und 16. Dynastie.
Die Hykſos aus Syrien (?) von 1680—1540 v. Chr.

D. Das neue Reich. (§ 30.) 1580 (1540) —1200.
Die 17. Dynastie (aus Theben), den Hykſos gleichzeitig
Die 18. Dynastie: 1540—
Aahmes (Amoſis). 1580—1555.
Amenhotep (Amenophis) I. 1555—1545.
Dhutmes (Thutmoſis) I. 1545—1515.
Dhutmes II.
Königin Hatſchepſowet (Hataſu), um 1500.
Dhutmes (Thutmoſis) III. 1515—1461.
Amenhotep II. 1461—1436.
Dhutmes (Thutmoſis) IV. 1436—1427.
Amenhotep III. 1427—1392.
Amenhotep IV. (Chuen-aten, Echen-aton). 1392—1374.
—
Haremheb um 1360.
Die 19. Dynastie (Rameſſiden) 1350—1200 v. Chr.
Seti I. und Ramſes I. 1350—1324.
Ramſes II. Miamun. 1324—1258.
Die Söhne des Ramſes II. (darunter Merneptah) bis 1200.

E. Der Niedergang (§ 31—33). 1200—525.
Die 20. Dynastie: etwa 1200—1100 v. Chr.
Ramſes III. 1180—1150.
Zahlreiche (ſämtlich Ramſes genannte) Nachfolger.
Hrihor, der Prieſterkönig.
Die 21. Dynastie (aus Tanis), etwa 1060—943 v. Chr.
Die 22. Dynastie (die Libyer oder Bubaſtiden), 943—735.
Bokchoris. 734—729.
Sabako. 728—716.
Die 23.—25. Dynastie (Äthiopen).
Thirhaka (Taharqa). 690—664.
Die 26. Dynastie (Saïten).
Pſammetich I. 664—610.
Necho. 610—594.
Pſammetich II. 594—589.
Hophra (Apriës). 589—570.
Amaſis (Aahmes II.). 570—526.
Pſammetich III. (Pſammenit). 525.

F. Die Perſerherrſchaft. 525—332. (§ 34.)
Amyrtaios II. 404—399.
Nepherites. 398—393.
Achoris. 392—379.
Nektanebus I. 378—361.
Tachos. 360—359.
Nektanebus II. 358—351.
Nektanebus III. 340—336.
Perſiſche Verwaltung. 336—332.
Weiteres ſiehe § 148; Königsreihe der Ptolemäer.

II. Babyloniſche und aſſyriſche Könige:

Maſilim, Pateſi von Kiſch, ca. 2850 v. Chr.
Sargon I., Herrſcher von Babel, ca. 2500 v. Chr.
Naramſin, „ „ „ ca. 2470—2440.

Gudea, Herrscher von Lagasch (Sirpurla), ca. 2350.
Hammurabi, Herrscher von Babylon, 1958—1916.
Samsu-iluna, „ „ „ 1915—1878.

—

Herrschaft der Kassiten (§ 19), etwa 300 Jahre.

—

Assur-bel-nisesu, Herrscher von Assyrien (§ 20), ca. 1450 v. Chr.
Assur-uballit, „ „ „ ca. 1400.
Salmanassar I., „ „ „ ca. 1300.
Tiglat-pileser I., „ „ „ ca. 1150.
Marduk-nadinache, König von Babel, ca. 1125.
Tiglat-pileser II., König von Assyrien, um 900 v. Chr.
Adad-nirari II., „ „ „ um 890 v. Chr.
Assur-nasirbal, „ „ „ 884—860.
Nabu-ballidin, König von Babylonien, um 870 v. Chr.
Salmanassar III., König von Assyrien, 860—826.
Samsi-adad, „ „ „ 826—811.
Adad-nirari III., „ „ „ 811—782.
Salmanassar IV., „ „ „ 782—772.
Assurdan, „ „ „ 772—754.
Assur-nirari, „ „ „ 754—745.
Tiglat-pileser III. (Phul), König von Assyrien, 745—727.
Salmanassar V., König von Assyrien. 727—722.

Die Sargoniden (§ 21).

Sargon II., König von Assyrien, 722—707.
Merodach-baladan, König von Chaldäa, 721—710.
Sanherib, König von Assyrien, 705—681.
Assarhaddon, König von Assyrien, 681—669.
Assurbanipal, „ „ „ 668—626.
Sarakos, „ „ „ 625—606.

Neubabylonisches Reich (§ 23).

Nabopolassar, König von Babylonien, 625—604.
Nebukad-rezar (gew. N.-nezar), König von Babylonien, 604—562.
Evil-merodach, „ „ „ 561—560.
Neriglissar, „ „ „ 559—556.
Nabuna'id (Nabonetos), „ „ „ 556—539.

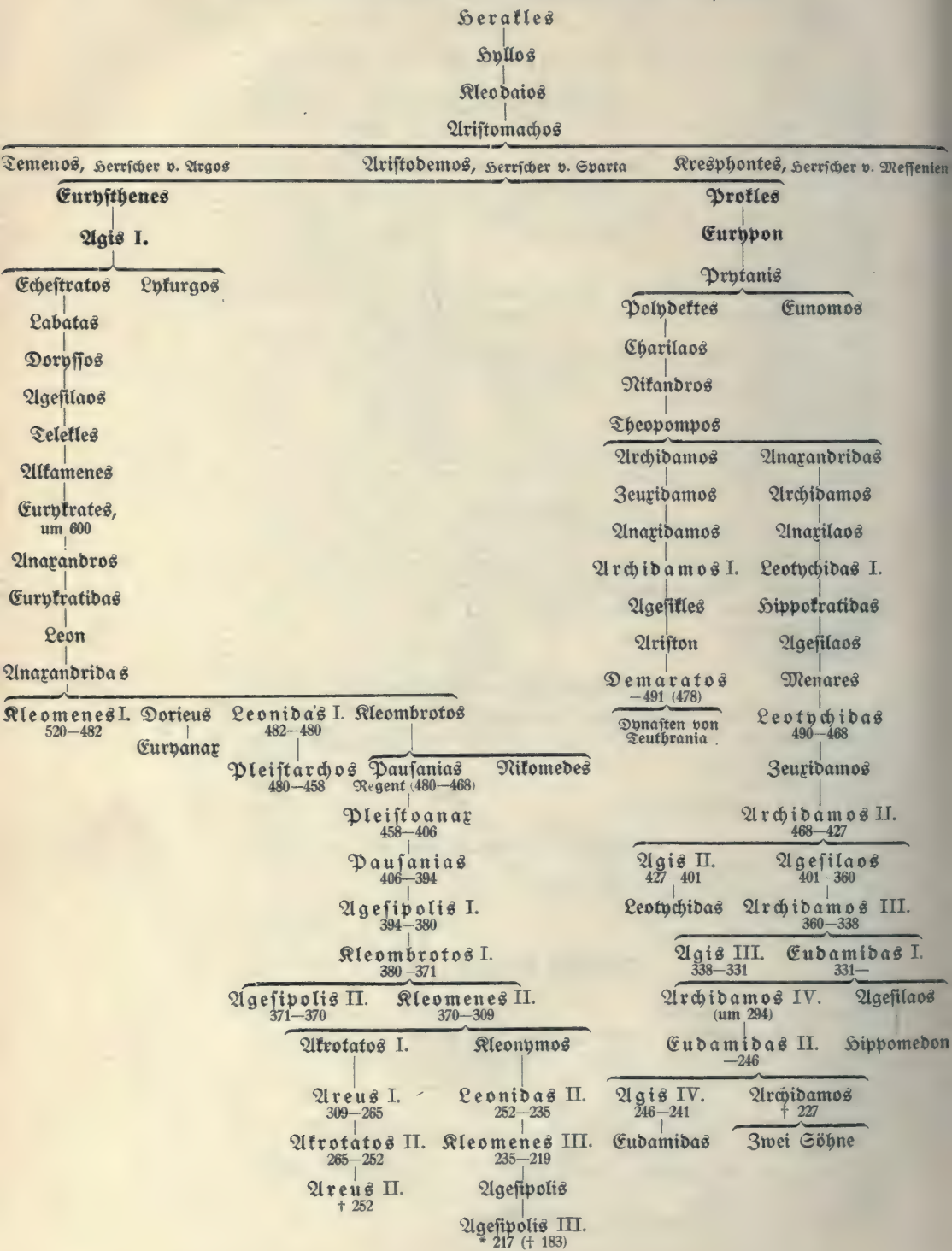
Medische Könige (§ 22, 53).

Dejokes (Dajukku), 699—647.
Phraortes (Fravartis), 647—625.
Kyaxares, 625—585.
Astyages, 585—550.

Persische Könige (§ 53).

Kyros I., 555—529.
Kambyses, 529—522.
Thronwirren (Pseudosmerdis), 521—516.
Dareios I. (Hystaspes Sohn), (521) 516—485.
Xerxes, 485—464.
Artaxerxes I. (Makrocheir). 464—425.
Dareios II. (Nothos), 425—405.
Artaxerxes II. (Mnemon), 404—359.
Artaxerxes III. (Ochos), 359—338.
Arses, 338—336.
Dareios III. (Kodomannos), 336—330.

B. Stammtafel der Könige von Sparta.



C. Liste der römischen Konsuln von 509—31 v. Chr.[1])

509: L. Junius Brutus [Tarquinius Collatinus], P. Valerius Poplicola.
508: Sp. Lucretius, M. Horatius Pulvillus.
507: P. Valerius Poplicola II, P. Lucretius Tricipitinus.
506: Sp. oder L. Lucretius, P. Valerius Poplicola III [T. Hermenius].
505: M. Valerius, P. Postumius Tubertus.
504: P. Valerius Poplicola IV, P. Lucretius Tricipitinus II.
503: Agrippa Menenius Lanatus, P. Postumius Tubertus II.
502: Opiter Verginius Tricostus, Sp. Cassius Viscellinus.
501: Postumus Cominius, T. Larcius.
500: Serv. Sulpicius Camerinus, M'. Tullius Longus.
499: T. Aebutius Helva, C. Vetusius Geminus.
498: Q. Cloelius Siculus, P. Larcius Flavus.
497: A. Sempronius Atratinus, M. Minucius Augurinus.
496: A. Postumius Regillensis, T. Verginius Tricostus.
495: Ap. Claudius Sabinus, P. Servilius Priscus.
494: A. Verginius Caelimontanus, T. Vetusius Geminus.
493: Sp. Cassius Viscellinus II, Postumus Cominius.
492: T. Geganius Camerinus, P. Minucius Augurinus.
491: M. Minucius Augurinus II, A. Sempronius Atratinus II.
490: Q. Sulpicius Camerinus, Serg. Larcius Flavus.
489: C. Julius Julus, P. Pinarius Rufus.
488: Sp. Nautius Rutilus, Sext. Furius.
487: T. Sicinius (Siccius?), C. Aquilius.
486: Sp. Cassius Viscellinus III, Proculus Verginius Tricostus.
485: Ser. Cornelius Maluginensis, Q. Fabius Vibulanus.
484: L. Aemilius Mamercus, Kaeso Fabius Vibulanus.
483: M. Fabius Vibulanus, L. Valerius Potitus.
482: Q. Fabius Vibulanus II, C. Julius Julus.
481: Kaeso Fabius Vibulanus II, Sp. Furius Fusus.
480: M. Fabius Vibulanus II, Cn. Manlius Cincinnatus.
479: Kaeso Fabius Vibulanus III, T. Verginius.
478: L. Aemilius Mamercus II, C. Servilius Structus Ahala.
477: C. Horatius, T. Menenius Agrippa Lanatus.
476: A. Verginius Tricostus, Sp. Servilius Structus.
475: C. Nautius Rutilus, P. Valerius Poplicola.
474: L. Furius Medullinus, C. (?) Manlius Vulso.
473: L. Aemilius Mamercus III, Opiter Verginius [Vopiscus Julius].
472: L. Pinarius Mamercinus Rufus, P. Furius Fusus.
471: Ap. Claudius Sabinus, T. Quinctius Capitolinus.
470: L. Valerius Poplicola, T. (oder Tib.) Aemilius Mamercus.
469: T. Numicius Priscus, A. Verginius Nomentanus.
468: T. Quinctius Capitolinus II, Q. Servilius Structus.
467: T. (oder Tib.) Aemilius Mamercus II, Q. Fabius Vibulanus.
466: Q. Servilius Priscus, Sp. Postumius Lavinius.
465: Q. Fabius Vibulanus II, T. Quinctius Capitolinus III.
464: A. Postumius Albus, Sp. Furius Fusus.
463: L. Aebutius Helva, P. Servilius Structus.
462: L. Lucretius Tricipitinus, T. Veturius Geminus.
461: P. Volumnius Amentinus, Serv. Sulpicius Macerinus.
460: C. Claudius Sabinus Regillus, P. Valerius Poplicola.

[1]) Vgl. S. 423. Die hier gegebene Anordnung entspricht der jüngern Chronologie (d. h. in der Hauptsache den kapitolinischen Fasten).

459: Q. Fabius Vibulanus III, L. Cornelius Maluginenſis.
458: L. Minucius Esquilinus, C. Nautius Rutilus II.
457: Q. Minucius Esquilinus, M. Horatius Pulvillus.
456: M. Valerius Lactuca, Sp. Verginius Tricoſtus.
455: T. Romilius Vaticanus, C. Veturius Cicurinus.
454: Sp. Tarpejus Capitolinus, A. Aternius Fontinalis.
453: P. Curiatius Trigeminus, Sext. Quinctilius.
452: C. Menenius Agrippa Lanatus, P. Seſtius Capito.
451: Die Dezemvirn[1]: App. Claudius, T. Genucius, *P. Seſtius. L. Veturius, C. Julius, A. Manlius, P. Sulpicius, *P. Curiatius, *T. Romilius, Sp. Poſtumius.
450: Die Dezemvirn: App. Claudius, M. Cornelius Maluginenſis, M. Sergius, *L. Minucius, *Q. Fabius Vibulanus, Q. Poetelius, T. Antonius Merenda, C. Duilius, Sp. Oppius Cornicen, M. Rabulejus.
449: L. Valerius Potitus, M. Horatius Barbatus.
448: Sp. Herminius, T. Verginius Tricoſtus Caelimontanus.
447: M. Geganius Macerinus, C. Julius.
446: T. Quinctius Capitolinus IV, Agrippa Furius Fuſus.
445: M. Genucius Augurinus (?), C. Curtius Chilo (?).
444: Trib. mil. conſul. pot.: A. Sempronius Atratinus, L. Atilius, T. Caecilius.
Konſuln: L. Papirius Mugilanus, L. Sempronius Atratinus.
443: M. Geganius Macerinus II, T. Quinctius Capitolinus V.
442: M. Fabius Vibulanus, Poſtumus Aebutius Cornicen.
441: C. Furius Pacil[i]us, M. Papirius Craſſus.
440: Proculus Geganius Macerinus, L. Menenius Lanatus.
439: T. Quinctius Capitolinus VI, Agr. Menenius Lanatus.
438: Trib. mil. conſul. pot.: Mam. Aemilius, L. Quinctius, L. Julius.
437: M. Geganius Macerinus III, L. Sergius Fidenas.
436: M. Cornelius Maluginenſis, L. Papirius Craſſus.
435: C. Julius II, L. Verginius Tricoſtus.
434: M'. Manlius, Q. Sulpicius Praetextatus.
433: Trib. mil. conſul. pot.: M. Fabius Vibulanus, M. Folius, L. Sergius Fidenas.
432: Trib. mil. conſul. pot.: L. Pinarius Mamercus, L. Furius Medullinus, Sp. Poſtumius Albus.
431: T. Quinctius Cincinnatus (Poenus), Cn. Julius Mento.
430: L. Papirius Craſſus, L. Julius Julus.
429: L. Sergius Fidenas II, Hoſtus Lucretius Tricipitinus.
428: A. Cornelius Coſſus, T. Quinctius Poenus II.
427: C. Servilius Ahala, L. Papirius Mugilanus.
426: Trib. mil. conſul. pot.: T. Quinctius Poenus, C. Furius, M. Poſtumus, A. Cornelius Coſſus.
425: Trib. mil. conſul. pot.: A. Sempronius Atratinus, L. Quinctius Cincinnatus, L. Furius Medullinus, L. Horatius Barbatus.
424: Trib. mil. conſul. pot.: App. Claudius Craſſus, Sp. Nautius Rutilus, L. Sergius Fidenas, Sext. Julius Julus.
423: C. Sempronius Atratinus, Q. Fabius Vibulanus.
422: Trib. mil. conſul. pot.: L. Manlius Capitolinus, Q. Antonius Merenda, L. Papirius Mugilanus.
421: Cn. (od. Num.) Fabius Vibulanus, T. Quinctius Capitolini filius.
420: Trib. mil. conſul. pot.: L. Quinctius Cincinnatus III, Sex. Furius Medullinus II, M. Manlius, A. Sempronius Atratinus.

---

[1]) Die mit * Bezeichneten waren Konſulare.

419: Trib. mil. consul. pot.: Agr. Menenius Lanatus, P. Lucretius Tricipitinus, Sp. Nautius Rutilus.
418: Trib. mil. consul. pot.: L. Sergius Fidenas, M. Papirius Mugilanus, C. Servilius Prisci f.
417: Trib. mil. consul. pot.: Agr. Menenius Lanatus II, C. Servilius Structus II, P. Lucretius Tricipitinus II, Sp. Rutilius Crassus.
416: Trib. mil. consul. pot.: A. Sempronius Atratinus III, M. Papirius Mugilanus II, Sp. Nautius Rutilus III.
415: Trib. mil. consul. pot.: P. Cornelius Cossus, C. Valerius Potitus, T. Quinctius Cincinnatus, M. [oder Num.] Fabius Vibulanus.
414: Trib. mil. consul. pot.: Cn. Cornelius Cossus, L. Valerius Potitus, Q. Fabius Vibulanus II, M. [oder T.] Postumius Regillensis.
413: A. Cornelius Cossus, L. Furius Medullinus.
412: Q. Fabius Ambustus, C. Furius Pacilus.
411: M. Papirius Atratinus, C. Nautius Rutilus.
410: M. Aemilius Mamerc[in]us, C. Valerius Potitus.
409: Cn. Cornelius Cossus, L. Furius Medullinus II.
408: Trib. mil. consul. pot.: C. Julius Julus, P. Cornelius Cossus, C. Servilius Ahala.
407: Trib. mil. consul. pot.: L. Furius Medullinus, C. Valerius Potitus, Cn. [oder Num.] Fabius Vibulanus, C. Servilius Ahala.
406: Trib. mil. consul. pot.: Cn. und P. Cornelius Cossus, Num. Fabius Ambustus, L. Valerius Potitus.
405: Trib. mil. consul. pot.: T. Quinctius Capitolinus, Q. Quinctius Cincinnatus, C. Julius Julus II, A. Manlius, L. Furius Medullinus, M. Aemilius Mamerc[in]us.
404: Trib. mil. consul. pot.: M. Sergius Fidenas, P. Cornelius Maluginensis, C. Valerius Potitus II, C. Cornelius Cossus, K. Fabius Ambustus, Sp. Nautius Rutilus.
403: Trib. mil. consul. pot.: M. Aemilius Mamerc[in]us II, L. Valerius Potitus III, App. Claudius Crassus, M. Quinctilius Varus, L. Julius Julus, M. Furius Camillus, M. Postumius Albinus.
402: Trib. mil. consul. pot.: C. Servilius Ahala III, Q. Servilius, L. Verginius, Q. Sulpicius, A. Manlius, M'. Sergius II.
401: Trib. mil. consul. pot.: L. Valerius Potitus IV, M. Furius Camillus, M. Aemilius Mamerc[in]us III, C. Cornelius Cossus III, K. Fabius Ambustus II, L. Julius Julus.
400: Trib. mil. consul. pot.: P. Licinius Calvus, P. Manlius Vulso, L. Titinius Pansa, P. Maelius, Sp. [od. L.] Furius Medullinus, L. Publilius Volscus Philo.
399: Trib. mil. consul. pot.: M. Veturius, M. Pomponius Rufus, Cn. Duilius Longus, Volero Publilius Philo, Cn. Genucius, L. Atilius Priscus.
398: Trib. mil. consul. pot.: L. Valerius Potitus V, M. Valerius Maximus, M. Furius Camillus II, L. Furius Medullinus III, Q. Servilius Fidenas II, Q. Sulpicius Camerinus III.
397: Trib. mil. consul. pot.: L. Julius Julus II, L. Furius Medullinus IV, L. Sergius Fidenas, A. Postumius Regillensis, P. Cornelius Maluginensis, A. Manlius Vulso III.
396: Trib. mil. consul. pot.: P. Licinius Calvus II, L. Titinius Pansa II., Q. Manlius Vulso, P. Maelius II, Cn. Genucius II, L. Atilius Priscus.
395: Trib. mil. consul. pot.: P. Cornelius Cossus, P. Cornelius Scipio, M. Valerius Maximus II, K. Fabius Ambustus II, L. Furius Medullinus V, Q. Servilius III.

394: Trib. mil. consul. pot.: L. Furius Medullinus VI, C. Aemilius, L. Valerius Poplicola, Sp. Postumius, P. Cornelius Scipio II, M. Furius Camillus III.
393: L. Lucretius Flavus, Serv. Sulpicius Camerinus.
392: L. Valerius Potitus, M. Manlius Capitolinus.
391: Trib. mil. consul. pot.: L. Lucretius, Serv. Sulpicius, M. Aemilius II, L. Furius Medullinus VII, Agr. Furius, C. Aemilius II.
390: Trib. mil. consul. pot.: Drei Fabier, Q. Sulpicius Longus, Q. Servilius IV, P. Cornelius Maluginensis.
389: Trib. mil. consul. pot.: L. Valerius Publicola II, L. Verginius, P. Cornelius, A. Manlius, L. Aemilius, L. Postumius.
388: Trib. mil. consul. pot.: T. Quinctius Cincinnatus, Q. Servilius Fidenas V, L. Julius Julus, L. Aquilius Corvus, L. Lucretius Tricipitinus, Serv. Sulpicius Rufus.
387: Trib. mil. consul. pot.: L. Papirius, C. Cornelius, C. Sergius, L. Aemilius II, L. Menenius, L. Valerius Publicola II.
386: Trib. mil. consul. pot.: M. Furius Camillus IV, Ser. Cornelius Maluginensis, Q. Servilius Fidenas VI, L. Quinctius Cincinnatus, L. Horatius Pulvillus, P. Valerius.
385: Trib. mil. consul. pot.: A. Manlius, P. Cornelius, T. und L. Quinctii Capitolini, L. Papirius Cursor II, C. Sergius II.
384: Trib. mil. consul. pot.: Ser. Cornelius Maluginensis II, P. Valerius Potitus II, M. Furius Camillus V, Ser. Sulpicius Rufus II, C. Papirius Crassus, T. Quinctius Cincinnatus II.
383: Trib. mil. consul. pot.: L. Valerius IV, A. Manlius III, L. Lucretius, L. Aemilius III, Ser. Sulpicius III, M. Trebonius.
382: Trib. mil. consul. pot.: Sp. et L. Papirii, Ser. Cornelius Maluginensis III, Q. Servilius, C. Sulpicius, L. Aemilius IV.
381: Trib. mil. consul. pot.: M. Furius Camillus VI, A. et L. Postumii Regillenses, L. Furius Medullinus, L. Lucretius, M. Fabius Ambustus.
380: Trib. mil. consul. pot.: L. Valerius V, P. Valerius III, C. Sergius III, L. Menenius II, P. Papirius, Ser. Cornelius Maluginensis.
379: Trib. mil. consul. pot.: P. und C. Manlii, L. Julius, C. Sextilius, M. Albinius, L. Antistius.
378: Trib. mil. consul. pot.: L. Menenius III, P. Cloelius, M. Horatius, Sp. Furius, Q. Servilius II, L. Geganius.
377: Trib. mil. consul. pot.: L. Aemilius, P. Valerius IV, C. Veturius, Ser. Sulpicius, L. und C. Quinctii Cincinnati.
376—371: Solitudo magistratuum.
370: Trib. mil. consul. pot.: L. Furius, A. Manlius, Serv. Sulpicius Praetextatus, Serv. Cornelius Maluginensis, P. und C. Valerius Potitus.
369: Trib. mil. consul. pot.: Q. Servilius, C. Veturius, A. Cossus, M. Cornelius Maluginensis, Q. Quinctius Cincinnatus, M. Furius Ambustus II.
368: Trib. mil. consul. pot.: T. Quinctius Cincinnatus, Serv. Cornelius Maluginensis, Serv. Sulpicius Praetextatus, L. Papirius Crassus, Sp. Servilius Structus, L. Veturius Crassus.
367: Trib. mil. consul. pot.: A. Cossus II, M. Cornelius Maluginensis II, M. Geganius Macerinus, P. Manlius Capitolinus, L. Veturius Crassus, P. Valerius Potitus II.
366: L. Sextius Lateranus, L. Aemilius Mamerc[in]us.
365: L. Genucius Aventinensis, Q. Servilius Ahala.
364: C. Servilius Peticus, C. Licinius Calvus.
363: Cn. Genucius Aventinensis, L. Aemilius Mamerc[in]us II.
362: Q. Servilius Ahala II, L. Genucius Aventinensis II.

361: C. Servilius Peticus II, C. Licinius Stolo.
360: C. Paetelius Balbus, M. Fabius Ambustus.
359: M. Popilius Laenas, Cn. Manlius Capitolinus.
358: C. Fabius Ambustus, C. Plautius Proculus.
357: C. Marcius, Cn. Manlius Capitolinus.
356: M. Fabius Ambustus II, M. Popilius Laenas II.
355: C. Sulpicius Peticus III, M. Valerius Poplicola.
354: M. Fabius Ambustus III, T. Quinctius (M. Popilius?).
353: C. Sulpicius Peticus IV, M. Valerius Poplicola II.
352: P. Valerius Poplicola, C. Marcius Rutilus.
351: C. Sulpicius Peticus V, F. (od. Kaeso od. C.) Quinctius Poenus.
350: L. Cornelius Scipio, M. Popilius Laenas III.
349: L. Furius Camillus, App. Claudius Craſſus.
348: M. Valerius Corvus, M. Popilius Laenas IV.
347: T. Manlius Torquatus, C. Plautius.
346: M. Valerius Corvus II, C. Poetelius Libo.
345: M. Fabius Dorſuo, Serv. Sulpicius Camerinus.
344: C. Marcius Rutilus III, T. Manlius Torquatus II.
343: M. Valerius Corvus III, A. Cornelius Coſſus.
342: C. Marcius Rutilus, Q. Servilius Ahala.
341: C. Plautius II, L. Aemilius Mamerc[in]us.
340: T. Manlius Torquatus III, P. Decius Mus.
339: Tib. Aemilius Mamerc[in]us, Q. Publilius Philo.
338: L. Furius Camillus, C. Maenius Nepos.
337: C. Sulpicius Longus, P. Aelius Paetus.
336: L. Papirius Craſſus, C. Duilius.
335: M. Valerius Corvus IV, M. Atilius Regulus.
334: T. Veturius Calvinus, Sp. Poſtumius Albinus.
333: fällt aus.
332: A. Cornelius Coſſus II, Cn. Domitius Calvinus.
331: M. Claudius Marcellus, T. (oder L.) Valerius Potitus.
330: L. Papirius Craſſus, L. Plautius Venox.
329: L. Aemilius Mamerc[in]us II, C. Plautius Decianus.
328: P. Plautius Proculus, P. Cornelius Scapula.
327: L. Cornelius Lentulus, Q. Publilius Philo II.
326: C. Poetelius, L. Papirius Mugilanus (Curſor).
325: L. Furius Camillus II, D. Junius Brutus Scaeva.
324: fällt aus.
323: C. Sulpicius Longus II, Q. Aemilius Cerretanus.
322: Q. Fabius Maximus Rullianus, L. Fulvius Curvus.
321: T. Veturius Calvinus II, Sp. Poſtumius Albinus II.
320: Q. Publilius Philo III, L. Papirius Curſor.
319: L. Papirius Curſor II, Q. Aemilius Cerretanus II.
318: M. Folius Flaccina, L. Plautius Venox II.
317: C. Junius Bubulcus, Q. Aemilius Barbula.
316: Sp. Nautius Rutilus, M. Popilius Laenas.
315: Q. Publilius Philo II, L. Papirius Curſor III.
314: M. Poetelius Libo, C. Sulpicius Longus III.
313: L. Papirius Curſor IV, C. Junius Bubulcus II.
312: M. Valerius Maximus, P. Decius Mus.
311: C. Junius Bubulcus III, Q. Aemilius Barbula II.
310: C. Marcius Rutilus, Q. Fabius Maximus Rullianus II.
309: Ganzjähriges Diktaturjahr (nach den kapitolin. Faſten).
308: Q. Fabius Maximus Rullianus III, P. Decius Mus II.
307: App. Claudius Caecus, L. Volumnius Flamma Violens.

306: P. Cornelius Arvina, Q. Marcius Tremulus.
305: L. Poſtumius Megellus, Tib. Minucius Augurinus.
304: P. Sulpicius Saverrio, P. Sempronius Sophus.
303: L. Genucius Aventinenſis, Serv. Cornelius Lentulus.
302: M. Livius Denter, M. Aemilius Paullus.
301: Keine Konſuln. Diktaturjahr der kapitolin. Faſten.
300: M. Valerius Corvus, Q. Apulejus Panſa.
299: M. Fulvius Paetinus, T. Manlius Torquatus.
298: L. Cornelius Scipio, Cn. Fulvius Centumalus.
297: Q. Fabius Maximus IV, P. Decius Mus III.
296: App. Claudius Caecus II, L. Volumnius Flamma Violens II.
295: Q. Fabius Maximus V, P. Decius Mus IV.
294: L. Poſtumius Megellus II, M. Atilius Regulus.
293: Sp. Carvilius Maximus, L. Papirius Curſor.
292: Q. Fabius Maximi f. Gurges, D. Junius Brutus Scaeva.
291: L. Poſtumius, C. Junius.
290: P. Cornelius Rufinus, M. Curius Dentatus.
289: M. Valerius, Q. Caedicius Noctua.
288: Q. Marcius Tremulus II, P. Cornelius Arvina II.
287: M. Claudius Marcellus, C. Nautius Rutilus.
286: M. Valerius, C. Aelius Paetus.
285: C. Claudius Canina, M. Aemilius Lepidus.
284: C. Servilius (Tuccus?), L. Caecilius Metellus Denter.
283: P. (od. C.) Cornelius Dolabella, Cn. Domitius Calvinus.
282: C. Fabricius Luſcinus, Q. Aemilius Papus.
281: Q. Marcius Philippus, L. Aemilius Barbula.
280: Tib. Coruncanius, P. Valerius Laevinus.
279: P. Sulpicius Saverrio, P. Decius Mus.
278: C. Fabricius Luſcinus II, Q. Aemilius Papus II.
277: P. Cornelius Rufinus II, C. Junius Brutus.
276: Q. Fabius Gurges II, C. Genucius Clepſina.
275: M'. Curius Dentatus II, L. Lentulus Caudinus.
274: M'. Curius Dentatus III, Serv. Cornelius.
273: C. Fabius Licinius, C. Claudius Canina.
272: L. Papirius Curſor, Sp. Carvilius Maximus II.
271: C. Quinctius Claudus, L. Genucius Clepſina.
270: C. Genucius Clepſina, Cn. Cornelius Blaſio.
269: C. Fabius Pictor, Q. Culnius (Ogulnius?) Sabinus.
268: P. Sempronius, M. (oder Ap.) Claudius Rufus.
267: M. Atilius Regulus, C. Junius Libo.
266: Dec. Junius, Pera, C. Fabius Pictor(?).
265: Q. Fabius Maximus II, Q. Manlius (Mamilius?) Vitulus.
264: App. Claudius Caudex, (Q. oder M.) Fulvius Flaccus.
263: M. Valerius Maximus, M'. Otacilius Craſſus.
262: Q. Mamilius Vitulus, T. Poſtumius Megellus.
261: L. Valerius Flaccus, T. Otacilius Craſſus.
260: C. Duilius, Cn. Cornelius Scipio Aſina.
259: C. Aquilius Florus, L. Cornelius Scipio.
258: A. Atilius Calatinus, C. Sulpicius Paterculus.
257: C. Atilius Regulus, Cn. Cornelius Blaſio II.
256: L. Manlius Vulſo Longus, Q. Caedicius (M. Atilius Regulus II.).
255: M. Aemilius Paulus, Ser. Fulvius Paetinus Nobilior.
254: Cn. Cornelius Scipio Aſina II, A. Atilius Calatinus II.
253: Cn. Servilius Caepio, C. Sempronius Blaeſus.
252: C. Aurelius Cotta, P. Servilius Geminus.

251: L. Caecilius Metellus, C. Furius Pacilus.
250: C. Atilius Regulus II, L. Manlius Vulso II.
249: P. Claudius Pulcher, L. Junius Pullus.
248: C. Aurelius Cotta II, P Servilius Geminus II.
247: L. Caecilius Metellus II, Num. Fabius Buteo.
246: M'. Otacilius Craſſus II, M. Fabius Licinus.
245: M. Fabius Buteo, C. Atilius Bulbus.
244: A. Manlius Torquatus, C. Sempronius Blaeſus II.
243: C. Fundanius Fundulus, C. Sulpicius Galba (Galus).
242: C. Lutatius Catulus, A. Poſtumius Albinus.
241: Q. Lutatius Cerco, A. Manlius Torquatus II.
240: C. Claudius Cento, M. Sempronius Tuditanus.
239: C. Mamilius Turrinus, Q. Valerius Falto.
238: Tib. Sempronius Gracchus, P. Valerius Falto.
237: Q. Fulvius Flaccus, L. Cornelius Lentulus Caudinus.
236: P. Cornelius Lentulus Caudinus, C. Licinius Varus.
235: T. Manlius Torquatus, C. Atilius Bulbus II.
234: L. Poſtumius Albinus, Sp. Carvilius Maximus Ruga.
233: Q. Fabius Maximus, M'. Pomponius Matho.
232: M. Aemilius Lepidus, M. Publicius Malleolus.
231: M'. Pomponius Matho, C. Papirius Maſo.
230: M. Aemilius Barbula, M. Junius Pera.
229: Cn. Fulvius Centumalus, L. Poſtumius Albinus II.
228: Q. Fabius Maximus II, Verrucoſus, Sp. Carvilius Maximus Ruga II.
227: P. Valerius Flaccus, M. Atilius Regulus.
226: M. Valerius Meſſala, L. Apuſtius Fullo.
225: L. Aemilius Papus, C. Atilius Regulus.
224: T. Manlius Torquatus II, Q. Fulvius Flaccus II.
223: C. Flaminius, P. Furius Philus.
222: Cn. Cornelius Scipio Calvinus, M. Claudius Marcellus.
221: P. Cornelius Scipio Aſina (Naſica?), M Minucius Rufus.
220: L. Veturius, C. Lutatius.
219: M. Livius Salinator, L. Aemilius Paullus.
218: P. Cornelius Scipio, Tib. Sempronius Longus.
217: C. Flaminius II, Cn. Servilius Geminus (coſ. ſuff.: M. Atilius Regulus II).
216: C. Terentius Varro, L. Aemilius Paullus II.
215: L. Poſtumius Albinus, Tib. Sempronius Gracchus (M. Claudius Marcellus II, Q. Fabius Maximus III).
214: M. Claudius Marcellus III, Q. Fabius Maximus IV.
213: Tib. Sempronius Gracchus II, Q. Fabius Maximus.
212: Q. Fulvius Flaccus III, App. Claudius Pulcher.
211: P. Servilius Galba, Cn. Fulvius Centumalus.
210: M. Valerius Laevinus, M. Claudius Marcellus.
209: Q. Fulvius Flaccus IV, Q. Fabius Maximus V.
208: M. Claudius Marcellus V, IV, T. Quinctius Crispinus.
207: M. Livius Salinator II, C. Claudius Nero.
206: L. Veturius Philo, Q. Caecilius Metellus.
205: P. Cornelius Scipio Africanus, P. Licinius Craſſus.
204: M. Cornelius Cethegus, P. Sempronius Tuditanus.
203: Cn. Servilius Caepio, C. Servilius Geminus.
202: M. Servilius Pulex Geminus, Tib. Claudius Nero.
201: Cn. Cornelius Lentulus, P. Aelius Paetus.
200: P. Sulpicius Galba, C. Aurelius Cotta.
199: P. Villius Tappulus, L. Cornelius Lentulus.
198: T. Quinctius Flamininus, Sext. Aelius Paetus.

197: C. Cornelius Cethegus, Q. Minucius Rufus.
196: M. Claudius Marcellus, L. Furius Purpureo.
195: M. Porcius Cato, L. Valerius Flaccus.
194: P. Cornelius Scipio Africanus II, Tib. Sempronius Longus.
193: L. Cornelius Merula, Q. Minucius Thermus.
192: L. Quinctius Flamininus, Cn. Domitius Ahenobarbus.
191: M'. Acilius Glabrio, P. Cornelius Scipio Nasica.
190: L. Cornelius Scipio Asiaticus, C. Laelius.
189: Cn. Manlius Vulso, M. Fulvius Nobilior.
188: M. Valerius Messalla, C. Livius Salinator.
187: C. Flaminius, M. Aemilius Lepidus. — cos. suff. Q. Minucius Rufus.
186: Sp. Postumius Albinus, Q. Marcius Philippus.
185: App. Claudius Pulcher, M. Sempronius Tuditanus.
184: P. Claudius Pulcher, L. Porcius Licinus.
183: Q. Fabius Labeo, M. Claudius Marcellus.
182: L. Aemilius Paullus, Cn. Baebius Tamphilus.
181: P. Cornelius Cethegus, M. Bäbius Tamphilus.
180: C. Calpurnius Piso, A. Postumius Albinus Luscus.
179: Q. Fulvius Flaccus, L. Manlius Acidinus Fulvianus.
178: M. Junius Brutus, A. Manlius Vulso.
177: Tib. Sempronius Gracchus, C. Claudius Pulcher.
176: Cn. Cornelius Scipio, Q. Petilius Spurinus.
175: M. Aemilius Lepidus II, P. Mucius Scaevola.
174: Q. Mucius Scaevola, Sp. Postumius Albinus.
173: L. Postumius Albinus, M. Popilius Laenas.
172: C. Popilius Laenas, P. Aelius Ligus.
171: P. Licinius Crassus, C. Cassius Longinus.
170: A. Hostilius Mancinus, A. Atilius Serranus.
169: Q. Marcius Philippus II, Cn. Servilius Caepio.
168: L. Aemilius Paullus II, L. Licinius Crassus.
167: Q. Aelius Paetus, M. Junius Pennus.
166: C. Sulpicius Gallus, M. Claudius Marcellus.
165: Cn. Octavius, T. Manlius Torquatus.
164: Q. Cassius Longinus Ravilla, A. Manlius Torquatus.
163: Tib. Sempronius Gracchus II, M'. Juventus Thalna.
162: P. Cornelius Lentulus, Cn. Domitius Ahenobarbus. [P. Cornelius Scipio Nasica Corculum, C. Marcius Figulus: Wahl ungültig.]
161: C. Fannius Strabo, M. Valerius Messalla.
160: M. Cornelius Cethegus, L. Anicius Gallus.
159: C. Cornelius Dolabella, M. Fulvius Nobilior.
158: C. Popilius Laenas II, M. Aemilius Lepidus.
157: Sex. Julius Caesar, L. Aurelius Orestes.
156: C. Marcius Figulus II, L. Cornelius Lentulus Lupus.
155: P. Cornelius Scipio Nasica Corculum II, M. Claudius Marcellus II.
154: Q. Opimius, L. Postumius Albinus.
153: Q. Fulvius Nobilior, T. Annius Luscus[1]).
152: M. Claudius Marcellus III, L. Valerius Flaccus.
151: L. Licinius Lucullus, A. Postumius Albinus.
150: T. Quinctius Flamininus, M'. Acilius Balbus.
149: M'. Manilius, L. Marcius Censorinus.
148: L. Calpurnius Piso. Sp. Postumius Albinus.
147: C. Livius Drusus, P. Cornelius Scipio Aemilianus.
146: L. Mummius, Cn. Cornelius Lentulus.

[1] Von da ab erfolgt der Amtsantritt der Konsuln am 1. Januar.

145: Q. Fabius Maximus Aemilianus, L. Hostilius Mancinus.
144: Serv. Sulpicius Galba, L. Aurelius Cotta.
143: Q. Caecilius Metellus Macedonicus, App. Claudius Pulcher.
142: L. Caecilius Metellus Calvus, Q. Fabius Maximus Servilianus.
141: Cn. Servilius Caepio, Q. Pompejus.
140: Q. Servilius Caepio, C. Laelius Sapiens.
139: M. Popilius Laenas, Cn. (oder L.) Calpurnius Piso.
138: D. Junius Brutus, P. Cornelius Scipio Nasica Serapio.
137: C. Hostilius Mancinus, M. Aemilius Lepidus Porcina.
136: P. Furius Philus, Sext. Atilius Serranus.
135: Q. Calpurnius Piso, Sev. Fulvius Flaccus.
134: P. Cornelius Scipio Aemilianus II, C. Fulvius Flaccus.
133: L. Calpurnius Piso Frugi, P. Mucius Scaevola.
132: P. Popilius Laenas, P. Rupilius.
131: P. Licinius Crassus Mucianus, L. Valerius Flaccus.
130: M. Perperna, L. Cornelius Lentulus (App. Claudius Pulcher?).
129: M'. Aquillius, C. Sempronius Tuditanus.
128: Cn. Octavius, T. Annius Rufus.
127: L. Cassius Longinus, L. Cornelius Cinna.
126: L. Aurelius Orestes, M. Aemilius Lepidus.
125: M. Fulvius Flaccus, P. Plautius Hypsaeus.
124: C. Sextius Calvinus, C. Cassius Longinus.
123: T. Quinctius Flamininus, Q. Caecilius Metellus Baliaricus.
122: C. Fannius Strabo, Cn. Domitius Ahenobarbus.
121: L. Opimius, Q. Fabius Maximus Allobrogicus.
120: C. Papirius Carbo, P. Manlius.
119: L. Aurelius Cotta, L. Caecilius Metellus Delmaticus.
118: M. Porcius Cato, Q. Marcius Rex.
117: L. Caecilius Metellus Diadematus, Q. Mucius Scaevola.
116: C. Licinius Geta, Q. Fabius Maximus.
115: M. Caecilius Metellus, M. Aemilius Scaurus.
114: C. Porcius Cato, M. Acilius Balbus.
113: C. Caecilius Metellus Caprarius, Cn. Papirius Carbo.
112: M. Livius Drusus, L. Calpurnius Piso Caesoninus.
111: L. Calpurnius Bestia, P. Cornelius Scipio Nasica.
110: Sp. Postumius Albinus, M. Minucius Rufus.
109: Q. Caecilius Metellus Numidicus, M. Junius Silvanus.
108: M. Aurelius Scaurus, Serv. Sulpicius Galba.
107: C. Marius, L. Cassius Longinus.
106: Q. Servilius Caepio, C. Atilius Serranus.
105: Cn. Mallius Maximus, P. Rutilius Rufus.
104: C. Marius II, C. Flavius Fimbria.
103: C. Marius III, L. Aurelius Orestes.
102: C. Marius IV, Q. Lutatius Catalus.
101: C. Marius V, M'. Aquillius.
100: C. Marius VI, L. Valerius Flaccus.
99: M. Antonius, A. Postumius Albinus.
98: T. Didius, Q. Caecilius Metellus Nepos.
97: P. Licinius Crassus, Cn. Cornelius Lentulus.
96: Cn. Domitius Ahenobarbus, C. Cassius Longinus.
95. L. Licinius Crassus, Q. Mucius Scaevola.
94: L. Domitius Ahenobarbus, C. Laelius Caldus.
93: C. Valerius Flaccus, M. Herennius.
92: M. Perperna, C. Claudius Pulcher.
91: L. Marcius Philippus, Sext. Julius Caesar.

90: P. Rutilius Lupus, L. Julius Caesar.
89: Cn. Pompejus Strabo, L. Porcius Cato.
88: Q. Pompejus Rufus, L. Cornelius Sulla.
87: L. Cornelius Cinna, (L. Cornelius Merula cos. suff.) Cn. Octavius.
86: L. Cornelius Cinna II [C. Marius VII.], L. Valerius Flaccus.
85: L. Cornelius Cinna III, Cn. Papirius Carbo.
84: L. Cornelius Cinna IV, Cn. Papirius Carbo II.
83: L. Cornelius Scipio Asiaticus, C. Junius Norbanus Bulbus.
82: Cn. Papirius Carbo, C. Marius f., L. Gellius Poplicola.
81: M. Tullius Decula, Cn. Cornelius Dolabella.
80: L. Cornelius Sulla II, Q. Caecilius Metellus Pius.
79: P. Servilius Vatia Isauricus, App. Claudius Pulcher.
78: M. Aemilius Lepidus, Q. Lutatius Catulus.
77: D. Junius Brutus, Mam. Aemilius Lepidus Livianus.
76: Cn. Octavius, C. Scribonius Curio.
75: L. Octavius, C. Aurelius Cotta.
74: L. Licinius Lucullus, M. Aurelius Cotta.
73: C. Cassius Longinus (Varus), M. Terentius Varro.
72: L. Gellius Poplicola, Cn. Cornelius Lentulus Clodianus.
71: Cn. Aufidius Orestes, P. Cornelius Lentulus Sura.
70: M. Licinius Crassus, Cn. Pompejus Magnus.
69: Q. Caecilius Metellus Creticus, Q. Hortensius.
68: L. Caecilius Metellus, Q. Marcius Rex.
67: C. Calpurnius Piso, M'. Acilius Glabrio [cos. suff.: L. Cornelius Merula].
66: M'. Aemilius Lepidus, L. Volcatius Tullus.
65: L. Manlius Torquatus, L. Cornelius Cotta.
64: L. Julius Caesar, C. Marcius Figulus.
63: M. Tullius Cicero, C. Antonius Hybrida.
62: D. Junius Silanus, L. Licinius Murena.
61: M. Pupius Piso Frugi Calpurnianus, M. Valerius Messalla Niger.
60: L. Afranius, Q. Caecilius Metellus Celer.
59: C. Julius Caesar, M. Calpurnius Bibulus.
58: A. Gabinius, L. Calpurnius Piso Caesoninus.
57: Q. Caecilius Metellus Nepos, P. Cornelius Lentulus Spinther.
56: Cn. Cornelius Lentulus Marcellinus, L. Marcius Philippus.
55: M. Licinius Crassus II, Cn. Pompejus II.
54: App. Claudius Pulcher, L. Domitius Ahenobarbus.
53: Cn. Domitius Calvinus, M. Valerius Messalla.
52: Cn. Pompejus III, [Q. Caecilius Metellus Scipio].
51: M. Claudius M. f. Marcellus, Serv. Sulpicius Rufus.
50: L. Aemilius Paullus, C. Claudius C. f. Marcellus.
49: C. Claudius M. f. Marcellus, L. Cornelius Lentulus Crus.
48: C. Julius Caesar II, P. Servilius Vatia Isauricus.
47: [Q. Fufius Calenus, P. Vatinius].
46: C. Julius Caesar III, M. Aemilius Lepidus.
45: [Q. Fabius Maximus], C. Julius Caesar IV [coss. suff.: C. Caninius Rebilus, C. Trebonius].
44: C. Julius Caesar V, M. Antonius [cos. suff.: P. Cornelius Dolabella].
43: C. Vibius Pansa, A. Hirtius [coss. suff.: C. Carrinas Albinus, P. Ventidius].
42: L. Munatius Plancus, M. Aemilius Lepidus II.
41: L. Antonius, P. Servilius.
40: C. Asinius Pollio, Cn. Domitius Calvinus [coss. suff.: L. Cornelius Balbus, P. Canidius Crassus].

39: C. Calvisius Sabinus, L. Marcius Censorinus [coss. suff.: P. Alfenus Varus, L. Coccejus Nerva].
38: C. Norbanus Flaccus, P. Cornelius, L. Marcius.
37: T. Statilius Taurus, M. Vipsanius Agrippa.
36: App. Claudius Nerius, M. Coccejus Nerva [coss. suff.: L. Gellius Poplicola].
35: L. Cornificius, Sext. Pompejus.
34: L. Sempronius Atratinus, L. Scribonius Libo [coss. suff.: L. Aemilius Paullus, C. Memmius, M. Herennius].
33: Imperator Caesar II, L. Volcatius Tullus [coss. suff.: P. Autronius, L. Flavius, C. Fontejus, M'. Acilius, Vinicius, G. Larronius].
32: Cn. Domitius Ahenobarbus, C. Sossius [coss. suff.: L. Cornelius, M. Valerius Messala].
31: M. Antonius, M. Valerius Messala.

D. Die römischen Kaiser.

1. Das julisch-claudische Haus.
   C. Julius Caesar Octavianus Augustus 31 v. — 14 n. Chr.
   Tiberius 14—37.
   Caius Caligula 37—41.
   Claudius 41—54.
   Nero 54—68.
2. Das Dreikaiserjahr 68—69.
   Galba. Otho. Vitellius.
3. Die flavische Dynastie 69—96.
   Vespasianus 69—79.
   Titus 79—81.
   Domitianus 81—96.
4. Die durch Adoption zum Thron erhobenen Kaiser.
   Nerva 96—98.
   Trajanus 98—117.
   Hadrianus 117—138.
   T. Antoninus Pius 138—161.
   Marcus Aurelius 161—180 und L. Aurelius Verus 161—169.
   Avidius Cassius 175.
   M. Aurelius Commodus 180—192.
   Pertinax 1. I — 28. III. 193. Didius Julianus 29. III. — 2. VI. 193.
5. Die Dynastie der Severe 193—235.
   L. Septimius Severus 193—211.
   D. Clodius Albinus 193—197. C. Pescennius Niger 193—194.
   Caracalla 211—217 und Geta.
   M. Opellius Macrinus 217—218. Diadumenianus.
   M. Aurelius Heliogabalus 218—222.
   M. Alexander Severus 222—235.
6. Die Zeiten der Anarchie 235—284.
   Maximinus Thrax. 235—238.
   Gordianus I. und II. Pupienus. Balbinus.

Gordianus III. 238—244.
Philipp der Araber 244—249.
Jotapianus, Uranius, Pacatianus.
Decius 249—251. Hostilianus.
Gallus 251—253.
Ämilianus 253.
Valerianus 253—260 und Gallienus 253(260)—268.
Die sogenannten dreißig Tyrannen.
M. Aurelius Claudius II. 268—270.
L. Domitius Aurelianus 270—275.
Tetricus. Odaenathus und Zenobia.
M. Claudius Tacitus 275—276.
M. Aurelius Probus 276—282.
Saturninus 279/80. Bonosus. Proculus.
M. Aurelius Carus 282—284.
Sabinus Julianus.

7. Die absolute Monarchie 284—395.

C. Valerius Diocletianus 284—305 († 313) und M. Aurelius Valerius Maximianus 284—305 († 310).
Cäsaren: Constantius Chlorus und C. Valerius Galerius.
Carausius 287—293. Allectus 293—296. Achillëus 296.
Constantius Chlorus 305—306. Galerius 305—311.
Cäsaren: Flavius Valerius Severus und Maximinus Daza.
Maxentius 306—312.
Constantinus d. Gr. 313—337.
Licinius 313—324.
Constantinus II. 337—340. Constantius II. 337—361. Constans 337—350.
Magnentius 350—353. Decentius.
Julianus Apostata 361—363.
Jovianus 363—364.
Valentinianus I. 364—375 und Valens 364—378.
Gratianus 375—383 und Valentinianus II. 375—392.
Theodosius d. Gr. 379—395.
Die Teilung des Reichs.

Die Kaiser des weströmischen Reichs siehe II, § 21, 24, 26.
Die Kaiser des oströmischen (byzantinischen) Reichs siehe II, § 28, 43, 49, 159—164, 226, 379.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY